

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY



~~Zeitschr. Philol.~~

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

NEUNUNDVIERZIGSTER BAND

239 897
16. 1. 22

VERLAG VON W. KOHLHAMMER

BERLIN W 35
Derfflingerstrasse 16

STUTTGART
Urbanstrasse 14

LEIPZIG
Taubchenweg 21

1923

DF

3003

Z 35

Bd. 109-50

Inhalt.

Abhandlungen

Seite

Die runeninschrift der grösseren Nordendorfer spange. Von Siegmund Feist	1
Der wul der gotischen bibel schluss. Von Friedrich Katfimaun	11
Aus Heinrich Christian Bojes nachlass. Von Ernst Consentius	57 195
Die nordische und deutsche Hildebrandsage. Von Helmut de Boer	149
Die Eilsaßabliegende im gereinigten Passional. Von Maria Gessenich	181
53. Versammlung deutscher präbosten und schünmänner. Von Borchardt und Neumann	248

Miszellen

Zu 'Ludwig's kreuzfahrt'. Von Hans Naumann	78
Zu gebrauch der konkurrierenden abstraktbildungen im gotischen. Von Hans Gürtler	82
Zu den briefen der frau rat. Von Albert Leitzmann	89
'Welche die Land gebahr'. zu Zeitschr. 48. 145. Von Victor Michels	94
Adramare und die germanische framea. Von M. Isaberkow	229
Klopstockbriefe. Von Ernst Consentius	232
Zu den Nachwachen des Bonaventura. Von Hans Naumann	240
Zu Goethes sprache. Von Christi. Krage	248

Literatur

Das Mauerberger Austerbuch: angez. von Karl Helm	85
Konrad Burdach. Vom mittelalter zur reformation. angez. von Karl Borinski (†)	96
Dr. Jan de Vries. Studien over ianische wlladen. angez. von H. die Moor	104
D. Martin Luthers werke: angez. von Alfred Götze	114
Alfred Kloss. Die Heidelbergischen pabrücher der literatur im ten jahren 1808 bis 1816: angez. von Jos. Körner	119
Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). Sämtliche werke in 24 bänden: angez. von Rudolf Schlösser (†)	132
Jahn Holmberg. Zur geschichte der penprastischen verbodung des verbum substantivum mit dem partizipium presentis im kontinentalgermanischen: angez. von V. Moser	137
Fritz Günther. Die schlesische volksstimmforschung: angez. von Karl Reuschel	142
V. S. Mansikka. Über russische zaubertormeln mit berücksdltung der fest- und verrenkungsregeln: angez. von J. Schwietering	256
Reidar Th. Christiansen. Die nnnischen und nordischen varianten des zweiten Merseburger spruches: angez. von J. Schwietering	254

Tristan and Isolt, A study of the sources of the romance; angez. von Karl Reuschel	258
Georges Duriez, La théologie dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge; angez. von Karl Helm	260
Georges Duriez, Les apocryphes dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge; angez. von Karl Helm	261
Franz Rolf Schröder, Hálfdanarsaga Eysteinnssonar; angez. von Finnur Jónsson	262
Walther Heinrich Vogt, Vatusdøla saga; angez. von Finnur Jónsson	264
G. Einar Törnqvall, Die beiden ältesten drucke von Grimmelhansens 'Simplicissimus' sprachlich verglichen; angez. von V. Moser	267
Guido Kisch, Leipziger schöffenspruchsammlung; angez. von Wolfgang Stammler.	273
Alfred Kuhn, Die Faustillustrationen des Peter Cornelius; angez. von Carl Enders	279
Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten jahren seines lebens; angez. von Carl Enders	280
Friedrich Kluge, Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache; angez. von Alfred Götze	282
Werner Hodler, Beiträge zur wortbildung und wortbedeutung im Bern-deutschen; angez. von Gustav Binz	289
Manfred Szadrowsky, Nomina agentis des schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung; angez. von Gustav Binz	302
Preisaufrage der königl. deutschen gesellschaft zu Königsberg i. Pr. . . .	144
Berichtigungen zu Band 47	144
Friedrich Nietzsche-preis für 1923	305
Nachrichten	143. 305
Neue erscheinungen	145. 307

Die Zeitschrift für deutsche philologie erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 8 hogen zum preise von M 2000.— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 373 a). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle manuskripte und mitteilungen, sowie recensiosexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel, zu richten. Die manuskripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuskripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrags erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 5 M für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaktion gelesen.

DIE RUNENINSCHRIFT DER GRÖßEREN NORDEN- DORFER SPANGE.

Nach den ausführungen Th. von Grienbergers in Zeitschr. 45, 133 ff., F. v. d. Leyens, Zs. d. v. f. volkskunde 25, 136 ff., W. von Unwerths, ebenda 26, 8 ff., habe ich mich Zeitschr. 47, 5 ff. ebenfalls mit der genannten runeninschrift befasst. Im folgenden hoffe ich einen weiteren beitrug zu ihrer aufhellung zu bieten.

Die inschrift zerfällt der äusseren anordnung und den schriftzügen nach offenbar in zwei, von verschiedenen händen angebrachte teile¹, die zudem umgekehrt zueinander stehen. Zuerst wurde die längere, seitlich vom nadelansatz stehende inschrift angebracht, später die über demselben befindliche kürzere runenfolge eingeritzt. Diese reihenfolge ergibt sich, abgesehen von der abweichenden grösse der runenzeichen in beiden teilen, über jeden zweifel erhaben aus dem umstand, dass die letzten drei runen der kürzeren inschrift viel enger zusammengedrängt sind, als die vorderen, da es dem zweiten runenritzer an platz zu fehlen begann, wenn er nicht in die schon früher angebrachte inschrift seitlich des nadelansatzes hineingelangen wollte. Diese lautet nach übereinstimmender lesung von Henning, Wimmer und Grienberger:

logafore
wodan
*wigi þonar*².

Viel umstritten ist die deutung des komplexes *logafore*. Ich habe ihn am oben angeführten orte dadurch zu deuten versucht, dass ich die zeichen von rechts nach links las: *ero þa gol* 'Da sprach erde den zauberspruch'. Aus welchem motiv heraus der runenritzer den für runeninschriften typischen weiheanspruch – vgl. meine ausführungen an der genannten stelle – in dieser geheimnisvollen weise

1) Wimmers widerspruch gegen diese annahme (De tyske runemindesmærker, s. 79), dem sich Grienberger a. a. o. anschliesst, ist nicht berechtigt.

2) Ein runenzeichen *l* oder nach Grienberger *þ* ist nachträglich über *o* in *þonar* eingeritzt worden.

anbrachte, entzieht sich unserer kenntnis. Aber derartige künsteleien sind bei magischen inschriften nicht selten¹. Auffällig ist der vokal *a* in *pa*, der im aisl. und ae., aber sonst nicht im as. und ahd. vorliegt, wo das adverb *þā, thā, dā* lautet. Aber auch in *wigi* ist die lautgebung nicht ahd., da hier das verb durchweg *wihian* 'weihen' lautet, sondern übereinstimmend mit aisl. *wīja*, afries. *wīga* oder *wīa* (mit synkope) 'weihen', afries. *wīgelsa, wīel-sa*, anfr. *geuūigt* 'benedictus' usw. und in grammatischem wechsel zur ahd. form. Donar wird also aufgefordert, die spange zum amulett zu weihen, wenn wir *wigi* (imperativ) lesen, oder es wird festgestellt, dass Donar die weihung vollzieht, wenn das übergeschriebene zeichen als *þ* nach Grienberger angesehen und eine 3. sing. praes. angenommen wird. Eine optativform *wigi* mit Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer I, s. 127 anzunehmen, stösst auf sprachliche schwierigkeiten, da eine solche form *wigje* lauten müsste. Könnten wir aber das übergeschriebene zeichen, bei dem deutlich nur ein Γ (*l*), sonst 'nur feinere anzeigen'² zu sehen sind, als \mathfrak{J} (*e*) lesen, so wäre diese schwierigkeit behoben. Eine nachprüfung der runenschrift dürfte sich daher empfehlen: sie ist mir in der gegenwärtigen zeit indes nicht möglich gewesen.

Nun zum zweiten teil der inschrift. Hennings lesung *awa leubwinię* dürfen wir als besser festhalten und Grienbergers deutung *unka leubwinie* mit von der Leyen als abzulehnen ansehen³. *Awa* ist als weiblicher name gut bezeugt⁴; ebenso der männliche kurzname *Leub* auf der spange von Engers im Wormser museum; auf einem knopf einer Weimarer spange⁵ in der form *leob* (vielleicht auch $\mathfrak{N}\mathfrak{N}\mathfrak{B}$ *liub*: erhalten ist $\mathfrak{N}\mathfrak{N}\mathfrak{R}$ *liur*); *Leubius* in einer inschrift⁶; *Liuf* in einer Fuldaer urkunde vom jahre 837. Auch im norden ist der name *Leub* als der eines runenmeisters bekannt; auf dem 'stein von Skär-kind' (Östergötland) steht *ski(n)þaleubaR* 'Pelz-(?)Leub' (scil. ritze die runen)⁷.

1) Siehe meine ausführungen im Arkiv för nordisk filologi 35, 266 f. An verschiedenen stellen dieser studie wird auch über die weihung von schmuckstücken zu talismanen mit runenaufschriften und zauberformeln gehandelt.

2) Th. von Grienberger, Zeitschr. 45, s. 138.

3) a. a. o. s. 139 f.

4) Henning, Die deutschen runendenkmäler, s. 104 f.; Förstemann, Altdeutsches namenbuch, I², sp. 217 f.

5) Vf. Zeitschr. 45, 122.

6) Schönfeld, Wb. der altgerm. personen- und völkernamen, s. 153.

7) O. von Friesen, Runorna i Sverige, s. 8; anders Brate, Sveriges runinskrifter II, 160 ff.

Man könnte übrigens auch an einen zusammengesetzten mannesnamen mit *leub* als zweitem bestandteil denken, zumal die lesung *awa* nicht über jeden zweifel erhaben ist¹. Von hier in betracht kommenden namen sind aus ahd. zeit belegt: *Alaliub*, *Adaliub*, *Aza'iub*, *Manaliub* usw.². Dann bliebe noch *winię* zu deuten übrig. Meist wird es nach Hennings vorgang mit *leub* verbunden und als ein zusammengesetzter name *Leubwini* aufgefasst, entsprechend ahd. *Leobwini* in einer Fuldaer urkunde aus dem jahre 822, *Liefwine* in den *Libri confraternitatum* II, 100 usw.³. Aber die grammatische erklärungs der form *leubwinię* macht unlösbare schwierigkeiten, was übrigens schon Henning nicht verkannt hat. Sein versuch, die form als dat. sing. zu erklären, muss als zu gezwungen angesehen werden. Welchen sinn soll übrigens die übersetzung 'Awa dem Leubwini' haben? Eine spange wird eine frau dem manne nicht geschenkt haben. Spangen finden sich stets nur in frauengräbern; der mann hatte offenbar keine verwendung dafür. Noch weniger befriedigt Grienbergers auslegung als acc. fem. sing. eines *jō*-stammes 'Leubviniam'⁴. Auch die von mir⁵ vorgeschlagene deutung 'Awa dem Freunde Liub' lasse ich jetzt fallen und will eine andere an ihre stelle setzen. Wie Henning⁶ ausführt, haben die älteren entzifferer und veröffentlichler der inschrift Lindenschmit, Dietrich, Hofmann und Stephens zweimal *n* † für richtiges *g* X gelesen (in *logapore* und *wigi* des ersten teiles der inschrift), da die regelrechte form des *g* X beide male nicht innegehalten ist. Wie Grienberger auf grund einer vergrößerten photographie feststellen konnte⁷, ist bei dem X *g* in *logapore* der nach rechts absteigende strich kürzer als der nach links absteigende, und in derselben art wird das X *g* in *wigi* als unregelmässig geschildert. So kann auch die als † *n* gelesene rune in *winię* eigentlich ein X *g* vorstellen, zumal der schreiber hier aus raummangel das zeichen nicht so weit ausladend anbringen konnte. Bei dieser lesung erhalten wir wiederum das wort *wigię*, das wir vermutungsweise schon als prädikat zu *þonar* ansetzen⁸. Man könnte dann die form als optativ auffassen

1) 'Die beiden ersten runen sind ausserordentlich undeutlich', Henning a. a. o.

2) Förstemann a. a. o., I² sp. 1019.

3) Ebenda sp. 1029.

4) Zeitschr. 45, 140 f.

5) Zeitschr. 45, s. 122, anm. 1.

6) Die deutschen runendenkmäler s. 90 ff.

7) Zeitschr. 45, s. 135.

8) Vielleicht ist der zweite runenritzer beim durchlesen der ersten inschrift auf das am ende von *wigi* fehlende *ǰę* dadurch aufmerksam geworden, dass er

und den zweiten teil der inschrift aus einem namen *Awaleub* (oder wie sonst das erste kompositionsglied gelautet hat) und *wigię* als prädikat bestehen lassen und übersetzen: 'Awaleub möge weihen'.

Es ergibt sich uns aber noch eine andere möglichkeit, wenn die lesung *wigię* das richtige trifft. Ich greife zurück auf meine veröfentlichung der Weimärer runenfunde¹ und ergänze die dort gegebene lesung der teilweise zerstörten runeninschrift auf der bernsteinperle nach nochmaliger prüfung dahin, dass der ganze komplex noch folgende lesbare runen umfasst (die einfachen punkte geben die stellung der zerstörten runen an):

ᚱ ᚠ : ᚱᚠᚱ ᚱᚱᚱ : ᚱ | ᚱ ᚱ : ᚱᚱᚱ : ᚱᚱᚱ |²

. d (?) a : h a h w a r : w i u ᚱ : i d a : . e o (?)

Da die inschrift fortlaufend um den trommelförmigen mantel der bernsteinperle läuft, so ist ihr anfang allerdings nicht mit sicherheit zu bestimmen. Meine frühere deutung habe ich jetzt aufgegeben und erkläre die inschrift nunmehr folgendermassen:

'Ida Hahwar weihen, Ida' (vielleicht ist der zum teil zerstörte komplex ᚱᚱᚱ als ᚱᚱᚱᚱ Leob zu ergänzen, da dieser name sich auch auf dem knopf einer fibel findet und die namen sich wiederholen). In *wiuᚱ* erblicke ich nunmehr eine dritte dualis praes. von ahd. *wihian* 'weihen'³. Durch die aufschrift haben die beiden runenkundigen (oder das priesterpaar) Ida und Hahwar dokumentiert, dass sie die perle zum amulett geweiht haben. Dieselbe absicht setze ich nun für den zweiten teil der inschrift der grösseren Nordendorfer spange voraus. Das paar Awa und Leub bekundet mit der runenaufschrift: *Awa Leub wigię*, dass es die spange zum amulett geweiht hat. In *wigię* möchte ich daher eine erste dualis praes. von dem oben genannten nhd. *wigjan* erblicken. Bei dieser annahme bleibt freilich die endung *ę* zu erklären. Gehen wir vom gotischen aus und versuchen die dualische verbalform vom standpunkt des ahd. zu deuten, so müssten wir der endung der ersten dualis praes. *-ōs* entsprechend (z. b. in *bidjōs* 'wir beide bitten') etwa *-a* erwarten, wie got. gen. sing *gibōs* sich in ahd. *geba* widerspiegelt. (Vgl. den as. dual. conj. aor. *wita*

dieselbe form einritzte, und fügte es nun über der zeile noch ein, d. h. er verbesserte einen imperativ in einen optativ.

1) Zeitschr. 45, 117 ff.

2) Nach dem letzten worttrenner ist ein grösserer zwischenraum, wo keine runen gestanden zu haben scheinen. Der zum teil unlesbare komplex, der dann folgt, ist mit weiter ausladenden runen als die vorangehenden geschrieben.

3) Ausführlich von mir begründet Beiträge 43, 334 ff.

‘lasst uns beide . . .’)¹. Denkbar wäre auch der fall, dass im ahd. die erste dualis praes. mit der sekundärendung *u* (got. *magu* ‘wir beide können’) gebildet worden ist. gleichwie in *wiuþ* die sekundärendung ins praesens übernommen wurde und das griechische schon in vorhistorischer zeit die primären dualendungen aufgegeben hat². Aber auch in diesem fall wäre ahd. *wīgiu* ‘wir beide weihen’ zu erwarten, entsprechend ahd. dat. (eigentlich lokativ) *suniu* usw.³. Weshalb an stelle der zu erwartenden endung *-a* bzw. *-u* der mittellaut zwischen *i* und *e*⁴ getreten ist, vermag ich nicht mit sicherheit zu sagen. Doch ist die entwicklung des westgermanischen auslautenden *u* im ahd. zur zeit noch so wenig geklärt⁵, dass ich meine auffassung von *wīgię* als erste pers. dualis praes. an diesem bedenken nicht scheitern lassen will.

Dafür spricht noch ein weiterer grund. Es ist mir überhaupt fraglich, ob die sprachliche erklärung der runeninschrift vom ahd. lautstand auszugehen hat. Ist meine deutung von *logaþore* als *ero þa gol* richtig, so weist der vokal *a* in *þa* auf anglo-friesische (oder nordische) herkunft der inschrift hin: ae. *þā*, fries. *thā*, aisl. *þā* gegenüber as. *thō*, *thuo*, ahd. *thō*, *dō*. In dieselbe richtung führt uns der grammatische wechsel in *wīgian* ‘weihen’: afries. *wīga*, aisl. *vījja* neben as. ahd. *wīhan*. Mit hilfe dieses verbs können wir die lokalisierung der inschrift noch weiter umgrenzen, insofern als nunmehr das ae. ausscheidet, da hier wohl ein subst. *wīg* = *wēoh* ‘idol’, aber kein verb belegt ist. Wir hätten also nur noch die wahl zwischen dem aisl. und afries. Aber im urnordischen ist zufällig ein beleg erhalten für die erste dualis praes. – allerdings mit kurzer stammsilbe – auf dem stein von Järsberg, der ins 6. jahrhundert zu setzen ist⁶: *waritu* = **writu* ‘wir beide schrieben’. Die inschrift fällt also etwa in dieselbe zeit, in welcher Brenner⁷ die Nordendorfer spange aus

1) Aus **witowe* (: ai. *-āra*) zu *wītan* *tendere* nach van Helten, Beitr. 15, 472.

2) Brugmann-Thumb, Griech. gramm.⁴ § 419, s. 404.

3) Braune, Ahd. gramm. 3.–4. aufl. § 230 s. 200 f.; Baesecke, Einführung in das ahd. § 84, s. 150 f.

4) So ist *ǰ* mit Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer I, 117 ff. anzufassen.

5) van Helten, Beitr. 36, 462 f.

6) Noreen, Aisl. und anorw. gramm.⁹ s. 338; von Friesen, Reallexikon der germ. altertumskunde, bd. 4, s. 16.

7) Die archäologische stellung der deutschen runenfibeln. Kbl. des gesamtvereins 1913, s. 56 f.: ‘Das inventar des Nordendorfer grabfelds führt etwa von der mitte des 6. bis zu der des 7. jahrhunderts. Die beiden Nordendorfer spangen werden um 600 anzusetzen sein’.

archäologischen gründen setzt. Wäre die spange nebst inschrift nordischer herkunft – wogegen sich übrigens Brenner aus typologischen gründen erklärt –, so dürfte das anlautende endungs-*u* des duals also noch erhalten sein.

Mittels vorstehender differentialdiagnose haben wir somit die herkunft der inschrift – natürlich nicht der spange selbst – auf das friesische sprachgebiet eingengt. Nun sind uns allerdings so frühe friesische sprachquellen nicht erhalten¹, und in der späteren entwicklung ist in der Rühringer mundart anlautendes westgerm. *u* nach kurzer stammsilbe mehrfach als *u*, *o* erhalten, während die übrigen mundarten einheitlich *e* aufweisen². In einer ersten dualis **wīyju* steht *u* nun freilich nach langer stammsilbe, ist aber andererseits bedeutungsträger und konnte daher nicht einfach schwinden, schon infolge des analogiezwangs der verbalformen mit kurzer stammsilbe. Über ein non liquet kommen wir hier demnach nicht hinaus.

Ist aber die voraussetzung berechtigt, eine im heutigen bairischen sprachgebiet gefundene runeninschrift weise friesische lautformen auf? Spangen sind bewegliche gegenstände, und nichts stünde der annahme im wege, die grössere Nordendorfer spange sei – wie so viele brakteaten mit runeninschrift, die bis nach Ungarn hin zutage gekommen sind – ein wanderobjekt, das nur zufällig an der stelle, wo es zum vorsein kam, mit der zeitweiligen besitzerin in die erde gelangte. Dieser annahme widerspricht aber die feststellung Brenners, die form der grösseren Nordendorfer spange entspreche einem süddeutschen, keinem nordischen typus. Das schmuckstück ist also wohl in der gegend, wo es aufgefunden wurde, auch hergestellt worden. Dann kann eben nur die inschrift selbst von einem landfremden runenritzer herrühren, der in seiner eigenen mundart, nicht der seines zufälligen aufenthalts, die inschrift verfasste. Diese hypothese ist von Bugge für urnordische inschriften auf beweglichen gegenständen eingehend begründet worden³. Während er für feststehende grabsteine die annahme als berechtigt anerkennt, die sprachform der inschrift als die bodenständige gelten zu lassen, weist er sie für inschriften auf schmucksachen, brakteaten u. dgl. zurück. 'Die kunst des runenritzens war – nach Bugges ansicht – noch zur wikingerzeit nicht allgemeingut im norden. Die inschriften müssen vielmehr von gewerbmässigen

1) Siebs, Geschichte der friesischen sprache in Pauls Grundriss I² s. 1153.

2) Siebs a. a. o. s. 1238 f.

3) Norges indskrifter med de ældre runer. Indledning: Runeskiftens oprindelse og ældste historie, buch 7, s. 186 ff. Das folgende zitat steht s. 214 f.

künstlern herrühren. Diese künstler gehörten bestimmten schulen oder familien an, innerhalb deren die runenkunde weiter überliefert ward. Sie zogen in den nordischen ländern umher und übten ihre kunst aus. So können uns die denkmäler kein zeugnis über die sprachform geben, die an dem ort galt, wo die inschriften gefunden wurden. Freilich ist anzunehmen, dass die sprache des runenmeisters, wenn er in den nordischen ländern umherreiste, nach und nach von den sprachformen der siedlungen, in denen er sich aufhielt, beeinflusst wurde.'

Von der weitergehenden hypothese Bugges, nach der diese wandernden runenmeister Heruler waren und die sprachform der ur-nordischen runeninschriften also im wesentlichen herulisch gewesen sei, können wir hier absehen; halten wir nur den einen gesichtspunkt fest, dass die inschriften von wandernden künstlern abgefasst wurden. So mag es auch auf dem festland gewesen sein, wohin die kenntnis der runen vermutlich mit einem nordsüdlich verlaufenden kulturstrom gelangte. Eine direkte übertragung von den Goten am Schwarzen meer über die Donaustrasse zu den festländischen Germanen ist weniger wahrscheinlich, schon aus dem grunde, weil wir in Deutschland keine so alten runendenkmäler haben, wie im norden. Damit ist aber auch die nordische sitte, die runenkunst im umberziehen auszuüben, wohl nach dem kontinent hinübergenommen worden. Das hindert natürlich nicht, dass sich der runenmeister der sprachform seiner auftraggeber angepasst hat, soweit es ihm möglich war, ganz wie die späteren abschreiber von handschriften oft formen ihrer angeborenen mundart unbewusst in die sprachlich verschiedene gestalt des zu kopierenden manuskripts einmengten. Wenn z. b. das praeteritum *wraet* 'schrieb' der Freilaubersheimer spange als beweis dafür angesehen wird, dass die hd. lautverschiebung zur zeit der abfassung der inschrift noch nicht durchgedrungen gewesen sei, so stelle ich dieser behauptung die ebenso glaubhafte annahme gegenüber, die inschrift sei von einem niederdeutschen runenmeister abgefasst worden. Dafür spricht z. b. die vokalisierung von *wraet* sowie das erhaltene anlautende *w*; vgl. ae. *wrät*, afries. dial. (Wangeroo) *wrait*, aofries. *wrēt*, nordfries. *wrät*. *wraet*¹, während im ahd. schon in der ältesten zeit der vokal des sing. praet. *ei* ist: *reiz* 'ritzte'. Der früher noch verfügbare weitere beweis für den ndd. lautstand der Freilaubersheimer runeninschrift: *þk* = *þik* zu anfang der zweiten zeile fällt nach meiner lesung² des Wortes als *þo* nunmehr weg.

1) Siebs, Pauls Grundriss I² s. 1306 ff.

2) Zeitschr. 47, 3.

Ausser dem sprachgeschichtlichen gesichtspunkt gilt es bei der Nordendorfer spange auch den religionsgeschichtlichen ins rechte licht zu setzen. Ist meine deutung von *Awa Leub wigie* '(wir beide) Awa Leub weihen' richtig, so ergibt sich, dass die inschrift zwei verschiedene weihungen kennt, eine durch Donar, wie auf dänischen runensteinen¹, eine andere durch ein runenmeisterpaar. Wie verhalten sich die beiden weihungen zueinander?

Magnus Olsen hat darauf hingewiesen², dass die weihung der runensteine bei den älteren dänischen wie blekingischen denkmälern durch den zauberkundigen runenmeister, der vielleicht priesterlichen charakter hat, vollzogen und erst bei jüngeren dänischen denkmälern ein gott (Thor) angerufen wird, um die weihung vorzunehmen. Olsen will diese wandlung dem christlichen einfluss zuschreiben: wie Christus und sein heiliges kreuz gegen unheil schützt, so weiht Thor das denkmal mit seinem hammer, der oft auch eingeritzt wird³. Diese sitte findet sich im norden erst nach der tätigkeit des apostels Ansgar von Dänemark. Noch um 800 tragen die runensteine also einen ausgesprochen priesterlichen charakter⁴, selbst der name des gottes, der in dem auf dem runenstein von Snoldelev erwähnten heiligtum Salhauge verehrt wird, ist nicht einmal erwähnt. Wohl aber wird das uralte heidnische hakenkreuz angebracht, das nach isländischer und lappischer überlieferung Thor heilig ist (z. b. auf dem stein von Snoldelev auf Seeland), an dessen stelle später Thors hammer tritt.

Ist die ansicht Olsens richtig, die anrufung Donars sei auf christlichen einfluss zurückzuführen, so hätten wir auf festländischem boden einen weit älteren beweis für den einfluss christlicher denkweise auf heidnischen brauch, da die Nordendorfer spange um 600 n. Chr. angesetzt wird (s. o. s. 5). Es ist ja bekannt, dass schon lange vor der von England ausgehenden missionierung Deutschlands im 8. und

1) *þur wíki* 'Donar weihe' auf dem stein von Viring (Nordjütland); *þur níki* auf dem stein von Glavendrup auf Fünen; (*þur níki*) auf dem stein von Sønder-Kirkeby auf Falster. Alle diese steine fallen nach Wimmer ins 10. jahrhundert n. Chr.

2) Norges indskrifter med de ældre ruuer II, 630 ff.

3) z. b. auf dem gleichfalls aus dem 10. jahrhundert stammenden stein von Løborg in Jütland.

4) Auf dem stein von Helnæs auf Fünen wird genannt: *Rhuulfr Nara kufi* 'R. priester der Norer'. Der 'þulr' *RuhaltR* vom stein von Snoldelev auf Seeland ist eine art priester auf Salhauge; *ek gudja ungangiR* auf dem stein von Hugi (Norwegen) kann vielleicht heissen: 'Ich der priester Ungand (der zauberfeste?).' Weitere beispiele bei Olsen a. a. o.

9. jahrhundert christliche einflüsse vom Rhein und der Donau her, sowie solche arianischen ursprungs, vermutlich durch vermittlung der Goten, auf die deutschen stämme eingewirkt und auch nachweisbaren sprachlichen einfluss ausgeübt haben¹. Weshalb an stelle von Christus und dem kreuz Donar und sein hammer traten, können wir nicht mehr ermitteln. Die Donarverehrung reicht in die urgermanische zeit zurück, möglicherweise ist sie von den Kelten entlehnt. worauf die auffällige übereinstimmung des germ. gottesnamens mit dem keltischen gott *Tanaros* (vorgerm. gdf. **tm̥aros*) hinzuweisen scheint. Sie ist also älter als die verehrung Wodans, für dessen benennung keine aussergermanischen beziehungen vorliegen, wenn auch das lat. *vates* 'seher', air. *faith* 'dichter' stammverwandt ist. Allerdings ist die verehrung Donars gerade im fundgebiet der Nordendorfer spange zufällig nicht belegt², wohl aber bei den Sachsen³, Normannen, Skandinaviern und Isländern. Auch dieser umstand führt also neben der übereinstimmung der formel *wigi þonar* mit der entsprechenden dänischen wendung auf niederdeutschen ursprung der Nordendorfer runeninschrift.

Neben der anrufung Donars findet sich in der Nordendorfer inschrift auch die (nach Olsen) ältere art der weihung durch den runenmeister. Er nimmt durch uns nicht mehr bekannte zeremonien die weihung vor, und durch einritzung seines namens beurkundet er die vollzogene weihung z. b. auf der spange von Engers, wo der name *Leub* steht, oder auf den runenspeeren von Kowel und Müneberg, auf denen die namen *Tilarids* bzw. *Ranja*⁴ eingeritzt sind. Die weihung kann auch durch eine frau vorgenommen werden, wie auf der Friedberger spange *þuruphild* oder *Godahid* und *Arsiboda* auf den spangen von Bezenye. Daneben findet sich nun die weihung durch ein runenmeister- oder priesterpaar auf mehreren schmuckstücken. Auf der grösseren Nordendorfer spange findet sich das namenpaar: *Awa Leub*, auf der Freilaubersheimer spange *Boso Dalina*, auf der Weimarer bernsteinperle *Ida Hahwar*, auf einer der Weimarer spangen *Haribrig*

1) Kluge, Gotische lehnworte im ahd., Beitr. 35, 124 ff., spez. s. 153: 'Spuren des christentums findet man im Donaugebiet bei den Germanen schon hinlänglich im 5. jahrhundert. Die künde von dem got. christentum und vielleicht auch die ersten glaubensboten desselben werden schon in der mitte des 5. jahrhunderts nach Norddeutschland vorgedrungen sein.' Ebenso W. Braune, Beitr. 43. 419 ff.

2) Mogk, Germ. mythologie², s. 355.

3) Sächsisches taufgelöbnis: *Thunær ende Uuoden*.

4) Vgl. Mitt. des ver. f. heimatkunde des kreises Lebus, Müneberg 1919 s. 1 ff.

Leob, auf der andern *Hiba Bubo*. Auch mehrere personen treten auf, z. b. auf dem Weimarer schnallenrahmen: *Ida*, *Bigina*, *Hahwar* (also 2 frauen und 1 mann). Auf den Weimarer schmuckstücken stehen überhaupt viele namen, teils von männern, teils von frauen, mehr als sich sonst bei runenritzungen finden. Da sie aus gräbern von sehr vornehmen personen, vielleicht sogar angehörigen des königshauses stammen¹, so liegt die vermutung nahe, bei diesen schmucksachen sei die weihung zum amulett nicht wie bei gewöhnlichen sterblichen durch einen runenkundigen (priester oder priesterin?) oder ein runenmeisterpaar, sondern durch mehrere runenkundige erfolgt, um dem gegenstand eine um so grössere zauberkraft zu verleihen.

In weitaus den meisten fällen ist aber eine, wie anzunehmen ist, wiederholte weihung des gegenstandes durch viele personen nicht üblich gewesen, sondern es genügte eine weihung durch eine oder zwei personen, zumeist einen mann und eine frau, um das schmuckstück zauberkräftig zu machen. Dass auch christliche formeln zu diesem zweck verwendet wurden, zeigt die runeninschrift der zweiten spange von Bezenye, die *Arsiboda segun* lautet. Mit *segun*, ahd. rheinfr. *segon* (neben *seyan*) aus lat. *signum* ist das kreuzeszeichen gemeint, mit dem man zauberwirkung hervorrufen will, vgl. aisl. *signan* 'weihung mit dem kreuzeszeichen', *signa* 'mit dem kreuzeszeichen (aber auch mit dem Thorshammer) weihen' (aus lat. *signare* 'das kreuzeszeichen machen'). Bei dieser spange wurde die weihe demnach mittels eines symbols christlichen ursprungs vorgenommen. Das parallele einhergehen heidnischer und christlicher anschauungen bei diesen primitiven religiösen funktionen zeigt uns den naiven synkretismus, der in der frühzeit des christlichen einflusses im glauben der germanischen stämme (wie übrigens auch in andern gebieten Europas und Vorderasiens) geherrscht haben muss. Bei der dürftigkeit der quellen für die kenntnis des religiösen lebens der vorchristlichen zeit sind die winke, die wir aus den einzigen originalzeugnissen, den runeninschriften, entnehmen, immerhin von wert, wenn sich die darin enthaltenen andeutungen auch – bis jetzt wenigstens – nicht zu einem abgerundeten bild gestalten lassen.

1) Götze, Die althüringischen funde von Weimar s. 30.

DER STIL DER GOTISCHEN BIBEL

VIII.

Die 'hellenisierung' des gotischen hat bewirkt, dass dank der stilgeschichtlichen leistungen, die auf den profanen und auf den gottesdienstlichen wortschatz sich verteilen, gotische wörter mit hellenistischer bedeutung sich festgesetzt haben. Darüber hinaus hat die kultsprache der Goten von seiten des semitischen, griechischen oder lateinischen rituellen sprachgebrauchs eine auffrischung erfahren¹.

Beim genuswechsel handelt es sich nicht um jene mehr äusserlichen vorgänge, die bei der einbürgerung von fremdwörtern beobachtet worden sind², sondern um viel tiefer schürfende wandlungen. Wenn neutrales *gub* dem einfluss von $\acute{\omicron}$ θεός erlegen ist und fortan 'der' gott bedeutet, so kündigt sich mit dieser sprachgeschichtlichen tatsache ein umschwung des religiösen denkens an, dessen wir uns um so mehr bewusst werden, als für die heidnische vielgötterei das neutrum fort dauerte (*guda* J 10, 34–35; ags. *zoda-*) und auch in den christlichen formeln (*gub meins* M 27, 46, *ains gub* Mc 2, 7 usw.) an der herkömmlichen neutr. wortform trotz der mase. pronomina nichts geändert wurde. Bei dem maskulinen gebrauch von *gub* haben wohl in bestimmender weise *atta* und *frauja* mitgewirkt (J 8, 41. 54 L 20, 37); der got. übersetzer hat aber nicht gewagt, trotz des griechischen musters und der maskulinen attribute dem neutrum *gub* den maskulinen artikel oder die flexion der maskulina zu verleihen. Vermutlich ist der heidnische gott (*gub þis aiwis* k 4, 4) 'das' gott geblieben³. Darauf weist wenigstens die analogie der andern, satanischen prädikate. Usuell war das neutrum *skohsl* und das femininum *wuhulþo*.

1) παράκλητος > *parakletus* J 14. 16. 26 (*ahma*); παράκλητις > *bida* k 8. 17 *usbloteins* 4 *laþons* L 2. 25 *gablaihts* k 1. 3–7 T 4. 13 (*ga*)*þrafsteins* R 15. 4–5 k 1, 5 u. a. παρακαλεῖν > *bidjan* R 12, 1 Th 4. 10 (*anahaitan bidai* 1) *þrafstjan* 18 (: 5, 14) k 1, 4. 6 *gablaihan* k 2, 7 (*bidjan* 8). 5, 20. 7. 4 (*gablaihands* . . . *gaþrafstida* ἔ παρακαλῶν . . . παρεκάλεσεν 6; in *gablaihtai þizaiþi gaþrafstifs was* παρακλήσει ἤ παρακλήθη 7: *gaþrafstidai* . . . *gaþrafsteinai* 13) u. ö. Ein gutes semitisches beispiel liegt Th 4, 4 vor (*kas saðoz* = 'weib') vgl. t 2. 20–21.

2) Gegen seine griechische vorlage hat Wulfila *laigaiw* Mc 5, 15 im sinn von lat. *legio* als femininum flektiert: ich erinnere des weiteren an das fem. *aincagjeljo* (: neutr. *aincaggeli*), masc. *ainlaugja* und neutr. plur. *praufetja*, für deren genusgebrauch die grammatische wortform ins gewicht fiel.

3) Vgl. abd. *das* mensch und *der* mensch (Burdach. Ackermann aus Böhmen s. 239).

bis Wulfila dem griech. δὴβολος und δάμων zu ehren unter mitwirkung von got. *ahma* das maskulinum *unhulþa* einführte (Me 5, 12 : L 8, 29; *unhulþons* δαμώνων 9, 49 : *sa unhulþa* τὸ δαμώνων 42 : *ahma unhrains* 39; T 3, 7 E 4, 27)¹.

Dieser geschlechtswechsel begünstigte das persönliche vor dem unpersönlichen, das spiritualisierte vor dem konkreten, das gefühlsmässig empfundene vor dem gattungsmässig vorgestellten. Für den bedeutungswandel war die berücksichtigung des gefühls- und stimmungswertes der wörter das wichtigste. Er ist von dem übersetzer namentlich zum zweck der spiritualisierung seiner kultsprache ausgenutzt worden. Wenn wörter, die gegenstände oder wahrnehmungen betrafen, aus dem gebiet der fünf sinne auf gemütszustände angewandt wurden, so gab der affektgehalt der sprachlichen bezeichnungen den fingerzeig. Der das adj. *baitrs* begleitende affekt – nicht der bittere geschmack – gestattete die überraschende verbindung *gaigrot baitraba* (M 26, 75); die bedeutung des wortes hieng von der intensivität der einem bitteren geschmack anhaftenden empfindung ab.

Der materialisierung und individualisierung (abstraktum > konkretum, neutrum > maskulinum) tritt damit eine spiritualisierung zur seite. Dies stilgesetz half die schranken zu überwinden, die äusseres und inneres, sinnliches und seelisches leben trennten. Es wirkte in der gotischen bibel sehr stark. Zahlreiche wörter sinnlichen gehalts wurden für unsinnliche, religiöse erlebnisse gebraucht. Der von einem objekt erregte affekt gehörte wohl von anbeginn jenen wörtern an, er war aber noch nicht ihr dominierendes merkmal; er lag wohl innerhalb des von der bedeutung jener wörter umschriebenen kreises, aber durchaus noch nicht in seinem mittelpunkt. Beherrschendes zentrum ist der affektwert der wörter erst in der kultsprache geworden.

brusts, *hairþra* und *hairto* bezeichnen nicht mehr bloss die körperteile (sitze geistiger und seelischer kräfte), sondern werden über die vom profanen sprachgebrauch gezogenen grenzen hinaus für geistige und seelische regungen beschlagnahmt (*þreiþanda in hairþram izwaraim* k 6, 12; *ina þat ist meinos Brusts* [nebst randgl. *hairþra*] *andniim* Phm 12; *anaþrafstai meinos Brusts in Xristau* 20²); *brusts bleiþeins*

1) *ahma unhulþons unhrainjana* L 4, 33; *unhulþons . . . ahmans* 10, 17. 20 (πνεύματα).

2) Vgl. *sloh in Brusts seinos* L 18, 13 mit *brusts in ufarassau du izwis sind* k 7, 15.

armahairtei C 3, 12; dazu *hauhhairts*, *hrainjahairts*). Wulfila spiritualisierte das herz nach massgabe des hellenistischen sprachgebrauches so gründlich, dass er die verbindungen *angona hairtins* E 1, 18 (Zeitschr. 40, 480), *daubiþa hairtins* 4, 18 Me 3, 5 und *daubata hairto* 8, 17 nicht gescheut hat¹.

Höchst charakteristisch sind die analogen stilwandlungen, die sich bei altheimischen wörtern mit besonders hohem affektwert in dem bereich sinnlicher wertgegenstände und ihres kaufpreises verfolgen lassen. Dabei konnte der Gote an hellenistische formeln anknüpfen. In der lehre von der erlösung hiess es $\tau\upsilon\lambda\eta\zeta \ \acute{\alpha}\gamma\omicron\rho\acute{\alpha}\sigma\theta\eta\tau\epsilon$ (K 7, 23); in der gotischen bibel las man *wairþa galaubamma usbauhtai sijuf* (Zeitschr. 35, 458 f.). 'Kaufpreis' in der art des altgermanischen wergeldes und des gerichtlichen kompositionssystems wurde ein ausdruck für lösegeld und 'erlösung' (erlösen ist einlösen)². 'Versöhnung' war 'herstellung eines gesetz- und rechtmässigen friedenzustandes' (*gafriþons* k 5, 18–19; *gafriþon : gasibjon* M 5, 24). Dafür konnte nach germanischer anschauungsweise³ der für den frieden bezahlte 'preis' eintreten: *gawairþi eizþvri*, bedeutete für einen Germanen das friedensgeld (*skattans . . . andawairþi bloþis . . . andawairþi þis wairþodms* M 27, 6. 9), den kaufpreis, der für den frieden und die beendigung der fehde bezahlt zu werden pflegte (Idg. forsch. 31, 321 f.)⁴. Um des in diesem altgermanischen ausdruck liegenden hohen gefühlswertes – nicht um seiner eigentlichen, geschäftlichen bedeutung – willen hat dies gotische sonderwort mit griech. $\epsilon\iota\zeta\theta\upsilon\tau\iota$ sich zusammengefunden, die bedeutung 'friede' (in religiösem sinne) angenommen (*gawairþeigs* Me 9, 50) und ist vollständig spiritualisiert worden (L 14, 32 M 10, 34 J 16, 33 L 10, 5 k 13, 11 Th 5, 3. 13 u. a.).

1) *gabliñdida ize angona jah gadaubida ize hairtona ei ni gaumidedeina angam jah froþeina hairtin* J 12, 40 vgl. *gabliñdida fraþþa* k 4, 4; *aþdaunþodedun fraþþa* 3, 14.

2) *ei þans uf witoda usbauhtidedi* G 4, 5 ($\epsilon\epsilon\alpha\gamma\omicron\rho\acute{\alpha}\sigma\theta\eta$); *ik leikeins im fraþauhts uf frauaurht* R 7, 14 (: *duke þata balsan ni fraþauht was in .t. skatte* J 12, 5); *wadi* (angeld) E 1, 14; *wadjabokos* C 2, 14; *uslauscins ἀπολύτρωσις* E 4, 30; G 1, 4; *usluneins* Skeir. (: ags. *alynnian* befreien Gen. 1432).

3) 'Verdinglichung' (Theolog. studien und kritiken 1913, 259 f.).

4) *gawairþi . . . sijands* R 8, 6–7 vgl. 12, 18. 14, 17 ff.; *so unk ist gawairþi unsar . . . sijapwa gatairands ei . . . waurkþands gawairþi . . . gafriþodedi* E 2. 14–20; *gafriþon . . . gawairþi tarjands . . . sijands . . . iþ nu gafriþodai* C 1, 20–22; *gagawairþman* k 5, 20 (*faur uns gatawida frauaurht ei weis waurþeima garaihte gudis in imma* 21); *gagawairþjan* K 7, 11. Man könnte etwa lat. *merces* > französ. *merci* vergleichen ('dank' geht auf das gefühl des lohnempfängers zurück) Wundt, Völkerpsychologie II³, 2, 577. 619 f.

Was der affektgehalt der wörter für ihren bedeutungswandel austrägt, kann man der geschichte von 'wert' (got. *wairþs* wertvoll > würdig) und 'teuer' entnehmen. In der mit got. *gawairþi* gleichlaufenden richtung haben diese adjektiva ihre bedeutung verändert, weil die seelische stimmung, die ihre aussprache begleitete, die oberhand bekam¹. An stelle von 'teuer' findet sich in der gotischen bibel *swers* ('preisen' heisst *sweran*, 'preis' *sweriþa*); dies wort scheint mit unserem 'schwer' identisch zu sein und 'schwerwiegend' (vollgewichtig) bedeutet zu haben und darum 'einen hohen preis bedingend'; im gotischen hat jedoch der affekt ganz und gar gesiegt und von 'hochwertig' zu 'geehrt und ehrenvoll' oder zu 'lieb und wert' geführt (*swers* ἔντιμος L 7, 2: *unswers* ἄτιμος Mc 6, 4 K 4, 10)².

Hier stellt sich nun auch das epitheton *galaufs* wieder ein, von dem wir ausgegangen waren (*wairþa galaubamma usbauhtai sijup* K 7, 23). Von ihm ist jetzt der weg zu got. *galaubjan* und *galaubeins* und zu unserem religiösen begriff 'der glaube' gebahnt. Die usuelle grundbedeutung des mit *swers* teilweise sich deckenden adjektivs liegt noch ungetrübt vor: *qinons . . . fetjandeins sik . . . wastjom galaubaim* (ἰματισμῶ πολυτελεῖ) T 2, 9; *pund balsanis nardaus pistikeinis filugalaubis* (πολυτίμων) J 12, 3; *du galaubamma kasa . . . du ungalaubamma* (εἰς τμήν . . . εἰς ἀτιμίαν) R 9, 21 (: *liufs* 25) vgl. *kasa . . . du sweraim . . . du unsweraim . . . du sweriþai* t 2, 20–21 Th 4, 4. Wurde die geschäftliche manipulation ausgeschaltet – wozu kulturgeschichtliche neuerungen den anstoss gegeben haben mögen – und die seelische spannung festgehalten, in die den menschen ein für ihn und sein haus besonders kostbarer wertgegenstand versetzt, so musste sich von einem konkreten wert ein gefühlswert ablösen und es konnte dieser einen profanen aber gemütvollen ausdruck dem übersetzer des griechischen Neuen testaments für seine religiösen bedürfnisse empfehlen. *galaufs* war das attribut einer kostbaren und hoch eingeschätzten ware, der ein *liebhawerwert* zukam; *galaufs* kann daher unmöglich von got. *liufs* (: – *lubo* liebe) getrennt werden und so hat man denn längst in 'lieb' den bedeutungskern von 'glauben' gesehen³. Neben 'glauben'

1) Anord. *dýrr*, ags. *dýre* pretiosus > dilectus (engl. *dear*, *darling*); and. *diuri* kostbar, lieb; ahd. 'beteuern' und 'bedauern'.

2) *sweriþa* 'ehrerbietung' R 12, 10 T 1, 17. 6, 1: *sweran* J 8, 49 Mc 7, 6 T 5, 3 usw. > 'ehren und lieben' J 12, 26 L 18, 20 vgl. *sweraiþ ins ufarassau in friapwai in wawstweis ize jah gawairþi habaiþ in izweis* Th 5, 13.

3) *ich geloubet im = er liepte mir* Iwein 4194; *lieb* hat die ablautsform *laub* neben sich (frauenname *Leuba* Gregor von Tours 8, 28: *Lamba* Corpus inscript. lat.

darf aber 'erlauben' nicht unberücksichtigt bleiben und 'erlauben' ist oder war so viel als 'lieb und freundlich, rücksichtsvoll und nachgiebig sein (nachgeben, willfahren, gestatten)'¹. Gehören nun also got. *galaubjan* und *uslaubjan* mit got. *liufs* und *galoufs* engstens zusammen, dann müssen bei 'glauben' zwei verschiedene gebilde unterschieden werden. Von got. *galoufs* ist ein verbum denominativum *galaubjan* abgeleitet, andererseits konnte neben einem durativum *laubjan* (anord. *leyfa*) das perfektivum mit den praefixen *ga-* oder *us-* gebildet werden. Dies perfektivum ist in der gotischen bibel nur in der form *uslaubjan* belegbar. Bei *galaubjan* haben wir es mit dem denominativum zu tun, von dem sich das perfektivum *uslaubjan* (gutheissen) vollständig isoliert hat². Für *galoufs* und *galaubjan* geht man folgerichtig am zweckmässigsten von *liufs* und *lubo* (und weiterhin von den stammverwandten lat. *lubet*, *lubens*, *lubido*) aus³. Hierbei entdecken wir den etwa unserem 'wohlgefallen' entsprechenden bedeutungskern. Während (*ya*)*leikan* eine willensregung und willensneigung zu dem, was gefällt, ausdrückt, bezieht sich unsere sippe auf eine gefühlsmässige anteilnahme an dem, was gefällt (*leikains* 'vorsatz' K 1, 21 t 1, 9 *leikains wiljins seinis* E 1. 5. 9 [glosse]⁴: *lubains* 'hoffnung' R 15, 13)⁵, so dass *galaubjan* ungefähr so viel besagte als 'eine hochstehende person oder eine hoch im preis stehende sache mit wohlgefallen beurteilen'. Ich vermeide absichtlich unser wort 'liebe', weil für liebe und für lieben in der got. bibel die sippe von *frijon* gebraucht worden ist, woraus man ersieht, dass got. *liufs* und was dazu gehört, seinen eigenwert beansprucht. Der kommt nicht zum vorschein, wenn man *liufs* mit 'lieb' und wenn man auch *frijou* mit 'lieben' übersetzt⁶. *liufs* sollte in den wörterbüchern mit 'geschätzt' wieder-

XIII nr. 8565; männername *Herliub*: *Hereloub*, *Hadaloup*) vgl. alemann. *laub* (lieb) Schweizer. Idiotikon 3, 958 f.

1) Mnd. *gelouben* = *erlouben* DWb. 4, 1, 2873; PBB Beitr. 1, 325 f.; Zfd. 30. 265. 33, 128. 34, 77; Beitr. 12, 397 f.; diese gleichung erstreckt ihre giltigkeit auch auf *sih gelouben* = *sih erlouben* (*urlouben*) Graff, Sprachschatz 2, 70 f.

2) *uslaubjan* vertritt griech. ἐπιτρέπειν und κελύειν (*fractan* K 16, 7: *uslaubjan* M 8, 21. 31 L 8, 32. 9, 59. 61 Mc 5, 13) 'gestatten' im sinn von 'bevollmächtigen' T 2, 12 > 'befehlen' M 27, 58 (*haitan* 64): *anabiudan* Mc 10, 3-5.

3) *that gibod godes thie lubigo gilobo* Heliand 2475 vgl. 1221 C (nebst Sievers anm., Germ. 27, 417). Gen. 204. 219.

4) *in godis wiljins ði' eððozian* Phl 1, 15: *galeikaida* (ἐδοξεν) *mis . . . meljan* L 1, 3; *leika* 'ich suche zu gefallen' K 10, 33.

5) Die drei christlichen haupttugenden (glaube, liebe, hoffnung) wuchsen für die Goten auf einem und demselben wortstamm

6) Ausserdem ist das verbum 'lieben' ein spätes geschöpf des 15. jahrhunderts;

gegeben werden: aus seinem gefühlswert heraus ist 'geschätzt' in 'geliebt' umgeschlagen¹; wir wissen ja aus unserem eigenen sprachgebrauch, wie gerne 'schatz' und 'liebster' ihre rollen tauschen. Guts muts darf man daher für *galaubjan* die grundbedeutung 'hochschätzen' (aus liebe, d. h. aus wohlgefallen) aufstellen; *galaufts* beweist – und unser 'loben' bestätigt – dass dabei ein hoher preiswert und eine auf wohlgefallen gegründete 'liebende' beurteilung vorausgesetzt war. Wir müssen also mit einer doppelseitigen relation rechnen. *galaubjan* stellt uns vor ein auf seinen wert geprüftes und in seinem wert preisend, lobend und liebend anerkanntes objekt und ein das ge-

ahd. *liuben* (*giliuben*: *gilouben*), mhd. *liuben* heisst 'gefallen, sich gefällig erweisen' (doch soll ahd. *linpot*: *minncot* Ahd. gl. 1, 81. 78 nicht unerwähnt bleiben). Für seinen religiösen begriff der 'liebe' hat Wulfila das uns von 'freund' und 'freundschaft' geläufige wortmaterial benützt (gegen *minnea*, *minneon* im Heliand). Er hatte sich mit griech. ἀγαπᾶν und φιλεῖν abzufinden: 'φιλεῖν konzentriert in seine begriffssphäre die regungen der verwandtschaftlichen und freundschaftlichen beziehungen, ἀγαπᾶν die freie richtung des sittlichen wollens' (R. Schütz, Die vorgeschichte der johanneischen formel ὁ θεός ἀγάπη ἐστίν. Kieler theol. diss. Gött. 1917 s. 8). Der Gote schrieb singemäss für φιλεῖν stets *frijon* und für φιλος stets *frijonds* (dagegen *broþralubo* φιλαδελφία . . . *friþwa* . . . *særriþa* R 12, 9–10 vgl. Th 4, 9 [*frijon* ἀγαπᾶν]: 5. 13; *gastigadi* φιλοζενία R 12, 13); 'der geliebte' war den Goten ein liebender verwandter oder freund (M 5, 46 L 6, 32: 27. 14. 10. 15, 29). An stelle von griech. ἀγαπᾶν kommt *frijon* ebenfalls vor (z. b. J 11, 3. 5. 11. 36. 14, 21. 15, 12 19; *frijonds* 19. 12: R 8, 37); aber *liufs* begegnet niemals für φιλος, sondern ersetzt ἀγαπητός und ἡγαπημένος 'woran man gefallen gefunden hat' (*broþar liubana* Phm 16; *leikis sa luba* U 4. 14 vgl. R 9, 25: *frijoda* . . . *fijaida* 13). Das verbalabstraktum *frijons-gafrijons* 'kuss (: *kukjan*)' berechtigt uns, die vermutung zu äussern, dass das in antithese zu *fijan* auftretende verbum *frijon* und seine ableitungen anfangs die körperlichen und sinnlichen liebesgebärden mit umfasste, wovon bei *liufs* nicht wohl die rede sein könnte, bis die spiritualisierung das verbum von seinem verbalabstraktum sonderte. Das war jedoch ein jüngerer wortgeschichtlicher vorgang (sieh stelle beispielsweise L 7, 44–48 und 10, 27 Mc 12, 30. 33 einander gegenüber; dazu C 3, 19 E 5, 25–29). Es ist offenbar der affektgehalt von *frijon*, der dies wort nun für die unsinnlich vergeistigte gottes- und nächstenliebe tauglich erscheinen liess (J 15, 9. 13).

1) Es ist gewiss nicht zufällig, dass *liufs* in der got. bibel nur von den partizipien ἀγαπητός und ἡγαπημένος angezogen wurde (E 1, 6 L 20, 13. 3, 22. 9, 35 Mc 1, 11. 9, 7. 12, 6 u. a.); – *lubo* begegnete dem religiös-spiritualistischen *frijon* Th 4, 9 und schliesslich hat sich nicht nur *liufs* zu *galaubjan* (*galaubjandans jah lubai* T 6, 2 vgl. *thaz sculun univ gilouben joh harto iz uns giliuben* Otfrid 1, 26, 11), sondern auch *friþwa* hat sich zu *galaubeins* gesellt (*galaubeins jah friþwa icwara jah* . . . *ganinþi* Th 3, 6; *friþwa miþ galaubeinai* E 6, 23–24 dazu K 13, 2 G 5, 6. 22 Th 5, 8. T 1, 14 t 1, 13; *jus mik frijodeduþ jah galaubideduþ* J 16, 27 vgl. 14, 15. 21. 23 T 1, 5).

fallende und gepriesene liebend beurteilendes subjekt. Die subjektive wertung ist nun die dominierende tendenz der bedeutungs-entwicklung geworden und *galaubjan* ist über 'liebend hochschätzen' oder 'verehren' zu der aus der gefühlslage einer einzelperson abgeleiteten sonderbedeutung 'auf wohlgefallen, hochschätzung und liebe beruhendes) vertrauen zu jemand haben' offenbar schon im vorliterarischen zeitalter der Goten gediehen¹. Das praefix *ga-* ist also nicht perfektiv, sondern sociativ wie bei *gatrauan* zu verstehen; es betonte die auf schätzung oder ehrung gestützte verbindung zwischen zwei personen, von denen die eine nicht bloss interesse an der andern aufbringt, sondern ihr zutrauen entgegenbringt, liebe und vertrauen schenkt (vgl. geloben, gelübde) und sich ihrer hoheit gehorsam unterordnet, weil sie einen höheren wert repräsentiert (J 5, 46–47 R 11, 30 ff.)².

Nun ist aber der umstand zu würdigen, dass das verbum *galaubjan* in den skandinavischen sprachen sich zu unserem 'loben' und 'erlauben' gehalten, die bedeutung von 'glauben' überhaupt nicht aufzuweisen hat; anord. *leggj* und *lofja* sind varianten von *lof* und *lofa*. Auf diesem sprachgebiet wurde *trúa* (got. *gatrauan*) mit der vertretung von 'glauben' betraut: *galaubjan* im sinn von griech. πιστεῖν ist also eine gotische beziehungsweise westgermanische sonderentwicklung. Daraus folgt abermals die zusammengehörigkeit von 'glauben'

1) Murray (s. v. *believe*) geht von *galanfs* 'valuable' aus und gelangt für *galaubjan* von 'to hold valuable' zu 'to have confidence'. Zum unterschied von G 2, 20 verweise ich auf *galaubeins* πιστις 'treue' im profanen sinn T 5, 12; dazu *jabai ni galaubjan* (untreu werden), *jains triggus wisip* t 2, 13; *galaubeins . . . triggus . . . gatrauan* th 3, 2–4; *galaubja* 'ich habe vertrauen gefasst' J 9, 38.

2) Wer jemand liebend verehrt und solcher autorität vertraut, 'glaubt' an sie (Mc 11, 22); das ist das 'vertrauen', das die bibel 'glauben' nennt (Schriften des Neuen testaments 1, 187) vgl. L 8, 25 (*har ist galaubeins izwara?*) Mc 5, 28: 34 M 8, 10, 13; ich lege auch auf den gegensatz von *galaubjan* und *galewjan* gewicht (*akei sind izwara sumai jai ei ni galaubjand; wissuh Jan us frumistja Iesus harjai sind jai ni galaubjandans jah was ist saei galewrip inu* J 6, 64).

3) So steht denn auch in der Gotenbibel *triggus* für griech. πιστός (L 19, 17 K 4, 2, 7, 25 T 1, 15 Tit 1, 9; C 4, 9 T 1, 12 t 2, 2; vgl. *wo daile galaubjandin miþ ungalaubjandin* k 6, 15). Das gesetz des alten bundes ist durch das evangelium aufgehoben (R 7, 4, 6); das gesetz des neuen bundes ist das evangelium beziehungsweise der glaube, auf dessen gesetz es im neuen bund ankommt; er heisst *triggwa*, ist ein auf treue beruhender bund; gott ist getreu und ebenso seine heilsbotschaft. So sind auch die christen zur 'treue' verpflichtet, das ist 'glaube' vgl. k 1, 18 Th 5, 14 th 3, 3 t 2, 13; *triggwai in Kristou Iesu* E 1, 1 = *galaubjandans* T 4, 3. 10, 12; *triggus . . . galaubeins* T 1, 12–15.

und 'vertrauen' (*galaubida jah gatrawa* t 1, 12; *trauwains fairh galaubein* E 3, 12)¹. Aber bei Wulfila hat *galaubjan*, das stimmungsreichere und affektstärkere wort ('liebe') über *gatrawan* den sieg davon getragen.

Seiner grundbedeutung entsprach es, wenn *galaubjan* auf personen oder auch auf sachen anwendung fand². Vornehmlich wird in der bibel das vertrauen durch worte der schrift gewonnen (*Mose . . . waurdam galaubjaiþ* J 5, 46–47. L 1, 20; *galaubjandans fairh waurda* J 17, 20; *jabai was meinain hausjai waurdam ja galaubjai* 12, 47) und damit eine weitere bedeutungsveränderung von *galaubjan* eingeleitet ('einer aussage vertrauen schenken', d. h. sie für wahr halten J 10, 25)³. Jetzt stieß unser verbum auf *tuzwerjan* und *liugan*, wurde *twEIFleins* entgegengesetzt und verband sich mit *sunja*⁴. Zu

1) *triggwaba galaubjand* L 20, 6; *gatrawan . . . fairh galaubein . . . gatrawan* k 5, 6–8; *gatrawan* 'einem etwas anvertrauen' G 2, 7 u. ö.: *pata sunjeino was izwis galaubeiþ* L 16, 11 (: *triggus* 10. 12); *gatrawan* näherte sich *galaubjan* auch mit der bedeutung 'überzeugt sein' (R 8, 38 t 1, 5 vgl. 3, 14). — Got. *trauaida du guda* M 27, 43 > ahd. *gitruwet in got* Tatian 205, 3 (*confidet*); *gilauwet in got* 162, 1 (*creditus*); *that sie gitruodin thiū bet, gilōbdin an is lēra* Heliand 2350 f.; *mid gilōbon endi mid treunu* 290 f. vgl. 897. 902. 2489–91. 1526 f.; ags. *zēlēafa, zēliffan: zetrūwian*. Ich erinnere noch an ahd. *glaubtriuwa* (*fides*) Notker ed. Piper 2, 392. 6 (*getriunon* 9: *glaubige* 400, 2).

2) *waurstwam galaubjaiþ* J 10, 38; *galaubeiþ du lindhada . . . galaubida hanseinai* 12, 36–38; *galaubeiþ du garaihtipai . . . sa galaubjands du imma . . . galaubida hanseinai* R 10, 10. 11. 16. Seitdem *galaubjan* mit *gatrawan* sich berührte, regierte es nicht mehr bloss wie loben und geloben den akkusativ (*galaubeis patu* J 11, 26; *allata galaubeiþ* K 13, 7), sondern auch den dativ (*galaubjam imma* M 27, 42 vgl. J 6, 29–30 L 20, 5–6; *galaubida guda* G 3, 6 u. a. 'vertrauen schenken'), es zieht sogar die praeposition *du* an sich (*galaubeiþ du guda jah du mis galaubeiþ* J 14, 1: *galaubeiþ mis* 12) wie (*ga*)*trawan* (*trauaida du guda* M 27, 43; *silbans trauaidedun sis* L 18, 9; *gatrawa þammei mahteigs ist* t 1, 12; mit R 10, 14. 16 vgl. Phm 21, mit Phl 1, 29 vgl. k 1, 9, mit J 6, 29. 35. 40. 47 u. a. vgl. k 3, 4). Die richtung nicht das ziel drückt *in c. dat.* aus (k 10, 1. 7, 16 R 14. 14 Phl 3, 3–4: G 2, 16 E 1, 15 u. a.). Im Heliand treffen wir *liudium gilōbdi* 5034; *ni gilōbiad ni these liudi* 5091; *gilōbid te mi* 3915. 4056 vgl. 4035 f.; *an thik gilobian* 5570 f. vgl. 3025 f.; *gilōbien after . . .* 4140. 5755 f. Wo *gilōbian* mit *gihuggian* und ähnlichen verben konkurriert, setzt es eine genitivkonstruktion an (5833: 4638).

3) *andaga so galaubjundeī þateī wairþiþ ustaulhts þize roididane izai fram frauin* L 1, 45; zeugenaussage: *galaubida ist weitwodeī onsara* th 1, 10 vgl. J 9, 18. 10, 25–26.

4) *ni tuzwerjai . . . ak galaubjai* Mc 11, 23; *galinga-* 13, 21–22 T 4, 1–3; *galaubeins . . . twEIFleins* R 14, 1–2; *þande sunja qiþa, duke ni galaubeiþ mis?* J 8, 45–46; *sunja qiþa . . . ni liuga, laisareis þindo in galaubeinai jah sunjai* T 2, 7.

‘glauben und vertrauen’¹ gesellte sich ‘glauben und erkennen’ (wissen überzeugen): *ufkunnaiþ jah galaubjaiþ* J 10, 38 (*sanja was . . . galaubidedun* 41–42) vgl. 6, 69. 14, 9–12; ‘glaube’ ist namentlich im Johannesevangelium ein anderer ausdrück für gotteserkenntnis. Erkannte und verbürgte wahrheit anerkennen, hocheinschätzen und annehmen (Th 2, 13 T 3, 16 Tit 1, 1–4), von der autorität der heilsbotschaft und der lehre (wortverkündigung) auch ohne augenschein sich überzeugen lassen (k 5, 7 Th 4, 14)², von dieser biblischen forderung gieng letztlich der bedeutungswandel aus, der die verkündigung, die lehre und ihr bekenntnis aus eigener überzeugung heraus mit dem wort ‘glaube’ (glaubensformel, glaubensbekenntnis) belegte; der ‘glaube’ ist nicht so sehr von der erkenntnis als von dem bekenntnis abhängig geworden; ‘gläubig’ (christlich gesinnt Tit 1, 6) ist, wer ein auf der heils- und glaubensbotschaft (dem wort der wahrheit; E 1, 13) fussendes bekenntnis ablegt³. Der glaube ist fortan das symbol des christentums⁴. Dieser totalen hellenisierung eines gotischen wortes folgte die hellenisierung seiner syntaktischen konstruktionen⁵.

Die spiritualisierung hat auch got. *timrjan-gatimrjan*, *timreins-gatinreins* ‘erbauung’ erfasst (o. 48, 379); es sollte die seele, das innenleben des einzelnen christen und der ganzen christenheit neu aufgebaut werden (K 8, 10. 10, 23 E 2, 20–22. 4, 12. 16) im zusammenhang mit dem himmlischen bauwerk (*bauains* k 5, 1–2), mit dem heilsplan und der heilsbotschaft gottes; ‘erbauung’ war heils-

1) ‘vertrauen fassen’ und ‘vertrauen haben’ Afda. 38, 10 f.

2) Die heilsbotschaft (*airaggeljo*) war die ‘wahrheit’, sie zu hören, an ihr wohlgefallen zu finden, sie in das eigene herz aufzunehmen, sie anzuerkennen und ihr zu gehorchen, darauf kam es an (E 1, 13 Phl 1, 27 R 10, 8. 10. 14–19. 21. 11, 30–32), so nahm man den ‘geist gottes’ in sich auf (G 3, 2. 5 R 8, 7–9). Bei Paulus drückt ‘glaube’ ein machtvolles religiöses erlebnis aus, ist ein $\chi\rho\iota\sigma\mu\alpha$ und tritt deswegen in opposition zu jeglichem menschenwerk; ‘glaube’ ist die stimmung und gesinnung des neuerweckten pneumatischen lebens (*ahma galaubeinains* k 4, 13 *runa galaubeinains* T 3, 9) vgl. t 1, 9 th 1, 11 R 12, 3 E 2, 8 G 2, 16. 20. 5, 5. 6. 22 (*akran ahmins . . . galaubeins*).

3) *galaubei in frauin* E 1, 15: *galaubeiþ in airaggeljon* Mc 1, 15: *merciþ galaubein* (= evangelium) G 1, 23; *merciþ = galaubeins* K 15, 14. 17 vgl. k 4, 13 (gebet, bekenntnis) Schriften d. Neuen testaments 2, 187 f.

4) Vgl. G 2, 16 K 1, 21. 14. 22 u. ö. *svesans galaubeinai* ‘glaubensgenossen’ G 6, 10 (dazu th 1, 3–4); *ains franja*, *aina galaubeins*, *aina daupeins* E 4, 5.

5) Akk. c. inf. bei *gatrauan* und *galaubjan* k 10, 7. L 20, 6 R 14, 2: *gatraua þatei . . . (þanmei)* R 8, 38 t 1, 12 Phl 2, 24; *galaubja þatei . . .* R 10, 9 Th 4, 14 M 9, 28 J 16, 30. 11, 27. 9, 18; *galaubjan* ohne objekt: J 16, 31 K 15, 2. 11 k 4, 13 M 8, 13 Mc 5, 36. 9, 23–24 usw.

erziehung im sinne des 'glaubens' (*timreinaí gudis þizai wisandein in galauþeinaí* T 1, 4). Dabei wirkte der christliche dualismus mit, der das sichtbare und äusserliche durch das unsichtbare innerlich zu überwinden trachtete. Denn das religiöse denken wurde von den grossen antithesen beherrscht, die die spiritualisierung zahlreicher gotischer wörter gefördert haben (diesseits-jenseits, licht-finsternis, leben-tod, leib-seele, sünde-gnade, gut-böse, vergänglich-ewig, alt-neu usw.). Aus anlass von *airþeins* 'irdisch' waren wir auf himmel und erde zu sprechen gekommen: sogar den formwörtern 'oben' und 'unten' (*þrö, zótöw*) wurde statt des raums eine wendung auf die entgegengesetzten standorte der religion (himmel und erde, himmel und hölle) gegeben¹ und die mimische gebärde des pronomen demonstrativum zu ausdrucksvoller symbolik gesteigert².

Das stilgesetz der spiritualisierung fand aber das hauptfeld seiner wirksamkeit bei den hauptnormen der neuen religion, bei den sakramenten.

Die sakramentalisierung hat einen glorienschein, eine heiligende weihe über profane wörter ergossen und nun konnten die weihevollsten begriffe durch die schlichsten ausdrücke der volkssprache dargestellt werden. *σωτήρ* und *σωτηρία* wurden mit ihrem kultischen nimbus³ entlehnt, und dieser nimbus war es, der dem an

1) *uzuhhof augona iup* J 11, 41; *sigislann þizos iupa laþonais gudis* Phl 3, 14; *þoei iupa sind sokeiþ* — *þarei Xristus ist in tuhscai gudis sitands* — *þaimnei iupa sind þrafþaiþ ni þaim þoei ana airþai sind* C 3, 1—2; *sa iupaþro qimands* J 3, 31 (: *himinakundana jah iupaþro qumanana . . . airþakundana jah us airþai rodjandan* Skeir. 4); *atgiban iupaþro* ('vom himmel her') J 19, 11; *jus us þaim dalaþro sijnþ iþ ik us þaim iupaþro im* S, 23 vgl. 18, 36; *kas ussteigiþ in himin?* *þat ist Xristu dalaþ attihnan . . . kas gasteigiþ in afgrundiþa?* *þat ist Xristu us dauþaim iup ustihnan* R 10, 6—7 vgl. Th 4, 16 M 11, 23; *insaiþands iup . . . dalaþ atsteig* L 19, 5; *iupaþro und dalaþ* M 27, 51 Mc 15, 38 vgl. M S. 1 J 9, 6 L 4, 9 Mc 14, 66 u. a.

2) *sa fairkus* K 1, 20—21; *jus us þamma fairkæu sijnþ iþ ik ni im us þamma fairkæu (dalaþro: iupaþro)* J S, 23; *bi þizai aldai þis aicis (fairkæus)* E 2, 2 C 2, 20 J 16, 28 (: 21), 33, 17, 11 ff. 12, 31, 46; *in þamma fairkæu in libainai aiceinon* 25 usw. *þai sunjus þis aicis . . . jainis aicis* L 20, 34—35; *in jainamma daga* t 4, 5 J 16, 23, 26 u. ö. = *in spedistin daga* 12, 48; *fram manniskamma daga* K 4, 3; *in daga frauþins* 5, 5; *dogs frauþins see þiubs in naht swa qimiþ* Th 5, 2.

3) Wendland, Zeitschr. f. neutestamentl. wissenschaft 5 (1904) 335 ff. (s. 348); Dibeli, Handb. z. Neuen testament 3, 2, 184, 212 ff.; Reitzenstein, Mysterienreligionen s. 25 f.; Bousset, Kyrios Christos s. 293 ff.; Weiss, Archiv f. religionswissenschaft 16, 492 ff. Urchristentum s. 166 u. a. vgl. Zeitschr. 48, 386.

ihre stelle tretenden gotischen profanwort (*nasjan*) seinen totalen bedeutungswandel verschaffte und das wohltuende gefühl von 'genesend und heilend' bei 'heiland' zu dem religiösen schauer des sakraments erstarren liess. Himmlische und irdische erscheinung stehen sich im sakrament nicht mehr dualistisch-antithetisch gegenüber, wirken vielmehr einheitlich zusammen. Irdisches und himmlisches vereinigen sich im *nasjands*; er sollte die sterblichen aus lebensgefahr erretten, den beruf des arztes durch heilung der kranken erfüllen, aber zugleich durch das mysterium der erlösung den sünder vom tod befreien und durch ewiges leben beseligen (t 1, 9–10). Unser deutscher sprachgebrauch gieng mit 'heiland' von der die kranken heilenden tätigkeit des arztes aus, der Gote hat für seine bibel nicht *hailjan* sondern *nasjan* gewählt¹ und damit von vornherein den stimmungszauber, den ein zur nahrungsaufnahme wieder genesender erlebt, seinem vom himmel auf die erde gesandten 'retter, erlöser und seligmacher' einverleibt, dem die andacht sich zuneigte, weil es sein geheimnis war, alle zu ernähren und am leben zu erhalten, deren diesseitiges und jenseitiges dasein gefährdet war. Das beseligende gefühl der genesung lenkte die wortwahl für griech. σωτηρία auf got. *naseins*² und ist auch

1) *hailjan* und (*ga*)*nasjan* sind zwei verschiedene ärztliche leistungen (θεραπεύειν und σώζειν); ist der arzt mit erfolg tätig (*galekinon* L 8, 2. 43: *lekinon* 'ärztlich behandeln' 5, 15 vgl. 9, 11), so führt er einen heilungsprozess herbei (*ga-hailjan* M 8, 7. 16: *hailjan* L 5, 17) und besorgt die genesung (*ganasjan* ἰᾶσθαι L 6, 19: *hailjan* ἰαθῆναι 18; *gahailjan* ἰᾶσθαι 9, 11. 42); Jesus, der arzt, heisst darum *lekeis* (L 4, 23. 5, 31) und *hailjands* (M 9, 35 vgl. J 7, 23); das ist aber nicht der 'erlöser': *nasjands* bedeutet also etwas ganz anderes als *hailjands* und 'heiland' (Mc 5, 26. 28. 29. 34); nur ein einziges mal wird *hails icairpiþ* für σωτήριον gebraucht und in diesem fall (J 11, 12) bedeutet die formel 'gesund werden' im ärztlichen sinn. Ich erinnere an *hails* in der verbindung 'gesunde lehre' T 1, 10. 6, 3 t 1, 13. 4, 3 Tit 2, 1. 1, 13; *guhails* Th 5, 23 (gegen L 15, 27). Für (*ga*)*nasjan* hebe ich aus: *ganasjan þans gamalwidans hairtin* L 4, 18. 9, 24. 56 J 6, 9; 'retten' K 7, 16 Mc 15, 30 f. M 8, 25. 27, 49 J 12, 47. 27; 'selig machen' K 1, 21 (hängt vom 'glauben' ab; γάρουμα E 2, 5. 8); *nasjandis gidis saei allans wili ganisan* ('selig werden') *jah in ufkuþsja swijos qiman* T 2, 3–4 vgl. 15 J 10, 9 L 8, 12 R 10, 9 usw.: 'gesund machen' L 7. 3. 50. 8, 48. 50; 'gesund werden' M 9, 21–22 L 8, 36. 18, 26 Mc 6, 56; *ganisai jah libai* 5, 23.

2) *naseins* (rettung aus lebensgefahr) wechselt mit *ganists* (errettung – genesung); beide, dies ältere und jenes neuere wort, hielten verbindung mit dem heilsplan gottes (Th 5, 8–9; *airaggeli ganistais* E 1, 13; *ganists þairh galaubein* t 3, 15 vgl. 2, 10 R 10, 9–10. 11, 11. k 7, 10. 1, 6 R 13, 11. 10, 1). 'Errettung' aus der gefangenschaft Phl 1, 14. 19 steht im gegensatz zu *fralusts* 28 ('untergang') vgl. L 19, 9–10; *dags naseinai* k 6, 2; *naseins: uslauseins* L 1, 68–69. 71. 77; σωτηριον 2, 30. 3, 6.

an der spiritualisierung der verba *ganisan* (*ahma ganisai* K 5, 5) und (*ga*)*nasjan* beteiligt. Diese ganze wortsippe wurde statt auf das irdische auf das ewige leben bezogen und mit dem sakramentalen gehalt der erlösung und beseligung gesättigt; denn *nasjands* ist nicht der heiland oder heilbringer, sondern der aus lebensnot erlösende¹ und die leidenden selig machende, der die menschen in den himmel kommen und die sterblichen zu ewigem leben auferstehen lässt, so sicherlich wie er als rettender arzt und wundertäter verstorbene wiederauferweckt hat (L 8, 49–50 J 11, 25–26). *nasjands* ist darum in der gotischen bibel nicht bloss ein epitheton des 'heilandes' Jesu (Phl 3, 20), sondern auch gottes, des rettens Israels, der sonst nicht unter 'heiland' verstanden zu werden pflegt (Tit 1, 3–4 t 1, 9–10 T 4, 10. 2, 3. 1, 1 L 1, 47 : 2, 11)².

Wörter der gemeinsprache empfangen mythisch-sakramentalen gehalt, wenn sie durch die erinnerung an die erlebnisse (wort und werk) des kultgottes geweiht wurden. Ein lebenswerk und ein heilswort des *γωστός* musste, von seinen anhängern dauernd wiederholt, für die gläubigen ein vorbildlicher kultakt werden; ihn beim gottes-

1) Ein gegenstück zu *nasjands* ist *sa fraisands* 'der versucher' (ó περιάζων Th 5, 3; *usfajfraisai izwis sa fraisands* 3, 5) der das heil, das leben und die seele 'gefährdet'. Aus dem profanwort *fraisan* 'gefährden' (Mc 12, 15 G 6. 1 : 4, 14 vgl. ahd. *freison*, and. *freson* [Hel. 772 f. 4476], ags. *frásian*) ist der religiöse begriff des 'sich selbst auf sein glaubenleben prüfen' (k 13, 5: Mc 10, 2) und der 'versuchung' herausgeholt worden (*fraistubni* M 6, 13 L 4, 13. 8, 13 T 6, 9; *ei ni fraisai izwara satana* K 7, 5; *ni fraisais fraujan guþ þeinana* L 4, 12 vgl. 2. Mc 1, 23). Ähnlich ist es dem neben *nasjands* und *fraisands* zu erwähnenden *sa (ga)lewjands* ergangen. *Galewjan* war ungefähr gleichwertig mit *anafilhan* und *atgiban* (48, 365 f.) vgl. J 18, 30. 35–36; K 11, 23 M 27, 2–4. 18 Mc 14, 10–11. 41–44. 9, 31 L 9, 44 und hat sich darum mit griech. *παρέχειν* und *παραδιδόναι* associiert ('ansliefern' J 19, 11). Das got. verbum wurde jedoch vom übersetzer mit der gesamtvertretung von griech. *παραδιδόναι* also nun auch mit der vertretung von 'verraten' betraut und durch die figur des 'verrätters' Judas heilsgeschichtlich vertieft (vgl. L 6, 29 : 16 Mc 3, 19; J 18, 2 : 5); wahrscheinlich ist von dem kompositum die neue bedeutung auf das simplex übersprungen (Idg. forsch. 21, 194 f.). Merkwürdig ist die analogie zu ags. *belawan* und *zesyllan* (Drake, West-saxon gospels. Diss. New York 1894 s. 40 ff.).

2) Dem got. *nasjands* entspricht ahd. *haltari* beziehungsweise *haltento* (*saluator*; der am lehen erhält) Notker ed. Piper 2, 64, 9 : 56 f. 180, 11 u. ö. = *Jesus* 179, 11. 332, 3; *Christus Jesus* > *Christ der haltinto* 359, 5; *dominus Jesus* > *truhten der haltendo* 343, 4. Unter den Westgermanen wurde 'heiland' die verdeutschung des namens *Jesus* ('Jahwe ist rettung' M 1, 21); ags. *hælend* L 18, 37 Mc 10, 47. 49 usw. *the scal heliand te nanon egan* Hel. 266 dazu Tatian 3, 4. 7, 1. 90, 3 vgl. 4, 5. 6, 2. 87, 9 : 88, 1. 195, 1. 4 usw. Kahle a. a. o. s. 79.

dienst feierlich zu begehen, galt als sakrales gebot und kirehliches gesetz. Das hauptbeispiel eines sakramentalen mythos steht K 11, 23 ff. Es feiert den neuen blutbund (*gamainduþs bloþis frauþins* K 10, 16), der zum gedächtnis des gekreuzigten und zur erlösung der gläubigen stetig zu erneuern war (Schriften d. Neuen test. 1, 203)¹. Seine stiftung, das einmalige und grundlegende erlebnis der jünger, wird erzählt; aus dieser erzählung (μῦθος) strömt seine sakramentale wirkung:

frauþa Iesus

in þizaiei naht galewiþs was

nam hlaif jah awiliudonds gabrak

jah qaþ : nimiþ matjiþ

þata ist leik mein þata in izwara gabrukano

þata waurkjaif du meinai gamundai

swah samaleiko jah stikl

afar nahtamat qiþands:

sa stikls so niujo triggwa ist

in meinamma bloþa

þata waurkjaif swa ufta swe drigkaiþ du meinai gamundai

swa ufta auk swe matjaiþ þana hlaif jah þana stikl drigkaiþ

daupau frauþins gakanþjaiþ unte qimai

eipau þazuh saei matjiþ þana hlaif aiþþau drigkai þana stikl

frauþins unwairþaba

• frauþins skula wairþiþ leikis jah bloþis frauþins

aþþan gakiusai sik silban manna

jah swa þis hlaibis matjai jah þis stiklis drigkai.

awiliudon, wahrscheinlich ein ausdruck der heidnischen kultsprache, ist in der Gotenbibel durchaus der liturgie und dem sakrament vorbehalten²: die kontinuierlichkeit des sprachgebrauchs wird erst unterbrochen,

1) 'Das ist das einzigartig anziehende dieser neuen religion gewesen, dass ihr mythos, um uns religionswissenschaftlich auszudrücken, nicht in irgend einer grauen vergangenheit spielt, von der man nicht mehr viel zu sagen weiss, sondern von den ersten verkündigern zum teil mit erlebt worden ist' Weiss, Urchristentum s. 167.

2) J 6, 11. 23 Me 8, 6 (vgl. L 9, 16) L 18, 43; 11. J 11, 41 R 7, 25 t 1, 3 L 17, 15-16 (*stibnai mikilaif*) u. a. *awiliuþ* εὐχαριστία (: *aiczaristia* k 9, 11-12) 'danksagung' (zur ehre gottes) T 4, 3-4 (*gaweihada auk þairh waurd gudis*) Phl 4, 6 k 4, 15 (*du wulþau guda*); χάρις (τῷ θεῷ) K 15, 57 k 2, 14. 8, 16. 9, 15; auf die unterscheidung von *awiliuþ* und *ansts* (T 1, 12: 14 t 1, 2: 3) wird später zurückzukommen sein: im profanen bezug tritt *þank* oder *lann* ein (L 17, 9, 6, 32 ff.).

wo *hlaiſs* und *stikls* die stellvertretung von *leik* und *bloþ frauĵins* übernehmen. Unter *hlaiſs* ist im mythos *hlaiſs frauĵins* und unter *stikls* ist *stikls frauĵins* verstanden, denn es heisst hier:

saei auk matjiþ jah drigkiþ unwairþaba

staua sis silbin matjiþ

ni domjands leik frauĵins

K 11, 29.

hlaiſ matjan bedeutet in diesem kultischen zusammenhang nicht mehr 'brot essen'; über den bedeutungsgehalt der formel entschied jetzt ihre sakramentalisierung ('wer bloss isst und trinkt, zieht sich durch solch unwürdiges gebahren ein strafgericht zu, weil er den leib des herrn nicht berücksichtigt'): *jaþþe nu matjaiþ jaþþe drigkaiþ jaþþe kwa taujiþ, allata du ʔwulþgu gudis taujaiþ* K 10, 31. Weder *matjan* noch *drigkan* sind auf die kultsprache eingeengt worden (z. b. L 15, 16 Th 5, 7), obwohl eine distanzierung der verba *matjan* und *itau, drigkan* und **supau* denkbar gewesen wäre und eine spiritualisierung der alltagswörter tatsächlich erfolgt ist (K 10, 3-4). Der meister der Gotenbibel gehorehte seinem stilgesetz, wenn er *matjan* und *drigkan, hlaiſs* und *stikls* mit profaner bedeutung wiederkehren und auf das kultisch-sakrale gebiet übergreifen liess, um so trotz aller neuerungen dem volkstümlichen sprachgebrauch doch noch spielraum zu gewähren¹: *hlaiſs* wurde durch das 'wort gottes' spiritualisiert (L 4, 4. 14, 15 J 6, 26-27. 31-35: *ik im sa hlaiſs libainais*) und durch den 'leib Christi' sakramentalisiert (J 6, 41. 48-51. 52-58 K 10, 17; für *stikls* verweise ich auf Me 10, 38-39 J 18, 11).

Ein vergleich mit dem usus ergibt für *bloþ* (K 15, 20 E 6, 12) eine entstofflichung (Me 5, 25. 29 M 27, 4; *bloþ galĵins* C 1, 20 E 2, 13 J 6, 52 ff.), aber stilgerecht ist auch die dadurch nicht gefährdete fortdauer der herkömmlichen bedeutung dieses wortes. Verwickelter ist der gebrauch von *leik*, dessen spiritualisierung und sakramentalisierung uns bei *hlaiſs* bereits beschäftigt hat ('himmelsbrot' J 6, 51 ff. im gegensatz zu *alma ist saei liban taujiþ, þata leik ni boteiþ waiht* 63). Man muss auch in diesem fall das wulfilanische von dem vorwulfilanischen Gotisch zu unterscheiden versuchen, um in der verbindung der älteren und der neueren, der volkstümlichen und der biblischen, der profanen und der kultischen vorstellungen den charakteristischen stilausdruck des schriftwerkes wiederzufinden. *leik* bezeichnet in der bibel sowohl 'fleisch', d. h. stoff (σάρξ) als auch

1) Me 3, 20. 6, 8 L 7, 33-34 u. a. gegen Me 7, 2 ff. 2, 26 L 6, 4; th 3, 8. 12 M 6, 11; 10, 42 Me 9, 41 K 10, 16. 21.

'leib', d. h. form und gestalt ($\sigma\tilde{\omega}\mu\alpha$); daneben ist eine dritte bedeutung 'körper', d. h. geformter und gestalteter stoff (menschliche gestalt) nicht zu übersehen. Für 'fleisch' begegnet uns C 1, 22 das sonderwort *mammo* in der ausdrucksvollen und anschaulichen verbindung *leik mammons* ($\sigma\tilde{\omega}\mu\alpha \tau\tilde{\eta}\zeta \sigma\alpha\rho\acute{\omega}\varsigma$)¹, während kurz darauf geschrieben steht: usfullja gaidwa aglono Xristaus in leika meinamma faur leik is þatei ist aikklesjo (die in einzelne glieder, körperhaft, gegliederte kirche ist gemeint; $\acute{\epsilon}\nu \tau\tilde{\eta} \sigma\alpha\rho\acute{\omega}\varsigma \mu\omicron\upsilon\upsilon \acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\rho \tau\omicron\upsilon \sigma\acute{\omega}\mu\alpha\tau\omicron\varsigma \chi\acute{\upsilon}\tau\omicron\upsilon$ 24); $\sigma\acute{\alpha}\rho\acute{\omega}\varsigma$ und $\sigma\tilde{\omega}\mu\alpha$ fielen also unter umständen für den Goten zusammen (*ana leika unsaramma . . . in riurjamma leika unsaramma* $\acute{\epsilon}\nu \tau\tilde{\omega} \sigma\acute{\omega}\mu\alpha\tau\omicron\iota \acute{\eta}\mu\tilde{\omega}\nu$. . . $\acute{\epsilon}\nu \tau\tilde{\eta} \theta\upsilon\eta\tau\tilde{\eta} \sigma\alpha\rho\acute{\omega}\varsigma \acute{\eta}\mu\tilde{\omega}\nu$ k 4, 10–11). Seinem *leik* entsprach zumeist, dem altgermanischen herkommen gemäss, griech. $\sigma\tilde{\omega}\mu\alpha$. Wenn aber *leik* 'gestalt' bedeutete², so war doch nicht ihre reine (bildnerisch-künstlerische, ästhetische) form darunter verstanden; sie wurde vielmehr von ihrem stofflichen dasein nicht abgelöst (*leik* körper, leiche)³. Nur war bei *leik* nicht der stoff das dominierende sinnesmerkmal, sondern die form. Der stoff (das fleisch) wurde als 'form' aufgefasst, wenn man *lik* ('leibliche gestalt') dafür gebrauchte. Daher konnte es ein altgermanisches stoffadjektiv *likîn* nicht wohl geben⁴; got. *leikeins* ist durchaus ein wulfilanisches gebilde (kontrafaktor von griech. $\sigma\alpha\rho\acute{\omega}\varsigma$ o. 48, 190)⁵, *leikeins* im R 7, 14 (ich bin ein fleischeswesen) verträgt

1) *mammo* gehört zu *mimz xρῆα* K 8. 10. 13.

2) *manleika* $\acute{\epsilon}\iota\chi\tilde{\omega}\nu$ L 20, 24 Mc 12, 16 K 15, 49; *galeiki* $\acute{\epsilon}\rho\acute{\omega}\tau\omicron\mu\alpha$ (*ult skal-kis nimands . . . in galeikja manne . . . manaulja* Phl 2, 6–8 'menschengestalt'; in *galeikja leikis* 'in gestalt eines menschenleibs' R 8, 3 vgl. k 3, 18. 11, 13–15 R 12, 2 K 11, 1 Phl 3, 17 th 3, 7. 9).

3) *lik* (materialisierte form) hat sich allmählich von 'leib' (gestalt) zurückgezogen zugunsten von *lib* (beseelte gestalt); je mehr dies wort sich ausbreitete, um so mehr verlor *lik* an boden und behielt nur noch stofflichen wert (*leiche*) vgl. got. *leik* 'leiche' L 17, 37 Mc 6, 29 M 27, 58–60; *hlaiwasnos uslknodedun jah managa leika þize ligandane weihaize urwisun* 52. — Im ahd. Tatian heisst *caro-fleisg* und *corpus-lihhamo*; *lih* kommt nur noch ein einziges mal und zwar mit der bedeutung 'leiche' vor (*namun sina lih inti bigruobun then in grave: lib uita* 79, 10) wie bei Othrid 4, 35, 31. 34, 4; dazu stimmt *lih* 'körper, fleischesleib' 4, 29, 40. 5, 8, 20 (: 18). 4, 27, 13. 5, 1, 44. Im Heliand dient *lih* ebenfalls als 'körper' (fleischesleib 153–54. 199 f; fleischteile 4901. 3345) und 'leiche' (5739 = *hreo* 4077 f.); dagegen hielt das ags. auch noch an *lic* 'gestalt' fest und diese bedeutung ist im anord. ganz geläufig geblieben (ags. *eoforlic*, *wyrmes lic* Gen. 491; anord. *orms lik* Regiñsm. 14 pr 2; Loki in *laetliki* Sn E).

4) Auch in Deutschland kommt ein *lichîn* nicht vor (wohl aber mhd. *leischîn* 'fleischern'), es wäre so unmöglich wie *libîn* ('leibern'), es gibt nur 'leiblich' (ags. *lichamlic* corporalis, carnalis): 'geistlich' (Braune, Beitr. 43, 404 ff.).

5) *-eins* war produktives suffix geworden und zwar gieng dies auf kosten

sich schwerlich mit dem altgermanischen sprachgebrauch ('ich bestehe aus einem leibe' wäre widersinnig; desgl. sind reine hellenismen in *spildom hairtane leikeinain* k 3, 3 *wepna leikeina* 10, 4 und nun gar in *handugein leikeinai* 1, 12). Erst nachdem *leikeins* als *σαρξινός* gewertet worden war, sind derartige wortverbindungen für einen Germanen möglich gewesen. *leik* bot allerdings eine stoffliche seite dar; eine teilbeziehung dieses wortes (die stoffliche) wurde verallgemeinert und zur herrschenden erhoben, wenn das wort allmählich sich materialisierte ('leiche') oder theologisch sich spiritualisierte. So konnte die kultsprache mit *leikeins* und seinem hellenistischen korrelat *ahmeins* versehen werden, weil die dünne stoffliche qualität von *ahma* (atem) und die dichtere von *leik* derartige ableitungen duldet, für die jedoch im übrigen die griech. adjektiva *πνευματικός* und *σαρξινός* verantwortlich sind. Das stoffliche ist in beiden fällen verflüchtigt und beziehungslos, es ist nur die religiöse oder theologische deutung anerkannt worden¹. Aber nicht bloss aus dem sog. stoffadj. *leikeins* und aus seiner spiritualisierung, sondern auch aus der verbindung von got. *leik* und *hama*, die auf das altgermanische kompositum *likhamo* sich stützen konnte, ergibt sich der grundgehalt unseres wortes. Nach biblischer lehre ist den christen bestimmt, den fleischesleib aus- und einen lichtleib anzuziehen, wenn das irdische fleisch zerfällt und in einen himmlischen lichtstoff (*δόξα*) verwandelt wird. Ein 'lichtgewand' wird von der nackt und bloss gewordenen seele 'angezogen' werden (vgl. *gahamon* E 6, 11. 13 ff. 4, 24 Th 5, 8 C 3, 9-10. 12); sie setzt ihr dasein als eine lichtgestalt fort (*σῶμα τῆς δόξης* Phl 3, 21; *swe aggiljus pai in himinam* Me 12, 25): die vergöttlichung des menschen (Christus 'anziehen' *gahamon franjin unsaramma Xristau Iesua* R 13, 14; *Xristau gahamodai sijnþ* G 3, 27) vergegenständlicht sich in der verwandlung des menschenleibes in einen gottesleib (*franja . . . inmaideiþ leika* [*σῶμα*] *hauneinai du ibnaskaunjamma leika wulþans seinis* Phl 3, 21 vgl. *inmaidida sik* Me 9, 2-3). Hierbei fand sich nun *leik* mit *hamon* zusammen:

gatinrjon us guda habam gard unhanduwaurhtana
 aiweinana in himinam
 unte jah in þamma swogatjam bauainai unsarai

von -leiks (*leikeins* heisst 'leiblich' und *ahmeins* heisst 'geistlich'), wofür es bekanntlich in der got. bibel nur ganz vereinzelte belege gibt (ansser *siddaleiks*, *ibnaleiks* kommen fast nur *libaleiks*, *lapaleiks*, *wairaleiko* zum vorschein).

1) Für *ahmeins*, das überhaupt nicht mehr stoffadjektiv gewesen ist, verweise ich auf R 7, 14 E 1, 3, 6, 12, 5, 19 C 3, 16 K 10, 3: C 1, 9. G 6, 1.

þizai us himina ufarhamon gairnjandans
 jabai sweþaub gawasidai ni naqapai bigitaindau
 jah auk wisandans in þizai bleiþrai swogatjam
 kauridai ana þammei ni wileima afhamon ak anahamon
 ei fraslindaidau þata diwano fram libainai
 aþþan saei jah gamanwida uns du þamma
 guþ saei jah gaf uns wadi alman
 gatrauandans nu sinteino jah witandans
 þatei wisandans in þamma leika
 afhaimjai sijum fram frauin
 unte þairh galaubein gaggam. ni þairh siun
 aþþan gatrauam jah waljam mais usleiþan us þamma leika
 jah anahaimjaim wisan at frauin . . . k 5, 1-8.

Unsere fleischlich-irdische körpermasse (*gards*) wird in der fremde zurückgelassen, geht im grabe zu grund; die seele wird nackt und leiblos, gott aber hält bei der auferstehung einen lichtleib, statt des fleisches (als des kleides des todes) einen pneumatischen leib (ein kleid des lebens) für sie im himmel bereit, um die seele damit zu 'verklären' und zu vergöttlichen (Schriften d. N. testam. 2, 164. 189 ff.; Handb. z. N. testam. 3, 1, 187. 156):

swaswe berum manneikan þis airþeinus
 bairaima jah frisaht þis himinakundins
 þata auk qiþa broþrjus
 þei leuk jah bloþ þiudinassu gudis ganiman ni magun
 nih riurei unriureins arbjo wairþiþ
 sai runa izwis qiþa
 allai auk ni gaswiltam
 iþ allai *inmaidjanda*
 suns in braþra augins in spedistin þuthaurna þuthaurneif auk
 jah dauþaus usstandand unriurjai
 jah weis *inmaidjanda*
 skuld auk ist þata riurjo *gahamon* unriurein
 jah þata diwano *gahamon* undiwanein K 15, 49-53.

In sehr merkwürdiger weise scheint hier althristliche und altgermanische überlieferung zusammenzutreffen; altgerm. *likhamo*¹ - in

1) 'Leibliche gestalt' materialisierte sich zu 'leichenam'; es scheint, dass wohl *lik* (> leiche) aber nicht *likhamo* mit der vorstellung 'leiblos' einstmals sich vertrug; er war geistig belebt (Heliand 5657) und erforderte, wenn *hreo* gemeint war, den zusatz *liflos* (Hel. 2181 : 5671 f. 4098 f. 5901-2. 2776); *lib* und *sela* (Hel. 1864-68. 1904-10. 4753. 4780-83. 5770-72) haben aber nicht bloss *lik*, sondern auch *lik-*

der got. bibel zufällig nicht belegbar – kommt uns in den sinn bei *andhamonds sik leika* C 2, 15 (exuens se carne)¹, dem anord. *hamask* und *homum skipta* begeben. Man wird den unterschied des biblischen und des altgermanischen ausdrucks nicht verwischen² und nun erst recht des spezifischen bedeutungsgehalts von got. *leik* sich bewusst werden. Denn auch auf altgermanischer seite war es nicht der körperhaft massive stoff, das fleisch, sondern seine erscheinungsform, die das kompositum *likhamo* noch stärker als das simplex betonte³. *hamo* war eine decke oder hülle und liess die konturen des leibes deutlich hervortreten, wie ein hemd, das dem körper sich anschmiegte; diese erscheinungsform⁴ war und blieb aber stofflicher natur. In dieser hinsicht fällt auf *lik* und *likhamo* ein klärendes licht von dem altgerman. kompositum *f. ðarhamo*, das eine seelenhülle, einen 'leib' bezeichnet, der aus federn besteht⁵. 'Körpergestalt' nicht als stoff, sondern als bild, dürfte die zutreffendste übersetzung von *lik* sein, weil sie dem zugleich materiellen und spirituellen charakter des wortes am ehesten gerecht wird⁶.

Von dieser grundbedeutung entfernten sich *lik* und *likhamo*, wenn sie in der richtung auf 'leiche' und 'leichenam' sich materialisierten

hamo mit dem kontrastwert von 'leichenam' begabt (Tatian 38, 1:44, 19. 214, 1. 209, 3. 147, 5 [vgl. 60, 4]; Otfrid 2, 11, 44. 8, 54. 3, 21, 17:24, 83:5, 12, 10–12. 3, 20, 172:5, 11, 42; Hel. 2796. 5793. 5875 u. ö.).

1) Schr. d. Neuen testam. 2, 190 f.; 'vom fleischlichen leib sich entkleidend' (herausschlüpfen: *afslauþjan* C 3, 9 vgl. 10. 12 E 4, 22–24) vgl. auch *leika izwamma þve wasjaip* M 6, 25.

2) Nach altgermanischer vorstellung wandert eine nackte seele in fremde leibliche gestalten (z. b. tierische) hinein, sie kann verschiedene leiber 'anziehen' (Heliand 4098 f. 4622 f.); nach biblischer vorstellung wandert die seele nicht aus ihrem leib, sondern legt ihn ab (zieht ihn aus) und zieht nun den einen, den göttlichen leib (ags. *wuldorham*) an; es ist damit jedoch auch ein ortswechsel verknüpft, weil die seele mit ihrem 'leib' auch ihre heimat wechselt, wenn sie von der erde in den himmel kommt (*wisandans in leika: usleifan us þamma leika* k 5, 6. 8). Diese art von 'spiritualisierung' geht weit über die in altgerm. *lik* und *likhamo* angelegte hinaus.

3) *flesk endi lichamo* Heliand 3639.

4) Mit *atiddja ahma sa weiha leikis siunai swe akaks ana ina* L 3, 22 ('gestalt') liesse sich vergleichen *Franmarr jarl hafði hamaz i arnar líki* Helgakv. Hjörv. 5 u. a.

5) Vgl. ags. *fleschama*.

6) *orn* als *hamr* *Atla* *Atlam.* 18 ist körperlose traumerscheinung (geisterhafte gestalt), bezeugt also eine spirituelle bedeutung, die in dem kompositum *hamingja* noch klarer sich äussert, aber trotzdem nicht ins unkörperliche verflüchtigt werden darf.

und dem von *lib* im bund mit geist und seele ausgeübten druck nicht stand hielten. In der gotischen bibel ist diese materialisierung des altgermanischen wortes auch zu spüren, aber in grösserem umfang hat Wulfila die in got. *leik* angelegten spirituellen kräfte genährt, indem er dies wort nicht bloss für griech. $\sigma\acute{\rho}\zeta\acute{\zeta}$, sondern auch für griech. $\sigma\tilde{\alpha}\mu\alpha$ gewählt und seine abstrakte bedeutung einer starken belastungsprobe ausgesetzt hat (C 2, 16–23). In diesem theologischen sinn ist nun aber auch noch *leik* = $\sigma\acute{\rho}\zeta\acute{\zeta}$ umgewandelt worden (C 2, 11–15). In der kultsprache bezeichnet *leik* nicht mehr bloss den irdischen fleischesleib (K 9, 27 vgl. R 9, 3), sondern alles 'fleisch', d. h. alles irdisch-naturhafte (J 17, 2 L 3, 6 vgl. Mc 13, 20 G 2, 16)¹; die irdischen leiber, ihrer materie nach 'fleisch', wurden zu leibhafter 'sünde'; die profan-kreatürliche und hinfällige materie brachte den äussern menschen in gegensatz zu dem innern menschen², den vergänglichen und sündhaften erdenstoff in widerspruch zu dem seligen und ewigen himmelsgeist; *wik* und *leikeins* sogen neues leben aus der antithese *alma-ahmeins*³. Die grenzen, die die körper, welcher gestalt sie auch sein mochten, trennten, mussten jetzt fallen (Mc. 10, 8) und diese bewegung hat sich bis dahin fortgesetzt, wo *leik* stofflich gemeint war (k 4, 11). Es ist abermals eine metamorphose der 'körpergestalt' erfolgt und das ausdrucksvolle wort *leik*, auf griech. $\acute{\alpha}\mu\alpha\rho\tau\acute{\iota}\zeta$ eingestellt, zu einem moralischen und religiösen begriff ('kreatur') umstilisiert worden. Aus dem älteren, volkssprachlichen bedeutungskern des wortes *leik*, aus seiner doppelbedeutung lassen sich die wulfilanischen neuerungen verstehen; jene gestattete, bald *wik* als stoff, bald *leik* als form zur geltung zu bringen und wie dem universalen gehalt von griech. $\sigma\acute{\rho}\zeta\acute{\zeta}$ so auch dem weitgespannten bereich von griech. $\sigma\tilde{\alpha}\mu\alpha$ gerecht zu werden (organisation der welt und der kirche)⁴. Das sind neuschöpfungen des Wulfila, die seine sprachliche leistung in helles licht setzen.

Das liturgische symbol für die grossen heilstatsachen wurden derartige, von ihm neu geprägte wörter der gotischen volkssprache.

1) in *leika* 'im irdischen sinn' k 11, 18 J 8, 15; 'natürlich' G 4, 23. 29 Phl 1, 21–24; 'menschlich' C 3, 22 Phm 16.

2) Phl 3, 3–4 E 2, 11:3, 16 vgl. R 7, 22–25 G 6, 12–13 k 4, 16. 7, 1.

3) R 7, 14. 8, 1 ff. G 5, 13. 16 ff. 25. 6, 8. 3, 3; *leik* wurde der feind des frommen im widerstreit zu der naiven volksanschauung (E 5, 25–29).

4) R 12, 4–5 K 12, 12 ff. 10, 17; ich erwähne noch die entsprechung $\sigma\tilde{\omega}\mu\alpha\text{-}\sigma\acute{\alpha}\rho\acute{\xi}$ -*leik* für den organismus eines einzelkörpers, d. h. für 'persönlichkeit' oder 'person' (*leik unsar* 'ich' k 7, 5 vgl. R 7, 18 Phl 1, 20 ff.); vielheit der glieder auf eine einheit bezogen (organisiert), ergab gestaltete form.

Er hat sie hellenistisch-kirchlich abgestempelt. Dies ist namentlich dann geschehen, wenn ein erlebnis des gottmenschen vorbild und heilmittel der erdenkinder geworden und das irdische feld himmlisch geweiht worden war. Nun konnten auch die alltagswörter religiös geweiht (sakramentalisiert) werden.

Seitdem Jesus ins Jordanwasser 'getaucht', ist aus dem 'tauchen' und 'abwaschen' ein sakramentales 'taufen' geworden. Man hat demgemäss die verba βαπτίζεiv — (*uf*)*daupjan* (eintauchen¹, waschen) auf die neue kultische bedeutung festgelegt. Stilgerecht war es, dass auch in diesem got. fall das sakralwort nicht vollständig von dem profanwort abgetrennt wurde, sondern dass es restweise seinen gemeinen wert behalten und die verbindung mit der profansprache aufrecht erhalten hat (sumans þize siponje is gamainjaim handum þat ist un þwahanaim matjandans hlaibans . . . Iudaicis niba ufta þwahand handuns ni matjand . . . niba dauþjand ni matjand . . . daupeinins stikle jah aurkje . . . Mc 7, 2–4); *daupjan* wechselt noch mit *þwahan*² und bedeutet noch 'hände waschen' und 'geschirr abwaschen'; im allgemeinen werden jedoch für 'waschen' und 'baden' nicht mehr βαπτίζεiv — *daupjan*, sondern *νίπτειν* — *þwahan* gebraucht und diese auslese wird auf seiten des gotischen meisters nicht bloss durch die griech. vorlage und durch seine übersetzungstechnik veranlasst worden sein; *daupjan* war zum ritualwort gediehen und erheischte darum ein selbständiges profanwort (*þwahan*). Diese spaltung des volkstümlichen sprachgebrauches ist das bemerkenswert neue³. *þwahan* und *daupjan* eigneten sich zunächst für abspülungen, die von den ritualvorschriften der juden verlangt wurden; weit hat sich davon der christliche ritus mit dem untertauchen und abwaschen des menschenleibs im flussbad entfernt. Der körperreinigung dienen *þwahan* (M 6, 17) und *þwahl*⁴, *daupjan* und *daupeins* wurden noch nicht ausschliesslich für das sakramentale wasserbad gewählt, sie sind aber auf dem besten wege, ihre bedeutung auf die christentaufe einzuschränken, d. h. auf das wasserbad, das durch die Jordantaufe (J 10, 40) seine sakramentale weihe empfangen hatte (*in Xristau daupidai* G 3, 27: *aina daupeins* E 4, 5).

1) *ufdaupjands þana hlaif* J 13, 26 = *thuucan* Tatian 159, 2–3; die bedeutung 'ein- oder untertauchen' rechtfertigt es, wenn der Gote *daupjan* auch für βαπτίζεiv einsetzte (L 3, 12 vgl. K 15, 29); Braune, Beitr. 43, 421 ff.

2) Vgl. dagegen Tatian 83, 1, 84, 1. 4 (*uuasgan*: *thuahan*).

3) Vgl. z. b. J 13, 26 und Mc 10, 38–39; ich erinnere an ags. *fulwian*, *fulwilt* und anord. *skíva*, *skírn*.

4) J 9, 7–15. 13, 5–14 T 5, 10.

Unser bibeltext spiegelt den hergang wider, wo er zwischen *þwaha* und *daupjan* unterscheidet: Christus, so heisst es E 5, 26, weihte die 'kirche' *gahrainjands þwaha* (λατρεῖν) *watins in waurdu* (das wasser allein tats nicht, erst das 'wort' wandelte das wasserbad zum taufbad)¹; in das verfahren des Johannes (*watin daupja* 'tauche ins wasser ein' L 3, 3 ff. 16) musste der 'heilige geist' eingreifen, um das jüdische reinigungsbad zum heiligenden taufbad zu steigern (*daupian in ahmin weihamma* L 3, 16–22)².

Das sind klare beispiele dafür, dass nicht sowohl neue wörter zu schaffen, als alte stilgerecht umzudeuten waren. Das wichtige stilgesetz der religiösen oder theologischen begriffsbildung, das uns bei got. *galaubjan*, *sunja* u. a. aufgegangen war, entfaltet voll und ganz seine wirksamkeit, wo der Gote 'tauchen' zu 'taufen', 'bitten' zu 'beten', 'geschenk' zu 'gnade', 'beglückt' zu 'selig' umstilisierte. Höchst bemerkenswert ist die schonung, die er allen seinen neuerungen zum trotz den älteren wörtern oder wortbedeutungen zugute kommen liess.

Taufen, beten und fasten³ bilden eine kultisch-liturgische gruppe. Auch auf beten und fasten (K 7, 5 Mc 9, 29 L 2, 37. 5, 33) trifft das stilmerkmal zu, dass diese verba neben dem sakralen ihren bisherigen profanen sinn in der Gotenbibel behauptet und damit die kontinuierität des sprachgebrauchs mitten in der schwersten krisis gotischen sprachlebens sichergestellt haben. Ich gehe, um diese tatsache recht deutlich und eindringlich wirken zu lassen, von L 16, 3 aus: *graban ni mag, bidjan* (ἐπιζητεῖν) *skama mik*, reihe daran *bidagwa* πρὸς αἰτησίνης und das synonymon *aihtronds* (bettler J 9, 8)³. Von dem 'bettel' steht die 'epiklese' weit ab (*bidjan: anahaitan* R 10, 12–14)⁴, 'bitten' nimmt zwischen 'betteln' und 'beten' die mittelstufe ein (M 5, 44 L 6, 28) und wir glauben noch zu erkennen, wie die verbindung mit spezifisch liturgischen wörtern ein *bidjan* von *aihtron* getrennt und auf das sakrale niveau gehoben hat⁵. *awiliudon* 'danken' (E 5, 20) geriet mit 'bitten' in gottesdienstliche beziehung⁶; namentlich dürfte

1) *in namin daupjan* K 1, 13 ff.

2) Ich stelle ausserdem Mc 1, 4–8. 6, 16 L 7, 28–29. 20, 4. 3, 21 und Mc 1, 8–11 K 12, 13 einander gegenüber (leider fehlt uns K 6, 11); lehrreich ist die unter dem gesichtspunkt der abendmahlfeier vollzogene sakramentale deutung der 'Mosestaufe' K 10, 1–4; vgl. dagegen *þwahl – daupeins* Skeir. 2–3.

3) *aihtron* L 18, 35 Mc 10, 46; vgl. Groeper a. a. o. s. 59 ff.

4) k 1, 23; *bidai anahaitan* t 2, 22: *haitan* M 10, 25; vgl. o. s. 11 und ags. *hálsung* L 2, 37 (*bida*).

5) *bidja* παρακαλῶ E 4, 1; *bidjan* προσεύχασθαι T 2, 8.

6) L 18. 10–11 E 1, 16. 6, 18 C 4, 2–3 Phl 4, 6 Th 5, 17–18; vgl. ferner

aber die formel *bida gudis* (L 6, 12), die anweisung und das vorbild des betenden heilandes¹ den übergang von 'gott bitten' zu 'beten' (M 6, 5 ff., Mc 11, 24–25) erleichtert und beschleunigt haben². Auf *aihtron* hat der übersetzer verzichtet; es kommt diese sippe mit kultischer bedeutung nur in der zweigliedrigen formel *bidjan jah aihtron* (C 1, 9) oder *bila jah aihtrons* (Phl 4, 6 T 2, 1) vor³. So hat er auch zwischen *fastan* und *gotulyjan* (th 3, 3 'festmachen') eine reinliche scheidung vollzogen und seinen sprachgebrauch eindeutig vereinfacht. *fastan* kam für 'festmachen' (L 8, 29) und 'festhalten' (J 17, 11–12; *bairyjan* 15), aber auch für 'behüten' (Th 5, 23) und 'bewahren' (J 12, 7 E 4, 3 t 2, 12. 14. 4, 7) in betracht. Der kultische bedeutungswandel gieng von dem bewahren des 'wortes' (J 15, 20. 17, 6. 8, 51–55. 14, 23–24) oder dem innehalten eines gebotes aus (J 14, 21. 15. 15, 10 L 18, 20–21 T 6, 14)⁴. Fortan ist der gehorsam gegen eine die nahrungsentziehung regelnde ritualvorschrift gemeint (L 18, 12), für die der gebrauch von *fastan* aber nicht obligat war (*usskawai sijamu* Th 5, 8); ausser mit *haban* und *yahaban* ('festhalten' J 14, 21 Th 5, 21) traf *fastan* mit *afhaban* ('sich enthalten' Th 5, 22) zusammen⁵, als es das ritual der reinigung streifte⁶. Gerade so wie bei taufen und beten löste sich von den konkurrierenden verben das massgebende kultwort letztlich dadurch ab, dass unter mitwirkung eines mythischen erlebnisses (L 4, 2–4) ein gottesgebot, die anweisung des religionsstifters (M 6, 16–18. 9, 14–15) und das vorbild der griech. kultsprache (*νιστρεύειν*) das eine von ihnen (*fastan*) gottesdienstlich geweiht hat.

bidjands aip̄bau praufetjands . . . bidjandei aip̄bau praufetjandei K 11, 4–5; dazu *liteins* (< λιτή?) T 2, 1.

1) M 6, 8–9 Mc 1, 35 L 5, 16. 9, 28–29 J 14, 13. 16. 16, 23–26 (*ἔρωτῶν*) 17, 9 u. a. vgl. auch L 19, 46 Mc 11, 17.

2) *gabidjan* spielt nicht die rolle, die man ihm etwa vermutungsweise zuschreiben könnte; es kommt nur einmal vor (*gabidjaīβ προσεύχασθε* th 3, 1); *usbida* *εὐχόμεν* R 9, 3 ('ich wünschte').

3) *hairh allos aihtronins jah bidos aihtrondans in ahmin . . . vakandans in allai usdaulein jah bidom* E 6, 18.

4) *witan* (: *fastan*) 'beobachten' J 9, 16: *fastubni* K 7, 19 (: *witubni*); *witop fastan* G 6, 13; *witodafasteis* L 7, 30 u. ö. *waila inwidip̄ anabusn gudis ei p̄ata anafulhavo izwar fastaīβ* Mc 7, 9 usw. vgl. Groeper s. 58 f.

5) *lausqip̄rs* Mc 8, 2–3: *fastan* 2, 18–20; vgl. auch Groeper s. 37 f.

6) *ei p̄ata fastais innu faurdomein* ('dass du solches ohne vorurteil beobachtest') . . . *puk silban swiknana fastais* ('halte dich rein'), *Ju ni drighkais panamais wato ak weinis leitil brukjais . . .* T 5, 21–23.

In demselben stil ist got. *ansts* gehalten¹⁾. Dass dies wort ein altgerman. ausdrück für 'geschenk' war, wird auch von der got. bibel bestätigt (*briggan anst izwara in Iairusalem χάρων* K 16, 3)²⁾. Mit auszeichnung wird aber jetzt in den kirehlichen kreisen ein 'geschenk gottes' dadurch bezeichnet (*ansts = giba gudis* vgl. z. b. *anstai siuþ gansidai . . . jah þata ni us izwis, ak gudis giba ist* E 2, 8; *fuuragaggi gudis anstais sei gibana ist mis* 3, 2)³⁾ und *ansts* in den religiösen hauptbegriff der 'gnade' und *ansteigs* in 'gnädig' umgewandelt. Es handelte sich um eine gabe gottes, die sakramentale geisteswirkung (R 16, 24 t 1, 6–7) zu gunsten der pneumatiker⁴⁾, die von gott begabt und beschenkt vor den andern menschen begnadet erscheinen (*þata barn wohs jah swinþnoda ahmins fulhands juh handugeins jah ansts gudis was ana imma* L 2, 40; *þaih . . . anstai at guda jah mannam* 52 K 15, 10 t 2, 1, 9 E 4, 29 usw.).

Mit solchem guadengeschenk gottes 'beglückt' (L 1, 28) ist der 'selige' (μακάρως); folglich hat *audags* (erfolgreich, glücklich im erwerbsleben) seine bedeutung in der von *ansts* und *ansteigs* gewiesenen richtung verändert (*audaga augona þoei saikand þoei jus saikihþ* L 10, 23; 6, 20–22. 14, 14–15 J 13, 17 M 11, 6). Den anstoss gab wiederum ein prädikat gottes. Die εὐδαιμονίη gottes (*wulþus þis audagins gudis* T 1, 11; *sa audaga jah ains mahteiga* 6, 15) sollte auch die von ihm begnadeten menschen beseligen (*audaga so galaubjande* L 1, 45); diese hellenisierung erstreckt sich über das zugehörige verbum (*audagjand mik alla kunja* L 1, 48) und substantivum (*wileik was nu audagei izwara?* G 4, 15)⁵⁾ und wird durch solch charakteristische

1) Groeper s. 63 ff.

2) Diese 'gabe' war durch einsammeln aufgebracht worden ('kollekte' K 16, 1 ff. k 8, 19); vgl. *fragiban χαρίζεσθαι* 'schenken' L 7, 21. 42–43 Phm 22 u. ö. > 'gnade verleihen' Phl 1, 29.

3) *gudis giba* R 11, 29 (*χαρίσματα*); *giba fram guda* K 7, 7 vgl. k 9, 15. 1, 11 R 6, 23 T 4, 14 L 1, 30 (*anst fram guda*); ferner E 1, 6. 2, 5. 7. 3, 7–8 (*bi gibai anstais gudis þizai gibanon mis bi toja mahtais is . . . mis atgibana ward ansts so*). 4, 7 (*atgibana ist ansts bi mitaþ gibos Kristaus*); ahd. and. *anst* Otfrid 1, 5, 18. Heliand 261. 784; ags. *est*: *liss*.

4) *þai ahmeinans* G 6, 1 vgl. C 3, 16 K 10, 30 k 6, 1. 8, 1. 4. 6. 7. 9.

5) Got. *audags* (ags. *éadiz*, *éadzian*) haben die Westgermanen zum teil durch *sälīg* ersetzt (Heliand 1300 ff.); hier und dort wurde ein profanwort 'reich begütert' gebrauchsfähig für den sorgenfreien reichthum des christlichen himmels (Hel. 1022–24. 1099. 2112: 3142. 2798 f. 3327 ff. 3412 ff.). Im Heliand sind aber, im allgemeinen betrachtet, *ôdag* und *sälīg* gegensätze, weil nur *sälīg* für *beatus* gewählt worden, *ôdag* auf die irdischen glücksgüter beschränkt geblieben ist; es kann ja nur der arme selig werden (3297 ff.; 1655 ff.). Got. *sels* ist hieran nicht beteiligt, weil es

umdeutung einer altheimischen sippe in ihrer stilgeschichtlichen funktion gesichert. Sie kam bei den kategorien der spiritualisierung und der sakramentalisierung des gotischen wortschatzes darin zum vorschein, dass die neuen sinnbegriffe christlicher religion (glauben, taufen usw.) zwar noch volkstümlich geklungen haben, aber ihrer volkstümlichen bedeutung verlustig gegangen sind.

IX.

Die stilform der Gotenbibel hat nicht von der hellenisierung der volkssprache, sondern von der nationalisierung der kultsprache ihr endgültiges gepräge empfangen. Die volkstümliche haltung und tendenz dieses buches wird uns gerade in dem bereich der hellenisierung immer wieder aufs neue durch die stete widerkehr volkstümlich klingender wörter mit starken eindrücken zum bewusstsein gebracht (*εἰσέτην* > *gawairþi*, *ἀλήθεια* > *sunja*, *ἄνστης* > *ansts*), wenn wir statt von 'zwölf jahren' von 'zwölf wintern' vernehmen (L 2, 42) oder wenn mit dem epitheton *waliso* (T 1, 2 Tit 1, 4) heroische erinnerungen in uns erweckt werden (ahd. *Welisunc* usw.). Eine altgermanische kultformel (*hlauts imma urram* *ἐλαχεν* L 1, 9), die von hellenistischer übermalung ganz verschont blieb, gemahnt uns der volkstümlichen grundzüge, mit denen die verfassung des aus der fremde seinen einzug haltenden gottesreiches ausgestattet worden ist.

Volkklünfige anschauungen verweigerten den orientalischen die allein herrschaft (*galga-hramjan* 'hängen' statt 'kreuzigen'). Es wurde das 'kreuz' nicht von den Lateinern oder den Griechen entlehnt, sondern zu einem altgerman. 'galgen' umstilisiert. Das zwiespältige panorama der Gotenbibel will also vom altgermanischen standort aus betrachtet sein, wenn es darauf ankommt, dies bedeutende buch zum schriftstellerischen hauptwerk des völkerwanderungsstils der Germanen zu erheben.

Was Wulfila in dieser hinsicht gewollt und geleistet hat, wird wohl am deutlichsten beschrieben, wenn man die sprachlichen mittel prüft, die er für die biblische kosmologie und anthropologie eingesetzt hat.

Einen gesamtüberblick über das den Goten einzuprägende menscheits- und weltbild gibt der Kolosserbrief (Norden, Agnostos Theos s. 240 ff.). Die bekennen des Christusglaubens sahen vor sich ein

— gerade umgekehrt — im gegensatz zu *audags* seinen irdisch-profanen sinn behalten hat (L 8, 15 u. a. *χρηστός*); wohl aber ist auch von der *selei gudis* die rede (R 11, 22 vgl. E 2, 7, 5, 9 C 3, 12).

königreich (*Jiudangardi*) gottes des vaters (*atta = abba* G 4, 6), der die herrlich strahlende lichtwelt des himmels (*wulþus*) regiert und die mächte der finsternis niedergerungen hat. Sein sohn, sein erstgeborener (*frumabaur*), das ebenbild (*frisahts*) des vaters, war der schöpfer unseres kosmos:

in imma gaskapana waurþun alla in himinam jah ana airþai

þo gasaiþanona jah þo ungasaiþanona

jaþþe sitlos jaþþe frauinassjus

jaþþe reikja jaþþe waldufnja

alla þairh ina jah in imma gaskapana sind

jah is ist faura allaim

jah alla in imma ussatida sind

jah is ist haubiþ leikis aikklesjons

saei ist anastodeins, frumabaur us dauþain

ei sijai in allaim is frumadein habands

unte in imma galeikaida alla fullon bauan

jah þairh ina yafriþon alla in imma

gawairþi taujands þairh bloþ galgins is þairh ina

jaþþe þo ana airþai jaþþe þo ana himinam C 1, 16–20.

Nur das fremdwort *aikklesjo* stört diesen strophischen vortrag über ein thema, das den Goten in seinen einzelheiten völlig fremd war.

Die hellenistische kirche war der neue machtfaktor, der den kosmos, die welt, in der sie sich einigermaßen orientiert zu haben glaubten, vor ihren augen verwandelte. Sie verflüchtigte die wirklichkeit zu einem schattenbild (*skadus*) dessen, was da leibhaftig kommen sollte, des gottesstaats, dessen irdisches oberhaupt Christus die gläubigen von den heimtückischen elementargeistern des erdbodens und des luftraums (*stabeis þis fairhous*) befreit und zu bürgern des himmelreichs ausersehen hat (*þatei ist skadus þize anawairþane, iþ leik Xristaus . . . haubiþ, us þammei all leik þairh gawissins jah gabindos auknando jah þeihando wahseiß du wahstau gudis . . . þaimei iupa sind fraþjaiþ ni þaim þoei ana airþai sind* C 2, 17–3, 2). In den kult dieses schöpfers ragte hellenistische mystik herein und lehrte den sinn des 'lebens' neu zu bestimmen:

libains izwara gafulgina ist

miþ Xristau in guda

þan Xristus swikumþs wairþiþ libains izwara

þanuh jah jus bairhtai wairþiþ miþ imma in wulþau

dauþeiþ nu liþuns izwarans

þans þaiei sind ana airþai . . .

afslaupjandans izwis þana fairnjan mannan miþ tojam is
 jah gahamoþ niujamma
 þamma ananiwidin du ufkunþja
 bi frisahtai þis saei gaskop ina . . .
 alla jah in allaim Xristus . . .
 all in namin frauþins Iesus
 awilindondans guda attin þairh ina . . .
 aihuþ . . . frauþan in himinam . . .
 guþ uslukai unsis haurd waurdis
 du rodjan runa Xristaus C 3, 3–4, 3.

Ein auf nationale ausdrucksform konzentrierter stilwille stand dahinter, wenn Wulfila die jenseitige welt der frommen lebensgeheimnisse, die der himmel der christen als ihr höchstes kleinod barg, *runa* zu nennen wagte.

Griech. *κόσμος* (*κτίσις* und *κτίσμις*) wurde den Goten durch *gaskrafts* (schöpfung und geschöpf) vertraut (R 8, 39 k 5, 17 G 6, 15): *fram anastodeinai gaskraftais þoei gaskop guþ* Mc 13, 19; *af anustodeinai gaskraftais gumein jah qinein gatawida guþ* 10, 6; *all gaskraftais gudis* T 4, 4; *alla gaskraft þo uf himina* C 1, 23, 15. Im and. Heliand steht das kompositum *erdlibigiscapu* 1330 f., neben *metodogiscapu* erscheint *metodogiskefti* 2190. 2210 und belegt mit ahd. *gascaft*, ags. *zesceapu* oder *zescaeft* den sinn von 'schöpfung', d. h. totalität der geschöpfe samt dem ihrer schöpfung eingeborenen, ihre entwicklung, ihr leben und ihre zukunft vorherbestimmenden schicksal (Hel. 2593 f.; ags. *eorþ-*, *lifzescaeft*). Statt dieses verbalabstraktums bevorzugten die Westgermanen das der schicksalsidee ermangelnde kollektivum *werod* oder *werold* (Hel. 39 ff.; ags. *weoroldzescaeft* Gen. 101. 110. 863). Wenn nun der Gote *faur gaskraft fairhvas* πρὸς κκτκβδδζζζ *κόσμου* J 17, 24 (= *faur gasatein fairhvas* E 1, 4) schrieb, so lieferte auch er uns einen beleg für jenes, die schöpfung als schicksal einführende wort, das wir um der altgermanischen schicksalsidee willen von griech. *κτίσις* (*gasateins*) unterscheiden müssen. Sinngemäss hat der übersetzer *gaskrafts* auf *fairhvas* bezogen. Sonst pflegt er zwischen *fairhvas* und *manaseþs* zu wechseln, wenn er *κόσμος* wiedergeben soll¹. *κόσμος* ('gesamtheit aller geschaffenen dinge')² ist im Johannesevangelium häufig. In der gotischen bibel erscheint *fairhvas* (z. b. *fawrþizeisa fairhvas wesi* 17, 5) oder *manaseþs* (z. b. *so manaseþs mik ni þanaseiþs saihiþ* 14, 19). Auch wenn *κόσμος* auf das missionsfeld oder auf

1) Groeper s. 43 f.

2) Handbuch zum Neuen testament 2, 13.

den engeren kreis der gläubig gewordenen menschheit eingeschränkt worden war (z. b. *gaf libain þizai manasedai* 6, 33), wurde der griech. ausdruck 'welt' nach gotischer weise übersetzt, und nicht der raum, sondern dessen menschliche bewohner namhaft gemacht. Die bibel stellte den κόσμος, bestehend aus erdreich und luftreich (sog. 'finsternis'), in kontrast zu dem lichten himmelreich. Auch in diesem fall gebrauchte der übersetzer bald *fairhus* (16, 21. 28), bald *manaseþs* (17, 9), je nachdem er das betreffende reich oder seine insassen vergegenwärtigen wollte (*nu staua ist þizai manasedai, nu sa reiks þis fairhaus uswairpada ut* 12, 31 : *saei þizai manasedai reikinoþ* 14, 30 : *sa reiks þis fairhaus* 16, 11)¹. *werold* (männergeschlecht), diese 'welt' der germanischen vorzeit, mochte Wulfila nicht aufrufen, weil sie den blick auf die männer einengte und der christ auch auf die frauenwelt bedacht nehmen wollte (die Westgermanen haben sich solche skrupeln nicht gemacht). Er gab deshalb dem gattungsbegriff 'menschheit' (*manaseþs*) den vorzug, der, damals nicht aus einer wissenschaftlichen definition sondern aus der erfahrung gewonnen, nicht wesentlich verschieden gewesen sein dürfte von dem, was wir 'volk' nennen². Diesen älteren sprachgebrauch hat der bibelübersetzer ausgeweitet. ἐκκλησία war eine 'volksversammlung', bis dieser ausdruck im dienst der hellenistischen kultsprache mit der bedeutung 'kultversammlung einer volksgemeinde' belegt wurde; im zeitalter christlicher mission benannte man ebenso eine gottesdienstliche 'hausversammlung', namentlich aber die örtlich organisierte gesamtgemeinde und zuletzt die über dem kosmos verbreitete gottesgemeinde der 'kirche'³. Auch hierfür trat *managei* oder *manaseþs* ein (*allos þiudos . . . allos manageins* R 15, 11; *eis wairþand mis managei* k 6, 16; *managei meina* R 9, 25; *meijada so aiwaggeljo and alla manaseþ* Mc 14, 9) und so wurde aus *manaseþs*

1) *manaseþs fajinoþ* 16, 20 vgl. 15, 18–19. 17, 14; 9, 5. 39. 11, 9. 12, 46. 18, 37 k 1. 12 T 1, 15, 6, 7.

2) Got. *manaseþs* findet in westgerm. *mankuni* ('menschengeburt, -generation') seine entsprechung (in *baurim qinono: mans þis kuwjis* L 7, 28. 31; and. *werold: man* Hel 1950 f.; *mancunni* 1132 f.; *barn mancunnes* 2587 f.; *manno barn* 2346–49; *an thesaru middilgard mennisco barn . . . thus werold* 3606–9) und kann durch *managei* ersetzt werden. Auf die kunde, dass Jesus nach Jerusalem komme, zog ihm die volksmenge (*managei, manageins filu Iudaie* εἰλος) entgegen und lief ihm nach: *sai so manaseþs (κόσμος) afar inma galaiþ* J 12, 9. 12. 17. 19 vgl. *bairhtei þuk silban þizai manasedai* ('öffentlichkeit') 7, 4 (*menigi: werold* Hel. 4725 f.).

3) *so ingardjo aikkesjo* K 16, 19 C 4, 15 (hausgemeinde) dazu K 14, 23 (gesamtgemeinde der gläubigen); *aikkesjo gudis* K 10. 32. 11, 22. 15, 9; es ist der *gards gudis* T 3, 15 oder *leik: Xristaus* C 1, 24 (christlich organisierter κόσμος 2, 19 f.).

die von dem heiland liebend umfasste welt, für die er predigt und betet, damit sie sich bekehre und 'gläubig' werde. Mit harter antithese schliesst er davon die im götzendienst verharrende 'menschheit' aus, weil sie den 'geist der wahrheit' ablehnt¹. Es bestehen also zwei feindliche welten nebeneinander und widerstreiten einander in gegensätzlichen affekten (J 16, 20). So weit nun der Gote sie durch *manaseþs* darstellte, beliess er seinen volksgenossen den ihnen geläufigen personalbegriff ('volk') für die welt als raum (k 5, 19)². Seine sprachphantasie beschäftigte sich aber auch mit dem raumproblem, und unser übersetzer versuchte es durch seine auf *fairhus* fallende wortwahl zu lösen. Er hat dadurch den nationalen gehalt seiner bibel abermals verstärkt. Dies altertümliche wort deckt bei ihm besonders gern die 'welt' des götzendienstes und zwar so, dass nicht eigentlich der raum des heidnischen κόσμος, sondern sein in der zeitlichen dauer begrenztes 'leben', das hauptmerkmal, ausdrueksvoll wiedergegeben wurde. *fairhus* war ein kollektivum und ein zeitbegriff. Es fasste die vielen einzelvertreter des *ferh* (anord. *firar*, ags. *firas*, and. *firiho* [Hel. 1847], ahd. *firahi*)³ zusammen im sinn eines 'lebensalters'⁴.

Die westgermanische dichtersprache lässt *ferh* mit *aldar* variieren⁵. 'Lebensalter' oder 'lebenszeit' ist aber nicht die primäre vorstellung, die an das uralte wort sich heftete; 'beseeltes leben' gab jenem zeitmäss den gegenständlich-anschaulichen inhalt⁶. Und wenn aus 'lebens-

1) σωτήρ τοῦ κόσμου J 4, 42 vgl. T 4, 10; *jabai þas meinain hausjai waurdam jah galanþjai ik ni stōja ina, niþ þan gam ei stōjan manased ak ei ganasjan manased* J 12, 47; *ei so manaseþs galanþjai* 17, 21 : *ni bi þo manaseþ bidja* 17, 9, 13–14, 18, 20; *ahma sunjos þaner so manaseþs ni mag niman* 14, 17.

2) Auch and. *werold* vertritt den raum (Hel. 349. 1656 f. 1929 f. 3578) = *midþilgard* 3629 f. 5448 f. u. ö.

3) Got. *fairhus* ist gleichwertig mit der formel *firiho barn* (Hel. 1600. 3065: *werold* 3639 f. 5676 f. = *mid firihun* 4564 ff.).

4) *bi þizai aldei þis fairhus* = *bi þizai aldei þis aivis* E 2, 2 A B vgl. 1, 4 (zeitrechnung); *þis aivis*: *þis fairhus* K 1, 20 (oben s. 20).

5) *ferh*: *aldarlagu* Hel. 3881–82; *that sie firho barn ferahu binamin, ehtin iro aldres* 3844–45; *mines ferhes skal, aldres ahtien* 4612–13 dazu 5493–94; *that he wurd i ferhes los, is aldres at endie* 2684–85. Mit ags. *feorhdaȝas* vgl. Hel. 4327–29; Hildebrandslied 7–8. Ags. *midfeorh* (das 'mittlere lebensalter' der 'juugend') stimmt zu and. *mann midfiri* Hel. 3476 (mann in der mitte seines lebens) und ahd. *in mittiuerhi* Ahd. gl. 1, 610, 4. 616, 10 (*in dimidio*). Übrigens steckte auch in *werold* das 'lebensalter eines mannes' (Hel. 125 f. 145 > lebensalter einer frau 273); lebenszeit 3473 f. > erdenzeit 3448 ff.; vgl. PBB Beitr. 43, 314 ff.

6) And. *ferh* (belebte und beseelte gestalt) tauscht – in weitestem abstand von 'tod' (Hel. 4033–35. 5849–51. 2253–56. 2217–18) – mit 'leben' (310–11.

zeit' die endliche und vergängliche 'weltzeit' (äon) der Gotenbibel geworden ist¹, so hat ihr meister das diessseitig in der endlichkeit befangene 'welleben' seinen volksgenossen als ihr 'beseeltes leben' dargestellt², worunter sie nicht nur ein göttliches oder menschliches, sondern etwas allgemeineres, ein 'dämonisches leben' verstanden haben mögen³. Im germanischen altertum (anord. *fívar*) und ebenso in der gotischen bibel erstreckte sich der bedeutungsbereich unseres stammwortes über den kreis von *mana* und *manaseþs* hinaus in die welt der götter und der dämonen hinein⁴. Die wulfilanische neuerung besteht nun darin, dass er bei *fairhus* ('welleben') vornehmlich die dem Christen feindlichen lebensmächte ins auge gefasst (J 16, 33), die kosmologische antithese gott und welt (J 10, 36) in das altgermanische wort verlegt (and. *weroldrīki* : *himilrīki*) und es dadurch in einen auffallenden widerspruch zu der unter den Germanen herkömmlichen bedeutung versetzt hat (*þis fairh aus saurga dauþu gasmiþoþ* k 7, 10). 'Beseeltes leben' war mit *ferh* gemeint gewesen; in der got. bibel aber können die pneumatiker und die über *manaseþs* und *fairhus* erhabenen, das 'ewige leben' des himmelreichs geniessenden seelen nicht mehr darunter befasst werden (J 17, 14. 16. 15, 19. 14, 17). 'Leben' (oder 'seele') und *fairhus* wollen sich nicht mehr miteinander vertragen. *dauþus* und *fairhus* sind korrespondierende begriffe geworden, weil wir uns bei *fairhus* im heidnischen reich der finsternis, nicht in der christlichen himmelswelt des lichts und des lebens befinden. Dem 'leben' der heiden hatte das 'licht' gefehlt (J 8, 12. 23. 9, 5. 12, 46), das über die belebt-beseelte, aber finstere menschen- und götterwelt den sieg davon getragen und damit auch dem altgermanischen seelenwesen (*fairhus*) ein ende bereitet hat⁵. Bei diesem merkwürdigen umschwung interessiert uns die wortwahl des übersetzers: indem er einen altgermanischen sinnesbegriff des wellebens

2197. 3999. 4685; 3154 f. 4165 f. 5801 f. u. ö.) und mit 'seele' (4055 f. 4059 f. 3350-54; *ferht* 'beseelt) den platz; vgl. Hel. 1904-7. 5701-3.

1) *fairhus* weltperiode J 15, 19. 16, 33. 17, 4 ff.; vgl. and. *weroldaldar* Hel. 45.

2) Auch im latein. sprachgebrauch kann *mundus* durch *saeculum* (von Raumer, Einwirkung des christentums s. 373 ff.) und beide können durch *uita* vertreten werden.

3) 'Gesamtheit der belebten und beseelten wesen' Weinhold s. 14; 'inbegriff aller naturkräfte' Groeper s. 43.

4) *manaseþs* ist nur eine teilgruppe von *fairhus* J 17, 5 ff.; vgl. 6, 14. E 6, 12. G 4, 3 C 2, 20.

5) J 12, 25. 6, 33. 51 (vgl. Mc 8, 36 L 16, 8 Th 5, 4-5); *jabai auk us-waurpa ize gabei fairh aus, þa so andanunts, nibai libains us dauþaim?* R 11. 15.

(*fairkus*) für das biblische weltleben (κόσμος) nutzte, hat er die hellenistische wortbedeutung altgermanisch stilisiert und damit die stilstufe der germanischen völkerwanderungszeit erreicht.

Von dem geschick, das *fairkus* betroffen hat, ist schliesslich sogar *manasefs* ereilt worden, nachdem auch dieses wort mit κόσμος sich associiert hatte und mit *fairkus* gleichwertig geworden war¹. Fölglich konnte *fairkus* bei dem üblichen wechsel des ausdrucks das ant von *manasefs* versehen – auch wo man eher *manasefs* glaubte erwarten zu dürfen (K 5, 10 G 6, 14 R 11, 12–15) – weil die beiden an sich grundverschiedenen wörter unter dem zwang der biblischen weltanschauung identische funktionen zu erfüllen hatten (*ho allis þawrfta gataujþ sis manna gageigands þo manased alla* L 9, 25: *wa auk boteiþ mannan jabai gageigaiþ þana fairku allana* Mc 8, 36; *þatei hausida at imma þata rodja in þamma fairhwau* J 8, 26: *þata rodja in manasedai* 17, 13). Dass aber *fairkus* (nicht *manasefs*) immer noch mit dem grossen weltenschicksal hauptsächlich auf grund des in leben, seele und charakter der menschen angelegten menschenschicksals innerlichst zusammenhing (J 17, 24; o. s. 36), dass dies dämonische seelenleben und schicksalsweben im gegensatz zu *manasefs* übermenschlich gedacht war, wird durch die κοσμοκρατορες (*þai fairku habandans* E 6, 12)² endgiltig erwiesen. Sie führen uns tiefer in die kosmologie des urchristentums und in ihre nationalisierung unter dem gotischen horizonz hinein.

Aus dem orakelwesen der Germanen hat Wulfila die bezeichnung der den willen der götter kundgebenden 'elemente' des kosmos entnommen. Es sind die gestirne oder sternbilder. Für jeden menschen stand sein schicksal in den sternern geschrieben. Das christentum ist diesem astrologischen aberglauben entgegengetreten, der mit den planetengöttern der wocheutage auch unter den Germanen sich ausbreitete (*ni manq nu izwis bidomjai . . . in dailai dagis dulþais aipþau fulliþe aipþau sabbatum* 'woche' C 2, 16)³ und die Goten nun auch in der bibel beschäftigte. Der übersetzer scheint an die runenstäbe (nicht an die 'buchstaben'; got. *striks, wriks*)⁴ anzuknüpfen,

1) Recht bemerkenswert ist – gegen Groeper s. 44 – der wortlaut von K 4, 9: *fairweitt waurþum þizai manasedai jah aggilum jah mannam*.

2) *guf þis aiwis* k 4, 4 vgl. L 4, 6–7.

3) E. Wessén, Zur geschichte der germanischen *n*-deklination (Uppsala 1914) s. 171 ff.

4) Anord. *stafir* (*þolstafir, feiknstafir, helstafir* usw.); ags. *stafas* (*fäcnstafas, wyrðstafas* u. a.).

wenn er für jene siderischen 'elemente' im zusammenhang mit dem dämonischen seelenleben des *fairhus* das wort *stabeis* gebraucht und sie auf diesem wege altgermanisch beleuchtet:

swa jah weis þan wesum barniskai
 uf stabim þis fairhus¹ wesum skalkinondans . . .
 akei þan sweþauh ni kunnandans guþ
 þaim þoei wistai ni sind guda skalkinodeduþ
 iþ nu sai nfkunnandans guþ
 maizuþþan gakunnaidai fram guda
 hwaiwa gawandideduþ izwis aftra du þaim unmahteigam jah hal-
 kam stabim
 þaimei aftra iupana skalkinon wileiþ
 dagam witaþ jah menoþum jah melam jah aþnam
 og izwis ibai sware arbaididedjau in izwis G 4, 3. 8–11.

Es waren die im aether sichtbaren himmelskörper, am himmels-
 gewölbe kreisende göttermächte², unheimlich finstere gewalten und
 herrschaften der dämonen des luftreichs³, deren oberhaupt Satan ihm
 vorsteht, bis gott, der es geschaffen, es zerstören wird⁴. Diese am
 firmament waltenden 'elemente' liess die bibel als dämonen ('engel')⁵
 aber nicht als 'götter' gelten (*guda, guþ* G 4, 8–10 k 4, 4 vgl. J 10,

1) Sehr wichtig ist die randglosse: *uf tugglam* cod. A, weil durch sie eine
 unter theologen viel verhandelte streitfrage aus der welt geschafft wird (Handb.
 zum Neuen test. 3, 1, 246 f. 2, 77 ff. 85; Schriften d. Neuen test. 2. 61 f. 111 f. u. a.);
 vgl. *jabai gascultuþ miþ Xristau af stabim þis fairhus, wa þanaseiþs swe
 qivai in þamma fairhau wredip* C 2, 20 (στοιχεῖα elementa).

2) *stairnon himinis wairþand driusandeins jah mahteis þos in himinum
 gawagjanda* Mc 13, 25.

3) *awiliudondans attin*

saei laþoda izwis du dailai hlautis weihaize in liuhada

saei galausida izwis us waldufuja riqizis . . .

jaþþe sitlos jaþþe frauinassjus

jaþþe reikja jaþþe waldufnja

alla þairh ina jah in imma gaskapana sind C 1, 12–13. 16;
 zu *waldufni* ('befehlsgewalt') – *reiki* entbehrt im got. durchaus der den West-
 germanen geläufigen raumanschauung – vgl. L 20, 2. 8. 20 (*reiki jah waldufni
 kindinis*); Mc 10, 42; R 13, 1–4; *bi reik waldufnjis luftaus* E 2, 2 (*ahmins*) vgl.
reikjam jah waldufnjam in þaim himinakundam 3, 10.

4) Vgl. L 10, 18 (*gasak Satanau swe lauhmunja driusandan us himina*) J 12,
 31. 16, 11. 14, 30 Mc 3, 22 ff.: *ufaro ullaize reikje jah waldufnje jah mahte jah
 frauinassive* E 1, 21; *gatairip all reikjis jah waldufnjis jah mahteis* K 15, 24;
gamotjan frauin in luftau Th 4, 17.

5) M 25, 41; *nih aggeljus ni reikja ni mahteis* R 8, 38; *blotinassus aggile*
 C 2, 18 vgl. k 11, 14 (ἀγγελοι δαιμονες Handb. zum Neuen test. 3. 2. 55. 102).

34–35). Wulfila setzte aber doch die nationalgötter des Gotenvolkes ein, wenn er auch ihren gattungsnamen in der mehrzahl der fälle hellenistisch verfärbte (*galiugaguda*, *galiuga* εἰδωλζ K 10, 19. 20. 28. 8, 10. 5, 10–11. k 6, 16 vgl. E 5, 5 u. a.), ob schon er die ableitung *gudja* für die jüdischen priester sichtlich bevorzugt hat.

Dass er diese diener gottes, die alten götter und den neuen gott mit einem und demselben durch des germ. volkes vorzeit religiös geweihten stammwort benannte, das ist eine stilerscheinung wulfilanischer sprache, die sich in der geisterwelt wiederholt. Der heilige geist und die unreinen geister heissen auf hellenistische art *ahma* und *ahmans*; diese fremdartige ausdrucksweise wird aber gotisch getönt, wenn der übersetzer auch got. *unhulþo* (> *sa unhulþa* L 4, 35, *þai unhulþans* L 8, 33 o. s. 11 f.) zu worte kommen lässt:

apþan ahma swikumþaba qipip

þatei in spedistaim dagam afstandand sumai galaubeinai

atsaiþrandans ahmaue airzipos. jah laiseino unhulþono

T 4, 1¹

oder gar volkstümliche erinnerungen mit hilfe von *skohsl* befestigt (K 10, 20–21). Typisch für die stilart ist der M 8, 16. 28. 31. 33. 9, 32–34 zwischen *daimonarþans* und *ahmans*, *daimonarþos* und *skohsla* sich abrollende wortwechsel, bei dem Me 5, 2 ff. 15 ff. ausser *unhulþons* auch noch *wods* auftaucht (: *dwalmon* J 10, 20–21).

Zum herrschaftsgebiet der dämonen und der geister des luftreichs gehört das 'reich der mitte', die erde (*airþa* . . . *midjungards* R 10, 18)²; es ist fruchtbarer erdboden. (γῆ Me 4, 26. 8, 6)³, wirtschaftlicher und politischer raum (*οἰκουμένη* L 2, 1. 4, 5), in dem die menschen (*manaseþs*) mitten zwischen 'oben' und 'unten' (himmel und hölle) sich bewegen und verbreiten (C 3, 2 M 11, 23 R 10, 6–7 u. a.). Die naturmerkmale dieser menschheit sind *leik* und *saīwala* (M 6, 25. 10, 28), von denen jedes sein eigenleben führt (k 12, 2–3). Nicht völlig neu war für einen Goten die dualistische spaltung der einzel-

1) *ahmane ubilaise* . . . *unhulþons* L 8, 2. 27 ff.; *ahman unhulþons unhrainjana* 4, 33 vgl. 10, 17. 20; Groeper a. a. o. s. 39 ff.

2) Vgl. *þindangardi* einerseits und *midjasweipains* (κατακλυσμός) andererseits.

3) Im gegensatz zu 'himmel' (Me 9, 3 J 12, 32 L 2, 14. 10, 21 usw.), zu 'wasser' (*staþs* Me 4, 1 L 5, 3: *airþa* 11. 8, 27 vgl. 6, 49 J 6, 21) und zu 'gestein' (M 27, 51 Me 4, 5. 8) ist unter 'erde' der feste 'lehmboden' zu verstehen (*airþeins: muldeins* [stanbförmig] K 15, 47–49); der griech. vorlage zuliebe erscheint *airþa* mit ausgesprochen politischem sinn nur M 11, 24.

person (*leik-gahugds* R 7, 25)¹, wohl aber die steigerung dieses doppelwesens zu einer dreieinigkeit von *leik-saiwala* (*gahugds*)-*ahma* (Th 5, 23 vgl. L 1, 46–47 Phl 1, 27). Der letztere ist nicht menschliche $\psi\chi\acute{\rho}\iota$, sondern göttliches $\piνε\tilde{\upsilon}\mu\alpha$ ('geist')², d. h. dämonische, aus dem himmel stammende, den menschen offenbarte religiöse potenz und religiöses organ der pneumatiker³. Der hellenistische einschlag ist bei diesem *ahma* so wenig als bei den zuvor erwähnten geistern des luftreichs zu verkennen⁴; *ahma* ist durchaus verschieden von *aha*, *hugs* und *fraþi*⁵, aber es ist stilgerecht, dass auch diese altgermanischen sinnbegriffe wiederkehren (Phl 4, 7; *fraþi frauþins* R 11, 34 [: *ahma νοῦς*; 7, 23]: *ahma frauþins* k 3, 17–18).

Die unterweltsvorstellungen bereicherten sich an der biblischen feuerhölle (M 25, 41. 46)⁶, die am abgrund der erde durch eine kluftspalte vom himmel getrennt ist (L 8, 31). Der übersetzer zögerte jedoch nicht, dem himmlischen paradies durch *waggs* (k 12, 4) und jenem unterirdischen aufenthalt⁷ durch *halju* zu volkstümlicher anschaulichkeit zu verhelfen (L 16, 23. 10, 15 M 11, 23 K 15, 55); er war nicht gesonnen, dem fremdwort *gaiainna* (*funins* M 5, 22 vgl. Mc 9, 47 : 43. 45) das feld zu überlassen⁸, weil er sich bestrebte, die hellenisierenden und die gotisierenden farbtöne symmetrisch gegeneinander auszugleichen.

Dieselbe stilistische grundtendenz seines werkes beherrscht das gemälde, das er von dem überirdischen lichtreich des himmels ent-

1) *gahugds* ist 'intellekt' $\zeta\acute{\alpha}\nu\omicron\nu\alpha$ L 1. 51 E 4, 17–18 C 1, 21 (= *aha* Phl 2, 3: C 3, 12; *gamitoneis* E 2, 3); neben *saiwala* begegnet das wort L 10, 27 Mc 12, 30 (vgl. anord. *hugr*).

2) *geist fleisg inti gibeini ni habet* Tatian 230, 5.

3) M 27, 50; $\chi\acute{\alpha}\rho\iota\sigma\mu\alpha$ E 1, 17 (*guf . . . gibai izwis ahman*) Th 4, 8 G 4, 6; *in mahtai ahmins* L 4, 14: 2, 25–27 E 3, 16; für *ahmu* – *leik* vgl. G 5, 16 ff.: k 1, 12 (*ansts gudis*).

4) An der auffälligen wortwahl k 7, 1 ist ganz und gar die griech. vorlage schuld; vgl. *aha* Tit 1, 15.

5) *aha: ahma* th 2, 2: *inahei* t 1, 7; *hugs* E 4, 17; *fraþi leikis* C 2, 18 (: *in allai handugein jah frodein ahmeinai* 1, 9). Es muss eine 'erneuerung' des *fraþi* ($\nu\omicron\varsigma$) stattfinden (*anuppannujaiþ ahmin fraþjis izwaris* E 4, 23).

6) *fon þata unþapnando* Mc 9, 43; *riqis þata hindumisto* M 8, 12.

7) *undaristo airþos* E 4, 9 ('niederungen').

8) Vgl. ahd. *hella*, *hellafiuw*, *hellawizi* Tatian 141, 13. 28, 2. 3. 44, 19 (für *geenna* und *infernus*); dagegen im Heliand *infern: helligrund* 1490 f.; *infern. grund hellifiuwes* 2638–41 (vgl. 5423 f.); *fern: hel* 898. 3357 ff. (*fiur*, *thiustri*, *dalu thiustri* 2140 ff. [*suart sinnahti*]; *dôdes dalu* 5168–70; *fiur ewig* 4420. 4430 f. 4441 ff.); *helliwiti* (: *balwiti*), *hellagithuing* 1500 f.; beachte *helliportun* 3072.

worfen hat. Es steht in blendendem kontrast gegen die finsternis der untern feuerhölle mit ihren ewigen todesqualen (*balwei aiweino* M 25, 46: *libains* C 3, 3 ff.). Für das himmelreich fand Wulfila seinen volkstümlichen hauptausdruck in got. *þiudangardi* 'königshof' (C 1, 12–13 vgl. in *þiudangardjom* L 7, 25; in *gardim þiudane* M 11, 8¹: *þiudangardi himine* L 6, 20 M 5, 19–20. 11, 11–12 = *þiudangardi gudis* L 7, 28. 8, 1. 9, 2. 11. Me. 9, 47. 1, 15 usw. [hauptsächlich bei Lukas und Markus]), der im engeren anschluss an βασιλεία θεοῦ mit *þiudinassus* 'königtum' wechselt (*þiudinassaus þis midjungardis* L 4, 5: *þiudinassus gudis* L 9, 27 Me 9, 1 t 4, 1)². Mit dieser differenzierung von *þiudinassus* und *þiudangardi* (*izwis atgiban ist kunnan runos þiudinassaus gudis* L 8, 10: *izwis atgiban ist kunnan runa þiudangardjos gudis* Me 4, 11) und mit der bevorzugung des konkret-anschaulichen *þiudangardi* vor dem abstraktum *þiudinassus* hat der übersetzer abermals die nationalfarbe seines werkes verstärkt. Er gieng aus von der alttestamentlichen majestät gottes (*þiudans aiwe*, *þiudans. þiudanoðdane jah frauja frauþinondane* T 1, 17. 6, 15); neben ihr trat im Neuen testament Christus der könig hervor; auch ihm hat der Gote nicht als einen orientalischen 'herrscher' (βασιλεύς), sondern als ein 'volksoberrhaupt' (*þiudans* M 27, 11 Me 15, 18) gekennzeichnet³. Das biblische königtum sollte auch nicht eine 'gewaltherrschaft' sein wie die des Satan (o. s. 41; *reiks*, *reikinon* E 2, 2 vgl. Me 10, 42: M 9, 18. 23 J 7, 26. 48: *þai auk reiks ni sind agis godamma waurstwa ak ubilamma* R 13, 3), sondern ein auf huld (L 18, 13) und treue (R 11, 27; *trausti* E 2, 12) zwischen *þiuda* und *þiudans* beruhendes königtum in der art des altgermanischen; sorgsam und bewusstermassen hat der übersetzer für das himmelreich sogar den ausdrück *reiki* vermieden und an seiner statt das wortpaar *þiudangardi-þiudinassus* gewählt⁴: *þiudanoþ ufar garda Iakobis in ajuk-*

1) *þiudangardi . . . gards* Me 3, 24–25: *audags saei matþjþ hlaif in þiudangardjai gudis* L 14, 15 (vgl. R 14, 17).

2) Vgl. *qimai þiudinassus þeins* (βασιλεία) . . . *þeina ist þiudangardi* (βασιλεία) M 6, 11. 13.

3) Dem germanischen königstyp bleibt er auch sonst getreu (*fram þiudanam jah fram allaim þaim in ufarassau wisandam* T 2, 2; Herodes . . . *þiudans . . . þiudangardi* Me 6, 22–23); *þiudinassus Teibairians kaisaris* L 3, 1.

4) Alttestamentliches *reikinon* kommt R 15, 12 vor; dazu gehört *frauja allwaldands* k 6, 18; sonst wird das patriarchalische verhältnis des hausherrn zu seinen erben und hausgenossen hervorgekehrt (G 5, 21. 4, 1 ff. Me 10, 17 L 18, 18: *ibai afskauf guþ arþja seinamma λαόν* R 11, 1; *hlauts* C 1, 12 vgl. E 1, 11. 14. 18 *ingardjans gudis* 2, 19 T 5, 8) Zeitschr. f. neutestamentl. wissenschaft 18, 84 ff.

duß jah *þiudinassaus is ni wairþiþ andeis* L 1, 33¹. Es war eine spiritualisierung der *βουλιεξ* erfolgt (*niist auk þiudangardi gudis mats jah dragk ak garaihteī jah gowairþi jah faheþs in ahmin weihamma* R 14, 17; *ni qimiþ þiudangardi gudis miþ atwitainai . . . þiudangardi gudis in izwis ist* L 17, 20–21). Diesem hellenistisch-biblischen merkmal wurde damit rechnung getragen, dass neben *þiudangardi* für *βουλιεξ* auch *þiudinassus* sich ausbreitete; dass aber der übersetzer von *þiudinassus* immer wieder aufs neue zu *þiudangardi* zurückkehrte, ist der nationalen richtung seiner kultsprache zu verdanken. Hinzuzufügen wäre, dass der Gote das wichtigste ausstattungsstück eines altgermanischen königshofs und königshauses, den 'hochsitz' (ags. *þéodenstól*)² in seinem himmel sehen liess, indem er bei der wortwahl für griech. *θρόνος* auf got. *stols* verfiel (Zeitschr. 47, 194 f. 197 ff.); dies wort war auch der gerichtshoheit des himmelskönigs angemessen (*stauastols* R 14, 10 k 5, 10)³ und hält geziemenden abstand von *sitls* (*θρόνος*)⁴.

Die herkömmliche bedeutung von *himins* ('decke, gewölbe' [über der erde], *firmamentum* J 17, 1 L 9, 16 Me 14, 62 [K 10, 1]. 4, 32; *stairnons himinis . . . fram andjam airþos und andi himinis* Me 13, 25. 27)⁵ konnte nicht fortdauern, weil der christenhimmel ins grenzenlose jenseits dieser 'decke' sich erstreckte und weil man darüber hinaus mindestens sieben himmelsräume zählte (*insaiþiþ du fuglam himinis . . . atta izwar sa ufar himinam* M 6, 26). Auf seiner seelenreise war Paulus bis in den dritten himmel gelangt (k 12, 1 ff.)⁶. Seinen singular *himins* (L 3, 21–22. 4, 25) liess infolgedessen der

('testament' als erbschaftsvertrag). An das königliche hausgesinde gemahnen *skalks* L 2, 29 und *þiunagus* 1, 68–69.

1) *þiudinassus gudis* K 15, 50; *þiudanon* 24–25; *þiudans . . . þiudangardi* J 18, 36–37; *arbi in þiudangardjai Xristaus jah gudis* E 5, 5.

2) And. *kuningstol* Hel. 2736; *thes mareon stol . . . adalcuninges . . . hohgistu* 361–65; *is helagon stol* 5975; zu got. *himins . . . stols ist gudis* M 5, 34 vgl. and. *thes herron stol . . . thes alowaldon fagar fotscamel* 1509–11.

3) *stanastols* M 27, 19; ahd. *duomsedal* Tatian 198, 2. 199, 5.

4) *sitlos* C 1, 16: (*fuglos himinis*) *sitlans* L 9, 58; *sitlans þize frabuyjandane ahakim* Me 11, 15. Im ahd. Tatian verhält es sich anders: *stuola forconfentero thio tubun* 117, 2; in *gotes sedale* (thronus) 141, 16.

5) *lauhmoni lauhatjaudei us þamma uf himina in þata uf himina skeiniþ* 'von einem horizont zum andern' L 17, 24; *frauja himinis jah airþos* L 10, 21 vgl. 16, 17 M 5, 18.

6) *atstaiþ in undaristo airþos . . . usstaiþ ufar allans himinans* E 4, 10; *us himina . . . þai ufarhiminakundans* K 15, 47–49; *þo inþa* C 3, 1–3.

Gote mit dem hellenistischen plural *himinos* (Mc 1, 10–11) wechseln¹. Er hat nicht nur *himinos* neu gebildet, sondern auch *himins* neu ge-
deutet². Es ist aus dem himmelsgewölbe ein unsichtbares und un-
ermessliches lichtreich der unsterblichkeit geworden (k 4, 17–18), in
dem der himmelskönig seine getreuen³ als 'kinder des lichts' um sich
versammelt (*sunjus liuhadis* L 16, 8 = *sunjus gudis* 20, 36; vgl. Th 5, 5
E 5, 8; lichtleib o. s. 26 f.). Das wichtigste rangzeichen dieses herr-
schers war nach der griech. bibel alten und neuen testaments sein
'lichtglanz' (δóζζα)⁴, an dessen herrlichkeit der niensch der erhabenen
'majestät' gottes inne wird, aus dem er glanzvoll und wunderbar seine
macht in der welterschöpfung und weltregierung offenbart (*atta wulpaus*
ô πικτήρ τής δόζζης E 1, 17–19; *sunus . . . qimip in wulpu seinamma*
jah attins jah pize weihane aggele L 9, 26 Mc 8, 38; *hauheins : wulpus*
gudis J 11, 4. 40). Der Gote hat diese orientalische vision volks-
mässig vergegenständlicht, indem er für griech. δόζζα ein altheimisches
wort wählte, das die anschauung der gläubigen auf die imponierende
praechtentfaltung eines königshofes (die herrlichkeit des königtums)
ablenkte und zugleich aus dem gebiet des wunderbaren ins reich des
ehrfürchtig angestaunten überleitete⁵. Das 'strahlende' scheint aber
neben dem 'imponierenden' ein merkmal der betr. altgermanischen sippe
gewesen zu sein⁶. Den nationalen gehalt des wortes *wulpus* ('prunk')⁷

1) M 6, 20: Mc 10, 21; Th 4, 16: th 1, 7; L 10, 20: 21; C 1, 23: 16. 20;
E 3, 15: 1, 10; *atta unsar ju in himinam . . . wairpai wilja þeins sive in himina*
jah ana airpai M 6, 9–10; *in himina . . . in hauhistjaw* L 19, 38; *in himinam* 6, 23.

2) Okkasionell steht *himins* sogar für 'gott' (L 15, 18. 21. 20, 4 Mc 11, 30
vgl. *þindangardi gudis* = *þindangardi himine* o. s. 44).

3) Besser als *in himina* L 15, 7 oder *in himinam* (k 5, 1 usw.) oder *ufar*
himinam (M 6, 14. 26. 32) passt zu gotischer art *in himinakundain* ('im himmel')
ἐν τοῖς ἐπουρανίοις E 1, 3. 2, 6. 3, 10. 6, 12 vgl. *managei harjis himinakundis*
L 2, 13.

4) Handb. zum Neuen test. 2, 2, 15 f. 3, 2, 35 u. a.

5) *wulps* 'auserlesen, wertvoll' Zeitschr. 32, 315; *mais wulprizans* M 6, 26
(: *Saulaunôn in allamma wulpau seinamma* 29); *ni waiht mis wulfruis ist* ('imponiert
mir nicht') G 2, 6; *lafoda izwis du seinai þindangardjai jah wulpau* Th 2, 12;
þui in wastjom wulpagain ('prunkgewänder') . . . *in þindangardjom sind* L 7, 25
vgl. 4, 5–6 T 1, 11 R 9, 23; *wulpagai: unswevai* K 4, 8–10 (*wulpus jah unswevai*
k 6, 8); *mikilidedun guþ jah fullai waurþun agisis qipandans þutei gasaiþam wul-*
paga hinma daga L 5, 26.

6) *ni was wulpag þata wulpago in þizai halbai in nfarassaus wulpaus . . .*
andhulidamma andwairþja wulpu franjins þairhsaiwandans þo samon frisakt in-
galeikonda af wulpau in wulpu k 3, 7. 10–11. 18; ags. *wuldor* (gloria), *wuldortorht*.

7) 'Macht und pracht einer herrschaft' schlägt in abstrakte 'herrlichkeit' um
(E 1, 6: 12. 14 C 1, 27 T 3, 16).

bekommen wir kräftig zu spüren, wo sich glanz mit macht gattet (*fram wulþau mahtais* th 1, 9; *in allai mahtai gaswinþidai bi mahtai wulþaus* C 1, 11; *gasaiþrand sunu mans qimandan in milham miþ mahtai managai jah wulþau* Mc 13, 26)¹, während dort, wo *wulþus* schlechtweg für die den leib verklärende lichtsubstanz der himmelssöhne, für den glorien- und heiligenschein der pneumatiker verwendet worden ist, eine hellenisierung des altgermanischen ausdrucks beabsichtigt war².

Aus diesem lichtdurchfluteten königreich des himmels stammt die heilsordnung und der heilsplan gottes, dessen hellenistische bestandteile keiner hervorhebung bedürfen, dessen nationalisierung durch die berücksichtigung der terminologie der heimischen landesverwaltung bewirkt worden ist. Wenn eine gotische dinggemeinde geordnet zusammentrat, um eine wahl zu vollziehen oder eine satzung zu beraten oder endgültige verwaltungsmassnahmen zu beschliessen, nahmen ihre mitglieder den ihnen im heer wie im þing gebührenden standort ein, verhandelten und stimmten durch handaufheben ab:

jah ragin in þamma giba unte þata izwis batizo ist
 juzei ni þatainei wiljan
 ak jah taujan dugunnuþ af fairmin jera
 iþ nu sai jah taujan ustiuhaiþ
 ei swaswe fauraist muns du wiljan
 swa jah du ustiuhan us þammei habaiþ
 jabai auk wilja in gagreftai ist
 swaswe habai waila andanem ist
 ni swaswe ni habai . . .

1) Vgl. ags. *wuldorbéah* (corona), *wuldorcyninȝ* (*wuldorspéd*, *wuldorzesteald* u. a.): *cyninȝa wuldor*, *beorna wuldor*; gott heisst *wuldres aldor*, *wuldres weard*, der engel *wulþres þezn* (*engel drihtnes* Gen. 2266: *wuldorzást* 2912), denn *wuldor* ist auch das lichtreich des himmels (*wiþ drihtne dawan mehton wuldorfæstan wic . . . sweȝltorht* Gen. 26–28). Auf ags. *wuldor*, *wuldrian* (*and herien* L 2, 20), *wuldrunȝ* – und folglich schon auf altgerman. *wulþus* – trifft es auch zu, dass ‘prachtentfaltung’ guten ruf, ehre und ‘ruhm’ eingetragen hat (*ðóǣ* ‘guter ruf’, *gloria*): *guda du wulþan* k 1, 20; *du franjins wulþau* 8, 19; *wulþus Xristaus* 23 vgl. L 19, 38. 2, 11. 32. 17, 18 R 11, 36 T 1, 17 (*sweriþu jah wulþus*) Phl 3, 19 (*wulþus in skandai*); es reihen sich *hauhjan*, *hauhjeins* (‘verherrlichung’), *hauhiþa* (*ðóǣ*) an (J 7, 39. 17, 1. 4–5. 12, 41. 43. 9, 24. 8, 49–50. 54 L 14, 10).

2) *ðóǣ* durchleuchtet den *ἄνθρωπος πνευματικός* und treibt aus ihm das strahlenbündel des nimbus hervor (Reitzenstein, *Historia monachorum* [Gött. 1916] s. 214): *wulþus* L 9, 29–32; *wulþus frauþins biskain* ins 2, 9 vgl. Mc 9, 2–3 Phl 3, 21 (: C 1, 12); *lihtida in hairtam unsarain du lihtadein kunþjis wulþaus gudis* k 4, 6. Auch ags. *wuldorhamu* (prunkgewand) ist zu ‘lichtleib’ geworden.

gatewips¹ fram aikklesjom . . .

garedandans auk goda . . . k 8, 10–12. 19. 21.

Die heilsordnung gottes war eine gesetzgebung für das königreich gottes. *ragin* (meinungsäusserung² vor einer beschlussfassung) wurde das hauptwort für die der *timreins* (οὐκοδορῆ) gewidmete οὐκοδορῆ θεοῦ (heilsplan) und für δέγμα (satzung)³. Der altgermanische ausdruck befasste unter sich die wohlabgewogenen meinungsäusserungen einer zur verwaltung berufenen behörde, der an einer beschlussfassung beteiligten personen⁴, die ein amt bekleiden und eine herrschaft ausüben (*fidurragini*, *raginon* L 3, 1. 2, 2 J 18, 14; *ragineis* G 4, 2 vgl. *fauragaggi* und *fauragaggja* L 8, 3. 16, 1 ff). Auf ihre vorschläge und ratschläge (*ragin*) folgt die beschlussfassung (*gudis garaideins* διταρχῆ 'satzung, verordnung' R 13, 2 vgl. k 10, 13–16)⁵; eine bis zur beschlussfassung gediehene meinungsäusserung gelangt zur beschlussreife (*garaiþs* L 3, 13 'verordnet') und zur ausführungsbestimmung (*gagrefþs* 'befehl' L=2, 1 k 8, 12), die den vorschlägen gemäss ausfällt (*gareds* 'ordnungsmässig' R 13, 13 : *garedan* προνοεῖσθαι 'einen vorschlag [für eine nachfolgende beschlussfassung] machen k 8, 21)⁶. An *fauragaredan* kommt nun aber auch *fauragaleikan* nahe heran: *guf* . . . *fauragarairoþ* uns du suniwe gadedai þairh Iesu Xristu in imma bi leikainai (ἐξδοχῆ) wilþins seinis . . . kannjan unsis runa

1) χειροτονηθεῖς 'von den gemeinden gewählt' auf grund der abstimmung durch handaufheben; der got. ausdruck bezieht sich auf die standesordnung oder die reihenfolge, wie die männer in reih und glied stehen (*taihunteweis* zehnstufig K 15, 6; *þarjzuh* in *seinai* *tewai* 23 [τάγμα reihe, ordnung]; *ungatewips* 'ausserhalb der reihe' th 3, 7 [> unordentlich = *ungatass* 6. 11 Th 5, 14; ἀτακτεῖν wurde vom kriegsdienst gebraucht vgl. Handb. zum Neuen test. 3, 2, 36 f.]).

2) γνῶμη k 8, 10. Phm 14; *anabusn ni haba, iþ ragin giba* K 7, 25; vgl. Journ. of engl. and german. philol. 15, 251 ff.

3) *bi ragina gudis* . . . *raginam seinaim* U 1, 25. 2, 14.

4) Auch anord. *regin* bedeutet 'beratender vorschlag' und 'gesetzgebende verwaltungsbehörde'; vgl. die salfränk. *raginburgi*. Got. *ragin* steht übrigens in grammatischem wechsel zu *rahnjan* (vgl. z. b. Phl 2, 6); den abschluss der beratung drückt got. *garehsns* ans, womit auch der zeitpunkt gemeint sein kann, in dem ein beschluss zustande kommt oder ein gesetz erlassen wird (*arbinumja* . . . *uf raginjam ist jah fauragaggam* und *garehsn attins* προθεσμία 'termin, frist' G 4, 2); eine dem heilsplan gottes angehörende 'bestimmung' hebt *garehsns* namentlich in der Skeireins hervor (z. b. 1, 5. 13 f. 2, 15. 18; 3, 3; *garehsns gudis* 8, 14).

5) Entschliessung über eine gesetzsvorlage, gesetzgebung (*witodis garaideins* νομοθεσία R 9, 4; dazu *witþ anabusne garaideinim gatairands* E 2, 15) wird massgebend für die glaubens- und lebensordnung (*zawón* 'masstab' G 6, 16 Phl 3, 16).

6) *urredan* (eine satzung vorschlagen und annehmen) (' 2, 20; *undredan* (eine bestimmung treffen) Skeir. 6, 9.

wiljins seinis bi wiljin (εὐδοκία) *saei fauragaleikaida imma du fauragaggja* E 1, 5. 9–10 (dazu die randglosse *aua leikainai þoei garaidida in imma*¹⁾). Diese grundverschiedenen verba mögen wohl erst durch die bibelsprache in nahezu identische beziehungen zur vorsehung gebracht worden sein; bei *leikan* und *leikains* (gefallen finden; o. s. 13) musste jedesfalls eine hellenisierung der wortsippe (verbindung mit *garedan* und *garaidjan*) ihrer umdeutung auf den heilsplan gottes vorhergehen²⁾.

Gottes heilsplan war das werk seiner σοφία (*handugei gudis* R 11, 33 K 1, 21. 24 E 3, 10) und blieb sein μυστήριον (sacramentum). Rücksichtslos den nationalen überlieferungen gehorend hat Wulfila dies 'geheimnis' durch *runa* dargestellt³⁾. Aber wenn er von *runa þiudangardjos gudis* Mc 4, 11; *runos þiudinassaus gudis* L 8, 10; *runa wiljins seinis* E 1, 9 spricht, drückt er sich nicht mehr altgermanisch aus; sogar *runa Xristaus* E 3, 4 C 4, 3 hat mit der deutung auf *runa aiwaggeljons* E 6, 19 (gottes wort)⁴⁾ eine biblisch-hellenistische färbung bekommen. Es gibt beispiele dafür. Was jene runen enthielten. Die 'auferstehungsrunen' ist das grosse geheimnis vom weltende, das den laien verschlossen bleibt, aber unter uns die erinnerung an die prophetie der Voluspá erweckt:

sai runa izwis qiþa

allai auk ni gaswiltam

ip allai inmaidjanda

suns in braka augins

in spedistin þuthaurna þuthaurneiþ auk

jah dauþans usstandand unriurjai

jah weis inmaidjanda K 15, 51–52 vgl. R 11, 25–36⁵⁾.

runa heisst im got. schon 'geheimnis' und hat die bedeutung

1) *fauragaredanai bi wiljin gudis* (κατὰ πρόθεσιν) *þis alla in allaim waurk-jandins bi muna wiljins seinis* (κατὰ τὴν βουλήν τοῦ θελήματος αὐτοῦ) E 1, 11.

2) Vgl. (*ga*)*leikan* R 8, 8 Th 2, 15. 4, 1 Mc 1, 11: J 8, 29 Th 3, 1 (*galeikaida uns* 'wir beschlossen') u. a. L 1, 3. 10, 21 (εὐδοκία > *swa warþ galeikaiþ* 'so war es dein wille') K 1, 21 (: k 12, 10 'habe wohlgefallen gefunden' u. a.). Griech. εὐδοκία ist doppelsinnig ('wohlgefallen' th 1, 11); die zweite nächstliegende got. entsprechung war *wilja* R 10, 1 (*gods wilja* Phl 1. 15 L 2, 14); daher denn auch *leikains* die funktion von πρόθεσις übernehmen konnte (t 1, 9) > *muns* ('plan'; gedanke als vorhaben und absicht) *gudis* R 9, 11: *wilja* 19; E 3, 11 (: R 13, 14 k 8, 11; 2, 11 νοήματα 'anschlüge').

3) *μεμύημαι* (bin eingeweiht) > *usþroþiþs in* Phl 4, 12 (bin geübt).

4) Vgl. *eis ni waitai þis froþun jah was þata waurd gafulgin af im jah ni wissedun þo qiþanona* L 18, 34.

5) Dazu die 'weissagungen' Th 4, 13–17 th 2, 1–4.

von *μυστήριον* (sacramentum) übernommen. Die runen gottes, vor den unmündigen verborgen, werden nur den geistbegabten pneumatikern, sehern und propheten offenbar (*jah jabai habau þraufetjans jah witjau allaize runos* . . . K 13, 2). Paulus mit solchem beruf von gott begnadet, ist geistbegabter amtsverwalter von gottes geheimnissen und macht die verborgene weisheit gottes, die runen des jenseits in der diesseitigen welt bekannt. „Wir verkünden gottes geheimnisvollen, verborgenen weisheitsplan, den gott vor allem lauf der welten zu unserer herrlichkeit sich vorgenommen hat . . .“ K 2, 7–15; z. b.:

hausideduþ fauragaggi (*οὐκ ονομαζ*) *gudis anstais*

sei *gibana* ist mis in izwis

unte bi andhuleinai gakannida was mis so runa

swe fauragamelida in leitilamma

duþþe ei siggwandans mageiþ fraþjan frodein meinai in runai

Xristaus

þatei anþaraim aldim ni kunþ was sunnum manne

swaswe nu andhuliþ ist

þaim *weiham* is apaustaulum. jah praufetum in ahmin

wisan *þiudos* gaarbans. jah galeikans

jah gadailans gahaitis is in Xristau Iesu. þairh aiwageljon

þizozei warþ andbahts ik. bi *gibai anstais gudis*

þizai *gibanon* mis bi toja mahtais is

mis þamma undarleijin allaize þize *weihane*

atgibana warþ *ansts* so in *þiudom*

wailamerjan þo unfairlaistidon gabein Xristaus

jah inliuhtjan allans

*k*ileik þata fauragaggi runos

þizos gafulginons fram aiwam

in guda þamma alla gaskapjandin

ei kanniþ wesi nu reikjam jah waldufnjam

in þaim himinakundam. þairh aiþklesjon

so flufaiho (managfalþo) handugei gudis E 3, 2–10.

þizozei warþ ik andbahts: bi ragina gudis

þatei giban ist mis in izwis

du usfulljan waurd gndis

runa sei gafulgina was fram aiwam jah fram aldim

iþ nu gaswikunþida warþ þaim *weiham* is

þamei wilda guþ gakannjan

gabein wulþaus þizos runos in þiudom

þatei ist Xristus in izwis. wens wulþaus C 1, 25–27.

Ich verweise noch auf die 'glaubensrunne' (*runa galoubeinais* T 3, 9) und das wundersame 'runenlied' (*gagudvins runa* 16: Zeitschr. 48, 72), das uns der tiefe und weite des abstandes inne werden lässt, der biblische und altgermanische liturgie voneinander trennt. Auf grund der usuellen bedeutung hatte *runa*, mit *μυστήριον* (sacramentum) associiert, die bedeutung dieses fremden wortes angenommen und zugunsten des hellenistischen sinnbegriffs von seiner altgermanischen sonderbedeutung etwas eingebüsst¹. Aber es ist doch von stilgeschichtlichem und religionsgeschichtlichem interesse, dass *runa*, zaubermässigen, und *μυστήριον*, sakramentalen gehalts, ineinander aufgegangen sind und unmittelbare kraftwirkungen heiliger dinge oder heiliger personen bezeichnen. Darum konnte *runa gudis* in der Gotenbibel für *βουλή θεοῦ* ('was gott mit den menschen vor hat' L 7, 30) eintreten (vgl. *muns wiljins seinis βουλή τοῦ θελήματος καὶ τοῦ* E 1, 11)² und es durften der *runa gudis* sogar die *runos hairtane* (*βουλή τῶν κερδιῶν* 'kraftwirkungen' K 4, 5) folgen³. Weitab von diesem mythischen bezirk führen diejenigen stellen, wo *runa* oder das kompositum *garuni* in profanem sinn für griech. *συμβούλιον* erscheint (M 27, 1 Mc 3, 6. 15, 1). *runa niman* 'eine beratung abhalten' (M 27, 1) findet an dem sonstigen sprachgebrauch der Germanen einen rückhalt⁴, während die variante *garuni* eine gotische besonderheit darstellt. Unter Westgermanen und

1) 'Offenbarungen' sind verlautbarungen gottes (G 2, 2), die man riechen, schmecken, hören oder sehen kann (k 2, 14—16. 12, 4 J 12, 28 f.), himmlerlebnisse; himmelsgüter werden sterblichen menschen zu teil, den frommen wird der himmel aufgetan, die augen menschlicher herzen werden für die gotteserkenntnis aufgeschlossen (E 1, 17 ff.); dem visionär (pneumatiker) enthüllt sich gott (k 12, 1. 7), wenn ein *μυστήριον* menschlichen sinnen sichtbar oder erkennbar wird (E 3, 3. 5; *χάρισμα* K 14, 26). Dies beruht auf der biblischen 'erleuchtung' (E 1, 18. 3, 9—10 L 2, 32 th 1, 7—8). Sie verbindet sich mit altgermanischem runenwesen und so entsteht die formel *runa gabairhtjan* C 4, 3—4 oder *runa swikunþjan* C 1, 26 (vgl. t 1, 10): *gafulgina* (vgl. C 3, 3—4). T 5, 24—25 klingt mit anord. *folgir i rínum* (Snorra Edda 1, 216) zusammen (*filhan: andhuljan* L 10, 21; *gabairhtjan* Mc 4, 22 [M 6, 4. 6]; *frauja . . . galiuhteip analangn riqizis jah gabairhteip runos hairtane* K 4, 5 [14, 25] vgl. J 7, 4. 10 L 19, 42. 8, 17).

2) Got. *muns* ist an anord. *Muninn* (und *Huginn Opins*) anzuknüpfen; epiphanien gottes sind die sog. wunderzeichen got. *taikneis jah fauratjanja* *σημεῖα καὶ τέρατα*), seine offenbarungen; vgl. Groeper s 55 f.

3) Vgl. *us managaim hairtam mitoneis* L 2, 35; *þo analangnona hairtins* K 14, 25.

4) *gengun im an huarf samad rinkos an runa bigunnum im radan tho . . .* Hel. 5061 ff.; *riedun an runu* 4138 C; *nim thu ina sundar te thi, there rink an runa* 3225 f.

Nordgermanen ist *rúna* 'beratung eines geheimnisses' (> unterredung) ganz geläufig, auch die bedeutung 'mysterium, sacramentum' ist belegbar (Ahd. gl. 1, 210, 20; *hálize rúne* Elene 1169 [: dryhtnes word]; *ǰotna rúnar ok allra gofa* Vafþrúfnesm. 43), aber das kollektivum *garúni* durchaus der sakralen funktion vorbehalten (Ahd. gl. 1, 244, 10; *gotes giruni, giruni himilorihhes*; and. *himilisc giruni*; ags. *heofoulic Ʒerjue, heofena rices Ʒerjnu*). Wenn folglich die westgermanische bibelsprache in dieser hinsicht von der ostgermanischen unabhängig, so erhellen sich gegenseitig die gemeinsamen nationalisierungsversuche, die den sinn eines von geheimnisvollem raten und raunen umsponnenen altheidnischen wortes christlich verwerteten, vom geheimnis eines einzelnen dings über das grosse ganze des göttlichen heilsplanes und vom massiven vertrauen auf die zauberkraft irdischer objekte¹ über eine unsinnliche welt der himmelswunder, theologischer begriffe und religiöser werte erweiterten.

Das gegenstück zu dieser umstilisierung eines altgermanischen kulturausdruckes zu einem sinnbegriff des christenglaubens haben wir an got. *spill* (aussprache oder verkündigung eines geheimnisses; in wort, rede und lied gebundenes geheimnis = $\mu\tilde{\omega}\theta\sigma\zeta$). Schon ihre vorgeschichte musste *runa* und *spell* zusammenführen (*i valrúnom vígspjoll* Helg. Hundingsb. II, 11)². In der Gotenbibel konnten daher *spill* und *spillon* neben dem uns von märe und märechen her dichterisch anmutenden *merjan* bei der verkündigung der runen gottes, seines geheimnisvollen heilsplans (durch die heilsbotschaft des $\epsilon\omega\alpha\gamma\gamma\acute{\epsilon}\lambda\iota\omicron\nu\omicron$) vortreffliche dienste leisten, die Wulfila gründlich ausgenutzt hat. *spill* 'zaubermärchen, mythus' (t 4, 4 T 1, 4, 4, 7 Tit 1, 14) hatte das auf ein glückverheissendes omen hindeutende kompositum **hiuþspill* neben sich und dieses vollwort vermittelte für *hiuþspillon* die vertretung von $\epsilon\omega\alpha\gamma\gamma\acute{\epsilon}\lambda\iota\zeta\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ ³. Auch in diesem fall sind die West-

1) Altgerman. *rúna* war das 'geheimnis' eines konkreten, individuellen (dem menschen nützlichen) gegenstandes, dessen machtwirkung (wunder) in jener geheimen eigenschaft erfasst werden konnte; jedes vom menschen erlebte 'ding' hatte seine 'rune' — so auch die sprache und späterhin die schrift — ein geheimes wesensmerkmal, mit dem, wenn es 'erraten' worden war dank seiner kraftwirkung gezaubert werden konnte (anord. *megenrúnar* usw.); vgl. Petsch, Das deutsche volksrätsel (Strassb. 1917) s. 1 ff.

2) E. Schröder, Zeitschr. f. d. alt. 37, 241 ff.; *spjalli* = *rúni* s. 254. 263 f. 267; *ristom rún á horue, rjópom spjoll i dreyra* Egilssaga c. 44 ('runen' zauberkräftige 'ausdrücke', die das geheimnis des objekts in wirkung setzen); vgl. die got. *haljarunae*.

3) Groeper s. 31 ff.; vgl. ferner den gebrauch des simplex: *þize spillondane gawairþi, þize spillondane þiuþ* R 10, 15: *spillon* $\epsilon\nu\eta\gamma\gamma\acute{\epsilon}\sigma\alpha\sigma\theta\alpha\iota$ Mc 5, 16, 9, 9 Neh

germanen, von dem gleichen stilwillen beherrscht, dieselben wege gewandelt und haben sich für dieselbe wortwahl entschieden (ags. *zōdspell* [= got. **þiuþspill*] > *zōdspell* euangelium, *zōdspellian* euangelizare; and. *godspell*; ahd. *gotspel* und *gotspellon*)¹. Dabei ist zu berücksichtigen, dass schon dem altgermanischen stammwort *spell* auf grund des zeugnisses von westgerman. *bīspell* nicht bloss etwas mythisches, sondern zugleich auch etwas lehrhaftes innewohnte², das durch die zusammensetzung mit got. *þiuþ*, ags. *zōd* verstärkt wurde und den bibelübersetzern zugute kam. Diese feststellung, dass der Gote bei solch archaischer wortwahl mit dem Angelsachsen übereinstimmt, setzt seinen auf volkstümlichkeit abzielenden stilisierungstrieb ins licht.

Die verkündigung der in der heilsbotschaft offenbarten himmelsgeheimnisse wandte sich an die zuhörer, um sie in das königreich gottes einzuladen und zu berufen (*laþon* M 9, 13 R 9, 24; *haitan* L 14, 10 ff. 16 ff. u. a.). Nahmen sie die verkündigung und die berufung verständnisvoll erleuchtet an, so wurde von ihnen 'busse', d. h. eine sinnesänderung, ein wechsel ihrer gesinnung (*μετάνοια*)³ gefordert, den Wulfila durch *idreiga* ausdrückte: *ni gam laþon garaihtans ak fraurahtans in idreiga* L 5, 32 vgl. Mc 6, 11–12 k 7, 8–10:

unte jabai gaurida izwis in þaim bokom ni idreigo mik
 jah jabai idreigoda ('tat es mir einmal leid')
 gasaiwa auk þatei so aipistule. jaina jabai du leitilai weilai
 gaurida izwis –
 nu fagino
 ni unte gauridai wesuþ
 ak unte gauridai wesuþ du idreiga ('zur reue')
 saurgaideduþ auk bi guþ

6, 19 = *usspillon* L 8, 39. 9, 10 (*unusspilloþs* ἀνεζηδύγητος k 9, 15); *gaspillon* εὐαγγέλιον 9, 60 (*þiudangardja gullis*): *spillon* εὐαγγέλιζεσθαι L 2, 10 = *wailaspillon* 8, 1; *þiuþspillon* 3, 18.

1) Vgl. *godspell that guoda* Heliand 25; *spel godes* 572. 1376. 1381. 2650; *sōdspell* 3838 (*icilspel* 519. 527 u. ö.: *sorgspell* 3174); auch anord. *guþspjall* stammt von ags. *zōdspell* ab (Kahle a. a. o. s. 65 f.).

2) Ahd. *foraspel*, *forasagono spel* (prophetia); *spel* parabola (Ahd. gl. 1, 224, 27. 528, 20), fabula (2, 434, 14), mythus: uera demonent omne fictum et disciplinas annotabunt sobrias nec uitabunt fabulas [*spel*] Notker ed. Piper 1, 846 f.: vgl. *mid spellum listas lueran* Gen. 516 f.; dazu Heliand 1731 f. 19f. 2. 2416.

3) *innaiðjaiþ ananiujþai fraþjis izwaris* R 12, 2: *idreigonds* μεταμεληθεῖς M 27, 3; *inu idreiga* (ἀμεταμέλητά 'unwiderrufflich') *siud auk gibos jah laþons gudis* R 11, 29; zur frage nach der wortbedeutung von μετάνοια und paenitentia vgl. Norden, Agnostos Theos s. 134 ff.

ei in waihtai ni gasleiþjaindau us unsis
 unte so bi guþ saurga
 idreiga du ganistai gatulgida ustinhada
 iþ þis fairvaus saurga dauþu gasmiþoþ.

Es kam darauf an, umzukehren (*id-*: ags. nd. *ed* 'zurück') und wieder von vorn anzufangen, sünden zu bereuen und zum glauben sich zu bekehren (*idreigoþ jah galaubeiþ in aiwaggeljon* Mc 1, 15 vgl. L 15, 7. 10), sich zu bessern. Die Westgermanen haben *bota* (besserung)¹ oder *hriiwa* (reue), der Gote hat anscheinend einen der volkstümlichen anthropologie entlehnten ausdruck (anord. *ifrar*, *ifrask*; nicht zu verwechseln mit *ifrar* < *inurar*) damit betraut, diese neuartige forderung der christlichen religion (busse zu tun) den volksgenossen zu verdeutlichen oder zu versinnlichen². Wo eine neue gesinnung bewirkt worden ist, sondern sich die berufenen und bussfertigen von den ungläubigen ab (K 7, 12 ff.); der gesinnungswechsel trägt den frommen, die zu gott sich halten (*gajuds : afjuds*) eine 'weihung' (läuterung und erlösung) durch sein pneuma oder seinen logos ein. Dieses höchste erlebnis des religiösen menschen wurde durch griech. ἄγιος, einen ausdruck kultischer reinheit dargestellt. Ihm liess der meister der gotischen bibel sein altegeheilgtes adj. *weihs* entsprechen und nach griech. vorbild den gegensatz des 'reinen' und 'unreinen' hervortreten:

þata auk ist wilja gudis
 weihþa izwara
 ei gahabaþ izwis af kalkinassau
 ei witi þarjizuh izwara
 gastaldan sein kas in weihþai jah sweriþai
 ni in gair . . . lustaus . . .
 unte ni laþoda uns guþ du unhrainþai
 ak in weihþa Th 4, 3-5. 7³ vgl. t 2, 21.

Dass sich darüber hinaus got. *weihs* hellenistisch verfärbte, ist nicht zu bezweifeln; ist es doch prädikat des christlichen gottes und seiner himmlischen heerscharen und auf abstrakte begriffe abgezogen

1) Got. *gabotjan* Mc 9, 12 bezieht sich auf das äussere (in ordnung bringen) wie *gabatnan* 7, 11 (zu gut haben) und nicht auf das innere.

2) *gaino managans þize faura frawaurkjandane jah ni idreigondane ana unhrainþai þoei gatawidedun* k 12, 21; *jabai frawaurkjai . . . idreigo mik* L 17, 3-4; vgl. M 11, 20-21.

3) *hrainjam unsis af allamma bisauðeino leikis jah ahmins ustinhandaus weihþa in agisa gudis* k 7, 1 vgl. E 5, 3: 26-27 (*gaweihadedi gahrainjands . . . weiha jah unwarma*). 1, 4.

worden¹. Dadurch wird aber die annahme nicht widerlegt, es habe die neue religion bei der älteren gottesverehrung anleihen aufgenommen und die christliche kultsprache sei gotisch stilisiert worden. Wo wir uns im kreise der ihrem gott verbündeten und geweihten kultgenossen (anord. *véur*) und an den heiligen kultstätten bewegen und den kultvorschriften und kultmassnahmen begegnen, findet sich altgermanischer sprachgebrauch ein: *du alh weihai* E 2, 21²; *usgiban suud . . . weihana* R 12, 1 (opfertier) dazu 11, 16³; *witoþ weihata jah anabusus weiha* 7, 12; *sa weiha gudis* L 4, 34 Me 1, 24. 6, 20⁴; *gabaurgjans þaim weiham jah ingardjans gudis* E 2, 19; *gawalidai gudis, weihans jah walisons* C 3, 12⁵. *weihs* gehörte offenbar ursprünglich zu der terminologie des opferwesens, verhielt sich zu *usweihs* (entweiht, profan: T 4, 7 t 2, 16) wie *gayuds* zu *afguds* oder wie *airkns* zu *unairkns* (was der weihe und des opfers würdig, echt oder unecht war; *airknīþa kiusands* k 8, 8: *unairknai* [ἄνόσιω] *jah usweihai* T 1, 9)⁶ und kreuzte sich mit *swikns*, das den altgermanischen sinnbegriff der 'unschuld' (ags. *swien*, anord. *sykn*) oder kultischen reinheit vertrat (*bloþ swikn* ἄμωξ ἄθῶρον M 27, 4; *mouja swikna usgiban Xristau ἄγρός . . . swiknei ἄγρότης* k 11, 2-3: *hlutrs* 7, 11)⁷. Wohl hat das opferwesen im Neuen testament eine vergeistigung erfahren, die der germanischen vorzeit nicht bewusst war (Phl 2, 17), aber trotzdem ist bei den Angelsachsen *hīsl* für die eucharistie⁸ und bei den Goten *hunsl* für den opfertod Christi erhalten geblieben (*Xristus . . . atgaf sik silban faur uns hunsl jah sauþ guda προσφορὰν καὶ θυσίαν* E 5, 2). Im gotischen steht *hunsl* sogar noch in ausserchristlichen beziehungen; es hat der übersetzer dies heidnische wort der alttestamentlichen oder

1) *weih namo is* L 1, 49: *ahma weihs . . . weihs haitada sunus gudis* 35; *þize weihane aggele* 9, 26 u. ö.; *atta weiha* J 17, 11: *weihai ius in sunjai . . .* 17-19; *weihīþa* (ἑσιότης) *sunjos* E 4, 24 in (*ga*)*frijonai weihai* K 16, 20 Th 5, 26: 27 (*þaim weiham broþrum*).

2) *wih-alah* Heliand 103-4. 464-65 u. a.; anord. *ré*, ags. *wih* (*weobed*) temple; got. runeninschr. *gutanio wi hailag* (Braune, Beitr. 43, 398 ff.).

3) *hazuh gumakundaize uslukands qipu weihs frauþins haitada* L 2. 23 vgl. and. *thene meti wihida* Hel. 2854.

4) Vgl. L 1, 70 R 12, 13 T 5, 10 E 3, 5.

5) Ferner etwa M 27, 52-53 L 1, 72 K 16, 1. 15 k 1, 1. 9, 12 E 3. 18.

6) *airkns* T 3, 3 B: *waliso* Phl 4, 3 T 1, 2 Tit 1, 4 (o. s. 34).

7) Phl 1, 17: 4, 8 (*weih*) T 5, 22. 4, 12. 5, 2 G 5, 23 k 6, 6; J 3, 25 καθαρισμός [: *hraineins* L 2, 22; *gahraiveins* 5, 14 Me 1, 44]; ἕσιος T 2, 8: *weihs* Tit 1, 8 Th 2, 10 vgl. L 1, 75 E 4, 24.

8) > anord. *hīsl*, *hūsla* Kahle s. 62 f.

heidnischen opferpraktik gewidmet¹ und auf tieropfer oder die an das schlachten der tiere sich anschliessenden opfermahl und opferfeste angewendet. Berücksichtigt man nun ags. *húsl* (abendmahl; *húslzenza*), so drängt sich die schlussfolgerung auf, *hunsł* sei einstens das heilige mahl, die für die opfermahlzeit ausersehene opferspende gewesen². Das opfertier heisst *tibr* (ags. *tiber*) und *sauþs*, die opferzeremonie (*ala*)*brunsts*³ und *saljan*. Die für den opfertod Christi gewählte formel *hunsł* (opfermahl) *jah sauþs* (opfergabe) E 5, 2 Skeir. 1, 5 wäre danach so zu erklären, dass das opfer einerseits die kreuzigung (*sauþs* R 12, 1) und andererseits deren gedenkfeier (mahlzeit, *nahtumats*) einschloss. Hat sich der Gote mit solcher wortwahl an den heimischen gottesdienst angeschlossen, so hat er sich von ihm losgelöst, wenn er got. *hunsł* nicht bloss für griech. *προσφορά*, sondern auch für das weit allgemeinere *θυσία* gebrauchte (M 9, 13) und mit *sauþs* vertauschte (L 2, 22–24; anord. *sauþr* schaf). Die mit der spiritualisierung des opferbegriffs zusammenhängende verallgemeinerung wird mehrfach bekräftigt⁴ und hat dazu geführt, dass *hunsł* sogar für *λατρεία* eintrat⁵, dem doch sonst got. *blotinassus* entsprach:

bidja nu izwis broþrjus þairh bleiþein gudis
 usgiban leika izwara saud qiwana weibana
 waila galeikaida guda andaþahtana blotinassu izwarana R 12, 1.

Es ist der opferdienst damit gemeint (*skalkinassus* R 9, 4; *blotan frauþan λατρεύειν* L 2, 37; *skalkinon* 1, 74 vgl. K 5, 10–11 E 5, 5 G 5, 20 C 3, 5); *blotan* und *blotinassus* sind die unserem 'kultus' adäquaten ausdrücke Mc 7, 7 vgl. th 2, 4 C 2, 18 (dämonenkult). Auch sie wurden ihrer rituellen funktionen enthoben⁶, nahmen

1) *unairknaï* (ἀνόσιτοι) *unhunsłagai* (ἄσπονδοί) t 3, 3; *þarjatoh hunsle* (θυσία) *salta saltada* Mc 9, 49 vgl. K 10, 18–25 (*biuds*: ags. *wæbed*). 27–28 (*saljan*: *uf-sneiþan* 5, 7 u. a.); *dulþjan* 5, 8; *dulþs* 'opferfest' J 6, 4 L 2, 41–42 M 27, 15; festfeier C 2, 16; *σκηνοπηγία* J 7, 2; vgl. auch Groeper s. 28 ff.

2) *hunsłastafs* ist nicht der altar (ags. *wæbed*, *złódstyde* Gen. 1805–10), sondern die opferstätte als festplatz (vgl. *galingestafs* K 8, 10; *Gaulganþa stafs* τῶπος Mc 15, 22 usw.).

3) *allaïm þain alabrunstīm jah saudīm* Mc 12, 33 (ὀλοκαυτωμάτων καὶ θυσιῶν): *allen bluostarūn inti zebarin* Tatian 128, 4.

4) *hunsłjada* σπένδομαι t 4, 6; *unhunsłagai* ἄσπονδοί 3, 3 (unversöhnlich und pietätlos ermangeln sie der scheu vor dem heiligen, bewahren nicht die das opfer heiligende stimmung und gesinnung, sind nicht opferwillig).

5) *sawazuh izci usqimiþ izwis, þuggkeiþ hunsł saljan guda λατρείαν προσφέρειν* J 16, 2; vgl. z. b. die schilderung des Isaak- bzw. widderopfers (holocaustum) Gen. 2850 ff.

6) In den ahd. denkmälern ist *bluostar* 'opfer' (sacrificium) = got. *hunsł*

an der vergeistigung des kultwesens teil, wurden auf die guten werke und auf das gebet bezogen (T 2, 8–10)¹, mit andacht verbunden (R 12, 1) und im stil des christlichen 'gottesdienstes' spiritualisiert. kraft ihres stimmungsgelantes ganz neu gewertet. Wenn aber gerade *gufþlostreis* in der got. bibel zur übersetzung von θεοσεβεία ausersehen wurde ('gottes willen tun' J 9, 31), so ist damit kurz und bündig die nationalisierung der kultsprache gelungen (*gaguds evosebeia, gagudei evosebeia* 'erfüllung der kultischen pflichten', *afyudei avosebeia*).

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

AUS HEINRICH CHRISTIAN BOIES NACHLASS.²

Textgeschichtliche mitteilungen zu

Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voss und anderen.

(Fortsetzung.)

Boies drittes sammelbuch.

Erste Hälfte.

Um feste daten für das dritte sammelbuch zu gewinnen, betrachte ich zunächst die fortlaufend nummerierten eintragungen, die bis nr. 150 gezählt sind, und hebe von den gelegenheitsgedichten — die wohl alle zuerst in einzeldrucken erschienen — einige heraus, die einen terminus, a quo, für Boies niederschrift ergeben. — Im dritten sammelbuche ist eingetragen unter nummer:

7 Auf die Reise Josephs des Zweyten. Gesungen
im May 1769. von M. Denis.

Herauf, o Sonne! lange schon harret dir . . .

Vgl. M. Denis, *Die lieder Sineds des barden*, Wien 1772, s. 148.

Boie übernahm das stück nicht aus der Hamburgischen neuen zeitung 1769, 99. stück vom 26. juni.

10 Das Fest des Daphnis und der Daphne,
Ein Wett-Gesang.

Am Tage der Vermaehlung des Prinzen Friederich Wilhelms von Preussen
und der Prinzesfin Friederike Louise von Hesen-Darmstadt. gesungen
von E. D. v. N. g. v. W.

M 9, 13: Tatian 56, 4; Mc 9, 49; Tatian 95, 5 (vgl. 102, 1); 128, 4 o. s. 56 anm. 3. Die altsächs. bibeldichtung hat das wort gemieden; ags. *blót* stimmt zu anord. *blót*, *blóta* und diese sippe lässt noch deutlicher als ahd. *blōzzan* oder ags. *blótan* (Gen. 2856) den zusammenhang mit der gottesverehrung erkennen; vgl. Braune. Beitr. 43, 416 ff.

1) *barusnjan evosebein* T 5, 4 (Idg. forsch. 20, 325); *unsihjis avsebeis* 1, 9: M 7, 23 Mc 15, 28.

2) Vgl. Zeitschr. 48, 389. Lies s. 396 zeile 1: erhuh sich s. 426 zeile 27 v. u.: liesen,

Der Schaefer.

Ich will den edlen Daphnis singen, der zur Braut . . .

Vgl. K. W. Ramlers *Lyrische gedichte*, Berlin 1772, s. 271.

Friederike, zweite tochter des landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt und der landgräfin Karoline, wurde mit dem prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen, dem späteren könig Friedrich Wilhelm II., am 5. juli 1769 in Darmstadt durch prokuration vermählt; vollzogen wurde die ehe in Charlottenburg am 14. juli 1769.

32 Auf Gellerts Tod. Gesungen im Winter, 1769.

von Mich. Denis aus der G. J.

Gesang.

Schauerndes Lüftchen! woher? . . .

Vgl. M. Denis, *Die lieder Sineds des barden*, Wien 1772, s. 253.

Gellert starb am 13. dezember 1769; also kann dieser eintrag und die folgenden erst nach dem todestage Gellerts angesetzt werden.

37 Minerva bey der Wiege des neugebohrnen preuffischen Prinzen Friedrich, Heinrich, Aemilius, Carls.

21 Oct. 1769.

O Brennussohn! Was künftig dein Schicksahl ist; . . .

Nach Redlich, *Versuch eines chiffirelexikons (programm)*, Hamburg 1875, s. 41, von Ramler.

40 An Gleims Geburtstage.

2 Apr. 1770.

Wenn ein Mädchen, unter seinen Schwestern, . . .

Vgl. Johann Georg Jacobis *Sämtliche werke II*, Halberstadt 1770, s. 230.

Dies gedicht besass Boie bereits am 18. april 1770 durch Jacobi selbst. Boie lobte es Gleim gegenüber (*Zeitschr.* 27, 378, ferner s. 379).

41 Kriegeslied der rusfischen Armee.

bey Eröffnung des Feldzuges. 1770.

Frifch auf, ihr Brüder, frifch auf ins Feld . . .

Vgl. Johann Gottlieb Willamor, *Sämtliche poetische schriften II*, Wien 1794, s. 65; *Hamburgische neue zeitung* 1770, 55. stück: 6. april.

42 ohne überschrift:

Von deinen Siegen, Caesar Germaniens, . . .

Vgl. K. W. Ramlers *Lyrische gedichte*, Berlin 1772, s. 156.¹

1) Am 28. januar 1770 meldete Boie, von Berlin aus, seinen angehörigen in Flensburg in einem tagebuchartigen brieft, dass er wieder eine nene, ganz vortreffliche Ode von Ramler bekommen: 'An den Kayfer Joseph über die Zusammenkunft des Kayfers und Königs', und Boie teilte seinen angehörigen dies gedicht mit, das er sofort mit Denis' Ode, die aus dem gleichen anlass geschrieben war — sie steht unter nr. 7 im dritten sammelbuche — verglich. Fast jeden tag, wie er sagte, lernte Boie während seines Berliner aufenthaltes im winter 1769/70 ein neues stück von Ramler kennen (*Euphorion* 8. s. 672). So findet sich eine ganze reihe, auch älterer, Ramlerscher gedichte im dritten sammelbuche und ebenfalls eine anzahl von gedichten der Karschin. Denn auch sie besuchte Boie fast täglich. Von Ramler war Boie entzückt, und die Karschin galt ihm, damals wenigstens, als eine grosse dichterin.

Das dritte sammelbuch ist in seinem anfang eine ergänzung zu Boies Berliner reiseberichten. Aber in dies sammelbuch ist doch nicht alles, wie in ein tagebuch. durchaus in chronologischer folge, d. h. so wie Boie die einzelnen gedichte bekannt wurden, eingetragen. Man muss vielmehr daran denken, dass Boie die

43

Gleim an Wieland.

Zum Himmel, Kronegk nach, hat Gellert sich gefchwungen, ...

Fehlt in Gleims Sämtlichen werken, hsg. von W. Körte, Halberstadt 1811 ff.

Boies sammelbücher bringen eine grössere anzahl von gedichten, bei denen Gleim als verfasser genannt ist, die nicht in der Körtischen ausgabe — jedesfalls nicht in der durch Boie überlieferten form — stehen. Boies nahe, persönliche beziehungen zu Gleim sind bekannt, so dass seine überlieferungen immerhin beachtung verdienen. In Gleims auftrage bemühte sich Boie auch mit der sammlung um gelder für Gellerts monument; vgl. z. b. Boies brief vom 11. märz 1770 an Nicolai, Ramlers brief vom 28. märz 1770 an einen ungenannten Leipziger freund (hs. der kgl. bibliothek Berlin).

44

An Klopftock.

Du schweigst, und alle Stümper singen? ...

Vgl. Almanach der deutschen musen (Leipzig) 1771 s. 59; Verf. & im register: 'eines Gleims würdig'.

45

Auf Gellerts Tod von Mastallier.

Die Muse und der Dichter.

Der Dichter.

Was soll der Trauerflor an deinem Saytenspiel, ...

Vgl. Carl Mastalliers Gedichte nebst oden aus dem Horaz, Wien 1774, s. 113.

46

Ode auf den Tod der einzigen Prinzessinn

Tochter des Kaysers von Karl Mastallier.

Schwer, wie ein kummervolles Jahrhundert auf ...

Vgl. Carl Mastalliers Gedichte nebst oden aus dem Horaz, Wien 1774, s. 102; dort mit der datierung: Im jahre 1770.

59

Ode an Philibert.

Berlin, am 24ten Jenner 1771.

von Ramler.

Des Patrioten Muse, mein Philibert, ...

Vgl. K. W. Ramlers Lyrische gedichte, Berlin 1772, s. 163; Hamburgische neue zeitung 1771, 17. stück 29. januar.

Diese gelegenheitsgedichte nennen bestimmte daten, wann frühestens die eintragung in das sammelbuch erfolgt sein kann.

Bei einer weiteren reihe von eintragungen ist als quelle, aus der Boie schöpfte, ein datierter druck angegeben. Auch diese jahreszahlen bieten einen terminus, a

einzelnen, gesammelten gedichte gelegentlich — und dann allerdings mit fortlaufender zählung —, aber nicht immer in der reihenfolge, wie er diese stücke erhalten, in sein buch eintrug. Denn nr. 42 war z. B. früher als das unter nr. 40 eingetragene geburtstagsgedicht in Boies hand, und nr. 41 ist vermutlich überhaupt erst später, als Boie nr. 42 schon bekannt war, entstanden.

Nr. 42 gab Boie, von seiner Berliner reise nach Göttingen zurückgekehrt, am 20. april 1770 an Raspe weiter (Weimarisches jahrbuch III. 1855, s. 25).

Als Boie während seines Berliner aufenthaltes verschiedene gedichte von der Karschin erhielt, meldete er seinen angehörigen, dass sie 'künftig viel von ihr in den Unterhaltungen] lesen' würden. — Von den 'Unterhaltungen' erschien der 1. bis 10. bd. mit den jahresangaben 1766 bis 1770 in Hamburg bei Michael Christian Bock. Bei den wechselnden redaktionsverhältnissen dieses journals ist es eine noch unbeantwortete frage, in welchem masse Boie an einzelnen bänden als stiller mitredakteur beteiligt war.

quo, für Boies niederschrift. Z. b. ist nr. 65 'Earl Walther, a Ballad', eine abschwächende bearbeitung nach Percys Reliques aus den 'Poems by a Lady. Lond. 1771' übernommen.¹ Nr. 103 bis 105 sind abschriften aus dem 'Alm. des Muses. 1771'. Und nr. 142 'William and Margaret an ancient Ballad' stammt in dieser fassung aus dem 'Lond. Magazine. Jun. 1773 p. 276'.²

Bei einzelnen gedichten des dritten sammelbuches lässt sich ferner nachweisen, wann Boie sie noch nicht besessen oder wann er sie erhalten. Z. b. nr. 47 'Pergolefi's Stabat mater von Klopftock' (Muncker und Pawel I, s. 212) war anfang oder mitte september 1770 noch nicht in Boies besitz. Damals bemühte sich Boie bei Gottfried Benedikt Funk vergebens um Klopstocks text, der in den Göttinger musenalmanach auf 1771 kommen sollte; aber Funk konnte Boien den text jedenfalls nicht so schnell, als es für den abdruck im almanach nötig war, beschaffen.³

Die beiden nr. 67 und 68, nämlich nr. 67 'An Gallinette' (vgl. Ramlers Lyrische gedichte 1772, s. 103) und nr. 68 'An den Vulkan, Bey Erbauung eines Kamins im Gartenhause' (vgl. Ramler, a. a. O. s. 21) erhielt Boie nicht vor dem 15. juni 1771; an diesem tage sandte K. L. v. Knebel aus Potsdam die beiden gedichte oder kündigte ihre sendung an. Er schrieb:

'... wie es scheint, so kennen Sie die beyden Oden an Gallinette und an den Vulkan noch nicht? Sie sollen sie haben! Aber, Freund, ich verlasse mich auf Ihre Treue! Ich setze sie immer unter die besten, die er gemacht hat...'

Diese daten geben für die herausgehobenen nummern des dritten sammelbuches den zeitpunkt an, wann frühestens die eintragung erfolgt sein kann.

Zur feststellung eines terminus, ad quem, dient mir zunächst der eintrag nr. 36
Ode an den Frieden. 1762.

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?...

(K. W. Ramlers Lyrische gedichte, Berlin 1772, s. 61.)

Boie tadelte am 30. dezember 1771 Gleim gegenüber, dass das konkurrenzunternehmen zum Göttinger musenalmanach, Christian Heinrich Schmidts Almanach der deutschen musen a. d. J. 1772 (Leipzig), diese ode auf s. 24 gebracht hätte, und Boie schrieb: auch er hätte die ode drucken lassen können, wenn er 'so was ohne Erlaubniß thäte'.⁴ Danach war diese Ramlersche ode bereits bei drucklegung des Göttinger almanachs in Boies besitz und wahrscheinlich auch in sein drittes sammelbuch eingetragen.

Ein noch bestimmteres datum für die eintragungen ergibt der vergleich einiger nummern mit dem druck in den Göttinger musenalmanachen auf 1770, 1771 und 1772. Man vergleiche z. b. aus Boies drittem sammelbuche nr. 7 (von Denis) mit dem Göttinger musenalmanach auf 1770 s. 1, nr. 10 (von Ramler) 1771 s. 52, nr. 12 (von der Karschin) 1770 s. 77, nr. 13 (von der Karschin) 1770 s. 45, nr. 16 (von der Karschin) 1770 s. 111, nr. 33 (von Ramler⁵) 1771 s. 136, nr. 34 (von Ramler) 1772 s. 1, nr. 37 (von Ramler) 1771 s. 38, nr. 38 (von Ramler) 1771 s. 1, nr. 39 (von Ramler⁶) 1771 s. 26, nr. 59 (von Ramler) 1772 s. 81.

1) Vgl. Bürgers gedichte, hsg. v. Consentius, 2. Aufl. [1915], II, s. 324.

2) Vgl. Bürgers gedichte a. a. o. II, s. 295.

3) Vgl. G. B. Funks brief vom 29. september 1770; hdschr. in Boies nachlass.

4) Zeitschr. 27, s. 524.

5) Almanach der deutschen musen (Leipzig) 1771 s. 48.

6) Im Göttinger musenalmanach unterzeichnet: V.; das ist, nach Redlich, Versuch eines chiffrenlexikons (programm), Hamburg 1875, s. 18: Ramler.

Was über einen solchen vergleich beim zweiten sammelbuche gesagt wurde, ist hier durchaus zu wiederholen. Das heisst: die musenalmanache waren nicht Boies quelle; Boies niederschrift ist vielmehr älter als der druck in den Göttinger almanachen.

Mit dem druck des almanaches auf 1771 wurde im september 1770 begonnen; in der ersten hälfte des dezember war der druck des textes beendet; es fehlte nur noch die einrückung der kupferzirate.¹

Der almanach auf 1772 wurde — um ein zeitigeres erscheinen zu sichern — wohl schon im juli 1771 angefangen zu drucken.² Am 19. dezember 1771 war dieser almanach gedruckt und versandfertig.³

Halte ich die gewonnenen daten, wann frühestens und wann spätestens die eintragungen erfolgt sein können, gegeneinander, so ergibt sich:

Nr. 7 ist zwischen dem mai 1769 und dem ende dieses jahres in das dritte sammelbuch aufgenommen worden. Das heisst: Boies drittes sammelbuch schliesst sich zeitlich eng an das zweite sammelbuch an, als dessen fortsetzung es anzusehen ist. Wie der inhalt lehrt, bringt es — besonders zum schluss hin — im vergleich zu Boies früheren sammlungen erheblich mehr ungedruckte gedichte. Boies neigungen hatten ihn mit den jahren in persönliche verbindung mit einer ganzen reihe von dichtern gebracht; sie finden besonders im dritten sammelbuche ihren niederschlag.

Nr 39 und alle vorausgehenden stücke waren vor ende des jahres 1770 in das dritte sammelbuch aufgenommen und

nr. 59 sowie die früheren nummern vor ende des jahres 1771.

Die stücke von nr. 142 ab können jedoch erst nach dem juni 1773 in das dritte sammelbuch eingegangen sein. Also war Boies eifer, dies buch zu füllen, erheblich geringer als bei den beiden früheren büchern; denn jetzt fallen sehr viel weniger eintragungen auf eine verhältnismässig viel weitere spanne zeit. Wo Boie damals die Göttinger musenalmanache zu versorgen hatte, trat das zu eigenem gebrauche angelegte sammelbuch mehr zurück.

Die gewonnenen daten lehren, dass Boies niederschriften bis nr. 39 des dritten sammelbuches — und es soll im folgenden abschnitt, bei den notizen zur Darmstädter ausgabe, gezeigt werden, dass es erlaubt ist, über diese nummer noch hinauszu-gehen — jedenfalls vor dem erscheinen der drei bekannten sammlungen Klopstockscher gedichte vom jahre 1771 angesetzt werden müssen.

Es erschien nämlich Schubarts ausgabe von 'Klopstocks kleinen poetischen und prosaischen werken' (Frankfurt und Leipzig 1771⁴) fast gleichzeitig mit der im

1) Vgl. Boies briefe vom 3. september und 18. dezember 1770 an Friedrich Nicolai in Nicolais briefsammlung auf der kgl. bibliothek zu Berlin.

2) Vgl. Boies brief vom 23. juni 1771 an Friedrich Nicolai, a. a. o. Ferner: Boie, 18. juni 1771, an Raspe; Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 37.

3) Vgl. Briefe von Joh. H. Voss, hsg. von Abrah. Voss, I, 1829, s. 68. Eine besprechung des almanachs bereits in der Hamburgischen neuen zeitung 1771, 205. stück vom 24. dezember.

4) Mit der angabe: Frankfurt und Leipzig bedient sich der verleger einer falschen — oft missbrauchten — flagge; vgl. z. b. A. G. Kästner, Briefe aus sechs jahrzehnten, Berlin 1912, s. 57. Der Wandsbecker bothe 1771, nr. 59 vom 12. april, sagte bestimmter: 'Metzler in Stutgard schickt's herum'; auch der Almanach der deutschen musen (Leipzig) 1772, s. 73, brachte die nähere angabe: 'bey Metzler in Stuttgart'.

Boies äusserung vom 18. märz 1771 zu Gleim: 'Klopstocks kleine Schriften' sollen erschienen sein, ist nicht — wie Pawel. Zeitschr. 27, s. 517. es tut — auf die

auftrage der landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt gedruckten sammlung: 'Klopstocks Oden und Elegien' (Darmstadt 1771), und zwar im märz 1771.¹

Zu seiner eigenen sammlung, die unter dem titel 'Oden' (Hamburg 1771) herauskam, hatte Klopstock bereits im jahre 1767 austalten gemacht.² Diese ausgabe wurde 1770 und in der ersten hälfte 1771 mit verlangen erwartet.³ Aber erst am 8. november 1771 konnte Boie nach Halberstadt melden, dass er seit wenigen tagen die Hamburger ausgabe erhalten hätte.⁴

Schon che diese drei ausgaben vom jahre 1771 erschienen, besass Boie in seinen sammelbüchern, wie bei der datierung der eintragungen gezeigt ist, einen reichen und — wie ich hinzusetze — von anderer seite beneideten und begehrten schatz Klopstockscher lyrik.

Beneidet und begehrt! So wurde Boies schatz für die Darmstädter sammlung gefordert.

Darmstädter ausgabe, sondern auf die Schubartsche, deren titel in Boies worten wieder zu erkennen ist, zu beziehen.

Gegen Schubarts ausgabe richtet sich Klopstocks erklärung in der Hamburgischen neuen zeitung in nr. 57 vom 9. april 1771. Muncker, Klopstock 1888, s. 435, sagt: auch die erklärung des Wandsbecker bothen in nr. 59 vom 12. april 1771 stamme von Klopstock oder von Klopstocks verleger. — Dazu bleibt zu bemerken: Klopstocks autorschaft ist nicht bewiesen und bleibt höchst unwahrscheinlich. Denn beide anzeigen sind durchaus nicht identisch. Hatte Klopstock aber an einer stelle gesagt, was er zu sagen wünschte, so fehlt ein rechter grund zu der annahme, dass er gleichzeitig in einem zweiten blatte in anderer form eine anzeige der Schubartschen ausgabe selbst verfasste. Die anzeige im Wandsbecker bothen entspricht schwerlich der Klopstockschen art, sich zu äussern.

Am 25. april 1771 hatte Gleim Schubarts ausgabe in der hand (Mitteilungen a. d. literaturarchiv in Berlin III, 1901—05, s. 264). und am 10. mai 1771 äusserte sich Knebel über diese sammlung (a. a. o. s. 290).

1) Der erscheinungstermin der Darmstädter ausgabe ist ein paar posttage vor dem 28. märz 1771 anzusetzen. Am 28. märz 1771 hatte Herder bereits an den geheimrat von Hesse in Darmstadt über den fehlerhaften druck dieser ausgabe geschrieben. (Herder und Karoline Flachsland I, Erlangen 1847, s. 245, auch s. 229, 235, 239 f.) In Herders brief vom 28. märz 1771 an Karoline heisst es: 'Der Autorzank mit Ihnen in H. Geh. Raths Brief war eigentlich Zank mit ihm, dafs er nicht aus befferm Mfpt. abdrucken lassen, und das Uebrige mußte Einfaffung feyn. Ich hoffe, dafs Sie's so werden aufgenommen haben'. Damit bezieht sich Herder auf seinen schon geschriebenen brief an den geheimrat von Hesse, den Herder auch in dem oft zitierten briefe an Merck (Briefe an Joh. Heinr. Merck, hsg. von Karl Wagner, Darmstadt 1835, s. 21) erwähnt. Herders brief an Merck ist wohl besser in den märz, als in den april 1771 zu verlegen.

2) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, 1867, s. 162, 165, ferner s. 191 und s. 196, 220 f.

3) Euphorion 8, s. 672; Zeitschr. 27, s. 383, 516, 519.

4) Zeitschr. 27, s. 522. — Ende oktober 1771 hatte auch Herder die Hamburger ausgabe in der hand; vgl Herders undatierten brief an Boie, den dieser am 23. november 1771 empfing. Weinhold, Boie s. 169, druckte Herders brief teilweise ab, bezog ihn fälschlich auf die Darmstädter ausgabe und nahm Boies dazugeschriebenes empfangsdatum für den tag, an dem Herder den brief geschrieben hätte! — Am 22. november 1771 berichtete Knebel ausführlich über seinen eindruck von der Hamburger ausgabe; Knebels brief liegt in Boies nachlass. — Im Wandsbecker bothen, den Bode, der verleger von Klopstocks oden, drucken liess, wurde die Hamburger ausgabe in nr. 175, 177 und 179, d. h. am 1., 5. und 8. november 1771 (also unmittelbar nach dem erscheinen) von Claudius angezeigt.

Dass Herder bereits im juli 1771 die Hamburger ausgabe gelesen haben sollte (vgl. Briefe an Merck, 1835, s. 26), ist schlechterdings mit den eben gebrachten daten nicht zu vereinigen. Bei Wagner ist mancher brief falsch datiert.

Die Darmstädter ausgabe von Klopstocks oden und elegien. 1771.

Von der Darmstädter ausgabe, die heute eine seltenheit ersten ranges ist, gab Erich Schmidt, Beiträge (1880) s. 82 ff., eine beschreibung des exemplares, das für die landgräfin Karoline (1721–74) bestimmt war. Diesen druck, der auch bei der Klopstock-ausstellung in Hamburg 1903 gezeigt wurde¹, besitzt die grossherzogliche hofbibliothek zu Darmstadt. Die typographische ausstattung des nur in 34 exemplaren hergestellten privatdruckes ist auffallend schlecht. Ein zweites exemplar der Darmstädter ausgabe befindet sich auf der königlichen bibliothek zu Berlin. Es ist der für Karoline Flachsland bestimmte druck, dem auf dem titelblatte in deutschen schreibschrifttypen ihr name eingedruckt ist:

Klopstocks
Oden und Elegien.

Vier und dreyffigmal gedruckt.
Carolina Flachsland.
[Druckverzierung: vase mit blumen.]

Darmftadt, 1771.

Der druck besteht aus dem titelblatt und 160 bezifferten seiten in frakturdruck; oktavformat. (Signatur der kgl. bibliothek Berlin: Yk 9584 R.). In dem vorderen einbanddeckel dieses exemplares die handschriftliche notiz: 'Dies Buch ist aus der Bibliothek meines feeligen Vaters Johann Gottfried von Herder.

Weimar d. 11 April 1853

Luife Stichling
geb. Herder.'

Eine handschriftlich beigefügte poetische widmung, die das exemplar der landgräfin auszeichnet, fehlt hier.

Ein flüchtiger blick in das exemplar von Karoline Flachsland lehrt, dass Muneker und Pawel die varianten der Darmstädter ausgabe durchaus nicht erschöpfend mitgeteilt haben².

1) Katalog der Klopstock-ausstellung der stadtbibliothek zu Hamburg 1903, s. 7.

2) Pawel, Klopstocks oden (Leipziger periode), Wien 1880, s. 6, hatte ein exemplar der Darmstädter ausgabe in der hand, bei dem auf dem titelblatte angeblich Klopstocks name nicht genannt sein soll. Wo dieses exemplar zu finden ist, sagte Pawel nicht. Pawel, Klopstocks Wingolf, Wien 1882, s. 3, bezog sich wieder auf die Darmstädter ausgabe — vielleicht auf dasselbe von ihm früher benützte exemplar — und gab an, es sei für den erbprinzen von Darmstadt gedruckt worden. Der titel dieses exemplars stimmt nach Pawels beschreibung mit dem exemplar für die landgräfin und dem für Karoline Flachsland überein — abgesehen von dem eingedruckten namen des besitzers. Pawels weitere mitteilung: für den erbprinzen von Darmstadt sei eine besondere, kleine anlage gedruckt worden, findet an der bestimmten angabe, die in den verschiedensten briefen des Darmstädter

An dieser Darmstädter ausgabe ist Boie mit den schätzen seiner sammelbücher in erheblicher weise beteiligt.

Erich Schmidt und Franz Muncker sagen nichts davon, und auch Weinhold hatte von den drei Boieschen sammelbüchern, über deren Klopstockiana ich im vorstehenden berichtet, nur das erste in der hand. Weinhold konnte sich jedoch auf briefe von Goethes freund Ludwig Julius Friedrich Höpfner (1743–1797) stützen, aus denen er einige bruchstücke bekanntmachte. Diese briefe zeigen, dass Boie, wenn auch nicht gerade freudig und einer ersten aufforderung bereitwillig nachgebend, für die Darmstädter verehrer des dichters eine reihe Klopstockscher oden sandte. Neben drängenden und fordernden briefen Höpfners giengen briefe des geheimrats Andreas Peter von Hesse (1728–1803) an Boie ab. Letztere liegen heute nicht mehr im Boieschen nachlass. Die briefe, die Höpfner wegen der Darmstädter sammlung an Boie schrieb, mögen ganz folgen, denn sie verraten einen teil der mühe, die sich der kreis um die landgräfin gegeben, die ausgabe zustande zu bringen; sie zeigen, wie sich die sammler nicht immer begnügten, wenn sie Klopstocksche oden abschriftlich besaßen, sondern dass sie eine zweite abschrift der nämlichen ode zu gewinnen suchten; und Höpfners briefe lassen auch das kritische bestreben der Darmstädter erkennen, sich über die echtheit einzelner stücke gewissheit zu verschaffen.

Der geheimrat von Hesse war der beauftragte leiter, der die sammlung der oden für die frau landgräfin übernommen hatte. Bekanntlich besass er die Bremer beiträge und die Sammlung vermischter schriften der Bremisehen beiträger¹. Diese drucke konnten immerhin der ausgabe einen festen grundstock geben; aber sie allein genügten nicht. Herder und Merck steuerten ihre gäben bei. Auf umwegen – von einer hand in die andere – gelangten weitere abschriften nach Darmstadt². Wer eine ode des dichters besass – auch Goethe sammelte sich handschriftlich Klopstocks gedichte – oder eine abschrift erhielt, gab nur die abschrift seiner abschrift fort; ganz mochte sich niemand von den schätzen, die er für sich selbst zusammengetragen,

kreises wiederkehrt, dass die ganze auflage nur aus vierunddreissig exemplaren bestanden, keine stütze.

Die kurze beschreibung eines nachdrucks, der nur auszüge aus der Darmstädter ausgabe enthält, die Pawel, Klopstocks oden, 1880, s. 8, bringt, ist, wie der vergleich mit dem exemplar der kgl. bibliothek zu Berlin: Einige Oden von Klopstock. Wetzlar, bey Philipp Jacob Winkler, dem Aelteren [o. J.], signatur: Yk 9596, lehrt, nicht zuverlässig.

1) Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 37.

2) Vgl. z. b. Erich Schmidt, Im neuen reich IX, 1, 1879, s. 994 ff.

trennen. Hesses schwägerin, Karoline Flachsland, bemühte sich um die druckvorlage als abschreiberin der einlaufenden abschriften¹.

Dass bei so vielfältiger bemühung von verschiedenen seiten der text der Darmstädter ausgabe manches zu wünschen übrig lässt, ist erklärlich. Und als die sammlung der landgräfin trotz aller anstrengungen doch nicht so reich wurde, wie man es wünschte, da wandten sich der geheimrat von Hesse und Höpfner kurz vor dem erscheinen, in letzter stunde noch, wiederum an Boie und verlangten von neuem mehr Klopstocksche stücke von ihm! Ihr werben hatte erfolg.

Höpfners briefe an Boie füge ich hier ein.

Liebfter Freund,

Ich glaube es, das Sie der Brief des Hn. von Heffe in einige Verlegenheit setzt. Aber vielleicht ist es Ihnen in der Zukunft noch einmal lieb, in dieser Verlegenheit gewesen zu seyn. Sie haben Gelegenheit sich einen Mann zu verbinden dessen Wohlwollen Ihnen vielleicht sehr nützlich werden kann, einen Mann, der Premier Minister, Geheimerrath, Curator der Univerfität Giefen, und der rechte Arm des Landgrafen ist. Das K[lopstock] keine Spionen in D[armstadt] habe dafür will ich Ihnen zwar nicht Bürge seyn. Dann in welchem Winkel hat er sie nicht? Aber ich denke nicht, das sie von den Oden aus den Händen der Fr[au] Landgräfin etwas bekommen follen. Buben von ihrer Art kommen nicht leicht in die Fürstensäle, und allenfalls kann man Hn. Merk bitten dagegen die nöthige Anftalten vorzukehren. Die neulich von Ihnen erhaltene Stücke will ich mit Ihrer Erlaubnis auch nach D[armstadt] schicken. Die beyden Mufen² hat Hr. von H[effe] schon.

Haben Sie doch die Gütigkeit Dietrich³ über diese zwey Punkte *ad protocolum* zu vernehmen

(1) ob er mir nicht die Freundschaft erzeigen will, eine Anzahl Exemplarien unfrer Oberappellationsgerichtsdecifionen⁴ mit auf die Leipziger Messe zu nehmen und dort zu debetiren suchen will? Das Buch wird auswärts hin und wieder verlangt, weil es aber von einem bloffen Buchdrucker verlegt ist: so ist es in keinem auswärtigen Buchladen zu haben. Ich will nicht nur Hn. Dietrich für seine Mühe und Koften einen billigen Rabbat geben, sondern auch andere Bücher an Zahlungsstatt nehmen. Ist er mit meinem Antrag zufrieden: so darf er nur bestimmen, wieviel Exemplarien auf Schreib- und wieviel auf Druckpapier ich ihm zufenden soll.

(2) ob er das *honorarium* für meine Ueberfetzung von dem AdressContoir erhalten? Wo nicht so seyn Sie doch so gütig, es sich auszahlen zu lassen, und stellen Sie es ihm zu.

1) Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 229, 245.

2) Vgl. Boies 2. sammelbuch nr. 502; Muncker und Pawel I, s. 108; Darmstädter ausgabe s. 63. Die Darmstädter ausgabe stimmt mit Boies text nicht überein.

3) Johann Christian Dieterich († 1800), verleger in Göttingen; bei ihm erschien u. a. der Göttinger musenalmanach und der Gothaer hofkalender.

4) Der vom geheimen rat und präsidenten des oberappellationsgerichtes zu Cassel von Canngiesser besorgte: Collectionis notabiliorum decisionum supremi tribunalis appellationum Hasso Cassellani inde ab ejus constitutione emanatarum T. I. Cassel. 1768 fol. (vgl. Strieder, Hessische gelehrtengeschichte II, 1782, s. 120).

Sobald ich etwas von Herder und Merk erhalte¹, sollen Sie es haben. Ihren Auftrag an Hn. Casparson² habe ich befolgt und bin Ihr verbundenster

C[affel,] den 18. Febr. 1770

H[öpfner].

Boie hatte also schon früher Klopstock'sche gedichte an Höpfner gesandt. Wo Boie nun erfuhr, dass eine sammlung für den kreis des Darmstädter hofes geplant war, oder wo seine abschriften ausdrücklich für diese sammlung gefordert wurden, eine sammlung, die doch zum mindesten handschriftlich verbreitet werden sollte (dass Klopstock durch seine 'spione' von dem unternehmen kenntnis erhalten würde, war sicher!), war er mit weiteren mitteilungen zunächst zurückhaltend. — Boie gab aber selbst den Göttinger musenalmanach heraus. Die beiträge, die ihm die Darmstädter dazu geben konnten, und die er seinerseits nicht gerne missen wollte, dienten mit dazu, Boie gegenüber den Wünschen des hofes gefügig zu machen.

Höpfner, der es mit seinem auftrage eilig hatte, schrieb wieder:

Theuerfter Freund

falt fürchte ich, dafs der Brief an Sie, den ich an die beyden Herrn Engländer fchickte, welche neulich hier waren, nicht richtig bestellt worden ist. Dann sonst hätte ich vermuthlich schon Ihre Antwort erhalten. Ich will Ihnen also kurz wiederholen was ich damals schrieb. Herr von Hefs ist Premier-Minister in D[armstadt] und Curator der Univerfität Giefen. Ob K[lopstock] feine Spionen in D[armstadt] hat, weiß ich nicht. In Giefen wird er leider künftig drey haben. Dann Barth³ und der Theorien Schmidt⁴ find wirklich Profeffores dort geworden. Ich bat Sie Hn. Dietrich über diese 2 Fragen zu vernemen: ob er sich das *hon[or]arium* für meine Ueberfetzung in den Gött[inger] Anzeigen habe bezahlen lassen, und ob er mir den Gefallen erzeigen wolle, eine Anzahl Exemplarien der hiefigen Oberappell[ations]decifionen in Commiffion mit auf die Leipziger Meffe zu nehmen und wiederhole diese Bitte desto angelegentlicher, da ich den 22. Merz von hier abreife, und gerne mit Dietrich vorher abrechnen wollte.

Noch eine Neuigkeit: auch Fromman und Schumacher find nach Giefen vocirt. Ich fehe Ihrem Briefe mit Sehnsucht entgegen

C[affel,] den 28. Febr. 1770.

H[öpfner].

1) Boie hatte schon für den ersten Göttinger musenalmanach durch Höpfner fabeln von Merck erhalten; vgl. Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 20.

2) Casparson, J. W. Chr. G., professor am Carolinum in Cassel. Auch mit ihm stand Boie in brieflicher verbindung; vgl. Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 29. Casparson verfasste u. a.: Theotomal, Hermauns und Thusneldens Sohn, ein Trauerspiel in 3 Aufzügen, Cassel 1771; vgl. Strieder, Hessische gelehrtengegeschichte II, s. 135. Dies stück fehlt in der übersicht, die Muncker in seiner Klopstock-biographie über die Hermann-dichtung gibt.

3) Bahrtdt, Carl Friedrich (1741–1792).

4) Schmid, Christian Heinrich (1746–1800); seine Theorie der poesie erschien 1767; Schmid war am Leipziger (Dodsleyschen) musenalmanach, dem konkurrenz-unternehmen zum Göttinger almanach, beteiligt.

Caffel den 19. Oct. 1770

Hier haben Sie, geliebter Freund, die Mufik zu dem *folitario bosco*¹ pp. Die Fabeln des Hn. Merk würde ich Ihnen dabey gefchickt haben, wann Sie mir in einem Ihrer vorigen Briefe etwas davon gefchrieben hätten. Dann aus Ihrem Stillfchweigen schlieffe ich, dafs Sie, dieses Jahr wenigstens, keine davon zum Almanach brauchen. Singgedichte habe ich noch nicht von Darmftadt erhalten. Ich dächte, wann Sie sich felbft die Mühe gäben, ein Briefchen darum zu schreiben das möchte wohl noch etwas helfen. Doch will ich nicht gut dafür feyn. Dann feit dem der Mann Kriegszahlmeister ift, ift er ich weifs nicht fo faul, oder gleichgültig oder befcheiden, dafs ihn der Autorruhm im mindeften nicht mehr rührt.

Ihrem Freund S.² ftehet fein Hang zur *Debauche*, wovon man bey weiter eingezogener Kundfchaft, erfahren hat, hauptfächlich im Wege. Am Ende freylich, wann man keinen Mann der fchon eine etablirte Reputation hat, (dann diefs wünfcht man fehr) bekommen kann, fo möchte wohl Herr S. die meifte Hoffnung haben, und jener Fehler würde in der Hoffnung der Correction, überfehen werden.

Sie wiffen doch, dafs Sie mir eine Abfchrift von Klopftocks Ode an feine Freunde³ verfprochen haben? Wann Sie Ihr Wort hübfch halten, und auf meine Rechnung bey Dieterich noch einen bos gehefteten Almanach fih für mich wollen geben laffen, fo kann ich Ihnen vielleicht einige poetische Beyträge von meinem Freund Zimmermann⁴ verfchaffen, der mir dergleichen verfprochen hat, wann ich ihm nur einen Begriff von der eigentlichen Einrichtung Ihres Calenders geben wollte, und diefs kann ich nicht beffer als wann ich ihm denfelben felbft fehicke.

Hn. Rafpe⁵ erwarten wir alle Tage. Ich bin fehr begierig, *ut cum ftudiam* — — — *Narrantem loca, facta, nationis, et mos est juus* —

Schreiben Sie einem doch ein bischen von Ihren Umftänden, ob Sie in Göttingen bleiben, oder wohin Sie Ihren Stab fetzen werden.

Ich bin unverändert ganz der Ihrige

Höpfner.

Ein hiefiger guter Componift möchte gerne feinen Nahmen im Mufenalmanach lefen. Haben Sie nicht ein Lied, das fie durch ihn wollten componiren laffen?
(Adresse:) *A Monsier Monsier Boie Candidat en droits par occafion.*

à Goettingen.

1) Die Hamburgische neue zeitung 1769, 52. ftück vom 3. april, hatte P. Rollis gedicht: *Solitario bosco ombroso* . . . abgedruckt, eine prosaische überfetzung dazu gegeben und darauf hingewiesen, dass der italienische text eine komposition verdiene. Eine gebundene überfetzung in Luise Mejers fammelbuch blatt 19^a, mit varianten im Vossischen musenalmanach 1780, s. 82; vgl. auch Weinhold, Boie, 1868, s. 329 f. und Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 17. 19 f.

2) Ist Boies freund Matthias Christian Sprengel (1746—1803) gemeint? Sprengel war ein fchüler Schlözers, wurde professor in Göttingen und fpäter in Halle. Am 1. februar 1780 fchrieb Dohm an Boie: Sprengel sei ganz misanthropisch und habe den wein abgefchworen. Dohm fügte dieser meldung bezeichnend hinzu: ‘credat Judaeus Apella.’

3) Vgl. Boies 2. fammelbuch nr. 505; Muncker und Pawel I, s. 8; Darmstädter ausgabe s. 114.

4) Zimmermann, Christian Heinrich (1740—1806), prediger und superintendent; er war nach Strieders Hessischer gelehrtengefchichte, Bd. 17, 1819, s. 353, besonders mit finggedichten sowohl am Göttinger wie am Leipziger musenalmanach beteiligt; auch am Neuen Darmftädtischen gefangbuch für die hofgemeinde (1772) hatte er anteil.

5) Rafpe, Rudolf Erich (1737—1794); mit ihm stand Boie in briefwechfel; vgl. Weimarisches jahrbuch III. 1855. s. 13—41.

C[affel,] den 7. Nov. 1770

Liebfter Freund

Ich ſchickte Ihnen neulich eine Compoſition des *ſolitario bosco* pp. zu Ihrem Muſenalmanach. Geſtern aber ſagt mir der Compositeur daſs dieſe Muſik eigentlich für die Harfe geſetzt ſey und mit *accompagnement* geſpielt werden müſſe. Für das Clavier und die Singſtimme geſetzt wollte er mir das Stück zum Almanach mittheilen, wann ich ihm verſpräche, daſs es nicht ohne den italiänifchen Text gedruckt würde. Ohne Ihnen alle die Gründe anzuführen die er bey dieſer Bedingung hatte, ſchicke ich Ihnen, was ich bekommen habe, und überlaſſe Ihnen, ob Sie es für ſchicklich halten in einen teuffchen Muſenalmanach ein italiänifches Lied zu ſetzen. Ich dächte wann Sie eine gute Ueberſetzung beyfügten, und in einer Anmerkung dem Leſer ſagten daſs die Muſik eigentlich auf die italiänifche Worte geſetzt ſey pp. pp. ſo würde Niemand was zu erinnern haben.

Die Grazien laſs ich eben unſerm Effen und Webern vor, als ich Ihren lieben Brief erhielt. Sie verdienen Ihre Lobſprüche. Aber wie mir die *marriage* des Schlaſs und der Paſitheä gefällt:¹ Wie ſie mir im Homer² gefallen hat, wie ſie einem gewiſſen *Mr. Coſtar* gefallen hat, deſſen ſchalkhafte Anmerkungen Sie bey dem *Bayle*³, *articl. Thomas* (wann mich mein Gedächtniſs nicht betrügt) leſen können.

An Hn. Merk habe ich geſchrieben, und ihm zugleich Ihren Brief geſchickt. Er ſchickte mir neulich beyliegendes Stück, das ich mir zurück erbitte, und verſicherte mich es ſey von Klopſtock. Der Ton darin aber ſcheint mir ſo wenig Klopſtocks Ton, daſs ich ſeiner Verſicherung nicht ſehr trane. Was halten Sie davon?

Thun Sie mir doch die Gefälligkeit und fragen bey Dietrich, ob er nicht neulich einen Brief von mir erhalten habe, worinn Beyträge zum Gothaifchen Calender gewefen? Ich weiſs nicht warum ich auf dieſen Brief von ihm keine Antwort bekomme. Dann einen zweyten hat er mir beantwortet.

Haben Sie dann wohl die Gütigkeit gehabt die Harrifoniſche Geſchichte in die Göttingiſche Unterhaltungen einrücken zu laſſen, oder iſt ein Anſtand bey der Sache. Ich möcht es aus dem Grunde wiſſen weil ich Dietrichen mit dem *honorario* eine kleine Bücherſchuld abtragen wollte.

Ich bin ganz d[er] Ihrige

Höpfner.

Liebfter Freund

Hr. Dieterich hat mir die Almanache für Hn. Merk und Casparſon zugeſchickt. Beyde werde ich richtig beſtellen. Hr. D[ieterich] aber ſchreibt mir: 1. Stück erfolgt für Ihnen von wegen Hn. *Boie*. Dieſes Stück war nicht in dem Paquet, ſondern: nur die 12 mir zu verkaufen geſchickte Exemplarien. Ich werde alſo nur 11. zu verrechnen haben. Seyn Sie doch ſo gütig dieſes Hn. D[ieterich] zu ſagen.

Nunc auſculta et perpende

Ich habe — was dächten Sie wohl? — eine Ode von Klopſtock? Das iſt etwas, aber Sie haben doch nicht alles errathen. Seine allerneueſte Ode beſitze ich, die er an Herdern, Herder an Merk, und dieſer an mich geſchickt hat, ein Stück, das ſich von allen bisherbekannten Klopſtockifchen Oden auf eine außerordentliche Art unterſcheidet. Den Inhalt wollen Sie wiſſen? Nicht ſo mein Freund. Sie haben mich

1) Wieland, Die grazien, Leipzig 1770, s. 182 ff. = Werke, bd. X, 1795, s. 114 ff.

2) Ilias XIV, 264 ff

3) Bayle, Historisches und kritisches wörterbuch, hsg. von Gottsched IV, Leipzig 1744, s. 363.

lange genug zappeln lassen. Diesmal müssen Sie bestraft werden. Schicken Sie mir die Ode an die Freunde,¹ so sollen Sie mit der nächsten Post mein Stück bekommen. Ich rufe noch einmal stärker als vorher

aufcultu et perpende

Merk besitzt eine große Menge Balladen Lappländische Lieder, übersetzte Lieder aus Shakespeares pp. pp. von Herdern, wovon Sie vieles haben sollen wann Sie aus Ihren Archive etwas hergeben wollen, und mir zugleich die Romanze Jupiter und Europa² baldmöglichst schicken. Mag Sie meine Nachricht immer ein wenig unruhig gemacht haben. Es hängt nur von Ihnen ab, diese Unruhe zu endigen. Grüßen Sie mir Ihren lieben kleinen Lycidas *quo tepebant virgines omnes, et mox mox calebunt*. Ich umarme Sie und bin von ganzem Herzen Ihr Freund

Caffel den 31. Januar 1771.

H[öpfner].

Bitten Sie doch Hn. Dietrich das er mir endlich einmal auf verschiedene Fragen meiner vorigen Briefe antworten, und den Catalogus seiner englischen Bücher schicken möge. Der Mann ist doch wahrlich unverantwortlich nachlässig.

(Adresse:) *A Monsieur Monsieur Boie candidat en droits*

franco

à Göttingen.

Liebster Freund

Heute bekommen Sie einen sehr laconischen Brief von mir. Hier ist die Ode von Klopstock. Der Anfang ist wahres Mesopotamisch für mich. Es soll mir lieb seyn wann Sie ihn verstehen. Aus Herders und Merks Archiv kann ich Ihnen nicht ehe etwas schicken, bis Sie noch Klopstocksche Oden herausgeben. Besonders wünscht man die: am Thor des Himmels stand ich,³ aus den Zürchischen freymüthi-

1) Vgl. Boies 2. Sammelbuch nr. 505; Darmstädter Ausgabe s. 114. Herdern war diese ode bei erscheinen der Darmstädter Ausgabe neu; vgl. Herder und Karoline Flachsland I, Erlangen 1847, s. 240.

2) Vgl. Bürgers Gedichte, hsg. von Consentius, 2. Aufl., 1915, I, s. 129, II, s. 285.

3) Vgl. Darmstädter Ausgabe s. 134. — Die ode wurde seinerzeit fast allgemein für Klopstocksich gehalten. Die deutung der überschrift: 'An Meta' auf Meta Moller (vgl. Almanach d. deutschen musen, Leipzig, a. d. J. 1772, s. 109, auch Herder und Karoline Flachsland I, Erlangen 1847, s. 46) ist falsch. Das gedicht ist auf Klopstocks Fanny zu beziehen, die im himmel — entsprechend Klopstockschen vorstellungen — einen anderen namen trägt; ihr himmlischer name heisst bezeichnend: Meta = das ziel; nämlich das ziel aller liebeswünsche Klopstocks. An sich würde die himmlische vision, um die es sich in der ode handelt, in den gedankenkreis Klopstocks passen; vgl. z. B. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 1857, s. 99 f. Die psychologischen gründe, die Richard Hamel (Klopstocks werke, 3. bd. = Deutsche national-literatur, 47. bd., s. XXIII f.) gegen Klopstocks antorschaft geltend machte, besagen gerade bei Klopstocks vorliebe für lyrische konstruktionen wenig oder — wo die ode nicht auf Meta Moller zu beziehen ist — gar nichts. Erich Schmidt, Beiträge 1880, s. 9, dem Boies bestimmtes zeugnis, das auf Heinrich Fuessli als verfasser hinweist, nicht entgangen war, schwankte trotzdem und hielt Klopstocks verfasserschaft für möglich, und Herder sah in Klopstock den dichter der ode (Herder und Karoline Flachsland I. 1847, s. 169; Briefe an Joh. H. Merck von Goethe, hsg. von Karl Wagner 1835, s. 21).

Im sammelbuch der Luise Mejer blatt 53^a lautet die überschrift: 'Ode an Meta von Klopstock'. Ihr text wiederholt sämtliche varianten der Boieschen niederschrift aus Boies 2. sammelbuche, wo das gedicht unter nr. 791 ohne Klopstocks namen gebucht ist. Luise Mejer hat ihrer abschrift Klopstocks namen hinzugefügt.

Jedenfalls ist Boies niederschrift nicht die quelle für die Darmstädter Ausgabe. Boie hat dies stück — obwohl er es damals besass — nicht zur sammlung der landgräfin beigesteuert; oder sandte er es wirklich, dann folgten die Darmstädter einer anderen, aber nicht seiner abschrift.

gen Nachrichten von 1748 oder 1750, und du fragest mich, ob ich dich wie *Meta* liebe¹ zu haben. 'Lieder aus dem *Offian*, *Shakespeare* Ballads, *Elegien*, *Serenaden*, *altdeutsche Fabeln* und [die] andern merkwürdigen Stückchen zwischen *Herdern* und mir, soll Hr. *Boie* haben, sobald man sieht, ob er auch etwas geben will.

Muncker, Klopstock, 1888, s. 280, berief sich auf *Boies* zeugnis (vgl. C. F. Cramer, Klopstock. Er; und über ihn, bd. III, 1782, s. 479) und lehnte Klopstocks autorschaft ab. Demgemäss schlossen Muncker und Pawel das gedicht von der odensammlung aus. Mit recht! (Vgl. auch Seufferts Vierteljahrschrift 5, 1892, s. 64 f.)

Für die giltigkeit des *Boieschen* zeugnisses C. F. Cramer gegenüber spricht auch eine notiz in: *Heinrich Fuesslis Sämtlichen werken* nebst einem versuche seiner biographie (Zürich, 1807. In der kunsthandlung von Fuessli u. Compagnie), die ich heranziehe. Dort heisst es über *Heinrich Füssli* auf s. IV: '*Bodmer* hatte ihn, wie *Andre*, für die Poesie, die patriarchalische, erworben; mit Klopstocks Gedichten war er schon bekannt, und so in dieselben verliebt, dafs er durch öfteres Lesen ganze lange Stellen auswendig wufste; ja er hatte sich so sehr in Klopstocks Ton hinein studirt, dafs er einige Jahre hernach eine Ode an *Meta*, als ob sie von Klopstock wäre, in dem kritischen Wochenblatt: die *Freymüthigen Nachrichten*, bekannt machte, wodurch alle Kenner und Liebhaber der Poesie, vorzüglich die Bewunderer Klopstocks (nur zwey von Fuesslis Freunden nicht, die um das Geheimnifs wufsten), getäuscht wurden.'

Also wird Klopstock — trotz *Herder* — nicht als verfasser der ode *An Meta* zu gelten haben.

Gegen Klopstock spricht auch die überlieferung in *Boies* 2. sammelbuche. Dort steht die ode am schlusse einer kleinen gruppe, die *Fuesslische* gedichte bringt. Nämlich, im 2. sammelbuche ist von *Boie* eingetragen unter nummer:

788 *Germanicus* und *Thusnelda*. *Germanicus*. Bist Du, wie es dein Blick,
dein stolzer Anstand ...

789 *Thusnelda*. Hier, bey *Wodans* Altar, wo zehen *Maedchen* ...

790 *Thusnelda*. Wo verziehet der Held? sein trunknes Schwert wo? ...

791 Ode an *Meta*. Am *Thor* des Himmels stand ich, und wollte schon ...

Als quelle, aus der *Boie* schöpfte, führte er die *Zürcher Freymüthigen Nachrichten* von 1760 an.

Das bei *Boie* unter 788 gebuchte gedicht sah auch *Herder* nicht für Klopstockisch an. *Herder* schrieb am 20. september 1770 an *Karoline Flachsland*: '*Hermann* [sic!] und *Thusnelda* hab' ich: sie ist aber vom alten, garftigen *Bodmer* und Ihrer Hand nicht werth'. (Vgl. *Herder* und *Karoline Flachsland* I, 1847, s. 65.) Dementsprechend ist in dem für *Karoline* bestimmten exemplare der *Darmstädter* ausgabe von alter hand neben das gedicht s. 37 geschrieben: 'ist von *Bodmer*'. — *Fuesslis* autorschaft wird wieder durch das zeugnis *Boies* C. F. Cramer gegenüber sichergestellt. Vgl. auch Seufferts Vierteljahrschrift 5, s. 59, 64.

Für *Boies* nr. 790 nahm *Erich Schmidt*, *Beiträge* s. 77 ff., Klopstock als dichter in anspruch und setzte diese 'melodramatische scene' ins jahr 1767, d. h. in die entstehungszeit von Klopstocks *Hermannsschlacht*. Muncker, Klopstock, 1888, s. 382, schloss sich *Schmidt* an. So steht das gedicht auch bei Muncker und Pawel, Klopstocks oden, 1889, I, s. 206. Dagegen: Seufferts Vierteljahrschrift 5, s. 64 f. Bei der chronologischen anordnung in Muncker und Pawels ausgabe ist die ode jedenfalls zu spät angesetzt; denn bereits 1760 lag sie gedruckt vor. Die an die falsche datierung geknüpfte folgerung: es handle sich um eine eigene variante Klopstocks zur *Hermannsschlacht*, ist unhaltbar. Bei der vorhandenen verwandtschaft ergibt sich vielmehr die frage: inwieweit ist Klopstock durch die *Zürcher Freymüthigen Nachrichten* für seinen *Bardiet* beeinflusst?

Boies nr. 791, die ode: *An Meta*, muss — wo *Fuessli* der verfasser war — als eine parodie der Klopstockschen *Fanny*-oden gelten, während *Fuesslis* gedichte, die sich mit dem *Hermann*-stoffe beschäftigen, als ernst gemeinte leistungen anzusehen sind. Über *Fuesslis* stellung zu Klopstocks lyrik vgl. *Briefe* an *Joh. H. Merck* von *Goethe* usw., 1835, s. 58 ff.

1) Vgl. *Boies* 3. sammelbuch nr. 110; Muncker und Pawel I, s. 151. Fehlt der

So schreibt M[erck]. Wonach man sich zu achten. Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen

C[affel,] den 4. Febr. 1771.

H[öpfner].

Von der überschickten Ode fehlen mir noch die Strophen von: Schon ruft dich -- bis: Haffer der Thorheit.¹ Ich erbitte mir sie also nächstens.

Vergleicht man das datum der beiden zuletzt abgedruckten und des folgenden briefes mit dem erscheinungstermin der Darmstädter ausgabe, so erkennt man, wie der geheimrat von Hesse und die Darmstädter noch zuguterletzt anstrengungen machten, ihre sammlung durch Boies schätze zu bereichern.

Der folgende brief zeigt wieder, dass Boie bedenken hatte, Klopstocks oden aus der hand zu geben. Diese bedenken wären bei Boie nicht verständlich, wenn es sich nur darum handeln sollte, dass die landgräfin die oden des dichters allein für ihre eigene lektüre verlangt hätte. Hatte doch Boie, wie sich aus dem ersten der mitgetheilten briefe von Höpfner ergibt, diesem verschiedene Klopstocksche gedichte übersandt². Es war auch allgemein üblich, fremde und ungedruckte gedichte abschriftlich an gute freunde weiterzugeben. Man tat es, indem man die bitte daran knüpfte, die gedichte nicht weiter aus der hand zu geben; durch diese bedingung, die man stellte, glaubte man sich genügend zu decken. Boie wusste aber aus Höpfners und von Hesses briefen, dass die fortgesetzten bemühungen der Darmstädter mehr bezweckten, als nur der regierenden Landgräfin eine abschrift der oden, um sie persönlich zu erfreuen, zu überreichen! So naiv, um das zu glauben, war Boie gerade nicht. Boie wusste: Klopstocks oden waren schätze, die sorgsam verwahrt werden mussten, 'wo Räuber fremder Güter von allen Seiten lauern und ein Geheimer Rath sich an die Spitze einer Bande stellt, die alles was sie weglagern kann, für gute Preise hält. Und sie ist noch lang- und vielarmigt, diese Bande'³. Das schrieb Boie bereits am 7. oktober 1769 an Raspe, also bevor sich Hesse an Boie gewandt hatte. Boie kannte aus erfahrung den missbrauch, der beim freundschaftlichen austausch

Darmstädter ausgabe, weil Boie diese ode damals noch nicht besass. - Vgl. Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin III, 1901-05, s. 324, 326.

1) Die im vorigen briefe genannte ode: Auf meine Freunde (Muncker und Pawel I, s. 8 f.). Höpfner - oder der Darmstädter kreis - muss von dieser ode, ausser der von Boie gesandten, noch eine andere, abweichende abschrift vor sich gehabt haben; denn Höpfner zitiert den anfang der in Boies übersandter abschrift fehlenden partie.

2) Vielleicht war Boie früher bei der mitteilung Klopstockscher oden zurückhaltender gewesen; vgl. Zeitschr. d. gesellsch. f. schleswig-holsteinische gesch., 28. bd., 1898, s. 311.

3) Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 19.

fremder gedichte getrieben werden konnte. Daher seine zurückhaltung, die erst durch bitten und versprechungen, durch gegengaben und allerlei aussichten für seine zukunft überwunden werden musste.

Höpfner schrieb:

Liebster Freund,

In diesem Augenblick erhalte ich beyliegenden Brief des Hn. Geheimenraths Heffe in Darmstadt. Lassen Sie diesen braven Mann, der Ihnen in andern Gelegenheiten Gegengefälligkeiten erzeigen kann, keine Fehlbite thun. Dafs Sie nichts mehr von K[lopftock] haben dürfen Sie nicht vorgeben. Dann Sie sind schon durch mich verrathen worden. Und was können Sie auch für Bedenklichkeiten haben die Oden herzugeben. Klopftocks Einwilligung, wann er wüßte, dafs eine Fürstin, die selbst den Homer in der Grundsprache liebt, seine Oden verlangt, ist höchst wahrscheinlich. Wiffen Sie dann schon dafs ich Profeffor in Giefen werden soll. Heute ist mir die sollenne Vocation zugeschiekt worden. Gott weifs was ich für einen Entschluß fassen soll. Sie sind doch wieder gesund? Ich denke ja. Viele freundschaftliche Grüße von Raspe und Effen. Ich bin ganz d[er] Ihrige

C[affel,] den 11 Febr. 1771.

H[öpfner].

Boie spendete wieder aus seinen sammelbüchern.

Als die Darmstädter ausgabe im märz 1771 erschien, sprach Herder – neben berechtigter kritik – seine laute freude über das neue, das die sammlung ihm brachte, aus. ‘Die 5 letzten Oden sind mir ganz neu’ – schrieb er¹. Diese oden, für die Muncker und Pawel keinen früheren druck nachweisen, stammen aus Boies zweitem sammelbuche, nämlich:

Darmst. ausgabe s. 149	An Herrn Gleim. 1752;	Boies zweites sammelbuch nr. 503;
		Muncker und Pawel I, s. 102.
„ „ s. 152	Die Chöre. Im Jan. 1767;	Boies zweites sammelbuch nr. 577;
		Muncker und Pawel I, s. 191.
„ „ s. 155	Ode;	Boies zweites sammelbuch nr. 579;
		Muncker und Pawel I, s. 164.
„ „ s. 157	Der Tod. Im März 1764;	Boies zweites sammelbuch nr. 576;
		Muncker und Pawel I, s. 157.
„ „ s. 158	Siona;	Boies zweites sammelbuch nr. 578;
		Muncker und Pawel I, s. 166.

Die varianten (abweichungen in der interpunktion, flüchtigkeiten, umstellungen einzelner wörter, lese- und schreibfehler) fallen unter die von Herder an der ausgabe gerügten mängel; sie werden durch die art, wie diese sammlung entstand, erklärt oder entschuldigt.

Auch die in der Darmstädter ausgabe auf s. 144 diesen fünf stücken vorausgehende ‘Eisode’ (Muncker und Pawel I, s. 215: Die Kunst Tialfs) ist auf Boies niederschrift im dritten sammelbuche unter nr. 60 zurückzuführen. Neben orthographischen abweichungen und

1) Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe usw., 1835, s. 22.

geänderter interpunktion zeigt der druck gegenüber der Boieschen abschrift nur geringfügige textliche varianten¹. Die Darmstädter ausgabe beruht nicht etwa auf der zweiten auflage des 'Hypochondristen'. (Muncker und Pawel I, s. 215, geben die reihenfolge der drucke falsch an.) Denn diese erschien später als die Darmstädter sammlung² und hat erhebliche abweichungen gegenüber der Boieschen niederschrift³ und der Darmstädter ausgabe.

Also: Da Boies nr. 60 in seinem dritten sammelbuche die quelle war, sind sämtliche eintragungen bis hin zu dieser nummer vor das erscheinen der Darmstädter ausgabe, vor den märz 1771, anzusetzen. Aber auch nur die eintragungen bis hin zu dieser nummer! Denn nr. 62 im dritten sammelbuche: Ode an Stella (Die Glücksgebohrnen alle hab ich gesehn . . .⁴, vgl. auch Louise Mejers sammelbuch blatt 5 a) hat Boie aus dem Wandsbecker bothen 1771 nr. 73 vom 7. mai übernommen.

Boie gehörte trotz seines erheblichen anteils an dem Darmstädter drucke nicht zu den 'heiligen Vierunddreissig', für die die Darmstädter ausgabe bestimmt war. Als der bevorzugte kreis die oden und elegien bereits ein vierteljahr in der hand hatte, schrieb Höpfner an Boie:

Giefen den 29 Jun. 1771.

Liebster Freund

Also das erfetmal von Giefen aus. Leider von Giefen! Nicht als ob ich nicht gefund, ruhig und verfortgt wäre. Nein das bin ich. Brod und Zugemiffe, auch Wein *quantum fatis ad saporem* habe ich. Aber alles andere, was noch aufferdem, — und das ift noch ziemlich viel — zu einem zufriednen glücklichen Leben gehört, fehlt mir gänzlich. Stellen fie sich vor dafs ich an einem Orte lebe wo kaum zwey Leute von Gefchmack find, und kein einziges *Divertiffement* möglich ift, das ich genieffen möchte, wo ich fern von meinen Freunden, und ohne Hoffnung einen neuen an dem Orte zu finden lebe, kurz ein Leben stellen Sie sich vor, das von den vorigen 6 feeligen Jahren, die ich in dem theuren unvergeflichen Caffel lebte, fo weit unter-

1) Die Darmstädter besaßen von der Eisode bereits eine andere abschrift von Herder (vgl. Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 204). Der druck der Darmstädter folgt aber nicht der Herderschen abschrift; denn Herdern wollte angeblich erst durch den späteren druck im Hypochondristen der sinn dieser ode verständlich werden! (Briefe an und von Joh. Heinr. Merck. 1838, s. 35 f.)

2) Briefe an und von Joh. Heinr. Merck, 1838, s. 35 f.; Briefe aus dem freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, 1847, s. 27; ferner Knebels brief vom 15. juni 1771 an Boie in dessen nachlass.

3) Boie besaß die 'Eisode' vor dem druck im Hypochondristen; vgl. Knebels literarischer nachlass II, 1835, s. 98.

4) Dies gedicht stammt von Friedrich Schmit (1744—1813); vgl. Redlich. Die poetischen beiträge zum Wandsbecker bothen (programm), Hamburg 1871, s. 17.

Der eintrag nr. 61 im 3. sammelbuche kommt hier nicht in betracht; der gibt abschriftlich ein französisches epigramm mit dem verweise auf: 'Panard. Nouv. Anth. fr.'

chieden ist, als Homer und Schönaich, Lessing und Klotz, so wissen Sie meine jetzige ganze Situation. Aber nun sey genug geklagt.

Ich muß Ihnen etwas erzählen. Sie wissen doch das man in Darmst[adt] Klopstocks Oden gedruckt hat, 34mal zwar nur, aber doch ohne Ihr und mein Vorwissen, und ohne Zweifel auch gegen Ihren Willen. Indessen es ist geschehen und ich bitte Sie nur mir die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und von mir zu glauben, das ich weder von d[er] Sache etwas gewußt noch den mindesten Theil daran genommen habe. Sollten Sie kein Exemplar bekommen haben so könnte ich Ihnen die Stücke, die Sie noch nicht besitzen z. E. eine herrliche Ode Petrarca und Laura¹ schicken.

Hr. Schmidt² ist hier, lebt wie eine Eule in seinen vier Mauern, giebt und nimmt keine Visiten schreibt tapfer teutsch und lateinisch, und sammelt fleißig zum Musenalmanache. Ist Ihnen etwas daran gelegen so kann ich Ihnen seine lateinische Programmen schicken. Nur will ich Sie bitten seine Schreib- und Druckfehler, *oratio additionalis, haec partes, is oportet, omnius poeseos* pp. nicht für Unwissenheitsfehler zu halten, und anzutragen.

Hr. Bahrt hat angefangen über Benners³ Moral zu lesen. Nachdem er aber ungefehr 8. Stunden gelesen und in jeder den Herrn Verfasser wacker ausgefilzt hatte, sind ihm die *commilitones honoratissimi* weggeblieben.

Seyn Sie großmüthig und antworten Sie mir eher als ich verdient habe. Ich bin ganz der Ihrige

H[öpfung].

Ihre Briefe schicken Sie nur mit einem Umfchlage *A Mr. de Canngiesser⁴ Etudiant en belles lettres à Cassel*: so kann ich sie postfrey erhalten.

Aus den Höpfnerschen briefen folgerte Weinhold. Boie s. 173 f., dass Boie wider wissen und willen anteil an der Darmstädter ausgabe gehabt; Weinhold sagt: Höpfner und Boie seien darüber im dunkeln geblieben, dass die oden gedruckt werden sollten. Wohl gerade der zuletzt mitgeteilte brief Höpfners diene Weinhold als stütze für seine ansicht. Aber Weinhold zog die möglichkeit nicht in erwägung, ob etwa dieser brief ein schriftstück darstellt, das Boien Klopstock gegenüber gelegentlich zur rechtfertigung dienen sollte, wenn der dichter – wie zu erwarten war – kenntnis von der Darmstädter samm-

1) Vgl. die Darmstädter ausgabe s. 102 (Muncker und Pawel I, s. 48). Diese ode sandte Herder am 30. august 1770 an Karoline Flachsland; ihr war sie damals noch gänzlich unbekannt (Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 29, 50). In Boies 3. sammelbuche erst unter nr. 63 eingetragen. Dass Boies niederschrift in diesem falle auf den druck der Darmstädter ausgabe zurückgeht, ist bei wesentlichen textvarianten nicht gut anzunehmen.

2) Schmid, Christian Heinrich (1746–1800).

3) Benner, Johann Hermann (1699–1782), professor der theol. und superintendent in Giessen. Von ihm: Abhandlung einer theologischen moral, zum behuf akademischer vorlesungen, Giessen 1770.

4) Wohl ein sohn des geheimen rats und präsidenden am oberappellationsgerichte zu Cassel von Canngiesser, in dessen hause Höpfner, vor seiner Giessener zeit und ehe er professor der rechte am Carolinum in Cassel ward, hofmeister gewesen.

lung erhielt. Weinhold rechnete nicht mit der möglichkeit, dass dieser brief, der eine gute weile nach dem erscheinen der ausgabe geschrieben wurde, auf bestellung abgefasst sein könnte.

Diese möglichkeit bleibt allerdings zu erwägen. Denn die von Höpfner so stark betonte angebliche unkenntnis über die absichten der Darmstädter ist bei Höpfners verbindung mit dem geheimrat von Hesse und mit Merck verdächtig. Hätte Höpfner wirklich die absicht gehabt, über den angeblichen missbrauch, d. h. über den druck, der Boieschen abschriften sein erstaunen und seine missbilligung zu äussern — er hätte damit schwerlich ein vierteljahr gewartet!

Später hat sich Boie durch Herder ein exemplar der Darmstädter ausgabe selbst verschafft, das Herder nach jahren, nachdem Carl Friedrich Cramer diesen privatdruck missbräuchlich benutzt hatte, wieder zurückforderte.

Boies beziehungen zu Klopstock suchte Herder auch nach erscheinen der Darmstädter ausgabe zu nützen, indem er, und ebenso seine frau, von Boie wieder neue mitteilungen über Klopstock begehrt, als der den odengewaltigen in Hamburg besuchte. In dem kreise, der sich seinerzeit um die landgräfin in Darmstadt geschart hatte, war das interesse an Klopstock und seinen dichtungen längst nicht erkaltet, auch als diese verehrer die echte, vom dichter selbst veranstaltete ausgabe seiner oden in der hand hatten. Boie blieb auch da noch für sie eine der reichsten quellen, aus der begeisterung und neugier zu schöpfen suchten. Stammten doch nach Boies eigener angabe die meisten der bis dahin ungedruckten stücke in der Darmstädter sammlung aus seinem portefeulle! Die textkritik wird deshalb an Boies sammelbüchern nicht vorübergehen dürfen, wo Boie die Darmstädter ausgabe mit ungedruckten oden so bereichert hat.

Dem eben gesagten dienen einige briefstellen der Boie-Herder-schen korrespondenz zur stütze, die ich hier anschliesse.

Boie, Göttingen den 19. april 1772, an Herder: '... Wie man die Leute noch unverfämrter macht, je mehr man Ihnen einräumt, so erinnere ich noch, dafs Sie mir die Darmstädtische Sammlung von K[lopstock]'s Oden zu zeigen, und, wo möglich, mir selbst ein Exemplar zu schaffen versprochen...'

Herder übersandte Boien ein exemplar der Darmstädter ausgabe.

Herders frau, Bückeburg den 19. dezember 1773, an Boie; *einladung zum besuch in Bückeburg und dank für den übersandten almanach:* '... fammlen Sie nur Viel denn Sie müfsen uns Von Claudius u. Klopstock Viel erzehlen — ...'

Herder, ohne ort [Bückeburg], ohne datum, an Boie; dessen empfangsnotiz: den 5. märz 1774: 'Alfo wars alfo, dafs Sie vorbeireifen muften. Aber auch kein näher Wort von Kl[opftock] zu fchreiben, nicht zu fchicken — es ist, als ob man Pyramiden gefehen u. nichts zu fich ftecken oder mittheilen konnte.

A propos von Klopft[ock]. — Sie haben doch vor geraumer Zeit die Samml[ung] Oden von Kl[opftock] erhalten, die in Darmftadt nachgedruckt worden. Es ift nicht um fie zurückzuhaben, zu thun, fonderu nur zu wifsen, dafs Sie fie haben. . . Meine Fr[au] können Sie fehr mit Etwas von Kl[opftock] erfreuen: Sachen u. Nachricht! Thun Sies doch ja in einer müfsigen Stunde. . .'

Diese beiden briefstellen beziehen sich auf Boies reise im dezember 1773, die ihn nach Hamburg und Flensburg und von Flensburg wieder zu Klopstock nach Hamburg führte. Reich beladen mit Klopstockschen gedichten war Boie im februar 1774 nach Göttingen zurückgekehrt.

Boie, Hannover den 27. januar 1781, an Herder: ' . . . Leider ift Ihre Ahndung wegen Cramers eingetroffen. Er hatte das Buch in Göttingen bei mir gefehen, u. plagte mich fo darum, dafs ich fchwach genug war feinen Bitten nicht zu widerftehen, da ich ohnehin nichts dabei [zu] verfehen glaubte, indem von den darin enthaltenen ungedruckten Stücken Abfchriften fonft exiftiren, und die meiften, wie Sie wifsen, aus meinem Portefeuille kamen. Verzeihen Sie mir, liebfter, diefe Indiskretion. Ich fchreibe mit nächfter Poft an Cramern und begehre das Buch zurück. . .'

C. F. Cramer, Klopstock. Er; und über ihn I, Hamburg 1780, s. 222 f., hatte auf die Darmstädter ausgabe, die er durch Boie erhalten, hingewiesen und a. a. o. II, s. 280 auch 'Petrarka und Laura' (Muncker und Pawel I, s. 48), eine ode, die bis dahin nur in der Darmstädter ausgabe abgedruckt war, bekanntgemacht.

Boie, Hannover den 28. februar 1781, an Herder: ' . . . Ich fende Ihnen hier Ihr Exemplar von Klopstocks Oden mit meinem besten Dank und nochmaliger Bitte um Verzeihung zurück. . .'

Ein eigenes exemplar des Darmstädter druckes hat Boie also nicht erhalten. Was Weinhold darüber sagt, ist irrig¹. Boie erhielt nur von Darmstadt her einige beiträge für den musenalmanach², und seine bemühungen für die Darmstädter sammlung gaben ihm das recht, gelegentlich dem herrn von Hesse seine aufwartung zu machen³.

1) Weinhold, Boie 1868, s. 175.

2) A. a. o. s. 250 f.

3) A. a. o. s. 70.

Und auf einen anderen Darmstädter druck aus eben der zeit sei aufmerksam gemacht, den Goedeke und Muncker nicht nennen.

Als 'Neues Darmstädtisches Gefang-Buch für die Hof-Gemeinde. Im Verlage des Wayfenhaufes. Darmstadt, gedruckt in der Fürstl. Hof- und Canzleybuchdruckerey, durch Joh. Jac. Will, p. t. Factor 1772' erschien in oktavformat ein stattlicher band, der vier unbezifferte seiten titel, vorrede und inhalt, 378 seiten liedertexte und zum schluss zwei register und verschiedene gebete enthält. Dies gesangbuch bringt unter anderem über sechs dutzend Klopstockscher geistlicher lieder, teils eigene gedichte Klopstocks, teils von ihm umgearbeitete ältere kirchengesänge.

Als Klopstock seine 'Geistlichen Lieder' (bd. 1 Kopenhagen und Leipzig 1758, bd. 2 ebenda 1769) erscheinen liess, sprach er in der vorrede zum zweiten bande von seiner absicht, bald ein neues protestantisches gesangbuch herauszugeben, das Cramers lieder und psalmen, Funks lieder und die meisten von Gellerts und Schlegels liedern enthalten sollte. Nach Klopstocks plane sollte auch Basedow mit einigen liedern vertreten sein, daneben etliche gesänge aus den neuen gesangbüchern übernommen werden, und natürlich durften Klopstocks eigene geistliche lieder dieser sammlung nicht fehlen. Dass Giseke zu früh verstorben, der sonst dies geplante gesangbuch bereichert hätte, bedauerte Klopstock ausdrücklich und forderte in der vorrede öffentlich Uz und die Karschin¹ zu beitragen zu seinem gesangbuch auf. — Kurze zeit nach dieser aufforderung, bald nach der ausgabe des zweiten teiles seiner 'Geistlichen Lieder', trat das Neue Darmstädtische gesangbuch ans licht. Es stellt sich mit der reichen auslese Klopstockscher lieder, mit den sehr zahlreichen versen von J. A. Cramer, Gellert und J. A. Schlegel, mit einigen gedichten von Uz, von F. W. Zachariae und von N. D. Giseke dar als ein versuch, den von Klopstock ausgesprochenen gedanken zu verwirklichen, der den neueren dichtern einen platz in den überkommenen, alten liedersammlungen geben wollte, die dem religiösen gebrauche der protestantischen gemeinde dienen.

Ich begnüge mich mit dem hinweise auf diesen Darmstädter druck, ohne den varianten für Klopstock und andere dichter im einzelnen nachzugeben. — Dieser druck zeigt, dass Klopstocks 'Geistliche

1) Am 6. januar 1770 schrieb Boie von Berlin aus seinen eltern: '... Klopstock hat die Karschin zu geistlichen Gefängen aufgefordert. Sie nimmt die Aufforderung an, und ich glaube, dafs sie ihr gelingen werden. Die ersten Versuche, Kinderlieder, die sehr meinen Beyfall haben, stehen in dem Mufen Almanach. ...' d. h. im Göttinger musenalmanach auf 1770, s. 164 ff.

Lieder' in dem begeisterten kreise der Darmstädter jedesfalls keine 'gleichgiltige aufnahme', die Muncker im allgemeinen diesen versuchen nachsagt¹, gefunden. Die hofgemeinde Darmstadts bot für alles, was von Klopstock kam, einen überaus empfänglichen boden; sie wusste in ihrem enthusiasmus anregungen des verehrten sängers die praktische verwertung zu geben. Dieser grosse enthusiasmus erklärt – und rechtfertigt auch die Darmstädter ausgabe der oden und elegien von 1771.

BERLIN.

ERNST CONSENTIUS.

MISZELLEN.

Zu 'Ludwigs kreuzfahrt'.

'Ludwigs kreuzfahrt' reiht sich literarhistorisch in einen engeren und in einen weiteren zusammenhang ein. Der eine, hauptsächlich von Baesecke in der einleitung zu seinem 'Wiener Oswald' behandelte, führt das gedicht an den hof der Schweidnitz-Janerschen piasten, der andere an dessen grösseres vorbild, den hof der böhmischen könige zu Prag. Beider beziehungen geschieht in unserem gedicht erwähnung, der einen vers 1 ff. und vers 5570 ff.² mit der nennung des herzogs Polke, der andern vers 5410 ff. mit dem grossen panegyricus auf die Przemisliden von Wenzel I. bis Wenzel II. Von Prag her und den dort befolgten stiltendenzen stammt zweifellos die Wolframsche manier in unserem gedicht. Seit Jantzens (Zeitschr. 36, s. 40 ff.) zusammenstellungen kennen wir die starke bedeutung, die in stilistischer beziehung Ulrich von Eschenbach, der böhmische hofpoet und

1) Muncker, Klopstock 1888, s. 307. – Erwähnt sei, dass der musikdirektor in Magdeburg, Johann Heinrich Rolle, den Klopstock persönlich kennen gelernt, zu einzelnen liedern kompositionen schuf, und zwar mit des dichters einwilligung. Denn als Rolle seine subskriptionsaufforderung vom 1. oktober 1774 erliess (vgl. z. b. Wandsbecker bothe 1774 nr. 160, 7. oktober) und fünfzig geistliche lieder mit melodien, nämlich ausgewählte lieder von Klopstock, Gellert, Funk und Sturm, ankündigte, warb unter anderen in Hamburg Johann Martin von Winthem in der Königsstrasse für diese sammlung um unterschriften (Wandsbecker bothe 1774 nr. 170, 1775 nr. 1).

Der pastor Samuel Christian Lappenberg gab 1769 fünfzig alte- und bekannte kirchenlieder heraus, legte dabei Klopstocks arbeit zugrunde und verbesserte einzelne lieder, denen Klopstock schon seine bemühung zugewandt (vgl. Hamburgische neue zeitung 1769, 163. stück, 16. oktober).

Diese und andere drucke erwartet man in dem katalog von Klopstocks bibliothek, den Muncker, a. a. o. s. 551, erwähnt, zu finden. Leider sind Munckers angaben ungenau. Am 19. februar 1805 wurde nur ein teil der Klopstockschen bibliothek verkauft, und dieser teil der bibliothek, über den ein wenig sorgfältiges 'Verzeichnifs' gedruckt wurde, umfasste nicht 771 nummern, sondern 870. Aus dem auktionskataloge lernt man Klopstocks bibliothek, die doch etwas umfangreicher gewesen sein muss, als Muncker angibt, nicht kennen. Ein exemplar des 'Verzeichnifs' befindet sich auf der Hamburger stadtbibliothek (Katalog der Klopstock-ausstellung der stadtbibliothek zu Hamburg 1903 unter nr. 143).

2) Von vers 505 ab weicht meine zählung (für die neuausgabe in den Mon. Germ. hist.) um 5 verse ab von der von der Hagens, der sich hier erzählt hat. Vers 5570 bei mir ist also 5575 bei von der Hagen und so fort.

grosse epigone Wolframscher kunst, für den dichter von 'Ludwigs kreuzfahrt' besitzt. Unser dichter selbst stammte offenbar aus dem Troppaner lande, dessen zumeist aus Thüringen eingewanderten kolonisationsadel er genau kennt, darunter besonders Ulrich II. von Neuhaus (kreis Olmütz). Das ungemein warme lob auf ihn und sein gastliches haus (vers 1060 ff.) lässt besonders enge beziehung vermuten. Gerade von Neuhaus aber führen die wege nach Prag an den hof und zur böhmischen hofdichtung. Die hs. C des Ulrichschen 'Alexander' ist für Ulrich von Neuhaus verfertigt (Alexander ed. Toischer s. IX). Man braucht die dinge nur in das rechte licht zu rücken, um sie ganz klar zu machen. Den stoff zu seinem gedicht empfing unser dichter von dem thüringischen kolonisationsadel, dessen ahnherren an des landgrafen Ludwig III. kreuzfahrt von 1189 und an der des landgrafen Ludwig IV. von 1228 beteiligt waren; beide fahrten und fürsten vermischen sich dem dichter. Dem herzog Polke war wegen seiner verwandtschaft mit den Ludolfingern dieser stoff nicht unangenehm. Vorbilder, höfischer stil, die romantische vorliebe für die Sarrazenen verraten die luft des böhmischen königshofes; lässt sich doch Wenzel II. selbst von Ulrich von Eschenbach unter dem bilde 'Wilhelms von Wenden' in heidnisch-sarazenischer verklärung abkonterfeien! An das lob der Przemisliden knüpft sich erneutes lob des Polke an: auch mit diesen war der herzog verwandt (siehe unten). Indem der dichter seine sämtlichen mäzene nennt und preist, Ulrich von Neuhaus, könig Wenzel II. und herzog Polke, den auftraggeber des gedichtes, hat er meines erachtens selbst den weg seines lebens gezeichnet.

Es fragt sich nur, welcher von den vielen schlesischen Bolkos unser herzog Polke ist. Von Wilken und von der Hagen bis Baesecke identifizierte man ohne zureichende gründe den Polke mit herzog Bolko II. aus der Schweidnitz-Jauer-Münsterbergischen piastenlinie, und besonders Baesecke stellte ihn in den mittelpunkt eines blühenden schlesischen musenhofes. Aber wir werden sehen, dass mindestens in bezug auf die 'kreuzfahrt' der ruhm des mäzenatentums auf dieses Bolko gleichnamigen vater Bolko I. übergehen muss.

Bolko II. ist nämlich frühestens 1298 geboren, vgl. Konrad Wutke, Stamm- und übersichtstafeln der schlesischen fürsten, 1911, tafel III; Zeitschr. d. ver. für gesch. Schlesiens, 46, 163 ff.; ja, wenn wir bedenken, dass sein ältester bruder auch Bolko hiess, als knabe am 30. januar 1300 starb und wahrscheinlich nach alter sitte seinen namen erst dem neuen brüderchen vererbte. so kommen wir mit der geburt beziehungsweise taufe Bolkos II. frühestens auf den februar des jahres 1300. Nun setzt man 'Ludwigs kreuzfahrt' gewöhnlich in die jahre 1301–1305. Aber ein 1–5jähriges kind kann nicht der anreger eines gedichtes sein; es kann nicht von ihm in worten die rede sein, die auf eine längere und tatkräftige regierungszeit notwendig schliessen lassen, und es kann nicht von ihm heissen: *der gerechter sinem rolke ist vor als ein werlich man* (5573) — auch bei sehr weitgehender schmeichelei nicht. Wäre man auf Bolko II. angewiesen, so müsste man sich an seinen selbständigkeitstermin halten (22. nov. 1322) und käme auf 1325 vielleicht. Da nun aber andererseits auch könig Wenzel II., der am 21. juni 1305 gestorben ist, vers 5470 bis 5554 unzweifelhaft als lebender behandelt wird, so käme man von ihm aus dennoch in die zeit vor 1305 und damit zu einem unlöslichen widerspruch — wenn es sich nicht vielmehr um Bolko I., den vater, handelte, den herzog von Jauer und Schweidnitz und herrn von Fürstenberg. Wer sich über bedeutung und eigenschaften dieses fürsten bei Stenzel, Geschichte Schlesiens s. 112, oder Grünhagen, Geschichte Schlesiens I s. 121 ff., 126 ff., unterrichtet, der wird finden, dass unser dichter mit

seinem lobe kein wort zuviel über ihn sagt. Es passt zu dem charakterbilde dieses energischen mannes, dass er, wie er als erster schlesischer fürst die ungeordneten ländereien, einkünfte und leistungen in genauer, peinlicher ordnung verzeichnen liess, so auch die berichte über 'Ludwigs kreuzfahrt' *mêr vernunftic haben wolde* und befahl, sie *zu rehte zu berihten, in wârem rim verslihten und ordenlich zûbringen sie, als der edele furste die niht rehte geordent funden hât*. Seine urgrossmutter Hedwig, gattin Heinrichs I., war eine tante der landgräfin Elisabeth, daher die verwandtschaft mit den Ludolfingern. Seine grossmutter Anna, gattin Heinrichs II., war eine tochter könig Ottokars II. von Böhmen: daher die verwandtschaft mit den Przemisliden. Unser dichter hat demnach ein besonderes recht, nach dem grossen Przemislidenlob scheinbar unvermittelt auf unsern Bolko zu kommen und von ihm zu sagen, er sei *des (hs. dem) kuniclichen stammes ein bländer ast*. Es erledigt sich damit von der Hagens streichung des *dem* und seine annahme, es sei damit nichts weiter gemeint, als dass alle fürsten Schlesiens von den grossfürsten Polens stammen, das damals schon ein königreich war (s. XVI seiner Ausgabe). Wenzel II. und Bolko I. waren vettern zweiten grades. Im januar 1289 war Bolko I. selbst in Prag, und der könig beschenkte ihn zum zeichen seiner besonderen huld mit der stadt Schönberg. Aber hat sich der herzog vielleicht eben damals aus Prag, dem böhmischen musenhoft Ulrichs von dem Türilin und Ulrichs von Eschenbach, einen hofkaplan mitgebracht, der als sein hofdichter der verfasser von 'Ludwigs kreuzfahrt' wurde und der wie jene im banne Wolframscher kunst stand? — Es werden umstände aus dem leben und der regierung Wenzels II. erwähnt, die in dessen letzte jahre fallen, wie seine krönung zum polnischen könig in Gnesen im juni 1300 und die anbiendung der ungarischen krone im jahre 1301 (vers 5538 ff.). Aber herzog Bolko I. starb am 9. november eben dieses jahres. Dies ereignis ist nicht mehr erwähnt. Wenzel liess seinen sohn am 26. august zum ungarischen könig krönen. Auch diese krönung erwähnt der dichter nicht, aber man braucht sich auf dieses datum nicht festzulegen. Hätte der dichter, als er die Przemislidenverse 5412–5569 schrieb, diese krönung schon gekannt, die doch nur der letzte ausdrück des ein paar monate früher (*êr des ein jâr vol umme quam* 5543) eingefädelt und bekannt gewordenen politischen ereignisses selber war, er hätte sie gewiss, wie die krönung zu Gnesen, mit ein paar versen an unserer stelle erwähnt. Nachher war keine gelegenheit mehr dazu; d. h. ende august 1301 war das 6. tausend der über 8000 verse schon voll. Und als am 9. november der 'tod des herrn' erfolgte, war die arbeit ganz abgeschlossen; es hätte dies ereignis sonst, mindestens anlässlich der schilderung des landgrafentodes, wie etwa bei Hartmann von Aue, worte und verse ausgelöst. Nicht innerhalb der jahre 1301–1305, sondern im jahre 1301 muss also unser gedicht entstanden sein. Es wird kaum ein zweites mhd. epos so auf monate genau festgelegt werden können wie 'Ludwigs kreuzfahrt'.

Der hier schon mehrfach berührte weitere zusammenhang ist, wie gesagt, der mit der böhmischen hofdichtung in Wolframs manier, der durch Jantzens konfrontierung mit Ulrich von Eschenbach zuerst bekannt geworden ist. Aber Jantzen hat den einfluss Ulrichs und auch des stilverwandten herzog Ernst D auf unsern dichter durchaus nicht weit genug verfolgt. Es lassen sich noch zahllose weitere parallelen mit leichter mühe auffinden von ganz alltäglichen, wie 893 *von höher geburt die clâren* (wörtlich so Wilhelm von Wenden 4963), bis zu komplizierteren, wie vers 3371 *das ironische welt mit der flucht daz rechnen ir? wie sulen ïch des loben wir?* (vgl. Alexander 13721 *wolt ir den mit flühte rechnen? wer sol*

darumbe sprechen in wol oder bieten ere?) oder 3212 *wir (die Cristen) sin hie in gotes gebot, die heiden uf ziwiraltigen tót* (vgl. herzog Ernst D 4765 *die (Cristen) wárn dá uff gots gebot, die heiden uff tzeiwer slakte tót* und sehr viel mehr. Schlachtschilderungen, belagerungen, beschreibungen ritterlich-höfischer zurichtung sind nach demselben schema und mit denselben worten gearbeitet. Die tolerante auffassung der heiden ist die gleiche, und all das rührt zuletzt von Wolfram her. Aber es ist mir zweifelhaft, ob unser dichter, obwohl er ihn zweimal nennt, Wolfram noch selbst überhaupt gelesen hat. Er kann sämtliche Wolframiana von seinen literarischen mittelgliedern haben, denen er so unendlich viel verdankt. Wenn er vers 950 ff. sagt, dass des landgrafen Hermann *höch prisende tót zu sázer rede brúht hât her Wolfram von Eschenbach*, so denkt er damit kaum an die stellen, die in den echten werken Wolframs Hermann rühmend, aber beiläufig erwähnen, sondern die nicht ganz richtig eingeschätzte quelle waren ihm Ulrichs verse 4364 ff. *her Wolfram von Eschenlach . . . als er ze höhem fluge maz den lantyrar'n von Dürngen Hermann* im 'Wilhelm von Wenden'. Der vergleich Saladins mit Wolframs Terramer vers 1796 ff. stammt wohl aus dem jüngern Titarel 2836 ff. Der wendung 5511 *dirre sêlige Wenzelabe* liegen Ulrichs verse im 'Wilhelm von Wenden' 4360 f. *künec Wenzelabe vom selægen hâs oder vom selægen lande* mit der etymologie von *Bêheim* zu *beatus* zugrunde. Ich zweifle nicht, dass wie jener heidnische burggraf *Dimitter* 5359 aus dem 'Alexander' stammt und es überflüssig ist, nach einer historischen identifizierung zu suchen, dass so auch der 14tägige friede 4609, 7531 aus dem Herzog Ernst D 1422 stammt und dass mit der *Adelêt*, die neben Elisabeth (und ebenso falsch wie diese) vers 633 einmal als *wirtin* Ludwigs III. auftritt, nichts als eine wohl unbewusste reminiscenz an die *crowe* und *wirtin Adelheit* aus dem 'Herzog Ernst' vorliegt.

Ja, es geht die abhängigkeit von den vorbildern in der diction so weit, dass folgender merkwürdige fall eintritt: man muss bei der schlechten überlieferung von 'Ludwigs kreuzfahrt' (nur 1 hs.) mitunter ihre vorbilder zur textkritik heranziehen. So ist vers 2449 *hunde menige vellen tyr* nicht etwa zu lesen als *hunde manige vellent) tier*, sondern nach Alex. 12430, wo der vers, von Jantzen nicht bemerkt, wörtlich (nur durch *crestic* erweitert) steht, als: *hunde menige vellet tier* (die menge der hunde). Die von Lexer als $\alpha\pi\alpha\zeta$ verzeichnete verbindung *in unergeter nôt* (hs. *un. gertener*) 3127 fällt ganz fort, denn es handelt sich um die *unergete nôt*, die im Alex. 26926, 27523, Wilhelm von Wenden 1168, Herzog Ernst D 4864 begegnet. Die quelle für alle ist Parz. 752, 1. In den eingangsyersen 11 ff., wo von der *süzen rede* gesagt wird: *und die frou Êren holde* (das ist Bolko, nach Wilhelm von Wenden 1768) *mêr vernunftic haben wolde uf fröuden âventüre in sinem huse zu stûre und wil zu lust geniezen ir* ändert Singer (Prager deutsche studien 8, 312) die worte *haben . . . zu stûre in laden . . . zu fûre*. Aber der reim *âventüre : stûre* stammt gleichfalls aus Ulrichs diction, vgl. Alexander 27607 *die (süeze rede) dirre âventüre git werder h lfe stûre; stûre* ist ein ungemein beliebtes reimwort bei Ulrich. Die übersetzung der (ungeschickten) stelle ist nicht schwierig: *lust* ist $\alpha\pi\omicron$ $\kappa\omicron\upsilon\nu\omicron\varsigma$ zu *stûre* wie zu *geniezen* zu ziehen. Ähnliches begegnet bei unserem dichter öfter; etwa umzustellen *zu stûre der lust und wil geniezen ir*, ist nicht notwendig.

An einer anderen, etwas verzweifelteren stelle, innerhalb einer besonders wieder von Ulrich so sehr geliebten apostrophe der 'Welt', bessert Singer in vers 7627 *diner valschen liebe wene angelt fröude uf ewic sene* die worte *angelt fröude in un fröude gelt*. Aber wenn man, wie ich das für die hier unbedingt gegebene methode

halte, unter dem eindruck der ungeheuren stilistischen abhängigkeit des dichters von seinen vorbildern zum textverständnis eben von diesen vorbildern ausgeht, so darf man das *angelt* nicht ändern angesichts des *du fröiden scharpher angel* in ähnlicher verwendung Alex. 13546; vgl. *din tót in min freude geworfen hát den scharfen jámers angel* Jüng. Titurel 1025, auch 4674; Wolframs Willehalm 174, 22. 'Gewohnheit an weltlust schläfert die himmlische sehnsucht ein' ist der sinn des satzes, der sofort mit andern worten noch einmal verdeutlicht wird.

Wer uns einmal eine systematische untersuchung jenes nachklangs höfischer kunst gibt, der von Böhmen her sogar über die schlesischen berge flog, der möge auch jener 6 Iwein fresken im alten wohnturm des schlosses von Boberröhrsdorf bei Jauer gedenken, über die Knöt el in den 'Mitteill. d. schl. ges. f. volkskunde' 20, 1918, s. 72 ff. gehandelt hat. Wenn die herren von Redern, deren einen, namens Peter, Knöt el für den auftraggeber jener wandgemälde mit motiven aus dem 'Iwein' hält, zu Bolko II. in beziehung standen, so taten sie das natürlich zu Bolko I. auch und erst recht. Denn Bolko II. regierte gar nicht mehr selbst in Jauer, wo zu dieser zeit sein bruder Heinrich I. sass; wohl aber waren unter Bolko I. Schweidnitz und Jauer vereint gewesen. Auch schloss Grafenstein bei Zittau enthält übrigens alte Iwein fresken.¹

JENA.

HANS NAUMANN.

Zum gebrauch der konkurrierenden abstraktbildungen im gotischen.

Das scheinbar wirre nebeneinander der sich inhaltlich berührenden und daher untereinander konkurrierenden abstraktformen im got. hat in Kauffmanns weit ausholender stilgeschichtlicher untersuchung der got. bibel² eine wesentliche klärung erfahren. Mit recht wird hier (s. 215) unter den dem übersetzer zu gebote stehenden ausdrucksmöglichkeiten bei der wiedergabe von abstraktbegriffen die bewusste bevorzugung der stark erweiterten gruppe³ auf *-ei* hervorgehoben. Überhaupt hat zu ihren gunsten eine 'nicht unerhebliche verschiebung' stattgefunden. Die alten *-ja*-stämme wurden zurückgedrängt, die konkurrierenden auf *-ipa* in ihrem wachstum gehemmt; sie trat sogar mit den verbalabstrakten auf *-eins* erfolgreich in wettbewerb. Unter den abweichungen des got. textes von der griechischen vorlage nehmen von allen abstraktbildungen die auf *-ei* den verhältnismässig

1) Es mögen sich hier in aller kürze noch einige konjekturen anschliessen, die zumeist für sich selber sprechen: Vers 1910 lies *ir phile* (hs. *viel vil*) *ouch dá verschutzen die schutzen*; ein hörfehler: irgendwann war also das gedicht einmal nach diktat geschrieben worden. Vers 3986 lies *noch ez en ist in wurde* (hs. *wurde*) *siten*; *wurde für wurde* ist dialekt, *in wurde siten* auch vers 4546. Vers 5036 *nách minne geldes* (hs. *gerndes*) *lone* nach vers 1315, 2075, Wilh. von Wenden 3636, Alex. 13538, 23869; Parz. 23, 7 und öfter. Vers 3485 l. *in menlichem geturste* wie 2802, und 8048 l. *von eigenen getursten* nach 2485, 5157. Vers 5065 l. *ich meine, des keisers ouch und* (statt *hs. not*) *der walhe halp*; 5074 *sie* statt *sin*, 6570 *drie schar* statt *die schar*. Vers 7082 ist es ganz unnötig, mit Jantzen s. 15 in *wagen* etwas anderes als den infinitiv *wágen* zu sehen, der asyndetisch mit *sin* koordiniert ist. Vers 3304 ergänze *Surs*, 3259 *einen Frisen* (nicht mit von der Hagen *sinen brüder*), 7113 *ách yflegen* zu *genzliche* aus gründen des zusammenhangs.

2) Zeitschr. 48, 1 ff. 165 ff.

3) Ich habe — rechnet man *aizei*, *kilpei*, *baigabei* ab — im ganzen 93 hierhergehörige bildungen gezählt.

grössten raum ein¹; nur in den Corintherbriefen, wo überhaupt die übersetzungstechnik innerhalb der gezogenen grenzen am freiesten ist², wechseln synonyma häufiger³.

Ein vèrgleich der belegten doppelformen zu *-ei*-bildungen und *-ja*-stämmen ergibt fast in allen fällen ein Übergewicht für *-ei*, gleichmässig verteilt auf die einzelnen teile der bibel. Dabei bleibt auffällig das erhebliche überwiegen von *weitwodei* gegen *weitwodi*; dieser umstand allein schon — er wird gestützt durch andere von Kauffmann vorgebrachte erwägungen — scheint mir für ein verhältnismässig junges alter der *-ei*-bildung zu sprechen. Diese abstraktbildungen gehören zu denjenigen formen, die dem 'neuen stil der buchsprache'⁴ das gepräge geben und die sprache des übersetzers als 'eine von der volkssprache verschiedene literatursprache'⁵ erscheinen lassen.

Unter den mit *-ei*- konkurrierenden verbalabstrakten, soweit sie von Kauffmann a. a. o. nicht berührt worden sind, treten namentlich *-dūþs* und *-iþa* hervor. Für *-dūþs* kommen nur 4 stichwörter in betracht, die verhältnisse liegen also einfach:

gamainein andbahtjis τὴν κοινωνίαν τῆς διακονίας 2 Cor 8, 4; *taihsweons* . . . *gamainein* Gal 2, 9. Gegen: *hlaijs þanei brikam, niu gamainduþs lekis frauins ist?* (κοινωνία) 1 Cor 10, 16; *gamainduþ þulaine* Phil 3, 10; *þo gamainduþe ahmins* Phil 2, 1; 2 Cor 6, 14; *in ainfaþein gamainduþais* 2 Cor 9, 13. — Klänge nicht, namentlich an der ersten stelle, die form mit dem altertümlicheren, wuchtigeren suffix feierlicher?

unte gatawida mis mikilein, sa mahteiga οὐ ἐποίησέν μοι μεγαλεῖα ὁ θουατός L 1, 49; *usjilmans þan waurþun allai una þicai mikilein gudis* ἐπὶ τῆ μεγαλειότητι L 9, 43; *ufarassus mikileins mahtais is* μέγεθος Eph 1, 19; *ei frauins mikilein gakannidedi* Skeir IV d. Gegen: *mikilduþs frauins wulþans kannida* Skeir IV b; *swalauða is mikilduþais maht* ebd. ('majestät').

managduþs fahedaiz ἡ περισσεια τῆς χαρῆς 2 Cor 8, 2 ist die einzige stelle, an der diese bildung belegt ist, während man für *managei* in der bibel etwa 130 belege zählt, in der Skeireins 2. Im sing. steht das wort für πληθός, λαός, ὄχλος, vereinzelt für ὄχλοι; im plur. bildet es die übersetzung zu λαοί, οἱ Ἰουδαῖοι u. a.

ajukduþs hat keine nebenform auf *-ei*. Ich glaube, die wahl des wortes, für das sonst *airs* steht, ist an den 3 belegstellen aus satzrhythmischen gründen zu erklären: es steht Joh 6, 51. 58 am satzende, L 1, 33 im satzeinschnitt.

Ein vèrgleich hinsichtlich des stärkeverhältnisses zwischen *-ei* und *-dūþs* fällt also entschieden zugunsten von *-ei* aus. Die scheinbare ausnahme für *gamainduþs* erklärt sich daher, dass dieses zweimal im Philipperbrief steht, der an *-ei*-formen wie auch für *-iþa* hinter dem durchschnitt zurückbleibt.

An der hand der erhaltenen teile der got. bibelübersetzung lässt sich somit

1) An stelle eines griech. adjektivs: *latei* . . . *þwastifa* ὀκνηρόν . . . ἀσφαλές Phil 3, 1; für ein adverb: *unagein* . . . ἀπόβωος L 1, 74; statt eines verbs steht ein got. verb mit zugehörigem substantiv: *us liutein taiknan* ὑποκρίνεσθα: L 20, 20.

2) J. M. Kapteijn, IF. 29, 344.

3) Vgl. *miþwissei* . . . *gahugds* συνειδήσις 1 Cor 8, 10. 12; *boka* . . . *gameleins* γράμμα, γράμματα 2 Cor 3, 6. 7; *in unmahtim meinaim* (ἐν ταῖς ἀσθενεῖαις μου) . . . *in siukeim meinaim* 2 Cor 12, 5. 9. 10; . . . *was niuklahs* . . . *barniskeins aslagida* νήπιος . . . τὰ τοῦ νηπίου 1 Cor 13, 11 (nicht so ausdrucksvoll ist der Übergang von *niuklahs* zu *barnisks* Gal 4, 1. 3).

4) Leuk, Beitr. 36, 305.

5) Kauffmann, Zeitschr. 48, 167.

deutlich erkennen, dass *-ei* das schwerfälligere, gleichbedeutende *-dūps* verdrängt hat.

Nicht so einfach ist die abgrenzung im gebrauch von *-ei* und *-iþa*¹. In der bedeutung² decken sich die angehörigen beider gruppen ziemlich:

airzei πλάνη Eph 4, 14; Skeir. V a. — *airziþa* πλάνη Mt 27, 64; plur. 1 Tim 4, 1. *armahairtei* ἔλεος L 1, 50. 54. 58; Eph 2, 4 und sonst. — *armahairtiþa* ἔλεος

Mt 9, 13; L 1, 72; ἔλεημοσύνη Mt 6, 4.

daubei πόρωσις R 11, 25. — *daubiþa* πόρωσις Mc 3, 5; Eph 4, 18.

diurpei βάθος Eph 3, 18. — *diuriþa* βάθος L 5, 4; R 8, 39. 11, 33; βυθός

2 Cor 11, 25.

(un)*garaihte* δικαιοσύνη Mt 5, 20; L 1, 75; Phil 3, 6; 2 Cor 6, 14 und oft; δικαίωμα L 1, 6; R 8, 4; ἀνομία 2 Cor 6, 14. — *garaihtiþa* δικαιοσύνη Joh 16, 8. 10; R 10, 10.

gaurei λύπη Phil 2, 27. — *gauriþa* λύπη Joh 16, 6.

hauhei ὕψος Eph 3, 18. — *hauhiþa* ὕψος L 1, 78; Eph 4, 8; ὕψωμα R 8, 39; δόξα L 14, 10; Joh 7, 18.

hlutrei εἰλικρινεῖα³ 2 Cor 1, 12. — *hlutriþa* εἰλικρινεῖα 2 Cor 2, 17.

kaurei βάρος 2 Cor 4, 17. — *kauriþa* βάρος Gal 6, 2.

waila-, *waja-merei* εὐφημία 2 Cor 6, 8; δυσφημία ebd. — *meriþa* φήμη Mt 9, 26; L 4, 14; ἀκοή Mc 1, 28; ἤχος L 4, 37.

swiknei ἀπλότης 2 Cor 11, 3; Gal 5, 23; ἀγνεία 1 Tim 5, 2. *swikniþa* ἀγνότης 2 Cor 6, 6; ἀγεία 1 Tim 4, 12.

(un)*hraiwei* Skeir III b; ἀκαθαρσία Col 3, 5. — *unhraiwiþa* ἀκαθαρσία 2 Cor 12, 21; Gal 5, 19; Eph 4, 19. 5, 3; 1 Thess 4, 7.

unswei ἀτιμία 2 Cor 6, 8. — *unsweiþa* ἀτιμία 2 Cor 11, 21.

weitwodei Skeir VI b; μαρτύριον 2 Cor 1, 12; 2 Thess 1, 10; 1 Tim 2, 6; μαρτυρία Tit 1, 13. — *weitwodiþa* Skeir IV c; μαρτύριον Mt 8, 4; 2 Tim 1, 18; μαρτυρία Mc 14, 55. 59 und sonst; verbal Mc 14, 56.

In einigen der hier verzeichneten fälle ist der durch *-iþa* ausgedrückte begriff weiter als der inhalt der parallelbildung auf *-ei*. So hat *armahairtiþa* nicht nur die bedeutung von *armahairtei* (ἔλεος), sondern dazu auch die der werktätigen barmherzigkeit (ἔλεημοσύνη, 'unterstützung, wohlthat, almosen'). Der bedeutungsinhalt von *garaihte* (δικαίωμα) ist enger als derjenige von (δικαιοσύνη) *garaihtiþa*. Genau so verhält es sich mit *-merei*, dessen bedeutung allerdings festgelegt ist durch die verdeutlichende kompositionsform, gegen *meriþa* (φήμη, ἀκοή). Übertragene bedeutung liegt vor in *hauhiþa* (δόξα).

Der plural hat prägnante bedeutung bei *kauriþa* (τὰ βάρη Gal 6, 2; vgl. *wulþaus kaurwein* βάρος δόξη; 2 Cor 4, 17). Begriffserweiterung des plur. gegenüber dem sing. liegt auch vor bei *manwiþa*: in *manwiþai airaggeþjóns* (ἐν ἐτοιμασίᾳ,

1) Die klasse auf *-iþa* ist bei weitem nicht mehr so zahlreich, ich habe nur 35 bildungen gezählt.

2) Als solche ergibt sich diejenige des zustands. Die eigenschaft einer person, eines dinges wird potenziert gedacht als zustandsform (*armahairtei*, *-iþa*; *diurpei*, *-iþa*, *hauhei*, *-iþa*); meist wird nur der zustand als solcher ausgedrückt (*bariſkei*, *usbeistei*, *fulliþa*), oder das verharren in dem schon eingetretenen zustand (*bleiþei*, *daubei*, *-iþa*, *ainfalþei*, *gauriþa*, *sweiþa*). Die weiterentwicklung ist angedeutet in *riurei*. Aus ihr ergibt sich diejenige des zustandes der vollendung (*liurpei*, *sleiþei*, *weitwodei*, *þrastþa*, *wairþida*, *wargiþa*). Doch muss zugegeben werden, dass die bedeutungsübergänge oft unvermittelt ineinander übergehen.

bereitschaft) Eph 6, 15 gegen L 14, 28 *niu frumist gasitands rakneif manwifo* (ὄχι πρῶτον καθίσας φηρῖζει τὴν θαπάνην, kosten).

Überhaupt ist der gebrauch des plur. im verhältnis zur größe der gruppe gegenüber der viel stärkeren auf -ei auffallend häufig. Einige der belegten -*ifa*-bildungen kommen nur pluralisch vor, während im sing. -*ei*-formen bevorzugt werden. Diese stileigentümlichkeit kehrt so auffällig oft wieder, dass man geradezu von einer ausgesprochenen bevorzugung des übersetzers für -*ifa* zum ausdruck des pluralbegriffs bei abstrakten reden darf. Vgl. *izwaros misso kaurifos bairaiþ* (τὰ βάρη) Gal 6, 2; aber sing. *kauwei* 2 Cor 4, 17. Ebenso bei *aglifa*, *mildifa*, denen allerdings die konkurrierenden -*ei*-bildungen abgehen: *winnan aglifos* (θλιβεσθαί) 1 Thess 3, 4; *jabai wo mildifo jah gableiþeino* (πλάγχθη) Phil 2, 1. Zu *airzifa*, *unhrainifa*, *weitwodifa* kommen die parallelformen auf -*ei* nur im sing. vor: *atsaihwandans ahmane airzifos jah laiseino unhwulþono* (προσέχοντες πνεύμασιν πλάνοις) 1 Tim 4, 1; *horinassus jah-allos unhrainifos* (πορνεία δὲ καὶ πᾶσα ἀκαθαρσία) Eph 5, 3; *samaleikos þos weitwodifos* (μαρτυρία) Mc 14, 56. Ebenso *aggwifa* 2 Cor 6, 4: *in aglom, in nauþim, in aggwiþom* (ἐν στενωχοῦραϊς).

Die plurale verwendung verdankte ihre häufigkeit zum guten teil der deutlicher erkennbaren flexionsform gegenüber dem einförmigeren *ei*-schema. Sie wäre aber sicherlich nicht so ausgesprochen, wenn nicht der ableitung -*ifa* in der lebenden sprache im gegensatz zu dem mehr schriftsprachlich empfundenen -*ei* auch ein zug ins konkrete angehaftet hätte¹.

Die lebendigkeit des produktiven suffixes -*ifa* ergibt sich auch aus dem umstand, dass beziehungen der träger dieser ableitungsweise zu anders gebildeten abstraktgruppen weniger häufig auftreten. Für -*ja*-stämme ist neben -*ifa* nur ein beispiel belegt: *weitwodi* 2 Tim 2, 2 gegenüber dem häufiger vertretenen *weitwodiþa*. Zu fem. -*n*-stämmen: neben *aglifa* 1 Thess 3, 4 steht *aglo* (θλίψις) Mc 4, 17; Eph 3, 13; (ὀδύνη) R 9, 2; (*in*) *aglom jah arbaidim* (ἐν κόπῳ καὶ μόχθῳ) 2 Cor 11, 27. *fullifa* hat neben *ufarfullei* und einem nicht ganz sicher anzusetzenden *fulliþfulliþs* (Mc 4, 28) noch *fullo* zur seite; *unte ofnwiþ fullon af þamma swagin* (ἀρεὲ γάρ τὸ πλήρωμα) Mt 9, 16; R 11, 12. 25; Eph 4, 13 und öfter.

Neben *armahairtei*, -*ifa* begegnet *armaio* in gleicher bedeutung (begriffserweiterung): *armaio* (ἔλεος) R 9, 23. 11. 31; Gal 6, 16 und öfter; *atsaiwiþ armaion* (προσέχετε τὴν δικαιοσύνην) Mt 6, 1. 2; *ip þuk taujandau armaion* (ἐλεημοσύνη) Mt 6, 3; aber: *ei sijai so armahairtifa þeima in fulhsnja* Mt 6, 4².

Durch das aus der Skeireins belegte *weitwodeins* steht -*ifa* auch zur gruppe der verbalabstrakte in beziehung.

Verwickelter scheint die abgrenzung zwischen -*ei* und -*ifa*. Unter abzug derjenigen fälle, die in ausgesprochen pluralischer funktion (teilweise mit besonderer bedeutung) durch die vorlage bedingt sind, bleibt doch noch eine ganze reihe auffallender parallelformen. Auch ihre verwendung ist bei näherem zusehen keine wahllose, vielmehr an gewisse voraussetzungen gebunden.

1) Damit wird auch der gebrauch von *fullifa* (eig. das vollsein, die fülle, vgl. *ufarfullei*: *fulls*) zusammenhängen. Dann ist es nicht nötig Col 2. 16 *in dailai dagis dulþais aiþþau fullife* (ἐν μέρει ἑορτῆς ἢ νομηγίας) wegen der bedeutung 'vollmond' eine ausnahmestellung des wortes zu konstruieren.

2) Für diese ausgeprägte stileigentümlichkeit, wonach 'dem dreimal behaltene griech. wort im got. zwei gleiche (hier sogar drei) und ein davon abweichendes entsprechen', hat R. Gröper, Untersuchungen über got. synonyma, diss. Berlin 1915. s. 87 f. weitere belege gegeben.

Zunächst die häufigkeit des vorkommens. Für die oben aufgeführten 13 wörter mit den belegten parallelformen ergeben sich folgende werte¹:

	Luc	Mc	Joh	Mt	2 Cor	1 Cor	Röm	Eph	Gal	1 Tim	Col	2 Tim	Phil	Thess	Neh	Tit	Skeir
-iþa	4	2	4	3	6	—	4	3	1	3	1	1	—	1	—	—	1
-ei	2	2	—	1	6	—	3	5	2	3	1	3	2	1	—	1	4

Für sämtliche hierhergehörenden bildungen:

	Luc	Mc	Joh	Mt	2 Cor	1 Cor	Röm	Eph	Gal	1 Tim	Col	2 Tim	Phil	Thess	Neh	Tit	Skeir
-iþa	11	4	7	5	13	2	10	6	3	7	2	2	2	6	—	—	4
-ei	15	12	2	6	35	16	19	28	15	19	14	9	7	3	1	5	16

Der gebrauch beider ableitungsweisen ist in den einzelnen denkmälern demnach verschieden. Besonders beachtenswert sind die beiden Corinther- und der Römerbrief wegen ihrer abweichenden behandlung, teile der bibelübersetzung, denen besondere feinheiten der übersetzungstechnik nachgerühmt werden.

Im wesentlichen stimmen beide übersichten aber überein². Bemerkenswert bleibt beidemal das starke überwiegen von -ei in der jüngeren Skeireins. Die zahlen würden sich noch mehr verschieben zugunsten von -ei, wollte man diejenigen belege für -iþa abziehen, die dort in den eingestreuten bibelstellen stehen. Daraus ergibt sich doch offenbar, dass -ei in immer weiterem umfange das schwerere -iþa im schriftsprachlichen gebrauche verdrängt hat. Wie für das schwerfälligere, archaische -dúþs ist für -iþa (berührungen zwischen -iþa und -dúþs lassen sich überhaupt nicht mehr nachweisen) mit der zeit -ei im schriftsprachlichen gebrauche eingetreten; derselbe entwicklungsgang also, den auch das ahd. mit seiner ursprünglichen vielheit von abstraktableitungen bietet. So deutlich wie hier aber, wo das einzige erhaltene werk anhaltspunkte bietet für die schichtung der verschiedenen typen innerhalb der lebenden sprache, erscheint eine scheidung dort in keinem falle möglich.

Ist -ei aber die ausgesprochen schriftsprachliche ableitungsform, so kommt -iþa mehr der lebenden sprache zu (vgl. die übersetzung *inninþa* für τὰ ἔγκαινα, fest der erneuerung des tempels, Joh 10, 22). Auch dafür ergeben sich anhaltspunkte. Als beweismaterial mögen die oben aufgeführten 13 parallelformen dienen, wobei ich jedoch diesmal sämtliche belegstellen zähle. Ein vergleich ergibt nun für diejenigen abstrakta, die zu adjektiven gebildet sind, die eine geistige eigenschaft ausdrücken, eine viel höhere zahl für -ei im verhältnis zu -iþa: *armahairtei*: *iþa* = 8:5; (*un*)*garairtei*: -iþa = 34:3; für *swiknei*: -iþa ist das verhältnis = 3:2; bei einigen andern zufällig nur schwach belegten gleich. Demgegenüber aber be-

1) Ein in demselben denkmal öfter wiederkehrendes wort ist nur einfach gezählt, ebenso komposita. Für die reihenfolge in der aufzählung der bibelteile war die grösse des erhaltenen stückes massgebend, um das verhalten der einzelnen teile besser zu kennzeichnen; nur die beiden Thessalonicherbriefe habe ich ihres geringen umfanges wegen zusammengezogen. Gezählt sind in beiden tabellen auch die fälle, in denen -iþa durch den gebrauch im plur. bedingt ist, wo also unter andern umständen im sing. -ei einträte.

2) Namentlich im spärlichen gebrauch der abstraktformen in den evangelienberichten gegenüber den episteln.

achte man: *dūpei: -iþa* = 1:4; *hauhei: -iþa* = 1:7; *unhrainci: -iþa* = 1:5; *weitwodei: -iþa* = 6:17. Der unterschied zwischen schriftsprachlicher und gemeinsprachlicher form spiegelt sich darin deutlich ab.

Er ist sogar noch viel feiner wiedergegeben. Von einer reihe von fällen abgesehen, deren ausnahmestellung sich zumeist aus flexivischen gründen ergibt, steht nämlich im gehobenen stile *-ei*, in einfacher rede dagegen *-iþa*¹:

armahairtiþa wiljan jah ni huns
Mt 9, 13; *ei sijai so armahairtiþa þeina*
in fulhsnja Mt 6, 4; *tanjan armahair-*
tiþa bi attam unsaraim L 1, 72.

brigg ana diupiþa . . . þo natja izwaru
L 5, 4.

Jah qimands is gasakiþ þo, manaseþ bi
frauraurht jah bi garaihtiþa jah bi stauu
. . . iþ bi garaihtiþa, þatei du attin mei-
namma gagga Joh 16, 8. 10.

Bi unsweriþai qiþa 2 Cor 11, 21.

Jah qap imma Jesus: . . . jah atbair
giþa þoei anabaup Moses du weitwodiþai
in Mt 8, 4; wohl auch 2 Tim 1, 8.

Ähnlich im einfachen schlichten erzählerton
daher zumeist in den episteln *-ei*:
vgl. *tanjan armahairtiþa* L 1, 72.

akei unte þata rotida izwis, gauriþa
gadaubida izwar hairto Joh 16, 6.

jah usiddja meriþa so and alla jaina
aivþa Mt 9, 26; Mc 1, 28; L 4, 37; *jah*
meriþa urran L 4, 14.

jah ni swa samaleika was weitwodiþa
ize Mc 14, 59; *sokidedun ana Jesu weit-*
wodiþa du afdanþjan ina Mc 14, 55.

Wo sich der unterschied im gebrauche beider formen nicht so erklärt, ist die *-ei*-form eingesetzt aus gründen der satzmelodik, oder es handelt sich um formen der obliquen casus.

1) Ich berücksichtige hierbei der kürze halber nur die oben aufgeführten 13 parallelbildungen. — Die scheidung zwischen einfacher beschreibung und pathetischer rede ist in den briefen naturgemäss schwieriger als in den evangelienberichten. — Andere beispiele für wörter auf *-iþa* ohne doppelformen: Joh 7, 18; L 1, 14; 1 Thess 5, 3.

-ei: L 1, 58; Eph 2, 4.

bi garaihtein þizai sei in witoda ist
Phil 3, 6.

þairh wepna garaihteins . . . þairh
wulþu jah unswerein, þairh waja-
merein jah waitamerein, 2 Cor 6, 7.

so gibands sik silban andabaurht faur
allans weitwodein melam swesain
1 Tim 2, 6; *so ist weitwodei sunjeina*
Tit 1, 13.

erzählerton *-iþa*, in gehobener darstellung,

unte gatarida mis mikilein . . . jah
armahairtei is in aldins L 1, 50.

ei gauwein ana gauwein ni haban
Phil 2, 27.

unte dauþei bi sumata Israela warþ
R 11, 25.

unte galaubida ist weitwodei unsara
du izwis 2 Thess 1, 10; Skeir VI b; *unte*
woftuli unsara so ist, weitwodei miþ-
wisseins unsaraizos, þatei in ainfaþein
jah hlutrein gudis, ni in handugein lei-
keina 2 Cor. 1, 12.

Im fallenden sprechakt, namentlich am ende des satzes, steht statt des *-iþa* das *-ei*, vgl. *waurstra leikis, þatei ist: horinussus, kalkinussus, unhrainiþa, aqlaitei* Gal 5, 19¹;

jah ist so speidizei airziþa wairsizei þizai frumein Mt 27, 64.

armahairtiþa vgl. oben Mt 9, 13. 6, 4; L 1, 72.

o diupiþa gubeins handugeins jah icitubnjis gudis! R 11, 33 (zwischen einer menge von *-ei*-formen!); *nih hauhiþa nih diupiþa nih gaskafts anþara magi uns afskaidan af friaþwai gudis þizai* R 8, 39; *naht jah dag in diupipai was mareins* 2 Cor 11, 25.

garaihtiþa vgl. oben Joh 16, 8. 10.

ussteigands in hauhiþa ushanþ hunþ Eph 4, 8; *þanuh ist þus hauhiþa faura baim niþ anakumbjandam þus* Lc 14, 10; *nih hauhiþa nih diupiþa nih gaskafts* R 8, 39 (vgl. oben); *saei fram sis silbin rodeiþ, hauhiþa seina sokeiþ; iþ saei sokeiþ hauhiþa þis sandjandins sik, sah sunjeins ist jah inwindiþa in imma nist* Joh 7, 18.

Nach abzug derjenigen stellen, die sich aus dem funktionsgebrauch des suffixes *-iþa* im plural erklären (*airziþa* 1 Tim 4, 1; *garaihte* L 1, 6; *kauwiþa* Gal 6, 2; *unhrainiþa* Eph 5, 3), bleiben nur noch wenige belege übrig. Die wahl des suffixes findet teilweise in der dadurch auffallend gekennzeichneten casusform ihre erklärung. Hier waren also flexivische gründe massgebend. Für den gen. sing. handelt es sich² nur um wenige beispiele: *gauris in dauþiþos hairtins ize* Mc 3, 5; Eph 4, 18; *in waursturein unhrainiþos allaiþos* Eph 4, 19. Der dat. sing. an *-iþai* empfahl sich schon deshalb, weil das wort in der volleren lautform des suffixes einen nebeton erhält, der rhythmus folglich lebendiger wird: *unte ni laþoda uns gup du unhrainiþai, uk in weihiþa* 1 Thëss 4, 17; 2 Cor 12, 21; *in usmeta, in friaþwai, in galaubeinai, in swikniþai* 1 Tim 4, 12; *hairto auk galaubeiþ du garaihtiþai, iþ munþa andhaitada du ganistai* R 10, 10; *þairh infeimandei gudis unsaris, in þammei gaweisoþ unsara urruus us hauhiþai* L 1, 78; *us klutriþai*

in jiludeisein du listeigon uswandjai airzeins Eph 4, 14.

hleibida Israela þinumagu seinamma gamunands armahairteins L 1, 54. 50.

wa sijai braidei jah laggei jah hauhei jah diupe Eph 3, 18.

ei garaihte witodis usfulljaidan in uns R 8, 4; *qiþa auk izwis þatei niba managiþo wairþiþ izwaraizos garaihteins þau þize bokarje jah Fareisaie* Mt 5, 20; *wo dailo garaihtein niþ ungaraihtein?* 2 Cor 6, 14.

wa sijai braidei jah laggei jah hauhei jah diupe Eph 3, 18.

1) *iþ akran uhmins ist frijaþwa, faheþs, guwairþi, usbeisnei, selei, bleiþei, galaubeins, qairrei, gahobains, swiknei* Gal 5, 23; andere beispiele in menge in den von Kauffmann nach der kolometrie ausgehobenen belegstellen vgl. s. 15. 18. 19. 20.

2) Soweit die beispiele dafür und für die andern casus nicht schon oben in die gegenüberstellung eingereiht worden sind.

2 Cor 2, 17. Bemerkenswert ist die übersetzungstechnik 2 Cor 6, 5 f.: *in slahim . . . in wokainim, in lausqibrein, in swikniḫai, in kunḫja, in laggamodein, in selein, in ahmin weihamma*¹. Immerhin begegnet dat. sing. -*ein* auch sonst nicht ganz vereinzelt; vgl. *af ainfalḫein jah swiknein* 2 Cor 11, 3; *in ainfalḫein jah hlutrein gudis* 2 Cor 1, 12. Aus der stellung am ende des satzes erklärt es sich in: *juggos swe swistruns in allai swiknein* 1 Tim 5, 2; ähnlich L 1, 75 *in sunjai jah garaihtein*; *ak guḫ gabigs wisands in armahairtein* Eph 2, 4. Acc. sing.: *danḫeiḫ nu lipuns izwarans . . . korinassu, uhrainein, winnon, lustu ubilana . . .* Col 3, 5; durch den satzrhythmus bedingt 2 Cor 6, 8: *ḫairh wulḫu jah unsuerein, ḫairh wajamerein jah wailamerein*.

Es muss zugegeben werden, dass sich nicht alle belege restlos in die aufgestellten regeln einzwängen lassen². Immerhin aber scheint eine gewisse gesetzmässigkeit durchzuleuchten. Sie wirft ein günstiges licht auf die feinheit der übersetzungstechnik auch im kleinen.

DÜSSELDORF.

HANS GÜRTLER.

Zu den briefen der frau rat.

Kösters schöne ausgabe der briefe von Goethes mutter (zuerst Leipzig 1904; ich kenne und zitiere nur diese erste auflage, weiss also nicht, was etwa in den späteren ergänzt worden ist) bemüht sich, in den äusserst knapp und doch lichtvoll gehaltenen anmerkungen alles das zusammenzustellen, was zur erklärungs einzelner stellen zu wissen notwendig ist, die arbeiten der vorgänger Burkhardt, Heinemann, Suphan usw. dankbar benutzend, und hat das verdienst, unter andern auch die grosse mehrzahl der zitate in den briefen der sehr zitastufigen und zitatenfesten frau nachgewiesen zu haben. Einen kleinen nachtrag zu diesen anmerkungen stelle ich im folgenden zusammen und füge als anhang ein echtheitsproblemchen der Goethephilologie zur weiteren prüfung für die fachgenossen bei.

1, 17: 'Lieber Crespel, bald bald hoffe ich euch nun wiederzusehen: da wollen wir guter dinge sein, alle historien auf neue art erzählen, in unserm zirkus vergnügt leben und sonne und mond samt allen planeten ihre wirtschaft ruhig treiben lassen.' Die schlussworte sind ein zitat aus Werthers leiden. Vom morgen nach der glückseligen ballnacht, in der Werther seine Lotte kennen lernte, erzählt er zwei tage später (Werke 19, 37; Der junge Goethe 4, 240): 'Da verliess ich sie mit der bitte, sie selbigen tags noch sehen zu dürfen: sie gestand mirs zu und ich bin gekommen und seit der zeit können sonne, mond und sterne geruhig ihre wirtschaft treiben; ich weiss weder dass tag noch dass nacht ist, und die ganze welt verliert sich um mich her'. Auch hier also redet frau rat, wie sie es an andrer stelle (1, 62) ausdrückt, 'mit dem seligen Werther'.

1) Auch für die übrigen (ohne parallelförmigen) eine menge beispiele: *in ninjipai . . . jah in fairnīpai* R 7, 6; *nih faginop imeindīpai* 1 Cor 13, 6; *in manwīpai* Eph 6, 15; *in swiqnīpai* L 1, 44; *swerīpai* R 12, 10; 1 Thess 44; *in swiknīpai* 2 Cor 6, 6; 1 Tim 4, 12; (*in*) *weihīpai* Eph 4, 2; 1 Thess 3, 13, 4, 3, 4; 1 Tim 2, 15 u. s.

2) Dass dabei selbst homoioteleuton und reim eine rolle spielen können, beweisen die von Kauffmann s. 26. 42 u. a. angeführten beispiele.

1, 67. Hans Schickebrods burleske grabschrift, die auch Wieland mehrfach in briefen zitiert, hatte schon 1899 Schüddekopf in einem privatdruck (Ihren lieben oberkranich Karl August Hugo Burkhardt begrüssen zur feier vierzigjährigen archivalischen wirkens am 10. januar 1899 die Timotheusbrüder s. 13) im wortlaut nachgewiesen. Kösters anmerkung (2, 213) konnte also präziser gefasst werden.

1, 83: 'Die Bethmännin ist so krittlieh wie ein kind, das zahnt.' Mit der gleichen bildlichen wendung hebt des jugendlichen Goethe versbrief an Friederike Oeser an (Werke 5, 1, 56; Der junge Goethe 1, 303): 'So launisch wie ein kind, das zahnt.' Das Deutsche wörterbuch dürfte, wenn es den 'zähmangel' überwunden hat, demnächst vielleicht ausweisen, ob eine familienwendung des Goethischen hauses oder eine allgemeiner verbreitete sprichwörtliche redensart vorliegt.

1, 129: 'Bei gott, das ist die herzogin Amalia, wie aus dem spiegel gestohlen!' Hier redet frau rat mit Lessings prinzen in der Emilia Galotti (1, 4), der, nachdem ihm der maler Conti das porträt der tochter des obersten Galotti vor augen gestellt hat, überrascht ausruft (Sämtliche schriften 2, 383): 'Bei gott, wie aus dem spiegel gestohlen!' Die einführenden betenrungsworte in beiden stellen beweisen deutlich den ursprung aus einem trauerspiel, aus dem Goethes mutter auch sonst zitiert (1, 172. 179).

1, 137: 'Ich . . . verschlucke den teufel nach dem weisen rat des gevatters Wieland, ohne ihn erst lange zu bekucken'; 2, 87: 'Doch ich halte es mit Wielands schönem sprüchlein: 'Wenn man den teufel muss verschlucken, muss man ihn nur nicht lang bekucken.' Weder Snpfan noch Köster haben die stelle nachgewiesen. Sie findet sich im zweiten teil der verserzählung 'Das sommermärchen', die frau rat aus dem ersten druck im Merkur von 1777 gekannt haben wird, vers 24 und lautet (Werke 4, 97 Hempel): 'Herr Gawin war dem zaudern gram; er denkt: wer sich den teufel zu verschlucken entschlossen hat, muss ihn nicht lang begucken.' Wie gern frau rat aus den verserzählungen des gevatters Wieland zitate ihren briefen einficht, lehrt ein blick in Kösters register (2, 278), dem diese stellen einzuordnen sind.

1, 165: 'Vor mich soll es nicht sowohl hoffnung . . . sondern eine art von luscher sein'; 1, 185: 'Leben Sie wohl . . . und schicken bald wieder einen luscher Ihrer freundin Elisabet.' Was bedeutet 'luscher', wofür Keil (Frau rat s. 269. 286) 'tuscher' druckt, während der erste druck in Dorows Reminiszenzen (s. 136. 161) an der ersten stelle 'luscher', an der zweiten 'tuscher' hat? Keil hat nach der einen, Köster nach der andern seite hin uniformiert, ohne dass einer von beiden eine erklärung versucht hätte. Max Hecker verdanke ich folgende durchaus plausible erklärung: 'luscher' ist nach der orthographie der frau rat soviel wie 'lutscher', d. h. saugbeutel kleiner kinder (vgl. Deutsches wörterbuch 6, 1354) und bededet dann in übertragenem sinne 'ersatz, trostmittel'.

1, 184: 'Mein armes steckenpferd . . . wird nun aus mangel der nahrung so klapperdür wie der papst im Basler totentanz'; 1, 195: 'Sie gleicht dem kranken löwen in der fabel: der war vom kopf bis auf den schwanz so mager wie der papst im Basler totentanz.' Hier zitiert frau rat nicht ganz genau den eingang der 1773 gedichteten (wo zuerst erschienenen?) fabel Pfeffels 'Der kranke löwe', wo es heisst (Poetische versuche 1, 64): 'Der tiere grosssultan lag auf dem krankenbette: er war vom kopf bis auf den schwanz so dürr als bruder Hein im Basler totentanz.' Dasselbe bild braucht noch Hebel in seinem alemannischen gedicht 'Die vergänglichkeit', wo der junge zu seinem vater beim anblick der ruinen des Röttler schlosses sagt (werke 1, 87 Behaghel): 'Stohts denn nit dürt, so schuderig wie der tod im Basler

totentanz?' Über die ergreifenden, hier gemeinten todesdarstellungen am predigerkirchhof von Grossbasel orientiert eingehend Wackernagel in seinem lehrreichen aufsatz über den totentanz (Kleinere schriften 1, 349)

1, 234. 256. 2, 138: 'Krieg und kriegsgeschrei'. Dass diese aus der Lutherschen bibelsprache (Markus 13, 7; Matthäus 24, 7) stammende, auch im Faust vers 861 vorkommende wendung nicht, wie Pniower (Goethejahrbuch 16, 169) wollte, zur chronologischen bestimmung der betreffenden Faustszene 'Vor dem tor' verwendbar ist, da sie eben bei mutter wie sohn nur ihre auch sonst hinlänglich bekannte bibelfestigkeit bezeugt, habe ich bereits in einer rezension im Euphorion 5, 583 gelegentlich bemerkt. Die wendung ist in der literatur viel häufiger, als man glaubt: schon das Deutsche wörterbuch 5, 2271 wies sie aus den briefen der Elisabet Charlotte von Orléans nach; Minor brachte (Göttingische gelehrte anzeigen 1900 1, 237) weitere belege aus Wieland, Lichtenberg, Arndt bei. Ich habe mir im lauf der jahre noch folgende notiert: Brockes, Irdisches vergnügen in gott 5, 509; Liscow, Sammlung satirischer und ernsthafter schriften s. 66; Kotzebue, Theater 13, 9. 14, 196; Tieck, Schriften 26, 332: Duncker, Iffland in seinen schriften s. 184; Jean Paul, Werke 11, 12. 29, 306 Hempel; Groth, Gesammelte werke 3, 321; Meyer, Huttens letzte tage s. 62. Köster hätte nicht (1, XVI), den spuren Pniowers folgend, die wendung in der Fauststelle als eindringling aus der dem dichter bei seinem Frankfurter aufenthalt von 1797 wieder lebendig gewordenen sprechweise der mutter herleiten sollen, da Goethes bibelwendungen wohl dieser auffrischung schwerlich bedurften. Das hypothesengewir über die in rede stehende scene mag sich lösen, wie es will, jedesfalls hat diese wendung aus der reihe der ernstlich in betracht kommenden momente unbedingt auszuschneiden.

1, 240 berichtet frau rat ihrem sohn am 9. november 1793 von den 18 überfüllten aufführungen von Mozarts Zauberflöte im Frankfurter theater und beleuchtet die kassenkräftigkeit der oper noch durch eine reihe höchst ergötzlicher einzelheiten. Es scheint bisher noch nicht bemerkt worden zu sein, dass dieser hinweis der frau rat für den Weimarer theaterintendanten Goethe, der natürlich im interesse der kasseneinnahmen stets nach zugkräftigen stücken ausschau hielt, der unmittelbare anstoss gewesen ist, Mozarts letztes meisterwerk baldigst seinem repertoire einzuverleiben. Die erste Weimarer aufführung war am 16. januar 1794, und die vielen folgenden wiederholungen gaben Goethes überlegungen recht (vgl. Burkhardt, Das repertoire des Weimarischen theaters unter Goethes leitung s. 132). Umgekehrt liess sich wohl Goethe durch den ablehnenden bericht seiner mutter vom 23. dezember 1797 über die Frankfurter aufführung von Cherubinis Lodoiska (2, 38), die in Paris bereits 1791 mit lebhaftem beifall gegeben worden war und des verfassers neuen opernstil einleitete (vgl. Hohenemser, Luigi Cherubini s. 138), bestimmen, diese oper nicht in Weimar zu geben, wo sie erst am 26. oktober 1805 zum erstenmal erschien (vgl. Burkhardt s. 140 und meine darlegungen über den namen Lodoiska in Schillers Demetrius im Euphorion 4, 537).

1, 251: 'Ohngeachtet die zeitläufte so beschaffen sind, dass mir des Diogenes sein fass am liebsten wäre: ich wollte es schon rollen' Hier zitiert die mutter des sohnes doch wohl noch aus den Frankfurter jugendjahren stammendes gedicht 'Genialisch treiben', dessen anfangs- und schlussverse übereinstimmend lauten (Werke 2, 272; Der junge Goethe 6, 512): 'So wälz' ich ohne unterlass wie sankt Diogenes mein fass.' Dass die quelle des bildes in Mendelssohns vorrede zu seinen Philosophischen schriften (Gesammelte schriften 1, 103; vgl. auch Lessing. Sämtliche

schriften 15, 202) zu suchen ist, hat Morris an der genannten stelle wohl richtig vermutet.

1, 252: 'Wir können dem rad des schicksals doch, ohne zerschmettert zu werden, nicht in die speichen greifen'; 1, 271: 'Da ich die speichen des grossen rades nicht aufhalten kann . . .'; 2, 41 'Ich . . . kann dem rad des schicksals nicht in die speichen fallen und es aufhalten.' Welche stelle welches dichters wird hier dreimal ganz ähnlich zitiert? Suphan denkt (Briefe von Goethes mütter an ihren sohn s. 368) an die verse Auf Miedings tod 53 (Werke 16, 135): 'Nenn' ihn der welt, die kriegerisch oder fein dem schicksal dient und glaubt ihr herr zu sein, dem rad der zeit vergebens widersteht, verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht.' Ich glaube nicht, dass diese Vermutung das richtige trifft, schon aus dem einen grunde, weil ein wichtiges bildliches moment, das dort in allen drei stellen sich wiederfindet, die speichen des schicksalsrades, in die der mensch vergeblich zu greifen versucht, in diesen versen fehlt, deren bildlichkeit und damit eindrucksfähigkeit ins gedächtnis wesentlich geringer ist. Frau rat zitiert nun mit vorliebe Schillers Don Carlos, den sie im Frankfurter theater öfter aufführen sah und in ihrem lesekränzchen mit verteilten rollen las: so 1, 179 (vers 2493 der Thaliafassung, von Köster nicht nachgewiesen). 187 (vers 845). 2, 73 (vers 39 = vers 1720 der Thaliafassung, gleichfalls von Köster nicht nachgewiesen). Auch unsre stelle ist ein reflex aus Don Carlos, und zwar aus einer rede des Posa in der grossen auseinandersetzung mit könig Philipp (3, 10), wo es heisst (vers 3166): 'Sie wollen allein in ganz Europa sich dem rade des weltverhängnisses, das unaufhaltsam in vollem laufe rollt, entgegenwerfen? mit menschenarm in seine speichen fallen?' Hier haben wir die volle bildlichkeit der speichen des schicksalsrades, die in der von Suphan herangezogenen stelle Goethes vermisst wurde.

1, 252: 'Der mein wohnhaus von unten an bis oben aus besichtigen . . . soll'; 1, 262: 'Zwar haben zwei mäkler das haus von oben an bis unten aus besehen'; 2, 86: 'Der hat ihr einen brief geschrieben, der . . . von oben [an] bis unten aus von deinem lobe voll war'; 2, 178: 'In pelz gehüllt von oben an bis unten aus.' Auch hier haben wir wieder im stil eine biblische reminiscenz, von der ich nicht weiss, ob sie etwa auch bei Goethe selbst in werken oder briefen vorkommt; nach dem tode Jesu berichten die beiden ersten evangelien übereinstimmend (Matthäus 27, 51; Markus 15, 38): 'Der vorhang im tempel zerriss in zwei stücke von oben an bis unten aus.'

1, 290: 'Gott segne dich im neuen jahr: er lasse seine lieb' und gü't um, bei und mit dir gehen, was aber ängstet und betrübt, ganz ferne von dir stehen' dürfte aus einem kirchenliede zitiert sein, mit dessen aufsuchung ich keine zeit habe verlieren mögen. Suphans bemerkung (s. 375): 'Wohl aus dem stegreif gereint . . . lässliche aussprache verrätend' erscheint mir demgegenüber wenig glaubhaft.

2, 25: 'Sömmerring . . . wird dir chestens etwas vortreffliches das auge betreffend übersenden.' Köster macht dazu die unbegreifliche anmerkung (2, 230): 'Sömmerring, S. Th., Über das organ der seele'. Diese Königsberg 1796 erschienene schrift hatte Goethe schon im frühsummer dieses jahres erhalten und sich am 15. juni brieflich bei dem verfasser dafür bedankt (Briefe 11, 98), während der brief der frau rat vom 15. mai 1797 datiert ist; und was hat auch das organ der seele (nach Sömmerring die hirnflüssigkeit) mit dem auge zu tun? Der fehler geht letzten endes auf Suphan zurück, der (s. 378) den brief Goethes vom 15. juni 1796 zitiert, als wenn er ins jahr 1797 gehörte, und damit die falsche beziehung gewinnt. die

doch leicht richtigzustellen war. Sömmerring arbeitete damals am ersten bande seines werks über die menschlichen sinnesorgane, der erst Frankfurt 1801 unter dem titel 'Abbildungen des menschlichen auges' erschien. Als ihn Goethe am tage seiner ankunft in seiner vaterstadt am 3. august 1797 besuchte, sprach er mit ihm 'über das auge, dessen schöne arbeiten über dieses organ' (Tagebücher 2, 79).

2, 69: 'Der marsch aus dem Titus hat mir wegen der vermaledeiten springe viel not gemacht.' Diese notiz über den verhältnismässig recht leicht zu spielenden marsch aus Mozarts Titus (partitur nr. 4) lässt uns deutlich werden, dass es frau rat wegen ihrer vorgerückten jahre nicht mehr gelungen ist, ihr klavierspielsteckenpferd ordentlich auf die beine zu bringen.

2, 76: 'Um den hanswurst, der keine ader von einem rechten hanswurst hatte: i hab sein kragen. sei knopf: hätt' i a sei kopf!' Die worte nach dem kolon sind unvollständiges zitat aus Goethes Jahrmarktsfest von Plundersweilern vers 209 (Werke 16, 19; Der junge Goethe 3, 147): 'Hab' sei krage, sei hose, sei knopf: hätt' i au sei kopf, wär' i hanswurst ganz und gar.'

2, 137. Des hier genannten schauspielers Johann Konrad Friedrich vermeintlichen besuch bei Goethe, der wahrscheinlich ganz aus der luft gegriffen ist, habe ich im feuilleton des Berliner tagesblatts vom 31. dezember 1915 kritisch beleuchtet.

2, 144: 'Vielleicht geht alles besser, als man denkt: müssen erst den neuen rock anprobieren, vielleicht tut er uns nur wenig genieren, drum lasst hinweg das lamentieren usw.' Hier scheint ein zitat aus einer komischen opernarie vorzuliegen, die nur ein intimer kenner der damaligen operettenliteratur oder ein glücklicher zufall würde eruieren können. Mit noch grösserer sicherheit erkenne ich in 2, 146 'Da nur ein schritt, ja nur ein haar dir zwischen tod und leben war' wieder ein kirchenliedzitat (vgl. oben zu 1, 290).

2, 147. Die 'hochbeinigen zeiten' sind nicht, wie Suphan (s. 362) naiv annahm, verschriebene 'hochpeinige oder hochpeinliche', nicht eine schöpfung der frau rat, der der schulmeister keine korrekte rechtschreibung beizubringen imstande war, sondern wirklich 'hochbeinige', jahre der teuerung, noch Adellung aus dem gemeinen leben als gebräuchlich bekannt. Im Deutschen wörterbuch 4, 2, 1607, wo dieser zitiert wird, wird zugleich noch eine niederdeutsche stelle aus dem anhang satirischer und hochzeitsgedichte zu Lappenburgs Laurembergausgabe 7, 17 *et sünt hochbeende jaren* angeführt. Ich kenne noch zwei weitere stellen für das merkwürdige wort. Im gleichen anhang zu Lauremberg 11, 46 steht *o recht hochbeente jaren*; ferner schreibt Wilhelmine Heeren an Marianne Bürger (Briefe aus alter zeit s. 67): 'Da ich nun bei diesen hochbeinigten zeiten sehr sparsam geworden bin . . .'

2, 165 schliesst frau rat die schilderung einer durch übereilten wegzug der bewohner unordentlich gewordenen wohnung mit dem schlusstrumpf: 'Es sahe aus wie in der zerstörung Jersalems.' Damit wird nicht auf die historische zerstörung der jüdischen hauptstadt durch Titus, sondern auf eine beliebte ausstattungsoper angespielt, die diese zum gegenstand hatte und die schon Reuter in seinem Schelmuffsky (Werke 1, 293. 2, 174) höchst ergötzlich als glanzleistung damaliger theaterillusion beschreibt; ihr verfasser war Postel.

2, 179: 'Bei so einer okkasion oder gelegenheit fällt mir immer das herrliche epigramm von Kästner ein: Ihr fürsten, grafen und prälaten, auch herren und städte insgemein, vor 20 spesiedukaten, denk doch, soll einer Goethe sein.' Dies epigramm findet sich weder in der gesamttausgabe von Kästnerschriften noch in irgendeiner der modernen nachlesen zu seiner epigrammdichtung. und mir scheint

es apokryph. Nach dem, was wir von Kästners stellung zu Goethe wissen (vgl. zuletzt darüber Becker, Kästners epigramme s. 196), ist es unmöglich von ihm; aber woher stammt es sonst? —

Nun zum schluss zu dem problemchen, das auch direkt mit frau rat zusammenhängt. Aus ihrem stammbuch hat seinerzeit Ruland im Goethejahrbuch 12, 175 folgenden eintrag mitgeteilt, der dann in die neueren Goetheausgaben übergieng (Werke 4, 180; Der junge Goethe 1, 91):

‘Das ist mein leib, nehmt hin und esset,
das ist mein blut, nehmt hin und trinkt,
auf dass ihr meiner nicht vergesset,
auf dass nicht euer glaube sinkt.
Bei diesem wein, bei diesem brod
erinnert euch an meinen tod.

Zum zeichen der hochachtung und ehrfurcht
setzte dieses seiner geliebtesten mutter

Frankfurt, den 30. sept. 1765.

J. W. Goethe.’

Ich habe die stärksten zweifel, ob wir es hier mit originalversen des jugendlichen Goethe zu tun haben, und bin sehr geneigt, die zeilen mindestens zum teil für ein zitat aus einer damaligen oratorienichtung, die die passion behandelte, zu halten. Meine zweifel entsprangen bei der lektüre von Zarnckes abhandlung über Christian Reuter als passionsdichter (Berichte der sächsischen gesellschaft der wissenschaften 1887 s. 306). Zarncke konfrontiert dort (s. 363) die verse aus Brockes’ passion bei einsetzung des abendmahls: ‘Das ist mein leib, kommt, nehmet, esset, damit ihr meiner nicht vergesset’ mit den deutlich anklingenden in Reuters passion: ‘Nehmt, das ist mein leib, und esset, dass ihr meiner nicht vergesset’ und bemerkt dann, ob dieser anklang entlehnung begründe, bleibe dahingestellt, da es ja nicht unmöglich sei, dass die evangelienworte ‘Solches tut zu meinem gedächtnis’ unabhängig zu dem reim ‘esset: nicht vergesset’ geführt hätten. Ist die letztere annahme schon an sich schwer glaublich, so wird sie noch unwahrscheinlicher, wenn wir im hinblick auf obige verse glauben müssten, dass beim jungen Goethe der gleiche reim zum dritten male unabhängig sich sollte eingestellt haben. Ich glaube im hinblick auf Brockes’ und Reuters passionstexte annehmen zu sollen, dass der sohn hier der mutter entweder eine ariestrophe, aus einem bei ihr vielleicht beliebten oder von beiden gemeinsam gehörten oratorientext wörtlich zitierend, in ihr ‘schatzkästlein’ geschrieben oder doch eine solche nur leise paraphrasiert hat. Das textbuch genauer nachzuweisen ist mir leider trotz dankenswerter unterstützung Hugo Riemannus und der kennerin der Frankfurter musikgeschichte frau Karoline Valentin bisher nicht gelungen, doch mochte ich den gedanken selbst der kritischen prüfung der fachgenossen, von denen vielleicht einer mehr finderglück entwickeln mag, nicht länger vorenthalten.

JENA.

ALBERT LEITZMANN.

‘Welche dies land gebar’; zu Zeitschr. 48, 125.

Da die verse Faust II, 9843 ff. ihrer kühnen syntaktischen konstruktion wegen beständig missverstanden werden und ich auch die neuesten ausführungen von Borinski in dieser Zeitschr. 48, 125 für verfehlt halte, so erlaube ich mir

auf die umschreibung hinzuweisen, die ich schon 1906 im Euphorion 13, 292 gegeben habe. Zur ergänzung möchte ich hier nur zweierlei hinzufügen: 1. Ich nehme 'es' in 'bring' es gewinn' als unbestimmtes subjekt, auf das unternehmen bezüglich, von dem gerade die rede ist, den griechischen freibekämpfung; eine solche leichte verschleierung liegt im stil derartiger glück- und segenswünsche. Man setzt 'auf gutes gelingen' an oder 'auf den tag' (Lissauers 'Hassgesang'), ohne näher anzudeuten, um was es sich handelt, mit einer gewissen verschwörerischen heimlichkeit. 2. Goethe stellt 'die nicht zu dämpfenden' (die griechischen revolutionäre) 'allen' kämpfenden, also auch ihren türkischen unterdrückern gegenüber und wünscht ihnen 'heiligen sinn': sanctitas, temperantia. Darin liegt der ausdruck eines leisen unbehagens, den er solchen revolutionären ausbrüchen gegenüber denn doch nicht ganz unterdrücken kann; freilich sind die worte weniger aus der seele Euphorions als aus seiner eigenen gesprochen. Er kannte die bestie im menschen, die sich bei revolutionskämpfen stets zeigt. nur zu gut, hatte er doch selbst der volksbewegung der freiheitskriege kühlere gegenübergestanden, als wir für billig halten werden. Die kühnheit der form dient in gewissem sinn, die bedencklichkeit im inhalt zu verdecken, die den segenswunsch einer mahnung annähert.

JENA.

VICTOR MICHELS.

LITERATUR.

Das Marienburger Ämterbuch. Mit unterstützung des vereins für die herstellung und ausschmückung der Marienburg herausgegeben von Walter Ziesemer. Danzig, druck und verlag von A. W. Kafemann, 1916. IX, 222 s. 8 m.

Seinen ausgaben des Hauskomturbuches und Konventsbuches lässt Z. als dritte publikation eine ausgabe des „Marienburger Ämterbuches“ folgen, das handschriftlich im ordensfolianten nr. 129 im Königsberger staatsarchiv aufbewahrt wird. Es handelt sich bei diesem „Ämterbuch“ um eine sammlung von inventarverzeichnissen, die in den zum Marienburger haupthaus gehörenden gebieten bei amtswechselln in den jahren 1370—1442 aufgenommen wurden, nämlich die inventare des grosskomturs, tresslers und hauskomturs, die inventare der ordensvogteien zu Stuhm, Grebin, Leske, Scharpan, Bönhof, Mösland, Montan, Lesewitz, Kalthof sowie der verschiedenen Marienburger ämter (kelleramt, marschall, karwan, viehamt, steinamt, kornamt, spittelamt usw.). Hinzu treten in der ausgabe einige ergänzungen aus einem wenige jahre später angelegten kleinen ämterbuch, welches inventarisierungen aus der zeit von 1445—1449 enthält, und aus dem deutsch-ordens-briefarchiv. Ein register der personen- und ortsnamen sowie ein ausführliches wort- und sachregister bilden den schluss. In diesen verzeichnissen ist eine inkonsequenz bei der registrierung der im text genannten werke der ordensbibliotheken festzustellen, da diese werke zum teil im register der namen aufgezählt sind (Barlaam, Job, Judith, Roland, Stricker), zum grösseren teil im sachregister (Apokalypse, Veterbuch, Hester, Passional und andere).

Die bedeutung der publikation ist eine doppelte. Für die wirtschaftsgeschichte des ordens um die wende vom 14. zum 15. jahrhundert, also in der zeit seiner grössten blüte und des beginnenden niedergangs, ergeben sich aus den inventaren sehr wertvolle anhaltspunkte, besonders für die gebiete der pferdezucht, des hand-

werks, des waffen-, bekleidungs- und verpflegungswesens. Dem germanisten dagegen wird ein sehr wertvolles sprachliches material zur verfügung gestellt. Dabei sind die lautlichen erscheinungen die weniger wichtigen, da quellen für die im ordensland sich heranbildende gemeinsprache schon ziemlich reichlich vorhanden sind. Immerhin sind gewisse schwankungen in der lautlichen wiedergabe aus den einzelnen vogteien beachtenswert. Weit wichtiger ist die lexikalische ausbeute, deren ertrag im zweiten register gesammelt ist. Ich will hier nur zu wenigen worten einige bemerkungen beifügen. Ist *alantwyn* (Z.: auf Aland abgezogener wein) nicht vielleicht eine verschreibung für *lantwyn* (siehe s. 78, 4)? — *synnereleysenreyle* feile für runde gegenstände Z.; nicht eher runde eisenfeile? — für *schilt* in *eberschilt*, *berschilt* vermutet Z. die bedeutung: keule. Nach dem deutschen wörterbuch IX, 123 bezeichnet man beim schwarzwild als schild panzerartig verhärtete stellen über den blättern und am rücken, die besonders im winter auftreten. Auch in der sprache der fleischer ist die bezeichnung schild für den hinter dem vorderblatt liegenden teil des rindes bekannt. Deshalb wird *eberschilt* wohl besser als wildschweintrücken zu erklären sein. Eine nachprüfung verdienen die vielen unter 'aale' verzeichneten stellen. Handelt es sich hier wirklich stets um aale und nicht auch gelegentlich um öl, z. b. s. 11, 32, wo unmittelbar hintereinander folgt: *2½ tonne rubensomen, item 1 tonne oles*, oder 11, 10, wo folgende aufzählung begegnet: *14 tonnen herryniges, item 4 tonne dorsche und 3 honiges, item 1 tonne oles, item 2 leste und 1 tonne gutes birs und 8 tonne metes*. Jedesfalls muss das eine auffallen: Wenn man alle bei Z. verzeichneten stellen auf aale deutet, hat es an ölvorräten im orden überhaupt gefehlt. — Auch sonst bleibt noch manche frage offen; für ihre spätere lösung ist der herausgeber, der ja auch leiter des Preussischen wörterbuchs ist, gewiss am besten gerüstet.

FRANKFURT A. M.

KARL HELM.

Konrad Burdach, Vom mittelalter zur reformation. Forschungen zur geschichte der deutschen bildung. Im auftrage der königl. preuss. akademie der wissenschaften herausgegeben.

II. bd.: Konrad Burdach und Paul Piur, Briefwechsel des Cola di Rienzo. 3. teil: Kritischer text, lesarten und anmerkungen. XIX und 471 s., gr. 8°. 4. teil: Anhang, urkundliche quellen zur geschichte Rienzos. Oraculum angelicum Cyrilli und kommentar des Pseudojoachim. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1912. XVI und 254 s., gr. 8°. 1. Teil: Konrad Burdach, Rienzo und die geistige wandlung seiner zeit. Erste hälfte. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1913. VIII und 368 s., gr. 8° nebst beilage (nachtrag zu teil 3 und 4), 6 s., gr. 8°.

Folgendermassen fasst Ranke (Weltgeschichte 1895, IV, 399) das urteil der historiker über Cola di Rienzo, früher gewöhnlich *Rienzi*, *Cola* [*d'i*] *Rienzi* aus *Nicolaus Laurentii* [filiius], zusammen: 'Fern lagen Karl IV. ideen, wie sie Ludwig der Bayer behauptet und wie sie damals in wunderlicher karrikatur in Cola di Rienzi erschienen . . ., der, die rechte des römischen volkes erneuernd, die stirn hatte, den papst und die kardinäle, aber zugleich auch Ludwig und Karl vor das tribunal des römischen volkes zu laden, um über ihre rechte zu entscheiden.' (Der satz steht sichtlich unter dem eindruck der ersten veröffentlichung des betreffenden dokuments in Gayes *Carteggio inedito d'artisti del secolo XIV, XV, XVI*, Tomo I, Firenze 1839, App. I.) Auch die spezialhistoriker (Gregorovius, Gesch. d. stadt Rom, IV¹. 273 f., Riezler'

Lit. widersacher der päpste, s. 50, anm. 1) halten Rienzo für grundbeeinflusst von dem demokratischen auftretenden Ludwigs des Bayern in Rom 1328, seiner wahl eines bettelmönchs vom kloster Araceli auf dem kapitol zum papst (vgl. hier s. 133 f. und anm.). Das schroffe urteil grade schon F. C. Schlossers (1846) und nach ihm Gregorovius' (1867) scheint erster quellengemässer¹ rückschlag gegen die englisch-liberalistische verhimmelung des *last of Romans* (Byron, Childe Harold IV St. 114), *last of tribunes* (Bulwers roman Rienzi 1835) durch die revolutionäre dichtung und oper der ersten hälfte des 19. jahrhunderts. Im banne von Bulwer: Richard Wagners Feldgeschrei 'Spirito santo Cavaliere' (vgl. hier s. 152) stehen wohl noch (1850/51) Gutzkows 'Missionäre der freiheit und des glaubens an die zeit, die der pfingstzeit neues wundeswehen bestreicht', die 'Ritter vom geist', die ja schliesslich (1858–61) auch den 'Zauberer von Rom, (d. i. den papst) vor ihr tribunat laden. Auch ihr held ist ein fürstlicher bastard. Das 'dritte zeitalter', das 'des geistes', wie es der 'heimliche kaiserspross' Cola di Rienzo aus dem munde seiner spiritualen verkündet, 'das dritte reich', spukt seitdem in vielen köpfen (so gleichfalls als prophetie am schluss von Ibsens 'Kaiser und Galiläer'). Man übersah, dass es im sinne jener verkündigung (durch den abt Joachim von Flore in Calabrien) — ein mönchisches, nach dem 'fleischlichen und priesterlichen' vor und nach Chr., sein sollte. Rienzo, persönlich der überspannt geistige und politische revolutionär des 'himmels auf erden', erscheint allerdings in seiner studierten eitelkeit, halt- und skrupellosigkeit, seiner grausamen genussucht, als echter 'moderner mensch'. Diese geheime zauberkraft, die ihm seine zeit nachsagte, wirkt jedesfalls offen und mit voller sympathie wohl auf die unsere seit der grossen revolution. In hochwissenschaftliche form bringt die auffassung des modernen revolutionszeitalters von seinem ersten ritter vom geist die weitschichtige veröffentlichung, deren zweiter band, auch dieser noch unvollständig, hier vorerst nur vorliegt. Eine sorgfalt, wie sie nur ersten geistern und wichtigen unaufgehellten daten der nationalgeschichte zuteil wird, umgibt das andenken des 'phantastischen' römischen flüchtlings, als welcher er könig Karl IV. ersieh (vgl. hier II 3, 217, 7. 10). Zwei jahre (sommer 1350 bis sommer 1352, vgl. hier II 3, 191 bis 411) hat er als gut gehaltener gefangener des 'nüchternsten' (s. 1, s. 7) deutschen kaisers in Böhmen zugebracht. Dort in Karls IV. kanzlei hat er die aussaat seines schwülstigen, weit weniger aus antiken schriftstellern, als aus biblischen und mittelalterlichen orakeln zusammengewobenen stiles hinterlassen. Die neue kuriale mode der 'poetischen' stilgebung wuchert hier, von der uns Petrarca, das vorbild seiner 'tribunicischen' krönung mit dem lorbeer (vgl. G. Voigt, Wiederbelg. des kl. alt. s. I 51), eine so ergötzliche schilderung aus Avignon entworfen hat (Epist. fam. XIII 7). Ohne Petrarca, der vielleicht auch hier hinter ihm steht (Voigt II 268) und jenes urteil ('non ideo magis poeta, quam textor' hier II 4, 154 f.) über ihn fällt, hätte Rienzo die 'erregenden' wirkungen auf die analoge stilbildung eines Johann von Neumarkt (vgl. Voigt II, 270 darüber) kann geübt, wie sie die briefe nr. 54–66, nr. 68 59, nr. 75/76 ins rechte licht setzen. Deutsche unterwürfigkeit gegen sensationelle erscheinungen des auslandes kann (siehe auch hier 1, s. 32) nicht rührender zum ausdruck kommen. Die letzteren vier nummern fügt diese neue ausgabe des briefwechsels Cola di Rienzos aus Codices 15. saec. der Breslauer universitätsbibliothek den drei bisher bekannten briefen zwischen ihm und dem humanistischen notar (bald kanzler) Karls IV. hinzu.

1) Felix Papencordt, Cola di Rienzo und seine zeit. Besonders nach ungedruckten quellen dargestellt. Hamburg und Gotha 1841.

Das grosse aufsehen, das Rienzos unternehmen in seiner zeit machte, bewirkte, dass seine briefe alsbald abgeschrieben und herumgetragen wurden, 'als ob sie', wie Petrarca an ihn schreibt, 'nicht von einem menschen unseres geschlechts, sondern vom himmel oder den antipoden kämen'. Eine sammlung von ihnen ist früh, an einer wunderlichen stelle gedruckt worden: nämlich 1613 in des Joh. Hoeseinius Chronik der bischöfe von Lüttich (titel usw. siehe hier 3, s. IX). Reinald Orsini, der heftigste bekämpfer Rienzos in Rom, war nämlich erzdiacon (Leodiensi archidiacono, überschrift des briefes nr. 46 bei Hocs.), der päpstliche legat (gegen ihn), Bertrand von Deux, propst der kirche von Lüttich (Papencordt a. a. o. s. 326). Weitere veröffentlichungen bewirkte im 18. jahrhundert das interesse für Petrarca in des abbé de Sades bekanntem werke Mémoires de Petrarca III und anfang des 19. jahrhunderts die Byrouschwärmerei in des John Hobhouse Historical illustration of the fourth Canto of Childe Harold (2. ed. London 1818). Den Jesuiten du Cerceau, dessen *ouvrage posthume*: 'Conjuration des Nicolas Gabrini dit de Rienzi, tyran de Rome (Amsterdam 1734, 12^o, nach Papencordt s. 308) auch 'nachrichten und urkunden in den annalisten der römischen kirche' benutzte, habe ich unter den quellen nicht gefunden. Den namen *Gabrini*, den ich bei Rienzo nicht zu erklären weiss, trägt auch ein angeblicher abkömmling Rienzos, Fra Tomaso Gabrini, der um 1800 nach de Sades muster über seinen 'anherrn' schriftstellerte. Gänzlich auf de Sade, gleich ihm, fusst nach Papencordt, s. 309, die wegen ihres herausgebers doch wohl erwähnungswerte anonyme eröffnungsschrift des I. bandes von Schillers 'Geschichte der merkwürdigsten rebellionen und verschwörungen', 1768, s. 1-106: 'Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi in jahre 1347'. Papencordt, s. 309, schreibt sie noch Schiller selber zu. Sie ist aus dem französischen übersetzt von Huber (vgl. Goedeke hist.-krit. ausgabe IV, s. 114, ann.). Die ausgaben bei Papencordt, die bereits die (mangelhaft abgeschriebene) sammlung Pelzels, des geschichtsschreibers Karls IV. benutzen konnte (vgl. a. a. o. s. 321 ff. und urkunden von s. VI-(C) und des gesamten Epistolario di Cola di Rienzo a cura di Annibale Gabrielli, Roma 1890 (Fonti per la Storia d'Italia pubblicate dall' Istituto Storico Italiano. Epistolari. Secolo XIV) werden ferner im wesentlichen vermehrt: durch nr. 72, ein nach zeit, anlass, ort und adressaten unsicheres, sehr unterwürdiges (bruch?-)stück aus der (böhmischen?) gefangenschaft, das die bevorstehende befreiung ersucht; aus einem codex 14. saec. der stiftsbibliothek von Ossegg, nr. 75, an einen dogen von Venedig, in dem sich der von Petrarca als poetischer rivale in Avignon verspottete, aber dadurch nach Ciceros rechtsgrund für den dichter Archias vom tode befreite (siehe anh. nr. 60, z. 129 ff.) tribun als gelegenheitsdichter empfiehlt: rimator! S. 422, z. 19, wie nr. 74, 10 sono rime! Also wohl noch in mittelalterlichen gereimten hexametern oder im volgare. Vorliebe für den reim verrät auch seine prosa: Nr. 70, z. 172 ff. 14 vordersätze mit endreim auf *as*. Den sogenannten 'Leoninischen cursus' in rhythmischer anordnung der satzschlüsse, wie ihn die historiker sogar zum kriterium von papsturkunden erhoben haben, setzt der herausgeber überall voraus und merkt an, wo er mangelt. Wie man weiss, sucht er ihn auch in den deutschen denkmälern dieses kreises nachzuweisen (dem hier mit Dante in parallele gestellten 'Ackermann von Böhmen'). Der versuch, ihn in Petrarcas briefen aufzuspüren (hier 1, 108f.) und nicht bloss in offiziellen schreiben an den papst, stösst offenbar schon jetzt auf die verachtung des pater poeseos für die mittelalterlichen formen, die seiner eigenen rhythmischen verse nicht schonte. Auf das 'problem des cursus der humanisten' will ann. zu 1, 109 an anderer stelle

zurückkommen. Aus cod. 14 s. der Leipziger stadt- und Klagenfurter fürstbischöflichen bibliothek: Nr. 80, Begrüssungsschreiben des durch Innocenz VI. wieder eingesetzten aus Rom an Karl IV. zu dessen krönungsfahrt nach Italien 1354; aus einem cod. 15 s. der Breslauer universitätsbibliothek. Nr. 1, in dem sich die römischen gesandten in Avignon 1343 an 'senat und volk Roms' wenden, ist wegen seiner inhaltsgleichheit (ankündigung des fünfzigjährigen jubeljahres durch die päpstliche bulle vom 27. jan. 1343) mit dem von Rienzo unterzeichneten schreiben nr. 2 (bei Gabrielli nr. 1) aus einem cod. 14—15 s. der Turiner bibl. nazionale hier hinzugefügt worden. Die drei nummern 17, 31, 32, von papst Clemens VI. aus Avignon, 1347, die erste eine absolutionsformel 'in mortis articulo', die beiden andern ankündigungs- und beglaubigungsschreiben für den päpstlichen bevollmächtigten, bischof Matthäus von Verona, an die römischen rektoren Raimund von Orvieto und Rienzo, können kaum als vermehrungen des epistolars Rienzos aufgeführt werden. Die vier unter die 'zweifelhaften und unechten briefe' aufgenommenen ungedruckten schreiben (II—V) aus der kanzlei Karls IV. von und an den 'tribunus' (aus einer Breslauer, II zugleich aus einer Münchener handschrift, dieses eine reine stilübung mit 13 zeilen langem eingang aus Cassiodor) wagt der herausgeber nicht, ihm zuzuweisen. Ein autograph Rienzos, als notars ('scriptum per me Nicolaum Laurentium, notarium camerae urbis . . .') aus dem archivio del collegio dei commercianti di Roma, das Gatti (Statuti dei mercanti di Roma tavola II) 1885 in heliotypie veröffentlicht hat, ist dem briefbände in facsimile beigegeben. 'Die schrift ist sauber und elegant' (Gregorovius VI 233). Der notar schrieb (nach der Vita) 'aus rücksicht für sein hohes amt' nur mit silberner feder. Der urkundenanhang des IV. teiles bringt als neu briefe und erlasse der päpste Clemens' VI. und Innocenz' VI. in sachen des Rienzo nach den vatikanischen beziehungsweise avignonesischen handschriften, die nur zum teil bisher in Theiners codex diplomaticus Dominii temporalis S. Sedis Tom. II (Rom 1862) und Wernusky Excerpta (ex registris Clemens VI. et Innocenz VI., Innsbruck 1885) auszugsweise veröffentlicht, zum teil von italienischen historikern in den letzten jahrzehnten angezeigt waren. Der nachtrag zu teil 3 und 4 in teil 1, s. 3 beklagt den in Padua durch dr. Pjur festgestellten verlust des briefes des Paduaner bischofs Hildebrand (den mitempfänger der ungedruckten urkunde Clemens VI. über Rienzos einföhrung als notar; hier teil 4, nr. 2) an seinen vikar vom 30. juli 1347 als wertvoll für Rienzos revolution. Das dokument (LXXXVII bei Dondi Orologio, Istoria ecclesiastica Padovana, Padova 1815) soll nach Dondis 'unvollständigem und fehlerhaftem' text im kommentarband, teil 5, veröffentlicht werden; mit einer reihe anderer briefe und aufzeichnungen, die den herausgebern bisher entgangen waren und andern akteustücken, den von Cipolla herausgegebenen vatikanischen suppliken, sowie briefen Petrarca's, in denen Rienzos nur im vorbeigehen erwähnung getan wird. 'Eine planmässige durchforschung der italienischen bibliotheken und archive nach neuem material über R. lag grundsätzlich ausserhalb des rahmens dieses werkes, das mit den mitteln der deutschen kommission der Berliner akademie durchgeführt, sich hier naturgemäss zu bescheiden hatte.' Was hiermit geboten wird, die diplomatische zusammenstellung des gesamten vorhandenen urkundenmaterials über Cola di Rienzo, scheint reichlich genug. Wenn man, schon wegen der fülle des sonst gebotenen, etwas vermisst, so wäre es der bequemlichkeit halber die aufnahme der 'descriptio urbis Romae ejusque excellentiarum' mit der römischen epitaphiensammlung, die de Rossi und nach ihm Henzen (im Corpus inser. Lat. VI P. I. pg. XV) Rienzo zu-

schrieben; ferner der abdruck der viel herangezogenen 'Vita di Cola di Rienzo', deren alter druck von 1624 und nach dessen text gemachte populäre ausgabe mit historischen anmerkungen, zuletzt von Zefirino Ret 1854 Florenz, le Monnier, nach Papencordt (s. 308 ff.) wenig kritisch sind. Sollte sie deshalb weggeblieben sein, weil der biograph, der Rienzo 'persönlich und politisch nahegestanden haben muss, . . . seine handlungen und seinen charakter trotz mannigfacher anerkennung mehrmals streng, ja übelwollend beurteilt' (vgl. hier II 1, 37)? Aus ihrem rahmenwerke, (gleichfalls italienischen) bruchstücken einer geschichte Roms in Muratoris *Antiquitates Italicae medii aevi III* (Mediol. 1740) sind einzelne stellen, mit der über sein grässliches ende, in den anmerkungen zu II 4 nr. 74/75 mitgeteilt. Ich notiere hierzu, dass in Papencordts, von Höfler herausgegebener Geschichte der stadt Rom im mittelalter (Paderborn, 1857) s. 416–422 'aus einer hs. der Bibl. Barberina jene kapitel in anmerkungen angeführt sind, die sich auf Rom beziehen und bei Muratori antiqu. III fehlen'. Dafür bringt unsere ausgabe (am schluss von teil 4, s. 221–343) das in Rienzos geschick, als persönliche prophezeiung, verwobene 'Oraculum angelicum Cyrilli' nebst dem bisher ungedruckten kommentar des Pseudojoachim, besorgt und mit einem spezialwortverzeichnis ausgestattet von Paul Piur (bis auf die von Burdach herrührende beschreibung des alten venezianischen Theolosphorusdruckes von 1516, s. 231–238). Schon äusserlich verrateu die vielen griechischen lehnworte des wortverzeichnisses die 'mystification' (vgl. nachtrag zu teil 3 und 4, s. 5) einer ursprünglich griechischen fassung des in selbiger jedesfalls nicht erhaltenen orakels. Unter dem namen des karmeliten Cyrill von Constantinopel († 1224, als dritter general seines ordens) überliefert, wird diese astrologisch-biblische apokalypse, deren erstes kapitel zumal Rienzo (vgl. hier II, 3, 267 brief an den erzbischof von Prag nr. 57, 948 ff.) auf sich bezog, von ihrem ersten herausgeber, dem unbeschulten karmeliten Philippus a Sma Trinitate (Lugduni 1663, exemplar in der Münchener universitätsbibliothek) auf die gründungs- und entwicklungsgeschichte des karmeliterordens gedeutet. Als prophezeiung auf eine strenge reformation des mönchslebens gegenüber 'religiosis pravis, qui portabant magna capucia post tergum in modum cornu' erscheint sie jedesfalls in ihrem hier mitgeteilten kommentar. Von der legende wird dieser dem berühmten spiritualistischen abt Joachim von Fiore in Kalabrien zugeschrieben; wie denn die allein bekannte lateinische fassung des seit dem ende des 13. jahrhunderts im Abendlande viel gefeierten und heftig befehdeten orakels wohl 'sicher' im 13. jahrhundert in joachimischen kreisen entstanden ist und 'wahrscheinlich' aus Unteritalien stammt. Die unmöglichkeit der abfassung des kommentars durch abt Joachim weist Piur schon hier (teil 4, s. 224 f.) aus dem kommentar selbst nach. Die leicht zu vermutende beziehung zu 'der zelantenpartei des minoritenordens' (siehe oben) und den durch Dante weltbekannten politischen und religiösen verhältnissen um 1300 bestätigt schon jetzt 'dr. Piurs deutung' in Burdachs nachtrag zu teil 3 und 4, s. 5. Denn im übrigen wird man auch hierfür — 'alle weitergehenden sachlichen bemerkungen über entstehung und bedeutung des orakels und seines kommentars' — auf den noch nicht vorliegenden kommentarband (teil 5) zu den briefen Rienzos verwiesen. Von dem text des kommentars waren bisher im wesentlichen lediglich die wenigen zusammenhanglosen auszüge bekannt, die 1386 der eremit frater Theolosphorus (Telesphorus) de Cnsentia (Cosenza) in seiner — oft behandelten — weit verbreiteten prophetischen schrift 'De cognitione presentis scismatis' usw. davon gab (über ihren frühen druck vgl. oben). Dürrtige bruchstücke des originals aus vatikanischen

handschriften veröffentlichte darauf der karmelit Daniel a Virgine Maria im Speculum carmelitanum, Antwerpen 1680. Endlich teilte P Ehrle etwas aus dem kommentar mit nach einer vatikanischen Hs. in seiner philologischen behandlung des ersten kapitels des orakels (Archiv für literatur und kirchengeschichte II 330, anm. 2). Trotzdem galt der kommentar selbst bei kennern des buches des Telesphorus als verschollen, obwohl schon 1757 Villiers in der Bibl Carmelitana I 359 f. elf hss. aufzählte. Die vorliegende ausgabe berücksichtigt nur vier hss. der Pariser nationalbibliothek und eine der Berliner kgl. bibl., zieht aber auch die auf den vatikanischen hss. beruhenden drucke des orakeltextes und des Theolosphorus zum vergleich heran.

Der zweite teil dieser ausgabe, der die beschreibung der benutzten handschriftlichen quellen bringen soll, liegt wie der fünfte kommentarband gleichfalls noch nicht vor. Doch nehmen variantenapparat und kommentar schon jetzt ziemlich die hälfte der ausgabe in anspruch. Alle verweisungen, sogar auf klassische und biblische stellen, sind in extenso gegeben. Erste kenner der in frage kommenden literaturen haben mitgeholfen, die quellen nachzuweisen. Um ein scherflein dazu beizutragen, vermerke ich für den 3. s. 393 (zu nr. 70, z. 269 f.) gesuchten ort, an dem Augustinus die mahnung Ciceros *de officiis* 3, 23, 90 wiederholt, dass von zwei schiffbrüchigen weisen auf einer planke der dem staate weniger nützliche dem nützlicheren freiwillig weichen solle, *de Civitate Dei* IX c. 4, 3, cf. XIV c. 8 u. 9: Nam profecto si nihili penderet eas res philosophus, quas amissurum se naufragio sentiebat, sicuti est vita ista salusque corporis, non ita illud periculum perhorresceret, ut palloris etiam testimonio proderetur . . . Ambo sane (scil. non minus Stoicus quam Peripateticus) si bonorum istorum seu commodorum periculis ad flagitium vel facinus urgeantur, ut aliter ea retinere non possint, malle se dicunt haec amittere, quibus natura corporis salva et incolumis haberetur, quam illa committere quibus justitia violatur . . . Dazu ib. c. 5: sed quanto honestius ille Stoicus misericordia perturbaretur hominis liberandi, quam timore naufragii! . . . Servit autem motus iste rationi, quando ita praebetur misericordia, ut justitia conservetur . . .

Der literarhistorische einführungsband der ausgabe (II 1) 'Rienzo und die geistige wandlung seiner zeit' ist nicht bloss bestimmt, ihre summe zu ziehen, sondern sie gleichzeitig zu motivieren, als 'eine rettung des verkannten durch sich selbst': 'Er allein, den viele ernsthaften forschere für einen abenteurer oder narren, manche gar für einen geisteskranken halten, spricht hier das entscheidende wort. Recht verstanden, meine ich, muss es ihn, sein wollen und sein tun, retten. Indessen, um seine rede zu verstehen, um sie so zu vernehmen, wie sie in und nach der mitte des 14. jahrhunderts Deutschland, vor allem das königreich Böhmen, also das östliche Mitteldeutschland, vernahm, müsste man sich bemühen, mit der seele und mit dem ohr jener wunderbaren zeit der welterneuerung zu hören, der er entspross und die er bestimmt hat' (s. 3).

Es ist nun freilich ein vorteil dieser art rettung, dass sie den verfasser der strengeren pflichten des biographen überhebt. Der unterschied zwischen dem, was Cola di Rienzo schreibt, und dem, was er tat und wollte, ist zu oft zu gross, um ihm in meist offiziellen urkunden, die durchwegs den charakter der selbstrechtfertigung tragen, von vornherein 'das entscheidende wort' zuzuerkennen. Hier gibt er sich allerdings so aufgetragen weissgeschminkt als 'caudidatus spiritus sancti', dass man sein leben nicht erst zu kennen braucht, um aus seinem blossen auftreten in der geschichte öfters gelinde zweifel an diesem seinem 'wort' zu hegen. Doch bricht

sein temperament oft genug so weit durch, dass man nicht bloss zwischen den zeilen zu lesen braucht. So besonders in dem briefe an den erzbischof von Prag (nr. 57), in dem er die rollen, die er zu seinem liebeszweck spielt (z. 343 ff. *nunc fatuum, nunc ystrionem* usw.) offen kennzeichnet und (z. 343 ff.) das lebenswürdige geständnis macht, er habe vorgehabt, am nächsten pfingstfest, *omnes tyrannos Italie dolcissimis literis et ambassiatis sollemnibus conuocare*, ihnen das blaue vom himmel zu versprechen, um sie alle an einem tage zugleich 'der sonne zugewendet' aufzuhängen. Cesare Borgias berichtigtes bankett von Sinigaglia war demnach nur ein schulwerk. Auch der brief an den propheten seiner mission unter den spiritualen, den frater Michael von Monte S. Angelo (nr. 64) hebt sich hier heraus, in dem die enttäuschung der hoffnung, in Karl IV. einen zweiten Ludwig den Bayern zu finden, ziemlich offen durchbricht und (z. 60 ff.) auf den nur scheinbar paradoxen entschluss des 'von niemandem gejagten' tribunen, unter die eremiten zu flüchten, vielleicht ungewollte streiflichter fallen. Doch wozu der versuchung dieser urkundenbände nachgeben, die intimitäten von Rienzos leben aufzuspüren, da das hier daraus gezogene resultat einem ganz anderen zweck dient? Wir könnten die kluft, die zwischen der sonstigen biographischen auffassung Colas und derjenigen, die hier zugrunde liegt, doch nicht überbrücken.

Es schliessen sich also an das verhältnismässig kurze erste kapitel (S. 5—34 gleichzeitige briefliche stimmen über Rienzo), in dem bedauert wird, dass 'unsere ausgabe leider nur fünf briefe von Deutschen mitteilen kann' (die drei stilübungen Johanns von Neumarkt, briefwechsel, nr. 55, 69, 76 und die beiden durch deren komplimente versüssten, politisch ablehnenden antworten Karls IV., nr. 51, und des Prager erzbischofs Ernst von Pardubitz, nr. 61), zwei sich zu besonderen abhandlungen auswachsende kapitel über die spez. politisch leitenden ideen der renaissance. Das eine (zweite) kapitel (s. 34—170) 'Roms heilige brautschaft und die umwandlung des imperiums' war man bisher gewohnt, bei Dantes politischer stellung zu kaiser und papst und den widersachern des papstes vor und im kirchenkampfe Ludwigs des Bayern abgehandelt zu finden. Seine einstellung auf eine ausschliesslich politische persönlichkeit, wie die Rienzos, führt notwendig dazu, die ausgesprochen literarisch-künstlerische bewegung, die dem auftreten Dantes folgt, die sich selbst die wiedergeburt der (antiken) weltlichen literatur ('renatae literae' vgl. Joh. Corsii Commentarius De Platon. Phil. post renatas literas apud Italos instauratione Pisis 1771) als kennzeichnendes verdienst anrechnet, ganz unter dem politischen gesichtswinkel aufzufassen. Das dritte kapitel (s. 170—368) handelt von der 'vorbereitung des apollinischen imperiums'. Ganz in der weise, in der Achim von Arnim die idee seiner 'Kronenwächter' formulierte: 'Die auflösung ist endlich, dass die krone Deutschlands nur durch geistige bildung erst wieder errungen werde.' Dies 'neue dritte imperium, das die völker Europas beherrschen sollte, und vor dem die beiden älteren, das imperium des kaisers und die christliche universalherrschaft des papstes verblassten, . . . ist der universale prinzipat der neuen bildung, die eine wiedergeburt sein will aus dem primitiven geist der frühchristlichen antike' (s. 32 f.) Constantins. Wir möchten gleich hervorheben, welche besondere note diese das 'phantasiereich' politisch konstituierende, von Rienzo als seinem politischen vorläufer, Elias-praecursor und Johannes-verkünder ausgehende auffassung anschlägt. Burckhardts 'Kultur der renaissance' gründete sich auf den 'neuen begriff' des 'staates als kunstwerk', der diese kultur bestimme. Von der idee der verweltlichung geleitet, die für das die reformation herausfordernde zeitalter im protestantischen

norden ausschliesslich massgebend geworden war, gefiel sich Burckhardt erfolgreichst in herausstreichung der immoral und religionslosigkeit, die es begleitet. Das vorliegende buch, das die umkehrung des Burckhardtschen begriffs zum ausgang nimmt und mit seinem 'Apollinischen' titel so deutlich auf Burckhardts philosophischen jünger Nietzsche hinweist, scheint besonders darauf aus, die falsche vorstellung von der immoralischen, religionslosen, spez. antichristlichen grundrichtung der renaissance geradezu auf dem politischen gebiete selbst zu berichtigen: 'Dass die neu aufsteigende bildung der renaissance keine religiöse sei', hält sein verfasser (s. 97) 'für das verhängnisvollste vorurteil, und man muss es darum mit der allergrössten entschiedenheit und gründlichkeit zu widerlegen suchen, weil es so eingewurzelt und von so ausgezeichneten männern — gelehrten, künstlern, dichtern — vertreten wird. Der lebensgeist der italienischen renaissance quillt, wie gesagt, aus der religiösen tiefe.' Es ist, wie er dabei gleich erklärt, die 'entkirchlichung, vermenschlichung, ethisierung und individualisierung des religiösen bedürfnisses', sowie die anderen leitworte der modernen natur- und kunstreligion (erlebnis, produktive kraft der persönlichkeit und gott-natur), die dem verf. hierbei vorschwebten und die er in jenes wirkend künstlerische und persönlichkeitsvolle zeitalter hineinträgt. Was die renaissance aber schon äusserlich kennzeichnet, ist ihr (bis ins innerste) führendes streben nach form. Ihm dankt es auf kirchlichem gebiete (in der konzilienaera) und auf politischem (durch den kultus der formgebenden persönlichkeit) seinen untergang in den neuen kirchen und im absolutismus der souveränen persönlichkeit. Wenn der verfasser nun gar (s. 219 f.) die *virtus morum* als *pietas* das 'signal des langsam aufgehenden dritten imperiums' zum programm der renaissancekultur erhebt, so wird das wohl allgemein, gelinde ausgedrückt, als übertrieben empfunden werden. Von einem vorwiegend formal gerichteten zeitalter, zumal nach seiner periode der poetae und bildenden künstler, ist die ihm so oft zum vorwurf gemachte virtuose gleissnerei und gut bemäntelte wortbrüchigkeit ebensowenig abzutrennen, als von einem vorwiegend materiellen die selbsbewusste roheit und offene brutalität. 'Dieses dritte imperium (ja 'dritte . . . menschlich freie . . . kirche' s. 205), das der epoche den stempel aufdrückt, das im 17. und 18. jahrhundert als klassizismus den höhepunkt seiner macht erreicht, ist ein imperium des geistes, sei es des sittlich-religiösen, sei es des sittlich-wissenschaftlichen, sei es des künstlerisch-literarischen und formal stilistischen . . . das imperium der neuen menschlichkeit (des römischen rechts!), die man aus den ursprünglichen quellen des geschichtlichen lebens schöpfen will' (s. 33). Indem der verfasser es nun unternimmt, jenen 'religiösen lebensgeist' ausschliesslich an seinen politischen symbolen und jenes dritte imperium, in erster linie 'des römischen rechts', an der in ihnen wirklich dunkel-mittelalterlich staatsrechtlich befangenen persönlichkeit eines demagogischen phantasten wie Cola di Rienzo zu entwickeln, so erhält man aus seinem buche den eindruck von der renaissance als einer religiösen rechtfertigungsäera des imperialismus modern demokratischer 'ritter vom geist'. Das stimmt nun wieder wenig zu dem ausgesprochen antiken aristokratisches der renaissance, auch gerade in ihrer (römisch-)republikanischen (Brutus-Cato-)begeisterung. Über die einzelheiten möchten wir uns gesondert aussprechen. Sieht sich doch der verfasser gezwungen, an ihrem schlusse, sobald er (von Friedrich II) auf Dante kommt (s. 336), von einer entpolitisierung seiner imperialistischen renaissancevorstellung zu reden. Nur dass Rienzo, neben den dichtern in der politik, Dante und Petrarca, als der ausgesprochen praktische politiker der dichtung, der fixe benützer des neuen vatestumens im geiste seiner mittelalterlichen römischen vor-

gänger, hierbei eine befremdliche figur macht, so dass die neue literarhistorische formel dieses buches 'Dante, Petrarca und Rienzo' (statt Boccaccio) manchen fachgenossen zunächst anmuten mag, etwa wie: Klopstock, Lessing und (in ermanglung eines analogen geistes im damaligen Deutschland) — Struensee; oder Goethe, Schiller und Förster oder Huber, Rienzos lebenswerk hat jedesfalls die folgen nicht gehabt, die eine solche reihung rechtfertigen könnten. Derjenige geist, der die politisierung der renaissancekultur zwei jahrhunderte nach Rienzo erst eigentlich bestimmt, ist Machiavelli¹. Er dürfte wohl recht behalten, wenn er, bei der wohlwollenden erwähnung der *cosa memorabile, che un Nicolò di Lorenzo cacciò i Senatori di Roma e si fece sotto titolo di Tribuno Capo della Republica Romana* im 1. buch der Istorie Fiorentine (pg. 51, ed. Mil. 1823) über ihn urteilt, dass er seinem unternehmen — *invilito sotto tanto peso* — von anbeginn nicht gewachsen war (*sè medesimo nei suoi principj abbandonò*). Aber alle diese erwägungen treten zurück vor dem persönlichen charakter dieser veröffentlichung. Es spricht aus ihr ein dichterischer und objektiver geist. Kein dramatiker könnte das schwankende bild seines historischen helden energischer auf einen hohen und allgemein interessierenden zusammenhang einstellen, liebevoller immer wieder die wenigen daten zugunsten seiner auffassung in einen wirkungsvollen vordergrund stellen, als hier ein peinlicher gelehrter mitten in mittelalterlich archivalischer urkundensphäre. Dass er aber in unserer zeit der unüberbrückbaren nationalen zerklüftung festhält am zeugnis für die ausländische herkunft einer der internationalsten mächte der geistesgeschichte, die entstehung der europäischen, insbesondere der deutschen bildung (mindestens der bis zur mitte des 19. jahrhunderts) aus dem geiste der italienischen renaissance, bürgt für den objektiven wahrheitssinn, den sich die deutsche philologie hoffentlich durch keine angriffe der welt rauben lassen wird.

MÜNCHEN.

KARL BORINSKI.

Dr. Jan de Vries: Studien over færøische balladen. Haarlem 1915. 286 s.

Die arbeit von de Vries, eine Amsterdamer dissertation, behandelt in 5 kapiteln einige der in Hammershaimbs *Sjurdar kvaði* abgedruckten faeroischen balladen sagenhaften inhalts. Die drei ersten kapitel gelten den drei *tettir*: *Regin smidur* (Rs), *Brinhild* (Br) und *Högni* (Hö), die zusammen eine zyklische darstellung der gesamten Nibelungensage von Sigmund bis zum tode Attilas bieten. Das 4. kapitel untersucht den *Ragnars-táttur* (Rg), das letzte den weiter abliegenden *táttur Ísmal fræga kempa* (Is), dessen eine hauptfigur Svanhild ist. Sämtliche kapitel gehen nach einer kurzen übersicht über alle für die untersuchung in betracht kommenden nordischen quellen zur vergleichung der vise mit den alten parallelberichten über und ziehen dann die verwandten dänisch-norwegischen folkeviser heran. So wird versucht, zu einer erkenntnis der verwandtschaftsverhältnisse sämtlicher quellen zu kommen.

Vorarbeiten standen de Vries nur wenige zu gebote: für die Nibelungenvise existiert eine arbeit von Golther (Z. f. vgl. lit. gesch. n. f. II 269 ff.), für Hö speziell eine untersuchung von Boer (Arkiv XX 142 ff.) und eine leider von de Vries nicht genannte, sehr brauchbare arbeit von Döring (Z. f. d. ph. II s. 269 ff.). Auch findet

1) Ref. hat ihren anfang und ihr ende in diesem sinne gefasst in seinen beiden büchern 'Über vision und imagination' anlässlich Dantes (Halle 1897) und Über Gracian und die Hofliteratur in Deutschland (Halle 1894).

sich sonst in der von de Vries nicht genügend berücksichtigten Nibelungenliteratur brauchbares material (Sijmons, Germania XXII s. 440 ff., Müllenhoff, A. f. d. A. IV 115 ff., Panzer, Sigfrid 200 f., 235 usw.). Für Is besitzen wir eine besondere behandlung in Bugge-Moe 'Torsvisen i sin norske form'; Rg war noch nicht behandelt. De Vries arbeitet also auf ziemlich unberührtem boden, zumal die Golthersche untersuchung wenig brauchbar ist, und er ist vor allem auch darauf angewiesen, sich seine methode erst zu erarbeiten im anschluss an die durch Grundtvig, Bugge und Olrik in dem grossen dänischen sammelwerk 'Danmarks gamle folkeviser' (DgF. Kopenhagen 1853 ff.) vorgezeichnete methode. Aber de Vries kommt aus einer ganz anderen schule und ist in seiner arbeit ganz abhängig von der forschungsmethode seines lehrers Boer. Wie dieser geht er von dem zweifellos richtigen und förderlichen grundsatz aus, jede sagesgeschichtliche arbeit als eine literarhistorische untersuchung der einzelnen denkmäler aufzufassen. Dabei richtet er sich jedoch wie Boer allein nach dem gesichtspunkt, nur das logisch einwandfrei richtige als alt gelten zu lassen, logische sprünge und fehler aber späteren überarbeitern und interpolatoren zuzuweisen. Daraus ergibt sich die arbeitsmethode, in den quellen widersprüche aufzusuchen und auf grund logisch-rationalistischer erwägungen (innere kriterien sagt de Vries) so lange und so viel interpolationen, überarbeitungen und literarische beeinflussungen auszuschneiden, bis eine 'gereinigte', widerspruchslose grundform erreicht ist. Das bedeutet eine verallgemeinerung einer vielleicht bei werken bewussten und hoch entwickelten künstlerischen schaffens mit vorsicht anwendbaren methode und drängt die frage nach den besonderen bedingungen jeder quelle ungebührlich in den hintergrund. Und das ist gerade für de Vries zum verhängnis geworden, dessen eigenartige quellen eine textkritik im geläufigen sinne gar nicht zulassen. Gewiss hat de Vries mancherlei aus dem studium von DgF. gelernt, und wo er dem dort gegebenen vorbild folgt, hat er gute resultate erzielt. Aber er ist sich über die unvereinbarkeit der hier angewendeten methoden mit der seines lehrers Boer nicht klar geworden und hat die widersprüche zwischen beiden in seine arbeit hineingetragen.

In zwei punkten unterscheiden sich die folkeviser besonders wesentlich von sonstigen literarischen quellen. Einmal durch die mannigfaltigkeit der texte und die art ihrer bewertung. Bei literarischen quellen suchen wir sämtliche vorhandenen niederschriften, seien es noch so viele, in einem stammbaum zusammenzufassen, so den urtext wirklich oder hypothetisch zu gewinnen und wertvolle handschriften von wertlosen zu scheiden. Für die viser aber — und mehr noch für die fer. als für die dänischen, die doch schon wieder seit ihrer aufzeichnung eine gewisse textgeschichte haben — ist gewissermassen jede niederschrift ein urtext, geflossen direkt aus dem quell des lebendigen volksgesanges. Mag ein text noch so jung und verderbt erscheinen, er kann doch irgendwo ältestes gut bergen. Daher ist es nicht möglich, einen urtext anzunehmen und aus ihm die andern texte stammbaummässig herzuleiten oder umgekehrt aus den vorhandenen texten einen urtext zu rekonstruieren. Dies hat de Vries für die norw. ballade Sigurd svein s 50 ff. versucht. So sehr die stoffliche kritik des liedes ihm geglückt ist, so muss es prinzipiell als verfehlt abgelehnt werden, eine solche textliche urform unter ausscheidung jüngerer gutes und unter vermischung mehrerer texte gewinnen zu wollen, selbst wenn die überlieferung so einfach und gering ist wie bei diesem lied. Die einzig mögliche methode ist vielmehr die in DgF. durchgängig befolgte; sämtliche texte gleichwertig nebeneinanderzustellen und unter gleichmässiger berücksichtigung aller, auch der jungen

und verderbten, eine geschichte des stoffes der ballade zu gewinnen. Dass dieser grundsatz für die fær. dichtung so gut gilt wie für die dänische, beweist der reiche variantenschatz, den das leider nur handschriftliche Corpus carminum faeroensium in Kopenhagen bewahrt. De Vries, dem das Corpus nicht zugänglich war, konnte aus der Hammershaimbschen ausgabe allerdings leicht zu der ansicht verführt werden, dass es von den liedern nur einen gleichförmigen text gebe, nur mit geringfügigen varianten, wie sie Hammershaimb ohne jede vollständigkeit und ohne verständnis für den wert der reichen überlieferung ganz willkürlich beifügt, und die sich von beliebigen handschriftenvarianten in nichts unterscheiden. So konnte dem verfasser der Hammershaimbsche text leicht zum kanonischen grundtext werden, der die behandlung der balladen als rein literarischer produkte nahelegte.

Wesentlicher noch ist die richtige bewertung der formel und ihres geltungsbereiches in der viserdichtung. Ihr kommt in jeder volkstümlichen dichtung eine gewisse rolle zu, ihre bedeutung kann aber in der viserdichtung kaum überschätzt werden und ist in der fær. dichtung geradezu unglaublich gross. Sie beschränkt sich hier auch nicht auf einzelne formelhafte wendungen oder zeilen, sondern darüber hinaus schafft sie für den im ganzen auffallend kleinen motivkreis, der in den liedern immer wiederkehrt, bestimmte, fest geprägte darstellungen von oft sehr komplizierter zusammensetzung, so dass man sie von vornherein durchaus nicht als formeln erkennt. So gibt es brautwerbungsformeln, seefahrtsformeln, begräbnisformeln, die mehr oder minder vollständig an jeder stelle auftreten, wo die handlung eine brautwerbung, eine seefahrt, ein begräbnis zu schildern verlangt. So gibt es weitere formeln, die das aussehen eines trolles, eines schiffes, eines mädchens beschreiben. Für die meisten der typischen szenen bestehen mehrere formeln nebeneinander, und dann ist es ganz gleichgültig, welche davon in der einzelnen niederschrift einer vise benutzt ist. Unwillkürlich und ohne je nach logik zu fragen, stellen sich formelhafte szenen ein, kristallisieren sich weitere formeln an, können ganze abschnitte eines anderen liedes herbeigezogen werden, ohne dass von entlehnung im üblichen sinne gesprochen werden darf; sie erscheinen in einigen niederschriften und fehlen in anderen. Nur der gang der handlung ist individuell, die ganze ausführung ist immer typisch, und die typische formel überspinnt und verdeckt oft genug wie wildes gerank den alten kern. Das gilt mehr noch als für die dänische dichtung für die færöische, wo ich wohl 70 % des bestandes für formelhaft halte. Damit ist klar, dass zur beurteilung und bearbeitung solcher lieder die richtige kenntnis und erkenntnis der formel unerlässlich ist.¹ Auch de Vries hat natürlich an dieser erscheinung nicht vorbeigehen können und hat mit ihr in seiner arbeit gerechnet (vgl. s. 43; 260). Und in vielen einzelfällen hat er die poetische formel als solche richtig erkannt, so die begräbnisformel Rs str. 22 ff., Sigurðs traum Br str. 47 ff., sein ritt str. 55 ff., das verstehen der vogelsprache durch die jungfrau im refrain des Rg usw. Aber die prinzipielle und elementare wichtigkeit der formel und ihrer kenntnis ist ihm nicht klar geworden; er arbeitet nur tastend von fall zu fall. Er hat sich vom bilde des literarischen textes nicht freigemacht und sucht nach logischer richtigkeit, statt zuerst einmal nach der formelhaftigkeit jeder einzelnen von ihm behandelten

1) Wie eine genaue bearbeitung des formelschatzes auch positive aufschlüsse geben kann, das beweisen die von de Vries nicht zitierten arbeiten von der Reckes: Nogle folkeviser-redactioner, Kph. 1906; Folkevisestudier. Vestnordisk indflydelse i dansk. Danske studier 1907, 79 ff.

strophe zu fragen. So kommt er an vielen stellen zu verstößen und verkehrten ausführungen, die sich leicht hätten vermeiden lassen. S. 9 bespricht er die scene zwischen mutter und sohn, in der Sigurd das zerbrochene schwert des vaters von der mutter erhält. Obwohl de Vries die ganze scene als formelhaft erkennt, knüpft er doch logische erwägungen daran an. Im gegensatze zur Völsungasaga (Völs.-s.) stachelt hier nicht Reginn, sondern die mutter den jungen Sigurd zur vaterrache auf, indem sie ihm die blutige rüstung des vaters zeigt. Statt darin einfach den typischen ausgang der leikvöll-episode zu sehen, bemerkt de Vries, die abweichung von der saga sei aus dieser selbst wohl zu verstehen, da in ihr an irgendeiner stelle Hjordis den wunsch nach rache für den tod ihres vaters äussert, und er findet es ferner 'merkwürdig', dass der dichter neben dem motiv des zerbrochenen schwertes noch die blutige rüstung des vaters einführt. Das ist eine verkennung des balladenstils, der nicht nach motivdoppelung fragt und keine weithergeholte erklärung verträgt, sondern der einfach für Sigurds aufreizung zur vaterrache die gebräuchliche leikvöll-schablone benutzte, aus der sich dann die stellung der mutter und die blutige rüstung von selbst ergaben. Wenn de Vries s. 61 für den anfang des Br von 'weitschweifigkeit' redet, die auf jüngere verbreiterung schliessen lasse, so zeigt auch dies eine ganz verkehrte auffassung von dem entstehen einer solchen ballade und deutet darauf, dass de Vries eine 'gereinigte' und wesentlich formelfreie grundform jeder ballade voraussetzt, während alles darauf schliessen lässt, dass die formel von anfang an ein konstituierendes element dieser dichtung ist, und dass sie von je eine freude an breiter ausführung und spielender wiederholung gehabt habe. S. 83 f. behandelt de Vries den zusammenhang zwischen Br und der dän. vise *Ungen Srendal* und, nachdem er mit recht stoffliche gleichheit geleugnet hat, 'glaubt er an einer stelle entlehnung des Br aus der dänischen vise feststellen zu können, nämlich in dem zug, dass die jungfrau den helden schon vor der ersten begegnung liebt (Br. str. 18, dän. A. str. 12). Er hat nicht erkannt, dass es sich bei diesem gewiss sehr individuell aussehenden zuge um eine weit verbreitete faer. formel handelt, die u. a. im *Oláfu kvæði* (Færosk Anthologi 1, 193) str. 35 auftritt.

*lung bar eg at Hugin kongi
áður enn eg hann sá.*

Das motiv ist auch bereits anord. belegt, nicht nur an der von de Vries angeführten stelle Fjölsvinnsmál str. 50, sondern besser noch Helgakvida Hundingsbana II str. 14 und auch sonst. Hätte er die arbeiten v. d. Reckes gekannt, so hätte er nur schliessen können, dass die ganz unänische str. 22 des dän. liedes einen hinweis auf westnord. ursprung der vise, beziehungsweise westnord. einfluss auf sie gibt, dass aber diese reine formelgleichung für einen zusammenhang von Br und '*Ungen Srendal*' oder gar für eine entlehnung der faer. aus der dän. vise gar nichts besagt. — S. 104 wird die ansicht aufgenommen, die sich schon in den zitierten arbeiten von Boer und Döring findet, dass ausdrücke wie '*sum sögan s'gir fró*' (Hö str. 200) oder '*sigist i bragda tátt*' (Hö str. 18) tatsächliche hinweise auf bestimmte quellen, und zwar hier auf die Þidrekssaga (Þ.-s.) wären. Auch hier handelt es sich um ungemein häufige formeln, aus deren benutzung sich gar nichts schliessen lässt, als dass eine billige zeilenfüllung nötig war. S. 105 werden die hauptsächlichsten stellen besprochen, an denen Hö und die dän. vise *Grinhlís hævn* übereinstimmend von Þ.-s abweichen. Dabei werden das zerbrechen der ruder im sturm (Hö str. 27) und das trinken des blutes durch Hagen (Hö str. 140) gleichmässig behandelt. obwohl das

erste eine reine formelübereinstimmung, das zweite aber in der tat eine sehr wesentliche inhaltliche gleichung ist.

S. 110 ist Hö str. 33 ff. das geschenk des *vínarkelvi* an Hagen als bewusster charakterisierungsversuch Grimhilds aufgefasst, während auch hier eine häufige formel vorliegt, in die man keine absichtlichkeit hineindeuten darf. Erhält doch, aller logik entgegen, Hagen in einem teil der varianten dies geschenk gar durch Sigurðs von Gndrum erwecktes gespenst. Ebenso ist Gndrums sturmszauber nichts als ein häufiges requisit der seefahrt-darstellung. — S. 167 ff. wird das verhältnis des Rg zur dän. vise *'Regnfr. d. og Krageli'* untersucht. Da heisst es s. 169 über die veränderte einleitung der dän. vise: 'Wir können auch dem nachgehen, wie diese veränderung zustande gekommen ist. Wenn das motiv gegeben war, dass eine königstochter vieh hüten musste, so kam man weiter zu der frage, wie sie zu solch erniedrigender beschäftigung gekommen war. Und die antwort darauf lautete: sie war dazu gezwungen, weil sie ihren eltern geraubt war.' So rationalistisch kann wohl ein moderner forser erwägen, aber nicht eine alte vise. Für sie gab es einfach eine reihe gegebener motive zur einleitung solcher erlösungserzählungen; welches schliesslich gewählt wurde und ob dies das quellenmässig alte war oder nicht, ist im grunde von sehr wenig belang. S. 177 wird eine wörtliche übereinstimmung zwischen Rg str. 84 und der genannten dän. vise str. A 11 B 16 besprochen und der beiderseits vorhandene zug des ziegenhütens damit als unwesentlich abgetan, dass de Vries wörtlich sagt: 'Was ist natürlicher, als dass von armen leuten auf einer heide ziegen gebüet werden.' Hier kommt es wieder allein darauf an, ob wir es mit einer formel zu tun haben oder nicht. Bei formeln ist die schlagendste übereinstimmung wertlos, bei einer wirklich inhaltlichen gleichung wird auch der geringste zug bedeutsam.

Mit diesen aus allen kapiteln beliebig herausgegriffenen beispielen versuchte ich zu zeigen, wie der eingangs charakterisierte methodische fehler in de Vries' arbeit sich im einzelnen auswirkt. Aber auch ganz prinzipiell muss er zu einer falschen auffassung der entstehung der fæ. viser führen. de Vries arbeitet dauernd mit den ausdrücken dichter und interpolator, scheidet ältere und jüngere schichten. So ist s. 104 besonders krass von einem 'wohlerwogenen plan des dichters' die rede, s. 72 werden in Br. str. 111—124 gar drei schichten von interpolationen auszuscheiden gesucht. Das bedeutet ein heranziehen ganz falscher begriffe, mit denen man den visern nicht zu leibe geben kann. Es gibt in ihnen keinen 'wohlerwogenen plan', und schon wenn sie entstehen, enthalten sie interpolationen, d. h. nicht stoffzugehörige partien, von denen sich manche dem stoff fest einfügen, andere nur bei der oder jener niederschrift eingeflossen sind. Das urteil 'älter' oder 'jünger', 'besser' oder 'schlechter' ist auf grund dieses formelhaften zuwachses über einen text nicht auszusprechen, ebensowenig kann man je durch abstreichen alles konventionellen zu einem gereinigten und alten text gelangen. Der dichter, den es ja sicher gegeben hat, ist für uns herzlich gleichgiltig, und zum mindesten lag ihm nichts ferner als ein 'wohlerwogener plan'; interpolatoren aber hat ein solches lied so viele, als es vorsänger beim tanze gesungen haben. Zuzugeben bleibt, dass die ausgabe Hammershaimbs mit ihren erwähnten mängeln unklarheit hervorrufen konnte. Dazu gibt de Vries s. 115 ff. als abschluss seiner untersuchungen über die drei Nibelungen-*tuttir* einige bemerkungen allgemeiner art über die entstehung dieser ganzen dichtungsgattung. Aus ihnen geht hervor, dass seiner meinung nach die fæ. viserdichtung im gegensatz zur dänischen eine kunstdichtung sei, für die also auch die massstäbe solcher dichtung anwendbar seien. Gewiss sind manche beachtenswerte gesichtspunkte an-

gedeutet, so die scheidung dän. und fær. dichtung, der hinweis auf die isl. *rímur* usw. Aber die wichtige frage nach dem ursprung dieser ganzen literatur ist so im vorbei-gehen nicht zu lösen, sie wird noch manche untersuchung erfordern. Zum mindesten ist der ursprüngliche charakter der fær. viser als kunstdichtungen von de Vries nicht bewiesen und durfte in der untersuchung also nicht vorausgesetzt werden.

Es sollen noch einige bemerkungen über die einzelnen kapitel und ihre resultat folgen. Die drei ersten kapitel über Rs, Br und Hø stellen, kurz gesagt, den versuch dar, die untersuchung im Golther-Boerschen sinne konsequent durchzuführen und ihre bekannten resultat — Rs und Br bis einschliesslich str. 189 oder 190 sind nachdichtungen der Völs.-s., der rest von Br und Hø sind von Þ.-s. abhängig — endgiltig festzulegen. Dabei kommt de Vries in der tat vor allem über Golther weit hinaus und fördert mit gutem blick für einzelheiten und übereinstimmungen eine menge brauchbares material für den vergleich der lieder mit Völs.-s. und Þ.-s. zutage. Die gleiche aufgabe habe ich in meiner arbeit 'Die færoischen lieder des Nibelungenzyklus' unter zuziehung des variantenmaterials des C. C. F. zu lösen gesucht. Ich bin dort zu der ganz abweichenden auffassung gekommen, dass nur Hø aus der Þ.-s. abzuleiten ist, Br dagegen auf die *Sigurðarkviða meiri* nach ihrer von Heusler gegebenen ungrenzung, Rs auf ein eigenes lied von Sigurðs jugend zurückgeht, das auch eine quelle der Völs.-s. gewesen ist. Da diese schon 1914 fertige, aber durch den krieg liegen gebliebene arbeit nunmehr (Heidelberg 1919) erschienen ist, genügt es, auf sie zu verweisen. Doch möchte ich darauf hinweisen, dass de Vries' zusammenstellungen manches enthalten, was ich übersehen habe; so ist vor allem die deutung der schwierigen str. 85 des Rs sehr beachtenswert. Am wenigsten neues kommt für Hø heraus, wo unter hinweis auf Boers arbeit (Arkiv XX) auf jede einzelvergleichung verzichtet wird. Ein besonderer abschnitt begründet die ansicht, dass alle drei *tettir* von vornherein und nach einheitlichem plan von einem dichter geschaffen seien. Meine bei meiner quellenauffassung selbstverständlich gegenteilige anschaung habe ich s. 205 ff. meiner arbeit eingehend begründet. Entscheidend gegen de Vries' ansicht ist meines erachtens schon die tatsache, dass Rs und Br nicht nur nicht aneinander anschliessen, sondern dass der schluss von Rs von ganz anderen vorstellungen ausgeht als der beginn von Br. Rs schliesst mit der horterwerbung, beziehungsweise mit einigen dunklen stropfen, die aber zweifellos auf Sigurðs ritt zur schlafenden walküre zu deuten sind. Br aber beginnt keineswegs mit der erweckung, sondern mit zum teil sagenechten, zum teil formelhaften szenen bei Brinhild Budladottir und führt dann viel später Sigurð ganz neu ein, nicht vom drachenkampf zur erlösung schreitend, sondern, zur ritterschablone abgeblasst, auf werbung ausziehend. Besser schliessen Br und Hø aneinander, doch gerade dann am wenigsten, wenn man in ihnen das wirken eines bewussten dichters sieht. Dann ist Br zu einem deutlichen abschluss geführt durch str. 237 und deren vorstellung, dass Guðrun mit Grani am zaume ruhelos die welt durchwandert; Hø dagegen beginnt in str. 2 *Guðrun situr í Jáka gördum*, einem typischen lieder-eingang. Will aber de Vries die lieder als literarische produkte behandeln, dann darf er solche widersprüche am wenigsten übersehen. Aus den einzelnen von ihm angeführten zeugnissen durchgehender planmässigkeit greife ich nur den zusammenhang heraus, den er zwischen der gemeinsamen beteiligung Gunnars und Högnis am morde und dem gemeinsamen tode Attilas und Guðrunns findet, und verweise für die übrigen auf die genannte stelle meiner arbeit. de Vries schliesst folgender-

massen: Gunnar und Högni werden in Br gemeinschaftlich am morde beteiligt, weil sie in Hö unterschiedslos von Guðrun umgebracht werden. Aus der gleichen erwägung heraus werden Guðrun und Attila vom sohne Högnis im schatzberg eingeschlossen, weil sie beide am tode Högnis schuld sind. Auch dies schlägt ganz in die charakteristische arbeitsmethode von de Vries; so logisch erwägt einfach keine vise; überdies wirft er zwei ganz verschieden zu beurteilende erscheinungen zusammen. Högni und Gunnar als gemeinsame mörder sind bestes altes, nordisches sagengut, Attila und Guðrun im schatzberge sind aber, wie ich l. c. nachgewiesen habe, jüngste sagenmischung; zudem bleibt überall in den texten die darstellung so undeutlich und verschwommen, dass sich Hammershaimb veranlasst sah, diese angeblich im wohlerwogenen plan des dichters liegende erscheinung in einer fussnote erst zu erklären.

Was die dän.-norw. parallelen zu den drei *tattir* betrifft, so ist auch hier das kapitel über Hö ganz unergiebig; auch hier wird einfach Boer wiederholt. So geht de Vries auch über die Hvenske chronik, deren schwierige vorgeschichte noch nicht geklärt ist, mit ein paar worten ganz hinweg. Sehr gut erscheint mir dagegen die behandlung der norw. ballade *Siguð svein* und des dän. *Sivard snarensvend*, die s. 16 ff. im anschluss an Rs besprochen werden. Die scheidung stofflich älteren und jüngeren gutes ist glücklich durchgeführt, die lieder meines erachtens als reine abkömmlinge der *Gripisspá* richtig erkannt und der Golthersche versuch, sie mit Rs zu identifizieren, mit vollem recht abgelehnt. Nicht durchweg kann ich mit den ausführungen des verfassers über die dän.-norw. parallelen zu Br einverstanden sein. Richtig dürften die norw. reste, wenn sie überhaupt von einem liede stammen, als trümmer eines gedichts gedeutet sein, das mit dem frauenzank im hause und mit Sigurðs tode am *Rimarfoss* draussen im walde auf eine deutsche quelle zurückgeht, die meines erachtens sehr wohl die Þ-s. gewesen sein kann. Richtig wird auch ein quellenmässiger zusammenhang sowohl der norw. bruchstücke mit dem dän. lied '*Sivard og Brynild*' als auch dieser beiden gedichte mit Br abgelehnt. Sie haben sämtlich nichts miteinander zu tun. Verfehlt dagegen scheint mir die stoffliche analyse des dän. liedes '*Sivard og Brynild*'. Nach de Vries handelt es sich um ein lied mit deutscher quelle, auf das sekundär nordische sage eingewirkt hat. Demgegenüber halte ich an der auffassung Grundtvigs fest, dass das lied rein norroenen ursprungs ist. Im einzelnen auch an de Vries' behandlung anschliessend, führe ich folgendes an: 1. Das lied beginnt mit der nachricht, dass Syffuert ein pferd hatte, mit dem er Brynild '*aff glarbieriet*' erlöst habe, um sie als pfand der '*stalbroderlay*' an Hagen zu geben. Das kann nur der nachklang einer Brynhildsage sein, in der das pferd Sigfrids eine besondere rolle gespielt hat, also einer nordischen flammenritterwerbungssage, nicht der alten reinen Sigdrifsage. Mit Ísenstein hat '*glarbieriet*' demnach nichts zu tun, vielmehr halte ich es für eine von dem bekannten märchenmotiv beeinflusste missverständliche umformung eines ausdrucks etwa wie '*glatriborg*', der in der fær. poesie nicht selten ist, und der hier den goldschimmernden, fenerumwallten saal der jüngeren nordischen dichtung bezeichnet (vgl. z. b. *Fáfnismál* str. 42 *um gorrán ór óðokkom ógnar ljóma*). Deutsch ist nur die bezeichnung *Hellitt* oder *Helle Hagen*, die sich in entsprechenden formen in Grimhilds hævn wiederfindet. 2. Der frauenzank am fluss beim waschen von seide (die variante E von den Færoern sagt noch richtig '*deres gule haar*'), Siennial (= Guðrun) trägt Sigfrids ring. Trotz der trümmerhaften darstellung kann man nur reste einer nordischen scene am wasser erkennen, die am nächsten an die Snorra Edda (Ed. Arna-

magn. I, 362) anklingt, aber weder aus der Þ-s. noch dem Nibelungenlied hergeleitet werden kann. 3. Nach dem streit legt sich Brynhild zu bett und erwartet dort ihren gemahl. 'Sie lag krank', heisst es ausdrücklich. Genau der gleiche zug begegnet Völs.-s. kap. 31, Br. str. 172. Demgegenüber geht Brynhild Þ-s. kap. 388 Gunnar und Hagen in den wald entgegen. Im Nibelungenlied str. 851 lässt sie Gunther gleich vor dem münster zu sich kommen. 4. Die unterredung Hagens mit Brynhild, in der diese Sigfrids tod fordert. Diese unterredung hat nichts mit dem zwiegespräch Hagen-Brynhild des Nibelungenliedes zu tun, denn es ist hier Brynhilds gemahl, der mit ihr am ehbett spricht. Die Verdrängung Gunnars durch Hagen ist in diesem liede eine vollständige, wirksam ist sie jedoch in allen liedern, so auch im Br, wo Gunnar mehr und mehr in den hintergrund tritt und statist wird, um das gegenspiel Hagen-Gudrun um so mehr hervortreten zu lassen. Ebenso verschwindet in aller folkeviserüberlieferung Attila; auch dadurch wird Hagens und Gudruns gegnerschaft um so schärfer herausgehoben. Es handelt sich also um eine analoge scene wie Völs.-s. kap. 31 an Brynhilds bett. 5. Die ermordung, de Vries versucht ohne überzeugungskraft zu erweisen, dass keine bettmordtradition die quelle ist. Dem steht der klare wortlaut entgegen, nach dem Hagen zu Syffuert 'y hyffu-*loft'* geht, sein schwert leiht und ihn dort ermordet. Auch das schwert als mordwaffe ist rein nordisch. Hagen als mörder beruht wiederum nicht auf deutschem sagen-einfluss, sondern auf der erwähnten entwicklung innerhalb der viserliteratur; wie er gatte Brynhilds geworden ist, wurde er auch Sigfrids mörder. In Br sind alter sage entsprechend Gunnar und Högni die mörder, doch ist in einem teil der fassungen in str. 218 Högni als besitzer des mordschwertes genannt. Dass Sigurðs leiche zu Brynhild gebracht wird, steht ebenfalls in keiner deutschen tradition und hängt hier einfach mit der formulierung von Brynhilds forderung zusammen, dass sie Sigurðs haupt in die hände bekommen muss, um gesund werden zu können. 6. Der schluss ist nach visermanier willkürlich ausgestaltet, scheidet für uns daher aus. Somit bleibt von dem ganzen liede nur ein deutscher zug, Sigfrids unverwundbarkeit. Dieser zug, der in der sonst rein nordischen ersten scene zwischen Hagen und Brynhild steht, hat die besondere ausprägung erhalten, dass Sigfrid nur mit einem bestimmten schwert getötet werden kann. Dadurch rückt das dän. liede in unmittelbare nähe von Br, der das unverwundbarkeitsmotiv in der gleichen charakteristischen umprägung enthält. Dort aber gehört die mordszene in dieser ausgestaltung, wie ich unter heranziehung der fassungen nachzuweisen versucht habe, schon der quelle von Br an, ist dort also wurzelecht. Daher kann man das auftreten des gleichen charakteristischen zuges in der bettmordtradition des dän. liedes nur als entlehnung aus der fær. vise auffassen, nicht aber als einfluss einer deutschen quelle. Im dän. liede ist dann das motiv des einzig verwundenden schwertes sehr in den vordergrund des interesses gerückt und dadurch spezialisiert, dass dieses schwert Sivards eigenes ist.

Das IV. kapitel behandelt den *Ragnars-táttur*, seine quellen und seine parallel-überlieferungen. Das wichtigste ergebnis der untersuchung ist, dass der Rg nicht aus der Ragnarssaga (Rag.-s.) herzuleiten ist, sondern in beiden teilen, in der Tora-erzählung wie in der Áslang-Kraka-geschichte, eine eigene und altertümlichere darstellung bietet. Für die Tora-erzählung lassen sich einige züge beibringen, die zweifellos älter sind und der saga fehlen; bei der Áslaug-geschichte kann de Vries nur eine reihe sekundärer erweiterungen in der saga nachweisen, die dem *táttur* fehlen. Doch halte ich hier den schluss ex silentio nach de Vries' darlegungen für berech-

tigt; sicher würde auch hier die heranziehung der varianten des Corp. carm. fær. neues material liefern. In beiden abschnitten stellt sich Rg enger mit dem Ragnarssonabáttir der Hauksbók zusammen, so dass diese beiden quellen eine eigene und zum teil bessere überlieferung bieten. Damit ist der wert der fær. lieder auch für die allgemeine sagengeschichte erneut erwiesen; denn durch dies resultat von de Vries' untersuchungen, das positive schlüsse auf die vorstufe der saga zulässt, erhalten zwei fragen ein neues gesicht, die frage nach alter und herkunft der Áslangfigur und die frage nach der verbindung von Rag-s. und Völs-s. Beide versucht de Vries neu zu behandeln und zu lösen; in beiden fällen kann ich aber seinen resultaten nicht zustimmen. S. 188 ff. bespricht verfasser sehr eingehend das verhältnis von Rag-s. und Völs-s. mit dem ergebnis, dass die Völs-s. unabhängig von der Rag-s. entstanden und erst von dem überarbeiter dieser saga, der auch deren kap. I anfügte, mit ihr verbunden sei. Richtig erscheint mir an de Vries' ausführungen, dass die ältere durch Rg und Ragnarssonabáttir erforderte Rag-s. noch ohne die Völs-s. als einleitung bestanden hat. Darüber hinaus aber auch der Völs-s. eine selbständige vorgeschichte zu geben, ist noch nicht ohne weiteres möglich, und de Vries bleibt den beweis dafür schuldig. Die allgemeinen überlegungen, dass die Völs-s. eine sehr genaue paraphrase der Eddalieder gibt, während die Rag-s. 'sehr unursprünglich' erscheine, und dass die einbeziehung der Helgi- und der Ermanarichgedichte in die paraphrase der Völs-s. nicht zu der verbindung mit der Rag-s. passe, führen nicht weiter. Mogks von de Vries abgelehnte ansicht, dass die Völs-s. nur als vorgeschichte der Rag-s. entstanden sei, kann ruhig bestehen bleiben. Aufgeben müssen wir nur die annahme der gleichzeitigen entstehung von Rag-s. und Völs-s. und müssen vielmehr annehmen, dass der redaktor der erweiterten und überarbeiteten Rag-s. ihr auch die Völs-s. als glänzende vorgeschichte der gattin Ragnars vorausgeschickt hat. Dass in diesem wohl geschickten, aber auch stoffhungrigen und geschwätzigem werk in majorem gloriam die gesamte erlauchte familie einschliesslich der fernerstehenden helden, wie Helgis, und der Jónakr-kinder erscheinen musste, um Áslangs stammbaum zu zieren, ist kaum verwunderlich. Auch so bleibt aber de Vries' ergebnis noch wichtig genug. Gehört die Völs-s. nur zu der erhaltenen, nicht aber zu der ursprünglichen Rag-s., dann bildet diese letztere nach ausweis des Rg eine quelle, die ohne zusammenhang mit der Völs-s. von Áslang als tochter Sigurðs und Brynhilds berichtet. Und das führt dazu, alter und bedeutung der Áslangfigur erneut zu untersuchen. Auch de Vries hat dies getan. Er geht bei seiner untersuchung aus von einer norw. volkssage, die bei Torfæus berichtet wird und von der einige jahre später Jonas Ramus erzählt, dass es über diese sage ein lied gebe, das an gewisse ortsnamen anknüpfe. Eine königstochter namens *Aadlov* oder *Aslog* sei dort in einer goldenen harfe vom meere angetrieben und von armen leuten aufgenommen worden, deren ziegen sie hüten musste. An diese ereignisse erinnern noch die ortsnamen *Guldrig* als hinweis auf die goldene harfe, *Kraakeback* und *Aatlogs-Houg* als nachklang des namens des Kindes. Diese norw. volkssage, im 17. jahrhundert aufgezeichnet, hält de Vries für die älteste und ursprünglichste form der Áslangsage, die also rein märchenhaft, doch schon mit den literarisch gewordenen namen ohne verbindung mit der Ragnarssage oder der Nibelungensage für sich existiert hat. Erst sekundär ist sie mit der Ragnarssage verbunden, indem Áslang in eine 'nicht sehr stark entwickelte' erzählung von Ragnar und einer bauerntochter eintrat. Noch später, doch immer noch vor der ältesten uns erschliessbaren quelle, wurde Áslang dann in die Sigurdsage aufgenommen, als man darangieng, die grossen heldengeschlechter unter-

einander zu verbinden. Die ganze konstruktion von de Vries steht und fällt mit der anerkennung der norw. lokaltradition als grundform der ganzen sage. Auch de Vries sieht das bedenklige seiner annahme und meint s. 155, derartige mitteilungen seien mit vorsicht aufzunehmen, und auch hier könne der enge anchluss an die literarische tradition bedenken erregen. Schliesslich aber genügen ihm die genannten ortsnamen als zeugen für alter und echtheit der sage. Ich kann das nicht als vollgiltig anerkennen und verweise demgegenüber auf den ganz analogen fall der Hvenschen chronik. Ein gelehrter berichterstatter des 17. jahrhunderts teilt eine tradition mit, die die ereignisse der Nibelungensage mit erheblichen abweichungen auf der insel Hven lokalisiert und sich dabei auf ortsuamen beruft, die an personen der sage anknüpfen. Auch hier ist ein altes lied die grundlage des berichts. Trotzdem denkt niemand daran, in der Hvenschen chronik eine besonders alte fassung der Nibelungensage zu sehen, sondern erkennt mit recht in ihr eine späte lokalisation, aus der die ortsnamengebung erst entsprungen ist. Solche lokalisationen bekannter sagen sind ja nichts neues und schon aus der P.-s. mit ihrem schlangenturm und Nibelungengarten in Soest bekannt, vgl. z. b. auch, was K. Liestøl (Norske trollvisor og norrøne sogor s. 38 ff.) zur lokalisation von Olafssagen beibringt. Ich finde also keine veranlassung, dieser späten volkssage gegenüber dem gleichlautenden zeugnis sämtlicher literarischen quellen einen vorrang einzuräumen, und sehe in ihr nichts als einen norw. zweig der ausgebreiteten viserdichtung über den Áslaugstoff, der also dementsprechend zu werten ist. Die ältesten und gewichtigsten zeugnisse bleiben vielmehr die Rag-s. sowie Rg und der *Ragnarssonafáttir*. Beide kennen Áslaug nur in verbindung mit Ragnar und mit der Sigurðsage, und diesen zug hat auch das von saga und Rg unabhängige dän. lied '*Karl og Kragelil*' bewahrt. Wir haben also keine veranlassung, Áslaug von dieser sage zu trennen, müssen gerade im gegenteil Áslaug als Sigurðs tochter auch in die älteste erschliessbare form der sage aufnehmen. Daraus ergibt sich aber, dass sie keine erfindung des verfassers der Völs-s. ist, sondern eine ältere und selbständige sagenfigur mit einem eigenen erzählungskreis. So halte ich auch beide erzählungen von ihrem ersten schicksal für alt und gleichwertig. Die eine, aus der Rag-s. bekannt und in der fær. *Gests-ríma* bewahrt, berichtet, wie Áslaug von ihrem pfegevater Heimir, der als harfuer durchs land zieht, in der harfe mitgenommen und wie sie nach ermordung des pfegevaters von ihren zieheltern gefunden und anferzogen wird. Die andere erzählung, durch Br str. 176 ff. und durch ein verlorenes fær. lied repräsentiert, dessen inhalt zuletzt DgF I 329 mitgeteilt wird, besagt, dass Áslaug nach ihrer geburt in einer kiste ins meer ausgesetzt und von ihren zieheltern am strande aufgefunden sei. Aus diesen beiden einfachen berichten wird die phantastische erzählung der norw. tradition kombiniert, deren schwimmende goldharfe so wenig ursprünglich ist wie Sigfrid in der glasflasche (P.-s.). Andere, ganz unabhängige zeugnisse für die zugehörigkeit der Áslaugfigur zur Sigurðsage geben die bei Hammershaimb s. 80 ff. abgedruckten Dvörgamoy-lieder¹. Diese lieder, deren verwickelte vorgeschichte ihre beurteilung sehr erschwert, die aber als kern die alte Sigurð-Sigrdrif-sage enthalten, berichten von der liebe Sigurðs zu einer '*Dvörgamoy*'. Dies mädchen trägt in Dv III den namen Ása, im Dv IV den namen Ásla. Ferner bezeichnet die fassung B von Dv III dies mädchen als '*Aldiruna*', sei es appellativ oder als eigenname, und ebenso berichtet der schluss von Rs, der sich nur auf Sigurðs ritt zur

1) Vgl. hierzu jetzt meine abhandlung Arkiv f. nord. filol. bd. 36, 207 ff.

Sigrdrif beziehen kann, dass Sigurð 'Aldiruna' besuchte (*hann gisti Aldiruna*), sie aber wieder verliess, worüber sie weinen muss. Wir haben also nebeneinander in engster beziehung zur Sigurðsage *Ásla-Aldiruna*. Andererseits berichtet das erwähnte dän. lied *Karl og Kragelil*, jene *Kragelil*, die tochter *Brynells* habe *Adelroon* geheissen, während sie in dem norw. Torfäus-bericht *Aadlor* heisst. Also auch hier das nebeneinander von *Aadlov-Adelroon*. Diesen verwickelten zusammenhängen nachzugehen, ist hier nicht möglich; es kam nur darauf an, auf die dadurch bezeugte weitere und selbständige verbreitung der Aslaugerzählungen hinzuweisen, aus der hervorgeht, dass es sich um eine tatsächliche, wenn auch gewiss nicht sehr alte sagenfigur, nicht um das kunstprodukt eines kompilers handelt.

Zur beurteilung des kap. V, der behandlung des Ísmalledes, fehlt mir hier leider das material.

Die arbeit von de Vries behält ihren grossen wert durch die vollständigkeit und genauigkeit der materialbenutzung, die über alle vorarbeiten weit hinausgeht, und durch die anregung, die von ihr ausgeht, sich ernstlicher mit diesen bisher wenig beachteten quellen zu beschäftigen und sie für die allgemeine sagenforschung nutzbar zu machen. Die resultate der arbeit sind zum teil sehr wichtig, und auch da, wo sie aufrechtbar sind, fördern sie und geben anregung.

GREIFSWALD.

H. DE BOOR.

D. Martin Luthers werke. Kritische gesamtausgabe. Tischreden. Band 1. 2. Weimar, Hermann Böhlau nachfolger. 1912. 1913. XLI und 656, XXXII und 700 s. 8°. 21,— und 22,— m.

Luther hat die flinken federn der mancherlei tischgenossen, die seine worte nachzuschreiben beflissen waren, gewähren lassen. Selten einmal veranlasst er eine solche nachschrift, wie Veit Dietrich gelegentlich berichtet: *Hunc conceptum sequentem forte in mensa me iubebat signare* (Tischr. I 72 Weim.), oder: *signate vobis hoc* (I 202). Wenn er aber im schmerz darüber, dass ihn ein guter gedanke entschunden ist, ausruft: *Ach, man sol spiritum reverenter halten!* und Veit Dietrich das ausdentet: *Significans tales cogitationes excipiendas esse calamo* (I 373), so ist schon zweifelhaft, ob er damit nachschriften in form der Tischreden hat empfehlen wollen. Denn seine wahre stimmung gegen die nachschreibende vielgeschäftigkeit trifft doch vielmehr jenes geschichtchen vom mai 1532: die witve des pfarrers Zeiger von Belgern lässt ihn um einen neuen mann bitten; er speist den boten ab: *Sie ist über sieben jar! Sie muss sehen, wen sie nehme; ich kan ir kein geben*, und wendet sich lachend zu Schlaginhaufen: *Ego rogo propter Deum, Turbicida, scribite hoc! Ists nicht ein plag? . . . Lieber, schreibts und merckhts* (II 123). In der sache war Melanchthou mit Luther eins; sein ton ist ernster und lehrhafter, wenn er dem nachschreibenden Cordatus das heft aus der hand nimmt und das distichon hineinschreibt:

*Omnia non prodest, Cordute, inscribere chartis,
Sed quaedam tacitum dissimulare decet* (II 310).

Mit Luthers willen wären die nachschriften gewiss niemals gedruckt worden. Für die kenntnis Luthers würde das einen ernsthaften verlust bedeuten, denn in jeder hinsicht erhalten wir aus den Tischreden die wertvollsten aufschlüsse. Biographisch sind ihnen allein so wichtige zeugnisse zu entnehmen, wie die erinnerung an Luthers

erste bekanntschaft mit der bibel: *Puer aliquando incidit in bibliam, ibi forte historiam de matre Samuelis in libris Regum legit; mire placuit ei liber* (I 44), und die angaben über sein verhältnis zu andern büchern in der frühzeit (das.); das bekenntnis: *Staupicius hat die doctrinam angefangen, und dessen wort: Man mus den man ansehen, der da heyst Christus* (I 245). In den Tischreden ist aufgezeichnet, was Luther über sein verhör vor Kajetan in Augsburg und seine rückkehr von dort erzählt hat (I 597 f.); hier steht ein tiefes bekenntnis zur bibel: *Wenn die bibel ein grosser mechtiger baum were vnd alle wort estlin, so hab ich an alle estlin angeklopfft vnd gern wollen wissen, was es were vnd vermocht* (II 244). Über sein verhältnis zur deutschen sprache äussert sich Luther bei tisch so rückhaltlos wie kaum sonst: *Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland* (I 524).

Vor allem ist es aber doch der religiöse genius, der sich auch in den kleinen äusserungen des alltags umfassend offenbart. Alles wird hier zum geistlichen bilde: *Fides autem est sicut centrum circuli: quando quis aberrat a centro, so ists unmöglich, das man den cirkel hab, so mus man feylen* (I 135). Ein bild wie dieses wäre in einer predigt oder einer für die öffentlichkeit bestimmten schrift Luthers ebenso gut denkbar, so auch der vergleich der papisten mit dem wütenden meer: *Posuit Dominus mari terminum suum. Er lesset sie wol wüten vnd ratschlachen, sie müssen aber rber das litus nicht fahren. Et aquas non ferreo, sed tantum arenoso litore continet* (I 464), oder der des heiligen geists mit dem atem des flüsternden: *Quando aliquis loquitur in aurem, so horet man fur dem odem die wort nit wol, so stark geht der wind; sic cum docetur verbum, so geht Spiritus Sanctus mit vnd webet in das hertz* (I 174), oder der der versuchung mit einer schlange: *In omni tentatione sol man sehen, das man den geducken nit einvume mit dem nachdenken: quando hoc fit, certo sequitur casus et peccatum, quia wo die schlang den kopff in ein loch bringt, da krecht sie gewisslich hinach zum corpore* (I 176). Aber meist spürt man doch in den bildern der Tischreden deutlich die häusliche umgebung, aus der sie stoff und bildkraft nehmen. Das haus selbst kann ein bild hergeben: *Es gemahnet mich der welt wie eins baufelligen haus; David vnd prophetae sinū die sparrn. Christus ist die seul mitten im haus, die hellt es alles* (I 185), oder die kinder, die in haus und hof haschen spielen: *Ideo libenter volo esse stultus, vnd wollen rus fangen lassen vnd gegreppen geben, quod Christus sit Deus et homo contra omnem rationem* (II 16). Bei trunk und speise legt sich ein bild wie das folgende besonders nahe: *sicut haustus aquae sitim et frustum panis esuriam sedat, ita Christus est remedium mortis* (II 599). Am gedeckten tisch, auf dem der bierkrug steht, kommt Luther in den sinn, wie gerste und flachs vom menschen das ärgste leiden müssen, um ihm dafür ihr bestes herzugeben: *Hae et similes multae creaturae etiam optime de nobis merita sic patiuntur. Sie et omnes pios multa mala a malis oportet pati. Sic David ist ein auserickelter man gewest, darumb ist er rust gerolt worden* (I 416). Bestimmte erlebnisse müssen sogleich ihren gehalt an bildkraft abgeben: ein besucher kommt von Leipzig her über die Dübische heide nach Wittenberg und erzählt, *largiter pluisse in der Diebischen heid . . . non item in Vuittembergensi agro, ubi segetes nimio aestu languerant. Darauf Luther: Es regenet, gleich wie wir predigen, in die Diebischen heide hinein, da es kein frucht bringt* (I 409). Darum ist es auch nicht gleichgiltig, dass die jahreszeiten zu den bildern stimmen, die die

Tischreden festhalten. Im august 1531 erzählt Luther vom kuckuck und der grassmücke: *An non aliquid magnum in hoc nobis significarit, quod cuculus parentem suum vorat, die grassmücken? Quod senel per fenestram meam respiciens vidi. Significat autem, quod falsi doctores veros opprimunt* (II 299); im mai 1532 folgt die beobachtung der neu belebten insekten: *Christus in extremo die vult blasen, tum omnes resuscitabuntur. Hic etiam fiebat mentio muscarum, quae per hiemem mortuae sole verno veniente recipere vitam* (II 122).

Religion und moral ist nun auch die seite, die Luthers nachschreibende zeitgenossen aufs lebhafteste beschäftigt und angezogen hat: in den unmittelbaren nachschriften nehmen äusserungen dieser art den breitesten raum ein, und in der grossen zusammenfassung der 'Colloquia oder Tischreden', die zuerst 1566 Johann Aurifaber hat drucken lassen, erhalten sie den besten platz. Aurifabers verdienst um die sammlung und erhaltung der Tischreden ist unbestritten: er hat der protestantischen lesewelt die ganze fülle dieses reichthums erschlossen, und zugleich ist er es, der das interesse an den Tischreden über die jahrhunderte gerettet hat. Dabei kann es kein vorwurf sein, dass Aurifaber die grosse aufgabe im sinn seiner zeit angegriffen hat: chronologische zusammenhänge hat er zerrissen, die ursprünglichen nachschriften aufgelöst und dafür zusammenhänge hergestellt, die ihm sachlich begründet und für seine leser wertvoll erschienen. Gesichtspunkte der praktischen theologie seiner zeit waren ihm dabei massgebend, wie sie noch weit hinaus gegolten haben: so sind noch die register von Mignes Patrologie, über die der nachschlagende heute seufzt, ganz ähnlich angelegt, wie Aurifabers Tischredensammlung. Die wissenschaftliche auferstehung, zu der K. E. Förstemann und H. E. Bindseil in den jahren 1844–46 dem alten Aurifaberschen text verbolfen haben, hat dieser vollauf verdient. Seitdem sind in der zweiten hälfte des 19. jahrhunderts die ursprünglichen nachschriften der tischgenossen nach und nach an den tag getreten, einzelne fanden ihren herausgeber: Lauterbach in Seidemann 1872, Cordatus in Wrampelmeyer 1885, Schlaginhaufen in Preger 1888, Mathesius in Loesche 1892.

Auch hier wurde der ausgang von theologischen interessen her genommen, mit erstarkender methode sind die herausgeber zu allseitiger kritischer erschliessung ihrer texte emporgestiegen, dem ideal am nächsten kam bisher E. Kroker mit seiner ausgabe der von ihm entdeckten Leipziger handschrift der Mathesischen sammlung. Es ist mit dankbarer freude zu begrüssen, dass dieser beste kenner der Tischreden mut und musse gefunden hat, den stoff nun auch in der kritischen gesamttausgabe von Luthers werken zu behandeln. Wir danken es seiner hingabe, dass hier sogleich endgiltiges geleistet ist, und wer ermessen kann, was es heisst, neben der verantwortlichen leitung einer grossen bibliothek wissenschaftliche arbeit solchen umfangs unter dach zu bringen, wird sich der zähen arbeitskraft des herausgebers doppelt freuen.

In methodisch unanfechtbarer weise werden die einzelabschriften der tischgenossen in chronologischer folge wiedergegeben. Den ersten band eröffnen Veit Dietrichs nachschriften von sommer 1531 bis herbst 1533. Als anhang dazu folgen Nik. Medlers nachschriften aus der ersten hälfte der dreissiger jahre. Aus derselben zeit stammt sodann die umfangreiche sammlung Veit Dietrichs und Nik. Medlers. Den zweiten band eröffnen Joh. Schlaginhaufens nachschriften von dezember 1531 bis ende 1534. Es folgt die kurze sammlung Ludw. Rabes aus den dreissiger jahren. Den hauptteil des bands macht die sammlung von Konrad Cordatus aus, von juni 1531 bis november 1532 reichend. Dergestalt bieten die beiden bände 2802 einzelne

Tischreden nach den urschriften, auf die sich der erste herausgeber der Tischreden mit fug beschränkt, indem er die aufarbeitung der späteren bunt gemischten sammlungen künftiger einzelforschung überlässt. Denn von den mehr als dreissig handschriften, die tischreden Luthers überliefern, die zum teil in den entlegensten bibliotheken des in- und auslands zum vorschein gekommen sind und sich bis in die letzten jahre ständig vermehrt haben, sind die meisten späte sammlungen, deren jede aus der gewaltigen summe von einzelstücken eine andere auswahl in neuer reihenfolge zusammenstellt. Eine kritische ausgabe der Tischreden, die alle texte verwerten wollte, wäre vom gewicht der überlieferung erdrückt worden, die gewählte beschränkung auf die grundlegenden handschriften war lebensfrage.

Die urschriften aber — nachschriften also einzelner tischgenossen, die die vom aufzeichner gehörten reden ohne beimischung fremden gutes, ungekürzt und in ungestörter zeitfolge bieten — hat Kroker mit recht vollständig aufgenommen, auch wenn damit manches stück in die ausgabe geriet, das seinem ursprung nach keine tischrede Luthers ist. Im ersten band bietet nr. 48 eine mitteilung Luthers an Veit Dietrich, nr. 79 und 949 sind trostreden für Ambr. Berndt und Ben. Pauli. In nr. 236 gibt Dietrich die unterschrift eines briefs an Käthe wieder, in nr. 409 eine autobiographische notiz, in nr. 566 f., 678—680, 1058 und 1231 handschriftliche aufzeichnungen Luthers. Auf der jagd hat Luther die gedanken von nr. 569 f. entwickelt, bei betrachtung der wolken am himmel die von nr. 703 f. Im zweiten band sind entsprechend nr. 1265, 1634, 1748 und 2005 Lutherschen ursprungs, aber nicht bei tisch gesprochen. Von Melancthon stammen nr. 287, 617, 783, 1226, 1264, 1789, 1991, 2263, 2270—2272 und 2558, von Bugenhagen nr. 318, 353 f. und 2714, von Agricola 2436, von einem ungenannten freund Veit Dietrichs nr. 294.

Die texte behandelt Kroker mit möglichster schonung; einige verderbnisse wünschte man gebessert zu sehen: I 84, 21 *lies* Nam *statt* Mann; 99, 32 Nacht *st.* nicht; 109, 8 freie Wille *st.* Freiwillige; 119, 3 beweyset *st.* beweysen; 5 her *st.* er; 180, 15 executionem *st.* exemptionem; 185, 21 henden *st.* seyten; 194, 15 solt *st.* sol; 197, 15 waren *st.* warden; 210, 17 kopff vud strumpff *st.* kopff oder strumpff; 211, 14 gehafft *st.* geschafft; 225, 4 nit an *st.* nit; 241, 17 die adversarii *st.* dies adversarii; 281, 26 felts *st.* felts; 326, 23 quemque *st.* eumque; 352, 6 es leyt *st.* er legt; 378, 7 Koch- *st.* Koch; 403, 7 -knüpfen *st.* knüpfen; 405, 12 eraus *st.* er aus; 411, 11 Georgius *st.* Gegorgius; 420, 29 Philosopho *st.* Pilosopho; 498, 12 Diabolus *st.* Deus; 552, 20 haben vns an *st.* haben an; 23 hette *st.* hatte; 555, 26 Böslein *st.* Bislein; 572, 15 zwo *st.* zuo; 588, 22 -gewüthet *st.* gewüthet; 593, 12 Augen, dafür sie blaue Brillen *st.* Brillen, dafür sie blaue Augen; II 6, 32 so sagen jene: So *st.* so bist; 13, 13 vero *st.* non; 31, 34 wird *st.* wir; 50, 30 tabulam *st.* tubulam; 58, 5 nur *st.* mir; 103, 10 anruffer *st.* auruffer; 104, 24 nucleum *st.* nucleum; 114, 5 seyt *st.* syt; 116, 13 Sünder *st.* Sünde; 133, 19 -hält *st.* hält; 145, 8 sunt *st.* sicut; 147, 17 nit *st.* nur; 187, 12 vns *st.* vuser; 188, 7 heyst *st.* hest; 193, 4 mir *st.* nur; 199, 25 hont *st.* hort; 223, 5 zagete *st.* zage; 6 hidnen *st.* bidnen; 226, 40 dem bier *st.* der bier; 253, 8 burger *st.* burge; 259, 15 Denemarck *st.* Durigen; 261, 32 beben *st.* leben; 269, 2 purger *st.* purge; 271, 4 vö *st.* vñ; 293, 14 ich mich weiter *st.* ich weiter; 308, 27 sum *st.* non; 309, 6 geschwisterkinder *st.* geschwister vnd kinder; 310, 20 grata *st.* gratis; 367, 34 knoden *st.* knochen; 373, 1 die sie sich *st.* die sich; 426, 21 facient *st.* facerent; 451, 8 herauf *st.* heraus; 458, 22 wolt *st.* wol; 23 possum. Ich kundt vor weilen mer von einem plumblein waschen den *st.* possum . . . den; 459, 4 f. Sind gemachte vnd nicht ge-

wachsene wortt *st.* Sind gewachsene vnd nicht gemachte wortt; 486, 3 *impudens st. imprudens*; 487, 21 *grindt st. grundt*; 25 *hiel st. bield*; 504, 8 *Kilkrop st. Wilkrop*; 18 *Kilkropp st. Wilkropp*; 506, 12 *feist st. fest*; 507, 12 *es st. ers*; 521, 8 *nam st. nam*; 13 *machst st. machts*; 525, 23 *dernoch st. dennoch*; 529, 22 *mol st. wol*; 534, 2 *Selwitzen st. Helwitzen*; 21 *stork st. stork*; in *st. im*; 545, 14 *hielten st. hetten*; 567, 9 *Pasquillus st. pasquillus*; 573, 9 *Ketlin st. kindlin*; 630, 1 *aqua st. aliqua*; 631, 18 *Vngariam st. Vngarum*.

Manche dieser textbesserungen werden schon in Krokera's fussnoten erwogen, die neben dem umfangreichen textkritischen apparat vor allem eine fülle wertvoller sacherklärungen bringen. Weniges wird hier vermisst, z. b. ein wort über *Secunda secundae vnd prima primae* I 118, 3; *Thomas in secunda secundae* 135, 12; *des alten Oeconomi Freundin* 287, 28 f.; *Erasmus* 390, 24; *Virtutem praesentem odimus* 394, 9; *Minkwitz* 419, 31; *Etlliche vom Adel* 490, 9; *Claus Narr* 521, 21; *Schurf* 526, 24; *Galen* 610, 9; *Vitae patrum* II 36, 21; *Cicero* 41, 9; *Gerson* 64, 20; *motiv der Faustsage* 97, 27 ff.; *motiv vom fechtmeister* 99, 14 ff.; *motiv der kreuzschau* 116, 29; *Exusian* 154, 3; *D. Severus* 185, 15; *anekdote vom ablass* 199, 25 ff.; *die 300 floren* 426, 10; *König Girsick* 432, 15. Mehrfach fehlen verweisungen auf parallelstellen, so bei I 1 6, 30 auf 256, 23; 337, 11 auf 208, 3; II 175, 10 auf 489, 4; 199, 22 auf 543, 5; 206, 5 auf 265, 9; 215, 18 auf 601, 26; 217, 21 auf 604, 21; 592, 25 auf 624, 26.

Vielfach gehen Krokera's fussnoten auch auf die mancherlei sprachlichen schwierigkeiten des textes ein. Hier vermisst man (z. b. I 116, 21; 120, 26; 131, 19; 145, 42; 162, 34; 163 *anm.* 6; 176, 5; II 7, 10; 69, 15; 85, 18; 88, 12; 119, 7; 413, 1 f.; 459, 22; 522, 8) eine klare abgrenzung gegen die vortrefflichen anmerkungen, die am ende jedes bandes auf insgesamt 70 druckseiten O. Brenner der sprache der Tischreden widmet. Mit Brenners beiträgen zu andern bänden der Weimarer ausgabe gehören diese anmerkungen zum besten, was die neuere zeit zu Luthers sprache geleistet hat. Wo Brenner auf schwierigkeiten eingeht, die schon eine fussnote Krokera's berührt hatte, muss man meist ihm recht geben, so I 103, 16; 119, 33; 160, 13; 176, 33; 182, 27; 189 *anm.* 11; 236, 2; 250, 25; 364, 26; 481, 2; 574 *anm.* 4; II 3, 5; 22, 11; 29, 5; 56, 18; 74, 14; 78, 20; 79, 17; 100, 7; 26; 121, 12; 123, 10; 127 *anm.* 4; 129, 3; 130, 18; 150, 17; 168, 28; 249 *anm.* 2; 257 *anm.* 3; 3 5, 9; 378, 19; 422, 3; 449, 4; 489, 23; 491, 32; 509, 13; 530, 21; 533, 13 f.; 536, 34; 529, 18; 555, 3; 600, 2; 607, 23; 656, 31. Gelegentlich behält aber doch auch Kroker recht; so deutet diele in Luthers satz II 359, 12 f. *Ehe ich mit den von Zweckar communionem fidei vult haben, vult ich mir meinen hals mit einer dilen abstossen lassen* in der tat auf die regelrechte mittelalterliche hinrichtung, nicht auf ein marterndes hinschlachten.

Auch sonst muss man mehrmals Brenners deutungen widersprechen: das köstliche gleichnis I 129, 1 *man falle aus dem schiffe vornen oder hinten, so ligt man im wasser*, ist gewiss Luthersche augenblicksbildung, nicht sprichwörtlich; *heymlich* bedeutet 157, 11 wohl 'noch im mutterleib', nicht 'aus versehen'; ein *gleissender, unsehnlicher, heuchlischer Rathgeber* 159, 6 ist einer, der 'nur von ansehen gut, von aussen gleissend scheint', nicht einer, der 'sich ein ansehen gibt und schön redet'; dass *mit geschraubeten Worten* ein höfischer ausdruck sei, darf man Aurifabers redendem beleg 195, 31 glauben; 197, 9 *wider den strom* bedeutet 'gegen die eigne natur, mit künstlicher reflexion', nicht 'unnatürlicher weise und ohne erfolg'; *reissig* 247, 20 ist gewiss nicht 'reissend', sondern 'kampfbereit'; *sonderlich des Orts* 404, 44 be-

deutet 'zumal hierzuland', nicht 'besonders durch seine geographische lage'; 455, 42 f. *Also hatten die Römer stets ein Kriegervolk bey einander, mit demselben hielten sie immer an*, lässt sich wohl unschreiben: 'sie behandelten es als stehendes heer'. nicht: 'sie hielten es in gleicher stärke'; das wort über die fische 519, 20 *Mortuis rinum; virentibus aqua* ist eher ein klosterwitz als ein rätsel; mit der wendung *wir haben alle den Leihkauf zum Tode getrunken* ahmt M. Neander nicht Tischr. 521, 21 nach, die ihm 1560 gar nicht zugänglich war, sondern er folgt wie jene Hesk. 18, 2; *Brotkasten* bei Aurifaber 571, 4 ist nicht 'brotkammer', sondern 'brotschrank'; und zwar 595, 29 übersetzt *et quidem* 595. 22, die stelle ist lückenhaft und so zu ergänzen: *Die ganze Welt lästert Gott, die Wenigsten und zwar nur die Elenden ehren und dienen ihm; auff die Bahn* 601, 19 bedeutet 'auf die reit- oder wildbahn', nicht 'ins freie'; II 193, 3 *nicht einer Laus werdt* heisst 'nicht einmal so viel wert wie eine laus'; 198, 23 *vergossen* ist 'zugelötet', nicht 'mit kalk oder spezereien übergossen'; 454, 6 das *heuten* des *vulgus* im gottesdienst soll wohl heissen, dass sich die gemeinde nicht zu voller aufmerksamkeit und unbedingter stille zusammenrafft, nicht, dass sie das predigtwort unverständlich machen will; *Glim glam gloriam, die Sar, die hat ein Pantzer an* 510, 14 ist kein lied, sondern ein zweizeiliger spottvers; er kehrt wieder im 109. schwank von Mich. Lindeners Katzipori von 1558, Lichtensteins ausgabe s. 162 f.

Entbehrlich scheinen die bemerkungen zu I 223, 31; 320, 3; 335, 8; 403, 15; 484, 5; 26; II 453 anm. 1; 521 anm. 5; 572 anm. 2. Einige wörterklärungen fehlen: I 21, 4 *Mittelding* 'gleichgültige dinge'; 23, 19 *Schauspiel* 'sehenswürdigkeit'; 87, 1 *wenn dasselbige thäte* 'wenn das nicht wäre'; 288, 19 *bezeit* 'bei zeiten'; 353, 19 *ekel* 'heikel, empfindlich'; 487, 6 *zufallen* 'einfallen' (von gedanken); 490, 16 *Can-torey* 'sangeschule'; 531. 1 *übersetzen* 'überfordern, überteuern'; 557, 22 *nerri* 'muskeln'; 576, 16 *Durst* 'wagemut'; 606, 18 *tokke* 'puppe'; II 14, 35 *lauschen* 'lanern'; 36, 5 *Nerreu* 'muskeln'; 52, 7 *Springwasser* 'quellwasser'; 33 *schliesslich* 'schlüssig, bündig'; 59, 2 *schreit* 'schreitet'; 63, 36 *Schome* 'schemen'; 73, 28 *Keif* 'zank'; 116, 27 *beutten* 'tauschen'; 206, 13 *rbermachen* 'übertreiben'; 307, 17 *Drechsel* 'drechsler'; 427, 30 *heutes tages* 'heutigestags'; 460, 14 *am stillen freitag* 'am kar-freitag'.

FREIBURG I. B.

ALFRED GÖTZE.

Alfred Kloss, Die Heidelbergischen Jahrbücher der literatur in den jahren 1808 bis 1816. Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Leipzig, R. Voigt-länder 1916. XII, 198 s.

Die analyse einzelner persönlichkeiten und literaturwerke birgt immer die gefahr in sich, dass über dem unterscheidenden das gemeinsame gleichgerichteter geister übersehen oder doch unterschätzt wird; aber wo eine reihe von schriftstellern in gemeinschaft auftritt, werden von selber die übereinstimmenden züge schärfer sichtbar, und es ist ein leichtes, die literarische gruppe zu erkennen und zu beschreiben. Das macht die geschichte von zeitschriften, wie sie nachgerade zu einer spezialität der Leipziger schule geworden ist, so interessant und lehrreich.

Wie die allgemeine romantik, die deutsche romantik, die frühromantik, so deckt erst recht der name 'Heidelberger romantik' einen ebenso geläufigen wie un-

festen, verschwimmenden begriff. Während die einen ihn auf das kostbare kleeblatt Arnim, Brentano, Görres beschränken, dehnen ihn andere über alles lebende aus, was je in Heidelberg gewelt hat und nicht gerade auf den namen Voss hörte. Persönliche und geistige beziehungen laufen hier neben- und durcheinander und verwirren den blick. Die vielen fäden aufzudröseln, die sich da verknäueln, mag ein schwieriges unternehmen sein, es ist jedesfalls ein dankbares und notwendiges; jeder beitrug zu seiner lösung ist willkommen.

Die geistige atmosphäre Heidelbergs lässt sich nirgends besser verspüren als in den blättern der nach inhalt, umfang und lebensdauer bedeutendsten zeitschrift, die dort geblüht hat; einem organ von damals unerhörter modernität, das seine intellektuelle freiheit schon äusserlich darin bekundete, dass es die dozenten der universität und die akademisch ungraduierten freien literaten der stadt und des 'auslandes' zu gemeinsamer arbeit vereinigte.

Ausgegangen ist die gründung der 'Heidelbergschen jahrbücher', wie Kloss aktenmässig und unsere kenntnis vielfach berichtend und vermehrend darlegt, von der universität. Mit recht setzt das buch darum mit einer kurzen übersicht der allgemeinen geistigen zustände Deutschlands und der besonderen an der badischen hochschule ein; da wird festgestellt, 'dass die juristische und kameralistische sektion von den neuen ideen der zeit wenig berührt war, dass dagegen in der theologischen, philosophischen und medizinischen die meisten und bedeutendsten der dozenten ihnen mehr oder weniger zuneigten' (s. 16). Der so innerhalb der universität latente gegensatz brach durch die untriebe von aussenseitern — Brentano und Voss — in offenen streit aus, in dem die von dem philologen Creuzer geführte partei der romantiker den kürzeren zog; entscheidend waren äussere momente, die veränderungen des lehrkörpers, indem schon 1809 auf kurze zeit Creuzer selbst, im folgenden jahre seine gesinnungsgenossen De Wette, Marheineke und Boeckh nach anderen universitäten fortzogen. Der wechselvolle kampf zwischen dem romantischen und dem antiromantischen geiste spiegelt sich in den „Heidelbergschen jahrbüchern“ genau wieder.

In zwei kapiteln, einem kurzen und einem ungleich längeren, das hauptstück der untersuchung bildenden, wird die äussere, sodann die innere geschichte der zeitschrift erzählt, d. h. eigentlich bloss eines ausschnittes derselben, nämlich der vier fächer: philologie, geschichte, literatur und kunst in den jahren 1808—1816.

Die begründer des neuen unternehmens waren bestrebt¹, dasselbe schon äusserlich (und nicht allein durch den titel) von allen bestehenden literaturzeitungen zu unterscheiden; zu diesem zweck benahm man ihm vor allem den charakter des zeitungsmässigen: es sollte weniger ephemere neuigkeiten als vielmehr abschliessende übersichten über die wichtigsten erscheinungen des jahres bringen; und während die übrigen kritischen organe alle drei tage oder noch öfter erschienen, waren hier zunächst nur 15 hefte im jahre geplant. Eigenartig aber war vor allem die sachliche teilung der zeitschrift in fünf selbständig erscheinende abteilungen, in denen verwandte wissensgebiete zusammengefasst wurden, gewissermassen annalen der betreffenden wissensschaften bildend: I. theologie, philosophie und pädagogik; II. jurispudenz und staatswissenschaften; III. medizín und naturgeschichte; IV. mathematik,

1) Freilich nicht von anfang an: die vom 1. oktober 1807 gezeichnete gründungs-urkunde (im anhang s. 186 f. abgedruckt) will die form der 'Göttinger gelehrten anzeigen' beibehalten und bestimmt dem blatte noch den anspruchlosen titel: 'Heidelberger literaturzeitung'.

physik, kameralwissenschaften; V. philologie, historie, literatur und kunst. Indes wechselte die äussere einrichtung wiederholt. Schon 1809 wurde die zahl der hefte vermehrt, so dass bereits allwöchentlich eines erschien, jedes 3 bogen stark; aber die andauernd ungünstige finanzielle lage des unternehmens nötigte bald (ende 1810) zu einer bedeutenden herabsetzung der allzu hohen bogenzahl, und damit musste auch die facheinteilung fallen: die jahrbücher erschienen jetzt dreimal wöchentlich und machten im jahre nur 53 bogen aus; nach dieser änderung unterschieden sie sich äusserlich nicht mehr vom durchschnitt der deutschen literaturzeiten.

Diesen glichen sie sich allmählich auch im abonnementspreise an, der 1808 bis 1810 von 12 auf 15 fl. rh. stieg, um nach der vermindering des umfanges seit 1811 wieder auf 8 fl. zurückzugehen. Die mitarbeiter erhielten ein sehr anständiges honorar, das zwischen 16 und 20 fl. rh. schwankte. Dies im verein mit den hohen gestehungskosten und der naturgemäss geringen abonentenzahl erzeugte schon im ersten jahre, wie nicht anders zu erwarten war, ein beträchtliches defizit; keiner der vielen an deutschen universitäten eingenisteten literaturzeitungen ist es besser ergangen, überall mussten die regierungen mit subventionen nachhelfen; die kargen und saumselig gespendeten zuschüsse der badischen regierung genügten freilich bei weitem nicht. Der verleger — die bekannte Heidelberger firma Mohr & Zimmer (seit 1815 Mohr & Winter) — arbeitete mit ansehnlichen verlusten.

Ungewöhnlicher noch als das äussere gewand des blattes waren die bestimmungen über seine leitung, die nicht einem einzelnen redakteur, sondern einer ganzen gesellschaft von solchen überantwortet war. An der spitze jeder abteilung standen zwei direktoren, denen freilich unmittelbar nach der gründung, jedoch nur ganz vorübergehend, ein mit geringer macht ausgestatteter generalleiter zur seite trat. Die auf der hand liegenden nachteile dieser einrichtung liessen sich auf die dauer nicht verkennen, und so beschränkte man bereits ende 1810 die vielköpfige schriftleitung auf drei mitglieder: den juristen Thibaut, den philosophen Fries und den historiker Wilken; sie standen bis ans ende des jahres 1816 an der spitze.

Bei der ersten zusammensetzung wie bei den späteren veränderungen der redaktion spielte die frage nach der stellung zu den anschauungen der 'neuen schule' eine hauptrolle. Zunächst erhielt die romantische partei, die ja auch auf der universität nach zahl und bedeutung der dozenten vorherrschte, das Übergewicht. Mit dem abgang ihres führers Creuzer (1. april 1809 folgte er einem ruf nach Leiden) setzte erfolgreich die gegenoffensive der antiromantiker ein, und das alte verhältnis wollte sich auch nach Creuzers baldiger rückkehr nicht wieder herstellen lassen. Nach unstem schwanken und wiederholten rückfällen ins romantische wesen gerieten die Jahrbücher 1818 völlig in rationalistische hände.

Diese inneren kämpfe bestimmen durchaus die geschichte der V., der 'literarischen' abteilung, der Kloss ausschliessend seine bemühungen gewidmet hat. Ihre redakteure sind zunächst Creuzer, der die hauptarbeit leistet, und Wilken, der bloss für die historischen rezenionen sorgte trug. Creuzer hielt sich die unromantischen kollegen, so besonders Alois Schreiber und den jüngeren Voss, wohlweislich vom leibe und suchte und fand ersatz vor allem bei Görres, der, ordnungsgemässer habilitation ermangelnd, freilich nicht eigentlich zum lehrkörper der universität zählte, und bei auswärtigen namhaften schriftstellern. Mühelos gewann er die haupter der 'neuen schule', die damals eines eigenen organs entbehrten und doch gerade jetzt viel zu sagen hatten, allvoran Friedrich Schlegel. Diesem wurden nicht nur literarische, sondern auch theologische und philosophische schriften

anvertraut, und mit einer bei F. Schlegel unerhörten pünktlichkeit wurden die aufträge auch ausgeführt. Gleich der erste jahrgang brachte nicht weniger als fünf beiträge aus seiner feder: rezensionen über die ersten 4 bände der Goetheausgabe von 1806, über Büsching-von der Hagens 'Sammlung deutscher volkslieder', über ein werk Adam Müllers, über drei schriften Fichtes und über die ersten zwei theile von des grafen F. L. Stolberg 'Geschichte der religion Jesu Christi'; von welchen beiträgen die zwei letzt angeführten in der I., philosophisch-theologischen abteilung erschienen sind. Aber mit seinem Stolbergaufsatz hatte Schlegel den Jahrbüchern ein kuckucksei ins nest gelegt; in der theologischen, wie in der gesamtredaktion brach darüber ein heftiger konflikt aus, und schliesslich erlaubten sich die theologischen redakteure, gegen Schlegel in ihren spalten eine antikritik loszulassen und die fortsetzung des Stolbergischen werkes einem andern rezensenten zu übergeben. Das war ein starkes stück. Fr. Schlegel konnte sich ein so rücksichtsloses vorgehen nicht gut gefallen lassen und schied für immer aus der reihe der mitarbeiter. Briefe Creuzers, noch mehr solche des verlegers Zimmer, der mit erfolg auch die vermittlung A. W. Schlegels anrief, bemühten sich vergebens, den grollenden zu versöhnen. Auch Wilken erbat zu wiederholtenmalen Fr. Schlegels erneute mitarbeit, zuletzt, wie es scheint, in einem briefe vom 6. februar 1811, von mir veröffentlicht in der 'Deutschen rundschau' märz 1918, s. 384 f., in dem es heisst: 'Meine Bitte an Sie betrifft wiederum unsre Jahrbücher. Wollten Sie wohl nicht das Strafgericht über des Herrn v. Arnim Halle und Jerusalem übernehmen? Ihr Urtheil könnte gewiss am besten auch unsern guten Zimmer von dem Wahn heilen, dass solche Producte das Höchste der Kunst seyn, und dass jenes Halle und Jerusalem, was Brentano ihm in den Kopf gesetzt hat. nach Göthe's Faust das Gröste sey, was deutsche Poesie hervorgebracht hat.'

Fr. Schlegel erscheint in der Heidelberger rezensieranstalt nicht nur als subjekt, sondern auch als objekt. Sein 'Poetisches taschenbuch' auf 1806 hat der damals in Paris lebende hessen-homburgische geheimrat Isaak von Sinclair¹ angezeigt, seine 'Gedichte' kein geringerer als Achim von Arnim besprochen. 'Ihre Schrift über Indien' schreibt Creuzer in dem in der anmerkung bezeichneten briefe an Fr. Schlegel, 'wird von 2 Recensenten, einem Orientalisten und einem Philosophen für unsere Jahrbücher beurtheilt werden, doch so dass die Recension Ein Ganzes bildet. Auf jeden Fall wird sie noch im Lauf dieses Jahres erscheinen.' Aber es dauerte nahezu drei jahre, bis dieses versprechen schlecht und recht erfüllt war. Erst im 2. heft des jg. 1811 hat Wilken selbst endlich Schlegels wichtige schrift besprochen, sehr anerkennend, aber auch sehr vorsichtig über die gefährlichen stellen hinwegvoltigierend und in dem zwischen Schlegel und dem verfasser der 'Mythengeschichte' ausgebrochenen streite beiden parteien so recht wie unrecht gebend; Görres sah sich veranlasst, darauf mit einer erklärung zu antworten, die im intelligenzblatt des jahrgangs 1811 abgedruckt ist. Um aber den von ihm bekämpften Schlegel wieder zu versöhnen, beabsichtigte Görres, dessen 'Vorlesungen

1) Nicht Görres, wie man bisher fälschlich meinte; Kloss berichtet dies an hand der redaktionsakten, es geht auch aus einem briefe Creuzers an Schlegel vom 18. Juli 1808 ('Deutsche rundschau' märz 1918, s. 382 f.) hervor, wo zu lesen ist: 'Diese Anzeige sandte mir HE Sinclair von Paris. Ich wünschte, er hätte mir seine Adresse gemeldet; so wäre ich im Stand ihm Mehreres zu übertragen'; dieser satz erledigt zugleich die vermutungen von Kloss s. 56 f.

über die neuere geschichte' zu rezensieren, ohne freilich diese absicht je auszuführen. Schlegels 'Deutsches museum', das ursprünglich Arnim und Wilhelm Grimm gemeinschaftlich zu beurteilen gedachten, fand im jg. 1813 eine würdigung durch unbekannte feder; aber es ist dort eigentlich nur ein fragment der anzeige zu lesen, denn der verheissene 'abschluss der rezeension' ist niemals erschienen. Schlegel hat, nach ausweis seines briefes an S. Boisserée¹, diese rezeension selbst erbeten und zu ihrer verfertigung Bertram oder Wilken in eigener person vorgeschlagen.

Mit A. W. Schlegel trat Creuzer bei dessen flüchtigem Heidelberger aufenthalt am 27./8. juni 1808 in verbindung². Den aber nahm jetzt die drucklegung seiner Wiener vorlesungen über dramatische kunst und literatur vollauf in anspruch, so dass er seine rezeensionen (deren er übrigens eine ganze menge übernommen hatte) während Creuzers kurzer redaktionsära nicht mehr vollendet hat; immerhin war den Jahrbüchern mit ihm ein fleissiger und wertvoller mitarbeiter gewonnen. Er lieferte im lauf der jahre besprechungen von Büsching-von der Hagens 'Buch der liebe', von Gries' Ariostübersetzung, Docens Titurel, Winckelmanns werken und, nach einer längeren, durch die politischen und kriegerischen ereignisse erzwungenen pause, solche über die 'Altdeutschen wälder' der brüder Grimm, das von Chézy herausgegebene Yadnadatta-Badha, Mustoxidis schrift 'Sui quattro cavalli di S. Marco in Venezia' und — der bedeutendste beiträg — über Niebuhrs Römische geschichte³. Von A. W. Schlegels eigenen schriften wurden die 'Poetischen werke' durch Arnim, die Vorlesungen über dramatische kunst und literatur durch Adolf Wagner gewürdigt; ein anonymus besprach im jg. 1814 sein 'Spanisches theater'.

Auch Tieck erklärte sich zu vielem bereit, lieferte jedoch nie etwas. Um so emsiger erwiesen sich die haupter der jüngeren romantischen schule. Arnim bespricht F. H. Jacobis rede 'Über gelehrte gesellschaften' nebst den gegenschriften von Rottmanner und Aman, Rostorfs 'Dichtergarten', drei romane Ernst Wagners, zwei fremdländische (eine italienische, eine französische) schriften zur bildenden kunst und (in der theologischen abteilung) Ritters 'Fragmente eines jungen physikers'. Aber bald melden sich gegen diesen beiträger die schwersten bedenken bei Creuzers redaktionskollegen, und Thibaut setzt es durch, dass keine rezeension Arnims künftig mit dessen namensunterschrift erscheinen darf. Trotzdem hält Creuzer an dem freunde fest und überlässt ihm auch weiterhin wichtige bücher, so Z. Werners 'Attila', dessen besprechung durch Arnim auch wirklich erschien. während seine rezeension von Brentanos 'Goldfaden', die bereits abgeliefert war, von Creuzers nachfolger Boeckh weggelegt und dafür eine solche von W. Grimm in druck gegeben wurde. Arnims rezeensionen von F. Schlegels Gedichten und dem satirischen kollektiv-

1) Bei S. Boisserée (Stuttgart 1862) I, s. 171 ist dieser brief unvollständig abgedruckt; ich habe mir den fehlenden schlussteil nach dem im stadttarchiv zu Köln verwahrten original kopiert.

2) Was gleichfalls aus Creuzers brief an F. Schlegel hervorgeht, so dass das fragezeichen bei Kloss s. 51 wegfallen darf.

3) A. W. Schlegels brief an Wilken, Lausaune, 6. Juli 1815, den ich Zs. f. d. österr. gymn. 1914, s. 680 f. mitgeteilt habe, ist Kloss unbekannt geblieben; dort trägt Schlegel an, Grims Jonsson Thorkelins' 1815 zu Kopenhagen erschienene erstausgabe des ags. Beowulf für die Jahrbücher zu rezensieren. In einem an versteckter stelle abgedruckten (und darum seiner zeit auch von mir überschenen) briefe an Zimmer aus Paris vom 24. februar 1817 (Ungarische rundschau II, 1913, s. 854/56) endlich spricht Schlegel den wunsch aus, 'die neue ausgabe von Hrn. von Humboldts Monnumens Américains anzuzeigen'.

roman 'Karls versuche und hindernisse' liess Boeckh je ein jahr lang liegen und entledigte sich eines dritten beitrags (der schon erwähnten besprechung von Ritters 'Fragmenten') dadurch, dass er sie an die theologische abteilung weitergab. Zwar trat Boeckh für Arnim ein, als die seit eh und je, schon zur zeit 'Creuzers, dem dichter übelgesinnte gesamtredaktion nun offen gegen ihn auftrat und durch Thibaut und Wilken seine ausschliessung aus der reihe der mitarbeiter beantragte, doch scheint er ihn nicht mehr zum rezensieren aufgefordert zu haben. Im jahre 1811 aber gelang es Arnim, der sich selbst zu erneuter mitarbeit antrag, hauptsächlich durch vermittlung des ihm sehr gewogenen verlegers, von Wilken wieder beschäftigt zu werden; er schrieb jetzt noch besprechungen der 'Poetischen werke' A. W. Schlegels, der plattdeutschen gedichte Bornemanns und des berüchtigten pamphlets 'Bürgers chestandsgeschichte', nebst einer antikritik auf Justis rezenzion von Jördens 'Lexicon deutscher dichter und prosaisten', abgedruckt im Intelligenzblatt 1811. Von Arnims eigenen werken wurden in den jahrbüchern der 'Wintergarten' durch Ernst Wagner, 'Gräfin Dolores' durch W. Grimm, beide sehr anerkennend, besprochen. Eine mitwirkung Brentanos, dieses hechts im karpfenteiche der Heidelberger literaten, machten dessen äussere lebensumstände unmöglich: es war vielleicht ein glück für den inneren frieden der redaktion, der durch Görres, den Creuzer besonders bevorzugte, schon hinreichend gefährdet war. Görres besprach Runges 'Jahreszeiten'¹, Villers schrift 'Über universitäten', den von Duperron herausgegebenen 'Upnekhat', Rixners 'Versuch einer darstellung der indischen alleinslehre', O. Franks 'Licht vom orient' (diese beiträge sind zum teil in der von Daub redigierten theologisch-philosophischen abteilung erschienen) und gab eine selbstanzeige seiner 'Volksbücher'². Und diesem, von der Voss-partei viel bekämpften manne übertrug Creuzer die anzeige des heiss unstrittenen 'Wunderhorns'. Sie war halb gedruckt, als Creuzer abgieng. Und nun, da seine autorität die gegner nicht mehr zurückhielt, entbrannte innerhalb der gesamtredaktion ein wütiger kampf um diese rezenzion, so dass der literarische streit mit der Voss-partei und dem Morgenblatt, dem die 'Einsiedlerzeitung' erlegen war, auch auf die Jahrbücher überzugreifen drohte. Die opposition, von Thibaut geführt, setzte durch, dass der rest der anzeige zunächst ungedruckt blieb; erst 1¼ jahr nach dem ersten erschien, im august 1810, der rezenzion zweiter teil. Noch einen andern beitrug von Görres, die besprechung von Ahlwardts Ossianübersetzung, liess Boeckh fast ein jahr lang liegen. Görres zog aus dieser unfreundlichen begegnung die konsequenzen und stellte bis auf weiteres seine mitarbeit ein. 1811 aber gelang es den gemeinsamen bemühungen des redakteurs Wilken und des verlegers Zimmer, Görres aufs neue an das institut zu fesseln: er lieferte jetzt seine berühmte, nur allzu lang geratene Jean Paul-rezenzion, die besprechung von Dalbergs 'Meteorikult', eine im Intelligenzblatt abgedruckte anzeige seiner geplanten 'Bibliotheca Vaticana' und endlich drei grosse beiträge, die seine neneste wendung zu den germanistischen studien widerspiegeln: die besprechungen des durch die brüder Grimm herausgegebenen Hildebrandsliedes, der Tieckschen bearbeitung von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, der schrift J. Grimms 'Über den altdutschen meistersang'.

1) Zu welcher rezenzion Arnim einen zusatz machte: vgl. neue Heidelberger jahrbücher 1900, s. 121, 1902, s. 247 f.

2) Die von F. Schultz Görres zugeschriebene rezenzion von Okens schriften 'Über licht und wärme' und 'Lehrbuch der naturphilosophie' stammt von dem naturphilosophen Eschenmayer: Kloss s. VIII.

Damit hatte aber auch seine tätigkeit an dem blatte ein ende; seit 1814 nahm die herausgabe einer eigenen zeitung, des 'Rheinischen merkur', alle seine kräfte in anspruch; in den zwanziger jahren ist er dann noch mit einer einzigen rezension zu gaste erschienen.

Ein wichtiger mitarbeiter war ferner Jean Paul: ihm hatten die Jahrbücher zu danken die rezensionen der 'Corinna' und der schrift über Deutschland der frau von Staël, von Fichtes 'Reden an die deutsche nation', von Öhlenschlägers Aladdin, von Delbrücks 'Über die dichtkunst', sowie mehrerer dichtungen Fouqués: des 'Alwin', der Nibelungentrilogie (über deren ersten teil 'Sigurd der schlangentöter' die Jahrbücher noch eine zweite, Jean Pauls lobsprüche wesentlich einschränkende beurteilung brachten, welche W. Grimm und Arnim gemeinschaftlich verfasst hatten) und des dramas 'Eginhard und Emma'; in der letztgenannten rezension wagte es Jean Paul, der neuen schule — und gerade ihren umstrittensten werken — uneingeschränktes lob zu spenden, was das noch unentwegt romantikfeindliche 'Morgenblatt' zu dem schärfsten angriff aufreizte, der je gegen die universität und die Jahrbücher Heidelbergs gerichtet ward. Aber neben diesem vorkämpfer der romantik stand innerhalb der Jahrbücher doch auch Vossens gesinnungsgenosse Paulus, der seine rezensionen zu ausfällen auf die romantik benützte. Dass auch Schleiermacher, wie aus dessen briefwechsel mit Boeckh (Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin, n. f. XI, Berlin 1916, s. 33, 35 f., 38) hervorgeht, angeworben wurde, wird von Kloss nicht erwähnt: Schleiermacher erklärte sich bereit, Ammons 'Religionsvorträge'¹ und eine schrift von Paulus (?) zu rezensieren, konnte aber sein versprechen anscheinend nicht erfüllen, so wenig wie Boeckhs wiederholte bitte, Schellings rede über die bildenden künste in den Jahrbüchern anzuzeigen. Mit einer anzeige von Schleiermachers 'Gelegentlichen gedanken über universitäten' ist Savigny, ein hauptmitarbeiter der juristischen abteilung, auch einmal in der literarischen sektion aufgetreten.

Creuzer bemühte sich, was Kloss nicht wissen konnte, auch österreichische literaten für seine zeitung zu gewinnen. Das geht aus dem folgenden (ungedruckten), unstreitig an H. v. Collin gerichteten² schreiben zur genüge hervor.

Heidelberg den 15. Aug. 1808.

Hochzuverehrender Herr!

Es ist mir sehr erfreulich Sie mit unsrem Institut verbunden zu wissen. Ich beantwortete daher Ihren schätzbaren Brief sogleich.

Sonnenbergs³ Gedichte, wie auch dessen Donotoa werden Sie durch die Zimmersche Buchhandlung erhalten. In Zukunft wünscht indessen der Verleger,

1) Die H. j. II (1809) 1. abt. I. bd. s. 273 ff. abgedruckte rezension ist nicht von Schleiermacher.

2) Man könnte auch an J. L. Stoll denken, der mit Leo von Seckendorf die zeitschrift 'Prometheus' herausgab; meine bessere vermutung stützt sich auf eine stelle in Creuzers wiederholt angeführtem brief an Fr. Schlegel vom 18. Juli 1808: 'Auf den Rath Ihres Herrn Bruders schreibe ich heute an HE. v. Seckendorf (Herausgeber des Prometheus) u. HE. Collin, um sie zur Mitwirkung an unsern Jahrbüchern einzuladen'; dass nicht Seckendorf der Adressat ist, geht ja aus dem briefe selbst hervor.

3) Der westfale Franz Freiherr von Sonnenberg (1779–1805), ein spätling Klopstockscher epik; von ihm haben wir u. a.: Donotoa oder das weltende. Epopöie. Halle 1806/07, ein epos in 12 gesängen; Gedichte Sonnenbergs nach dessen tode hg. v. J. G. Gruber, Rudolstadt 1808.

wegen des sehr weiten Transportes, dass Sie, wo es möglich, die recensenda in einiger dortigen Buchhandlung sich zur Einsicht geben lassen.

Ihre übrigen Anerbietungen nehme ich sämtlich mit Vergnügen an, und Sie haben also die Güte, ausser Altimor und Zomira, noch desselben Verfassers Gedichte, wie auch dessen Trauerspiel: Marie von Belmonte zu beurtheilen¹.

Ausserdem übernehmen Sie gefälligst Werners Weihe der Kraft. Vielleicht auch dessen Wanda. (Ich setze dies letztere voraus, und übertrage sie daher niemand anders.)

Steigenteschs² und
Hutts³ } Lustspiele.

Je eher Sie mich nun mit einer dieser Kritiken beschenken können, desto lieber wird es mir seyn. Wie es mich überhaupt freuen wird Sie ja recht genau mit unserm Institute verbunden zu sehen.

Dem Herrn Friedrich Schlegel bitte ich mich zu empfehlen, und ihn gefälligst an seine Versprechungen für unsere Jahrbücher zu erinnern. Auch bei Herrn v. Seckendorf bitte ich mich ins Andenken zu bringen. Ich bin mit aufrichtiger Verehrung

Eurer Wohlgeboren

ergebenster Fr. Kreuzer

Professor.

Die last der redaktionsgeschäfte machte es Kreuzer unmöglich, in seinem eignen fache, der klassischen philologie, mehr als kleine beiträge zu geben; er fand an Boeckh, der damals im wesentlichen noch sein wissenschaftlicher bundesgenosse war, einen vortrefflichen helfer, dann aber auch an dem jungen Göttinger privatdozenten F. G. Welcker, der alle wichtigen archäologischen rezensionen lieferte. Auf historischem gebiete (ausdrücklich sollte die deutsche geschichte bevorzugt werden) tat der redakteur Wilken selbst das meiste; neben ihm arbeitete in seinem spezialfach der Heidelberger Kopp, der vater der paläographie. Für philosophie wurde der Jenaer professor W. G. Tennemann, für italienische philologie der Leipziger schriftsteller Adolf Wagner (Richard Wagners oheim) gewonnen; orientalische philologie bearbeitete Wilken. Eine ganz bedeutende stellung räumte Kreuzer der neu erstehenden wissenschaft der deutschen philologie ein; auf diesem gebiet fand er, nächst A. W. Schlegel, an den brüdern Grimm die wertvollsten mitarbeiter. Für die bildenden künste wurde, nach Alois Schreibers frühzeitigem rückzug, Görres aufgeboten; Glöckle in Rom sandte einen bericht über das römische kunstleben, der im Intelligenzblatt erschien; auch Arnim bezeugte, wie bereits erwähnt, der bildenden kunst lebhafteste theilnahme. Über musik endlich schrieb der privatdozent Horstig.

Kreuzers kurzfristige redaktionstätigkeit bedeutet die blüthezeit der Jahrbücher: was von bedeutenden federn an der zeitung mittat, hat nahezu ausnahmslos er an-

1) Gemeint ist Karl Streckfuss (1778–1844), der 1803 als hofmeister in Wien weilte und dort mit Caroline Pichler und H. v. Collin freundschaftlich verkehrte; seine 'Gedichte' erschienen Leipzig 1804, 'Altimor und Zomira. Ein mährchen' (4 gesänge in ottaverimen) ebenda 1808, 'Maria Bellmonte', ein trauerspiel in 5 akten, Zeitz 1807; in einem ungedruckten, gleichfalls im besitz der Wiener hofbibliothek befindlichen briefe aus dem jahre 1808 bittet Streckfuss Collin um öffentliche beurteilung seiner schriften.

2) Von dem österreichischen offizier und diplomaten August Freiherrn von Steigentesch (1774–1826) erschienen lustspiele: Wien und Triest 1808.

3) Johann Hutt (1774–1809), Wiener polizeibeamter, gab 2 bände 'Lustspiele' (Wien 1805–1812).

geworben; viele waren darunter, deren von ihm bestellte beiträge erst einliefen, nachdem er die leitung bereits aus den händen gegeben hatte. In dieser ihrer blütezeit überragen die Jahrbücher alle anderen deutschen literaturzeitungen, von denen sie sich auch — insbesondere die literarische abteilung — dadurch wesentlich unterscheiden, dass sie offenkundig der romantik zuneigten. 'Seit dem kurzen versuch der 'Erlanger literaturzeitung' in den jahren 1801 und 1802 war keine literaturzeitung so energisch für die romantik eingetreten, und so vollständig hatte die romantik überhaupt noch in keiner herrschen dürfen . . . neben die 'Zeitung für einsiedler' und den 'Dresdener 'Phöbus' traten die Philologischen jahrbücher als wichtige ergänzung.' (Kloss, s. 87.) Freilich sagt Kloss zu viel, wenn er s. 86 behauptet, kein anderes kritisches organ sei der romantik freundlich gesinnt gewesen: das gilt jedesfalls von der 'Wiener allgemeinen literaturzeitung' (1813 bis 1816) nicht.

Nach Creuzers abgang übernahm am 1. april 1809 Boeckh die hauptleitung der V. abteilung; Wilken, der ihm — wie vorher Creuzern — zur seite stand, tat nicht viel. Boeckh steuerte das schiff der zeitung sofort aus der gefährlichen romantischen strömung in ein ruhigeres fahrwasser. 'Er sah bei der auswahl der mitarbeiter weniger auf ihre anschauungen als darauf, dass heftige, streitlustige charaktere möglichst fernblieben, strich auch bedenkliche stellen der rezensionen. Die richtung zur neutralität, gegen die Creuzer gerade gekämpft hatte, gelangte mit ihm zur herrschaft'. (Kloss s. 106 f.) Er dachte keineswegs an eine völlige ausschaltung der romantiker, wie diese ja auch unter seiner leitung noch oft genug zum wort kamen; aber ein parteiorgan waren die Jahrbücher nicht mehr. Freilich, die besten beiträge, die zu seiner zeit abgedruckt wurden, hatte ihm Creuzer überliefert oder doch gesichert; und neben diesen wertvollen stücken drängte sich in der Boeckhschen ära bereits eine grosse zahl unbedeutender vor, und manches bedeutende werk findet überhaupt keine erwähnung. Aber auch Boeckh hat seiner zeitung noch manchen bedeutenden mitarbeiter gewonnen: so den romanschreiber Ernst Wagner, den Schellingianischen philosophen J. J. Windischmann, der u. a. Görres' Mythengeschichte würdigte, vor allem Franz Horn, die in jedem sinne fruchtbarste anknüpfung, die Boeckh geglückt ist. Horn hat während seiner mehrjährigen, aus unbekanntem gründen 1814 endenden mitwirkung u. a. Z. Werners 'Wanda' und den 'Guido' sowie die gedichte des graf Loeben beurteilt. Für die klassische philologie lieferte Boeckh selbst die besten rezensionen, während Creuzer, der seit dem herbst 1809 wieder in Heidelberg wirkte, zur mitarbeit auffälligerweise von ihm nicht aufgefordert wurde'; unter den zahlreichen helfern auf diesem gebiete erscheint jetzt, freilich nur mit einem einzigen beitrage, sogar der jüngere Voss. Im historischen fach trat neben Kopp und Wilken als neue kraft Friedrich von Raumer, dessen gewinnung Wilkens grosses verdienst war; von ihm bringen die Jahrbücher 1812 noch mehrere, 1815 nur noch einen beitrage, worauf er ganz verschwindet; ihn

1) Kloss' meinung, dass Creuzer gegen seinen willen ausgeschifft wurde, widerstreitet eine stelle seines briefes an Schütz vom 8. dezember 1809 (C. G. Schütz, Darstellung seines lebens I, s. 58): 'Zu der redaktion der Jahrbücher bin ich nicht wieder hinzutreten, da die damit verbundene korrespondenz für mich zu zerstreuend war.' Jedesfalls blieb Creuzer auch unter Boeckhs nachfolger, der wenigstens die einladung nicht versäumte, grollend den Jahrbüchern fern und hat erst nach der völligen umgestaltung des redaktionskörpers im jahre 1817 wieder daran teilgenommen.

löste der damals noch in Frankfurt lebende, später so berühmt gewordene historiker Fr. Ch. Schlosser ab, eine sehr bedeutende neuerwerbung, die gleichfalls Wilken verschaffte¹.

Grössere stetigkeit kommt in die redaktion erst mit dem jahre 1811. Von da an bis ende 1816 hatte das triumvirat Thibaut, Fries und Wilken die leitung der jetzt nicht mehr in einzelne abteilungen zerfallenden Jahrbücher inne, und zwar fiel die sorge für die literarische gruppe (philologie, geschichte, literatur, kunst) jetzt hauptsächlich dem letztgenannten zu. Unter diesem regime wurde die romantische partei noch mehr zurückgedrängt, dafür deren schärfste gegner zur mitarbeit herangezogen: so der jüngere Voss, den nicht bloss Creuzer, sondern auch noch Boeckh von den Jahrbüchern ferngehalten hatte, so der rationalistische theologe Paulus, der jetzt auch literarische werke, wie Z. Werners 'Weihe der unkraft' und die patriotische dichtung der befreiungskriege besprach. Aber der anschlag von Thibaut und Fries, sich im literarischen fach aller romantisch gerichteten mitarbeiter zu entledigen, scheiterte an dem widerstande Wilkens, der sich nicht nur um die brüder Schlegel eifrig bemühte, sondern auch Görres und Arnim neuerlich an die zeitung fesselte. Wilken, der von anbeginn den standpunkt Boeckhs festhielt, konnte seine redaktionspolitik um so entschiedener durchführen, als auch Thibaut von seiner romantikfeindschaft allmählich abkam und sich mit der zeit eher in einen gegner der rationalistischen partei umwandelte². Der stab der mitarbeiter erlitt auch unter dem triumvirat keine wesentlichen veränderungen, er geht im grossen ganzen noch immer auf Creuzers anknüpfungen zurück. Der durchschnittliche wert der rezen-sionen freilich war im vergleich mit der ära Boeckh oder gar der Creuzerschen redaktionszeit in den jahren des triumvirats entschieden zurückgegangen. Die guten beiträge waren gegenüber der menge mittelmässiger und minderwertiger schon stark in der minderheit, ihre absolute zahl aber noch stattlich genug. Da wären rühmlich zu erwähnen: die besprechung von Goethes 'Dichtung und wahrheit' durch den hinter der chiffre J. M. O. sich verbergenden Frankfurter stadtgerichtsrat J. F. v. Meyer, die vortreffliche rezen-sion der Hoffmannschen 'Fantasiestücke', deren verfasser vielleicht F. G. Wetzel sein mag, R. Abekens anzeige von Gries' Calderonübersetzung, Windischmanns wertvolle und umfangreiche würdigung von Herders 'Sämtlichen werken', maler Müllers rezen-sion von Bossis schrift 'Del cenacolo di Lionardo da Vinci'. Als neue note bringen Paulus u. a. den politisch-liberalen gedanken in die zeitschrift, der eben damals um sich zu greifen begann. Der klassischen philologie konnte sich der jüngere Voss jetzt vollständig bemächtigen, und mit einem epilog zu einer rezen-sion des sohnes stellte sich im jahre 1816 auch der alte Voss zum ersten und einzigen mal als mitarbeiter ein. Übertreffen die Jahrbücher die andern literaturzeitungen jetzt nicht mehr, so sind sie doch auch nicht schlechter als jene. Die zeitgenössische dichtung, der Creuzer einst innerhalb des blattes vielen und bevorzugten platz eingeräumt hatte, wird in den hintergrund gedrängt, die wichtigsten

1) Aus einem ungedruckten briefe Raumers an professor Wilken in Berlin, Breslau 1. juli 1818 (original in der Wiener hofbibliothek) merke ich den satz an: 'nach Heidelberg wage ich mich nicht [sc. mit einer rezen-sion von Wilkens 'Geschichte der kreuzzüge'] aus Besorgniss, Schlosser möge meine Ansichten misbilligen'; vgl. dazu Kloss s. 442.

2) Ich hege starke zweifel, ob Thibauts stellung zur romantik von Kloss richtig erfasst ist. Der berühmte jurist begegnete sich mit der 'neuen schule' doch in manchen punkten, besonders in seiner bis ins späte alter bewährten vorliebe für alte kirchenmusik.

neuheiten bleiben unbesprochen. Um so bedeutender wird die rolle, die dank der eifrigen beihilfe der brüder Grimm jetzt der deutschen philologie zufällt. Im allgemeinen galt das interesse des publikums, das die Jahrbücher noch immer fesselten, in dieser zeit schon weniger den literarischen, als vielmehr den juristischen rezen- sionen, in denen sich ein teil des berühmten streites zwischen Thibaut und Savigny abspielte, sowie den politischen und theologischen.

Hier bricht die untersuchung ab; der verfasser lässt den leser stehen, ohne ihm ein wort über die fernere geschichte der Jahrbücher zu sagen. Warum er seine erzählung nur bis zum jahre 1816 geführt hat, darüber lässt er nirgends etwas ver- lauten. Verständiger wäre es gewesen, das jahr 1818 zur grenze zu nehmen, weil damals die Jahrbücher vollständig in die gewalt der rationalistischen partei gerieten. Der jahrgang 1817 hätte schon um seines leiters Hegel willen die einbeziehung so verdient wie gelohnt. Und noch ein anderer umstand spricht für die spätere grenz- setzung: im selben jahre 1818, in dem die Heidelberger jahrbücher für die romantik endgiltig verloren gehen, beginnt ein neues, gross angelegtes und sehr romantik- freundliches organ zu erscheinen: die von M. v. Collin geleiteten Wiener 'Jahrbücher der literatur', die rasch das hohe ansehen erwerben, das einst die Heidelberger zeit- schrift genossen hatte¹. Mehr als um die rechtfertigung seines willkürlichen terminus ad quem ist Kloss bemüht, die beschränkung der studie auf die literarische abteilung der Jahrbücher, die völlige ausserachtlassung der übrigen fachgruppen zu erklären. Die mühe ist verloren, denn das ist abermals nicht zu rechtfertigende willkür. Un- begreiflich, dass Kloss nicht wenigstens die theologisch-philosophische abteilung, die durch real- und personalunion mannigfacher art mit der historisch-philologischen gruppe im innigsten verbande steht, in den kreis seiner betrachtung zu ziehen für nötig fand. Aber nicht minder hätte, angesichts der eminent politischen bedeutung der romantik und auch weil sie den grössten äusseren erfolg hatte (ihr erster jahrgang musste zweimal aufgelegt werden), die juristisch-staatswissenschaftliche ab- teilung, nähere untersuchung erfordert.

Tiefere probleme als die so ganz äusserliche, aktenmässig lösbare frage nach den mitarbeitern und der autorschaft der einzelnen beiträge hat der verfasser leider nicht erörtert. Recht flüchtig streift er an dem wichtigen und interessanten thema vorbei, inwiefern die Heidelberger jahrbücher das programm der Einsiedlerzeitung fortgeführt oder gar erfüllt haben. Und noch weniger ist es ihm beigefallen, diese Jahrbücher neben den grosszügigen plan der Jenaer romantiker, A. W. Schlegels und Fichtes vor allem, zu halten, die eine noch gründlichere reform der literatur- zeitung bezweckten; was Kloss in einer anmerkung (s. 274) darüber notiert, ist unzulänglich und lässt die kenntnis wichtiger literatur vermissen. Wohl spricht der verfasser im vorwort von der notwendigen aufgabe, 'die äusserungen der übrigen damaligen zeitschriften ebenfalls eingehend zu berücksichtigen, um aus ihnen fest- zustellen, worauf die eigentümliche bedeutung der einzelnen aufsätze der Jahrbücher und damit der zeitschrift im ganzen beruhte'; aber die ausführung dieses vorsatzes

1) Unschlüssig, wohin er eine fertiggestellte rezenion zum abdruck geben soll, schreibt Görres am 4. januar 1824 (Gesammelte briefe III, s. 128): 'ich denke die anzeige in die Wiener jahrbücher zu geben, weil die Heidelberger ein winkel- journal geworden'. — Möchte doch bald jemand mit dem gleichen fleisse, den Kloss an seine aufgabe gewendet hat, aber mit mehr geschick und methode der grossen Wiener rezensieranstalt sich zuwenden, um ihre bedeutsame geschichte zu schreiben; meine einschlägigen notizen und hinweise auf mancherlei ungedrucktes material sollen ihm gern zur verfügung stehen.

habe ich in dem buche vergebens gesucht. Allerdings hat Kloss auch einige andere zeitungsen der von ihm behandelten epoche durchgesehen¹, aber leider nur die urteile verglichen, nicht die art der verhandlung und die urteilsbegründung. So musste er das beste schuldig bleiben; seine untersuchung erhebt sich nicht über die wassergleiche einer sauberen und als solcher auch dankenswerten materialsammlung; ein beitrage zur geschichte des romantischen geistes ist das buch nicht geworden. Fingerzeige, welche sich für die forschung aus den von Kloss im anhang bekanntgemachten neuen dokumenten erst ergeben, hat er selbst gar nicht beachtet; wenn es z. b. in der gründungsurkunde vom 1. oktober 1807 heisst, die neue zeitung würde 'besonders auch die katholische literatur (von Süddeutschland namentlich) und französische werke² betreffen', so verpflichtet das den bearbeiter, nachzuprüfen, ob und in welcher weise dieser absicht entsprochen ward; Kloss bleibt kein gedanke ferner als dieser.

Ungern setze ich meiner anerkennung des von Kloss geleisteten so enge grenzen; denn mit seltenem, wahre hochachtung forderndem fleisse ist der verfasser ans werk gegangen, dem er offensichtlich mehrere jahre gewidmet hat. Das buch trägt die jahreszahl 1916, wie weit jedoch die vorarbeiten zurückgehen mögen, erhellt aus des verfassers bemerkung, dass das in den einschlägigen, 1913 erschienenen schriften von F. Schneider und O. Reichel veröffentlichte material ihm noch handschriftlich vorgelegen³. Archivalische nachforschungen hat er an nicht weniger als acht orten gehalten und ein paar prachtstücke von den funden, die ihm glückten, dankenswerterweise im anhang abgedruckt⁴. Aber ihm mangelt jegliches talent, seine schönen funde und emsig gesammelten notizen schriftstellerisch zu verarbeiten. Zunächst hat er den stoff in der unglücklichsten weise disponiert. Gegen seine zweiteilung in die kapitel 'äussere' und 'innere' geschichte der Jahrbücher liesse

1) Durchaus nicht alle: die 'Oberdeutsche literaturzeitung', auf die R. F. Arnold in seiner 'Allgemeinen bücherkunde' (Strassburg 1910) hingewiesen hat, sollte nicht mehr übersehen werden.

2) Baden zählte ja zu den Napoleons protektorat unterstellten rheinbundstaaten.

3) Nach 1913 erschienene, auf seinen gegenstand bezügliche literatur kennt und nennt der verfasser nicht; es fehlen: J. Körner, A. W. Schlegel und sein Heidelberger verleger (Zs. f. d. österr. gymn. 1914, s. 673–694); Briefwechsel Schleiermachers mit Boeckh und Bekker (Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin, n. f. XI; 1916); HPB 1916, 11. heft, wo sich ein verbesserter abdruck des Görres-Zimmer-briefwechsels findet; vgl. auch noch Creuzers brief an Jacobs vom 19. I. 1817 im 'Zentralblatt für bibliothekwesen' XXX (1913), s. 26 f. So ist das buch in den literaturangaben schon beim erscheinen zum teil veraltet; doch liegt diese schuld nicht am verfasser, sondern an den widrigen zeitumständen, die eine erhebliche verzögerung des druckes verursachten. Seltsamerweise ist der XVIII., 1914 erschienene band der 'Neuen Heidelberger jahrbücher' im literaturverzeichnis und in ungezählten anmerkungen als jahrgang 1913 zitiert.

4) Da finden sich, auf die Jahrbücher bezüglichen akten unerwähnt, die folgenden briefe: 1. J. H. Voss an Zimmer, Heidelberg, 23. oktober 1808; 2. Fr. Schlegel an Zimmer, Wien, 28. märz 1809; 3. L. Tieck an Zimmer, Berlin, 8. august 1814; 4. A. W. Schlegel an Zimmer, Coppet, 7. august 1809; 5. und 6. ergänzungen zu 'J. G. Zimmer und die romantiker' (Frankfurt 1888) unvollständig gedruckten briefen Brentanos und Jean Pauls an Zimmer; 7. Creuzer an Boeckh, Heidelberg, 1. märz 1807; [8. das s. 180 abgedruckte, ganz bedeutungslose brieflein von herr und frau Creuzer an Boeckh wäre besser fortgelassen;] 9. bruchstück eines briefes von Nauck an Boeckh; 10. bruchstücke aus briefen Boeckhs an F. A. Wolf 1807–1810; 11. und 12. zwei briefe Fouqués an professor Schwarz in Heidelberg, Nennhausen, 19. mai und 24. november 1825.

sich ja nichts einwenden, wenn sie nur geschickter und mit mehr überlegung getroffen wäre; dann hätte sich leicht vermeiden lassen, was jetzt das buch ausserordentlich schädigt und seine lektüre wenig vergnüglich macht: die nahezu methodisch durchgeführte wiederholung des nur einmal zu sagenden an zwei oder gar mehreren stellen. Statt in dem der äusseren geschichte gewidmeten ersten kapitel die zusammensetzung und die veränderungen der redaktion ein- für allemal darzulegen, gibt Kloss darüber an diesem orte zunächst eine rasche skizze, um in dem andern kapitel entsprechend dem wandel der schriftleiter drei unterabteilungen zu treffen und nun sowohl einmal einleitend vor als jeweils in denselben über die redaktion zu handeln: so steht an vier stellen, was ohne besondere anstrengung an einer hätte vereinigt werden können. Aber noch ungeschickter ist es, innerhalb jener drei unterabteilungen gar eine letzte teilung vorzunehmen und den stoff a) nach den mitarbeitern, b) nach den rezenionen zu ordnen. Selbstredend lässt sich von den autoren nichts sagen, ohne ihrer beiträge, von diesen nichts, ohne ihrer verfasser zu gedenken, und der drohenden gefahr, zweimal ein- und dasselbe sagen zu müssen, entzieht sich der verfasser zur not nur dadurch, dass er aufs geratewohl einen teil seines materials unter a), den andern unter b) ablädt. So muss sich der leser mühsam das zusammengehörige selber erst ausklauben. Ja, die unart des verfassers geht so weit, dass er oft mitten in der erzählung eines einheitlichen sachverhalts abbricht, um erst viele seiten später damit fortzufahren, so dass der leser sich gezwungen sieht, immer wieder zurückzublättern, ohne dass er in der mühseligen arbeit solchen suchens durch ein branchbar eingerichtetes register¹ unterstützt würde. Die veränderte anordnung, in der diese anzeige den inhalt des buches vorzuführen versucht hat, will andeuten, wie es besser zu machen war. Nun bedient sich der verfasser bisweilen zu wenig entschiedener ausdrücke, so dass man nicht selten im zweifel bleibt, ob dieser oder jener beiträg nur beabsichtigt, ob er auch geschrieben und gedruckt worden ist. Und da die fundstellen der beiträge unbegreiflicherweise in der grösseren hälfte des buches gar nicht angegeben werden (nur der letzte teil des buches von s. 108 ab tut dieser selbstverständlichen forderung genüge), ist man genötigt, die betreffenden jahrgänge der zeitschrift selbst zu rate zu ziehen. Richtet nicht das allein schon eine untersuchung, die doch in erster linie ein repertorium der zeitschrift zu geben hatte? Wohin man den blick richtet, überall vermisst man etwas abschliessendes, endgiltiges, fertiges, jene gewisse abgerundetheit, durch die sich eben ein buch von einer kollektaneensammlung unterscheiden muss. Was Kloss bietet, sind nur beiträge — mitunter sehr wertvolle — zu seinem thema, aber durchaus keine bewältigung desselben. In einer zeitschrift nimmt man dergleichen mit dank hin, eine selbständige veröffentlichung verlangt strengere beurteilung; denn die wissenschaft, mag sie durch solche bücher auch zunächst gefördert erscheinen, hat davon auf die dauer manchen schweren nachteil. Nach Kloss' unzulänglichem versuch wird so bald nicht wieder ein gelehrter die Heidelbergischen jahrbücher zum gegenstand seiner studien erwählen — und so bleibt ein wichtiges thema auf lange hin unerledigt.

Aber noch einer anderen und vielleicht gerade jetzt zeitgemässen betrachtung sei hier platz vergönnt. Die welt widerhallt heute von dem bösen und uns so unsinnig dünkenden feindeschrei, dass die Deutschen barbaren seien, plumpe

1) Unverständlicherwise ist der wichtige anhang nicht ins register einbezogen.

gesellen, denen jeglicher sinn für verfeinerte kultur abgehe. Bieten wir so törichtem geschwätz nicht die erwünschte nahrung, wenn unsere gelehrten fortfahren, die resultate ihrer forschung, unbekümmert um jegliche ausdrucksform, vorzulegen, wie es sich eben trifft? Glaubt einer, dass man in Frankreich ein buch drucken liesse, ehe es geschrieben war? Denn nicht nur die plane anordnung seines stoffes lässt Kloss vermissen, er hat sich auch um die glätte des ausdrucks nicht im geringsten bemüht. 'Die jahre, in denen die ersten jahrgänge der Heidelbergischen Jahrbücher der literatur erschienen' — so setzt seine schrift ein; hat er kein ohr zu hören, wie misstönend dies dreifache jahr in einer einzigen zeile klingt? Und wie leicht wäre das mit einem federzug zu bessern gewesen!

Leicht mag man die strenge meines urteils ungerechtigkeit schelten, weil doch der verfasser sich redlich bemüht und unser wissen zweifellos bereichert hat. Das erkenne auch ich bereitwillig an. Aber das eben finde ich tadelnswert, dass Kloss, der alle, der ungewöhnliche voraussetzungen besass, ein treffliches buch zu schreiben, nur die analecta zu einem solchen gibt. Dies nunmunden auszusprechen, fühle ich mich um so mehr verpflichtet, als zurzeit ein lächerlicher respekt vor dem 'ungedruckten' in nuserer wissenschaft sich breitmacht, der mit erschreckender dentlichkeit zeigt, wie wenig gedanken über sinn und aufgaben der literaturgeschichte ihre adepten sich machen. Eine stattliche reihe namhafter fachgenossen könnte ich aufzählen, die durch keine andere bemühlung zu hohem ansehen gelangt sind, als dadurch, dass sie den unschweren und nur infolge einer art geistigen trägheitsgesetzes meist unterlassenen schritt aus den büchersälen in die archive taten. Denen blühten ebenso reiche wie leichte erfolge, denn häufig genug wühlten sie doch nur in schatzkammern, die für jedermann offenstanden. Aber auch persönliche fudigkeit und zufälliges finderglück, so sehr sie der forschung nützen, schaffen doch nur die voraussetzung für eine wissenschaftliche arbeit, nicht diese selbst; eine billige einsicht, die dennoch heute vielen zu entschwinden droht. Die letztverstorbene generation bedeutender literaturforscher hat sie noch besessen. Minor sagte in kolleg und seminar darüber unverblümt seine meinung, und Erich Schmidt schrieb in den anmerkungen seines 'Lessing' (was ich aber keineswegs wörtlich auf Kloss anwenden müchte), 'dass, wer als handschriften- und bücherjäger eine feine spürnase besitzt, deshalb doch der philologischen elemente völlig bar sein kann'.

WIEN.

JOS. KÖRNER.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), Sämtliche werke in 24 bänden. In verbindung mit der familie Bitzius herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Zehnter band, bearbeitet von Gottfried Bohnenblust: Käthi die grossmutter, 1916. Neunter band, bearbeitet von Rudolf Hunziker: Jakobs des handwerksgesellen wanderungen durch die Schweiz, 1917. München, Delphinverlag (Eugen Rentsch) 550 und 640 s. Je m. 4.50; gebunden m. 6,— bzw. 7.50.

Seit der grossen 24bändigen Berliner ausgabe von Jeremias Gotthelfs Gesammelten schriften aus den jahren 1855—1858, deren wiederholung von 1861 zum teil blosser titelaufgabe ist, hat es an einer vollständigen sammlung von Bitzius' werken empfindlich gemangelt, da die verdienstliche Berner volksausgabe im urtext, die Ferdinand Vetter 1898 in angriff genommen hat, leider über den zehnten band

nicht hinausgelangt ist. Es ist das um so auffallender, als Bitzius' stern unverkennbar in starkem aufsteigen begriffen ist. Der auch sonst um Gotthelfs neubelebung entschieden verdiente Adolf Bartels hat 1907 in der Hessischen klassikerbibliothek einer auswahl von fünf recht stattlichen Gotthelf-bänden unterkunft verschafft, denen sich drei jahre später noch ein sechster hat anschliessen dürfen. Da jedoch auch dieser ausgabe eben die vollständigkeit wieder abgeht und der herausgeber zudem von textkritischen bedenken nicht angekränkt ist (eine kritik der leider recht schwerfälligen und unbeholfenen vorrede gehört nicht hierher), so war es ein höchst dankenswertes unternehmen des Delphinverlags, mit seiner grossen, auf 24 bände berechneten kritischen ausgabe hervorzutreten, die höchst erfreulicherweise im gegensatz zu ähnlichen unternehmungen auch durch den weltkrieg nur auf kurze zeit unterbrochen worden ist, wobei ihr der umstand, dass der mitarbeiterstab sich ausschliesslich aus schweizerischen landsleuten Gotthelfs zusammensetzt und die Schweiz vermutlich auch einen grossen teil des abnehmerkreises stellt, zugute gekommen sein dürfte. Den beiden von Hans Bloesch besorgten bänden 7 ('Geld und geist') und 17 (Kleinere erzählungen, zweiter teil) von 1911 und 1912 sind 1916 und 1917 die beiden oben genannten gefolgt. Die schöne ausstattung verdient alles lob, aber auch das gereicht dem verlag zur ehre, dass er, unbekümmert um devisenkurse, auch in seinen neuesten prospekten, die — ursprünglich zugunsten schweizerischer käufer angesetzte — berechnung von 4 $\frac{1}{2}$ m. gleich 5 fr. beibehält. Verdienstlich und einsichtig ist es, dass die bände auch einzeln abgegeben werden.

An den ersten blick könnte es aussehen, als sei die aufgabe Hunzikers und Bohnenblasts nicht allzu schwierig gewesen. Beide herausgeber sind zu dem ergebnis gelangt, dass sowohl die verbesserungen von druckfehlern und stilistischen unklarheiten, wie auch die gelegentlichen striche in der Berliner gesamtausgabe der werke nicht mehr auf Bitzius selbst zurückgehen, sondern von seinen angehörigen, namentlich seinem schwiegersohn, dem pfarrer von Rütte, herrühren, worüber nach den gründlichen ausführungen Hunzikers in seinem apparat auch kein zweifel sein kann. Für die 'Käthi' lag ausserdem noch ein ausgedehnter handschriftlicher entwurf vor, der aber textlich mit dem druck durchaus nicht immer hand in hand geht, und ausserdem die schätzbare vorarbeit von Vettters ausgabe, während derartiges für den 'Jakob' ganz und gar mangelte. Darüber, dass beiden werken die erstdrucke zugrunde zu legen seien, konnte also gar keine frage aufkommen, und bei einer halbwegs normalen beschaffenheit dieser drucke hätten die herausgeber in der tat ihre aufgabe spielend lösen können.

Gerade an solcher normalität mangelt es aber den gegebenen texten in der allerempfindlichsten weise. Mit gutem recht zwar nennt Hunziker Gotthelf einen meister der sprache, und treffend hebt er hervor, dass das künstlerische wunder der aprioristischen vermählung von inhalt und form sich bei ihm mit erstaunlicher leichtigkeit vollziehe; ebensowenig kann und will er aber verschweigen, dass dem dichter infolge seiner durchaus ethischen, nur nebenher ästhetischen weisung der sinn für sprachliche detailkultur in empfindlicher weise mangelt. So wenig bei ihm, trotz der erstaunlichen schnelligkeit seines schaffens, meines erachtens von einem eigentlichen drauflosschreiben die rede sein kann: gegenüber demjenigen, was sich ihm einmal gestaltet hat, steht er unbekümmert auf dem Pilatusstandpunkt: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Wessen er sich entledigt hatte, das galt ihm auch als erledigt; sorgsame durchsicht lag ihm ganz fern, korrekturenlesen war ihm ein greuel, und rechnet man hinzu, dass seine nicht ganz leicht

leserlichen handschriften zum überfluss noch an deutsche setzer gerieten (der 'Jakob' ist 1846 47 in Zwickau, die 'Käthi' 1847 in Berlin gedruckt), die begrifflicherwise den stark eingesprengten dialektischen bestandteilen nicht gewachsen waren, so lässt sich ungefähr denken, was dabei herauskommen musste.

Grundsätzlich waren daher die herausgeber der Berliner 'Schriften' mit ihren besserungsversuchen ganz auf dem rechten wege, nur dass es ihrer arbeit begrifflicherwise am system fehlte und sie auch bei der beurteilung der versehen nicht selten geirrt haben. Um in dieser hinsicht über ihre vorgänger hinauszukommen, haben die neuen herausgeber keinerlei mühe gescheut und eifrig die von Gotthelf selbst gern gerühmte treue im kleinen bekundet. Hunziker hat es sich sogar nicht verdriessen lassen, die bei seiner arbeit gewonnenen grundsätze des breiteren darzulegen, und wer seine einschlägigen ausführungen über wortwahl und wortbildung, flexion und syntaktisch-stilistische eigenheiten Gotthelfs durchmustert, wird ihm willig zuerkennen, dass er damit nicht nur seinen mitredaktoren taugliche und kräftige richtlinien gegeben hat, sondern auch, trotz seiner verwahrung gegen alle weitergehenden ansprüche, wertvolle beiträge und ansätze zu einer Gotthelf-grammatik bietet. Es versteht sich, dass die striche der Berliner ausgabe samt und sonders wieder aufgemacht worden sind; fortgefallen ist dagegen im 'Jakob', wie mir scheint, mit recht die verdeutschung jedes einzelnen französischen worts und selbst der kleinsten französischen phrase, und auch die beschränkung der erklärung von dialektausdrücken im text habe ich nirgends als störend empfunden. Demjenigen, der etwa bezweifeln sollte, ob die herausgeber auch mit der regelung von alinea und interpunktion das richtige getroffen haben, empfehle ich einen einblick in die von Bohnenblust abgedruckte urfassung der 'Käthi'. Eher liesse sich fragen, ob die einföhrung der, jetzt allerdings fast allgemein bevorzugten heutigen rechtschreibung ganz einwandfrei sei, da schliesslich Duden so wenig anspruch auf ewigkeitswert hat, wie der gebrauch der 40er jahre. Da indessen auch die geniessende leserschaft ihre unbestreitbaren rechte hat, so bin ich geneigt, mich auch hier auf die seite der herausgeber und besonders des verlags zu stellen.

Bei dem, was des weiteren noch zu sagen wäre mag der 'Käthi', als dem bekannteren werk, vor dem eine kleinigkeit älteren 'Jakob' der vortritt gelassen werden. Einen ganz besonderen wert gewinnt Bohnenblusts ausgabe durch den bereits erwähnten, zum erstenmal vollständig und mit peinlichster genauigkeit abgedruckten älteren text des romans aus dem Gotthelf-archiv der Berner stadtbibliothek. Es handelt sich dabei weniger um einen 'entwurf', als um einen verhaltenen block: unzufrieden mit dem erfolg seiner arbeit, hat der dichter sein werk auf halbem wege liegen lassen und völlig von neuem zu schreiben begonnen. Rein gegenständlich ist dabei nicht viel anderes herausgekommen, nichtsdestoweniger ist aber ein vergleich der alten mit der endgiltigen fassung für das verständnis Gotthelfs und seines schaffens ausserordentlich lehrreich. Vor allem ergibt sich dabei, dass dem dichter trotz aller federfertigkeit ungleich mehr besonnenheit und künstlerische überlegung zuzutrauen ist, als man gemeinhin gelten lassen will. Ein paar kräftige umstellungen grösserer partien verraten unverkennbar ein klares und sicheres gefühl für die gesetze künstlerischer komposition; das üppig wuchernde rankenwerk der ersten fassung hat Gotthelf kräftig beschnitten, und wo umgekehrt der neue text sich als erweiterung des alten darstellt, ist auch das der erzählung beinahe durchgängig zum heil ausgeschlagen. Nur einzelnes mundartliche und derbere vermisst man in der neuen gestalt ungen. Zu rühmen sind auch Bohnenblusts sachliche

anmerkungen, die keinerlei ankunft, insbesondere über ausführungen und anspielungen politischer art, schuldig bleiben. Als sehr angebracht empfinde ich auch, hier wie bei Hunziker, den sorgsam nachweis sämtlicher, bald aus Luther, bald aus Piscator entnommener, bald ganz frei verwendeter biblischer zitate und anspielungen. Demjenigen, der etwas in die jahre gekommen ist, mag manches davon überflüssig erscheinen; wer aber viel mit studenten zu tun hat, weiss, dass das jüngere geschlecht der belehrung über solche dinge dringend bedarf, da bei ihm eine unwissenheit in dieser hinsicht eingerissen ist, die einen ganz schweren bildungsmangel bedeutet. Da wir damit einmal auf dem gebiet der theologie angelangt sind, möchte ich mit einigen bemerkungen nicht zurückhalten, die sich mir bei der beschäftigung mit den beiden romanen selbst aufgedrängt haben. Bohnenblust hat vor kurzem in den 'Neuen jahrbüchern für das klassische altertum' (band XXXVII, s. 348 ff.) einen gehaltvollen aufsatz über den wandel der weltanschauung in der deutsch-schweizerischen dichtung veröffentlicht, in welchem er, nicht als erster, für mich aber besonders eindringlich, auf Gotthelfs herkunft vom rationalismus hingewiesen hat. Ich finde diese auffassung ganz besonders bestätigt durch die ungeheure rolle, die in Gotthelfs theologie Gott der allmächtige vater und weltlenker spielt, während dem sohn ein verhältnismässig recht bescheidener raum angewiesen bleibt. Wo aber die gestalt des sohnes etwas stärker hervortritt, wie etwa im 'Jakob' s. 217, 250, 410 f., 458, ist er genau so wenig der weise lehrer und menschenfreund des rationalismus, wie andererseits ein inniges persönliches verhältnis zu ihm aufkommt, sondern er erscheint durchaus als der hohe vollstrecker des göttlichen erlösungswerks. Möglich, dass hinter der auffassung beider göttlicher personen reformierte denkweise steht, wenigstens erinnere ich mich, dass sich in meiner reformierten kindheitsunterweisung das bild ziemlich genau so ausnahm. Noch stärker nachgegangen ist mir aus Bohnenblusts aufsatz die bemerkung: 'von dem wert der belehrung hat Bitzius einen oft kaum fassbaren begriff'. Das zeugt erst recht von rationalistischem einschlag und ist zudem buchstäblich wahr. Wie steht es aber alsdann mit dem weltbild, das uns der dichter gibt, und wie um seine seit alters hochgerühmte psychologie? Der volksschriftsteller kommt doch gar nicht daran vorbei, seine lehren in lebendigen beispielen zu verkörpern, und unter solchen voraussetzungen müssen diesen die schwersten gefahren drohen. Nun, Gotthelf ist diesen gefahren jedesfalls nicht erlegen, und den grund dafür glaube ich darin zu finden, dass seine erstaunliche lehrgläubigkeit ein kräftiges gegengewicht findet in seinem nicht minder bestimmten glauben an die beständigkeit des charakters, die bei ihm in der reformierten prädestinationslehre eine starke stütze gefunden haben mag. Im 'Jakob' (s. 12) spricht er es rund aus, dass 'sich die eigentliche natur des menschen noch viel weniger ändert, als die sogenannte welt'. Infolgedessen sind seine charaktere, vermutlich unbewusst, von vornherein auf die wirkung der lehre richtig eingestellt: der umbruch des Johannes in der 'Käthi' ist durchaus, der des titelhelden im 'Jakob' zum wenigsten in allem wesentlichen überzeugend, wie ähnliches übrigens auch von den verschiedenen wandlungen des pächters Uli und anderer Gotthelfscher gestalten gilt. Schliesslich noch eins: die reichlich eingestreuten lehrhaft-satirischen betrachtungen, die Gotthelf auch sonst liebt, haben mich diesmal ganz besonders lebhaft an den pater Abraham a Sancta Clara erinnert, was übrigens keinem von beiden zur unchre gereicht. Die erklärung für diese verwandtschaft liegt ohne zweifel darin, dass der wackere kapuziner und der pfarrer von Lützelfüh kinder eines und desselben stammes waren.

Mit dem neudruck von 'Jakobs wanderungen' macht Hunziker ein werk bequem zugänglich, das ebenso, wie mir selbst, gewiss auch manchem andern bisher nur vom hörensagen bekannt gewesen ist. Und zwar sehr unberechtigterweise, denn auch hier, wo Gotthelf seine gewohnte bäuerliche sphäre verlässt und sich auf anderem felde versucht, stellt er vollauf seinen mann. Es handelt sich um die schicksale eines deutschen wanderburschen in der Schweiz zur zeit, als die politischen und religiösen emanzipationsbestrebungen des jungen Europa im schwang standen und sich in den viel bernufenen deutschen handwerksvereinen des auslands der kommunismus zu regen begann. Der brave, aber noch recht unreife titelheld verfällt der macht dieser verwirrenden ideen und hat schwere mühe, ihrer herr zu werden; schliesslich aber kehrt er, der nach dem zeugnis seiner trefflichen grossmutter als ein esel ausgezogen ist, als gereifter mann wieder heim. Schou der zeit- und kulturgeschichtliche reiz des romaus ist ganz ausserordentlich, das leben des handwerksgesellen innerhalb und ausserhalb ihrer werkstätten in stadt und land wird mit erstaunlicher sicherheit geschildert, insonderheit stellt die darstellung des treibens der jungen burschen und ihrer mädchen in und um Bern eine runde meisterleistung dar. Gotthelfs grosse charakterisierungskunst feiert einen wahren triumph in der schilderung der verschiedenen meister, bei denen Jakob arbeitet: jeder ist von dem anderen völlig verschieden und trägt seine fest ausgeprägte physiognomie. Vor allem verdient aber die intensität bewunderung, mit der sich Gotthelf in die seele seines helden und dessen jeweilige stimmungen versetzt, die liebevolle aufmerksamkeit, mit der er seine ganz allmähliche wandlung begleitet. Nur zweimal hält es schwer, ihm zu folgen. Dagegen zwar, dass eine herzensneigung der rückkehr Jakobs zum glauben das siegel aufdrückt, ist um so weniger etwas einzuwenden, als der dichter geschmack genug besitzt, der werbung seines helden den erfolg zu versagen; recht peinlich wirkt es aber, wenn im entscheidenden augenblick das wackere landmädchen zum blossen mundstück des theologischen verfassers wird, und noch fataler ist der eindruck, wenn Gotthelf der nach seiner auffassung bestehenden verpflichtung Jakobs, nunmehr die von ihm verführte, gutartige, aber schlunzige und untergeordnete Käthi zu heiraten, wohlweislich dadurch ausweicht, dass er das mädchen vorzeitig unter die erde bringt. Wie sicher aber Gotthelf in allem übrigen seiner sache ist, geht schon allein daraus hervor, dass er sich, um beziehungen seiner schilderungen auf bestimmte handwerksmeister in kleineren orten vorzubeugen, gestatten kann, das handwerk, welches Jakob betreibt, von vorn bis hinten ungenannt zu lassen, ohne dass man das geringste vermisst. Es begreift sich, dass Gotthelf bei alledem mit bekannter leidenschaftlichkeit seine politischen ideale verfiicht, aber dieses 'polternde geschiebe', wie Hunziker sich einmal hübsch ausdrückt, gehört mit zum bergstrom, und man möchte es auch gar nicht vermissen.

Die vielseitigen zeit- und ortsgeschichtlichen beziehungen des 'Jakob' legen dem erklärer dieses werkes besonders starke pflichten auf. Ob Hunziker es damit ernst genug genommen hat, mag man sich selbst sagen, wenn man erfährt, dass er den dank für geleistete beihilfe bei seinen anmerkungen an nicht weniger als 37 stellen richtet und zudem noch 17 einschlägige werke als benützt verzeichnet. Der erfolg entspricht aber auch den bemühen: keine politische anspielung bleibt unerklärt, keine örtlichkeit wird genannt, von der wir nicht einen begriff gewinnen, und selbst über das verwickelte münzwesen der damaligen Schweiz erhalten wir ebenso gründliche wie dankenswerte belehrung. Überflüssig habe ich trotz dieser gewissenhaftigkeit kein wort gefunden.

Der verstorbene Richard M. Meyer ist in seinem buch über die deutsche literatur des 19. jahrhunderts mit Gotthelf trotz aller hochachtung vor seinem können ziemlich scharf ins gericht gegangen, da die tendenz sein künstlertum allzusehr beeinträchtigte. Abgesehen davon, dass verständnis des volkstümlichen überhaupt nicht Meyers stärke gewesen ist, möchte ich für mein teil meinen, wenn jemand sein leben an lehrschriststellerei setzt und dabei ohne jeden künstlerischen anspruch die welt mit dichterischen leistungen von hervorragender kraft beschenkt, so sollte man ihm nicht seine hauptabsicht zum vorwurf machen, sondern ihm für das darüber hinaus gebotene warmen dank wissen. Meyers gegen Gotthelf erhobene anschuldigung, er sei orthodox gewesen, kann ich mir kaum anders als daraus erklären, dass die viel gerühmte belesenheit des betriebsamen literarhistorikers diesmal gründlich versagt hat, und was Gotthelfs 'radikal reaktionäre' gesinnung angeht, so ist mir kein fall bekannt, wo er sich um wiederbelebung überlebter einrichtungen bemüht hätte. Ich halte es demgegenüber mit Bohnenblust, in dessen bereits angezogenem aufsatz sich über Gotthelfs bestrebungen die treffenden worte finden: 'Dass es hier (auf politischem und religiösem gebiet) grosse werte zu erhalten gab, die eine tüchtige vorwelt erobert hatte, und die kein besinnungsloser sturm vom erdboden wegfeigen durfte, darin hat die zukunft dem dichter recht gegeben', und man darf noch darüber hinaus getrost behaupten, dass die frage, ob die grössere politische einsicht bei Gotthelf oder bei seinen gegnern zu suchen sei, heute noch viel weniger für einseitig entschieden gelten kann, als etwa vor 20 jahren. Gerade auch Gotthelfs kräftig konservative weltansicht hat an seiner beginnenden neubelebung beträchtlichen anteil.

Dafür, dass sich die frisch erwachte freude an dem tapferen manne und gestaltungskräftigen künstler auch unter den schaffenden regt, darf ich wohl, ohne eine untrene zu begelien, das briefliche zeugnis des hervorragendsten lebenden dichters aus alemannischem blute, Hermann Burtes, anrufen, der über Gotthelf urteilt: 'Seine 'Schwarze spinne' ist stärker als Kleistens 'Kohlhaas'. So wie Rembrandt in seinem Amsterdam die ganze weft, sieht Gotthelf in seinem Berner tal alle, aber auch tatsächlich alle verhältnisse des menschen und der welt und stellt sie in seinem mittel dar. Seine bauern sind Shakespeares könige wert.'

Der so verheissungsvoll begonnenen ausgabe ist herzlich alles gute zu wünschen. Sie wird uns noch vieles neue und wertvolle zu bieten haben; namentlich dem noch für 1917 versprochenen, bisher unbekanntem zweibändigen roman 'Herr Esau' darf man mit spannung entgegensehen.

JENA.

RUDOLF SCHLÖSSER (†).

John Holmberg, Zur geschichte der periphraistischen verbindung des verbum substantivum mit dem partizipium praesentis im kontinentalgermanischen. Inauguraldissertation. Uppsala, Almqvist & Wiksells buchdruckerei-a.-g., 1916. IX, 241 ss.

Einé dissertation? fragt man sich gleich beim ersten durchblättern des buches erstaunt und überzeugt sich nochmals auf dem titelblatt. Kaum glaublich, wenn man sie am massstab der deutschen promotionschriften, die auf dem gebiet der mhd. und vor allem frühnhd. grammatik seit dem letzten vierteljahrhundert quantitativ zwar erheblich, qualitativ aber — vereinzelte ausnahmen abgerechnet — kaum

ein wachstum aufweisen. Das vorliegende werk ist eben wieder eine von jenen ausländermonographien, die durch die namen der Schweden Strömberg, Nordström, Stårek und des Amerikaners Luebke im letzten dezennium rühmlichst bekannt geworden sind und bei denen sich offenbar auch weiterhin die schwedischen universitäten — zu Upsala und Göteborg wird auch Lund in hoffentlich nicht zu ferner zeit mit einer sehr wünschenswerten (und nach dem mir bekannt gewordenen kaum minder tüchtigen) ergänzungsarbeit zu Strömberg treten, — den ersten rang zu sichern wünschen. So erfreulich das objektiv genommen ist, so hat es aber doch auch seine in der gegenwärtigen trüben zeit doppelt ernste seite, die als symptomatisch manchen gedanken raum gibt. Die äussern ursachen für die beschämende tatsache, dass die vorarbeiten zu einer historischen grammatik des nhd. in erster linie von ausländern bestritten werden, ergeben sich schon aus Schneegans' ebenso freimütigen wie treffenden darlegungen auf dem Frankfurter neophilologentag von 1912 (siehe Germ.-rom. monatsschr. 4, 416). Die teilweise davon herrührenden innern gründe sind in der ungewöhnlichen ausgereiftheit dieser fremden darstellungen gegenüber den einheimischen zu suchen. Das sind keine kurz nach beginn des universitätsbesuchs begonnenen sechssemesterarbeiten: im vorliegenden fall hat der verfasser nach seinen andeutungen volle vier jahre an die ausführung des themas allein gewendet. (Die tiefern gründe, die diese im unseligen februar 1917 niedergeschriebenen bemerkungen — über ganz ähnliche beobachtungen auf literarhistorischem gebiet hat sich inzwischen A. M. Wagner im Literaturbl. f. germ. und rom. phil., jahrg. 39 (1918), s. 169 f. sehr offen geäußert, — veranlassten, haben sich unterdessen in der grossen katastrophe ausgewirkt; heute liegt eine besserung auf unabsehbare zeit zum grössten teil ausserhalb des bereichs der wissenschaft. Korr.-note.)

Zum verständnis des in dieser arbeit behandelten stoffes ist zunächst über den etwas auffälligen ausdruck 'kontinentalgermanisch' im titel, der, als erheblich zu weit gegriffen, eine falsche vorstellung erweckt, ein wort zu sagen: Zur selbständigen darstellung gelangt nämlich nur das kontinentaldeutsche, d. h. das deutsche im weitern, sprachwissenschaftlichen sinn, also das hd., nhd. und ndl. (nicht etwa auch das got. und fries.). Aber auch zeitlich ist diese auf die mhd. und frühnhd. zeit, und zwar auch auf sie bloss in gewissen grenzen, beschränkt, denn infolge der ausschliesslichen benützung der prosa fällt der anfangstermin in der hauptsache erst an die wende des 13./14. jahrhunderts, während der endtermin beim hd. schon ins 1. viertel des 16. jahrhunderts (die beginnende zeit Luthers, ausser bei der 'weltlichen prosa': Zimmerische chron.) und nur beim ndl. bis gegen die mitte des 17. jahrhunderts gesetzt ist (die angabe s. IX ist also etwas ungenau).

Über das — wie man meinen sollte, nicht gerade hervorragend wichtige — thema beziehungsweise teile desselben sind infolge merkwürdiger zufälle speziell für das deutsche im letzten jahrzehnt eine ganze anzahl von arbeiten erschienen: fast gleichzeitig haben die abd. zeit K. Rick (Bonner diss. 1905) und K. Meyer (Marb. diss. 1906) behandelt, dann folgten fürs mhd. (12./13. jahrh.) J. Winkler (Heidelb. diss. 1913), für dieses und das frühnhd. (bis über die mitte des 16. jahrh.) A. W. Aron (Frankfurt a. M. 1914) (vgl. Zeitschr. 46, 481 f.), und den wiederum fast gleichzeitigen beschluss machte J. M. Clark (Heidelb. diss. 1914), der den ganzen zeitraum darstellte, dessen ergebnisse aber von den vorigen einzeluntersuchungen schon so ziemlich überholt waren. Von diesen kannte H. bei beginn seiner arbeit nur die beiden übers abd., die übrigen erschienen erst während derselben. Gemeinsam ist all den genannten untersuchungen, dass sie einerseits gleichzeitig *sein* und *werden*

behandeln, anderseits — mit ausnahme der dürftigen bemerkungen der letzten über das ands.-anfr. und mndd. — sich aufs hd. beschränken. H.s buch bedeutet hierin also nach der einen richtung eine einschränkung, nach der andern dagegen eine erhebliche erweiterung, so dass, rein äusserlich betrachtet, vor allem die ndl. syntax, wo vorarbeiten kaum vorhanden, einen erheblichen gewinn zieht, der beim ndd. infolge stoffmangels (wegen der festlegung auf die prosa) viel geringer, ja überhaupt am geringsten ist.

Was diese auslandsarbeiten anfangs angezogener art vor allem auszeichnet, ist die eben aus der reifeit hervorgehende stellungnahme der verfasser zum problem. Das zeigt sich wie sonst auch hier schon betreffs der einschlägigen fachliteratur nicht allein in einer gründlichen vertrautheit mit dem ganzen germanistischen — im vorliegenden fall zum teil sogar auf den altsprachlichen sich erstreckenden — apparat, sondern auch der oft staunenswerten bekanntschaft mit jedweder, auch der entlegensten, auf das thema bezüglichen einzelschrift (manches, wie Crenshaws diss. von Baltimore, war mir selbst leider nicht zugänglich), wo die verfasser entsprechender deutscher arbeiten diese häufig neben völliger ignorierung aller eventuell vorhandenen speziellen vorarbeiten auch in naivster unkenntnis der einfachsten hilfsbücher in angriff nehmen. Das gleiche gilt auch von den quellen, die mit bewundernswürdigem fleiss und spürsinn zusammengetragen werden; hiebei ergibt sich allerdings für den ausländer, wie schon Strömberg richtig erkannte, wenigstens für die spätere zeit (16. jahrh. u. ff.), der nachteil, dass ihm meist nur ausgaben von hss. (chroniken usw.) und keine originaldrucke zugänglich sind, was auch für diese syntaktische frage, obschon in anderer weise, nicht ganz ohne schaden geblieben ist. Aus der vorausgehenden gründlichen philologischen durchbildung geht aber nun ganz besonders das innere erfassen der gestellten aufgabe hervor, das dann vor der meist zu spät kommenden erkenntnis, diese ganz verkehrt und mit ungenügenden mitteln unternommen zu haben, bewahrt. Dieses tiefe eindringen in das problem ist aber der grund, warum das werk H.s trotz der während der ausarbeitung erschienenen untersuchungen nichts, aber auch gar nichts von seinem eigenwert einbüssen konnte.

Die durchdachte methode geht davon aus, dass — entgegen Winkler und Aron — eine strenge scheidung zwischen prosa und poesie auch für dieses syntaktische kapitel vorzunehmen und die erstere in den mittelpunkt zu rücken ist — eine forderung, auf deren wichtigkeit ich bei den beiden andern grammatischen hauptteilen wiederholt hingewiesen habe und die zweifelsohne auch für die syntax volle berechtigung hat. Wenn indes daraus der verfasser die berechtigung ableitet, die lösung des problems ausschliesslich auf der prosa aufzubauen, so werden sich dagegen, wie wir unten noch sehen werden, allerdings bedenken erheben. In zweiter linie wird die enge beziehung zum lateinischen, aus der sich die notwendige trennung von übersetzungs- und originalliteratur ergibt, ins gehörige licht gestellt. Zur erreichung dieses zweckes scheut der verfasser nicht vor der mühe zurück, eine grossenteils auf eigener sammlung fassende untersuchung sowohl des bibellateinischen und -griechischen (s. 69—74) wie des urkundenlateins (passim s. 149—72) vorzunehmen, deren ergebnisse auch für die mlat. und mgr. grammatik nicht ohne selbständigen wert sein dürften. Auch die beschränkung auf das verbum *sein*, deren begründung (s. IV fussn.) sich noch schärfer herausarbeiten liesse, verdient volle anerkennung. Die ungewöhnliche subtilität der methode zeigt sich dann neben diesen allgemeinen gesichtspunkten vor allem in der den einleitenden abschnitt (s. 1—8) umfassenden speziellen abgrenzung des begriffs 'periphrastisch'.

Der erste hauptteil nun bietet in drei kapiteln eine kurze, sich in der hauptsache auf die vorarbeiten stützende skizze des gebrauchs der verbindung in den altgerm. dialekten (got., ahd., ae. und an.) (s. 9–15) nebst dem sich daraus ergebenden resultat über deren entstehung und bedeutung in diesen (s. 16–26), nochmals gesichtspunkte methodischer art für die untersuchung des engeren themas (s. 28–30) und eine erörterung über das innere verhältnis der partizipial- und infinitivform zueinander (s. 31–39) (dass dieses in erster linie ein syntaktisches und erst sekundär ein formales ist, daran halte ich auch weiter fest, vgl. Zeitschr. 46, 481 f.).

Die eigentliche darstellung aber zerfällt in vier weitere hauptabschnitte, die sich nach den obigen methodischen richtlinien als 'Bibelsprache', 'Sonstige geistliche prosa', 'Urkundensprache' und 'Sonstige weltliche prosa' scheiden und also alternierend die unmittelbar vom lat. abhängige und die nicht (beziehungsweise nur mittelbar) abhängige prosa behandeln. Die gruppierung und behandlung des quellenmaterials im einzelnen (so die scheidung nach den syntaktisch differenzierten untergruppen, die sonderbehandlung der mystiker) ist durchaus sachgemäss und verrät ein ungemein feines syntaktisches und stilistisches gefühl, das bei einer fremdsprache doppelt bewundernswert ist. Einen gewissen mangel sehe ich in dem zu frühen zeitlichen abbruch der untersuchung bezüglich des hd.; besonders vermisse ich hier (abgesehen von dem ganz allgemeinen hinweis s. 64) ein eingehen auf die katholischen (ausser dem flüchtig erwähnten Emser auch Dietenberger und Eck) und die reformierte (Zwingli) bibelübersetzung des 16. jahrhunderts. Doch findet das neben dem wohl äussern umstand des quellenmangels darin eine teilweise rechtfertigung, dass H. in erster linie die entstehungs- und entwicklungsgeschichte der konstruktion, nicht deren untergang darzustellen beabsichtigte (vgl. s. IX). Aufgefallen ist mir von nebensachen der eigentümliche gebrauch des ausdrucks frühhd. (auch frühndl.) (s. 53, 64, 117), worunter H. offenbar (Geiler wird s. 116 zum spätmhd. gerechnet, auch sonst ist eine trennung von mhd. und nhd. beziehungsweise mnl. und nnl. mit der grenze 1500 durchgeführt,) die zeit seit dem beginn der reformation (auch noch das 17. jahrhundert?) versteht; diese verwendung deckt sich also weder mit der Scherers noch mit der in letzter zeit mehrfach von Kluge-schülern angewandten (= 1450–1550), sie ist vielmehr identisch mit dem, was ich als frühhd. im engeren sinn (1520–1620) bezeichnen möchte oder was Paul im absichtlichen gegensatz zu Scherer als altnhd. (= 16. und 17. jahrhundert) auszuscheiden pflegte (jetzt auch in seine Deutsche gramm. eingeführt). Gegenüber all diesen sonderterminologien ist immer wieder hervorzuheben, dass sie, besonders wenn man sich dabei die Scherersche namengebung aneignet, nur unnötige verwirrung stiften und dass sie zwar alle gegen Scherers festlegung vorgebrachten einwände mit dieser gemein haben, dagegen gewisse äussere und innere vorzüge jener (worunter natürlich nicht der regelmässige wechsel von männlichen und weiblichen perioden gehört,) nicht aufzuweisen vermögen; nachdem aber erfreulicherweise jetzt wenigstens allgemein das bedürfnis einer zwischenperiode anerkannt wird, wäre eine einigung über diesen punkt höchst wünschenswert.

Auf eine eigentliche zusammenfassung des aus seiner untersuchung gewonnenen gesamtresultats hat H. verzichtet und dafür nur einige 'Schlussbemerkungen' angefügt; das ist immerhin zu bedauern, da dem jahrelang mit seiner materie beschäftigten verfasser gern seine gesamtauffassung als ganz unzweideutig erscheint, wo für den leser kleine zweifel über diese bestehen bleiben können. Der gedankengang des verfassers über die geschichte der periphrase ist meines erachtens in den allergrössten zügen etwa folgender: Ihre entstehung verdankt die konstruktion lediglich der

mechanischen übersetzungstechnik und danach vereinzelter freier nachbildung der entsprechenden lat. (bezw. griech.) periphrase im ahd. wie parallel damit (aber jeweils unabhängig) in den übrigen germ. dialekten, so dass sie keineswegs als germ. sprachgut zu betrachten ist, und zeigt demgemäss einen syntaktisch durchaus indifferenten charakter (s. 16—26); seit frühmhd. zeit bilden sich im anschluss hieran ansätze zu einer selbständigen syntaktischen verwendung (zur kennzeichnung einer dauernden — besonders nicht determinierten — handlung) heraus (s. 96 f.) und diese nimmt dann im klass. und spätern mhd. deutlichere formen an (diese entwicklungsline wird allerdings in der fussn. s. V und in den schlussbemerkungen wieder fast auf ein nichts zurückgeschraubt); im verlauf des ältern frühmhd. (besonders im spätern 15. jahrhundert) sinkt sie immer mehr zur bedeutungslosen variation der einfachen verbalform herab (s. 221 f.) und verschwindet seit dem beginn des 16. jahrhunderts bis auf letzte reste ganz aus dem gebrauch (s. 52 f., 116 f., 192); das ndd. und nld. machen im ganzen dieselbe entwicklung durch, nur dass sich der formelhafte gebrauch, besonders bei letztern, bis gegen die mitte des 17. jahrhunderts hält (s. 64 ff., 143, 192 f.). Dazu wäre zu sagen: Die entstehungsgeschichte der periphrase hat viel ansprechendes; da freilich, wie der verfasser selbst betont (s. 22), die ahd. und überhaupt die altgerm. literatur fast nur übersetzungsliteratur ist, so ist der beweis ex silentio gegen die einheimische existenz dieser oder einer zur anknüpfung geeigneten ähnlichen konstruktion zum mindesten nicht zwingend, was jedoch nicht schuld des verfassers ist. Mehr bedenken habe ich gegen die (besonders an den beiden erwähnten stellen) allzu einschränkende bewertung für die folgezeit, die sich doch offenbar aus der alleinigen zugrundlegung der prosa ergab. Das poetische material bei Winkler lässt sich aber wohl nicht so ohne weiteres mit der an sich ja zweifellos richtigen bemerkung über den einfluss von metrum und reim (s. V, fussn.) beiseite schieben und wäre wenigstens eine genauere auseinandersetzung mit diesem nötig gewesen; demgemäss erscheint mir der bedeutungscharakter der konstruktion doch stärker entwickelt, als H. in den zusammenfassenden abschnitten — mich dünkt zum teil im gegensatz zu seinem eigenen material, das zweifellos den ausschlag dabei gibt — zugestehen will. Nicht ganz einwandfrei dürfte auch die darstellung des spätern verlaufs, bei der naturgemäss das schwergewicht auf der weltlichen prosa ruht, sein; denn da hierbei dem verfasser nur 'frühhumanistische übersetzungsprosa' aus dem ausgehenden 15. jahrhundert und chroniken des 15. und der ersten hälfte des 16. jahrhunderts (etwas besser steht es bloss mit den nld. texten) zur grundlage dienten beziehungsweise zugänglich waren, so musste die abhängigkeit vom lat. (bezw. der urkundensprache) viel stärker hervortreten, als vermutlich gerechtfertigt ist. Auch die schlussphase der konstruktion im 16. jahrhundert verschwimmt dadurch sichtlich, wie sich aus den angaben bei Aron (allerdings infolge ähnlicher ursachen auch nicht mit voller deutlichkeit) erkennen lässt.

Alles in allem: die arbeit ist besonders nach der problematischen seite selten anregend und muss — und zwar nicht allein für den anfänger — als vorbildlich bezeichnet werden, so dass kein bearbeiter ähnlich gelagerter syntaktischer themen sie ohne vorheriges studium vorliegenden buches in angriff nehmen sollte.

Fritz Günther. Die schlesische volksliedforschung. (Wort und brauch. Volkskundliche arbeiten, herausgegeben von Theodor Siebs und Max Hippe. 13. heft. Breslau, M. & H. Marcus, 1916.) (8), 292 s. 8 m.

Der verfassers hat seine arbeit im jahre 1912 für die Neugebauer-(Neugebauer-)stiftung eingereicht, und sie ist schon damals von der philosophischen fakultät der Breslauer universität preisgekrönt worden, doch hat sich der druck wesentlich verzögert. Nachträge bis zum erscheinen sind der darstellung noch zugute gekommen. Es wird zunächst in einer einleitung ein kurzer überblick über die volksliedforschung bis zu Hoffmann-Richters Schlesischen volksliedern gegeben, weiter besprochen, was in der provinz vor diesem werke für das volkslied geleistet worden ist. Ausführlich schildert Günther sodann das fruchtbare jahrzehnt von 1840 an, in dessen mittelpunkt die leistungen Hoffmann-Richters und F. A. L. Jacobs stehen. Angeschlossen wird eine übersicht der beiträge über das volkslied in zeitungsen, zeitschriften und büchern bis zum jahre 1913. Näher berichtet Günther von den mitteilungen und sammlungen der Schlesischen gesellschaft für volkskunde. Bisher ungedruckte lieder und unbekanntere fassungen bekannter lieder bieten die s. 114–179, und abgeschlossen wird das buch durch ein alphabetisches verzeichnis aller schon gedruckten volkslieder aus Schlesien. Das werk soll eine einleitung zu einer von der Schlesischen gesellschaft für volkskunde vorbereiteten ausgabe der schlesischen volkslieder sein und erfüllt diesen zweck. Es zeugt von ausgebreiteter kenntnis und grosser liebe zur sache; die form ist ansprechend. Vernünftigerweise legt der verfassers den weiten begriff des volksliedes als eines allgemein im volke gesungenen liedes zugrunde (s. 1). Freilich scheidet er später (s. 79) einmal echte volksdichtung von dem, was das volk singt. Wenn s. 4 bemerkt wird, die frühesten mitteilungen über volkslieder in Schlesien seien lediglich verbote, so hat Günther übersehen, dass wir bereits seit dem jahre 1874 die erwähnung eines schon im 14. jahrhundert aufgezeichneten volksliedes kennen. Palm hebt aus einem formelbuch des chorherrenstifts zu Sagan (jetzt in der kgl. und universitätsbibliothek zu Breslau) die stelle heraus: *Quid est, pater dilecte, quod cum tanto gaudio pluries cecinisti: Dy kw hot eynen langen zagel · czwor her ist ir lang? . . . Quid est hoc: ze hot czwe cröme hornir rnd eynen weyten gang?* (J. M. Wagners Archiv für die geschichte deutscher sprache I, 354.) Gelegentlich hat Günther wie auch der sagensammler Kühnau die neigung, über die grenzen seiner heimatprovinz hinauszuschweifen und sächsisch-oberlausitzisches zu bringen. Sehr dankenswert ist, was er von der entstehungsgeschichte der Hoffmannschen volkslieder und von den beziehungen zu Erk sagt, namentlich auch, was er von dem katalogisierungsverfahren der Schlesischen gesellschaft berichtet. Das verzeichnis der in Schlesien am häufigsten gesungenen lieder s. 107 f. kann für eine dringend nötige volksliedgeographie von grossem nutzen sein, wenn es auch nur bedingte gültigkeit besitzt. Günther dürfte bei weiteren nachforschungen erkennen, dass nicht alle die als ungedruckt angegebenen lieder, deren wortlaut er bietet, diese ehre verdienen. So ist zu nr. 6 s. 121 *Ey bauer laß mir die rößlein stahn* Max Meier, Das liederbuch Ludwig Iselins. Baseler dissertation 1913, s. 111 zu vergleichen. Die weidsprüche nr. 11 auf s. 125 finden sich in den Altdeutschen wäldern der brüder Grimm, und zwar str. 1 im 3. bd. s. 139, f. 170, s. 144, s. 194, f. 191, s. 144 und s. 121 f. 47 ganz ähnlich, ebenso str. 2 im gleichen bande s. 125, f. 65 (vgl. s. 137, f. 162), str. 3 ebendasselbst s. 138, f. 169. Zu nr. 18 s. 135 ist Dunger-Reuschel, Grössere volkslieder aus dem Vogtlande s. 234 und anmerkung zu stellen. Nr. 19 s. 136 darf als nachbildung des geistlichen gesanges *Der grimmig tod mit seinem pfeil* (Böhme, Alt-

deutsches liederbuch nr. 649) gelten; nr. 34 entspricht ungefähr Dunger-Reuschel s. 234 und anmerkung. Über das lied s. 164 nr. 42 handelt jetzt mit gewohnter gründlichkeit Bolte, Zeitschr. des vereins f. volkskunde 26 (1916), 178 ff. Lehrreiche beiträge zu der frage nach dem zersingen von kunstliedern (In einem kühlen grunde, Es zogen drei burschen wohl über den Rhein, Am brennen vor dem tore, Ich weiss nicht, was soll es bedeuten) bieten die nr. 51—54 s. 177—179. Endlich wäre die liste der gedruckten schlesischen volkslieder noch zu vervollständigen. *Den meister wollen wir ehren* steht auch bei Drechsler, Sitte, brauch usw. I, s. 60. Ferner gehörte in dieses verzeichnis das lied: *Ich war nachta Bey da knachta* in der liederhandschrift dreier unbekannter Leipziger studenten (1683—95) bei Blümmel, Zwei Leipziger liederhandschriften des 17. jahrhunderts (Leipzig 1910 = Teutonia 10. heft) s. 83 f. Es fehlt auch *Mei sibula, doas verbrühte kind* in der handschriftlichen lieder-sammlung eines ungenannten Schlesiens aus der mitte des 18. jahrhunderts (Kopp, Deutsches volks- und studentenlied s. 285). Wilibald Walters Sammlung deutscher volkslieder bringt die bei Günther nicht erwähnten *Nun will ich euch etwas neues erzählen* (unter nr. 139) und *So ein krenzjüdeler bruder* (nr. 145). Das weihnachtslied *O freda über freda* findet sich auch schon in der von Kopp besprochenen handschrift eines unbekanntes Schlesiens Deutsches volks- und studentenlied s. 285; dort auf s. 283 ist eine offenbar schlesische liedfassung: *Wenn der selt menn broitgma sah* angegeben. Zu *Rauchfiess* sieh Drechsler, Sitte, brauch usw. I, s. 119. Vergessen hat Günther noch *Spinnt, kinder, spinnt* (Kühnau, Schlesische sagen II, s. 57). Kann das bei Fontane angeführte lied (Quitt s. 87 f.):

Schlesierland! Schlesierland!

Du bist es, wo meine wiege stand

als volkslied in anspruch genommen werden?

DRESDEN.

KARL REUSCHEL.

NACHRICHTEN.

Die Zeitschrift betrauert wiederum den tod dreier hochgeschätzter mitarbeiter: am 31. august 1919 verschied zu Mühlhausen in Thüringen der professor am dortigen gymnasium dr. Emil Kettner (geb. zu Magdeburg am 16. april 1855); am 29. september 1920 der ordentliche professor an der universität Innsbruck, hofrat dr. Josef Eduard Wackernell (geb. zu Gölflan in Tirol am 22. november 1850); am 30. oktober 1920 der ordentliche professor an der universität Tübingen, dr. Hermann v. Fischer (geb. zu Stuttgart am 12. oktober 1851), dem es leider nicht vergönnt wurde, sein grosses lebenswerk, das Schwäbische wörterbuch, zu vollenden. Am 2. juni 1921 starb zu Leipzig der ausserordentliche professor dr. Georg Holz (geb. 24. dezember 1763 zu Chemnitz).

Als ordinarien wurden berufen: nach Tübingen (an Fischers stelle) der ausserordentliche professor an der universität Berlin, dr. Hermann Schneider; nach Halle (an stelle des in den ruhestand tretenden geh. reg.-rats dr. phil. Strauch) der ordentliche professor dr. Georg Baesecke in Königsberg, und (für neuere deutsche literatur) der ausserordentliche professor an der deutschen universität Prag, dr. Ferdinand Josef Schneider; nach Greifswald (für neuere deutsche literatur und für nordisch) der ausserordentliche professor dr. Paul Merker in Leipzig;

nach Marburg (an stelle des in den ruhestand tretenden geh. reg.-rats dr. Fr. Vogt) der ordentliche professor dr. Karl Helm in Frankfurt; nach Königsberg der ordentliche professor dr. Rudolf Unger in Zürich (zuvor in Halle). Das in Rostock neu begründete ordinariat für niederdeutsche sprache und literatur wurde dem oberlehrer dr. Hermann Teuchert in Berlin-Steglitz übertragen. Der direktor der universitätsbibliothek in Tübingen, dr. Karl Bohnenberger wurde zum ordentlichen professor der deutschen sprache und literatur ernannt.

Der ordentliche professor dr. Werner Richter (Greifswald) wurde zum ministerialrat im Berliner ministerium für wissenschaft, kunst und volksbildung ernannt.

Der geh. hofrat professor dr. Eduard Sievers in Leipzig wurde zum answärtigen mitgliede der Göttinger gesellschaft der wissenschaften ernannt.

Es habilitierten sich für germanische philologie: in Leipzig der ehemalige ordentliche professor in Petersburg dr. Fedor Brann, in Frankfurt dr. Karl Wesle, in Münster dr. Theodor Baader, in Marburg dr. Kurt Wagner, in Hamburg dr. Julius Schwietering, in Göttingen dr. Friedrich Neumann; für nordische philologie in Marburg dr. Walther Heinrich Vogt.

Die 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird von diensttag den 27. bis freitag den 30. september 1921 in Jena stattfinden. Anmeldungen von vorträgen für die germanistische sektion sind an den obmann, geh. hofrat professor dr. V. Michels in Jena zu richten.

PREISAUFGABE DER KÖNIGLICHEN DEUTSCHEN GESELLSCHAFT ZU KÖNIGSBERG I. PR.

Die Königliche deutsche gesellschaft zu Königsberg i. Pr. schreibt einen preis von 500 mark aus für die beste arbeit über das thema 'Ostpreussische eigentümlichkeiten in der sprache Zacharias Werners'. Die arbeit ist unter den üblichen förmlichkeiten bis zum 18. dezember 1921 an den vorsitzenden der gesellschaft, herrn professor Baeckeke, Königsberg i. Pr., Hardenbergstrasse 11, einzureichen. Die verkündigung des preisurteils findet am 18. januar 1922 statt. Falls keine der einlaufenden arbeiten den an sie zu stellenden ansprüchen genügt, behält sich die gesellschaft vor, über die verwendung des preises zu entscheiden.

BERICHTIGUNGEN ZU BAND 47.

Lies s. 121 z. 15 worum st. warum; s. 125 z. 43 lediglich st. nicht lediglich; s. 373 z. 12 und 16 uwarth st. unarth; ebda. z. 21 entvengen st. entrengen; ebda. z. 22 ontvengen st. ontrengen; s. 374 z. 1 siekten st. ziehten; ebda. z. 11 volksaberglaube st. volks Glaube; ebda. z. 16 Höfler 489 st. Höfler 409; ebda. z. 45 antphangan st. antfangan; s. 375 z. 9 uwarth st. unarth; sancte st. sancta; ebda. z. 26 und 29 rehe st. rähe; ebda. z. 44 Groningen st. Göttingen.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.

- Ämterbuch.** — Das Grosse ämterbuch des Deutschen ordens. Mit unterstützung des Vereins für die herstellung und ausschmückung der Marienburg hrg. von Walther Ziese mer. Danzig, A. W. Kafemann 1921. XXIV, 992 s. 165 m.
- Arndt, Ernst Moritz.** — Gülzow, Erich, Ernst Moritz Arndt in Schweden. Neue beiträge zum verständnis seines lebens und dichtens. Greifswald, L. Bamberg 1920. 28 s. 3,60 m.
- Roethe, Gust., Bismarck, Arndt und die deutsche zukunft. Greifswald, L. Bamberg 1920. 24 s. 3 m.
- Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae Monacensis.** Tomi V pars I codices germanicos complectens. Editio altera. [Auch mit dem sondertitel: Die deutschen pergamenthandschriften nr. 1—200 der staatsbibliothek in München, beschrieben von Erich Petzet.] München, in kommission der Palmschen buchhandlung 1920. XXI, 381 s.
- Claudius, Matth.,** Ausgewählte schriften, hrg. von Gust. Graeber. [Deutsche lit. werke des 18. und 19. jahrh., hrg. von A. Leitzmann und W. Oehlke. 2.] Halle, Niemeyer 1920. XXXII. 156 s. 4,50 m.
- Dellmour, Humbert.** Altdeutsche sprachlehre für anfänger. 1. teil: Wortlehre. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1920. 43 s. u. 7 taf. 7,50 m.
- Edda Siemundar.** — Die Edda. Heldenlieder, übertragen von Rud. John Gorsleben. München-Pasing, Verlag Heimkehr 1920. 129 s. 10 m.
- Phillpotts, Bertha S., The elder Edda and ancient scandinavian drama. Cambridge university press 1920. XI, 216 s.
- Fischart.** — Moser, Virgil, Die Strassburger druckersprache zur zeit Fischarts (1570—1590). Grundlegung zu einer Fischart-grammatik. München, selbstverlag 1920. VIII, 176 s.
- Folkeviser.** — Steenstrup, Jhs., L'origine des chansons populaires danoises et leur plus ancienne époque. [Det kgl. danske vidensk. selsk. skrifter 1921.] 17 s.
- Geibels werke,** hrg. von Wolfgang Stammler. Kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliogr. institut o. j. (1920). 3 bde. 74 und 471, 444, 485 s. mit portr. und facs. geb. 63 m.
- Gerstenberg.** — Wagner, Alb. Malte, Hehr. Wilh. v. Gerstenberg und der Sturm und drang. 1. band. Gerstenbergs leben, schriften und persönlichkeit. Heidelberg, Winter 1920. VIII, 208 s. 10,50 m. und 20% sort.-zuschl.
- Goethe.** — Die novellen von Goethe, hrg. von Heinz Amelung. Essen, W. Girardet 1920. 470 s. geb. 24 m.
- Berendsohn, Walter A., Der neuentdeckte 'Joseph' als knabendichtung Goethes. Stilkritische untersuchungen. Hamburg, W. Gente 1921. 32 s.
- Gose, Hans, Goethes Werther. [Bausteine zur gesch. der deutschen lit., hrg. von Franz Saran. XVIII.] Halle, Niemeyer 1921. (VIII), 105 s. 12 m.
- Pinger, W. R. R. (†), Laurence Sterne and Goethe. [University of California publications in modern philology, vol. X, 1.] (IV), 65 s. Berkeley 1920.
- Joseph. Goethes erste grosse jugenddichtung wieder aufgefunden und zum ersten

- male hrg. von Paul Piper. Hamburg, W. Gente 1920. XXX, 222 s. und 6 facsim. taff. geb.
- Goette, Rudolf**, Kulturgeschichte der urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen mittelalter (bis 919 n. Chr.). Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder 1920. 374 s. 33 m.
- Gryphius, Andr.** — Flemming, Willi, Andr. Gryphius und die bühne. Halle, Niemeyer 1921. XII, 450 s. und 4 taff. 80 m.
- Hebbel.** — Hallmann, Georg, Das problem der individualität bei Fr. Hebbel. [Beitr. zur ästhetik, begr. von Th. Lipps und R. M. Werner. XVI.] Leipzig, Leop. Voss 1921. (VIII), 74 s. 9 m.
- Heusler, Andr.**, Altisländisches elementarbuch. [German. bibliothek I, 1, 3.] 2. aufl., Heidelberg, Winter 1921. XII, 247 s. 21 m (und 10 % sort.-zuschlag).
- Hoffmann-Krayer, E.**, Volkskundliche bibliographie für das jahr 1918. Im auftrage des verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgegeben. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. XVII, 126 s. 20 m.
- Hofmannsthal.** — Berendsohn, Walter, A., Der impressionismus Hofmannsthals als zeiterscheinung. Eine stilkritische studie. Hamburg, W. Gente 1920. (IV), 52 s. 3,60 m.
- Horn, Wilhelm**, Sprachkörper und sprachfunktion. [Palaestra 135.] Berlin, Mayer & Müller 1921. VIII, 144 s. 18 m.
- Immermann.** — Maync, Harry, Immermann. Der mann und sein werk im rahmen der zeit- und lit.-gesch. München, C. H. Beck 1921. VII, 627 s. geb. 60 m.
- Kämpf, Robert**, Lautlehre der Reichenberger mundart. Reichenberg (Böhmen). Verlag des vereins für heimatkunde des Jeschken-Isergaues. 1920. (II), 37 s. 5 kr.
- Kleist, Heinr. v.** — Corssen, Meta, Kleists und Shakespeares dramatische sprache. [Berl. dissert. 1919.] (VII), 75 s.
- Köster, Albert**, Die meistersingerbühne des 16. jahrhunderts. Ein versuch des wiederaufbaus. Halle, Niemeyer 1921. (VI), 111 s. 20 m.
- Leyen, v. d., Friedr.**, Deutsches sagenbuch. I. teil: Die götter und göttersagen der Germanen. Neue bearbeitung. München, C. H. Becksche verlagshandlung 1920. VIII, 273 s. 17 m.
- III. teil: Die deutschen sagen des mittelalters von Karl Wehrhan. 2. hälfte. IX, 253 s. 11 m.
- Liepe, Wolfgang**, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und anfänge des prosaromans in Deutschland. Halle, Niemeyer 1920. XVI, 277 s. 24 m.
- Liliencron, Detlev v.** — Maync, Harry, D. v. L., eine charakteristik des dichters und seiner dichtungen. Berlin, Schuster & Löffler 1920. 164 s. 8,75 m.
- Mentz, Ferd.**, Deutsche ortsnamenkunde. Leipzig, Quelle & Meyer 1921. 115 s. 4 m.
- Meyer-Benfey, Heinr.**, Mittelhochdeutsche übungsstücke. 2. aufl. Halle, Niemeyer 1921. VIII, 183 s. 12 m.
- Much, Rudolf**, Deutsche stammeskunde. 3. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 139 s., 2 karten und 2 tafeln.
- Neckel, Gustav**, Die überlieferungen vom gotte Balder dargestellt und vergleichend untersucht. Dortmund, Ruhfus 1920. VII, 265 s. 24 m.
- Neidhart.** — Singer, S., Neidhart-studien. Tübingen, J. C. B. Mohr 1920. (II), 74 s. 10 m.
- Nibelungenlied.** — Heusler, Andr., Nibelungensage und Nibelungenlied. Die stoffgeschichte des deutschen heldenepos. Dortmund, Ruhfus 1921. 236 s.

- Paul, Hermann**, Deutsche grammatik. V. Wortbildungslehre. Halle, Niemeyer 1920. VI, 142 s. 9 m.
- Price, Lawrence Marsden**, English-German literary influences. Bibliography and survey. [University of California publications in modern philology, vol. IX.] (II), 616 s. Berkeley 1919-20.
- Reis, Hans**, Die deutschen mundarten. 2. aufl. [Sammlung Götschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1920. 142 s. 4,20 m.
- Reutercrona, Hans**, Svarabhakti und erleichterungsvocal im altdeutschen bis ca. 1250. Heidelberg, Winter 1920. XXXIII, 199 s.
- Runen.** — Rökstenen läst och tydd af Otto von Friesen. Stockholm, Jacob Bagges söner 1920. XII, 147 s. und 4 tafeln. 4°.
- Pipping, Hugo, Rökstensinskriften ännu en gång. [Acta societatis scientiarum fennicae XLIX, 3.] Helsingfors 1921. 19 s. 4°.
- Seidel A.**, Sprachlaut und schrift. Eine allgemeine einföhrung in die physiologie, biologie und geschichte der sprachlaute und der schrift nebst vorschlägen für eine reform der rechtschreibung und ein allgemeines linguistisches alphabet. [Bibl. der sprachenkunde. 130.] Wien und Leipzig, A. Hartleben o. j. XII, 178 s. 10 m. und 20% teuerungszuschlag.
- Seiler, Friedr.**, Das deutsche sprichwort. [Grundriss der deutschen volksk., hrg. von John Meier. II.] Strassburg, Trübner 1918. VIII, 77 s. 5 m.
- Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. II. Von der einföhrung des christentums bis zum beginn der neueren zeit. 3. vermehrte und verbesserte auflage. Halle, Waisenhaus 1921. XII, 314 s. 36 m.
- Selmer, Ernst W.**, Sylterfriesische studien. [Kristiania Vidensk. selsk. skrifter II. Hist.-fil. kl. 1921 nr. 1.] Kristiania, J. Dybwad in comm. 1921. XII, 158 s.
- Seuse, Heinrich.** — Gebhard, A., Die briefe und predigten des mystikers H. S. gen. Suso nach ihren weltlichen motiven und dichterischen formeln betrachtet. Ein beitrag zur deutschen literatur- und kulturgeschichte des 14. jahrhunderts. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1920. XII, 272 s. 20 m.
- Starck, Adolf Taylor.** Der Alraun. Ein beitrag zur pflanzensagenkunde. [New York university, Oltendorfer memorial series of Germanic monographs.] Baltimore 1917. VIII, 85 s.
- Sverris saga**, etter cod. A. M. 327, 4° utgjevi av den Norske hist. kildeskrikkommission ved Gustav Indrebo. Kristiania, J. Dybwad in comm. 1920. LXXIX, 214 s. 8 kr.
- Tacitus.** — Norden, Eduard, Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig, Teubner 1920. X, 505 s. und 1 karte. 60 m.
- Tauler.** — Vogt-Terhorst, Antoinette, Der bildliche ausdruck in den predigten Joh. Taulers. [Germanist. abhandlungen, hrg. von Fr. Vogt. 51.] Breslau, Marcus 1920. (VI), 171 s. 16 m.
- Vischer, Fr. Th.** — Glockner, Herm., Fr. Th. Vischers ästhetik in ihrem verhältnis zu Hegels Phänomenologie des geistes. Ein beitrag zur geschichte der Hegelschen gedankenwelt. Leipzig, Leop. Voss 1920. VI, 74 s. 11,50 m.
- Weise, Christian.** — Schauer, Hans, Chr. Weises biblische dramen. Görlitz, Verlagsanstalt Görl. nachrichten 1921. X, 126 s. und 1 portr. 24 m.
- Wernher der gartenære.** — Meier Helmbrecht aus dem mhd. übertragen von Fritz Bergemann. Leipzig, Inselverlag o. j. 80 s.

- Wix, Hans**, Studien zur westfälischen dialektgeographie im süden des Teutoburger waldes. [Deutsche dialektgeographie. Berichte und studien über G. Wenkers Sprachatlas . . . hrg. von Ferd. Wrede. IX.] Marburg, N. G. Elwert 1921. VIII, 182 s. und 1 karte 25 m.
- Wulfila**. – Jantzen, Herm., Gotische sprachdenkmäler mit grammatik, übersetzung und erläuterungen. 5. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1920. 126 s. 4,20 m.
- Stamm-Heynes Ulfilas oder die uns erhaltenen denkmäler der gotischen sprache. Text, grammatik, wörterbuch. Neu herausgegeben von Ferdinand Wrede. 13. und 14. auflage. [Bibl. der ältesten deutschen lit.-denkmäler I.] Paderborn, Schöningh 1921. XXIV, 495 s. 27 m.
-

DIE NORDISCHE UND DEUTSCHE HILDEBRANDSAGE.

I.

Zur nutzbarmachung der nordischen quellen der Hildebrandsage ist noch nicht alles getan, was sich tun lässt, zumal eine der drei quellen, das færöische Ásmundlied wegen seiner schweren zugänglichkeit noch kaum benutzt ist. Es findet sich unter dem titel Snjólvskvaæði in der ungedruckten sammlung færöischer tanzballaden der Dansk folkemindesamling auf der kgl. bibliothek in Kopenhagen (Corpus carminum færoensium) im VIII. und IX. band. Eine kurze inhaltsangabe der hier in betracht kommenden teile des Snj-kv. ist jetzt bei Grüner-Nielsen, Danske Viser fra Adelsvisebøger og Flyveblade 1530–1630, bd. IV, 183 f. zu finden. Eine flüchtige und das wesentliche übersehende vergleichung des liedes mit der saga hat Kölbing, Germania XX gegeben. Olrik in seinen Saxostudien (Kilderne til Saksens Oldhistorie II 246) und Jantzen in seiner Saxoübersetzung (S. 379 a. 1) beschränken sich auf eine erwähnende notiz. Da das lied¹ aber von wesentlicher bedeutung ist, wird eine neue untersuchung des gegenseitigen verhältnisses der drei nordischen quellen nötig. Diese sind die Ásmundar saga kappabana (herausg. von Detter, Zwei Fornaldarsögur, Halle 1891), Saxos bericht im VII. buch und das Snjólvskvæði (Corpus carm. fær. bd. VIII–IX). Die herrschende auffassung über die nord. sagenquellen (Vigfusson Corp. p. b. I, 130; Detter, Einl. XLIII ff.; Finnur Jónsson, Lit. hist. II, 841; Mogk, Grundriss² II, 839; Jirizek, Heldensage 286) ist die, dass die erzählung der Ásmundarsaga ein verderbter abklatsch der deutschen Hildebrandsage sei. Von forschern, die anderer ansicht sind, hat Kauffmann (Das Hildebrandslied, Philologische studien, Festschr. für Sievers s. 124 ff.) die beziehungen zwischen nord. sage und deutscher sage rundweg geleugnet (s. 163 ff.) und die gleichsetzung Ásmund-Hadubrant für verfehlt erklärt. Nicht der nord. brudermord steht dem deutschen sohnesmord parallel, sondern im nord. text stehen brudermord und sohnesmord, dieser allerdings in sehr verkümmelter gestalt, unmittelbar nebeneinander, und nur die reste der letzteren erzählung kommen zum vergleich in

1) Das lied ist ein stoffkonglomerat, dessen entwirrung zum teil in meinem aufsatz über die færöischen Dvörgamoylieder (Arkiv 36, 207 ff.) versucht ist. Ich behandle hier nur die einschlägigen teile des liedes.

betracht. Zu ihr ist auch das bedeutungsvolle schwert resp. die schwerter zu ziehen, da sie in dem poetischen schlusstück der saga eine rolle spielen. Nach dieser seite hin baut R. C. Boer (Zur dänischen heldensage PBB. 22, 342 ff.) weiter aus; seine resultate übernimmt Busse, 'Sagengeschichtliches zum Hildebrandsliede' (PBB. 26, 1 ff.) s. 38 ff. Auch Boer trennt die deutsche und die nordische Hildebrandsage völlig voneinander und verneint jeden quellenmässigen zusammenhang. Bruderkampf und vater-sohnekampf haben nichts miteinander zu tun. Er geht noch über Kauffmann hinaus, indem er die vermischung beider stoffe rein mechanisch auffassen will. Durch ein reines, auf textähnlichkeit beruhendes versehen eines sagaschreibers sind die drei verszeilen hineingekommen, die von dem tode des sohnes handeln und auf einer gänzlich unabhängigen dichtung von Hildebrand beruhen, die der deutschen sage treu entnommen ist. Von dieser textverderbnis aus sind alle übrigen hindeutungen auf die Hildebrandsage nachträglich ausgegangen. Die von diesen zusätzen gereinigte nord. erzählung hat mit der deutschen Hildebrandsage nichts mehr zu tun. Von den nord. texten ist also derjenige der relativ bessere, der die wenigsten einstreunungen deutscher züge enthält, und das ist Saxo. Insbesondere sind auch die namen bei Saxo in der besseren form bewahrt, so dass also auch Hildibrands name aus der nord. erzählung verschwindet und durch Hildigerus ersetzt werden muss.

Kauffmann und Boer haben zweifellos richtig gesehen, dass der tod des sohnes durch den vater ein unorganischer einschub in die nord. erzählung ist, abrupt und ohne sinn eingefügt. Es bleibt aber fraglich, ob man mit Boer den namen Hildibrand aus der saga hinausinterpretieren darf, ob nicht vielmehr gerade dieser name daran schuld ist, dass die deutsche sohnesgeschichte in die nord. Hildebranderzählung eindringen konnte. Und ferner fragt es sich, ob nach ausscheiden der zweifellos deutschen bestandteile nicht doch eine erzählung übrigbleibt, die zwar nicht quellenmässig als fortsetzung der deutschen sage aufzufassen, doch mit ihr nicht ausser zusammenhang gesetzt werden darf. Dafür ist die gewinnung einer möglichst klaren form der nord. erzählung nötig, zuvörderst eine erneute prüfung der von Boer beantworteten frage: Saxo oder saga.

I. Das Verhältnis von Saxo und saga.

Boers bewertung von Saxos bericht als dem zuverlässigeren beruht auf dem grundsatz: Je weniger deutsch, desto ursprünglicher. Dieser grundsatz wäre unanfechtbar, wenn Saxo von deutschem ein-

fluss überhaupt frei wäre. Aber Saxo hat auch gerade die verhängnisvollen verszeilen, die von Hildebrands sohn handeln; deutsche Hildebrandsage ist also auch hier schon eingedrungen. Ich setze die oft verglichenen zeilen nochmals nebeneinander:

Saga: *Liggr þar einn svási sonr at hofði*
eptirerfingi, er ek eiga gat,
óviljandi aldrs synjadak.

Saxo: *medioxima nati*
Illita conspicuo species cælamine constat,
cui manus hæc cursum metæ vitalis ademit.
Unicus hic nobis hæres erat, una paterni
Cura animi, superoque datus solamine matri.

Boer muss also seinen satz anders fassen und zugeben, dass zwar die mechanische einschiebung der 'Hildebrandstrophe' schon in der gemeinsamen quelle von Saxo und saga stattgefunden hat, die also bereits schriftlich-gelehrt gewesen sein muss, dass aber die weitere infizierung mit deutscher sage in der saga stärker ist, als bei Saxo, dass daher also Saxo den vorrang verdiene. Diese argumentation hat etwas für sich, wenn Boers fernere behauptung richtig ist, dass alle weitere einmischung deutscher sage von den eben zitierten verszeilen ausgegangen ist. Und bei Boers annahme eines rein mechanischen eindringens dieser verszeilen, das nur um ihrer zufälligen form¹, nicht um ihres inhalts willen geschah, kann ihr weiterwirken nur dann anerkannt werden, wenn die weiteren deutschen sagenzüge sich inhaltlich ohne weiteres mit diesen drei zeilen decken oder sich aus ihnen ableiten lassen und nicht weitere kenntnis der deutschen Hildebrandsage voraussetzen. Ein solcher zug wäre die mitteilung der saga, dass Hildebrand kurz vor seinem kampf mit Ásmund seinen sohn in einem anfall von berserkerwut erschlagen habe. Das kann erfindung des sagaschreibers sein, um die zitierte strophe zu erklären. Aber die saga hat doch eine ganze reihe von zügen, die zur deutschen sage stimmen und sich nicht aus jenen verszeilen herleiten lassen. An erster stelle nenne ich den mit recht von Boer als 'deutsch' bezeichneten beinamen Hildibrands: '*Húnakappi*' in der etwas voreilig von Boer gestrichenen str. IX der saga. Diese bezeichnung lässt sich keinesfalls aus den zeilen vom tode des sohnes erschliessen. Ebenso wenig ist Hildebrands verhalten vor dem kampf zu erklären, der dem zusammentreffen mit Ásmund möglichst auszuweichen sucht, da er in

1) Nach Boer hat der strophenanfang '*Stendr mér at hofði hlíf en brotna*' den strophenanfang: *Liggr þar einn svási sonr at hofði*' mechanisch attrahiert.

dem gegner den bruder erkennt. Am wenigstens aber erklärt Boers annahme das auftreten des namens Hildibrandr statt Hildigerus. Nachdem er mit str. IX den namen Hildibrandr aus den verspartien gestrichen hat, ist es schwer vorstellbar, wie der name in eine erzählung hineinkommen soll, die durchgängig als haupthelden '*Hildigerr*' nennt und die zufällig um die drei zeilen vom tode des sohnes durch den vater vermehrt ist. Viel wahrscheinlicher bleibt die umgekehrte lösung, dass in die geschichte vom nordischen Hildebrand einige zeilen eines liedes übergegangen sind, das vom kampf eines Hildebrand mit seinem sohne handelt. Es bleibt auch methodisch von vornherein wahrscheinlicher, dass die einflüsse der deutschen Hildebrandsage sämtlich auf eine einmalige einwirkung zurückzuführen sind, und dass also nicht die quelle mit dem geringsten, sondern die mit dem stärksten deutschen einfluss die ursprünglichste ist. Denn ein verlust ist leichter erklärt als ein nochmaliger zuwachs.

Wir haben also keinen grund, Saxo für ursprünglicher zu halten als die saga, weder in seinen namensformen noch im inhalt, eher lässt sich das gegenteil erweisen.

Was zunächst die namen betrifft, so ist auffällig, dass sie fast durchgängig in beiden erzählungen voneinander abweichen. Der einzige name, der übereinstimmt, ist der der mutter beider halbbrüder, Drótt (Saxo *Drota*), der aber in der saga bekanntlich nur in den verspartien auftritt, in der prosa aber durch *Hidr* ersetzt ist. In diesem punkt ist Saxo also ursprünglicher als die saga; für den namen *Hidr* der saga lässt sich aber eine vernünftigererklärung geben als reine willkür des sageschreibers. In beiden quellen kommt ferner der name Alf vor, doch nur sehr zum teil in der gleichen rolle. In beiden quellen ist er könig von Dänemark und seine tochter ist die von Ásmund-Haldanus umworbene frau. Bei Saxo ist er aber schon vor beginn der ereignisse tot, durch Hagbarths hand gefallen als der letzte männliche Siklingenspross. In der saga tritt er lebendig auf und ist dort der gewaltsame räuber der schon vermählten Drótt, der mutter Hildebrands, die er dann aber seinem getreuen Áki überlässt, der sie zur mutter Ásmunds macht. Bei Saxo werden beide eben räuberisch erzwungen und so ist Alfs rolle bei Saxo aufgeteilt zwischen Gunnarus, der wie Alf in das reich von Drótt's vater einbricht und ihn tötet und Borecarus, der die verheiratete Drótt, Hildebrands mutter, raubt, sie aber selber heiratet, also zugleich die rolle des Áki der saga spielt.

Im übrigen sind sämtliche namen in saga und Saxo verschieden. Bei Saxo begegnen wir nun einem wohlbekannten kreis von namen

in der dänischen partei: Alf, Guritha, Borcarus und Haldanuš. Es sind namen aus der übergangszeit zwischen den Siklingen und den einigungskämpfen des Harald Hildetand, die auch in anderen dänischen geschichtsquellen eine rolle spielen. Eine übersicht über diese quellen gibt Olrik (Kilderne til Saksnes Oldhistorie I, 101 ff. und II, 249 ff.), nachdem er zuvor schon in seiner doktorabhandlung (Forsøg paa en tvedeling af kilderne til Saksnes Oldhistorie Kbh. 1892 s. 94 ff.) auf die verhältnisse zu sprechen kam. Gegen diese doktorabhandlung hat Steenstrup (Arkiv XIII, 140 ff.) gewichtige bedenken erhoben, die auch durch Orlirks späteres, grösseres werk nicht entkräftet sind. Saxo spannt die erzählung von Haldanus und Hildigerus ein in den rahmen der geschichte vom zerfall Dänemarks in fünf kleine sonderstaaten (fünfkönigszeit) und seine darstellung lässt hier besonders klar erkennen, dass er aus lokalen überlieferungen und aus notizen schöpft, die ihm am dänischen hofe oder durch seinen gönner, bischof Absalon, zugeflossen sind. In der tat sind von den dänischen zuständen vor Harald Hildetands wirksamkeit keine oder nur ganz verwischte nachrichten nach den westnordischen gebieten gelangt. Dagegen bewahren die dänischen chroniken die erinnerung und die namen dieser kleinherrscher mit ziemlicher zähigkeit. Finden wir ihre namen also in der hier behandelten erzählung bei Saxo verwendet, so ist Boers annahme von der priorität der namen bei Saxo nur haltbar, wenn man annimmt, dass die geschichte von Haldanus und Hildigerus von vornherein eine dänische, an die fünfkönigszeit gebundene sage ist, die aus diesem zusammenhang gelöst und mit veränderten namen in die nord. fornaldarsagaliteratur übernommen worden ist. Das ist aber schwer möglich, solange alles dafür spricht, dass die verbindung mit der deutschen Hildebrandsage, die auch Saxo voraussetzt, auf westnordischem boden sich vollzogen hat. Viel wahrscheinlicher ist es von vornherein, dass umgekehrt Saxo die fornaldarsaga, wie so häufig, auch hier dazu benutzt hat, um die handlungsarme volksüberlieferung von den fünf königen, 'die in keiner poetisch durchgebildeten form vorlag und in der fornaldarsaga eine reine unmöglichkeit war' (Olrik Kilderne 251), damit auszustaffieren. Vollends zur sicherheit wird diese wahrscheinlichkeit, wenn Boers weitere annahme richtig ist, dass dieser Haldanus, der vater des Harald Hildetand, eine erfindung erst des Saxo grammaticus ist. Für diese annahme lassen sich bewewe erbringen. Die lange Skjoldungenreihe bricht bei Saxo bekanntlich mit Haldanus biargrammi ab, um nach einseh der Siklinge und der fünfkönige erst in Harald Hildetand sich fortzusetzen. Die ver-

knüpfung Harald Hildetands bei Saxo mit den Skjoldungen ist tatsächlich höchst zweifelhaft. Die genealogie seines vaterstammes geht nicht über den erwähnten Borcarus hinaus, die der mutter führt, im strikten gegensatz zu allen nord. überlieferungen, in die Siklingenreihe hinein. Um so mehr hatte Saxo grund, die Skjoldungenherkunft Haralds durch den alten Skjoldungennamen des vaters, Halvdan, zu betonen.

Die gleiche reihenfolge wie Saxo: Halvdan biargrammi – Siklinge – fünfkönige haben nun einige dänische königsreihen, die Olrik als längere reihe den kürzeren gegenüberstellt, die weder die Siklinge noch die fünfkönige kennen und auch sonst mehr als lückenhaft sind. Diese längeren königsreihen sind mit Saxo gleichzeitig oder wenig später. Olrik erklärt die ganze reihenbildung für Saxos werk und alle übrigen längeren reihen daher für unselbständige nachbildungen Saxos, die höchstens für einzelheiten daneben aus anderer mündlicher tradition schöpfen. Dagegen fasst Steenstrup a. a. o. mit recht Saxo nur als einen wichtigen faktor in der entwicklung langer königsreihen, belässt den übrigen daneben aber selbständigen wert. Gerade an dieser stelle der dänischen königsgenealogie spricht vieles für Steenstrups auffassung. Die meisten der längeren königsreihen kennen nämlich Saxos Haldanus, den vater Harald Hildetands nicht. Von denjenigen königsreihen, die, obwohl von Saxo nicht unbeeinflusst, auf eine gewisse selbständigkeit anspruch machen können, haben nur die längere reihe der runenhandschrift (Scr. rer. dan. I, 32; von Olrik mit **e** bezeichnet) und die annalen des klostere Ry (Scr. rer. dan. I, 148 ff., besser die deutsche abschrift Mon. Germ. hist. script. XVI, 492, bei Olrik **f**) den Haldanus Saxos zwischen den fünfkönigen und Harald Hildetand. Alle andern kennen ihn nicht, was bei dem vater des berühmtesten aller Dänenkönige sehr verwunderlich ist. Aber selbst in **e** und **f** ist Haldanus nicht als Haralds vater bezeichnet. **e** teilt über Haralds herkunft gar nichts mit, obwohl im übrigen in der ganzen Skjoldungenreihe die verwandtschaftsverhältnisse der aufeinanderfolgenden könige genau angegeben sind. Die verwandtschaftsangabe fehlt sonst ganz mit recht nur bei Siuald, der als erster der Siklingenreihe die Skjoldungen unterbricht. **e** hat also offenbar von Haralds vorfahren nichts gewusst. Nach den Ry-annalen ist Harald nicht der sohn des Haldanus, sondern des Borgardus, des skänischen unter den fünfkönigen. Haldanus schiebt sich als ein usurpator, nicht als stammbaumglied zwischen Borgardus und Harald. In beiden fällen ist also Haldanus als eine anleihe bei der autorität Saxos in eine andere überlieferung hineingeschoben, die mit ihm nichts anzufangen wusste.

Mit der angabe, dass Harald der sohn des Borgardus gewesen sei, steht **f** nicht allein. Auch hier weicht Saxo von den längeren reihen konsequent darin ab, dass Borcarus in seiner königsreihe nicht erscheint, während er überall sonst, wo überhaupt namen genannt werden, unter den fünfkönigen als herrscher von Skåne auftritt (Burgar in Olriks **a**, **b**, Buthar in Olriks **d**)¹. Saxo nennt statt dessen einen Østmarus, der wieder den königsreihen fremd ist ausser **a**, wo er aber neben Burgar von Skåne ebenso in der luft schwebt wie Haldanus in **e** und **f**. Burgar erscheint nun bekanntlich als Borcarus auch bei Saxo; er ist dort der räuber der Drotu und vater des Haldanus. Wichtiger ist, dass er in den letzten kämpfen der Siklinge als skånischer reiterführer fungiert. Seine skånische herkunft ist also auch bei Saxo noch klar, wenn auch Saxo die übereinstimmende überlieferung der chroniken sichtlich verfälscht. Weiter stimmt zu der überlieferung der Ry-annalen, nach denen Harald ein sohn des Borgardus gewesen sei, eine bekannte stelle des Saxo, die volle beachtung verdient (VII, 337). In der erzählung von Alf und Alvilda wird Borcarus als begleiter des Alf der gatte der Gro und zeugt mit ihr einen sohn Harald, 'dem die folgezeit den namen 'Hildetand' gab'. Erst in der folgenden geschichte von Haldanus und Hildigerus wird plötzlich Haldanus zum sohne, Harald zum enkel des Borcarus. Dass die Ry-annalen hier von Saxo abhängig seien, ist wenig wahrscheinlich. Sie kennen ja beide personen, die Saxo zum vater des Harald macht, Borgardus und Haldanus; und sie hätten gewiss Saxos intention entsprechend sich an Saxos ausführlichen bericht, nicht an diese versteckte notiz gehalten, wenn sie nur Saxos königsreihe abschreiben wollten. Umgekehrt ist es viel wahrscheinlicher, dass Saxo neben seiner eigenen erfindung, der Haldanusgeschichte, unversehens die auf anderer, guter überlieferung beruhende notiz über Borcarus als Haralds vater aus der feder geflossen ist.

Die verknüpfung Haralds mit Schonen, die bei Saxo auch darin zum ausdruck kommt, dass Haralds einigungskämpfe von Schonen ausgehen (VII, 362), wird nun durch isländische quellen bestätigt. Dem Langfeðgatal nach ist Harald Skjoldung von vater- und mütterstamm, indem beide stammbäume bei Fróde frækne zusammenlaufen. In vielem abweichend berichtet die Ynglingasaga, stimmt aber mit dem Langfeðgatal darin überein, dass auch in ihr verwandtschaftliche

1) **b** = Brevior historia, Scr. rer. dan. I, 15–18; **a** = Nomina regum Danorum Scr. rer. dan. I, 19. **d** = Kununktallit der kürzeren runenhandschrift Scr. rer. dan. I, 26–30.

beziehungen zwischen Ingjald und Ívarr víðfáðmi, dem grossvater Harald Hildetands bestehen. Die verknüpfung geschieht durch Ingjalds tochter Ása, die neben ihrem, allen dän. quellen bekannten bruder Ólát dänischerseits von den Lunder annalen erwähnt wird; Ása ist vermählt mit Guðrøðr von Schonen, dem bruder Halvdans, des vaters von Ívarr víðfáðmi, der später ebenfalls herr über Schonen wird. Der zusammenhang Haralds mit Schonen ist also auch von dieser seite aus klar. Von Ívars vorfahren nennen Langfeðgatal und Ynglingasaga *Hálfdan snjalli* als seinen vater, das L. allein '*Valldar mildi*' als seinen grossvater¹. Diesen hat auch die verlorene Skjoldungasaga gekannt. Olrik hat (Aarbøger 1894 s. 83 ff.) die historischen werke des um die wende des XVI. jahrhunderts lebenden gelehrten Arngrim Jonsson als wichtige quelle zur kenntnis der alten, isländischen literatur ans licht gezogen und zum teil abgedruckt. Es handelt sich um kurze kompendien der geschichte der nordischen reiche auf grund alter, isländischer quellen. Unter diesen befand sich eine Skjoldungasaga (Olrik a. a. o. 138 ff., bes. 153), worauf schon Heinzel (Wiener Sitzgsber. phil. hist. kl. 114, 463) aufmerksam machte. Arngrim kennt nun einen Waldar, sohn des Hroar und grossneffen des Ingjald, und erzählt von ihm, dass er sich mit seinem oheim Rörik, dem sohn des Ingjald, über die herrschaft in Dänemark vertrug, und zwar in der weise, dass Rörik Seeland, Waldar Schonen bekam, auf das er von seinem grossvater Halvdan, Ingjalds bruder her, anspruch hatte. Die teilung des Skjoldungengeschlechts mit den söhnen des Frode frøkne, Ingjald und Halvdan kennen wir aus dem Langfeðgatal; neu erfahren wir das hohe alter der beziehungen des einen astes zu Schonen, resp. den zusammenfall der bekannten familienzwiseigkeiten zu Ingjalds zeit mit einem schonisch-seeländischen gegensatz, der bekanntlich später unter Ívarr víðfáðmis grossen erobungskämpfen erneute bedeutung gewinnt. Hierüber schweigt Arngrim indessen, wie er überhaupt über die nachkommen Ingjalds bis zu Sigurd Ring nur äusserst dürftig unterrichtet ist. Nur die zersplitterung des dänischen reiches in kleinkönigtümer schimmert durch, wenn auch ohne direkten zusammenhang mit der fünfkönigs-tradition des Saxo und der dänischen chroniken (Arngr. cap. XVI, XVII a. a. o. s. 121 ff.).

Diese unsicherheit bei Arngrim ist nicht zufällig, sondern typisch. Ein vergleich der isländischen und dänischen überlieferung zeigt grosse

1) Der verworrene bericht am schluss der Hervararsaga macht Valdar zu Ivars unterkönig und schwiegersohn, zu Harald Hildetands vater.

festigkeit der tradition der Skjoldungenreihe bis hinunter zu *Halvdan biargrammi*. Die reihe: Frotho frökne – Ingjald – Olaf – Frotho – Halvdan tritt überall wieder deutlich heraus¹⁾. Dann bricht die tradition plötzlich ab. Von den isländ. quellen scheidet die Yngl.-saga aus, Arngrim weiss nur die namen einiger kleinkönige zu nennen, das Langfeðgatal geht direkt zu Haralds vater *Hrærek Staungvanbani* über, der auch Hyndlojód str. 28 genannt wird, den dän. quellen aber fremd ist. Die Hervararsaga nennt Haralds vater Valdar; von den dän. chroniken schweigen sich die kürzeren reihen meist gänzlich aus. Die Lunder annalen knüpfen Harald direkt an Olaf Ingjaldsson. Die längeren reihen und Saxo lassen auf Halvdan bekanntlich die Siklinge und die fünfkönige folgen und haben für Haralds weitere herkunft keine nachrichten. Charakteristisch ist hierfür die ältere runenreihe. Es heisst dort: 'tha var Haralith kunung Hylthetan, sun . . .' Für den vaternamen bleibt eine lücke, d. h. er ist absolut unbekannt. Die anknüpfung an die Siklinge durch Gyuritha ist natürlich Saxos werk. Von allem, was über die herkunft Haralds berichtet wird, geht also einzig seine schonische herkunft durch alle traditionen durch. Über die art der herkunft gehen die quellen auseinander. Nach den isländischen quellen ist Harald durch seine mutter mit dem schonischen Skjoldungenast verbunden. Sie ist *Auðr hin djúpauða*, die tochter Ívarr víðfaðmis. In der Hervararsaga wird sie Álfhild genannt. Diese mütterliche, schonische genealogie allein ist Arngrim bekannt, auch die Ynglingasaga deutet sie cap. 41 an²⁾. In der dänischen überlieferung, die auch durch Saxos seeländische eifersucht nur verblasst, nicht zerstört ist, wird der vater zum schonischen lokalherrscher und -helden. Alles in allem scheint mir klar hervorzugehen, dass die familienzwiste und -spaltungen der Skjoldungen seit Ingjald zu einer erschütterung

1) Olaf, der in den längeren dän. reihen überall, sonst in den Lunder annalen und bei Sven Ageson erscheint, tritt in der isl. reihe zurück, doch hat ihn die Yngl.-saga (*Óláfr trételgja* cap. 42). Die übrigen isl. reihen gehen direkt zu Hrærek über, der im Langf. vater, bei Arngrim bruder des jüngeren Frotho ist. Yngl.-saga übergeht Hrærek wie Frotho und geht direkt zu Halvdan über. In den dänischen quellen fehlt Hrærek, dafür erscheint neben Frotho sein bruder Haraldus und an diese brüder und Haralds söhne knüpft Saxo die familienkämpfe der Skjoldungen an, die nach nord. berichten der Ingjaldsage zugehören. Haldanus ist nach Saxo und einem teil der chronisten Haralds sohn, nach anderen der sohn Frothos wie in den isländischen quellen.

2) Von Ívarr víðfaðmi stammen die Dänenkönige '*þeir er þar hafa einvald hafit*'. Das dürfte eine anspielung auf die einigungskämpfe von Ívars enkel Harald sein.

der alten machtstellung der Skjoldungen führen, und dass diese sich insbesondere in einen seeländischen und einen schonischen zweig spalten, von denen der letztere der kräftigere gewesen ist, so dass das schwergewicht eine zeitlang nach Schonen hinüberfiel und von dort der wiederaufstieg der familie und die einigung des reiches ausging. Die zwischenzeit ist mit der bildung von kleinreichen ausgefüllt; die in Arngrims Jütlandkönigen und den fünfkönigen der dänischen chroniken sich widerspiegelt. (Vgl. auch Saxo, Not. ub. 211 f.)

Zweck dieser langen, genealogischen erörterungen war es, klarheit zu schaffen über die voraussetzungen für Saxos geschichten von Harald und seinem vater Haldanus. Dieser Haldanus ist, wie gezeigt, eine erfindung Saxos, die den übrigen dänischen quellen fremd ist. Den grund hat Boer zum teil richtig erkannt. Der Seeländer Saxo fand eine breite tradition von Haralds schonischer herkunft und seinem vater Borcarus. Diese schonische herkunft wird möglichst unterdrückt. Borcarus wird in der Siklingengeschichte zu einem harmlosen führer der schonischen reiterei, in der Haldanusgeschichte wird über seine herkunft ganz geschwiegen. Und nur ganz unversehens verrät Saxo etwas von seiner kenntnis des wahren sachverhalts in der notiz über Borcarus und Gro als Haralds eltern. Mit dem namen Haldanus aber knüpft Saxo an die seeländische Skjoldungenreihe an, deren letzter bekannter spross Halvdan bjargrammi eben jenen häufigen Skjoldungennamen getragen hatte. Boer macht hier auch bereits auf die auffällige anleihe aufmerksam, die Saxo zur ausfüllung seiner Haldanusgeschichte bei der sage des älteren Haldanus macht. Haldanus biargrammi reisst bei einem kampf mit berserkern eine eiche aus dem boden, macht daraus eine keule und erschlägt die berserker damit. Genau dasselbe berichtet Saxo von Haldanus, dem vater Haralds, als er mit den 'pugiles' kämpft, die Gyuritha bewachen. Boer sieht mit recht darin einen hinweis, dass Saxo die beiden Haldani eng verknüpfen wollte¹. Auch für Haralds mütterliche genealogie ändert Saxo willkürlich. Er verbindet seinen Haldanus mit Gyuritha, der letzten sprossin des Siklingengeschlechts. Auch hier weicht Saxo von der übrigen isländischen und dänischen überlieferung ab. Während dort Haralds mutter *Auðr hin djupauðga* (resp. Álfrild) ist, die tochter

1) Boers vermutung, dass dieser Haldanus Borcari filius derselbe sei wie Hálfdan snjalli, der vater des Ívarr víðfaðmi und urgrossvater Harald Hildetands in den isl. quellen, und dass Saxo ihn nur falsch eingeschoben habe, scheint mir nach den vorangehenden erörterungen verfehlt. Ich halte ihn für eine reine und willkürliche erfindung Saxos.

Ívarr víðfádmis, wird in einigen dänischen königsreihen die frau des Borcarus mit namen genannt. Sie heisst in f Role, in d Radæ, in der chronik des Petrus Olaus Tholæ. Bei Saxo heisst die frau des Borcarus, die dort als Haralds mutter bezeichnet wird, Gro, und es ist nicht unmöglich, diese namen zusammenzubringen¹. Der name der Gyuritha dagegen, die Saxo aus einer Siklingasaga übernommen haben mag, ist den übrigen dänischen chronisten unbekannt, der dritte fall in diesem abschnitt, wo die längeren königsreihen von Saxo unabhängig sind. Wo der name aus Saxo oder vielleicht eher noch unabhängig von Saxo übernommen wird, ist er gründlich missverstanden. In e ist ein Guthrith ein enkel des Sihtar (= Sigarus) daraus gemacht². Und so kommt es denn, dass die chronik des Petrus Olaus, die Saxo mit anderen chronisten zusammenarbeitet, vor den fünfkönigen einen *'Gotric nepos Sigari'* einschiebt, daneben aber Saxos Guritha als Haralds mutter erwähnt. Saxos verwendung der letzten Siklingentochter ist ohne weiteres verständlich. Sie bezweckt die anknüpfung Haralds an das geschlecht der Siklinge, das letzte nach Saxo zuvor in Seeland, d. h. also rechtmässig regierende fürstengeschlecht.

Aus diesen darlegungen wird klar hervorgehen, dass wir bei Saxo an einer stelle sind, wo seine ordnende und eventuell recht derb zurechtschneidende hand besonders spürbar wird. Unsicherheit der überlieferung und patriotische rücksichten haben ihn dazu bestimmt. Für einige namen, die in der Haldanusgeschichte von der isl. saga abweichen, erweist sich dabei willkürliche einsetzung auf seiten Saxos. Mit dem namen des haupthelden selbst, 'Haldanus' erstrebt er anknüpfung an die Skjoldungen. Name und figur ist seine erfindung. Borcarus, seinen vater, entnimmt er der dänischen lokaltradition. Gyuritha, die letzte Siklingin, entstammt wohl einer Siklingentradition; mindestens die durch sie erfolgende verknüpfung Haralds mit den Siklingen ist Saxos freie konstruktion. Der name Hildigerus endlich konnte gegenüber dem Hildibrandr der saga nicht als ursprünglich erwiesen werden, das umgekehrte hat weit grössere wahrscheinlichkeit für sich. Die priorität Saxos vor der saga lässt sich also schon aus den namen bestreiten.

Auch inhaltlich ist die priorität Saxos gegenüber der saga nicht

1) Vgl. in der Þidrekssaga Gregensborg, Gronspout neben Regensburg und portus Ravennae der vorlagen.

2) Bei einer anleihe aus Saxo wäre es reichlich unverständlich, wie aus Gyuritha, dem mittelpunkt einer werbungsgeschichte, ein mann namens Guthrith werden konnte. Mindestens müssen zwischen Saxo und e zwischenglieder angenommen werden.

aufrechtzuerhalten. Die beiden berichte setze ich hier kurz nebeneinander.

Ásmundar saga kappabana. Zu könig Buðli von Schweden kommen zwei zwerge, Álius und Ólius. Sie bleiben im winter bei ihm, und in einem wettkampf mit den schmieden des königs verfertigen sie zwei schwerter, deren eines sie auf grund der unmässigen anforderungen des königs mit einem fluch belegen, dass zwei tochter-söhne des königs dadurch zugrunde gehen sollen. Der könig lässt das schwert versenken '*loginn hjá Agnafir (Agðafir)*'.

Helgi Hildebrandsson von Húnaland wirbt um Buðlis tochter Hildr, erhält sie und zeugt mit ihr in erster ehe einen sohn, Hildebrand, der bei seinem grossvater in Húnaland aufgezogen wird.

Als Buðli alt ist, fällt könig Alf von Dänemark unter be-gleitung seines getreuesten mannes Áki in das schwedische reich ein, Buðli wird besiegt und fällt, Hildr wird beutelohn für Áki. Ihr sohn ist Ásmund, der bald ein grosser und tüchtiger wiking wird.

Hildebrand wächst nach seines vaters tode ebenfalls zu einem grossen kämpfer heran. Er war verschwägert mit könig Laszinus (Atli). Zwei herzöge in Saxland macht er zinspflichtig, dann besiegt und tötet er als rache für seinen grossvater könig Alf von Dänemark.

Inzwischen ist Ásmund Ákason auf heerfahrt. Er kehrt heim und wirbt um *Æsa hin fraga*, die tochter Alfs, hat aber einen rivalen in *Eyvindr skinnhöll*. *Æsa* will den wählen, der im herbst von der heerfahrt die schöneren arme mitbringt. Eyvind pflegt und schont seine arme, Ásmund bringt die kampfgehärteten arme hoch voll er-beuteter goldringe mit. Ihm fällt der preis zu, zuvor aber fordert *Æsa* noch vaterache an Hildebrand von ihm. Sie verweist ihn an einen alten bauern, der die stelle des versenkten schwertes kennt und der ihm helfen soll, es wieder aufzufinden. Dem alten fällt die grosse ähnlichkeit Ásmunds mit Hildebrand auf. Er zeigt ihm die stelle, wo das schwert liegt, und beim dritten versuch hebt Ásmund das gesuchte. Er kommt dann zu den herzögen von Saxland, deren schwester sein kommen im traume geahnt hat, wird wohl aufgenommen und verspricht hilfe gegen Hildebrand. Hildebrands bote *Voggr* er-scheint mit neuen tributforderungen, er staunt über die ähnlichkeit Ásmunds mit Hildebrand und betrachtet verwundert Ásmunds schwert, das dem seines herrn gleicht. Ásmund nimmt die ausforderung namens der Sachsenkönige an; *Voggr* reitet heim und berichtet von der grossen ähnlichkeit von mann und schwert. Ásmund reitet zum holgang, besiegt erst einen, dann zwei, dann drei kriegler Hildebrands usw.,

bis er die letzten elf kämpfen auf einmal besiegt. Ihre leichen wirft er in den strom, der sie an Laszinus burg vorbeitreibt. So muss sich Hildebrand selbst zum kampf entschliessen, obgleich er sein verhältnis zu Ásmund kennt. In einem anfall von berserkerwut erschlägt er den eigenen sohn. Im kampf mit Ásmund zerbricht sein schwert; er wird tödlich verwundet. Sterbend offenbart er sein verhältnis zu Ásmund und klagt um den tod des sohnes. Ásmunds ruhm dringt nach Dänemark und er heiratet Æsa, nachdem er einen ungenannten nebenbuhler getötet hat.

Saxo. Regnaldus, könig von Norwegen, hat in hohem alter seine tochter Dróta und zwei schwerter '*exquisita fabrorum opera*' in einer höhle versteckt, damit sie niemand findet. Darauf zieht er in den kampf gegen den eindringenden Schwedenwiking Gunnarus und fällt. Gunnarus macht, um die ungewöhnliche feigheit seiner gegner zu bestrafen, einen hund zu ihrem könig. Er sucht nach Dróta und findet sie endlich nebst den in einer besonderen grotte verborgenen schwertern. Er zwingt Dróta zur Ehe; ihr sohn ist Hildigerus, der des vaters wilde gemütsart erbt, verbannt wird und von Alverus in Schweden eine herrschaft bekommt.

Inzwischen hat Borcarus Drótas schicksal erfahren, überwindet und tötet Gunnarus und heiratet Dróta. Ihr sohn ist Haldanus, der, anfangs untüchtig, später die grössten heldentaten verrichtet. Der räuber Rötho fällt ins land ein, bei seiner besiegung erhält Haldanus eine entstellende wunde, die ihm die lippe spaltet und nicht wieder heilt.

Inzwischen hat Gyuritha (oder Guritha), tochter könig Alfs von Dänemark, als dessen einziges kind, beschlossen, jungfrau zu bleiben, da sie keinen ebenbürtigen mann weiss, und umgibt sich mit einer schar auserlesener '*pugiles*'. Es gelingt Haldanus trotzdem, zu ihr zu dringen, als die *pugiles* zufällig fern sind, und um sie zu werben. Sie weist ihn ab und spottet über seine niedrige herkunft und seine entstellende wunde. Doppelt beleidigt schwört er, nicht eher wiederzukommen, als bis beide mängel durch taten ausgeglichen seien und verlangt, sie solle auf ihn warten. Die *pugiles* verfolgen ihn als werber (und als mörder ihres bruders), er sieht sie, tritt ihnen mit einer rasch ausgerissenen eichenkeule entgegen und erschlägt alle. Nun empfängt er (zu weiteren taten) von seiner mutter die beiden schwerter Lysingus und Wittingus, deren namen ihren ausserordentlichen glanz andeuten.

Als er von einem kampf zwischen Alverus von Schweden und den Ruthenen hört, bietet er den Ruthenen seine hilfe an. Hildigerus

als manne des Alverus fordert einen Ruthenen zum kampf. Als Haldanus sich stellt, erkennt er ihn als bruder und weigert den kampf unter der vorgabe, dass er, der berühmte held, mit einem unbekanntem nicht kämpfen könne. Haldanus fordert darauf erst einen, dann zwei, dann drei kämpfer heraus und so fort, bis zu elf kämpfern und besiegt sie alle. Da muss Hildigerus sich zum kampf entschliessen. Da er durch seine kunst schwerer stumpf machen kann, tritt Haldanus ihm mit lappenumwickeltem schwert entgegen und trifft ihn zu tode. Der sterbende Hildigerus entdeckt sein bruderverhältnis zu Haldanus, beklagt den wechselseitigen fall der brüder und den tod seines sohnes durch seine, des vaters hand. Er habe vor dem kampf aus ehrgefühl geschwiegen, um weder feige noch verbrecherisch zu scheinen. Er stirbt; Haldanus' ruhm dringt bis Dänemark.

Dort war inzwischen Guritha von Sivardus, einem edlen Sachsen, umworben worden, dem sie sich nicht abgeneigt zeigt, aber verlangt, er solle zuvor das zerrissene Dänemark einigen. Sivardus gelingt dies nicht, dennoch setzt er die hochzeit durch. Haldanus erfährt davon, kommt eilends und gerade zum hochzeitstage zurecht. Un-erkannt preist er im liede seine taten. Guritha erkennt ihn und antwortet, dass man sie zur ehe gezwungen habe. Er erschlägt Sivardus und die Sachsen und heiratet Guritha.

Der vergleich beider quellen zeigt alsbald, dass beide auf eine grunderzählung zurückgehen, die namentlich im anfang und schluss hervortritt, dass dagegen die einzelnen episoden unabhängig voneinander in jeder der quellen eingefügt sind.

Die einleitung über die herkunft der schwerter wird uns später zu beschäftigen haben, wo das fær. lied zeigt, dass Saxo hier etwas unterdrückt. Die herkunft beider halbbrüder wird wesentlich gleichartig berichtet, auch der darin ausgeprägte dänisch-schwedische gegensatz ist beiden quellen eigen. Saxos eigentum ist hier vor allem die geschichte vom hundekönig, die der saga fehlt und nicht hergehört. Die übrigen abweichungen kommen später zur sprache. Ebenso ist der schluss in beiden quellen sehr nahe zusammengehörig, auch die verteilung von vers und prosa stimmt überein. Stärker abweichend sind dagegen die mittelpartien. Von Haldanus berichtet Saxo zunächst die übliche einleitung des heldenromanes. Der held zeigt zunächst keine heldenhaften anlagen, bis der funke plötzlich aus ihm hervorspringt. Das geschieht nach dem weitverbreiteten schema der 'Dren-gene paa legevolden', über das Olrik (Danske studier 1906, 91 ff.) gehandelt hat. Für eine originalität Saxos spricht das motiv, das der

saga fehlt, nicht. Auf die erweckung folgen farblos angedeutete kriegstaten und brautwerbung. Das übliche sagaschema ist beiden quellen gemeinsam. Ausgeführt ist davon bei Saxo nur die episode mit dem räuber Røtho. Diese geschichte, die erfunden ist, um den für Saxo unverständlichen ausdruck Røtho-ran für einen besonders grausamen raubzug zu erklären, und die aufgeputzt ist mit einer gelehrten anleihe bei der griechischen Theseussage, wird niemand für ein altes glied der Ásmunderzählung halten. Mit der brautwerbung verknüpft jede quelle ihre besondere erzählung. Die saga verwendet hier ein seinem habitus nach junges novellen- oder märchenmotiv in dem wettbewerb mit dem wiking *Eyvindr skinnholl*. Saxo bringt die geschichte von dem kampf mit den berserkern mit der ausgerissenen eichenkeule. Dass hier Saxo eine anleihe bei der vorher erzählten geschichte von Hálvdan bjargrammi macht, ist bereits gesagt. Beide erzählungen sind deutlich spätere zutat, denn beide haben nur sinn, wenn sie die werbung Ásmunds zum ziele brächten, was sie aber keineswegs tun. Sie können aus dem zusammenhang ohne störung fortbleiben.

Haldanus-Ásmund gibt sich dann in fremden dienst (saga: Sachsenherzöge; Saxo: Ruthenen) und kämpft in ihrem dienst gegen Hildebrands berserker, dann gegen ihn selbst. Hier ist die saga sehr viel ausführlicher. Nicht nur die erwerbung des schwertes (resp. der schwerter) durch Ásmund wird ganz anders berichtet, worüber wieder das fær. lied auskunft zu geben hat. Auch Ásmunds aufenthalt bei den Sachsenherzögen ist durch die figur von deren kluger schwester und ihrem traum, ferner durch die scene zwischen Hildebrands boten Vöggr und Ásmund weit lebendiger ausgemalt. Da hier das fær. lied versagt, bleibt es zweifelhaft, was auf konto der saga kommt und was ältere überlieferung ist. Über die angabe der saga von Hildebrand und seinem sohn ist später zu sprechen.

Im schluss ist dann Saxo wieder sehr viel ausführlicher als die saga. Guritha hatte als preis für ihre hand die einigung Dänemarks ausgesetzt. Auch dies motiv ist stumpf, denn weder leistet Haldanus' nebenbuhler Sivardus die aufgabe, und trotzdem wird die hochzeit gerüstet, noch Haldanus selbst, und doch führt er Guritha heim. Die absicht Saxos ist klar. Denn unmittelbar anschliessend beginnt er die geschichte Haralds zu erzählen, der als erstes diese aufgabe in angriff nimmt und durchführt. Statt des sagamotivs der vaterrache stellt Guritha, die tochter des letzten einheitlichen Dänenkönigs, die bedingung der wiedervereinigung des reiches, die sich hernach in ihrem sohne erfüllt. Saxos ordnende arbeit ist nicht zu verkennen und wir haben in

Gurithas bedingung wieder eine stelle, wo er zur verknüpfung seiner geschichte züge aus fremden stoffen in die Haldanusgeschichte einmischt ¹.

Als Haldanus zu Guritha zurückkehrt, findet er sie im begriff, einen andern zu heiraten. Die saga macht über diese geschichte nur kurze andeutungen, aus denen deutlich nur das eine hervorgeht, dass der sagamann einzelheiten nicht gewusst hat. Boer nimmt nun an, dass hier Saxos erzählung das von der saga vergessene bewahrt hat. Dagegen lassen sich bedenken erheben. Die Notæ uberiores 209 zu Müller-Velsehows ausgabe machen auf die gleichheit dieser erzählung mit der von Gram und Signe bei Saxo I, 26 ff. aufmerksam. Wie Haldanus weilt Gram fern von seiner braut auf kriegsfahrt. Wie hier Guritha wird inzwischen Signe von einem fremden werber umworben, der hier wie dort Sachse ist. Wie Haldanus erfährt Gram von der bevorstehenden hochzeit und fährt in höchster eile heim. Wie Haldanus tritt er unbekannt unter die hochzeitgäste, gibt sich im liede zu erkennen, in dem er auf seine heldentaten anspielt und den wankelmuth der frauen schilt, wie Haldanus vergewissert er sich der fort-dauernden liebe der braut und tötet den nebenbuhler und seine krieger. Die beziehung ist klar, namentlich die sächsische herkunft des nebenbuhlers in beiden geschichten und der ganze wortlaut verbieten, an verwendung des gleichen motives in zwei verschiedenen erzählungen zu denken und setzen eine direkte angleichung durch Saxo voraus. Und da ist es gewiss kein zufall, dass wir hier eine dritte stelle haben, wo Saxo von der saga abweicht und in dieser abweichung beziehungen zu anderen teilen seines werkes zeigt. Diese drei stellen, sowie die offensichtliche einflechtung der erzählungen vom hundekönig und vom Røtho-ran lassen Saxos recht willkürliche behandlung des stoffes erkennen und machen es nicht gerade wahrscheinlich, dass wir bei Saxo die besser bewahrte quelle zu vermuten haben, ein resultat, das bereits die untersuchung der namen ergab. Auch die saga ist bei weitem nicht überall ursprünglich, Saxo und saga sind zwei gleichwertige quellen, bei denen in jeder einzelheit geprüft werden muss, welche das bessere bewahrt hat. Beide sind mit episoden eigener erfindung durchflochten, die bei Saxo einen grösseren raum einnehmen als in der saga.

1) Boer betrachtet auch den zug der anfänglichen kinderlosigkeit des Haldanus als anleihe bei der geschichte des Haldanus bjargrammi (a. a. o. 363). Mir scheint das verfehlt. Bei dem älteren Haldanus handelt es sich vielmehr um lange ehelosigkeit, die in ganz anderer weise in der erzählung verwendung findet, als die kinderlosigkeit des jüngeren Haldanus. Zudem bleibt bei Saxo selbst zweifelhaft, ob aus der späten ehe des H. bjargrammi ein sohn entspringt.

Als gemeinsamer erzählungskern bleibt folgendes: Drótt (Hilfr) wird mindestens zum teil durch gewalt nacheinander die frau zweier männer und mutter zweier söhne, die sich unbekannt bleiben. Zwei wunderbare schwerer werden verborgen, kommen wieder ans licht und werden den brüdern verderblich. Der jüngere wirbt um die dänische königstochter, zieht um ihretwillen auf taten aus und trifft mit seinem älteren bruder (Hildibrandr, Hildigerns) zusammen. Dieser [weiss, dass der gegner sein bruder ist] sucht dem kampf auszuweichen und schickt andere kämpfer entgegen. Als Ásmund (Haldanus) alle besiegt hat, muss er selbst sich zum kampf entschliessen, fällt und offenbart sterbend sein verhältnis zu dem bruder. Vorher hat er irgendwie den eigenen sohn getötet. Ásmund hat ruhm gewonnen, zieht heim, verscheucht einen nebenbuhler und heiratet die königs-tochter.

Diese erzählung ist zweifellos weit geschlossener als jede der einzelnen quellen, doch kaum in poetischer form denkbar. Wir haben als vorstufe eine prosaerzählung anzusetzen. Auch innerhalb dessen, was die beiden quellen von diesem kern berichten, finden sich starke differenzen; hier hilft die færöische tradition weiter¹.

II. Die færöische tradition.

Wie erwähnt, enthält das fær. *Snjólvskvædi* (C. C. F. bd. VIII und IX) eine ausführliche darstellung der geschichte von Ásmund und Hildebrand. In sehr wesentlichen dingen weicht es von den beiden bisher besprochenen traditionen ab, was nur zum teil auf der vermischung mit andersartigen stoffen beruht. Die analyse dieser stoffe kann ich hier nicht vornehmen. Soweit gestalten des Sigurd- und Dietrichkreises hineinverflochten sind, habe ich das lied in meinem genannten aufsatz Arkiv 36, 207 ff. mitbehandelt. In gleicher weise berücksichtige ich hier nur den Ásmundstoff, der allerdings wohl den grundkern des ganzen liedes bildet, das eines der umfangreichsten der ganzen Viserliteratur ist. Der name *Snjólvskvædi* ist in dieser beziehung irreführend, es sollte *Ásmundarkvædi* heissen. *Snjólvur* ist der hauptheld nur im zweiten táttur und spielt nur noch im ersten und sechsten eine bedeutendere rolle. Im ganzen sind 9 einzelne dazugehörige táttir bekannt, doch enthält ausser der version C keine der sehr

1) Über die verwertbarkeit der erst im 19. jahrhundert aufgezeichneten færöischen tanzballaden zur kritik alter überlieferungen entscheidet die bewertung ihres alters und ihres konservatismus gegenüber der überlieferung. Ihr alter ist

zahlreichen aufzeichnungen des liedes sämtliche tættir. Die varianten des liedes sind für die gesamtaufassung von keiner grossen bedeutung. Darin verhält das Snjkv. sich anders als die Nibelungenballaden. Ich benutzte die umfänglichste, im C. C. F. als B bezeichnete version (C. C. F. VIII, 395–972) nach der niederschrift von Joh. Klemmentssen 1819. Diese steht C (Sandøbog von 1821) so nahe, dass C im C. C. F. nur als textvariante am rande neben B registriert ist. Von den beiden in B fehlenden tættir spielt der achte, Risin á Blálandum oder Risans tættur für die vorliegende untersuchung kaum eine rolle, da er eine den alten quellen unbekante, für den zusammenhang des ganzen unwesentliche episode enthält, die zudem nur in den fassungen C und K vorhanden ist. Ich habe C (C. C. F. IX, 23–29) benutzt. Für den 7. tættur Stríðid í Hildardali, der durch einige namensformen, nicht aber durch seinen inhalt bedeutung hat, ist die niederschrift von A. Weyhe (fassung H) benutzt, da sie um etwa 80 str. mehr enthält als alle übrigen fassungen. Eine inhaltsangabe der in betracht kommenden teile ist bei der sprunghaften und formelhaften darstellung des fær. balladenstils nicht leicht.

Hildebrand zieht auf brautwerbung und gewinnt nach kämpfen Silkieik, die schwester des Snjólvur. Sie haben einen sohn Grimur. An seiner wiege prophezeien die nornen diesem heldenruhm und frühen tod durch das schwert des vaters. Hildebrand versenkt das schwert '*hja Heljaroyggjum*'. Ásmundur kellingarson erfährt von frau Adalus, meines erachtens durch ihr hauptstoffgebiet, die jüngere und jüngste fornaldarsaga mit frühestens dem XIII. jahrhundert bestimmt. Neuestens hat Neckel wenigstens für die Nibelungenballaden resp. deren urform ein höheres alter vorausgesetzt, so dass sie für die jüngeren Eddalieder und die Volsungasaga als quelle in betracht kommt (Aufs. z. deutschen sprache und literatur, festschr. f. Braune s. 106 f.), eine annahme, gegen die kurz vorher sich Heusler noch gesträubt hatte, obwohl auch er mit der möglichkeit rechnet. (Altnord. dichtung und prosa von Jung-Sigurd, Sitzgsber. der Berliner akad. 1919, XV s. 172.) Für den konservatismus der fær. balladendichtung muss ich gegenüber Neckel und Heusler bei meiner ansicht bleiben, die ich in meinen bisherigen arbeiten über diese lieder vertreten habe, dass in den balladen von einer schöpferischen neugestaltung und weiterentwicklung des stoffes keine rede sein kann. Die leistung des balladendichters besteht wesentlich in der zertrümmerung und vermischung der überlieferten stoffe und der ausprägung einer grossen reihe formelhafter szenen, die mit geringen textlichen varianten immer wieder auftauchen. Die forschung an den balladen hat diese formeln aufzusuchen und auszuscheiden und hat zu versuchen, aus den trümmern ein ganzes möglichst zu kombinieren. Gelingt dies, dann darf man cum grano salis mit diesem ganzen wie mit einer alten quelle rechnen, an der die übertragung in balladenverse inhaltlich nichts geändert hat. Diese quelle kann poetisch gewesen sein, ist aber meist eine saga gewesen.

wo das schwert versenkt ist. Er zieht dorthin, zwingt den dort wohnenden *'hertugi Golmar'*, ihm die stelle zu zeigen und findet das schwert. Er tötet Golmar und vergewaltigt seine frau. Ásmund beginnt dann kämpfend die welt zu durchziehen, ziel der kämpfe ist frauenraub. Ásmunds hauptstärke ist heimtückische zauberei. Bei diesen kämpfen tötet er Hildebrands schwager Snjólv. Er fordert auch Hildebrand selbst heraus, der ihn erst abweist, schliesslich aber den kampf auf sich nimmt und Ásmund überwindet, aber am leben lässt. Ásmund zieht rachesinnend ab. Er fordert Grimur, den sohn Hildebrands, heraus, der sich aber hartnäckig weigert, mit Ásmund zu kämpfen. Ásmund führt immer neue kämpfer gegen ihn heran, die Grimur alle erschlägt. Schliesslich ruft Ásmund Hildebrand herbei, gibt ihm das verhängnisvolle schwert in die hand und stellt ihn Grimur unerkant gegenüber. Grimur fällt; als Hildebrand nach dem namen fragt und erfährt, dass er den sohn erschlagen hat, stirbt er vor schmerz.

Hier ist sehr viel abweichung von dem inhalt der saga und Saxos, so dass Kölbing's behauptung der durchgängigen abhängigkeit des liedes von der saga unverständlich scheint. Drei punkte – ausser den namen Ásmund und Hildebrand selbst – machen zusammenhang zweifellos: die geschichte des schwertes, die gegnerschaft Ásmunds und Hildebrands und der tod des sohnes durch den vater. Die geschichte des schwertes weist gegenüber Saxos darstellung auf die saga, aber genaueres zusehen zeigt auch zusammenhänge des liedes mit Saxo, zu denen die saga kein gegenstück hat.

Über die herkunft der schwerter und über ihre bedeutung im verlauf der erzählung der saga hat Boer (a. a. o. s. 355 ff.) glücklich gehandelt. Dass das fluchbeladene schwert ein konstitutives element der sage ist, wird anerkannt, so auch von Kauffmann (a. a. o. 166), der das von Hildebrand – nicht das von Ásmund – geführte zauberschwert als glied der urform der sage betrachtet und *'das mährchen von Hildebrand und Hadubrand'* als ursprüngliches schwertmährchen auffasst. Wie weit man Kauffmann hier beistimmen kann, hängt ab von der stellung, die man überhaupt zur frage des verhältnisses der nord. und deutschen Hildebrandtradition einnimmt. Über den prosaischen bericht der saga von der herkunft der schwerter spricht er sich nicht näher aus, da er die verse allein für kompetent erklärt. Auf den nahen zusammenhang dieses sagaberichtes mit der einleitung der Hervararsaga und ihrer erzählung von der herkunft des schwertes Tyrfing ist wiederholt hingewiesen, zuletzt und ausführlich von Schüek (Studier i Hervararsagan,

rektorprogramm, Uppsala 1918, 32 ff.). Er akzeptiert Boers ausführungen (a. a. o. s. 355 ff.). Boer verweist auf die widersprüche in der eingangserzählung der saga. Die beiden zwergbrüder, Ólius und Álius, tadeln die schmiedekünste der schmiede des königs Buðli. Sie schmieden im wettbewerb mit ihnen beide gemeinsam. Plötzlich, bei der herstellung der beiden schwerer schmieden sie jedoch im wettbewerb untereinander. Die beiden zwerge schaffen unter zwang, dennoch wird nur ein schwert mit einem fluch belegt, für diesen fluch will dennoch könig Buðli beide zwerge bestrafen. Wie und warum das eine schwert untüchtiger ist als das andere, bleibt unklar. Dennoch lobt Buðli beide schwerer. Alle diese widersprüche löst Boer, indem er auch das wettschmieden der beiden schwerer ursprünglich als wettkampf zwischen den zwergen und den menschlichen schmieden des königs auffasst. Die beiden zwerge schmieden gemeinsam das gute schwert, belegen es dann gemeinsam mit einem fluch, für den sie daher gemeinsam vom könig bestraft werden sollen. Das weniger gute schwert ist arbeit der menschlichen schmiede; es ist nach bestem können gefertigt, wenn es auch die geforderten übermenschlichen proben nicht bestehen kann und verdient daher das lob des königs: 'Auch dies ist nicht schlecht.' Boers annahme gewinnt viel dadurch, dass sie sich als rein textliche entstellung im lauf der schriftlichen überlieferung erklären lässt. Es heisst an einer stelle, als der könig das untüchtige schwert erprobt: '*Smíðrinn kvæð þat ofraun sverðinu*' (Detter s. 82). Da Álius und Ólius sonst nicht als '*smíðir*' bezeichnet werden, zuvor aber von den '*smíðir*' des königs eben die rede gewesen ist, so hat es wirklich viel für sich, anzunehmen, dass auch diese worte, die im jetzigen zusammenhang nur auf Ólius bezogen werden können, dem königlichen schmiede zuzuweisen seien. Damit erhält Boers hypothese eine sehr beachtenswerte reale stütze. In der tat wird ja auch nur das eine schwert hernach in den see versenkt und spielt eine verhängnisvolle rolle. Die erwähnung des anderen schwertes in der Vöggr-episode ist durchaus episodenhafte und in keiner der beiden anderen fassungen gestützt.

Saxo behandelt die schwerer bekanntlich sehr kurz. Er kennt keinen unterschied der beiden schwerer, lässt sie beide gleichmässig verborgen sein, beide zusammen gefunden und von der mutter an Ásmund ausgehändigt werden. Auch gibt er für beide schwerer namen an, Lyusingus und Hwittingus, die nichts von einem bedeutsamen unterschied verraten, sondern sie zu einem gleichmässigen paar neutral zusammenschliessen. In dem schlusskampf aber spielt keines der

beiden schwerter eine rolle durch seine zauberischen eigenschaften. Vielmehr tritt hier das von Saxo auch sonst verwendete motiv von dem lappenumwickelten schwert ein, das der abstumpfenden kraft des blickes widersteht. Dennoch wird man an der allgemeinen ansicht festhalten müssen, dass Saxo die vorgeschichte der schwerter gekannt habe und in seiner angabe *'exquisita fabrorum opera'* eine andeutung darauf zu sehen sei. Dann muss Saxo aber die vorgeschichte schon in der entstellung gekannt haben, die in der saga vorliegt, ja die art der benennung beider schwerter setzt ein weiteres abstumpfen des schwertmotivs, also eine jüngere quelle als die der saga, voraus. Die entstellung ist aber rein mechanisch und fällt erst in die periode schriftlicher bearbeitung, ist also relativ jung. Somit spricht auch die form des schwertmotivs bei Saxo nicht für grosse ursprünglichkeit, sondern für ableitung und willkür¹. Die fæ. version spricht klipp und klar nur von einem schwert. Ich sehe von der sonst ganz andersartigen verwendung des schwertes ab, das mit seinem fluch in den dienst der tragischen vater-sohn-geschichte gestellt wird. Wichtig bleibt, dass dies schwert, das mit einem fluch behaftet, versenkt und wieder emporgeholt wird, keinen harmloseren doppelgänger hat. Nur das eine schwert ist vorhanden. Die einleitung, die von der entstehung des schwertes durch zwergenarbeit berichtet und die sich in der saga ausführlich, bei Saxo angedeutet findet, fehlt dem lied und ist durch eine andere ersetzt. Bei der geburt des sohnes erscheinen in Hildebrands haus die drei nornen². Zwei von ihnen verkünden ihm heldentum und ruhm, die dritte aber den tod durch das väterliche schwert. Dieselbe scene kennt die fæ. poesie an mehreren stellen, sie ist also formelhaft. Wir erkennen darin die alte märchenformel von den wunschfeen an der wiege in ihrer speziellen nordisch-mythologischen ausprägung der drei nornen, wie im ersten Helgiliede, der Nornagestssaga, der Fridlefsage bei Saxo VI, 272. Über die verbreitung des motives vgl. Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den kinder- und hausmärchen I, 439 f. Dem zeugnis von saga und Saxo gegenüber und der formelhaftigkeit des nornenmotivs in der fæ. balladendichtung entsprechend wird man hierin das lied den prosaberichten gegenüber für sekundär halten müssen. Wie so häufig ist die individuelle durch die formelhafte prägung verdrängt

1) Boer schliesst von seinem axiom der originalität Saxos aus umgekehrt. Da Saxo die entstellung schon kennt, muss sie 'zu dem älteren bestand der sage gehören'. Dieser schluss erledigt sich, sobald man Boers praemisse aufgibt.

2) Der fæ. text hat aus ihnen drei nonnen 'nunmur' gemacht.

worden. Der wesentliche beitrage des liedes zu dieser stelle ist das eine schwert; nehmen wir dies in den sagabericht hinüber, so erhalten wir eine erzählung, die der einleitung der Hervararsaga ausserordentlich ähnlich sieht, worauf Boer (a. a. o. s. 358) und Schüick aufmerksam machen.

Das schwert wird sorgfältig verborgen, um seinen gebrauch zu verhindern. So berichten übereinstimmend alle drei quellen. Es geschah wegen des darauf ruhenden fluches, wie saga und lied angeben. Die erzählung des Saxo, dass die beiden schwerter zusammen mit der königstochter in der erdhöhle verborgen werden, ist allgemein als sekundär anerkannt. Das motiv von der königstochter im hügel (vgl. Bolte-Polivka, anm. III, 443) ist nur Saxos eigentum. In saga und lied wird das schwert im see versenkt. Die lokalität ist verschieden, in der saga, der schwedischen heimat des königs Buðli entsprechend im Mälarsee, im lied 'hja Heljaroyggjum'. Die darstellung stimmt in beiden quellen im detail. Das schwert wird nicht einfach in den see geworfen, was ja zu seiner versenkung genügen würde, sondern in einen 'stokkr' eingeschlossen, der nach der saga aus blei war. In diesen *stokkr* ist das schwert noch eingeschlossen, als Ásmund es später wieder vom grunde heraufholt. Das lied erwähnt ihn nur ganz nebenbei. In einem hier nicht wichtigen gespräch Ásmunds mit einer meerfrau rühmt sich diese, str. 234:

*tá setti eg teg á bunkan upp
við stökk od svörð i fangi.*

Da dieser *stokkr* zur versenkung des schwertes nicht nötig ist, und das schwert von ihm so umhüllt ist, dass es daraus erst mit der axt herausgehauen werden muss, so kann sein zweck nur sein, das schwert vor dem verrosteten zu bewahren, ein zweck, der wiederum mit der absicht der zerstörung des unheilsschwertes nicht übereinstimmt. Der zug ist nur als zusatz eines rationalistisch denkenden sagaschreibers zu verstehen, der begreiflich machen wollte, wie das schwert im see unversehrt bleiben konnte. Wir gewinnen daraus einen anhaltspunkt für die quelle des liedes, es kann nur eine saga aus der späteren periode gewesen sein.

Als Ásmund herangewachsen ist und zum kampf mit Hildebrand auszieht, gewinnt er nach allen drei quellen das verhängnisvolle schwert. Bei Saxo, wo der fluch vergessen und das schwert (resp. hier die beiden schwerter) zusammen mit Dróta aufgefunden wird, erhält er beide schwerter einfach von seiner mutter. Auch hier ist Saxos unursprünglichkeit klar. Das lied stellt sich zur saga.

Dort wird Ásmund das schwert von *Ása hin fagra* gewiesen, der königstochter, um die er wirbt. Das lied beginnt den tåttur von der schwerterwerbung mit der str. 176.

*Stolz Adalús yvir borði stendur
 Ásmundi hon sigur:
 'Hildibrand sigldi for Heljar norður
 har sökti hann svörðið niður'.*

Alles übrige hat das lied vergessen, Ásmunds werbung um die königstochter, überhaupt jeden zusammenhang dieser Adalús mit Ásmund; diese eine strophe zeigt, dass das lied auch hierin der saga geglichen haben muss¹. Ásmund folgt ihrem rate und begibt sich zu der bezeichneten stelle. Er trifft dort einen mann, der die stelle kennt, wo da schwert liegt, und der mit ihm hinausfährt auf den see, um ihm behilflich zu sein. Auch hier weichen saga und lied in vielem voneinander ab. In der saga ist jener helfer ein 'bóndi', der prinzessin irgendwie verpflichtet und daher sofort bereit, Ásmund zu helfen. Im lied ist es ein etwas geheimnisvoller 'hertugi Golmar' und verknüpft mit dem emporholen des schwertes ist ein motiv, das in der fær. Ásmunddichtung sehr breit gewuchert hat, der frauenraub. Auch dieser herzog Golmar hat eine frau, die von Ásmund vergewaltigt wird. Golmar leistet Ásmund daher nur widerwillig und gezwungen helferdienste und wird nachher von Ásmund erschlagen. Aber wie in der saga taucht Ásmund erst vergeblich und der wortlaut steht derselben sehr nahe:

199 *Ásmundur leyp í havið út
 leingi kavar hann:
 so kom hann frá grunni upp,
 og einkí svörð hann faun.*

Saga s. 88: *Síðan hljóp Ásmundr fyrir borð ok kafaði, ok er hann kom upp, þá vildi hann niðr oðru sinni.*

Welche darstellung hier das richtige bewahrt hat, ob die wilde des liedes oder die milde der saga, kann hier noch nicht entschieden werden.

Über Hildebrands und Ásmunds herkunft berichtet die saga, dass Hildir-Drótt in rechtmässiger ehe mit Helgi einen sohn Hildebrand

1) Adalús ist im gleichen liede der name von Snjólv's frau. Snjólv wird später von Ásmund getötet und dieser will sich ihrer bemächtigen. Sie weist ihn entrüstet zurück und zerspringt aus harm um Snjólv. Die beiden frauen können nichts miteinander zu tun haben.

hat, und dass sie dann bei lebzeiten des mannes von Alf von Dänemark geraubt und an Áki verschenkt wird. Aus dieser zweifellos unehelichen und unebenbürtigen verbindung, für die die saga zum grösseren ruhme Ásmunds freilich die bezeichnung 'gípta' wählt, entspringt Ásmund. Von Ásmunds unebenbürtiger stellung macht die saga, deren sympathie sichtlich auf seiner seite steht, keinen weiteren gebrauch. Aber bei Saxo wird Haldanus gegenüber Hildigerus mehrfach mit deutlicher geringschätzung behandelt, obgleich hier die vorgeschichte weniger anlass dazu gibt. Denn Drótas beide verbindungen sind erzwungen, beide gatten sind nicht königlichen blutes und der erste ist erschlagen, als der zweite sie nimmt. Saxo berichtet, dass Ásmund ein '*plenum contumeliae cognomen*' getragen habe. Er führt diesen beinamen auf eine entstellende verwundung der lippen zurück, die er im kampf mit dem räuber Rötho empfangen habe. Die geschichte vom räuber Rötho ist aber sicher erst von Saxo mit der Haldanusgeschichte verknüpft, vielleicht überhaupt Saxos erfindung, von Saxo kann also auch erst diese erklärung von Haldanus' spottnamen herrühren. Als Haldanus um Guritha wirbt, weist sie ihn ab und begründet dies folgendermassen: '*ad haec adduci se non posse, ut regiae nobilitatis reliquias inferioris ordinis viro copulari sustineat.*' Als Hildigerus dem kampf mit Haldanus ausweichen will, weigert er sich, '*cum homine parum spectato*' zu kämpfen. Als Haldanus endlich ruhmbedeckt zu Guritha zurückkehrt, wirft er ihr in versen ihren wankelmut vor und spielt auf die schmäbliche abweisung an. Saxo ist hier der saga gegenüber recht frei. Detters konjektur in seiner ausgabe (anm. zu str. VI s. 103) ist unnötig und unhaltbar. Boer hat sich a. a. o. 343 ff. mit recht dagegen gewendet und dargelegt, dass die verse ohne Detters konjektur einen besseren sinn ergeben. Sie enthalten eine anspielung auf die frühere verächtliche abweisung Ásmunds durch Æsa, die zwar von der saga unterdrückt ist, doch aus Saxo hervorgeht. Boers auffassung schliessen sich Heusler-Ranisch in den Eddica minora (s. 87 anm.) und Finnur Jónsson (Skjaldedigting B II, 341) inhaltlich an. Ihre abänderungen sind rein grammatisch-metrischer natur und meines erachtens nur zum teil notwendig. Erwägenswert ist Boers vorschlag, *kvæðir* statt *kvæði* zu lesen und damit die strophe als anrede an Æsa zu fassen. Die strophe besagt also: 'Ich erwartete nicht das urteil, dass man (resp. du) mich niemandem für überlegen halten könnte (könntest), jetzt wo die Hünmegir mich zum verteidiger ihres reiches wählten.' Das ist in der saga eine deutliche, in der poetischen fassung festgehaltene hindeutung auf eine

frühere unehrenvolle zurückweisung, die in der prosa gemäss ihrer heroisierenden tendenz für Ásmund fehlt, aber bei Saxo vorhanden ist. In Saxos ersten versen, die dieser sagastrophe entsprechen müssten, kann ich freilich eine übersetzung dieser strophe nicht sehen, wenn er sagt: 'Ich erwartete, als ich ausser landes ging, keine solche weibliche lügenhaftigkeit und hinterlist' (nämlich in seiner abwesenheit mit einem andern sich einzulassen). Saxos abweichung ist verständlich; er bildete den schluss der Haldanuserzählung nach dem vorbild der geschichte von Gram und Signe aus, wo die vorwürfe des weiblichen wankelmutes wiederkehren. Dagegen enthält Saxo v. 11–14 eine recht genaue übersetzung der erwähnten sagastrophe. Es geht daraus hervor, was ich zuvor schon behauptet habe, dass nicht Saxos schluss den verlorenen schluss der saga enthält, sondern dass Saxo hier bewusst ändert.

Alle diese hinweise auf die verachtung, der Ásmund begegnet ist, sind in der kurzen erzählung zu häufig, um nicht anzudeuten, dass Ásmunds verachteter stellung und der daraus entspringenden tatensucht eine bedeutende rolle zukomme, dass also Saxo hier zuverlässiger sei als die saga. Und nun sehen wir im færöischen liede seine ganze rolle auf diesem verhältnis aufgebaut. Wir sehen ihn ruhelos durch die lande ziehen, immer auf kampf und ruhm bedacht und doch immer den andern helden gegenübergestellt als ein andersartiger, nicht vollwertiger. Saxo berichtet von einem spottnamen, den Ásmund getragen habe, dass er deswegen von Guritha abgewiesen wird, und dass er gelobt, diese verachtung durch doppelte heldentaten auszulöschen. Entsprechend heisst es im fær. lied von Ásmund:

str. 344: *tá var navnið snúgví-cent,
teir kalla han kappabana.*

Ähnlich sagt das an dieser stelle vom Snj. kv. abhängige zweite Dvörgamoylied (Hammershaimb, Sjúrdar kvæði s. 90):

(str. 53) *Ásmundur ber eitt heiðursnavn,
teir kalla hann kappabana.*

Ásmunds name 'kappabani' wird also als ein erkämpfter ehrenname bezeichnet, der an stelle eines anderen, herabsetzenden namens gesetzt worden ist. Damit haben wir Saxos angabe bestätigt. Einen solchen herabsetzenden namen kennt das fær. lied. Der gewöhnliche name Ásmunds ist dort *Ásmundur kellingarson*. Diese ganz ungewöhnliche benennung nach der mutter deutet entschieden auf

seine unechte geburt¹. Ebenso findet sich das motiv wieder, dass Ásmund der kampf beleidigend verweigert wird, sowohl in seinem mehr in den hintergrund tretenden kampf mit Hildebrand als auch in dem weit wesentlicheren kampf mit Hildebrands sohn. Ásmunds beiname spielt dabei eine bedeutende rolle. Grimur antwortet dort Ásmunds boten:

str. 355. *Hann hefur átt sær móður tú,
ein er vest í land:
hon hefur manga raska kempur
lagt for eitur-grand.*

str. 356. *Tú bið hann brynja út fimti kempur,
bestu í sítt land:
eg vil ekki mót honum stríðast,
tí hann illgerning kann.*

Was wir hier über Ásmund erfahren, und was auch seinem tatsächlichen verhalten im kampf entspricht, ist dies, dass er in eine zauberhaft unholde atmosphäre gerückt wird. Er sucht zu siegen und siegt niemals im ehrlichen kampf, sondern unter verwendung eines dämonischen mittels: er stürzt besiegt vom pferde, verschwindet in der erde, kommt im rücken des gegners wieder zum vorschein und fällt den verblüfften helden von hinten an. Seine mutter, die von Grimur so geschmähte, hilft ihm dabei. (Näheres darüber in meiner arbeit Arkiv 36, 218 f.) Aus der gegebenen charakterisierung der mutter geht hervor, dass in Ásmunds beinamen *'kellingarson'* *'kelling'* nicht nur 'altes weib' bedeutet, sondern geradezu 'zauberweib, hexe', dass also Ásmunds beiname 'hexenkind' bedeutet. Dieser beiname lässt sich nicht unmittelbar mit dem bei Saxo angedeuteten gleichsetzen. Er ist so erst möglich, nachdem ein so wesentlicher bestandteil der erzählung wie die gemeinsame mutter Ásmunds und Hildebrands vergessen ist, und nachdem die ausgestaltung der dämonischen züge in Ásmunds bild sich vollzogen hatte. Auf der andern seite ist bei Saxo die herkunft von Ásmunds beinamen aus seinem kampf mit Rötho zwar erst Saxos kombination, aber dass er sich auf Ásmunds aussehen, speziell auf eine entstellung im gesicht bezogen hat, ist wohl kaum zu leugnen. Zieht man aus diesen beiden angaben die mittellinie, so könnte dieser beiname wohl 'wechselbalg' oder so ähn-

1) Die gelegentlich auftretende bezeichnung *'kallsson'* ist selten und aus *'kellingarson'* abstrahiert.

lich gelautet haben, ein name, der unechte herkunft und entstelltes gesicht in sich vereinigen würde¹.

Bislang sind über der betonung der zusammenhänge zwischen dem fær. lied und den alten quellen die tiefgreifenden unterschiede zurückgetreten. In den nun folgenden abschnitten überwiegen sie die zusammenhänge beträchtlich. Schon in der vorgeschichte hat das fær. lied ganz andere voraussetzungen. Die herkunft Ásmunds und Hildebrands ist vergessen. Damit fehlt die gemeinsame mutter, ein zentraler punkt in saga und Saxo. Das verhängnisvolle schwert ist hier Hildebrands eigentum und wird von ihm versenkt. Entsprechend ist der fluch auf dem schwert abgeändert. Er betrifft den tod des sohnes durch den vater. Dass er aber ursprünglich in dem dienst des kampfes der brüder gestanden hat, geht daraus hervor, dass auch hier Ásmund das schwert aus dem see holt. Im weiteren verlaufe tritt die gegnerschaft zwischen Ásmund und Hildebrand zurück, wenn sie auch keineswegs vergessen ist. Doch wird Hildebrands sohn zum hauptgegner und das ganze gedicht zu einer fehde Ásmunds gegen Hildebrands geschlecht. Allein kann Ásmund weder Hildebrand noch Grimur besiegen und bringt es darum dazu, dass vater und sohn sich unerkant gegenüberreten, und dass der vater den sohn mit dem fluchschwerte tötet. Das heisst also, das fær. lied unternimmt eine wirkliche und organische verarbeitung der beiden stoffe, des nordischen bruderkampfes und des deutschen sohneskampfes. Es fragt sich, wie sich die fær. version darin zu den alten nord. quellen verhält.

Die einmischung des deutschen Hildebrandstoffes in die nord. erzählung ist ja bekanntlich in den nord. quellen bereits vollzogen. Boers versuch, sie aus Saxo hinauszuinterprieren und alles, was aus deutsche sage deutet, als zutat des sagamannes zu fassen, ist verfehlt. Niemand kann die entscheidenden verse in Hildebrands sterbelied bei Saxo hinwegleugnen; die deutsche sage ist auch bei Saxo da. Und es kann kein zufall sein, dass diese andeutungen in den alten quellen dieselbe szene betreffen, die ausführlich im liede dargestellt wird. Diese szene muss in der nord. Ásmunderzählung also schon relativ alt und fest sein. Das lied verbindet die erzählung von Ásmunds gegnerschaft gegen Hildebrand mit dem motiv vom tode des sohnes

1) Vgl. Grimm, *Mythologie*⁵ 437; Finlands svenska folkdigtning bd. VII, 464 ff.; Bolte und Polivka, *anmerkungen* I, 368 ff. Vor allem in der grossen finlandschwedischen materialsammlung beachtenswerte angaben über die verwendung des namens 'wechselbalg' für kinder mit körperlicher, namentlich gesichtsentsstellung.

durch den vater in sehr geschickter weise, indem es zugleich das motiv von Ásmunds inferiorität festhält und ausbaut. Nach allen erfahrungen über die entstehungsweise der fær. tanzballaden kann nicht angenommen werden, dass diese kombination eigentum des balladenverfassers sei. Nicht organische weiterentwicklung und verbindung, sondern mangel an gestaltungskraft, gebundenheit an die quelle, formelfreudigkeit und unbekümmertes stehenlassen von widersprüchen sind für diese gattung charakteristisch, und Snj. kv. fällt aus ihrem rahmen in nichts heraus. Wo wir bewusste stofformung sehen, wie hier, müssen wir sie der quelle des liedes zurechnen. Und diese quelle, die in ihrem vorderen teil in so vielem genau mit der nord. Ásmundsage übereinstimmt, dürfte eine andere und erweiterte fassung der Ásmundarsaga gewesen sein. Dass dieser schluss des fær. liedes tatsächlich mit dem alten schluss der saga zusammenhängt, dafür erhalten wir ein erwünschtes zeugnis in Saxos versen des sterbenden Hildigerus, die der saga fehlen:

*Sed quæcunque ligat Parcarum praescius ordo,
Quæcunque arcanum superæ rationis adumbrat,
Seu quæ fatorum serie prævisa tenentur,
Nulla caducarum rerum conversio tollet.*

Hierzu vergleicht sich die klage des sterbenden Hildebrand im fær. lied:

str. 447. *Satt er tað ið talað er,
so er greint ífrá:
eingin ger að forvitnast,
hvat nornur leggja á.*

In beiden quellen ist es der unselige tod des eigenen sohnes¹, nicht der eigene tod durch bruderhand, der beklagt wird.

Wir erhalten somit eine form der erzählung, die beträchtlich von der bekannten nordischen form abweicht, indem sie die anleihe bei der deutschen sage bewusst verwertet und ausgestaltet². Viel mehr als das, was aus der version der saga noch hervorgeht, braucht diese fassung von der deutschen dichtung nicht gekannt zu haben. Der name des Hildebrandsohnes Grimur entspricht nicht der deutschen sage und ist, wie stets die fær. namensüberlieferung, wertlos. Dass in der saga Hilde-

1) Dieser schluss macht es gleichzeitig verständlich, warum die nornenformel im eingang des liedes statt der zwerge eingetreten ist.

2) Die möglichkeit einer solchen fassung erwägen ohne kenntnis des fær. liedes flüchtig die Eddica minora s. XLIV.

brand und sein sohn unerkannt zusammentreffen, wie in dem liede, geht doch wohl aus dem *óviljandi* der str. III, 6 hervor und entspricht übrigens ja nur sehr zum teil der deutschen sage. Vielleicht setzt die formel, mit der die kämpfer von Ásmund zum kampf gegen Grímur aufgefordert werden, deutsche vorstellungen voraus:

str. 370 u. ö.: *'Tað byr ein kempa í skógnum burt.'*

Dazu vergleiche man den jeweiligen beginn des kampfes:

str. 361: *'Grímur kom úr skógnum út';*

ferner str. 375 u. ö.: *'riðu so í skógvin burt,
sum Grímur fyri sat.*

Str. 405 u. ö.: *eg skal eftir í skógnum sita,
mær leingist ikki at bíða.*

Str. 425: *Grímur droymdi droymin tann
í skógnum sum hann lá.*

Man sieht hier eine durchgängige vorstellung, dass Grímur im walde haust und dass er, wie der ausdruck: *'sum Grímur fyri sat'* schliessen lässt, hier eine art wächteramt ausübt. Da nichts im zusammenhang einen aufenthalt Grímurs im walde ohne wissen des vaters voraussetzt, so liegt es nahe, an die deutsche scene des zusammentreffens von vater und sohn zu denken, wie es die sagenform der *Þiðrekssaga* und des jüngeren Hildebrandsliedes ausmalt. Vor Bern ein grosser wald, an dessen rande – als Hildebrand Bern von ferne sieht – Hildebrand mit seinem sohne zusammentrifft, der als herr über Bern wacht. Diese situation ist unabhängig von dem sonstigen zusammenhang als geschlossenes bild erhalten geblieben.

Zweifelhaft kann man über einen weiteren punkt sein. In dem *táttur 'stríðid í Hildardal'* erscheint str. 11 und öfter die bezeichnung *'meistarín Hildibrandur'*. Diese bezeichnung beschränkt sich indessen auf diesen einen *táttur*, der überdies inhaltlich von den übrigen abweicht. Ásmund kommt darin überhaupt nicht vor. Der inhalt ist vielmehr ausser Grímurs brautwerbung vor allem ein kampf von Hildebrand und Grímur gegen die vier helden Geyti, Virgar, Nornagest und Sigurd, also eine art Rosengartenmotiv. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass dieser *táttur* als ein fremder bestandteil in das lied gekommen ist, und den namen *'meistarín Hildibrandur'* mit sich geführt hat.

Sonst fehlt jede weitere kenntnis deutscher Hildebrandsage. Weder Hildebrands langes exil und seine heimkehr, noch der seelische konflikt, dass der vater den sohn erkennt und doch kämpfen muss, noch vor allem Hildebrands einordnung in die Dietrichsage spielen

eine rolle. Der kampf selbst ist im liede in üblichen formeln dargestellt, wir können über ihn nichts mehr erfahren. Der sohn bleibt dem vater unbekannt, erst an der leiche erfährt Hildebrand, wen er erschlagen hat. Wir haben also keine veranlassung, selbst wenn man den *'meistarí Hildibrandur'* nicht ausschaltet, eine besondere deutsche quelle vorzusetzen, aus der das færöische lied geschöpft hätte. Eine solche wäre auch schwer zu finden. Die Þiðrekssaga hat bekanntlich die versöhnende darstellung des jüngeren Hildebrandliedes. In der dänischen dichtung existiert nur eine übersetzung des jüngeren Hildebrandliedes. Direkter einfluss deutscher quellen ist vor dem XV. jahrhundert nicht anzunehmen (vgl. Arkiv 36, 249 und 297 ff.) und ein so langes nachleben der tragischen form in Deutschland ist wenig wahrscheinlich. Wir werden auf eine ausführlichere Ásmundarsaga zurückverwiesen. Ihr inhalt ist im fær. lied nicht unentstellt geblieben. Über dem interesse für Hildebrand und seinen sohn ist das verhältnis Hildebrands und Ásmunds ungebührlich zurückgedrängt. Ihr bruderverhältnis ist vergessen, für Ásmunds gegnerschaft gegen Hildebrand besteht kein grund als Ásmunds allgemeine rauflust. Erst als Ásmund von Hildebrand überwunden, aber am leben gelassen worden ist, kann man Ásmunds eifer, vater und sohn gegenseitig zu verderben, durch seine verletzte parvenu-eitelkeit erklären. Der kampf Hildebrands mit Ásmund endet nicht mit Hildebrands tod, dieser wird vielmehr nach dem tode des sohnes mit der häufigen formel abgetan: *'han sprakk af harmi'*. Daher ist das motiv der weigerung, mit Ásmund zu kämpfen, auf Hildebrands sohn übergegangen. Die entwicklung in dieser richtung, die lediglich einen verlust von erzählungsteilen bedeutet, kann der sagaquelle noch nicht zugerechnet werden. Sie ist erst im fær. liede geschehen und kann gut dort geschehen sein. Der schluss der saga hat also etwa folgende gestalt gehabt: Hildebrand erkennt in Ásmund seinen bruder und versucht dem kampf mit ihm auszuweichen. Nachdem Ásmund Hildebrand nicht zum kampf bewegen kann, bewirkt er, dass Hildebrands sohn ihm gegenübertritt, der aus irgendeinem grunde dem vater unbekannt ist. Die nennung des namens wird verweigert (wie in der deutschen Hildebrandtradition, Þiðrekssaga, jg. Hildebrandlied). Hildebrands sohn fällt; als Hildebrand erfährt, was geschehen ist, stürzt er in den kampf gegen Ásmund und fällt neben dem toten sohne durch den streich des fluchschwertes. Sterbend offenbart er sich seinem bruder. Das ist dann die situation, die Hildebrands sterbelied voraussetzt, so wie es in der saga steht, der sterbende vater neben dem toten sohn. Saxo hat

die verse missverstanden und sie so übersetzt, dass das bild des toten sohnes auf dem schilde Hildebrands abgebildet ist¹. Er ist auch hier unzuverlässig. Schliesslich fällt auch auf die scheinbar so ungereimte notiz der saga licht, dass Hildebrand vor seinem kampf mit Ásmund seinen sohn in einem anfall von berserkerwut getötet habe. Sie ist nicht eine törichte abstraktion aus den verszeilen über den tod des sohnes, sondern eine ungeschickte notiz, die den inhalt einer längeren, fortgelassenen erzählung ganz kurz zusammenfassen soll.

Die abgrenzung des deutschen einflusses in der erzählung von Ásmund und Hildebrand ist durch Boer ziemlich genau geschehen. Es ist zunächst der tod des sohnes durch den vater und alles, was damit zusammenhängt. Insbesondere ist auf die sprachliche parallele *'suását chind – sonr enn svási'* schon früh aufmerksam gemacht worden. Hierher gehört auch die im fær. lied häufiger erwähnte gattin Hildebrands. Die saga erwähnt nur, dass Hildebrand mit einem könig verschwägert war, der in den beiden fassungen der saga Laszinus oder Atli genannt wird. Für ihn kämpft Hildebrand mit den Sachsenherzögen. Die erwähnung dieser schwagerschaft – der im fær. lied die schwagerschaft mit Snjólv entspricht – ist eine andeutung der sonst vergessenen ehe Hildebrands, der jener sohn entsprungen ist. Im fær. lied heisst diese frau Silkieik. Das ist einer der vielen phantastischen frauennamen der fær. balladendichtung. Aber in dem tatur: *'Stríðid í Hildardali'* wird Grímur mehrfach als *'Hildarsonur'* bezeichnet. Diese bezeichnung ist um so auffallender, als der name Silkieik für die mutter daneben durchgeführt ist. In solchen patronymischen formeln pflegen alte namen besonders festzusitzen. Bekanntlich verwendet nun die saga in ihrer prosa anstatt des durch Saxo und die verse in der saga selbst bezeugten namens für die mutter Hildebrands und Ásmunds den Namen Hildr. Denselben namen finden wir in der genannten patronymischen formel im fær. lied für Hildebrands frau. Da seine verwendung in der saga falsch ist, werden wir berechtigt sein, ihn auch dort für die frau Hildebrands in anspruch zu nehmen, die der sagaschreiber unberücksichtigt liess, und deren namen er fälschlich auf Hildebrands mutter übertrug. Deutliche spuren also finden sich, dass die geschichte von Hildebrand und seinem sohn in vorstufen der saga eine grössere rolle gespielt hat.

Zur deutschen Hildebrandsage gehört ferner alles, was Hilde-

1) Heusler-Ranisch, Eddica minora s. 54 wollen mit Corp. poët. bor. die vorstellung Saxos in die saga übernehmen. Dazu liegt so wenig anlass vor, wie zu den ad hoc gemachten konjekturen des Corp. poët. bor.

brand mit den Hunnen zusammenbringt. Boer, dem Finnur Jónsson a. a. o. auch hierin folgt, interpretiert mit recht die schon besprochene str. VI der saga so, dass Ásmund darin als der Vorkämpfer der dort erwähnten *Húnmeqir*, der Hunnen erscheint. Dem entspricht es, wenn bei Saxo Haldanus für die 'Rutheni' kämpft. Ásmund als Hunnenkämpfer gehört zu dem nordischen bestand der sage. Hildebrand der Hunnenkämpfer ist deutscher import. Er erscheint in den versen in str. IX, die Boer deswegen mit unrecht aus der saga streichen wollte. Dort wird Hildebrand auch als: '*enn hári Hildibrandr*' bezeichnet. Auch das ist deutsche auffassung und passt nicht zu der vorstellung von zwei brüdern, deren einer eben auf freiersfahrt ist. Deutscher vorstellung entspricht es schliesslich, wenn Hildebrand als landloser flüchtling gedacht wird. Saga und Saxo stimmen darin überein; am klarsten erzählt es Saxo. Hildigerus wird verbannt, flüchtet und kommt zu Alverus von Schweden, der ihm eine tyrannis gibt und als dessen mann er gegen die Ruthenen ficht. Setzen wir an stelle des Alverus von Schweden den Atli der saga, Hildebrands schwager, in dessen diensten der selbst landlose Hildebrand kämpft, so haben wir deutsche sage. Hildebrand, der grauhaarige kämpfer der Hunnen, als landesflüchtig an Attilas hofe, kämpft unerkannt mit seinem sohne und tötet ihn. Das ist der bedeutende deutsche anteil an der ältesten erreichbaren nordischen erzählung¹.

Zieht man ihn ab, so bleibt aus den drei quellen zusammen etwa folgende nordische geschichte übrig. Ein könig hat ein schwert, an dem unheil haftet, und das er deswegen im see versenkt. Seine tochter Drótt hat in echter ehe einen sohne Hildebrandr, wird dann geraubt und gebiert in gezwungener, unechter ehe einen sohne Ásmundr, der wegen seiner herkunft und seines aussehens einen schmählichen beinamen trägt. Bei seiner werbung um eine königstochter deswegen abgewiesen, schwört er, diesen namen durch taten auszulöschen. Er ertaucht das versenkte schwert und zieht auf kriegstaten aus. Im

1) Zu den zeugnissen der deutschen herkunft der nordischen Hildebrandsage rechnet Dettler in seiner ausgabe (s. XLIV) die lokalisierung von Hildebrand (resp. seines 'schwagers Laszinus-Átli) an Rhein und Mosel (*Masshella* = latein. Mosella), die bei Saxo fehlt. Kauffmann a. a. o. 165 f. tut diesen unterschied als inhaltlich belanglos bei seite, es ist ein unterschied des romantischen (saga) gegenüber dem wikingischen (Saxo) stil. Darin liegt etwas richtiges und schiefes zugleich; auch die saga hat die 'wikingische' lokalisierung Dänemark, Schweden, Saxland; die aus dem rahmen fallenden beiden romantischen lokalitäten Rhein und Mosel sind äusserlichster anflug. Ihr zusammenhang mit der deutschen, eingedrungenen Hildebrandsage ist mir sehr zweifelhaft. Sie dürften angeflogene gelehrsamkeit des sagaschreibers sein.

dienste der Hunnen nimmt er die herausforderung Hildebrands zum zweikampf an. Da Hildebrand sein verhältnis zu Ásmund kennt, weicht er dem kampf aus unter dem vorwande, mit dem unberühmten nicht kämpfen zu können. Ásmund überwindet in steigernden heldentaten Hildebrands kámpfen, so dass Hildebrand schliesslich dem kampf sich nicht entziehen kann. Mit dem unheilsschwert erschlägt Ásmund den bruder, der sterbend ihr verhältnis offenbart. Ásmund zieht heim und heiratet die umworbene kónigstochter.

GREIFSWALD.

H. DE BOOR.

(Fortsetzung folgt.)

DIE ELISABETHLEGENDE IM GEREIMTEN PASSIONAL.

Für die heiligenlegenden des Passional's ist die *Legenda aurea* des Jakobus a Voragine verschiedentlich als quelle nachgewiesen worden. J. Haupt hat in seinen abhandlungen über das Väterbuch und das Märtyrerbuch (W.Sb. phil. hist. cl. 69, 71–146; 70, 101–188) den beweis erbracht, dass der verfasser des Passional's in ausgiebigster weise die *Legenda aurea* benutzte. Wichner untersuchte (*Zeitschr.* 10, 255 f.) genauer die beiden legenden von St. Jakobus und St. Thomas in bezug auf ihre abhängigkeit von der *Legenda aurea*. Fr. Wilhelm unterzog die Thomaslegende einer nochmaligen untersuchung und berichtigte die resultate Wichners, indem er neben der *Leg. aur.* auch die *Passio Thomae* als mögliche quelle hinstellte (*Deutsche legenden und legendare*, Leipzig 1907, s. 59 ff.). Zuletzt gab E. Tiedemann, *Passional und Legenda aurea* (*Palaestra* 87, Berlin 1909) eine stilistische untersuchung des Passional's, nachdem er in der einleitung kurz auf die quellenfrage eingegangen war. Er schaltete die Elisabethlegende aus seiner stilistischen untersuchung aus, weil hier der dichter des Passional's frei mit dem texte des Jakobus verfahren sei, im gegensatz zu den übrigen legenden, die einen ziemlich genauen, stellenweise fast wörtlichen anschluss an die quelle aufweisen (s. 15). Diese bemerkung Tiedemann's führte mich zu einer quellenuntersuchung für die Elisabethlegende des Passional's.

Jakobus a Voragine schrieb die Elisabethlegende, mit der er wundererzählungen hauptsächlich nach dem bericht von 1235 verband, vollständig nach dem kürzeren text der *Dicta quatuor ancillarum* im jahre 1290 nieder (A. Huyskens, *Der sogenannte Libellus de dictis quatuor ancillarum s. Elisabeth confectus* [1911] s. XXXI). Fr. Wilhelm

stellte zwar die abfassungszeit der *Legenda aur.* als noch nicht feststehend hin, auf jeden fall aber vor 1298, dem todesjahre des Jakobus; wahrscheinlich ein jahrzehnt früher, da das *Passional* vor 1300 geschrieben sein muss, weil handschriften aus dem 13. jahrhundert erhalten sind ¹⁾.

Ein flüchtiger vergleich der Elisabethlegende des *Passionals* mit dem entsprechenden abschnitt der *Leg. aur.* liess erkennen, dass die Legende des Jakobus dem verfassers des *Passionals* wohl kaum als quelle vorgelegen hat. Sie schien auf jeden fall stark gekürzt und verändert zu sein. Das studium der lateinischen quellen liess mich in einer kürzeren und präziseren *Vita* als die des Jakobus eine mögliche vorlage für den dichter des *Passionals* vermuten. Diese vermutung bestätigte sich bei einem genauen vergleich: für den grösseren teil der *Passionallegende* ist nicht die *Leg. aur.* die quelle, sondern der kurze lebensabriss der hl. Elisabeth von Konrad von Marburg, den A. Huyskens in den Quellenstudien zur geschichte der hl. Elisabeth (Marburg 1908) veröffentlicht hat. Dieser lebensabriss des Konrad, der älteste bericht über das leben der hl. Elisabeth, wurde ein jahr nach ihrem tode († 1231) niedergeschrieben und zwar findet er sich beigefügt einem briefe Konrads an den papst Gregor IX. zwecks heiligsprechung der Elisabeth mit einem bericht über die wunder an Elisabeths grab. Diese 'Summa vite' (Huysk. s. 156) wanderte ein zweites mal nach Rom als amtlicher bericht einer päpstlichen kommission (s. 82/83), zusammen mit einem neuen wunderbericht der kommission. So sind zwei typen der lebensbeschreibung entstanden, der urtypus und die inserierte form der kommission. Huyskens behauptete a. a. o. s. 83: Soweit mir das material bekannt ist, steht der urtypus, wie ihn die Rommersdorfer abschrift wiedergibt, gänzlich vereinzelt da und ist nie wieder literarisch verwertet worden. Dagegen hat die andere, inserierte form alsbald eingang in die Elisabethliteratur gefunden, natürlich aber nur zusammen mit dem wunderbericht der kommission (z. b. in der nur aus Bayern bekannten lebensbeschreibung). Von den vielen umformungen des berichts von 1235, die bald nach der heiligsprechung entstanden, hat sonst keine das werk Konrads benutzt, da sie eben ihrer arbeit alle lediglich die prozessakten von 1235 zugrunde legten. Erst

1) Dietrich von Apolda vollendete seine *Vita* 1297, also höchst wahrscheinlich nach abfassung der Legende des Jakobus († 1298) und damit der Legende des *Passionaldichters*, so dass also eine abhängigkeit der *Passionallegende* von Dietrich und dessen übertragung vom sogenannten verfassers der Erlösung nicht in betracht kommen kann.

Dietrich von Apolda griff wieder auf unsere biographie zurück, und zwar zusammen mit dem umgebenden berichte der kommissare. In der Elisabethlegende des Passional haben wir aber eine übertragung der 'Summa vite' vor uns, losgelöst von dem wunderbericht. Damit lässt sich also die behauptung von Huyskens nicht mehr aufrecht erhalten. Eine andere frage ist die, in welcher form wohl dem Passionaldichter die 'Summa vite' vorgelegen hat, ob im urtypus oder in der inserierten form. Die folgende untersuchung erweist die zweite möglichkeit als wahrscheinlich. Wenn der wunderbericht in der übertragung fehlt oder nicht berücksichtigt ist, so ist damit noch nicht bewiesen, dass er auch in der quelle nicht vorhanden war.

Wie bereits erwähnt, lässt sich für einen grossen abschnitt der Passionallegende die benutzung der 'Summa vite' Konrads nachweisen, und zwar ist dieser teil der Passionallegende die genaue wiedergabe des lebensabrisses seinem ganzen umfang nach, von anfang bis zu ende, in bezug auf reihenfolge des erzählten, inhalt und wortlaut. Es ergibt sich demnach die abhängigkeit der Passionallegende von Konrads lebensabriss für folgende abschnitte:

Pass. K. 621, 29—Pass. K. 625, 30 = Konrad Huysk. s. 156 *Duobus annis antequam mihi commendaretur . . . confessor eius extiti . . .* bis s. 159 *tandem, cum tempus mortis immineret . . .*, bis zu dem bericht von Elisabeths krankheit und tod. Es folgt ein einschub: Pass. K. 625, 31—Pass. K. 627, 36. Von hier an richtet sich die Passionallegende wieder nach dem bericht Konrads bis zum schluss: Pass. K. 627, 36—628, 81 = Konrad, Huysk. s. 159 *Tandem cum tempus mortis immineret . . .* bis s. 160 ende.

Für den anfang der Passionallegende, den bericht über Elisabeths jugend und ihre verheiratung und ehe mit Ludwig = Pass. K. 618, 1 bis 621, 28 kann natürlich Konrads lebensabriss nicht in betracht kommen, da dieser nichts entsprechendes bietet und erst mitten im leben der Elisabeth mit der schilderung der hungersnot beginnt. Es bleibt demnach die aufgabe für den anfang und für das oben erwähnte zwischenstück Pass. K. 625, 31—627, 36 die quelle nachzuweisen. Es liegt nahe, an die möglichkeit zu denken, dass für diese abschnitte die Leg. aur. in betracht komme. Aber diese vermutung bestätigt sich nicht in dem sinne, wie z. b. die Vita Konrads als vorlage anzusehen ist. Dass der verfasser auch die Elisabethlegende der Leg. aur. gekannt hat, ist wohl selbstverständlich, dass sie ihm aber bei der niederschrift der Legende vorgelegen hat und

dass er sie wörtlich benutzt hat, lässt sich durch einige beispiele wahrscheinlich machen, nicht direkt beweisen.

Die frage, welche quellen und welche einflüsse für den anfang und für den einschub in betracht kommen, wird eine eingehende analyse beantworten und dabei gleichzeitig die arbeitsweise des dichters beleuchten.

618, 1–619, 2.

Dieser abschnitt erzählt von Elisabeths jugend, von ihrer kindlichen frömmigkeit und der erwählung des apostels Johannes zum besonderen schutzpatron. Davon berichtet auch Jakobus (Graesse s. 753). Es handelt sich wohl hier um eine freie wiedergabe dem sinne nach, um eine kurze inhaltsangabe. Die wiedergabe der überleitung zu der erzählung von der wahl des apostels Johannes, die reihenfolge und der wortlaut machen es sehr wahrscheinlich, dass dem verfasser die Leg. aur. vorgelegen hat. Man vergleiche Pass. K. 618, 56 f. *sus wuchs si uf an schonem vride – an zucht, an lobelicher gir – und gotes genade was an ir – mit der ir leben ie zunam* mit Leg. aur. s. 753: *Crescens vero per aetatem temporis et crescebat amplius per affectum deuotionis*. Der erste satz der Pass. Leg. könnte freie übertragung des ersten satzes der Leg. aur. s. 753, die reihenfolge 618, 37 'kirche' und 618, 44 'capelle' einfluss der Leg. aur. sein, wo auch im ersten satz von einer *ecclesia* und im folgenden von einer *cappella* die rede ist. Im übrigen ist die erzählung summarischer behandelt. Während in der Leg. aur. unbestimmt bleibt, wo Elisabeth ihre jugend verbringt, hat der Pass.dichter offenbar das bestreben, uns darüber nicht im unklaren zu lassen, indem er erzählt, dass Elisabeth zusammen mit dem landgrafen Ludwig aufgewachsen ist, dem sie schon in ihrer kindheit zur gattin bestimmt wurde (618, 12–21). Die verse 618, 26–29

*die edele, die geneme
das reine kint, das gute kint
tet rehte als si were blint
an dirre werlde wunne*

erinnern an Leg. aur. s. 753 . . . *coepit . . . ludos spernere vanitatis, successus prosperos fugere mundi*. In dem bericht über die erwählung des apostels Johannes 618, 60–619, 2 finden sich abweichungen. Es ist in der Leg. aur. s. 753 die rede von '*singulae schedulae singulorum apostolorum nominibus inscriptae*', die auf den altar gelegt wurden. Das Pass. erzählt aber von einem andern brauch bei der wahl, von 12 lichtern, aus denen Elisabeth dreimal das licht, das

Johannes bedeutet, herausgreift (618, 71 ff.). Woher stammt dies? In dem Libellus de dictis (Huysk. s. 13 z. 308 ff.) heisst es: *Unde cum secundum consuetudinem dominarum omnium apostolorum nominibus vel in candelis vel in carta scriptis singulariter simulque super altare mixtim compositis, singulos sibi apostolos sorte eligentibus ipsa beata Elis. oratione fusa secundum suum votum tribus vicibus sorte beatum Johannem recepit apostolum . . .* Jakobus gibt demnach nur den einen brauch mit den karten wieder. Vielleicht liegt bei dem Pass.dichter eine reminiscenz an die betreffende stelle des Libellus vor, wo auch von kerzen die rede ist. Dass der Pass.dichter den Libellus benutzt hat, wird die weitere untersuchung zeigen. Auffällig bleibt immerhin, dass er gerade den brauch mit den kerzen auswählte, man könnte daran denken, dass er ihn aus eigener anschauung kannte. Wenn man nämlich vers 618, 69 der Pass.leg. *als man hute pflit* nicht als flickvers ansehen will, so wäre damit der brauch in dieser bestimmten form für die zeit des verfassers erwiesen.

619, 3–60.

In diesem abschnitt wird erzählt von der heirat Elisabeths mit Ludwig, von ihrer bussfertigen ehe, von ihrem gebet und ihren geisselungen. Davon berichtet Leg. aur. s. 754: *Consensit igitur licet invita in copulam conjugalem, non ut libidini consentiret.* Vgl. Pass. K. 619, 16–23; Leg. aur. s. 755: *In nocte ad orationem saepe surgebat . . .*, s. 756: *saepe etiam per manus ancillarum faciebat se in cubiculo fortiter verberari.* Unmittelbar beisammen finden sich gebet und geisselung im Libellus (Huyskens s. 21 z. 565 ff.): *Item beata Eliz. noctibus frequenter ad orationem surgebat . . .* und s. 22 z. 600 ff.: *Item surgens a viro in secreta camera fecit se fortiter verberari . . .* Es werden sogar die tage angegeben, an denen sie sich besonders gern geisseln liess (z. 607 f.): *Prius tamen in quadragesima et feriis sextis quandoque idem fecit occulte;* ebenso wie Pass. K. 619, 40 ff.: *des vritages allermeist – liez si wol durchvillen sich – und daruber sunderlich – vor ostern in der vaste.* Dieser hinweis fehlt Leg. aur., die unmittelbare aufeinanderfolge lässt darauf schliessen, dass der Pass.dichter sich hier nach dem Libellus gerichtet hat; vgl. ferner *in secreta camera* Lib. z. 601 mit Pass. K. 619, 32 *si gienc an heimliche stat.*

619, 61–620, 34.

Die verse stellt der dichter unter den gesichtspunkt der demut und barmherzigkeit, die Elis. in ihrer ehe übte. Elis. geht in ein-

facher kleidung zur kirche 619, 70 ff., (dasselbe wird in der Leg. aur. s. 754 von Elisabeth als jungfrau berichtet); sie geht nicht an einen besonderen, vornehmen platz, sondern sie bleibt mitten im volke 619, 80 f. (nicht in Leg. aur.). Elis. übt die 7 leiblichen werke der barmherzigkeit (619, 93 ff.), sie lässt die armen zu sich auf die burg kommen, kleidet und speist sie (620, 23 ff.). Man vergleiche dazu Leg. aur. s. 756: *Septem enim misericordiae operibus tota vigilantia insudabat . . . Ipsa namque nudos vestiebat, siquidem vestimenta impendebat nudis peregrinorum et pauperum corporibus sepeliendos et pueris baptizandis.* An diesen satz hielt sich auch der Pass.dichter; er berichtet allgemein, ohne auf beispiele einzugehen, dass Elis. sich der waisen und armen annahm (620, 3), kranke pflegte (620, 5 f.), gefangene erlöste (620, 10 f.), hat aber diesen abschnitt freigestaltet unter dem gesichtspunkt der beiden tugenden, mit reminiszenzen an die in betracht kommenden stellen der Leg. aur. und mit selbständiger ausschmückung (z. b. 619, 80 ff.), wofür er keine vorlage brauchte.

620, 35–621, 28.

Diesen abschnitt könnte man in drei unterabschnitte einteilen. 620, 35–75: Elis. schmückt sich in anwesenheit ihres gatten, aber unter ihren kostbaren gewändern trägt sie ein härenes hemd. Die Leg. aur. bietet nichts entsprechendes; wohl aber der Libellus (s. 23 z. 619). *Cum vero mariti prescivit aduentum, sollempnius se ornabat* – und (z. 617): *laneis vel cilicio (cilicium = härenes hemd) frequenter ad carnem induta, tunc etiam cum desuper auratis vestibus aut purpura tegebatur.* Dass Elis. ein busshemd getragen, ist franziskanische tradition (Huyskens, Libellus s. XLII). Aber gerade diese verbindung von den beiden angeführten sätzen des Libellus in der Pass.legende und die fast wörtliche übertragung 620, 56 ff.: *si truc Christum enbinnen – under eime kleide herin – daz ir phlac zu nehest sin – und ir den lib zu tugende bant. – Scharlachen und sidengewant – hete sie genuc dar obe . . .* zeigen, dass der Libellus dem Pass.dichter bei seiner arbeit vorgelegen hat, und zwar die längere fassung des Libellus; denn diese stelle über den kleiderputz und das busshemd der Elis. gehört zu den plusstellen der längeren fassung.

620, 75–91: Elis. fastet gerne bei wasser und brot. Die episode, wie landgraf Ludwig seine gemahlin fastend antrifft, wie er auch, ohne Elis. zu tadeln, von dem wasser nimmt und es ihm herrlicher wein zu sein scheint, steht weder in der Leg. aur. noch im Libellus. Wohl wird in beiden quellen des längern berichtet, dass Elis. nicht

alle speisen zu sich nahm, besonders solche nicht, die ihr unrechtmässig erworben schienen (vgl. Libellus s. 18. 19. 20). Lib. s. 20. z. 540 ff. wird von einer reise der Elisabeth mit dem landgrafen erzählt, auf der sie sich nur von wasser und brot ernährt habe. Möglicherweise schöpfte der Pass.dichter bei seinem bericht aus der dunklen erinnerung an das im Libellus gelesene – oder es ist eine andere tradition im spiele. Die version, wie sie das Pass. bietet, ist mir nirgendwo sonst begegnet. Die Leg. aur. weiss von dem reisebericht des Libellus nichts, dort heisst es s. 756: . . . *nigrum panem et durum in aqua calida madefactum cum suis ancillis patienter comedit. Haec autem vir suus omnia cum patientia supportabat*. Vielleicht liegt eigenwillige umgestaltung oder ausschmückung des Pass.dichters vor.

620, 91–621, 28: Wie Ludwig seine gemahlin ruhig fasten lässt, so legt er ihr auch nichts in den weg, kranke, selbst ansteckende, zu pflegen. Er wird darin bestärkt durch das wunder mit dem aussätzigen, den Elis. gepflegt und in ihr gemeinsames ehebett gelegt hatte, der aber beim hinzutreten Ludwigs verschwindet. Dies findet sich weder in der Leg. aur. noch im Libellus, die historische berichte sein wollen. In der Pass.leg. ist wahrscheinlich, ebenso wie in dem legendenhaften bericht von dem wasser, das wie wein schmeckte, mündliche tradition massgebend. In den späteren lebensbeschreibungen der hl. Elisabeth, die die mündliche tradition und sagenhaftes fixieren, taucht auch dieses wunder von dem aussätzigen auf; z. b. in den Supplementen ad vitam s. E. des Dietrich von Apolda, bei Mencken s. 1990 findet sich dieser bericht, nur mit einem anderen schlusse; vgl. Hermann von Fritzlar, Deutsche mystiker I, 243; ferner Rothe bei Mencken c. 20. s. 2060.

Von Pass. 621, 29 ab bildet der lebensabriss Konrads die vorlage.

621, 29–622, 12 = Konr. Huysk. 156 bis s. 157: *Duobus annis . . . fuit inventa*. Es wird von der werktätigen hilfe Elisabeths während der teuerung und hungersnot erzählt. In dieser zeit folgte der landgraf Ludwig dem kaiser in 'welsche lant' 621, 35, in der Vita genauer (s. 156): *eodem tempore marito suo in Apuleam ad imperatorem proficiscente*; in der Leg. aur. genauer s. 757: *ad curiam Friderici imperatoris quae tunc erat Cremonae* (nach Libellus, Huysk. z. 761, s. 27). Zu diesem abschnitt ist nicht viel zu bemerken, da der dichter sich bemüht, die Vita Konrads gewissenhaft zu übertragen. Die wirkung der hungersnot wird zuerst in einem allgemeinen satz

ausgesprochen Konr. Huysk. s. 157: *Jamjam soror E. polleri cepit virtutibus = 621, 45 f. seht, do liez sich schowen – an Elizabet der vrowen – ir tugentliche heilikeit.* In vergleichen und bildern ist der dichter selbständig (621, 62 ff. 68 f. 80 f. 89 f.). Das wirken der barmherzigkeit wird durch folgenden vergleich erklärt, Pass. K. 621, 62 ff.: *si leite einen vullemunt (fundament) – nach erbermede lere –, der sunder aller kere – unwichlich heldet sinen grat – und eine veste buwen lat – uf im, die ewichlichen stat. –* Selbständige personifikationen: Pass. 621, 68 f. *seht, diz worhte irre tugende rat – mit helfe unseres herren;* oder 621, 80 f. *der erbermede hitze, als ir got erlaubete, Elizabeten beroubete . . .* oder 621, 89 f. *swaz si des indert bi ir vant – daz roubete ir uzer hant – die starke barmeherzigkeit.* Besonders anschaulich ist wiedergegeben Konr. Huysk. s. 157: *ut tandem omnem cultum et omnes vestes preciosas in usus pauperum faceret venundari = 621, 84 ff.: daz si zu jungest muste geben – kronen, kleidere, vingerlin, – vurspan und tessielekin (knöpfe) – si suchte in ir heimote – der gezierde kleinote.*

622, 13–622, 73.

Zunächst wird berichtet, dass Elis. Konrad als ihrem beichtvater gehorsam war. Davon steht natürlich an der stelle in Konrads Vita nichts, weil wir es mit einem von Konrad selbst verfassten bericht zu tun haben. Wohl beginnt Konrad seine Summa vite mit dem hinweis, dass er zu lebzeiten Ludwigs bereits 2 jahre Elis.s beichtvater gewesen ist (Huysk. s. 156): *duobus annis antequam mihi commendaretur, adhuc vivente marito suo, confessor eius exstiti.* Der Pass.dichter musste an dieser stelle auf E.s verhältnis zu Konrad hinweisen, weil im folgenden in der vita Konrads von diesen beziehungen weiter die rede ist. Der neue abschnitt in der Vita beginnt nämlich mit dem hinweis darauf, dass papst Gregor IX. Elisabeth ihrem beichtvater Konrad anempfohlen hat: *Tandem ipsa marito suo defuncto, dum vestra paternitas eam michi dignum duxisset commendandam . . .* Diese tatsache wird nun vom Pass.dichter näher erläutert und ausgeführt (was ja für Konrad überflüssig war).

622, 34–55. Der inhalt dieser zeilen braucht nicht auf einer besonderen quelle zu beruhen; denn die tatsachen, die darin mitgeteilt werden (der papst nimmt Elis. in seinen besonderen schutz und gibt in einem brieft ihrem beichtvater Konrad noch besonderen auftrag), waren allgemein bekannt. In der Leg. aur. steht davon nichts. An den wortlaut und die darstellung im Pass. 622, 46 f. *der pabest sie do an sich zoch – als ein vater tut sin kint – er hete ir guten schirm*

sint – und lerte si zu tugenden phaden erinnert die betreffende stelle in der um die mitte des 13. jahrhunderts geschriebenen Vita Gregors IX. (Muratori, *Scriptores rer. Ital.* III, 1 s. 580): *Sauctissimus papa Gregorius adhuc teneram et divini lactis inexpertam suscepit in filiam, instruxit devotam et coaluit verbi coelestis irriguo iam provectam*¹. Oder man vergleiche die entsprechende stelle im Franziskanerbrevier bei Lemmens s. 9¹: *Hanc siquidem felix papa Gregorius nonus suscepit in filiam, protexit devotam, eius sanctae inchoationis propositum usque in felicem exitum multa sollicitudine prosecutus . . .* Weniger anklänge finden sich im Libellus der längeren fassung (s. 45 z. 1233 ff.). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der verfasser die Vita Gregors kannte. Der schluss 622, 55–72 ist eine ausführung von Vita Konr. (Huysk. s. 157): *ipsa ad summam tendens perfectionem utrum in reclusorio vel in claustro vel in aliquo alio statu magis posset mereri me consultans.*

622, 73–623, 36.

Das thema des letzten satzes des vorhergehenden abschnittes wird fortgesetzt und der umschwung im religiösen leben Elis. ausgeführt: Elis. will arm sein und verzichtet feierlich auf hab und gut. Die kurze angabe des lebensabrisses (Huysk. s. 157): *me consultans, hoc tandem in animo suo resedit, quod cum multis lacrimis a me poposcit, ut eam permitterem hostiatim mendicare* – ist erweitert durch die begründung dieses entschlusses 622, 78 ff.: *si schowete an daz bilde, daz unser lieber herre truc, do er uf erden von im sluc – vrede unde richeit – und die rechten armekeit – hielt an sime lebene do. – Elisabeth wolde ouch also – arm alhie durch got wesen.* Die indirekte rede der quelle ist direkt geworden (622, 90 f.). Die zweite antwort Elisabeths ist schon in der quelle direkt (623, 3 f.) = Huysk. s. 157: *Hoc faciam, quod me non potestis prohibere.* Die feierliche absage am karfreitag in der kirche (623, 6–36) ist fast in allen einzelheiten eine genaue wiedergabe von (H. s. 157): *Et in ipso Parasceve, cum nudata essent altaria (die altere stunden alle bloz Pass. 623, 10) . . . subveniri.* Die begründung, weshalb Konrad Elis. hindert, ihrer morgengabe zu entsagen, ist wieder in direkter rede angeführt (623, 27 ff.).

623, 37–624, 28.

Dieser abschnitt behandelt die übersiedelung E.s nach Marburg, den bau des spitals, E.s krankenpflege, ihre dienstboten, in wörtlicher anlehnung an die Vita Konr.s (H. s. 157): *Quo facto ipsa videns se*

1) Huyskens, Libellus s. 45 anm.

a tumultu seculi et gloria mundana illius terre, in qua vivente marito suo gloriose vixerat, posse absorberi . . . bis (s. 158) dum enim ancilla olus paravit, domina scutellas lavit et e converso. Die antwort E.s auf den verweis K.s (*sibi necesse esse taliter contraria contrariis curare*) ist wieder in direkte rede umgesetzt: 623, 73 ff. Die arbeitsfreudigkeit E.s steigerte der Pass.dichter noch (624, 24 ff.): *ob ez der maget was gewant – daz si karte daz vletze, – so warf uz bis zur letze – den mist die vrowe und den stoub.*

624, 29–82.

1. Die pflege eines gichtigen und blutsüchtigen Kindes 624, 29–47 = Vita K.s s. 158: *Inter cetera collegit sibi puerum paraliticum . . . bis propriis manibus abluabat*; 2. die pflege einer aussätzigen frau 624, 48–67 = Vita s. 158: *Quo mortuo virginem sibi leprosam me nesciente assumpsit . . .*; 3. die pflege eines am kopf aussätzigen Kindes 624, 68–82 = Vita K.s s. 159: *Tandem leprosa per me rejecta . . . bis stratui suo assedit.* Die übertragung erfolgt also genau in derselben reihenfolge und in fast wörtlicher anlehnung. Die anordnung dieser drei werke der barmherzigkeit liess mich zuerst in der Vita K.s die quelle vermuten, weil die Leg. aur. (s. 763) nur einen bericht von der pflege eines kranken knaben kennt und weil der Libellus auch nicht massgebend sein konnte. Begründung wird hinzugefügt (Vita s. 159: *Tandem leprosa per me reiecta* = 624, 61 ff.). Die parenthese Konrads (s. 159) *in lavando quam in medicando – a quo didicerit nescio – eius curam gessit* ist nicht berücksichtigt worden. Im übrigen ist auch dieser abschnitt eine wörtliche wiedergabe der quelle.

624, 83–625, 30.

Der dichter will das kontemplative leben der Elis. betonen, gegenüber dem aktiven der vorhergehenden abschnitte. Dabei hält er sich wieder an die Vita Konr.s (s. 159): *Preter hec opera active vite coram deo dico, quod raro vidi mulierem magis contemplativam quia quedam et quidam religiosi ipsa a secreto orationis veniente frequentius viderunt faciem eius mirabiliter fulgentem et quasi solis ruidios ex oculis eius procedentes . . . reficiebatur.* Der vergleich mit Maria und Martha im Pass. zu anfang und zu ende des abschnittes (624, 87–95 und 625, 22–30) lag wohl nahe, besonders einem geistlich gebildeten verfasser. Er kann aber auch aus der Leg. aur. entnommen sein, wo von Maria und Martha an zwei stellen die rede ist (s. 761: *Caeterum, ut cum Maria optimam partem possideret, sedulae contemplationi vacabat* und s. 762/63: *Ad summum vero cumulum perfectionis*

propter Mariae contemplationis otium non deseruit Marthae officium laboriosum).

625, 30–626, 36–627, 36.

In diesen zwei abschnitten handelt es sich um den einschub in die Vita, die jetzt zum bericht über krankheit und tod der Elis. übergeht. Der Pass.dichter will aber noch ein paar ergänzungen machen, damit seine darstellung etwas vollständiger und abgerundeter erscheine. In dem ersten abschnitt des einschubes (625, 30–626, 36) handelt es sich um die schilderung der anfeindungen, die Elis. von ihren einstigen anhängern erleidet (625, 31–75); der demütigungen, die sie von denen erfährt, denen sie wohlthaten erwiesen (625, 75–626, 11); der verleumdungen der weiblichen ehre der Elis. (626, 12–626, 36). Der dichter scheint diese schilderungen unter dem einheitlichen gesichtspunkt zusammengefasst zu haben, der 625, 35 f. angegeben wird: *nu hub sich an diz wibesnam – der vient mit ubeler tucke – er schuf ir ungelucke, – daz zu gelucke ir doch geriet.* Welcher quelle folgt diese darstellung? Der erste bericht (625, 31–75) von dem abfall der freunde und dienstmannen der Elis., von dem verlust ihrer äusseren güter gehört zeitlich nicht in die Marburger jahre, und letzteres steht auch im widerspruch mit der feierlichen freiwilligen absage in der kirche, von der bereits die rede war. Die Leg. aur. berichtet davon zeitlich an richtiger stelle, nämlich unmittelbar nach dem tode Ludwigs (s. 758): *Verum cum mors viri sui per totam fuisset Thuringiam divulgata, de patria ipsa tamquam dissipatrix et prodiga a quibusdam vasallis viri sui turpiter et totaliter est ejecta, ut ex hoc ejus patientia claresceret et paupertatis diu conceptum desiderium obtineret.* Dass sich der dichter hierin nach der Leg. aur. gerichtet hat, könnte die reihenfolge beweisen. In der Pass.legende wird weiter erzählt, dass Elis. ihre kinder von sich gab zu verwandten (625, 56 f.), dass sie gezwungen war, um unterkunft zu betteln (625, 60 f.), dass sie flachs und wolle spann für die armen (625, 63 f.). Dann folgt 625, 76 ff. die episode mit der bettlerin in der gasse. Zeitlich gehört dies alles nach Eisenach, unmittelbar nach Ludwigs tod. Die Leg. aur. (s. 759) erzählt auch nach diesem ereignis von der schlechten herberge der Elis.: *Sequente die domum cujusdam sui aemuli cum suis parvulis jussa est ingredi, arto sibi loco ibidem admodum assignato,* dann einige zeilen weiter: *parvulos suos ad loca diversa alendos transmisit;* darauf folgt die episode in der gasse (*Dum vero per quandam viam strictam luto profundo plenam . . .*). Eine andere möglichkeit für die lösung der quellenfrage dieser stelle

bietet sich, wenn man noch den zweiten abschnitt des einschubes, (626, 36–627, 36) in betracht zieht, der über eine vision der hl. Elis. berichtet. Im Pass. steht dieser bericht an merkwürdiger stelle, er hätte logischerweise schon vorher gebracht werden können, als von dem kontemplativen leben E.s die rede war. Meiner meinung nach ist hier die reihenfolge des Libellus massgebend gewesen. Dort wird erzählt (s. 33 z. 940–1015) von der schlechten behandlung, die Elis. von ihren verwandten und dienstleuten erfuhr, [ferner von der undankbaren frau in der gasse. Im anschluss daran steht im Libellus der bericht von der vision (s. 35 z. 1016–1078). Dieser bericht steht in Leg. aur. nicht in diesem zusammenhang, sondern an anderer stelle (s. 761). Dass für die vision der wortlaut des Libellus massgebend war, wird die weitere untersuchung beweisen. Aus diesem umstande kann man weiter schliessen, dass auch in bezug auf die reihenfolge des erzählten in diesem abschnitt der Libellus als quelle zu betrachten ist. Dass der Pass.dichter durch Leg. aur. in der reihenfolge der ersten berichte bestimmt wurde, ist immerhin möglich.

Es bleibt noch übrig, für den dritten bericht der ersten hälfte des einschubs, die verdächtigungen der weiblichen ehre der Elisabeth (626, 12–36), die quelle aufzuweisen. Im Libellus steht davon nichts an dieser stelle; an einer späteren stelle (s. 45, z. 1216–1231) ist nur von verleumdungen usw. die rede: *a magnatibus autem hominibus terre contumelias, blasphemia et magnum contemptum sustinebat . . . insultantes et infamantes eam multipliciter*. In der Vita wird natürlich nichts von diesen verdächtigungen erwähnt; ebenfalls nicht in der Leg. aur. Dass aber solche verdächtigungen in die tradition übergiengen, wird bewiesen durch ihre aufzeichnung in den Supplem. ad vitam S. E. des Dietrich von Apolda (Mencken II, 2000): *‘Videntes autem quidam perversi spiritus carnaliter sentientes, quod sancta femina Magistro Conrado in omnibus obediret, coeperunt sanctos homines falsa suspicione appetere et verbis impiis infamare . . .’* Noch deutlicher bei Herm. von Fritzlär (Deutsche myst. I, 244 z. 24–30) und bei J. Rothe (kap. 32, Mencken s. 2084). Der verfasser des Pass.s mag durch irgendeine tradition davon gewusst haben. Die version bei Herm. von Fritzlär erinnert an die fassung der Pass.legende. Möglicherweise schöpfte Hermann hier aus der Legende des Pass.

Der zweite teil des einschubs handelt, wie bereits gesagt, von der grossen vision der Elisabeth, (626, 37–627, 36). Im Libellus steht diese vision (s. 35 z. 1016 ff.), in der Leg. aur. s. 761: *Quadam vero die sacro quadragesima'i tempore . . .*

Ein vergleich ergibt, dass der wortlaut des Libellus für den Pass.dichter massgebend war. Eine gegenüberstellung der drei fassungen für einige zeilen des Pass.s lässt die abhängigkeit sofort erkennen.

Pass. K. 626, 81 ff.

Libellus z. 1016 ff.

*do gienc si heim und was kranc
die selbe not si betwanc,
daz si zu tische gesaz.
do si ein wenic alda gaz
seht, do began si switzen
und also nidersitzen
daz sie sich leinte an die want.
ein vrowe entphienc si mit der hant.*

*Tandem cum reddisset ad humile
hospitium suum et minimum ci-
bum sumpsisset quia valde de-
biliserat, cepit sudare et appo-
dians se parieti recepta est in
sinu dicte Isentrudis . . . oculos
defixos habebat versus fenestras
apertos.*

.
*ein venster gegen ir do stunt
dar uz sach si und sach.*

Leg. aur. s. 761.

*Deinde dumnum reversa dum se prae debilitate in ancillae gremium
appodiasset et illa per fenestram oculos ad coelum defixos attolleret . . .*

Eine solch genaue übertragung des Libellus, ist nur möglich, wenn der Libellus dem Pass.dichter vorgelegen hat. Der dichter hat aber den inhalt der vision etwas umgestaltet. Während in dem Libellus (wie auch in der Leg. aur. und den späteren Viten, z. b. bei Dietrich von Apolda) nur von einer vision die rede ist, die in der kirche beginnt und dann zu hause wieder einsetzt, berichtet der Pass.dichter von zwei visionen an zwei verschiedenen tagen. Die erste vision umfasst die verse 626, 37–67. Der ort, wo die vision stattfindet, ist unbestimmt gelassen. Christus erscheint der Elis., der himmel öffnet sich, Jesus neigt sich zu ihr und grüsst sie, indem er die worte spricht: 'Wenn du mein sein willst, so will ich bei dir sein.' – Die zweite vision (626, 68–627, 36) findet in der fastenzeit statt, zunächst in der kirche, dann zu hause, wie es der Libellus s. 35 f. erzählt. Die Pass.stelle ist eine wörtliche wiedergabe der zeilen 1016–1047 des Libellus. Die Vision endigt mit dem versprechen der E., Christus angehören zu wollen, wie er ihr. Im Libellus folgt dann (z. 1047 ff.) die frage der Isentrud, was El. gesehen habe. Sie antwortet (z. 1055 ff.): *Vidi celum apertum et illum dulcem Jesum dominum meum inclinantem se ad me et consolantem me de variis angustiis et tribulationibus que circumdederunt me, et cum vidi eum, iocunda fui et risi,*

cum vero vultum avertit, tamquam recessurus, flevi. Qui misertus mei iterum vultum suum serenissimum ad me convertit dicens: Si tu vis esse mecum, ego volo esse tecum. Cui ego respondi, sicut supradictum est. Aus dieser antwort der El. hat nach meiner meinung der verfasser die erste vision gestaltet, wie die übereinstimmungen zeigen. Er hat auf diese weise die frage des herrn und die bejahende antwort der Elis. auf zwei zeitlich auseinanderliegende visionen verteilt.

Mit vers 627, 37 dess Pass.s kehrt der dichter zu seiner hauptquelle, der Vita Konrads zurück, um ihr bis zum schluss in fast allen einzelheiten zu folgen. Es handelt sich jetzt noch um die darstellung von E.s krankheit und tod (Huysk. s. 159: *Tandem cum tempus mortis immineret* bis s. 160 ende . . . *plebano de Marpurg*).

627, 36–43 gibt der dichter die verknüpfung mit dem vorhergehenden, indem er noch einmal den inhalt der letzten abschnitte kurz zusammenfasst: *daz sie phlac vil tugenden al uz und innen.* 627, 44 beginnt er dann wie Konrad: *nu quam ouch nahen ir die zit, daz sie sterben solde.* Es folgt die wörtliche übertragung des berichts von K.s krankheit, nur fügt der dichter noch hinzu, dass ihr der herr geoffenbart habe, dass sie vor Konrad sterben werde (627, 54 f.). Ihre antwort auf die frage der umstehenden, weshalb sie den besuch der edlen nicht zulasse, ist, wie meistens, aus der indirekten in die direkte rede übertragen (627, 82 ff.) und ebenfalls die antwort E.s auf die frage K.s, wie er mit ihrem hab und gut nach ihrem tode schalten solle (628, 10–16). Es wird nicht gesagt, worüber Elis. nach empfang der wegzehrung redete 628, 23 f.: *und rette von den dingen – als sie vor mohte bringen – die uns uf gut leben zien.* Man vergleiche dazu Konr. s. 160: *loquebatur de optimis, que audierat in predicatione, et maxime de suscitatione Lazari et quomodo Dominus flevit super eius suscitatione.* Im folgenden wieder wörtlicher anschluss an die quelle. Der vergleich 628, 41 f. *als ob da vogelesungen – und uf gedone erklungen* ist zugefügt. Das erste wunder am tage nach E.s begräbnis ist wörtlich wiedererzählt; nur weiss der Pass.dichter von der 'kelsucht' (628, 73) zu berichten, während die quelle nur sagt: *quodam morbo mentali.*

Die verse 628, 82 bis zum ende fügte der dichter hinzu, indem er auf die andern wunder an E.s grabe noch kurz hinweist, die oft genug beschrieben worden seien (628, 94).

Aus dieser letzten bemerkung könnte man vielleicht schliessen, dass dem verfasser die inserierte form des lebensabrisses von Konr. vorgelegen habe, in der die aufzählung der wunder am grabe auf die

Vita folgte, dass er dadurch zu der bemerkung veranlasst worden sei. Beweisen lässt sich diese annahme natürlich nicht.

Ziehen wir die summe aus der vorgenommenen quellenanalyse, so kommen wir zu folgendem ergebnis. Es lässt sich nachweisen, dass dem dichter für den grösseren teil der Pass.legende die 'Summa vite' Konrads von Marburg als quelle vorgelegen hat. Für den teil der legende, wo der text des Konrad nicht massgebend sein konnte, weil er nicht das ganze leben der Elis. umfasst, oder wo er nichts entsprechendes bietet, wurde der Libellus de dictis quatuor ancillarum und zwar in der längeren fassung als quelle nachgewiesen, und wie sich aus bindenden übereinstimmungen ergibt, haben dem dichter die dicta ebenfalls bei seiner übertragung vorgelegen. Nicht ebenso bindend liess sich nachweisen, dass der dichter die Legenda aurea während seiner arbeit unmittelbar vor sich gehabt habe.

Daneben kommt die mündliche tradition in betracht für diejenigen teile der legende, wo die drei angegebenen quellen nichts entsprechendes bieten. Wenn der verfasser des Pass.s nach Hessen gehört, vielleicht in die nähe von Marburg oder nach Marburg selbst, so hätte man eine leichte erklärung dafür, dass er manches aus mündlicher tradition erfuhr¹.

BRÜHL-CÖLN.

MARIA OESSENICH.

AUS HEINRICH CHRISTIAN BOIES NACHLASS².

Textgeschichtliche mitteilungen zu

Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voss und anderen.

(Fortsetzung.)

Boies drittes sammelbuch.

Zweite hälfte.

Von dem dritten sammelbuche ist – abgesehen von den hundert- undfünfzig fortlaufend gezählten einträgen – nur noch der schluss, d. h. fünfunddreissig unbezifferte blätter, erhalten. Diese blätter sind nicht alle, der reihe nach, mit gedichten gefüllt, sondern nur zum teil beschrieben; einzelne seiten sind ganz freigelassen. Daher stellen diese eintragungen keine unbedingte chronologische folge dar, sie sind

1) Dass das Passional in den kreis der deutschordensliteratur gehört, konstatiert Fr. Wilhelm a. a. o. s. 60.

2) Vgl. oben s. 57 ff.

auch nicht deshalb, weil ihnen die hundertundfünfzig durchgezählten gedichte zu anfang des bandes voranstehen, zeitlich hinter die nr. 150 anzusetzen. Wie das buch vorliegt, kann Boie es sehr wohl von zwei oder mehr verschiedenen blättern aus, vom anfang und von der mitte aus, gleichzeitig benutzt haben. Er konnte bei den nicht gezählten gedichten bald hier ein blatt, bald dort ein blatt beschreiben und einzelne seiten überspringen. Jedesfalls liess er lücken. Einige eintragungen stehen dabei als besondere gruppen – räumlich getrennt von anderen gedichten – für sich da.

Die gedichte, die sich auf den ersten vierzehn der noch erhaltenen blätter befinden (blatt 1 a bis 14 a), sind eine derartige gruppe für sich und von den folgenden eintragungen durch einen starken trennungsstrich und ein doppeltes kreuz abgesondert. Diese gedichte sind oben bd. 48 s. 401 ff. bei der übersicht der Klopstockiana der sammelbücher einzeln aufgeführt. Ich halte die stücke dieser geschlossenen gruppe sämtlich für Klopstockisch, obwohl es mir für einzelne – bisher unbekannte – nicht möglich war, einen druck und eine unterzeichnung, die ausdrücklich auf Klopstock hindeutet, nachzuweisen. Die weitaus überwiegende mehrzahl dieser gedichte ist als Klopstockisch – nicht immer in dieser form, doch mit varianten – bekannt. Ob die unmittelbar vorausgehenden blätter, die jetzt mit fortgeschnitten sind, auch zu dieser gruppe gehörten, d. h.: ob auch sie Klopstockische gedichte brachten, wird sich bei den spärlichen schriftresten, die auf den entfernten blättern stehen blieben, schwer bestimmen lassen; falls diese bestimmung glückte – so wäre damit wenig gewonnen; denn die gedichte selbst bleiben fortgeschnitten.

Die epigramme, die sogenannten 'Verse' (blatt 4 a ff.), die als einlagen in die Gelehrtenrepublik gedacht waren, wurden ohne Klopstocks namen zuerst in der Hamburgischen neuen zeitung 1771 vom 176. stück, dem 2. november, ab, mit unterbrechungen bis zum 26. stück des nächsten jahres, bis zum 14. februar 1772 veröffentlicht; einige von ihnen auch mit der unterzeichnung: K. oder ohne unterschrift im Göttinger musenalmanach auf 1773; und zwar mit Klopstocks genehmigung. Denn als dieser almanach erschienen war, meldete Boie aus Göttingen am 14. november 1772 Herdern: 'Klopstock hat mir mehr Verse für den künftigen Alm[anach] versprochen.' – Weitere beiträge von Klopstock waren Boien selbstverständlich höchst willkommen. Am 26. januar 1773 schrieb Boie erfreut an Merck: 'Klopstock läßt itzt die Nachricht von der gelehrten Republik aus dem Hypochondriften vermehrt und mit Anmerkungen wieder einzeln ab-

drucken . . . Er hat mir die übrigen Verse für meine künftige Sammlung versprochen¹.

Natürlich wünschte Boie die in aussicht gestellte gabe für seinen almanach zu nutzen. Aber die sendung weiterer verse unterblieb. Zwar mochten die verse – wie Klopstock selbst meinte – sehr wohl in den almanach passen; dennoch hatte der dichter bedenken, sie Boien zu überlassen. Gerade die im almanach schon abgedruckten epigramme waren in Schirachs Magazin der deutschen kritik (bd. II. thl. 1. Halle 1773 s. 144 ff.) damals böse beurteilt worden. Gegen diese kritik nahm der Wandsbecker bothe 1773 no. 83 und 84 vom 25. und 26. mai Klopstock energisch in schutz². Vielleicht hielt Klopstock wegen des unfreundlichen urteils in Schirachs Magazin weitere verse zurück; vielleicht ist diese kritik der grund, dass sehr viel weniger verse, als ursprünglich in der Hamburgischen neuen zeitung gestanden, in Klopstocks Deutsche gelehrtenrepublik eingiengen. Jedesfalls sandte Klopstock die Boien in aussicht gestellten weiteren verse nicht. Klopstock schrieb vielmehr am 21. mai 1773 Boien: ' . . . Hier ist der Titel des Buchs, auf das ich übertrib. laffe: 'Die Deutsche Gelehrtenrepublik . . .' In dies kleine Buch kommen auch, in ihrer Ordnung, die von meinen Versen, welche ich nicht austreiche, oder verloren habe; es kommen aber auch einige von den Denkmalen der Deutschen (die ich in meinem tiefsten Pulte

1) Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe usw. herausgegeben von Karl Wagner 1835 s. 46. Wagner verlegt den brief fälschlich in jahr 1775. Die Gelehrtenrepublik war in buchform bereits im mai 1774 erschienen, und zwar gegenüber dem abdruck in der 2. auflage des Hypochondristen (Bremen und Schleswig 1771 teil II, stück 26) in sehr erweiterter fassung. Der Hypochondrist, dessen 2. auflage vor dem 15. juni 1771 erschienen war (vgl. oben bd. 49 s. 77 anm.), brachte ebensowenig, wie der Wandsbecker bothe 1771 nr. 104 bis 108 (29. juni bis 6. juli), beim abdruck der 'Gesetze der Gelehrten Republik in Deutschland' irgendwelche 'Verse'. – Unter seiner 'Sammlung' versteht Boie den Göttinger musenalmanach; vgl. z. b. Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger I. 1874 s. 128; ferner Zeitschr. 27 s. 381, 508.

Weinhold, Boie 1868, s. 248 sagt: Boie habe die Klopstockschen epigramme im Göttinger musenalmanach 1773 aus der Hamburgischen neuen zeitung übernommen. Das sagt auch die Hamburgische neue zeitung 1772. 206. stück vom 25. dezember bei anzeige des almanachs. Aber es stimmt schwerlich zu den beiden oben angeführten briefstellen; und aus Boies drittem sammelbuche muss man schliessen, dass Boie damals Klopstocks 'Verse' in der Hamburger zeitung noch nicht beachtet hatte.

2) Der Wandsbecker bothe hatte für Klopstocks 'Verse' eine vorliebe und druckte 1774 in nr. 74 und 75 vom 10. und 11. mai noch eine reihe von versen beim erscheinen der Gelehrtenrepublik ab.

verwahrt habe) hinein. — Aus Furcht vor den langarmigen Tyrannen (das sind Sie, mein I. Hr. B[oi]e) schicke ich Ihnen hiebey für den Musenalman., nicht von den Kleinigkeiten, Verse genannt, ob sie gleich bisweilen für die, welche wissen, wie es um uns her mit den literarischen Sachen steht, einen nicht ganz unbedeutenden Inhalt haben; sondern ich schicke Ihnen drey Bardengefänge aus: Hermann und die Fürsten . . .¹.

Also erst nach dem 21. mai 1773, nachdem Klopstock die zurückhaltung, die er damals übte, aufgegeben — an bitten und schönen worten wird es dabei von Boies seite nicht gefehlt haben — kann die eintragung der 'Verse' in Boies drittes sammelbuch erfolgt sein. Denn Boies niederschrift stammt nicht etwa aus der Hamburgischen neuen zeitung. Das lehrt der vergleich. Dort sind die epigramme in anderer reihenfolge gedruckt, zum teil sind die überschriften abweichend, Boies text bietet varianten, und vor allem: in der zeitung sind mehr epigramme, als Boies sammelbuch bietet, gebracht; die zeitung brachte neunundsechzig epigramme, Boie gibt nur sechzig.

Boie muss also den verfasser nicht vermutet haben, als die epigramme zuerst in der Hamburgischen neuen zeitung erschienen, sonst hätte der eifrige sammler sich gewiss damals schon eine abschrift für sein buch genommen. Diese unkenntnis Boies ist auffallend. In dem engeren Hamburger kreise Klopstocks kannte man den ungenannten verfasser der verse natürlich. So antwortete Claudius auf einzelne epigramme im Wandsbecker bothen². Boies unkenntnis ist aber erklärlich; denn jedesfalls unterscheiden sich die 'Verse' sehr wesentlich von Klopstocks anderen dichtungen, mit denen er bis dahin vor die öffentlichkeit getreten war. Sie gehören in die Gelehrtenrepublik. Über den zweck und die form seiner epigrammatischen 'Verse' hat sich Klopstock dort selbst ausgesprochen³.

Wie bekannt, war Boie der eifrigste und erfolgreichste sammler von subskribenten, als Klopstock sein buch angekündigt hatte. Zwischen Hamburg und Göttingen, zwischen Klopstock und Boie, bestand damals eine sehr rege verbindung. Dem jüngeren helfer und freund,

1) Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin III. 1901—05 s. 278. — Die Bardengesänge wurden im Göttinger musenalmanach 1774 s. 1 ff. gedruckt.

2) Vgl. Wandsbecker bothe 1771 nr. 187 vom 22. november, nr. 190 vom 27. november, nr. 200 vom 14. dezember, nr. 204 vom 21. dezember; dazu Redlich. Die poetischen beiträge zum Wandsbecker bothen (programm), Hamburg 1871 s. 20 f.

3) Vgl. Die deutsche gelehrtenrepublik I. 1774 s. 200. 205—7 ann.

seinem 'Premierminister' wie ihn Klopstock nannte¹, war der dichter für die bewährte werbetätigkeit zu aufrichtigstem dank verpflichtet; denn Boie brachte 414 subskribenten auf die Gelehrtenrepublik zusammen. sehr viel mehr, als irgendein anderer 'Beförderer', oder gar ein 'Collecteur', der einen klingenden vorteil von seiner bemüfung hatte. Klopstock lud seinen jungen freund auch zu sich ein. Und Boie reiste im dezember 1773, noch vor erscheinen der Gelehrtenrepublik, nach Hamburg und zu seinen eltern nach Flensburg und von Flensburg im februar 1774 wieder nach Hamburg. Boie war in Hamburg 'sechs Wochen lang alle Tage und oft zu ganzen Tagen'² mit Klopstock zusammen. 'Diese Tage in Hamburg waren mit die feligsten meines Lebens' – sagte Boie³. Damals entschied sich Klopstock, dem Göttinger bunde selbst beizutreten⁴, dem er eine bedeutungsvolle stellung in der Gelehrtenrepublik anwies. Würdigen las der dichter auch aus dem zweiten, niemals erschienenen teile der Gelehrtenrepublik stücke vor. Die arbeit an diesem werke war zugleich die zeit, in der sich Klopstock am fruchtbarsten als epigrammatiker betätigte.

In diesen Hamburger tagen wird Boie die ihm lange schon in aussicht gestellten 'Verfe' und die anderen gedichte Klopstocks, die mit den epigrammen zusammenstehen, vom dichter selbst für sein sammelbuch erhalten haben.

Dass Boie von seiner reise nicht ohne einen ziemlichen gewinn an Klopstockschen gedichten zurückkehren würde, hielten Herder und dessen frau nur für selbstverständlich. Und Boie hatte den Göttingern bei seiner rückkunft auch viel zu erzählen und zu zeigen⁵! Sobald Boie zurück war, fanden sich die bundesmitglieder, soviel ihrer in Göttingen waren: Voss, Hölty, Hahn und Miller, zusammen: 'nun ward erzählt und Brief und Buch hervorgezogen. Die Freude hätten Sie selbst fehen müffen' – so berichtete Boie sofort an Klopstock⁶.

Das buch, das Boie hervorzog und das so viel freude machte, dürfte eben Boies drittes sammelbuch mit den zahlreichen neuen eintragungen Klopstockscher gedichte gewesen sein!

Boies niederschrift gibt – wie gesagt – weniger 'Verfe', als die Hamburgische neue zeitung, und Boies niederschrift gibt erheblich

1) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 1867 s. 251.

2) Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger I. 1874 s. 202.

3) Lappenberg, a. a. o. s. 254.

4) Briefe von J. H. Voss, herausgegeben von Abraham Voss I. 1829 s. 156.

5) Strodtmann, a. a. o. I. s. 202.

6) Lappenberg a. a. o. s. 255.

mehr epigramme, als im ersten teile der Gelehrtenrepublik gedruckt sind. Dieses mehr oder weniger, das sich hier oder dort findet, ist aber kaum – jedesfalls nicht überall – eine folge kritischer sichtung. Wohl zeigt der vergleich der Gelehrtenrepublik von 1774 mit dem späten abdrucke in des dichters gesammelten werken bei diesen epigrammen eine revision, die sich teils in streichungen, teils in zusätzen und veränderungen bemerkbar macht; und Klopstock sprach selbst in seinem briefe vom 21. mai 1773 von den versen, die er 'nicht austreibe, oder verloren' hätte, und die er allenfalls Boien geben könnte. Auch sind in dem mir vorliegenden exemplare der Gelehrtenrepublik von 1774 die seiten 203/4 durch einen karten ersetzt; also dürften während der drucklegung die auf diesem blatte mitgeteilten verse noch verändert oder andere an ihre stelle gekommen sein. Aber der Boieschen niederschrift, die zeitlich zwischen dem druck in der Hamburger zeitung und der ausgabe der Gelehrtenrepublik anzusetzen ist, fehlen doch auch einige epigramme, die sowohl in der zeitung, wie in der Gelehrtenrepublik stehen, die also Klopstock sicher nicht austreiben wollte.

Muncker, Klopstock s. 447, äusserte die vorsichtige vermutung, die epigramme der Gelehrtenrepublik: 'Ganz gute Bemerkung', 'Veit' und auch 'Die Chronologen' könnten von mitgliedern des Göttinger bundes, die Klopstock um beiträge gebeten, stammen. Diese drei epigramme fehlen bei Boie. Aber zwei von ihnen stehen bereits in der Hamburgischen neuen zeitung und im jahre 1771 gab es noch keinen Göttinger bund. Also stammen diese epigramme gewiss nicht von den Göttingern, die ihren beitrage erst am 27. dezember 1773 sandten¹⁾

Nach dem erscheinen der Gelehrtenrepublik wurde eine reihe von Klopstockschen epigrammen in den Vossischen musenalmanachen veröffentlicht.

Muncker, Klopstock s. 462 sagt: 'Inhaltlich wiederholten diese späteren Sinngedichte bisweilen dasfelbe, was schon die Verse in der 'Gelehrtenrepublik' angedeutet hatten; öfter sprachen sie Gedanken aus, welche in den profaischen Abchnitten dieses Buches auf gleiche Weise erörtert worden waren. Freier schlossen sie wieder andre spätere Epigramme an das in der 'Gelehrtenrepublik' Gefagte an, indem sie dieses . . . fortsetzten oder weiter ausführten'.

Das ist richtig und zugleich auch falsch.

1) Lappenberg, a. a. o. s. 254; ferner Herbst, J. H. Voss I. 1872 s. 295 f. II. 1. 1874 s. 258.

Richtig ist die von Muncker betonte, enge inhaltliche verwandtschaft dieser epigramme mit der Gelehrtenrepublik. Falsch aber bleibt die angabe, dass es sich um 'spätere' epigramme handeln soll, dass Klopstock noch später, d. h. nach jahren, gedanken der Gelehrtenrepublik in neuen epigrammen formuliert hätte. Diese epigramme, die der Vossische almanach brachte, sind vielmehr mit den in der Gelehrtenrepublik gedruckten versen zugleich entstanden. Das lehrt der druck in der Hamburgischen neuen zeitung und die niederschrift in Boies drittem sammelbuche. So kann denn die zusammenstimmung dieser sogenannten 'späteren' epigramme mit der Gelehrtenrepublik nicht sonderlich überraschen. — Ob Voss diese epigramme von Boie, der die Vossischen almanache nach kräften unterstützte, erhielt (auch andere gedichte der Klopstockischen gruppe des dritten sammelbuches standen später im Vossischen almanach), ob er sie aus der Hamburgischen neuen zeitung nahm oder einer anderen quelle verdankte, lasse ich dahingestellt sein.

Als Boie die ihm versprochenen 'Verse' von Klopstock bekam und in sein sammelbuch einschrieb, waren einzelne von ihnen bereits im Göttinger musenalmanach auf 1773 gedruckt. Diese von ihm selbst veröffentlichten epigramme kannte Boie natürlich: vielleicht hatte er deshalb anfangs die absicht, sie nicht noch einmal in sein buch einzutragen. Aber Boie muss seine absicht geändert haben; er schrieb sich auch diese epigramme ab. So dürfte es sich vielleicht erklären, dass die im Göttinger almanach auf 1773 schon gebrachten 'Verse' hauptsächlich am schluss der Klopstockschen gruppe stehen¹. Das gelegenheitsgedicht: 'Pindar an Graf F. L. Stolberg' trennt in Boies niederschrift die im almanach gebrachten epigramme von den Boie bisher unbekannt gebliebenen 'Verfen', die in der Hamburger zeitung standen².

1) Der Göttinger musenalmanach 1773 brachte auch vier mit: K. unterzeichnete epigramme, die in Boies sammelbuche fehlen. Also hat Boie aus dem almanach schwerlich sein sammelbuch ergänzt; denn dann hätte er diese vier epigramme nicht übersehen und die anderen epigramme des almanachs von 1773 würden nicht varianten gegenüber der Boieschen niederschrift aufweisen. Weder der almanach noch der druck in der Hamburgischen neuen zeitung kann für Boies vorlage gelten!

2) Diese trennung leidet zwei ausnahmen: ein epigramm, das im almanach stand, ist von Boie schon an früherer stelle verzeichnet, und ein zweites epigramm des almanachs steht unmittelbar vor dem unbekanntem gelegenheitsgedichte. Letzteres vermutlich deshalb, weil Boie mit dem ungedruckten gedicht auf Stolberg eine neue seite seines buches anzufangen wünschte, und die vorausgehende seite gerade noch für ein epigramm raum bot.

Ist diese – wenn auch nicht ganz streng durchgeführte – trennung der ‘Verse’ bei Boie so zu erklären, dass er das ihm bekannte von dem ihm unbekanntem sonderte – es würde zu der datierung, die ich diesem teile des sammelbuches gegeben, stimmen. Er steht, wie gesagt, in enger beziehung zur Gelehrtenrepublik, für deren absatz Boie in tätigster weise gesorgt hatte. – War die mitteilung der in der Hamburger neuen zeitung bereits gedruckten ‘Verse’ auch gerade keine gabe von ganz besonderem werte, so erhielt Boie doch andere ungedruckte gedichte als geschenk Klopstocks.

Den versen unmittelbar voran stehen vier kleine historische gedichte (blatt 3 b f.). Von diesen wird man die beiden letzten – bisher ungedruckten – ‘Collin! Collin! . . .’ und ‘Heinrich ging zu Katharinen . . .’¹ zu Klopstocks ‘Denkmalen der Deutschen’ zu zählen haben, von denen einige auch in der Gelehrtenrepublik platz fanden. Rücksicht auf die zensur verbot wohl die veröffentlichung der beiden ungedruckten epigramme zur jüngsten, politischen geschichte².

Die ode: ‘Da steht der übrige Stamm des alten Haines umher. . .’ (blatt 2 a ff.). ist der dichterische niederschlag der ergebnislosen, zum schluss der Gelehrtenrepublik (1774 s. 419 ff.) bekanntgegebenen korrespondenz Klopstocks mit dem kaiser Joseph II. und den Wiener amtlichen stellen, als Klopstocks enthusiastische hoffnung: die deutsche literatur werde in Wien reichste förderung finden, fehlschlug. Diese ode des unmutts wurde erst spät und in sehr abweichender form veröffentlicht; eine handschrift war bisher unbekannt; hier liegt Klopstocks früheste fassung vor. Diese ode war ein kostbarer besitz Boies.

Auch die beiden vorangehenden oden, die jetzt am anfang dieser gruppe stehen: ‘Klaget alle mit mir, Vertraute . . .’ und: ‘Ihr rechet

1) Dies epigramm bezieht sich auf die erste teilung Polens (15. august 1772). Über das aufsehen, das dies ereignis machte, vgl. z. b. Briefwechsel zwischen Haller und Gemmingen (Bibliothek des literarischen vereins in Stuttgart 219) Tübingen 1899 s. 44, 49, 51, 74, 77.

2) Aus der Meusebachschen autographensammlung im besitz der Kgl. bibliothek zu Berlin von Klopstocks hand ein oktavblättchen, einseitig beschrieben, das ein ungedrucktes fragment zur Gelehrtenrepublik bringt:

*

Gefez der Friefen, von der Entweihung der Tempel.

Durch Wleamar, den Weifen [*diese vier worte gestrichen.*]

Wir sind Christen; aber wer einen Tempel der Heiden [*zuerst lautete der anfang: Wer einen Tempel diese drei worte gestrichen*] erbricht, u[nd] Heiligthümer daraus nimmt, [*über gestrichenem: entwendet,*] den führe man auf den Meerfand, worüber die Flut zu gehen pflegt, fehlize ihm die Ohren, verschneide ihn, u[nd] opfere ihn den Güttern, deren Tempel er beraubt hat.

mit dem . . .' (blatt 1 a f.), die bisher in keiner handschriftlichen überlieferung bekannt waren, gehörten damals zu den neuesten, noch ungedruckten schöpfungen Klopstocks. — Was Boie zugleich mit den 'Verfen' für sein sammelbuch gewann, waren also keine wertlosen gaben. Klopstock, sonst bei der mitteilung seiner gedichte vielfach zurückhaltend, war ihm gegenüber überaus mittheilsam.

In dieser gruppe Klopstockscher gedichte, eingefügt in die 'Verte', steht endlich noch das unbekannte gelegenheitsgedicht: 'Pindar an Graf F. L. Stolberg' (blatt 12 b f.). Klopstocks verfasserschaft scheint mir nach dem platze, den das gelegenheitsgedicht inmitten anderer poetischer gaben des dichters gefunden hat, wahrscheinlich; sie wird bezeugt durch Fr. L. Stolbergs antwortgedicht: 'Mein Vaterland. An Klopstock'¹. Der beginn des Stolbergschen gedichtes:

Das Herz gebeut mir! Siehe, schon schwebt,
Voll Vaterlandes, ftolz mein Gefang!
Stürmender schwingen sich Adler
Nicht, und Schwäne nicht tönender!

knüpft an die schlusszeilen des Klopstockschen gedichtes an; aber Stolberg gibt dem Klopstockschen wunsche, dass Pindar der schutzgeist seiner lyrischen dichtung sein solle:

Pindar schwebt um dein Lied!

die bewusste wendung ins vaterländische. Stolberg war kein unbedingter verehrer Pindars². So sind die Stolbergschen anfangsworte:

Das Herz gebeut mir!

als eine entschuldigung für seinen widerspruch aufzufassen.

Stolbergs antwort an Klopstock ist eine ablehnung. Sie dürfte es erklären, dass Klopstock sein gelegenheitsgedicht von der sammlung seiner Oden ausschloss und dafür den brüdern Stolberg die 'Weisfagung'³ widmete, in der von griechischem oder Pindarischem gesange kein wort mehr steht.

1) Göttinger musenalmanach 1775 s. 100; Gedichte der brüder Christian und Friedrich Leopold grafen zu Stolberg. Herausgegeben von H. C. Boie. Leipzig 1779 s. 60.

2) Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 264.

3) Göttinger musenalmanach 1774 s. 231; Muncker und Pawel II s. 3. Klopstocks erlaubnis zum druck war für die Göttinger eine grosse freude; vgl. Strodtmann a. a. o. I. s. 142 f., 149. — Natürlich musste des meisters gedicht zuerst gedruckt werden; Stolbergs gedicht an Klopstock folgte im nächsten jahre des almanachs. Dass Stolbergs gedicht nicht eigentlich die antwort auf dies Klopstocksche gedicht ist, sondern sich auf das ältere, Pindarische bezieht, machte der genial-unbekümmerten art des jüngeren grafen nichts aus. Wie die beiden gedichte jetzt in den almanachen stehen, ist Stolbergs gedicht nicht mehr eine ablehnung,

Auch das Pindarische gelegenheitsgedicht, das Boie aus Hamburg mitbrachte, gehörte damals zu den neuesten schöpfungen Klopstocks. Erst zu anfang des jahres 1773 hatte der jüngere graf angefangen, griechisch zu lernen¹; also kann das gedicht schwerlich in eine frühere zeit verlegt werden. Bekanntlich verliessen die brüder Stolberg mitte september 1773 Göttingen. Wahrscheinlich hat Klopstock den jüngeren grafen, der ihm nahestand, mit diesem gesange bei der rückkehr von der universität begrüsst².

*

*

*

Ich gehe die weiteren eintragungen, wie sie sich auf den noch erhaltenen blättern finden, der reihe nach durch und suche die gedichte ihren verfassern zu-

sondern beide gedichte, Klopstocks und Stolbergs, bewegen sich in der gleichen richtung, dem vaterländischen ziele zu.

1) Strodtmann a. a. o. I. s. 83.

2) Im 'Morgenblatt für gebildete Stände' nr. 95 vom 21. april 1809 (vgl. Goedeke, Grundriss 3. auflage. IV. s. 190, 16) wurde das gedicht: 'Pindar an F. L. Stolberg' von einem ungenannten einsender, der sich nur mit dem buchstaben: F. unterzeichnete, als ein bisher noch nie gedrucktes stück von Gerstenberg bekanntgemacht. Das gedicht ist im Morgenblatt in anderer versabteilung — sonst, gegenüber der Boieschen niederschrift, mit geringen varianten gedruckt. Gleichzeitig teilte der einsender im Morgenblatt ein zweites gedicht mit: 'An Mathilden'. (O Schönfte! schöner als Cythere! . . .), das bereits Der hypochondrist, 2. aufl., Bremen und Schleswig, 1771. I. 5. stück s. 105 mit varianten gebracht hatte.

Jedesfalls hatte der einsender dieser beiden gedichte, der über alle massen die vom Wiener nachdrucker Schrämbl 1794 veranstaltete, unrechtmässige ausgabe der poetischen schriften Gerstenbergs lobte, zum dichter keine persönlichen beziehungen. Er wollte andere freunde der Gerstenbergschen muse veranlassen, ungedruckte stücke mitzuteilen, dass der dichter auf diese weise erinnert würde, seine sämtlichen werke selbst dem publikum zu schenken. Über die quelle, aus der die beiden gedichte geschöpft sind, über die art ihrer überlieferung und ihre datierung sagte der einsender im Morgenblatt kein wort; er stellte lediglich die behauptung auf: 'Zwey Gedichte von Gerstfens.'

Trotz der öffentlichen aufforderung im Morgenblatte nahm Gerstenberg diese beiden gedichte in die eigene ausgabe seiner 'Vermischten Schriften' (Altona 1815 f.) nicht auf, wohl aber erklärte er in der vorrede: manches sei im umlauf und würde ihm zugeschrieben, das nicht von ihm stamme. Diese erklärung beziehe ich mit auf das Gerstenberg zugeschriebene gedicht: 'Pindar an Fr. L. Stolberg.'

Erwähnt sei, dass Voss am 16. februar 1775. also ein jahr nach Boies reise zu Klopstock, an Sprickmann als eine neuigkeit über Gerstenberg schrieb: 'Er [Gerstenberg] hat eine pindarische Ode an den Grafen Fr. L. Stolberg gemacht, die ganz ungemeynen Schwung hat.' (W. Herbst, J. H. Voss II. 2 1876 s. 230). Ob Voss' nennung des verfassers richtig, oder ob die von ihm erwähnte Ode mit unserem gelegenheitsgedichte identisch ist, erscheint mir sehr fraglich. Eine Antwort Stolbergs an Gerstenberg fehlt der sammlung der Stolbergschen gedichte.

zuweisen. Nur höchst selten nennt Boie die namen der dichter, die ich bis auf den verfasser eines kurzen epigramms ermitteln konnte.

Hinter der gruppe Klopstock'scher gedichte, von den letzten 'Verfen' abgesondert durch starke trennungszeichen, folgt, mit angabe des verfassers, auf dem nämlichen blatte 14a:

An die Holz-Emma.

Gleim.

Was eilst du, kleiner Schmerlenbach, . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 9b. — In der Iris bd. II 3. stück märz 1775 s. 239; dort die überschrift abreichend und eine anmerkung, die Boies niederschrift fehlt; sonst nur unwesentliche abweichungen der interpunktion. Fehlt in Gleims sämtlichen werken, hsg. von W. Körte Halberstadt 1811 ff.

Dies kleine gedichtchen von acht versen füllt den freigeblienen rest der seite. Am 4. september 1775 schrieb Boie an Gleim, dass er die verse gleich auswendig gewusst hätte¹. Das heisst: Boien war das gedicht damals noch neu, und es hatte seinen ausserordentlichen beifall. Das auswendigwissen bei der ersten lesung war bei Boien ein zeichen seines uneingeschränkten lobes².

Mit diesem eintrage dürfte Boie nachträglich — und ausserhalb der chronologischen folge — den rest der seite gefüllt haben; denn es folgt auf blatt 14b bis 16a Herders gedicht:

An feinen Landsmann Johann Winkelmann.

Wohin? wohin, . . .

Boies niederschrift ist verwandt — doch nicht übereinstimmend — mit dem sogenannten texte der Vulgatausgabe, vgl. Suphan, Herders sämtliche werke bd. 29 1889 s. 296 und 732.

Und anschliessend folgen auf blatt 16a bis 17a Herders verse:

Zu einer Sammlung Klopstock'scher Oden und Elegieen. Darmstadt. 1771.

Ja! fammlet sie, die Blätter! die zerrissnen . . .

Verwandt — doch nicht übereinstimmend — mit dem sogenannten Silbernen buche, vgl. Suphan, Herders sämtliche werke bd. 29 1889 s. 347 und 735. Das motto und die 19. strophe fehlen Boien.

Das gedicht auf Winkelmann, das nicht in den musenahnanach eingerückt werden sollte, erhielt Boie von Herder am 6. oktober 1772, und am 4. november 1772 noch ein paar erläuternde bemerkungen dazu. Also gewinnt durch Boies niederschrift auch der text der Vulgatausgabe eine gewisse bestätigung eben durch Herder selbst, dem Boie das gedicht verdankte. — Hier die bezüglichen stellen aus den angezogenen briefen:

Herder, ohne ort [Bückeburg], ohne datum, an Boie; deffen empfangsnotiz: Empf. den 6. Okt. 1772: ' . . . Hier ist das Poem auf Winkelmann. Sie müssen ihn aber neuerl. selbst gelesen haben, u. von dem Plan mehr wissen, mit dem ich damals umging, wenn es Ihnen etwa auffallen sollte. Zeigen Sies H. H[ofrat] Heine, aber ja nicht in den Kalender! . . .'

1) Zeitschr. 27 (1895) s. 526.

2) Vgl. z. b. Bürgers gedichte, hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 229, 278; K. L. v. Knebels literarischer nachlass II. 1835 s. 117.

Herder, ohne ort [Bückeburg], ohne datum, an Boie; dessen empfangsnotiz: Empfangen, den 4. Nov. 1772; . . . Der dünne, dürrtige Marmor m Wink. Ged., bezieht sich auf seine Beschreibung des Apoll im Belvedere, die ja so sehr Hymnus geworden, als Homer u. Callimachus kaum angeftimmt; der letzte Theil des Stücks bezieht sich auf ein Buch was in den ersten Zeiten gearbeitet werden soll, wenn meine Platonische Lanze zurückkehret . . .

Blatt 17b beginnt:

Die Begeiftrung.

Sie ist da, die Begeiftrung, da!

Heil mir! und reden kann die trunkne Lippe

Mit diesem worte bricht der eintrag ab; der rest von blatt 17b und 18a sind unbeschrieben. Boie wollte das gedicht jedesfalls ganz in sein buch eintragen und liess deshalb raum frei. — Es handelt sich um den anfang des im Vossischen musenalmanach auf 1777 s. 71 abgedruckten gedichtes: Die Begeiftrung von Friedrich Leopold Stolberg. Dies gedicht entstand nach der registerangabe der gedichtausgabe der brüder Stolberg (Leipzig 1779) im jahre 1775. Stolberg sandte es am 7. oktober 1775 seiner schwester Katharina (Hennes, Aus F. L. Stolbergs jugendjahren 1876 s. 59).

Blatt 18b bringt — ohne die seite zu füllen — zwei eintragungen:

L'Abbé de l'Attaignant à Md. Rofsignol.

Le nom de Rofsignol vous convient à merveille. . .

(im ganzen 6 verse) und:

À la même.

Je Vous comparois autrefois . . .

(im ganzen vier verse). — Die Poésies diverses et pièces inédites de Lattaignant par Ernest Jullien (Paris, 1881) enthalten diese beiden stückchen nicht; freilich ist Julliens ausgabe nur eine auswahl. Gabriel-Charles de Lattaignant (1697–1779) hat während seines langen lebens erheblich mehr geschrieben.

Blatt 19a und 19b lasse ich ganz folgen; es handelt sich um epigramme und kleinigkeiten Lessings, von denen die ersten vier auf blatt 19a — ohne die seite zu füllen —, das fünfte gedichtchen, für sich, an der spitze von blatt 19b steht. Der rest dieser seite ist unbeschrieben. Das erste epigramm (Kunft und Natur . . .) schrieb — mit kleiner variante — Boie unter ausdrücklichem hinweise auf Lessing, als den verfasser, dem schauspieler F. L. Schröder in Hamburg am 7. september 1780 in dessen stammbuch (C. Lebrün, Jahrbuch für theater und theaterfreunde I. 1841 s. 15). Der gedanke, dass sich kunst und natur bei einem schauspieler verbinden müssen, kehrt in Schröders stammbuch öfter wieder (vgl. a. a. o. s. 8 Sonnenfels' eintrag vom 1. mai 1780, s. 14, Auguste von Dalbergs eintrag vom 7. august 1780).

Verwandt mit den folgenden Lessingischen epigrammen ist auch eine prosafassung, die Klopstock, Hamburg den 14. märz 1781, in seiner eigenrichtigen orthographie Schröders (a. a. o.) ins stammbuch schrieb:

Schröder

spilte keine Rolle gut;

denn är war immer

der Mann felbft.

Klopstock.

Also auf blatt 19a:

Kunft und Natur
Sind auf der Bühne Eines nur.
Dann hat Natur und Kunft gehandelt,
Wenn Kunft sich in Natur verwandelt.

Über die beiden letzten verse als variante übergeschrieben:

Wenn Kunft sich in Natur verwandelt
Dann hat Natur mit Kunft gehandelt.

Vgl. Lessings sämtliche schriften, hsg. v. Lachmann 3. aufl. durch Muncker bd. 1. 1886 s. 46; Bd. XXII 1. 1915 s. 7.

Scheinen und auch sein,
Kan er allein.

Vgl. Lessings sämtliche schriften, hsg. v. Lachmann 3. aufl. durch Muncker bd. 1. 1886 s. 45. — Boies niederschrift bietet varianten.

Stax fagt, er spiel' ihn schlecht,
Und er hat Recht;
Denn feine eignen Rollen
Muß man nicht spielen wollen.

Vgl. Lessings sämtliche schriften hsg. v. Lachmann 3. Aufl. durch Muncker bd. 1. 1886 s. 46. — Boies niederschrift bietet varianten.

Damit er Mut zu spielen schöpfe,
Verfamlet Er
Rund um sich her
Der Kammerdiener leere Köpfe; •
Da stehen sie, die armen Tröpfe,
So wie Melanchtons Töpfe.

Fehlt Lessings sämtlichen schriften hsg. v. Lachmann und Muncker. — Bezieht sich offenbar auf das gleiche bühnenerignis, wie die vorangehenden epigramme. Bei der gemeinsamen überlieferung erscheint mir Lessings autorschaft wahrscheinlich.

Auf blatt 19b:

Auf, Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden finken,
Doch bittet Gott mit mir, dafs Könige nicht trinken,
Denn, wenn sie unberaufcht die halbe Welt verheeren,
Was würden sie wol thun, wenn sie betrunken wären.

Vgl. Lessings sämtliche schriften hsg. v. Lachmann 3. aufl. durch Muncker bd. 1. 1886 s. 132, bd. XXII 1. 1915 s. 20. — Boies niederschrift bietet wesentliche varianten.

Blatt 20a bringt ohne überschrift Herders:

Es leuchten drey Sterne am Himmel,
Die geben der Liebe einen Schein.
'Gott grüß dich, schönes Jungfräulein!
Wo bind' ich mein Röfslein hin?' —
'Nimm du es, dein Röfslein, am Zügel, am Zaum.
Bind es an einen Feigenbaum,
Und fetz dich ein' kleine Weile nieder,
Und mach mir ein' kleine Kurzweil'. —
'Ich kann es, und mag es nicht fitzen,
Mag auch nicht luftig feyn;

Mein Herzel ist mir es betrübet.
 Ach Schüzcl, von wegen dein'. —
 Was zog er aus der Tafchen?
 Ein Mefser, war scharf und spitz.
 Er stiefs es seiner Liebe ins Herze;
 Das rothe Blut gegen ihn sprüzt.
 Was zog er ihr abe vom Finger?
 Ein schönes Goldringelein;
 Er warf es ins flüssig Wasser;
 Es gabs einen hellen Schein.

'Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein!
 Bis in die tiefe See.
 Mein feines Lieb ist mir gestorben:
 Nun hab ich kein feins Lieb mehr'. —
 So geht's, wenn ein Mädcl zwey Knaben lieb hat!
 Thut wunder selten gut.
 Das haben diese beyde erfahren,
 Was falsche Liebe thut.

Vgl. Herders volklieder I. 1778 s. 38; Werke hsg. von Suphan bd. 25 s. 146. — Boies niederschrift bietet varianten.

Blatt 20 b ist unbeschrieben.

Blatt 21 a beginnt mit Bürgers:

Seufzer eines Ungeliebten.
 Haft du nicht Liebe zugemeffen . . .

Vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. [1915] II. s. 237. — Boies niederschrift ist älter als der abdruck im Göttinger musealmanach 1776 s. 145 und bietet kleine varianten.

Auf blatt 21 a weiterhin, und fortgefahren auf blatt 21 b Bürgers:

Auf die Nymfe des Negenborns.
 Fragment.

Neig, aus deines Vaters Halle, . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 9 a. — Boies niederschrift ist abgedruckt in Bürgers gedichten hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 238 f.

Auf blatt 22 a und blatt 22 b Herders:

Versuch über den Menschen.
 Ja, küsse Laute! so immer er lebt,
 Und stets sich tiefer in Sorge webt,
 Er kann ja, leider! in wahrer Pein
 Sich Wahn doch dichten, und fröhlich feyn.
 Ja, küsse Laute! Denn Bild und Wahn
 Ist all's doch! alles! Das staunet er an,
 Umarmt's, wie dort, wahnfinnig ja schon,
 Sein Bildnißmädchen Pygmalion.
 Kann glauben — o fonder Art und Sinn!
 Schifft gegen Wind und Wellen dahin!
 Täufcht sich so willig, und lacht der That,
 Wen er so willig betrogen hat.

Grauhaariger Thor! Wohl manche Zeit
 Hat er gerungen mit Müh und Leid,
 Hat stets gehoffet sich Ende der Pein,
 Und war's nicht heute, wird's morgen feyn.

Der Morgen kommt! Es kommt Mittag und Nacht
 Und stets, noch immer in Sorge verbracht!
 Noch hofft er wieder auf Morgenfrift,
 Bis er die Nacht — gestorben schon ist!

Sing's, liebe Laute! von Falkenhöh
 Blickt unfer Hoffen nur! Je und je
 War's doch, Itatt haben und Luftgewinn,
 Nur Wollen! Blicken im Fluge dahin!

War täglich Streben! in Müh und Müh!
 Und dann nun fauer errungen, sieh,
 Was war nun aller dein Arbeitlohn?
 Arbeiten! Schaffen! Pygmalion!

Ach Leben! — Ferne durch Glasfes Trug,
 Wie schein't's in Zauber! und lockend gnug!
 Zu nah, da sehwindet Gestalt und Schein,
 Wird grofs, verworren und dunkel dir feyn.

Und doch noch spä'h' ich? Spähe denn recht
 Mir Trauer — wahrlich, späheft dir schlecht!
 Aus Iren allein kommt Troft uns vor,
 Nur Thor ist felig — so bin ich Thor!

O lange, lange läg' ich in Grab,
 Hätt' Lebensbürde geworfen ab,
 Hättst du nicht, Ehre — und füfser Wahn
 Du, Liebe, gelockt mein Leben hinan!

[Blatt 22 b]

Vgl. Luise Mejers sammelbuch Blatt 8a. Herders volkslieder II. 1779 s. 46; Werke
 hsg. von Saphan bd. 25 s. 362. — Boies niederschrift stellt mit beträchtlichen varianten
 ein mittelglied zwischen dem Buch der gräfin von Bückeburg und dem druck von
 1779 dar.

Als der druck der volkslieder vorlag, schrieb Boie über dies gedicht am
 20. juni 1779 Herdern: '... ein Stück, das ich schon von Ihnen hatte, und hier
 [d. h. in den Volksliedern] sehr verbessert ist...'

Weiterhin auf blatt 22 b in Herderscher übersetzung:

Shakepear's twelfth night: come away, come away, death!

Süfser Tod, süfser Tod! komm!

Komm du, und leg mich ins kühle Grab!

Herz, o brich! Herz, o brich fromm!

Stirb treu der holden Graufamen ab!

Mein Gruftgewand, und Leichenstein

Ach! sind fertig!

O Tod, wie froh hüll' ich mich drein,

Und lieb dich!

Keine Blum, keine Blum füfs,

Soll man auf Leichnahm und Gruft mir streun!

Keine Thrän, keine Thrän fliefs

Um mein fanftruhend Todtengebein!
 Sonft würden tausend Seufzer schwer —
 Ach, ihr Meinen!
 Begrabt mich, wo kein Liebender
 Kann weinen!

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 2b. Herders volkslieder I. 1778 s. 299; Werke hsg. von Suphan bd. 25 s. 289. — Boies niederschrift bietet beträchtliche varianten und ist älter als der druck in den volksliedern.

Am 10. dezember 1777 bestätigte Boie Herdern den empfang des druckmanuskriptes vom 1. teile der volkslieder; er hatte ja die drucklegung des ersten bandes übernommen; Boie schrieb: '... 57 Lieder hab ich also. Aber find das alle? Ich denke nicht; denn ich habe verschiedene bey Ihnen gefehen, von denen es mir leyd thun folte, wenn sie nicht in die Samlung kämen. Wie: füsfer Tod, kom! ...'

Blatt 23a und blatt 23b bringen von Friedrich Müller, dem Maler Müller:
 Der rafeude Geldor.
 Wer ift's, der wild ...

Gegenüber dem abdruck im Vossischen musenalmanach 1776 s. 156 bietet Boies niederschrift varianten.

Weiterhin auf blatt 23b bis blatt 24b Herders:
 Als mein Freund Sympathie und Tugend lang.
 Sympathie, und Freundschaftswonne fingen ...

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 1a. Suphan, Herders sämtliche werke bd. 29 1889 s. 94; Boies niederschrift bietet varianten.

Am 26. januar 1773 dankte Boie Merck für eine noch unveröffentlichte sammlung von gedichten, die u. a. drei vortreffliche gedichte über 'Sympathie und Freundschaft' enthielt¹.

Zwischen blatt 23 und 24 ist — ohne textverlust — ein blatt ausgeschnitten, das ich nicht mitzähle.

Auf blatt 25a Gottlieb Conrad Pfeffel's
 Galathee.

Was Chloe doch wohl brauchen mag, ...

Gegenüber dem druck im Vossischen musenalmanach 1776 s. 100 hat Boies niederschrift leichte varianten; auch ist bei Boie das gedicht in stropfen abgeteilt.

Auf blatt 25b von Gleim:

An Sally.

Ich hab ein kleines Hüttchen nur, ...

Sechs stropfen. — Gleichfalls sechs stropfen in der Iris bd. III 2. stück mai 1775, s. 151; dort die überschrift abweichend; sonst nur ganz geringfügige varianten. — Gleim, Das hüttchen, Halberstadt 1794 s. 6, auch Gleims sämtliche werke hsg. von Körte bd. VII Halberstadt 1813 s. 5 geben nur fünf stropfen. Das hüttchen, Halberstadt 1794 s. 52 bringt das gedicht nochmals mit varianten auf vier stropfen gekürzt.

1) Briefe an J. H. Merck von Goethe usw. hsg. von Karl Wagner, Darmstadt 1835 s. 47. — Wegen der datierung dieses briefes vgl. oben s. 197 anm. 1.

Weiterhin auf blatt 25 b:

Mariage par procrnation.

Wie ward der Bräutigam, und wie die Braut betrogen!

Der Buckel ward ihm ab, der Reiz ihr angelogen!

Verf.?

Es folgen von Johann Andreas Cramer (1723–1788), als der torso eines denkmals für den grafen Johann Hartwig Ernst Bernstorff (1712–1772), drei oden, die Cramer bald nach Bernstorffs tode begonnen hatte. Nämlich auf blatt 26 a bis 27 a:

I.

Kannst du ein Mann feyn, dich vergeffen, . . .

achtzehn strophen, jede zu sechs versen. — Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 29 a. Gegenüber dem späten abdruck: J. A. Cramer, Seine hinterlassenen gedichte hsg. von C. F. Cramer, Altona und Leipzig 1791 = C. F. Cramers Menschliches leben 4. stück s. 17, der neunzehn strophen hat, bietet die handschrift zahlreiche varianten.

Auf blatt 27 b bis 28 b:

II.

Wer entschattet mir der edlen Jugend . . .

siebzehn strophen, jede zu acht versen. — Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 31 a. Im Vossischen musenalmanach 1791 s. 3, mit zahlreichen varianten, nur sechzehn strophen. Dann siebzehn Strophen, mit varianten, in: J. A. Cramer, Seine hinterlassenen gedichte hsg. von C. F. Cramer 1791 s. 23.

Auf blatt 29 a bis 30 a:

III.

Wo eilt dein edler Jüngling hin, . . .

vierzehn strophen, jede zu zehn versen. — Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 34 a. Die handschrift bietet zahlreiche varianten gegenüber: J. A. Cramer, Seine hinterlassenen gedichte hsg. von C. F. Cramer 1791 s. 30.

Boie, Göttingen den 9. februar 1773, an Herder: '... Er [Klopstock] schreibt itzt Bernstorfs Leben¹. Der Alte Kramer macht Oden auf ihn. Zwey davon hab ich durch den jungen, der hier studiert, gelesen; sie sind lang wie Predigten; aber voll schöner Stellen . . .'

Also kann der eintrag der vorstehenden drei Cramerschen oden erst nach dem 9. februar 1773 angesetzt werden².

Auf blatt 30 b Bürgers:

Ständchen.

Trallyrum, larum, höre mich! . . .

Vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. 11. s. 244 f. Boies niederschrift ist verwandt mit dem druck im Göttinger musenalmanach 1776 s. 155, aber

1) Muncker, Klopstock 1888 s. 434, zitiert einen brief Boies an Merck vom 26. januar 1775, in dem gleichfalls gesagt wird, dass Klopstock Bernstorffs leben schreibe; vgl. Briefe an J. H. Merck von Goethe usw. hsg. von Karl Wagner 1835 s. 46. Das falsche datum bei Wagner — es muss richtig heissen: 26. januar 1773 — hat Muncker kritiklos übernommen; vgl. auch oben s. 197 anm. 1.

2) Voss berichtet am 24. februar 1773, dass er den anfang von Cramers langem gedicht auf Bernstorff kennen gelernt; vgl. Briefe von J. H. Voss I. 1829 s. 127. — Der Wandsbecker bothe 1772 nr. 40 und 41 vom 10. und 11. märz hatte von C. F. Cramer, dem sohne, eine aufforderung an den vater Cramer gebracht, Bernstorffs leben im gesange zu feiern.

wie einige varianten — die schon spätere textverbesserungen bringen — zeigen, zeitlich hinter dem druck des almanachs anzusetzen.

Auf blatt 31 a von Friedrich Leopold Stolberg:

Die Stimme der Liebe.

Meine Sophia! denn mit Engelftimmen . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 28b. — Gegenüber dem druck im Vossischen musenalmanach 1777 s. 130, bietet Boies niederschrift varianten.

Blatt 31 a bis 31 b bringt weiterhin Goethes 'Chriftel'. Ich lasse Boies niederschrift ganz folgen:

An C. R.

Hab oft einen dummen düffern Sinn,
Ein gar so schweres Blut;
Wenn ich bey meiner Chriftel bin.
Ist alles wieder gut.
Ich seh sie dort, ich seh sie hier,
Und weifs nicht auf der Welt,
Und wie und wo, und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Da[s] schwarze Schelmenaug dadrein,
Die schwarzen Braunen drauf,
Seh ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Was sie fogar einen süfsen Mund,
Liebrunde Wänglein hat!
Ach! und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug sich fatt.

Und, wenn ich sie denn falsen darf
Im luftgen deutchen Tanz,
Da geht's herum, da gehts so scharf,
Da fühl ich mich so ganz!
Und wenn ihr's tummlich wird und warm,
Da wieg' ich sie fogleich
An meiner Bruft, in meinem Arm;
Ist mir ein Königreich!

Und, wenn Sie liebend nach mir blickt,
Und alles rings vergifst,
Und dann an meine Bruft gedrückt,
Und weidlich eins geküfst,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis an die grofse Zeh;
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr, und immer mehr;
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bey ihr wär,
Davor wär mir nicht bang.
Ich denk, ich fafse sie einmal

Und büfse meine Luft,
Und, endigt sie nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brufft.

Vgl. *Goethes werke hsg. im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen 1. abt. bd. I (1887) s. 18 und s. 372. Unsere handschrift bietet zu den dort gemusterten texten varianten; interpunktion abweichend. Boies niederschrift ist auf eine mitteilung von Goethe selbst zurückzuführen. Boie besass dies gedicht, von Goethes hand geschrieben, schon vor dem 15. januar 1775: vgl. Literarische mitteilungen. Festschrift zum zehnjährigen bestehen der literaturarchiv-gesellschaft in Berlin. Berlin 1901 s. 14 und das dort gebrachte facsimile. Boies text des gedichtes bietet zur Goethischen handschrift nur sehr geringfügige varianten; wohl aber orthographische abweichungen und eine sorgfältigere interpunktierung. Überschrift abweichend.*

Auf blatt 32a und 32b Bürgers:

Robert.

Ich war ein rechter Springinsfeld . . .

Vgl. *Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 302.*

Auf blatt 33a Bürgers:

Spinnelied.

Hurre! hurre! hurre!

Vgl. *Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. auflage II. s. 242¹.*

Weiterhin auf blatt 33a ein unbekanntes Herdersches gedichtchen:

Ehre und Liebe.

Nicht, holdes Mädchen, sprich es nicht,
Dafs treulos ich dich fliehe,
Dafs, dich nur mehr zu lieben nicht,
Ich hin nach Ehre ziehe!
Ist Ehre nicht der Liebe Pflicht?
Und flöh' ich, flöheft du mich nicht,
Wenn ich die Ehre fliehe?

Fehlt Herders poetischen werken 1.—5. bd. hsg. von Karl Redlich = Herders sämtliche werke hsg. von Suphan 25.—29. bd.

Herders autorschaft ist brieflich bezeugt; nämlich:

Boie, Hannover den 8. april 1777, an Voss, in der nachschrift des briefes: ' . . . Hier noch ein Gedicht zum Einrücken, wenn Sie wollen . . . ' *Es folgt: 'Ehre und Liebe.'* Nur der erste und vorletzte vers abweichend:

Sprich, beftes Mädchen, sprich es nicht,

und:

Und flich' ich, flieheft du mich nicht,

Als unterschrift, oder chiffer, ist unter das gedicht, das für den Vossischen almanach bestimmt war, von Boie bei der brieflichen sendung ein: O. gesetzt. — Hinter der

1) Eine berichtigung finde hier platz. — Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 22 bringen ein gedichtchen von acht versen: 'Ihr Weifen mit der Wissenschaft . . .' als Bürgers eigentum. Bürger fügte die verse seinem briefe an Goecking vom 2. august 1788 ein (Euphorion, 3. ergheft. 1897 s. 128). Es handelt sich jedoch um ein älteres gedicht Herders; vgl. Herders sämtliche werke hsg. von Suphan bd. 29, 1889, s. 103: 'Die Mechanik des Herzens'. Bürgers briefliches zitāt bietet varianten.

chiffer: O. des Vossischen musenalmanachs auf 1776 und 1778 ist Herder versteckt; vgl. Redlich, Versuch eines chiffernerikons, Hamburg 1875, s. 27. Das gedicht wurde im Vossischen almanach auf 1778 nicht gedruckt.

Auf blatt 33b bis 35b Gerstenbergs

Kantate.

Ariadne auf Naxos (erwachend.)

Sey mir gegrüßt auf Naxos Höhn...

In wesentlich abweichender fassung bereits in Boies 1. sammelbuche unter nr. 1186 und in Boies 2. sammelbuche unter nr. 664. Diese beiden älteren niederschriften stimmen — abgesehen von geringfügigen varianten und verschiedenheiten der interpunktion und orthographie — überein. Sie sind verwandt mit dem abdruck in den Unterhaltungen VIII. 5. stück november 1769, Hamburg s. 384. Doch gehen Boies niederschriften schwerlich auf diesen druck zurück. (Die verschiedenen einzelangaben habe ich nicht zur hand.)

Boies niederschrift hier im 3. sammelbuche bringt eine spätere, wesentlich geänderte fassung, die aber noch nicht die endgültige textgestalt darstellt. — Zur niederschrift im 3. sammelbuche fügte Boie später erhebliche varianten hinzu, die dem druck der Wiener ausgabe (Sämtliche poetische schriften von Joh. Wilhelm von Gerstenberg II. Wien 1794 s. 1) entsprechen. Der text der Wiener ausgabe ist verwandt mit Gerstenbergs Vermischten schriften von ihm selbst gesammelt. II. Altona 1815 s. 73. Die Altonaer ausgabe erschien erst nach Boies tode.

Mit diesem eintrage schliesst Boies 3. sammelbuch.

Überblickt man Boies sammelbücher, so müsste man aus ihnen allein schon, ohne Boies leben und seine korrespondenz zu kennen, den schluss ziehen, dass dieser fleissige aufzeichner mit einer grossen reihe dichtender zeitgenossen in beziehung stand. Wir wissen, dass er enge, persönliche verbindungen zu so manchem dichter hatte. So hat Boie als ein interessierter liebhaber und als bewährter herausgeber von der damals erblühenden dichtung zahlreiche poetische gaben — grosses und bedeutendes, kleines und vergängliches — zusammengetragen. Meine textkritischen andeutungen, die auf Boies vergessene sammelbücher hinweisen, zeigen, dass hier ein reicher schatz zu heben ist. Denn Boies handschriftliche überlieferung, die bei der sorgfalt des sammlers ihren wert hat, weiss unsere kenntnis von manchem dichterwort jener zeit und von der form, die es gefunden, nicht unbeträchtlich zu mehren.

Luise Mejers sammelbuch.

Bezüglich der Klopstockschen und Herderschen gedichte hat diese handschrift nur einen geringen wert; Luise Mejers niederschrift ist abhängig von den Boieschen sammelbüchern. Das schliesst natürlich nicht aus, dass ihre sammlung auch eine ganze reihe von stücken bringt, die bei Boie fehlen. Über die Bürgerschen gedichte ihrer

niederschrift vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. in den anmerkungen. — Neben deutschen gedichten trug sich Luise Mejer mit vorliebe englische dichtungen in ihr buch ein und begegnete sich bei dieser neigung für englisches wieder mit Boie.

In ihrem sammelbuch auf blatt 1a bis 2b Herders:

Als mein Freund Sympathie und Tugend fang.

Sympathie, und Freundschaftswonne fingen . . .

Vgl. Boies 3. sammelbuch zum schluss blatt 23 b.

Anschliessend auf blatt 2b bis 3a in Herderscher übersetzung:

Shaccespear's twelfth night; come away, come away, death!

Süfser Tod, süfser Tod! Komm! . . .

Vgl. Boies 3. sammelbuch zum schluss blatt 22 b.

Diese eintragungen gehen durchaus auf das Boiesche 3. sammelbuch zurück. Damit ist der zeitpunkt, wann frühestens die sammlung der Luise Mejer begonnen sein kann, gegeben.

Ich verzeichne noch, zur weiteren datierung, die letzten eintragungen ihrer handschrift.

Auf blatt 102a:

Gedichte nach Walter von der Vogelweide
von Gleim.

Ueber fein langes Leben.

Erfter Th: S. 141.

Ich feh, in Gottes Welt, mich um, . . .

Vgl. [Gleim,] Gedichte nach Walter von der vogelweide. O. O. 1779 s. 25. — Es liegt lediglich die abschrift vor.

Auf blatt 102b bis 103b:

Halladat, oder das rothe Buch. Dritter Theil. Gleim.

Der gute Töpfer.

Im Schatten des berühmten Ahornbaums, . . .

Vgl. Gleims sämtliche werke hsg. von W. Körte VI. 1812 s. 148. Der Halberstädter druck von 1781 vom Halladat 3. teil blieb mir unzugänglich.

Auf blatt 104a bis 105a:

Halladat. Gleim

V.

Der Jäger.

Abazadall, ein grosfer Jäger, ging . . .

Vgl. Gleims sämtliche werke hsg. von W. Körte VI. 1812 s. 144.

Weiterhin auf blatt 105a und 105b. einem losen, unbezifferten blatte und auf blatt 106a:

Das Gräschen. Rosaliens Briefe 3ter Theil.

Gräschen, beperlt vom Thau, . . .

Vgl. Rosaliens briefe an ihre freundin Mariane von St**. Von der verfasserin des Fräuleins von Sternheim [= Sophie von la Roche]. 3. Thl. Altenburg 1781 s. 89. — Es liegt lediglich die abschrift vor.

Als letzter eintrag auf blatt 106a und 107b, wobei die blätter 106b und 107a versehentlich übersprungen und leer geblieben sind:

The Inconstant.

Fair and soft and gay and young, . . .

*Im ganzen drei Strophen, jede zu acht Versen.**Verf.?*

Bei dem plane meiner mittheilungen begnüge ich mich mit dem hinweise auf zwei Vossische gedichte:

Auf blatt 37 a und 37 b:

An Selma. Den 29ten Oct. 1773. Vofs.

Bey dem freundlichen Stern, der dich mit Ahndungen
Sanft beschimmert, wenn mitfühlend der dumpfe Quell
Und des bunten Gebüfches
Abendispel mir Selma tönt!
Bey den Träumen voll Glanz, welche du Staunende
Nicht zu deuten vermagst! Selma, verfehleuß den Wunsch
Der im Schaner des Tiefinns
Dir den bebenden Busen hob!
Ach! zu feliges Loos, dafs der verjüngte Lenz,
Seines Barden Gefang¹ dort in der Blüthen Nacht
Aus so heiligen Lippen
Einzuthmen, mich würdige!
Wie der Harfe Getön unter besectern
Harmonieen der Braut, schwebte des Liedes May
Schüchtern unter der Stimme
Seiner blühenden Leférin.
Doch im festlichen Schmuck, den dir die Herrlichkeit
Deines Geistes umtralt, tritt vor Jehovahs Thron:
Bald find Wahrheit die Träume,
Die dir nächtlich mein Engel schuf.
An dem funkelnden Beet, wo der unwölkete Mond
Und die Nachtigall dich tief in Gedanken senckt,
Stehet plözlich dein Bruder,
Und ein Fremdling an feiner Hand.
Selma, wenn dir alsdann schnelle Vergessenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn dir dein lautes Herz,
Deines Grufses Verftummen
Dir Weifsagte, dafs ich es sey!

Zu Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 120 bietet die niederschrift erhebliche varianten. — Zur letzten strophe vgl. auch Voss' Gedichte I. Hamburg 1785 s. 255 'An Selma' die schlusstrophe (Sämtliche werke 1835 s. 121).

Auf blatt 52 b und blatt 53 a:

Die Laube.

Vofs.

Mit des Jubels Donnerfchlägen, . . .

Zum Vossischen musenalmanach 1778 s. 134 bietet die handschrift varianten; ich führe die fünfte strophe an:

1) Kleiftens Frühling. [Anm. der Hdschr.]

Alle Kreaturen loben,
 Wachteln unten, Lerchen oben;
 Schafe blöcken durchs Gefild
 Und der Stier im Stumpfe brüllt!

— Voss' *Sämtliche werke*, Leipzig 1835. s. 160.

Notizbuch des N. N.

Diese handschrift bringt bei ihren sehr verschiedenartigen eintragungen unter anderem zahlreiche zitate aus klassischen autoren, präparationen, wie sie sich ein schulmann machen konnte, notizen aus älteren druckschriften und auszüge aus journalen, daneben vielfache eintragungen, die sich auf den gang der französischen revolution beziehen.

Damit sind für die entstehungszeit schon bestimmte jahre angedeutet. Denn es handelt sich nicht um die nachträgliche sammlung solcher notizen zur zeitgeschichte; vielmehr muss der besitzer des buches seine eintragungen während der ersten revolutionsjahre gemacht haben. Sein notizbuch bringt nämlich auf s. 336, in einer besonderen. dazu vorgesehenen rubrik — auf die auch die inhaltsübersicht am schlusse verweist — eine sorgsam geführte totenliste, die mit dem jahre 1794 anfängt und mit dem märz 1795 abbricht. Die letzten eintragungen in dieser liste lauten:

„d. 10 märz † A. G. Carlens 82 J.

„ 19 „ „ J. A. Ebert geb. 1723.

„ 21 „ „ D. Christoph Kaufmann zu Herrenhuth 42 J. alt.’

Mit diesen eintragungen ist das blatt nicht gefüllt; das ganze notizbuch ist auch längst nicht vollgeschrieben; aber mit diesem datum endet die chronologische liste der verstorbenen.

Durch diese totenliste ist ein fester termin auch für die übrigen notizen und gedichteintragungen der handschrift gegeben.

Vossiana.

Was das notizbuch an Klopstockschen gedichten enthält, habe ich oben bd. 48 s. 418 aufgeführt. Es sind vier gedichte, die in den jahren 1792 bis 94 entstanden oder gedruckt wurden, von denen sich drei auf die französische revolution beziehen. Einen besonderen, kritischen wert für Klopstocks text haben diese abschriften nicht.

Beachtenswerter scheinen mir die zahlreichen gedichte von Joh. Heinr. Voss zu sein, die in unserer handschrift zusammengetragen sind. Es handelt sich — abgesehen von einem sehr viel älteren gelegenheitsgedichte von 1773, das der familie Boie gewidmet ist —

um gedichte, die sämtlich 1792 bis 1795, und zwar zumeist in den beiden für Voss sehr ergiebigen jahren 1794 und 1795 entstanden sind. Darunter eines, das im notizbuch auf s. 154 ohne überschrift mitgeteilt ist (Mit uns ist Gott! Mit uns ist Gott! . . .) und in Voss' werke nicht aufgenommen wurde. Es ist ein älteres freiheitslied, das noch aus Voss' Göttinger zeit stammt, aber während der französischen revolution umgeformt und an eine neue adresse gerichtet wurde; nicht mehr an die Deutschen, sondern an die Franzosen! Trotzdem war die politische ansicht des dichters die gleiche geblieben. Das ziel des kampfes, die sache der freiheit selbst, hatte sich für Voss so wenig verändert, dass ihm die älteren verse noch nach zwei jahrzehnten als der ausdruck seiner unveränderten gesinnung galten. Diese spätere umformung dürfte ungedruckt geblieben sein.

Eine stattliche zahl der vielen gedichte aus Voss' späten, lyrischen erntejahren, die unsere handschrift gesammelt hat, wurde im zweiten bande von Voss' gedichtsammlung, der in Königsberg 1795 erschien, gedruckt. Dieser zweite band war dem ersten nach zehn jahren gefolgt! Zur füllung des bandes hatte es einer neuen schaffensperiode bedurft. — Sehr viel mehr der handschriftlich gesammelten gedichte dienten Voss zur aussteuer der jährlichen bändchen seines almanachs, bis zum ende ihrer langen reihe, bis zum jahre 1800. Die fülle der verse von 1794 und 1795 verteilte Voss, dessen produktive kraft noch keineswegs erschöpft war, auf die einzelnen jahrgänge des musenkalenders. — Als dieser almanach aufhörte, als Voss darauf, er zog aus Eutin fort, dem publikum seine sämtlichen gedichte in einer neuen ausgabe gesammelt vorlegte (Königsberg 1802) griff der dichter wieder auf den vorrat der jahre 1794 und 1795 zurück. Einige gedichte wurden wohl erst in der auswahl der letzten hand, in der Königsberger ausgabe von 1825, veröffentlicht, andere erhielten — nach Voss' tode — in den zu Leipzig 1835 erschienenen sämtlichen werken ihren platz.

Unsere handschriftliche überlieferung bleibt den späten drucken gegenüber wichtig. Zwar bietet das notizbuch des N. N. nicht die Vossische handschrift selbst; aber doch eine niederschrift, die fast unmittelbar nach dem entstehen der gedichte gemacht wurde. Und war es im grossen und ganzen auch nicht die art des älteren Voss, seine gedichte, denen er einmal eine feste form gegeben, beim späteren druck durchgreifend zu ändern, ihnen umgestaltend eine wesentlich andere fassung zu geben — dennoch zeigt die ältere niederschrift zu den späteren drucken varianten, die bemerkenswert bleiben.

Leider fehlen dem Boieschen nachlass die briefe von Voss und von Ernestinen. Dafür sind Boies eigene briefe an seinen schwager und die schwester in die Boieschen papiere zurückgeflossen. Diese korrespondenz, die sich über mehr als drei jahrzehnte erstreckt, weist für die jahre 1792 bis 1795, d. h. für die jahre, die gerade für unsere handschrift in betracht kommen, eine lücke auf, die nicht ganz zufällig zu sein scheint. Denn auch in Boies briefen an frau von Pestel († 1805), die gleichfalls im Boieschen nachlass ruhen, fehlen z. b. alle briefe aus dem jahre 1794. In brieflicher verbindung hat Boie während dieser jahre ganz bestimmt mit seinen vertrauten korrespondenten, mit dem schwager und mit frau von Pestel gestanden; aber seine briefe aus den politisch erregten zeiten, die auch ruhige naturen mit sich fortrissen, bis im weiteren verlauf der revolution die ernüchterung eintreten musste, dürften später absichtlich vernichtet sein. — Was der Vossische nachlass, der in München ruht, etwa an ergänzungen bietet, habe ich zum zwecke dieser kurzen mittheilungen nicht eingesehen.

Einen ersatz für die lücken in der korrespondenz mit Voss und frau von Pestel können Boies briefe an Friedrich Nicolai zwar nicht geben, denn dieser briefwechsel ist auf einen ganz anderen ton gestimmt. Ein paar stellen aus Boies briefen an Nicolai führe ich doch an:

Boie, Meldorf den 23. november 1794. an Nicolai: '... Voss hat mir 6 neue Lieder, eins naiver, lieblicher, stärker, ich mögte sagen erhabener als das andre, alle Kinder des Novembers, geschickt, die ich, wie gern, mit Ihnen lesen mögte; aber aus der Hand geben darf ich sie nicht, da sie dem nächsten Almanach bestimmt sind, und vorher nicht bekant werden dürfen. Indefs, wenn Sie mir versprechen es nicht aus Ihrer Hand zu geben, schreibe ich Ihnen den Quellgefang ab, der Sie vorzüglich freuen wird. Heute, obgleich ich Ihr vorher gegebenes Wort nicht brauchte, fehle ich es nicht; Vossens Verse und meine Reime müffen nicht zusammen gelesn werden ...'

Boie, Meldorf den 22. januar 1795, an Nicolai: 'Mein Versprechen Ihnen, mein werthester Herr und Freund, einige Vossische Lieder gelegentlich abzuschreiben und mitzutheilen, war kein Versprechen des Eigennutzes, oder ein Versuch, auf diese Weise das von Ihnen zu erhalten, was Sie nicht aus der Hand zu geben durch Ihr Wort gebunden sind. Ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, und hatte damals, als ich der Lieder erwähnte, nur nicht Zeit zum Abschreiben. Hier sind einige, von denen ich nur keine andre Abchrift zu erlauben bitte, weil ich noch nicht weis, welchen Gebrauch der Dichter davon zu machen denkt. Er fährt noch immer fort zu singen, und hatte vor drei Wochen, als ich die letzte Nachricht von ihm hatte und der junge Niebuhr mit Henslern in Eutin war, über 60 Lieder gedichtet. Man muß ihm notwendig lieb haben, wenn man weis, das allein die ihm auch geglickte Abficht, seine durch das Leiden uners Bruders bekümmerte Frau und diesen selbst zu erheitern, ihm die Leier wieder in die Hand gegeben hat ...'

Vossens 'Quellgefang' (Als Hirten stehen wir und laufchen ...) und viele andere lieder gerade aus dieser zeit sind in unserer handschrift zu finden. Und was Boie über Voss' bemühung gesagt, über sein bestreben, durch gesang die letzte lebenszeit des kranken bruders und schwagers Rudolf Boie zu erheitern, hat Voss

in schlichter weise selbst bestätigt¹. — Christian Rudolf Boie, der als konrektor auch in amtlicher verbindung mit Voss stand und den rest seines kurzen lebens in dem traulichen, schönen Eutiner familienkreise verbrachte, starb am 16. april 1795.

Es handelt sich bei den gedichten, über die Heinrich Christian Boie entzückt war — freilich hat er mehr und mehr in späteren jahren, als er in dem abgelegenen Meldorf von literarischen verbindungen fast abgeschnitten war, den dichter und schwager stark überschätzt — meist um gelegenheitsgedichte Vossischer hauspoesie. Vossens muse, etwas pedantisch und steif, ganz wie es Vossens phantasiaermer art entsprach, sass gern, des schmauses froh, bei tisch und feierte ländliche feste oder brachte polternd die starre, unduldsame politische gesinnung des dichters, dem wahre toleranz auch auf kirchlichem gebiete versagt war, zum ausdruck. Diese gedichte sind grossenteils kommandierte poesie. Hier erfüllten sie den guten zweck, den lebensabend des kranken, jüngeren schwagers zu verschönen.

Im notizbuch des N. N. sind folgende gedichte, bei denen Voss als verfasser genannt ist, eingetragen; nach der alten seitenzählung auf

seite 39: Agathon an den König Archelau^s.

Drey Lehren fass' ein Herrscher wohl ins Herz: . . .

Quellenangabe: Barnef. in vita Eurip. *Unterzeichnet:* Vfs. *Zum Vossischen musenalmanach 1794 s. 72 und dem abdruck in Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 290 bietet die handschrift varianten.*

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 72 ab: Der Geift Gottes.

Was laufehest du, o Volk der Allemannen, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Vgl. Vossischer musenalmanach 1796 s. 3. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 204.*

Seite 72 Der Agneswerder.

Das Weiblein thut so heftig, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 24 bietet die handschrift nur geringe varianten. Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 215 gehen, ausser varianten, zwei strophen mehr.*

Seite 74 Der Frauentanz.

Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 22 bietet die handschrift nur geringe varianten. In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 205 gekürzt und geändert.*

Seite 75 Frühlingsreigen.

Jünglinge u. Mädchen.

O wie dem Mai die Natur sich verjüngt! . . .

unter der überschrift das reisschema. Unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 138 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 205.*

1) Voss' Sämtliche gedichte, Königsberg 1802, V. s. 297 f.

Seite 76

Brauttanz.

Jünglinge u. Mädchen.

Nim dich in Acht, du Bräutchen, in Acht, . . .

unterzeichnet: Vofs. Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, V. s. 173 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 219.

Seite 78

Winterreigen.

Tänzer.

Sei, Winter, gegrüßt, du freundlicher Greis! . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1798 s. 110 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 213.

Seite 79

Brauttanz.

Tanzt, ihr Jünglinge, tanzt, ihr Schwestern! . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 7 bietet die handschrift nur geringe varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 212 um eine strophe erweitert.

Seite 80

Die Abendtille.

Schön vom Abend, schön . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 57 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 223 um eine strophe erweitert.

Seite 81

Die erneute Menschheit.

Stille herseh', Andacht, und der Seel' Erhebung, . . .

unterzeichnet: Vofs. Der handschrift, die zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 12 varianten bietet, fehlt das vorgedruckte versschema. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 134.

Seite 82

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geist klebt nicht am Staube; . . .

unterzeichnet: Vofs. Zu Voss' Gedichten H. Königsberg 1795 s. 244 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 202¹.

Seite 82

An Schulz.

Eile nicht zum Sternenchor, o Sänger: . . .

unterzeichnet: Vofs. Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795 s. 247 bietet die handschrift nur ganz geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 220.

Seite 83

Erneftinens Geburtstag.

1795

Jeder heut will Erneftinen, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 59 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 224.

Seite 83

Freude vor Gott.

Uns freuen wollen wir vor Gott: . . .

unterzeichnet: Vofs. Der Vossische musenalmanach 1800 s. 217 bringt, mit geringeren varianten, nur sechs strophen, die handschrift bietet sieben. Hinter der gedruckten 4. strophe in der handschrift:

Genießt, ihr Staubesföhn', erfreut

Der Dämmung jener Herlichkeit!

1) Den abdruck im Genius der zeit april 1795 s. 393, auf den W. Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 362 verweist, hatte ich nicht in der hand.

Dem mattern Sinn in diefer Trübe
Wie tralt fie doch, die Wunderliebe!
Wie wärmt, wie läutert fie das Herz,
Und fchwingt vom Staub es himmelwärts!

— Voss' *Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 218.*

Seite 84

Die Dichtkunft.

Nicht fhämest euch zu fingen, . . .

unterzeichnet: Vofs. Vgl. Die horen 1795, 7. stück s. 77; die handschrift bietet geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 224.

Seite 84

Weihe der Schönheit.

Die Schönheit ist des Guten Hülle; . . .

ohne Unterzeichnung. Vgl. Die horen 1795, 5. stück s. 135; die handschrift bietet nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 190.

Seite 85

Der gute Wirt.

Schenkt, ihr Lieben, fchenkt doch ein! . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 193 bietet die handschrift nur geringe varianten; aber bei jeder strophe die handschrift, dass der chor die letzten zwei verse der strophe wiederholt. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 196.

Seite 86

Die Kirche.

Du, Vater, fandtest deinen Sohn, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 203 bietet die handschrift varianten. Die beiden letzten verse der 6. strophe in der handschriftlichen und jedesfalls älteren überlieferung:

Denn lange dunftet', öd' und dampf,
In kalter Nacht ein öder Sumpf.

— Voss' *Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 199.*

Seite 87

Das Nachleben.

Jung ist alles heut und frühlich; . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 34 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 221.

Seite 88

Sängerlohn.

Einer.

Ein neues Lied, ihr wackern Brüder, . . .

unterzeichnet: Vofs. Vgl. Die horen 1795, 5. stück s. 138; dazu das verzeichnis der druckfehler. Die handschrift bietet varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig, 1835, s. 222.

Seite 89

Die Ruhe.

Wir mügen uns der Sorg' entfchütteln, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 42 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 222 und s. 354.

Seite 90

Die Merzfeier.

Festlich prangt mit grünem Eppich . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 93 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 225.

Seite 91

Das Oberamt.

Vernehmt, ihr Volksgebieter, . . .

unterzeichnet: Vofs. Die handschrift bringt neun strophen, der Vossische musenalmanach 1800 s. 102, neben geringeren varianten, nur acht. Hinter der gedruckten 5. strophe bietet die handschrift folgende 6.:

Geordneter Berather

Erwägung leuchtet dir:

Nicht Landesherr noch Vater,

Entscheideft du nach Kühr:

Was kluger Aeltften Mehrheit will,

Sei dir des Volks Gefez und Bill.

— *Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 228 und s. 355.*

Seite 91

Die Morgenheitre.

Du kühle Morgenftunde, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 1 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 224.

Seite 92

Abgefchiedenheit.

Endlich heimgekehrt, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 81 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 230.

S. 93

Sehnfucht.

Freundlich ift das Wetter . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 85 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 227.

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 149 ab:

Die Veredelung. Im Jul. 1793.

Der Geifteswildheit Nacht voll Grauen . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1794 s. 164 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 184.

Seite 150

Edel und Adelich.

Eldere nennft du die Söhne Gewapneter, die in der Vorzeit . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1794 s. 15 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 281.

Seite 151

Burkens Denkmal.

Nach Goldfmith. *Retaliation, a poem. 8 edit. Lond. 1776.*

Hier, Wanderer, nach Hader, Zank und Straufs, . . .

unterzeichnet: Vofs. Mit geringfügigen varianten im Vossischen musenalmanach 1794 s. 172; dort unterzeichnet: B. — Fehlt Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1825 und Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835.

Unsere handschrift nennt Voss fälschlich als verfasser dieses epigrammes auf Edmund Burke (1780–1797). Die unterzeichnung im musenalmanach weist vielmehr auf Boie hin; vgl. Redlich, Versuch eines chiffrenlexikons, Hamburg 1875. s. 23. Weinhold, Boie 1868, s. 343. Diese deutung der chiffer wurde von Boie selbst, bei erscheinen des almanachs, bestätigt. Boie schreibt am 22. dezember 1793 an frau von Pestel: ' . . . Mich freut, dafs meine kleinen poetischen Spielwerke Ihren Beifall haben. Ich denke sie mit mehreren zum Theil noch nicht vollendeten einmal für meine Freunde zu fammeln, und dann selbst die Grabfchrift auf Burke nicht auszulafen, die, wenn einmal das politifche Für und Gegen aufhört, vielleicht aller Stimme der Wahrheit feheinen wird. . . .'

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 152 ab: Elegie. 1773.

Liebe Mädchen, was quält ihr mit trostverlangender Klage . . .

unterzeichnet: V. Zum Göttinger musenalmanach 1774 s. 197 bietet die handschrift zahlreiche varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 118 in wesentlich abweichender fassung.

Über den almanachsdruck dieses gedichtes auf den tod seiner schwester Meta († 2. Juli 1773) Boie am 19. september 1773 (in der fortsetzung seines briefes vom 21. august 1773) an seine schwester Ernestine: ' . . . Die letzten Bogen des Almanachs schliefs ich dir bey, da die andern Briefe schon zugemacht find. Vofsens Denkmäl unfrer verewigten Meta wird euch allen gewifs Thränen kosten, wie mir. Die Namen find nur in wenigen Exemplaren ausgedrückt . . .' Ferner: Briefe von Joh. Heinr. Voss hsg. von Abraham Voss I. 1829 s. 220 f.

Seite 154 *ohne überschrift:*

Mit uns ist Gott! Mit uns ist Gott!
Und stärkt uns Herz und Hand!
Für Erbrecht herrscht und Machtgebot
Gesetz und Vaterland!

Ist einem noch die Knechtschaft werth,
Und zittert ihm die Hand,
Zu heben Kolbe, Lanz' und Schwert,
Wenn's gilt für's Vaterland!

Weg mit dem Feigen! Weg von hier!
Er bettl' um Schranzenbrot!
Und fauf' um Fürften sich zum Thier!
Und bub' und läßt're Gott!

Und putze feinem Herrn die Schuh'
Und führe feinem Herrn
Sein Weib und feine Tochter zu,
Und trage Band und Stern!

Mit uns ist Gott! Mit uns ist Gott!
Wir Francken barren fein!
Und rufen: Freiheit oder Tod!
Und schauen über'n Rhein!

Uns, uns gehöret Hermann an,
Und Tell, und Naffaus Held,
Und jeder freie deutsche Mann:
Wer hat den Sand gezählt!

Ob uns ein Meer entgegenwallt:
Hinein! Sie sind entmannt!
Die Knecht', und streiten nur im Sold,
Und nicht für's Vaterland!

Hinein! Das Meer ist uns ein Spott!
Und singt mit lautem Klang:
Ein feste Burg ist unfer Gott!
Der Freien Schlachtgefang!

Der Freiheit Engel schwebt daher
Auf Wolken Pulverdampf;
Schaut zornig auf der Feinde Heer,
Und schreckt sie aus dem Kampf.

Sie fliehn; der Fluch der Länder fährt,
Gleich Blitzen, ihnen nach,
Und ihre Rücken kerbt das Schwert
Mit feiger Wunden Schmach.

Auf rothen Wogen wälzt der Rhein
Die Sklavenäfer fort;
Und speit sie aus, und schluckt sie ein,
Und jauchzt am Ufer fort;

Und sieht an beiden Ufern hin
Vom Quelle bis zum Meer,
Vereinte Brudervölker blühen,
Und Freiheit rings umher!

V.

Fehlt in dieser form den Vossischen musenalmanachen und den ausgaben der gedichte. — Aus einer Entiner handschrift theilte W. Herbst, J. H. Voss II. I. 1874 s. 298 f. von diesem gedichte 'Für die Franken am Rhein' drei strophen mit, die leichte varianten bringen. Die Entiner handschrift gibt die strophen anscheinend in anderer folge.

Es handelt sich um die verkürzende umbiegung des 'Trinklieds für Freye' (Vossischer musenalmanach 1776 s. 107; Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 155). Dieses trinklied forderte die Deutschen zum kampf gegen ihre despotischen fürsten auf. Die umbiegung ist ein den Franzosen der revolutionszeit in den mund gelegter schlachtgesang gegen Deutschland, soweit es sich der revolutionären bewegung nicht anschliessen wollte.

Seite 155

Hymnus der Freiheit.

Mel. Marfeh der Marfeiller.

Sei uns gegrüßt, du holde Freiheit! . . .

unt rzeichnet: V.¹ Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zum Schleswigschen journal, 2. stück februar 1793 s. 252 bietet die handschrift nur geringe varianten. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, IV. S. 212, die das gedicht in umgearbeiteter fassung bringen, zahlreiche und erhebliche varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 183.

Den stark durchkorrigierten entwurf, von Voss eigener hand geschrieben, besitzt die Königl. bibliothek zu Berlin aus der Partheyschen autographensammlung.

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 184 ab:

Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 195 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 191.

1) Es folgt im notizbuch des N. N. auf seite 158:

Hymne des Marfeillois.

par Mr. Dreux. [*Dies wort gestrichen; daruntergeschrieben: Delisle. Späterer zusatz: Rougez ist Verfaffer.*]

Allons, enfans de la patrie, . . .

Seite 184

Der Kälberrath.

Hört, Freunde, hört den klugen Rath! . . .

unterzeichnet: Vofs. Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, VI. s. 185 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 267.

Seite 185

Abendlied.

Das Tagewerk ist abgethan. . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 122 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 191.

Seite 185

Der zufriedene Greis.

Ein Nachbar vor Gleims Hütchen.

Ich fize gern im Kühllen. . .

unterzeichnet Vofs. Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 258 bietet die handschrift nur ganz geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 189¹.

Seite 186

Mein Sorgenfrei.

Wenn ich nur bei Laune bin; . . .

unterzeichnet: Vofs. Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 249 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 209.

Seite 187

Die Kartoffelernte.

Kindlein, fammelt mit Gefang. . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 51 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 197.

Seite 188

Vor dem Braten.

Sehr willkommen, lieber Hafe, . . .

unterzeichnet: Vofs. — Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 75 bietet die handschrift varianten. Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 198 in gekürzter form.

Seite 188

Die Nähftube.

Fleißig immer feyn, . . .

unterzeichnet Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1798 s. 141 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 195.

Seite 189

Die Braut am Gefade.

Schwarz, wie Nacht, braufest du auf, Meer! . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 156 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 212 in erweiterter fassung.

Seite 189

Die Andersdenkenden.

Wohlan! wir bleiben einig, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 239 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 202².

Seite 189

Entschlossenheit.

Vorwärts, mein Geift, den schroffen Pfad! . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 106 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 193.

1) Den abdruck im Genius der zeit märz 1795 s. 341, auf den W. Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 361 verweist, hatte ich nicht in der hand.

2) Den Genius der zeit märz 1795 s. 339, auf den W. Herbst a. a. o. verweist, hatte ich nicht in der hand.

Seite 190

Die Wehklage.

Wehe mir! ich armer Sänger kann . . .

unterzeichnet: Vofs. Voss' Gedichte II. Königsberg 1795, s. 256 bringen sieben Strophen, von denen die gedruckte 4. der Handschrift, die Varianten bietet, fehlt. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 193.

Seite 190

Die Duldfamkeit.

Wir leben nicht; uns träumet . . .

unterzeichnet: Vofs. Der Vossische Musenalmanach 1797 s. 93 bringt nur fünf Strophen; die Handschrift sechs. Als vorletzte Strophe der Handschrift:

Ihr feht der Höh Erfcheinung,
Und nennt sie gläubig Gott,
Gebietet eure Meinung,
Und dräuet Straf und Tod.
Gott glauben auch die Andern;
Nur anders flehn sie an.
Lafst friedsam jeden wandern,
Und glauben, was er kann!

Auch Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 199 bringen nur fünf Strophen.

Seite 191

Die Arbeiter.

Frifchen Mut, ihr wackren Leute! . . .

unterzeichnet: Vofs. Der Vossische Musenalmanach 1800 s. 23 bringt nur fünf Strophen; die Handschrift, die geringe Varianten bietet, noch eine sechste Schlussstrophe:

Dann ans Werk, ward ausgeplaudert!
Chor. Fleifs auch schmeckt!
Wer uns läffig fäumt und zaudert,
Chor. Wird geneckt!
Luftig, Kinder! schaft zur Wette!
Müd' am Abend euch im Bette
Ausgestreckt!
Chor. Luftig etc. etc.

Auch Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 201 bringen nur fünf Strophen.

Seite 192

Dithyrambe.

Wenn des Kapweins Glut im Kryftall mir flammt; . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen Musenalmanach 1796 s. 94 bietet die Handschrift nur geringfügige Varianten. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 206.

Seite 192

Die Rofenfeier.

Traulich kamt zu dem Freund' ihr Freunde, . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen Musenalmanach 1796 s. 67 bietet die Handschrift nur geringfügige Varianten. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 208.

Seite 193

Der Rofenkranz.

An des Beetes Umbüfchung . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen Musenalmanach 1800 s. 33 bietet die Handschrift Varianten. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 210.

Seite 193

Der Frühlingsabend.

Nicht dein schmelzender Zauberhall . . .

unterzeichnet: Vofs. Zum Vossischen Musenalmanach 1800 s. 88 bietet die Handschrift nur geringfügige Varianten. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 211.

Seite 194

Neujahrslied.

d. 31 Dez. 1794

Mit Andacht grüßt das neue Jahr! . . .

unterzeichnet: Vofs. *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Vgl. Voss' Sämtliche gedichte, Königsberg 1802, I. s. 154. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 216.*

Seite 194

Neujahrslied.

d. 1 Jan. 1795

Hebt euer Haupt zum Himmel auf! . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 28 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 216.*

Seite 195

Gebet.

Vor dir, o Gott, zu beten, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 185 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 217.*

Seite 196

Friedensreigen für Amerika.

Mit Gefang und Tanz sei gefeiert, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 140 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 220.*

Seite 197

Am Geburtstage.

Schmückt Tafel und Gemach, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1798 s. 98 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 203.*

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 203 ab: Chorgefang an der Quelle. d. 11. Nov. 1794.

Als Hirten strehen wir und laufen, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 37 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 185.*

Seite 205

Beim Erntekranz. d. 13 Nov. 1794.

Die Scheun' ist vollgedrängt von Garben, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Die erweiterte überschrift, die widmung und anmerkung im Vossischen musenalmanach 1796 s. 126 sind späterer zusatz, der in der handschrift fehlt. Zum text bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 62 als einlage in die idylle 'Die Erleichterten'.*

Seite 208

Chorgefang beim Rheinwein.

Ihr habt doch Wein genug im Hause? . . .

unterzeichnet: Vofs. *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, IV. s. 246 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 187.*

Seite 209

Der Herbftgang.

Die Bäume stehn der Frucht entladen, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen freunden für 1796 (Königsberg und Leipzig) s. 179 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 194.*

Seite 211

Pfungftlied.

Schmückt das Felt mit grünen Maien; . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 264 bietet die handschrift erheblichere varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 194.*

Seite 213

Tischlied.

Der Länder Frucht, hier aufgetischt, ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 41 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 196 um eine strophe gekürzt.*

Seite 214

An meinen Stolberg.

Hier unterm Baume wehlt so kühl, ...

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 262 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 193¹.*

BERLIN.

ERNST CONSENTIUS.

MISZELLEN.

Adhramire und die germanische framea.

Schon Wackernagel hatte Zfd. 2, 558 darauf hingewiesen, dass in einigen handschriften der Lex Salica der rechtsausdruck *adhramire* durch *adframire* wiedergegeben ist, und dabei die möglichkeit erwogen, hier einen etymologischen zusammenhang mit der germanischen *framea* anzunehmen.

adhramire oder *adframire* entspricht einem germanischen *hranjan*, bei Wulfila überliefert für griech. σταυροῦν = kreuzigen, anheften. Wie *wrakjan* zu *wrakja* (f. jo) würde sich dann *hranjan* zu **hranja* = framea verhalten, und diese bezeichnung würde nach Wackernagel als waffe bedeuten: 'die haftende und heftende'.

Grimm billigte diese vermutung Wackernagels², aber Müllenhoff lehnte eine solche deutung ab als 'sprachlich und methodisch gleich unzulässig, weil auch

1) Es sei noch auf H. C. Boies abschrift der Vossischen 'Grabchrift unferes Haushahns' (Vossischer musenalmanach 1795 s. 113; Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 266) hingewiesen. Boie teilte dies gedicht mit geringen varianten brieflich am 8. dezember 1793 frau von Pestel mit und kam in einem weiteren brieft vom 22. dezember 1793 an frau von Pestel wieder auf diese grabchrift zu sprechen. Durch Boies brieft wird die datierung in Voss' Sämtlichen werken, die auch Sauer, Der Göttinger dichterbund I = Deutsche nationalliteratur bd. 49 s. 342 übernahm, berichtet.

Im Boieschen nachlass befindet sich ferner ein loses blättchen — nicht von Boies, auch nicht von Vossens hand — das mit varianten die allerdings hier und da fehlerhafte abschrift vom 'Hochzeitslied für Friz und Heinrich Vofs. 1781' (Vossischer musenalmanach 1783 s. 38; Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 258) bringt. Dies blättchen nennt in der überschrift die sonst fehlenden namen des hochzeitspaares, denen das gedicht gewidmet ist, und das genaue datum:

Glückwunfch
an
Herrn Radiack.
und
Mamfell Henriette Sturm,
von
Friederich Leopold Vofs,
und
Johann Heinrich Vofs,
Otterndorf den 11ten Aug: 1781.

Vgl. auch W. Herbst, J. H. Voss I. 1872 s. 313.

2) Zfd. 7, 470 f. und Gesch. d. dtsh. spr. 513 f.

nicht ein einziges beispiel des gleichen lautüberganges innerhalb des deutschen selbst beizubringen ist¹.

Müllenhoffs bedenken erscheint jedoch sofort hinfällig, wenn man annimmt, dass die germanische **hramja* erst im romanischen munde zur *framea* geworden und aus daher bei den lateinischen schriftstellern mit diesem anlaut überliefert ist.

Dass *f* in romanischen, aus dem deutschen entlehnten wörtern für germanisches *hr* geschrieben wurde, beweisen beispiele aus dem altfranzösischen, wie: afrk. *hrim* = reif = frz. *frimas* (pic. 'frimer' = reifen, dazu 'frimaire' = der reifmonat); afrk. 'hrnoeh' = saatkrahe = afrz. 'fruce'; afrk. 'hrokk = roek = 'froc'; afrk. 'hronkja = runzel, dazu 'froueh' = runzeln ziehen.

Dass diese lautsubstituierung aber auch schon im Vulgärlateinischen stattgefunden hat, ergibt sich aus gallolateinischen inschriften². Befördert wurde sie zweifellos durch den umstand, dass das anlautende *h* im lateinischen schon am ende der republik im volksmunde geschwunden war, während es sich im munde der gebildeten noch etwas länger hielt³.

Die vertretung des somit ungebräuchlich oder unbequem anmutenden reibelautes *h* durch *f* erklärt sich wohl daraus, dass dies eben der nächstverwandte homogene laut war: statt der tonlosen spirans *h* wurde die tonlose spirans *f* gesprochen⁴.

Dass tatsächlich *f* als ein dem *h* naheverwandter laut von dem lateiner empfunden wurde, beweist der häufige wechsel dieser spiranten im anlaut⁵ und die entsprechende lautsubstituierung im sabinischen latein, z. b. *hircus* > *ircus* *haedus* > *faedus*⁶.

Wenn also vulgärlateiner, etwa römische soldaten, die germanische waffenbezeichnung **hramja* hörten, so war es für sie geradezu das nächstliegende, das wort als **framja* = *framea* weiterzugeben.

Mithin erscheint Wackernagels ansetzung *framea* < **hramja* sowohl sprachlich wie methodisch als durchaus zulässig.

Es soll nun im folgenden versucht werden, diese etymologie auch noch durch sprachvergleichende und rechtsgeschichtliche untersuchungen weiter zu sichern.

Das gotische verb *hramjan* hat seine entsprechungen in griech. *ῥαμννυμι* = hänge, lit. *karū* = hänge⁷, ags. *hremman* = festmachen, hindern, an. *remma* = befestigen, mhd. *ramen* = suspendere⁸. Auf welche weise dies *hramjan* = festmachen, anheften bewirkt wurde, könnte aus den der **hramja* entsprechenden nominibus hergeleitet werden: griech. *ῥαμνός, ἄθος* f. lit. *pakorė* = galgen, lett. *pakars* = haken, nagel, an dem man etwas anhängt; ags. *heorr*, norr. *hjárre* = türangel, altd. *hramia* = gestell, stiffe, genus *pene aculeo simile*⁹; ags. *hramma* = klauē, tatze,

1) Dtsch. altertumsk. 628.

2) Pirson, La langue des inscriptions latines de la Gaule s. 83.

3) Gröber, Commentationes Woelfflinianaе 'verstummung des *h*, *m* und positionslange silbe im lateinischen' s. 172; Meyer-Lübke, Roman. lautlehre s. 316; Romania XI, 399.

4) Mackel, Die germanischen elemente im altfranzösischen und provenzalischen s. 135.

5) Sittl, Die lokalen verschiedenheiten der lateinischen sprache s. 6.

6) Schuchardt, Der vokalismus des vulgärlateins I, 89.

7) Boisacq, Diet. étymol. de la langue grecque s. 513.

8) Zupitza, Die german. gutturale s. 113.

9) Scherz, Gloss. 9.

10) Passio S. Dionis. bei Gallée, Vorstudien zu einem and. wörterbuch.

kralle. Derselbe stamm steckt wahrscheinlich auch in an. *hrammr* (adj.) beissend, scharf und in *hramma* = das scharfe, beizende, (z. b. des rauches), so dass die Vermutung naheliegt, sich unter dem Urbild der **hramja* als Waffe einen scharfen, dolchähnlichen stift oder einen Eisenstachel vorzustellen¹, befestigt auf einem hölzernen Schaft, wozu auch das Zeugnis des Tacitus c. VI stimmen würde: 'Hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi ferro, sed ita aeri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent', zumal hier die *framea* im Zusammenhang mit dem Mangel an Eisen und im Gegensatz zu den maioribus lanceis genannt ist. Auch die archäologischen Waffenfunde und die daran geknüpften Untersuchungen würden mit dem geschilderten aussehen der *framea* übereinstimmen².

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch die von Grimm³ angeführte Stelle aus den Melriehstadter Weistümern: 'item, wenn ein zehntpflichtiger mann einen sohn, zwölf jahre alt, hat, und derselbig hat einen stab, der unten und oben ein rinken und stachel hat, der vertritt seinen vater zum satze.' Grimm fügt hier hinzu: 'der unmündige wörd gleichsam hierdurch waffenfähig und selbstständig.' Dieser stock mit dem Eisenstachel als zeichen der waffenfähigkeit des sohnes und seines eintritts in das öffentliche rechtsleben erinnert auffallend an den bericht des Tacitus c. XIII: 'tum in ipso concilio vel principum aliquis vel pater vel propinqui scuto frameaque iuvenem ornant: haec apud illos toga hic primus iuventae honos; ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae.'

Schliesslich gestattet der sach- und wortzusammenhang des aus dem germanischen ins lateinische als lehnwort übernommenen rechtsausdrucks *adhramire* noch eine schlussfolgerung auf die **hramja* als rechtssymbol. *adhramire* erscheint zumeist in der festen verbindung 'sacramentum adhramire', z. b.: M. G. cap. I. p. 284; 440 *sacramenta adhramire vel jurare* 431: *sacramenta adhramita* (weitere belege bei Du Cange), ebenso im afrz. Roman du Renart (*aramir un sairement*).

Es ist anzunehmen, dass das Vorbild dieser lateinischen formel eine germanische rechtsformel war, und zwar wahrscheinlich: *eid hramjan*. Hierfür spricht auch der umstand, dass sich als glossierung⁴ findet: *sacramentum adhramire*: mit eid staben.

Der symbolische rechtsvorgang der eidstabung spielte sich wahrscheinlich in der weise ab, dass 'der eidempfänger dem schwörenden einen stab hinhielt, der von diesem mit der hand berührt wurde'⁵.

Auch dem ausdrück *sacramentum adhramire* = *eid hramjan* wird wohl ein solcher symbolischer vorgang zugrundeliegen, nur wurde wahrscheinlich anstelle des stabes die **hramja* (der speer) verwandt.

Das Zeugnis des Tacitus, dass die Germanen stets bewaffnet einhergingen⁶, ferner der umstand, dass die *framea* die gebräuchlichste und jedem erwachsenen Germanen eigene waffe war, auch die besondere rolle, die der speer beim ger-

1) **hramja* = Eisenstachel würde somit eine sachliche parallele zu got. *gards* = stachel = lat. *hasta* ergeben; vgl. Hirt, Die Indogermanen I, 339.

2) Richard Wegner, Angriffswaffen der Angelsachsen s. 6; Petersdorff, Griechen und Germanen. Progr. Strehlen; Schweizer-Sidler, Tacitus' Germania s. 15.

3) Dtsch. rechtsaltertümer 137, 8.

4) Graff, Diut. I. 342 b.

5) Hübner in Hoops' Reall. I. 523.

6) Tac. XIII.

manischen ding spielte¹, legt die Vermutung nahe, dass nicht der stab, sondern der speer das beim Schwören ursprüngliche rechtssymbol war².

Als Ausdruck für das Schwören eines besonders starken Eides zitiert Grimm noch eine Stelle aus dem *Simplicius simplicissimus* 2, 428: 'dass du selbst, wann du mich reden hören, einem Lauferboten seinen Speiß entzwei geschworen hättest . . .'

Der Waffeneid im allgemeinen ist auch sonst bezeugt bei Quaden, Franken, Sachsen und Angelsachsen³.

Grimm allerdings ist der Meinung, dass der Ausdruck '*adhramire*' kein besonderes Symbol voraussetze⁴, sondern einfach 'geloben' oder 'bestätigen', bezw. 'befestigen', 'bestimmen' bedeute⁵.

Diese Ansicht trägt jedoch nicht der Eigenart des altgermanischen Rechtslebens genügend Rechnung, für das die Veranschaulichung des Rechtsvorganges durch eine mimisch-dramatisch bewegte symbolische Handlung geradezu charakteristisch ist.

Grimm beruft sich nun darauf, dass der Ausdruck *adhramire* in enger Verbindung mit anderen Rechtssymbolen vorkomme, also unmöglich selbst ein solches Symbol in sich schliessen könne, z. B. in einer Urkunde Chlodowechs von 691 oder 692 '*quod et ita per fistuca risus est adhranmissis*' oder cap. 3, 813 § 15. 46 *wadium adhramire* und *wadio adhramire*.

Hier braucht man jedoch nur eine Erstarrung der alten Rechtsformel anzunehmen, wie sie sich ebenfalls vielfach in späterer Zeit bei dem Ausdruck 'mit Eid staben' findet, der auch in solchen Fällen gebraucht wird, in denen gar nicht mehr der stab als Rechtssymbol benutzt wurde, sondern wo der Schwörende andere Gegenstände, z. B. ein Reliquiar berührte⁷.

So wäre also der Ausdruck *adhramire* noch zu einer Zeit beibehalten worden, wo die **hranja* bereits durch ein jüngeres Rechtssymbol ersetzt worden war.

Weitere Belege dafür, dass die alte sinnliche Bedeutung der Formel in Vergessenheit geriet, liefern Wendungen wie '*se adhramire*' oder '*aliquem adhramitum habere*'⁸.

KÖNIGSBERG.

M. DABERKOW.

Briefe von Klopstock.

Que[d]linburg, den 16ten März 1751⁹.

Liebe Schwester,

Ich wäre mit der größten Freude auf Eisleben gekommen, wenn ich nicht, fürs erste notwendige Geschäfte, wegen des neuen Drucks meines Ge-

1) Tac. XI und Schröder Z. R. G. 20, 53 ff.

2) Vgl. Schröder, Dtsch. Rechtsgesch. s. 61 f. (Thévenin, Contributions à l'histoire du droit germanique', der in jedem bei einer Rechtshandlung vorkommenden Stabe die Abwandlung einer Waffe sieht); ferner Ehrenberg, Z. R. G. 16, 231; Kohler, Z. f. vergl. R. W. 5, 429 ff.; Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch s. 520. der den Schwurstab als 'Rudiment der Waffe' bezeichnet; im Gegensatz hierzu: von Amira, Der stab in der germ. Rechtssymbolik.

3) Dtsch. Rechtsalt. 899.

4) Ib. 896, Hoops I, 523.

5) Dtsch. Rechtsalt. 123.

6) Dtsch. Rechtsalt. s. 844.

7) Hoops reall. I. 523.

8) Schröder, Dtsch. Rechtsgesch. 305, 114.

9) Kurz vor Klopstocks Reise nach Dänemark.

nichts¹ in Halle gehabt hätte: fürs zweite, ich Euch doch nur auf einige Stunden, wegen meiner Reifegesellschaft, hätte sehn können, u[nd] mir dieß vielmehr, wie ein Abschied, als ein wirklicher Besuch, vorkam. So bald ich wieder in Deutschland komme, werde ich Euch gewiß sehn. Ihr könnt überzeugt seyn, daß ich zärtlich liebe, u[nd], so bald ich im Stande seyn werde, Euch meine Liebe durch Proben zeigen werde. Hannchen hat Euch die Briefe der Rowe geschickt. Dieß Buch müßtet Ihr, nach der *Bibel*, am meisten lesen, u[nd] ausüben.

Empfehet mich der Fr[au] Hofrät[h]inn, u[nd] dem Herr Hofrath, wenn Er zurück kömmt. Ich bin Euer treuer Bruder

F. G. Klopstock.

Ew. Hochwürden² Brief, u[nd] besonders auch seine Umständlichkeit ist mir so angenehm gewesen, daß mir es empfindlich ist, daß ich ihn nicht Punkt für Punkt beantworten kann. Aber ich habe heute einen so starken Posttag, daß mir eine solche Beantwortung unmögl[ich] wird.

Mein Buch u[nd] der Subscriptionsplan haben gar keine andre Verbindung mit einander, als daß ich es nach diesem Plane herausgebe. Ich hätte jedes andre Buch, das ich etwa hätte liegen gehabt, auch dazu wählen können. Es kömt kein einziges Wort von der Subscript[ion] in dem Falle [?] vor. — Ich habe freylich bey dieser Subscript[ion] viel zu thun, aber wenn sie erst wird eingerichtet seyn, daß heist, wenn erst durch ganz Deutschland genugsame u[nd] in den Zeitungen angezeigte Collect[eur] vorhanden seyn werden, dann werden die, welche nach mir, u[nd] auf meine Art [*die letzten drei worte über gestricheltem*: nach meinem Plane] wollen subscribieren lassen, viel weniger zu thun haben. Denn sie finden dann schon Collect[eurs] vor sich. — Nach dem, was Sie mir von Berlin sagen, so brauche ich allerdings auffer Ihnen dort keinen Collect[eur] mehr. Von Wien hab ich, jetzt wenigstens noch, [*das letzte wort und komma nachträglich eingefügt*] viel bessere Auffichten, als von Berlin. Überhaupt wird die Liste der Subscribenten, dadurch daß bey jeder Stadt die Zahl ihrer Subscribenten zutheilen kömmt, ziemlich curieux werden. Man wird Zahl der Subscribenten [*die beiden letzten worte nachträglich eingefügt*], und Größe der Städte mit einander vergleichen. — Nach dem Plane erhalte ich zwar die Bezahlung bey der Empfangnehmung der Exempl[are] in Altona; aber in Absicht auf Ew. Hochwürden will ich gern eine Ausname machen. Nur bitte ich Sie, Niemandem davon zu sagen, daß ich es thue. Sie brauchen mich also erst zu bezahlen, wenn Sie das Geld von den Subscrib[enten] bekommen haben. Sie sehn leicht, daß ich eben keine Subscrib[enten] zu haben wünsche, die bey Ablieferung der Exempl[are] nicht bezahlen. — Ich muß es darauf ankommen lassen, was man von dem Inhalte meines Buches glaube. Denn ich habe mir einmal fest vorgenommen, kein Wort, das auch nur von fern einer Empfehlung ähnlich seyn könnte, davon [*dieses wort später eingefügt*] zu sagen.

Es ist mir ein wirkliches Vergnügen, Sie zu bitten, ein Exempl[ar] der 4^o Ausgabe des Messias von mir zum Andenken anzunehmen, das heist: 3 Theile. Den

1) Ostern 1751 erschien der 1. bd. des 'Messias' in Halle bei Carl Hermann Hemmerde.

2) Das subscribentenverzeichnis zur 'Gelehrtenrepublik' nennt für Berlin den pastor Lüdke als 'Beförderer', der 14 subskribenten zusammenbrachte. Als 'Collecteur' war in Berlin noch der cantor J. S. Pochhammer tätig.

4ten bekommen Sie so bald er gedruckt ist [*die beiden letzten worte statt gestrichenem vollendet ist*]. Sagen Sie mir nur die Gelegenheit, durch welche ich die 3. Theile überfeicken soll. Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Ew. Hochwürden gehorfamfter D[iener]

Klopftock
Hamburg den 23 Jun. 73.

Hamb[urg] d[en] 23 May 98.

Mein alter Freund Hensler¹ ist zu mir gekommen, u[nd] ich habe daher nur eben Zeit Ihnen Folgendes zu schreiben. (Ich beziehe mich übrigens auf meine beyden letzten Briefe nach Leipz[ig] u[nd] nach Weym[ar].)

Sie können mir vielleicht ein Wort darüber sagen L[iebster] B[öttiger]² wie viel Exemplare der Oden mir unser Götchen³ zu geben gedenkt. Er hatte mich dahin gebracht, (ich bin nun einmal so nachgiebig) das ich die Summa des sogenannten Honorars vorfehlg. Aber jetzt ist die Reihe an ihm. Er muß die Zahl der Exempl[are] nennen, die er mir geben will. Sie urteilen, liebster Böttiger, ohne das ich es Ihnen sage, das ich gegen die von ihm genannte Zahl nichts zu erinnern haben werde. Solche Sachen gehören zu denen, bey welchen ich mich gern so kurz wie mögl[ich] anhalte. Ich bin überzeugt, das es Ihnen nicht schwer werden wird mit dieser fertig zu werden.

Der Ihrige
Klopftock.

Johanna Elisabeth von Winthem, Hamburg den 2. September 1783. an Herder⁴: 'Oft, sehr oft habe ichs vorgehabt Ihnen in meinen, u[nd] Klopftocks Nahmen für Ihren freundschaftlichen Brief zu danken, u[nd] Ihnen zu sagen, wie froh ich über Ihre Bekantschaft bin, u[nd] wie sehr es mich freut, das ich mich seh[m]eicheln darf, Sie unter die Zahl meiner Freunde rechnen zu können. Aber ich wils Ihnen sagen lieber Herr Herder was mich abgehalten hat, Ihnen dieses erst heute zu sagen.

Es ist mir unmöglich etwas gegen einen Mann auf dem Herzen zu haben, den ich so sehr schäze [und] liebe wie Sie, ohne mein Herz gegen ihn auf[szu]schütten. Ich habe gezweifelt, ob Sie es recht ne[hmen] würden, wen ich es mir heraus nehme, Ihnen über etwas Vorwürfe zu machen, worin ich mich eigentlich nicht mischen sollte. Unterdessen ist mir die Sache zu wichtig, als das ich schweigen könnte. Ich will es Ihnen sagen, u[nd] ruhig erwarten ob Sie meine Absicht verkennen.

Klopftock erhielt Ihren Brief in Gegenwart eines Fremden. Bey dieser Veranlassung sagte er viel Freundschaftliches von Ihnen, den Ihr Brief war ihm sehr lieb. Der Fremde ward verwundert, K[lopftock] von einem Manne so freundschaftlich reden zu hören, der wie er sagte ihm angegriffen hätte, wie er sonst nicht an-

1) P. G. Hensler, physikus in Altona.

2) C. A. Böttiger, direktor des gymnasiums in Weimar.

3) Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig erschienen 1798 ff. Klopftocks werke.

4) Antwort auf Herders brief vom 3. juli 1783 an Klopftock: vgl. Lappenberg, Briefe von und an Klopftock 1867 s. 310.

gegriffen wäre. K[lopstock] ward hierüber sehr verwundert. u[nd] ich wolte es nicht glauben, daher liefs ich mir Ihre Briefe das Studium der Theologie betreffend kommen. Ich kann Ihnen nicht sagen wie frappirt ich ward, als ich fand dafs der Fremde so sehr recht hatte. Es ist mir ein Problem, wie ein Mann, den ich von einer so schazbaren Seite habe kennen gelernt, u[nd] den K[lopstock] schon lange f[ch]ätzt, so beleidigend von einem Werke urtheilen konte, dessen Wehrt durch den tiefen Eindruck, welchen es nun schon seit 30 Jahren, bey so vielen hundert Menschen gemacht hat, bestimmt ist. Ich de[n]cke man kann gar nicht zweifeln, dafs Sie nicht im 19te Briefe, [den] Mefsias, u[nd] den allein gemeint haben.

Ich möchte gerne einige *traits* daraus anführen, aber ich kann nicht wählen, ich müfste den ganzen Brief abschreiben, denn alles ist treffend. Folgende Stelle ist mir mit ammeiften aufgefallen. p 325 — — — lassen Sie den Dichter Myriaden der Engel u[nd] abgefchiedenen Geiftern¹ u. f. w. — — Da ich nun nicht zweifeln kann, dafs nicht mit allen diesen der Mefsias gemeint ist, so ist mir der 20te Brief, u[nd] besonders der Schlus, wo Sie sagen: dafs Sie den Mefsias nicht meinen, ganz unbegreiflich. — Und so unbedeutend war er Ihnen, dafs Sie ihm Sich nicht erinnerten? es war schon Jahre her dafs Sie ihm gelesen hatten². Ich kann ja nichts dawieder haben, wenn Ihnen der Mefsias unbedeutend ist, aber wie konte es Ihnen den interessiren Klopstock kennen zu lernen? u[nd] so freundschaftlich gegen ihm zu sein?

Es wäre lächerlich wen ich mich über die Schönheit des Mefsias mit Ihnen einlassen wolte, oder, ob die Materie fähig wäre so behandelt zu werden, wie K[lopstock] sie behandelt hat. Eins mufs ich doch sagen: Es lebt vielleicht kein Dichter aufer ihm, der es wagen durfte ein solches Gedicht zu schreiben. Denn freylich mufts diese Materie, mit dem Gefühl, mit der Ehrfurcht gegen Gott, so wie es die Evangelisten lehren, behandelt werden. Die Erdichtungen (we[nn] ich mich so ausdrücken kann) mufts so im wahr[en] Sinne der Religion erdichtet sein.

Von den Wirkungen des Mefsias mufs ich Ihnen doch noch ein Wort sagen. Ich wolte Sie hätten einige Scenen mit angesehen, von welchen ich Zeugin gewesen bin; dafs Junge, u[nd] ältere Leute, Gelehrte, u[nd] Ungelehrte, von verschiedener Denckungsart, zu K[lopstock] gekommen sind, u[nd] ihm mit vieler Rührung für den Mefsias gedanckt haben, der sie von den Wege des Lasters zur Tugend geführt, u[nd] sie würdig von Gott u[nd] der Religion hätte denken gelehrt. Solche Scenen sind K[lopstock] Belohnung.

Übrigens hat auch er nichts dawieder, wenn man über seine Schriften urtheilt, u[nd] anders urtheilt wie er, aber beleidigend mufs man ihm nicht angreifen. — Sehen Sie lieber Herr Herder nun habe ich Ihnen mein Herz aufgeschüttet, hätte ich Sie weniger geliebt, u[nd] geschätzt, so würde mir dieses nicht schwer auf den Herzen gelegen haben, u[nd] ich hätte schweigen können.

Ich habe K[lopstock] Ihre Theologischen Briefe nicht lesen lassen, er ist oft nicht wohl gewesen, daher wolte ich ihm dieses ersparen. Diesen Brief soll er aber sehen, ehe ich ihm wegschicke, den ich bin gewöhnt ihm alle meine Briefe zu zeigen, wie unbedeutend sie auch sein mögen.

Könte ich Ihnen nun aber auch noch sagen [w]ie gerührt u[nd] dankbar ich für alles Freundschaftliche bin, was Sie mir in dem Briefe an K[lopstock] sagen.

1) Herders werke hsg. von Suphan bd. 10 1879 s. 221.

2) A. a. o. s 228.

Ich habe mich bemüht denen Regeln so viel wie möglich zu folgen [*lies: folgen*], welche Sie mir so freundlich gegeben haben, auch ist meine Gesundheit viel besser. Ich hoffe u[nd] wünsche das Sie mir eben so viel Gutes von dem Befinden Ihrer lieben schätzbaren Frau sagen mögen. Mein Herz fühlt, obwohl ich Sie nicht persönlich kenne, viel Freundschafftliches für Sie. Empfehlen Sie mich Ihr, u[nd] den kleinen Gottfried aufs beste.

J. E. von Winthem.

N. S. Meta u[nd] das liebe Hanchen grüßen unzählige mahl.

Antrag Klopstocks auf ein preussisches Privileg für den 'Messias'.

Ein bogen preussisches stempelpapier zu einem guten groschen. Auf der rückseite die adresse:

Au Roi.

zu Händen des wirklichen Geheimden Etats und Justizministers
Herrn von Münchhausen Excellenz.

Auf der vorderseite:

Allerdurchlauchtigster
Großmächtigster König
Allernädigster König und Herr!

Ich bin gefonnen, das von mir verfertigte Gedicht: der Messias, ganz wieder umzuarbeiten, und diese neue Auflage auf meine eigne Kosten drucken zu lassen. Die erste Ausgabe hatte ich dem Buchhändler Hemmerde in Halle überlassen, welcher sie auch bisher allein verkauft hat. Allein, da diese nach so vielen Jahren vorgenommene Umarbeitung gewissermaßen ein ganz anderes Werk ist, so will ich auch damit eine ganz andere Einrichtung treffen.

Um aber allem Nachdrucke vorzubauen, so geht meine allerunterthänigste Bitte an Ewer Königl. Majestät dahin:

mir in Höchstdero Landen ein ausschließendes Privilegium auf den Druck und Verlag des erwähnten Werkes: der Messias, allergnädigst zu bewilligen.

Der ich in tiefster Verehrung erferbe

Ewr Königl. Majestät
allerunterthänigster

Hamburg, den 1 May.

1778.

der dänische Legationsrath Klopstock.

Verlagsprivilegien gehörten zur kompetenz des lehnsdepartements. Dem chef des lehnsdepartements, dem freiherrn von Münchhausen, gieng Klopstocks antrag am 8. mai 1778 zu. Münchhausen verfügte, dass der magistrat in Halle den buchhändler Hemmerde über Klopstocks gesuch vernehmen und dessen erklärung einschicken solle. Demgemäss setzte der geheime tribunalsrat und lehnsarchivarius Sebastian Anton Scherer noch am gleichen tage eine verfügung an den magistrat zu Halle auf, die Münchhausen am 12. mai unterzeichnete und die am 14. in die expedition gieng, um nach Halle befördert zu werden.

Der befehl an den magistrat zu Halle lautet im konzept:

Friderich König etc.

Unsern etc. Was der Dänische *Legations* Rath *Klopstock* wegen einer neuen Auflage des von ihm verfertigten Gedichts, Der Messias, unterm 1ten dieses

1) Kgl. geh. staatsarchiv zu Berlin: Generaldirektorium Kurmark Tit. CCXXVI. sekt. d. lit. B. nr. 45.

bey Uns nachgefuchet hat, folches *communiciren* Wir Euch hieneben in Abfchrift, mit dem allergdftten Befehl hierüber den dortigen Buchhändler *Hemmerde* zu vernehmen und deffen Erklärung an Unfer Lehns *Departement* einzuberichten. Sind etc. Gegeben *Berlin* d St *May* 1778

ad Mandatum etc.

An den *Magistrat* zu Halle.

Dies reskript vom 8. mai 1778 gieng am 18. mai in Halle ein. Präsident, ratsmeister und ratmännern der stadt Halle gaben das königliche reskript und Klopstocks antrag abschriftlich an den buchhändler Carl Hermann Hemmerde (1708–1782) weiter, der mit einiger verspätung, denn Hemmerde war auf der Leipziger ostermesse gewesen, eine von seinem sachwalter C. W. Pohlmann aufgesetzte schriftliche erklärungs vom 15. juni 1778, die tags darauf dem rate in Halle vorgelegt wurde, einreichte. Hemmerdes erklärungs besagt:

P. P.

Dafs Ew. etc. etc. mir das an Ihnen wegen des Dänischen Herrn *Legations*-Raths *Klopstocks* ergangene allergnädigste Königl. *Rescript d. d. Berlin* den Sten *Maj. a. c.* zu meiner Erklärung abschriftlich *communiciren* zu lassen, haben geruhen wollen, erkenne mit dem verbundensten Danke. Da mir aber nurerwehnter Herr *Legations* Rath den *Messias* in Druck und Verlag übergeben, ihm auch für jeden Bogen zwölf Thaler bezahlet und dieweil ein *Contract* mit ihm errichtet, nach welchen er mir gedachtes Werck als mein Eigenthum übergeben, deshalb um ein besonder *privilegium* angefuchet und erhalten, dafs keiner gedachten *Messias* nachzudrucken befugt seyn solle, folglich dadurch ein Recht erhalten, dafs keiner daselbe verbesert und vermehrt mir zum Nachtheil und Schaden nachdrucken und *debitiren* dürffe, so kan aus angeführten Urfachen auf keine Weise mehrgemeldeten Herrn *Legations* Rath gestatten, dafs er die neue Auflage des *Messias* auf seine eigene Kosten drucken lassen und *debitiren* könne. Es gelaugnet zu folchem Ende an Ew. etc. etc. hierdurch mein gehorfamstes Bitten:

Diese meine Erklärung hochgeneigt *ad acta* zu legen und selbige abschriftlich nebst Dero Bericht an das Königl. Preufs. Hochlöbl. Lehns *Departement* in Berlin einzuschicken.

Ich zweifle daher nicht, dafs daselbe mich bey meiner Gerechtfame und erhaltenen *Privilegio* auf alle Weise schützen werde.

Verharre übrighens etc. etc.

Ewr. etc. etc.

etc. etc.

Halle

Carl Herrmann Hemmerde.

den 15t *Jun.* 1778.

C. W. Pohlmann.

Den verlagsvertrag, auf den sich Hemmerde berief, legte er nicht vor. Auf diesen vertrag kam es aber an. Deshalb gab der magistrat zu Halle dem buchhändler Hemmerde auf: 'den angezogenen über den Druck und Verlag des *Messias* mit dem *Legations* Rath Klopstock errichteten *Contract* sowohl, als auch das angezogene besondere darüber erhaltene *Privilegium* originaliter vorzuzeigen, um daraus von dem Grunde seines Anführens urtheilen zu können'. Auch da legte Hemmerde den vertrag nicht vor. Vielmehr gab sein sohn gleichen namens, der zugleich sein 'Handlungsdieners' war, für seinen 'Prinzipal' am 19. Juni eine mündliche erklärungs ab, die zu protokoll genommen wurde:

Actum Halle den 19^{ten} Jan. 1778.

Erfcheinet der Handlungs Diener *Carl Herrmann Hemmerde* Namens seines *Principals* des hiesigen Buchführer gleiches Namens *Carl Herrmann Hemmerde* und erkläret sich nach Inhalt der vorstehenden seinem *principal ad statum legendi* vorgelegten *resolution*, wie derselbe zwar mit dem Herrn *Legations-Rath Klopstock* über den Verlag des *Mesfias* einen *Contract* geschlossen, solchen aber anjetzt nicht auffinden können, weilen sein *Principal* Alters und Gemüths Schwachheit halber seine *Documenta* und Schriften nachzusehen nicht im Stande wäre, fremden Leuten aber solches schlechterdings nicht erlauben wolle; indessen habe er, *Compargent* doch so viel von seinem *principal* vernommen, dafs nach Inhalt dieses *Contracts* der Herr *Legations-Rath Klopstock* pro Bogen 12 Rthl. von dem Verleger *H. Hemmerde* erhalten und von jeder neuen Auflage des Werkes wiederum einen halben *Louis d'or* pro Bogen bekommen solle.

Wegen des in der übergebenen Vorstellung erwähnten *Privilegii* über den *Mesfias* aber müfste er *Compargent* gedencken, dafs sein *Principal* ein dergleichen besonderes *Privilegium* über das Werk nicht erhalten. sondern Herr *Hemmerde* hierunter nur blos sein *Privilegium* als Buchführer in Königl. Preufs. Landen verstanden habe.

Facta praelectione dimissus. u. s.

L. Dreyfig.

Stadt *Secretarius*.

Hemmerdes erklärungen, die schriftliche des vaters und die zu protokoll gegebene mündliche des sohnes, wurden beide vom rate zu Halle abschriftlich unterm 21. juni 1778 nach Berlin an den könig 'zur Erbrechung des dafigen Hochpreissl. Lehns Departements' weitergegeben und dabei von seiten des magistrats gutachtlich berichtet, dafs es darauf ankommen würde: 'ob der Legations Rath Klopstock bey der ersten Ausgabe seines Gedichts der *Mesfias* in dem über dessen Verlag mit dem Hemmerde geschlossenen Contract diesem bereits damahlen ein Verlags Recht auch auf die anderweiten Ausgaben dieses Werkes selbst in dem Fall, einer gänzlichen Umarbeitung desselben zugestanden und eingeräumt habe?' Diese frage konnte eben nur durch vorlegung des kontraktes beantwortet werden. Aber von dem buchhändler Hemmerde würde, wie der präsidient, die ratsmeister und ratmänner der stadt Halle schrieben, 'bey dessen angezeigten, auch hiesigen Orts sonst schon bekannten Gemüths Zustande die Vorlegung dieses Contracts schwerlich zu erhalten seyn'. Deshalb stellte der magistrat anheim: 'die Edition und Vorlegung dieses Contracts dem Legations-Rath Klopstock aufzugeben'.

Klopstocks wiederholte, eigenen, aber vergeblichen bemühungen, eine notariell beglaubigte abschrift des verlagsvertrages von Hemmerde zu erhalten, sind bekannt.

Beiläufig; die rathhäusliche expedition liquidirte an kosten, die das postamt in Halle vorschoss, 1 rthlr. und 21 gute groschen; den taler zu 24 groschen gerechnet. Nämlich: 5 groschen für mittheilung des Berliner reskriptes an Hemmerde. weitere 5 groschen für vernehmung des Hemmerdeschen handlungsdieners. dann 1 rthlr. für den eigenen bericht aus lehnsdepartement. dazu noch 4 groschen für den erforderlichen stempel und 5 groschen für die reinschrift sowie die abschriften des protokolls und der Hemmerdeschen vorstellung und endlich 2 groschen 'Ausreuter-Gebühren'!

Dieser bericht aus Halle gieng am 1. juli 1778 beim lehnsdepartement ein-

Münchhausen setzte am 3. juli brevi manu die entscheidung auf das aktenstück, die dem geheimen tribunalsrat Scherer die grundlage zu folgender resolution für Klopstock bot:

Seine Königl. Mayt. von Preussen etc. U. A. G. H. lassen dem *Legations Rath Klopstock*, auf seine Vorstellung vom 1ten *May c.*, worin derselbe um ein *Privilegium* über eine Neue Auflage des von ihm gefertigten Gedichts *Der Messias* Anfechtung gethan, nebst Zufertigung einer Abschrift des hierüber von dem *Magistrat* zu *Halle* erfatteten Berichts vom 21t *m. pc.* und dessen Beylagen, hiermit in Gnaden zur *Resolution* ertheilen. dafs ehe sein Gefuch statt finden kan, er sich mit seinem ersten Verleger, dem Buchhändler *Hemmerde* zu *Halle* setzen mus. Dann anser dem, dafs es ein in der Billigkeit gegründeter Gebrauch ist, dafs ein Schriftsteller die zweyte Auflage seines Wercks seinem ersten Verleger nicht entziehen kan, er habe sich dann vorhero wegen der noch unvergriffenen *Exemplarien* der Erften mit ihm gefezet, oder ihm selbige abgenommen; so behauptet auch der *Hemmerde* aus seinem mit ihm gefehlfsenen *Contract*, ein Recht zur zweyten Auflage zu haben. *Signatum Berlin* d. 3t *Jul.* 1778.

ad Mandatum etc.

Resolution

für den *Legations Rath Klopstock*.

Das konzept dieses bescheides wurde dem geheimen rat von Münchhausen am 6. juli zur unterschrift vorgelegt; am 9. juli kam es in die expedition. Scherer vermerkte noch auf dem konzepte: 'Die Cantzeley hat die von Sr Excell. für den Bericht ausgelegte 60 gr. wieder einzuziehen'. Das ist geschehen. Denn der kriegsrat und geheime sekretarius Sam. Bened. Spicker setzte unter die notiz sein: 'factum'. Mit 60 groschen waren die von dem postamte in Halle vorgeschossenen auslagen und die gebühren für die bestellung nach Berlin beglichen. Welche kosten und schreibgebühren durch Münchhausens entscheidung noch weiter entstanden. sagen die akten nicht.

Ein preussisches privileg wurde Klopstock für seinen 'Messias' nicht gegeben. Im jahre 1780 erschien der 'Messias' in Altona bei Johann David Adam Eckhardt 'mit Allergnädigster Kaiserlicher Freyheit'. In Altona, auf dänischem boden, oder in den freien reichsstädten war ein preussisches privileg sehr entbehrlich. Und selbst in Preussen ist die durch kaiserliches privileg geschützte ausgabe nicht verboten worden. Hemmerde wird zu solchem zwecke auch schwerlich schritte unternommen haben. Denn noch vor dem neuen drucke hatte Klopstock ihn wissen lassen, dass er den vertrag als erloschen betrachte, denn Hemmerde habe ihm bei seinen eigenen nachdrucken in Halle das ausbedungene honorar nicht gezahlt! Klopstock hat mit seinem ersten verleger in sehr scharfem und hohem tone einen unerfreulichen briefwechsel geführt, den Muncker bekannt machte¹. Des dichters antrag auf ein preussisches privileg und Hemmerdes gegenerklärungen sind eine fortsetzung dieses schriftwechsels.

BERLIN.

ERNST CONSENTIUS.

1) Archiv f. literaturgeschichte XII. 1884 s. 225–288.

Zu den 'Nachtwachen von Bonaventura'.

Bei seinen unzulänglichen¹ versuchen, die von Franz Schultz² tief aus der geistigen durchdringung der persönlichkeit seines autors geschöpften argumente für die identität des 'Nachtwachen-Bonaventura' mit Fr. G. Wetzel, aus dem felde zu schlagen, hat sich Erich Frank³ sonderbarerweise eine der auffälligsten parallelen, die für den von ihm behaupteten Brentano⁴ spräche, entgehen lassen; übrigens hat sie auch Berend⁵ nicht bemerkt. Lediglich um das zur behandlung stehende material zu vermehren, möchte ich die bislang übersehene parallele — kein literarisch überkommenes, sondern zweifellos ein ganz neu aufgegriffenes, daher besonders charakteristisches motiv — hier unterbreiten. Nicht die Bonaventuraforschung, sondern eine folkloristische studie⁶ führten mich darauf. Der bänkelsänger, genauer der politische bänkelsänger ist das seltsame motiv, das bei Bonaventura wie bei Arnim und Brentano gleicherweise eine rolle spielt — seltsam deshalb, weil politik und bänkelgesang von hans aus nichts miteinander zu tun haben.

Fortfahrend in der 'rekapitulation seiner tollheiten' erzählt Bonaventura in der 'Siebenten Nachtwache' [ed. Michel s. 61 z. 31 bis s. 62 z. 21] folgendes:

Ich wählte das erste beste fach, worin ich sie [grammatisch seil. die fürsten z. 18. dem sinne nach wohl die menschen insgemein] und ihr treiben besingen konnte, und wurde rhapsode wie der blinde Homer, der auch als bänkelsänger unberzichen musste.

Blut lieben sie über die maassen, und wenn sie es auch nicht selbst vergiessen, so mögen sie es doch für ihr leben überall in bildern, gedichten und im leben selbst gern fliesen sehen; in grossen schlachtstücken am liebsten. Ich sang ihnen daher mordgeschichten und hatte mein auskommen dabei, ja ich fieng an, mich zu den nützlichen mitgliedern im staate, als zu den fechtmeistern, gewehrfabrikanten, pulvermüllern, kriegsministern, ärzten usw., die alle offenbar dem tode in die hand arbeiten, zu zählen, und bekam eine gute meinung von mir, indem ich meine zuhörer und schüler abzuhärten und sie an blutige auftritte zu gewöhnen mich bemühte.

Endlich aber wurden mir doch die kleineren mordstücke zuwider und ich wagte mich an grössere — an seelenmorde durch kirche und staat, wofür ich gute stoffe aus der geschichte wählte; liess auch hin und wieder kleine episodische ergötzlichkeiten von leichteren morden, als z. b. der chre, durch den tückischen guten ruf, der liebe, durch kalte, herzlose buben, der treue, durch falsche freunde, der gerechtigkeit, durch gerichtshöfe, der gesunden vernunft, durch zensuredikte usw. mit einfließen.

Die von mir gesperrten worte geben eine durchaus richtige auffassung vom wesen des wirklichen bänkelgesangs wieder. Eng aber damit verquickt finden sich jene worte, die auf eine politische und anscheinend auch schlußmässige ('zuhörer und schüler') ausgestaltung des bänkelgesangs zielen.

Wenn sich bei Wetzel sonst ähnliches fände, so hätte das Franz Schultzens wachsamkeit gewiss herbeigebracht. Die mir hier zu gebote stehenden Wetzelianna [Strophen 1802; Sieben briefe des mannes im monde an mich, 1808; Schriftproben 1814 (s. u.); Aus dem kriegs- und siegesjahre 1813 (1815); Prolog zum grossen

1) Vgl. M. Morris, Deutsche Rundschau 154, 747; Fr. Schulze, Lit. Zentralblatt 65, 554 und ann. 5.

2) Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura 1909 und Herrigs Archiv 129, 12.

3) GRM. 4, 1912 s. 417 und die gleichzeitige ausgabe der 'Nachtwachen'.

4) Allerdings an sich auch für Arnim.

5) Euphorion 19, 796.

6) Zs. d. Vereins für Volkskunde 30. 31 s. 13.

magen 1815; Jeanne d'Arc 1817; Rhinoceros 1818] habe ich noch einmal durchsucht. Liest man bei Schultz s. 202 ff. Wetzels vagantenleben von 1799–1806 nach und sieht man, wie der unstete und mittellose student, um sich durchzuschlagen, zu allerhand niedriger federarbeit gezwungen war, so könnte man fast vermeinen, es läge in jener Bonaventura-bänkelsängerbeichte so etwas wie ein stücklein autobiographie vor. Gerade aus literarischen kreisen, die darauf angewiesen waren, sehr oft auch von studenten, haben sich die bänkelsänger in der tat ihre texte verschafft. Vom wesen des bänkelsangs her ist es durchaus möglich, dass auch der junge student und skribent Wetzels tatsächlich bänkelsängerlieder gedichtet hat. Nur mit dem satirisch-politischen einschlag würde er dabei kein glück gehabt und kein verständnis gefunden haben.

Übrigens findet sich in Wetzels 'Schriftproben' ('mythen, romanzen, lyrische gedichte') s. 81 die ballade 'Der spielmann', die ein immerhin verwandtes motiv anweist. In dem bunten gewebe seiner individualität hat er sie, wie er s. 25 'Baldurs tod' in strophe und stil der 'Braut von Corinth' 'gloss, unter dem einfluss von Goethes 'Sänger' gedichtet:

'Es steht ein spielmann vor der thür:
Ruft ihn herein zum feste!' usw.

Barbarossa zieht nach 700 jahren als spielmann im lande umher und weckt mit vaterländisch-politischen liedern den alten geist. Das ist aber die rolle, die Wetzels in den jahren der freiheitskriege mit seinen zahlreichen patriotischen liedern selber spielte, und einen besonderen schluss von hier auf das politische bänkelsängermotiv wird man nicht ziehen dürfen.

Aber nun vergleiche man statt dessen in auffälliger parallele das interesse, das Arnim und Brentano am bänkelsang, an seinem schulmässigen ausbau und seiner politischen verwendung nahmen. Eine ernsthafte ästhetische erziehung des bänkelsängers hatte zwar schon Gleim im auge gehabt, wie das aus seinen ausdrücklichen worten im nachwort zu den 3 romanzen ('Marianne' usw.) hervorgeht. Aber die beiden romantiker denken neben der künstlerischen an die politisch-patriotische erziehung. In dem langen brieфе über die mit Brentano im juni unternommene Rheinfahrt schreibt Arnim vor dem 28. juli 1802 an die gräfin Schlitz nach Regensburg:

'Ich möchte wohl gut dichten und gut singen können, um mein Leben auf dem Marktschiff zwischen Frankfurt und Mainz zu versingen. Hier in dem bunten Gemische alles Volks standen antheillos drei Bänkelsänger: der eine mit der grossen Gesichtsbildung des Dante, aber durch den Koth der Welt gezogen. Ein junger trunkener Schiffer sprach in göttlichem Enthusiasmus von Freiheit und Vaterland; jener lachte versthöhen erst ihm an und sprach: 'Unser Herrgott duldet doch allerlei Leute auf dieser Welt'. [Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, 1894 S. 35.]

Hier zeigt sich eine ähnliche romantische verklärung und überschätzung des an sich ganz armseligen und wirklich weit von dieser auffassung entfernten bänkelsängers, wie sie die rund 2 jahre später erschienenen 'Nachtwachen' zeigen, und zugleich schon eine deutliche wendung zu politischer auffassung. Jedesfalls entspringt dieser persönlichen berührung mit dem bänkelsang in Mainz, nicht etwa irgend einem literarisch überkommenen motiv, die idee zu folgendem plan, den Arnim wenige wochen später, am 9. juli 1802, von Zürich aus dem freunde entwickelt:

'Die Einsamkeit hat mir einen grossen Lebensplan angewiesen, den ich auf

dem Frankfurter Marktschiffe schon ahndete, mir aber jetzt erst recht deutlich geworden. Ich theile ihn Dir unter dem dreifachen Siegel der Verschwiegenheit mit, weil ich vor der Zeit nicht lächerlich werden will. . . . aber sie sei unser, diese That, ich fühle den Muth und Du wirst ihn auch haben! Dichtkunst und Musik sind die beiden allgemeinsten, genau aufeinander gepfropften Reiser des poetischen Baumes; er trägt hier in der Dichtkunst rothe Rosen. . . . Unsre Arbeit sei, diese Rosen zu erziehen. . . . Die Sprache der Worte, die Sprache der Noten stärker und wohlgefälliger zu machen, dies ist klar als erster Standpunkt unserer Bemühung anzusehen. Also eine Sprach- und Singschule! [So wie Tieck die gebildeten die volkspoesie, volksbücher lehrte, so, nur umgekehrt, müssten sie die höhere poesie dem volke zuführen] 'Gothe soll ihnen so lieb wie der Kaiser Octavianus werden, mit einem Worte: der erste Punkt unserer Wirksamkeit ist die Anlage einer Druckerei für das Volk in einem Lande, wo der Nachdruck erlanbt und das Papier wohlfeil ist, Kaiser und Könige müssen uns Privilegia geben. Die einfachsten Melodien von Schulz, Reichardt, Mozart u. a. werden durch eine neuerfundene Notenbezeichnung mit den Liedern unter das Volk gebracht, allmählig bekommt es Sinn und Stimme für höhere, wunderbare Melodien. Dies zu erreichen, wird von dem Gewinnst der Druckerei eine Schule für Bänkelsänger angelegt; man errichtet Sängerherbergen in den Städten und verbindet und lehrt ihnen die Schauspielkunst. . . . Wichtiger ist die Bearbeitung der deutschen Sprache für den Gesang in einer damit eng verbundenen Schule der Dichtkunst, die, wenn es möglich, in dem Schlosse Laufen beim Rheinfall eingerichtet wird. Hier wird die allgemeine deutsche Sprache erfunden, die jeder Deutsche versteht und bald von allen Völkern der Erde angenommen wird. Ich sehe schon manche fünf schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre, aus unserer Druckerei kommen! Dies giebt dem Deutschen einen Ton und eine enge Verbindung, jeder Streit zwischen ihren Fürsten muss sich selbst verzehren, weil der Deutsche gegen seine Brüder nicht zu Felde zieht, die Ausländer, ihrer Unterstützung gegen sie beraubt, müssen ihnen verbündet, Deutschland der Blitzableiter der Welt werden.' [Steig a. a. o. s. 37—39.]

Und Brentano antwortet, 'Marburg, August 1802':

' . . . Bei Deinem grossen Plan ist die Handzeichnung des Terrains, der Rheinfall [die Arnim beigelegt hatte] recht nöthig. . . . Erfrenlich ist es mir, dass ich Savigny einen ganz ähnlichen Plan schon entworfen. Überhaupt stellt ein gütiger Genius oft vertraute Sternbilder über uns beide.' [Steig s. 40.] Und vom 6. September: 'Wenn ich Deinen letzten lieben, grossen, herzlichen Brief (aus Zürich) lese, so rührt mich Dein Plan für eine grosse poetische Tätigkeit immer besonders, aber die Ironie darin schmerzt mich; und wenn ich denke, dass Du wieder den ganzen Plan vergessen haben kannst, so werde ich gar traurig, denn dann kannst Du mich einstens auch vergessen.' [Steig s. 42.]¹

Am 4. april 1803 kommt dann Arnim in einem Pariser briefe an Clemens noch einmal auf seinen 'grossen Plan', seine 'Lebenshoffnung und Luftbild' und auf die grosse förderung, die er sich durch den grafen Schlabrendorf erwartet, zurück: 'Endlich fasste ich Zutragen, ihm von der allgemeinen Volksbücherdruckerei für ganz Deutschland, von den ziehenden Sängern und Schauspielern zu sprechen. Er ergriff alles mit Freude. . . .' Und er endet, schwelgend in allegorisch verwendeten bildern aus der eddischen mythologie, mit dem begeisterten ansdruck der hoffnung auf den hohen vaterländischen gewinn aus seinem plan. [Steig s. 68 f.]

Jedoch den beiden romantikern selbst verlor sich offenbar der von ihnen mehr ins patriotische gewandte abenteuerliche plan unter den bunten schicksalen der nächsten jahre — aber jener Bonaventura hat, freilich mehr im sarkastisch-satirischen

1) Vgl. noch Clemens an Arnim, 8. sept. 1802: 'Ich habe Dich lieben lernen, da ich Dir wie ein Bänkelsänger meine eignen Geschichten absang; da hast Du wohl gemerkt, dass es meine Geschichte war, und mich lieb gewonnen.' [Steig s. 44.]

ton, wie das der stil der 'Nachtwachen' mit sich bringt, und mit offenbar noch direkterer wendung zur politik das ausgeführt, was Arnim und Brentano planten.

Tauchte das seltsame motiv bei Jean Paul auf, so wäre das den Bonaventuraforschern, namentlich Michel, sicherlich nicht entgangen. Aber es handelt sich, wie gesagt, überhaupt nicht um ein literarisch-überkommenes motiv; zum mindesten mit der salonmässigen und der rokokohaften auffassung des bänkelgesangs bei Gleim, Löwen, Schiebeler und den andern romanzendichtern des 18. jahrhunderts besteht kein zusammenhang. Es liegt in beiden fällen eine romantische neuentdeckung vor.

JENA.

HANS SAUMANN.

Zu Goethes 'Sprache' (1774).

Was reich und arm! Was stark und schwach!
 Ist reich vergrabner Urne Bauch?
 Ist stark das Schwert im Arsenal?
 Greif milde drein, und freundlich Glück
 Fliesst, Gottheit, von dir aus!
 Fass an zum Siege. Macht, das Schwert,
 Und über Nachbar: Ruhm! Weim. ausg. 2. 256.

Wie in einem arsenal hält die sprache starke waffen bereit, mit welchen sieg und ruhm kann gewonnen werden, sie birgt andererseits wie in einer vergrabenen urne reiche schätze, welche nur gehoben zu werden brauchen. Vor der lebhaften phantasie des stürmers und drängers stehen die starken streiter, die auf sieg und ruhm aus sind, personifiziert in der macht, die er geradezu anredet. Wir erwarten, dass er auch die vertreter des zarten und sinnigen (freundlichen) in der sprache als gottheit in mythisch-allegorischer gestalt erschaut habe. Es wird daher kaum zu bezweifeln sein, dass es die milde ist, die in der 4. zeile gemeint war, dass also: *Greif, Milde, drein* zu lesen ist. Die gegenüberstellung *reich und arm — stark und schwach* zieht sich durch das gedicht hindurch und ist substantivisch durch *Macht* und *Milde* ausgedrückt.

NEUSTETTIN.

CHRISTIAN ROGGE.

53. Versammlung deutscher philologen und schulmänner.

Jena, 27.—30. september 1921.

Sitzungen der germanistischen sektion.

Am nachmittag des 27. september nahm die germanistische abteilung ihre sitzungen auf. Eine starke gemeinde. Mehr denn 130 teilnehmer zeichneten sich während der tagung in die mitgliederliste ein.

Der vorbereitende ausschuss, gestellt durch V. Michels, Leitzmann und Unrein, wird zum vorstand erwählt; Borchardt-München und Fr. Neumann-Leipzig werden zu schriftführern bestimmt.

Michels erinnert an die Marburger tage des jahres 1913. Er zeigt auf die starken hemmnisse zukünftigen wirkens. Er gedenkt mit wärme der vielen, die seit der letzten zusammenkunft der tod in feld und heimat aus wissenschaftlicher

arbeit riss. Mehr denn hundert wehe erinnerung weckende namen dringen auf di-hörer ein.

Dann spricht E. Sievers-Leipzig: *Zur entstehungsweise altgermanischer epischer dichtungen.*

Gegen die bisherigen mittel, das werden der epen verständlich zu machen. stellt er ein neues, durch das experiment gestütztes verfahren: die rein klangliche analyse der texte (nach rhythmus, melodie, stimmart und verwandtem hat zeitlich vor sach- und stilkritik zu treten. — Als allgemeines ergebnis der bisherigen untersuchungen ergibt sich der satz: alle menschliche rede wird von klanglichen konstanten beherrscht; sie zeigt entweder einen einzigen klangtypus- oder wandelt sich in verschiedene klangtypen nach einem bestimmten schema ab: regellose willkür gibt es nicht. — Nur wer ein gewisses quantum motorischer anlage besitzt, kann die klangeigentümlichkeiten eines textes hinlänglich wahrnehmen. — Auf folgende klangeigenschaften hat die untersuchung zu achten: 1. die tonführung ist grad (die töne ihrem klangwert nach gleich, verändern sich nur in einer richtung) oder krumm (anschwellen und absinken der intensität, verbunden mit entsprechender veränderung der tonhöhe); 2. sie ist steigend oder fallend; 3. sie zeigt normal- oder umlegestimme. (Der unterschied dieser beiden stimmarten bedingt durch stellung und spannungsart des kehlkopfes. Jeder mensch vermag sie nebeneinander zu brauchen; wechsel jedoch systematisch geregelt.) Dazu 4. die verschiedenheiten der persönlichen stimmarten, deren zusammenhang mit der körpereinstellung J. Rutz entdeckte. Endlich 5. drei von Becking-Leipzig gefundene spannungskurven, die niemals im einzelnen individuum wechseln. Poesie und musik werden darüber hinaus durch 6. die gegensätze der taktarten bestimmt. — Wichtiger hilfssatz: man kann mit freier und gehemmter stimme sprechen: die erfahrung zeigt, dass die stimme frei ist, wenn man auf die klanggebung des autors sich eingestellt hat. — Die mittelalterlichen dichtungen zerfallen in zwei gruppen. Die einen zeigen einheitlichkeit in den klangverhältnissen (wie Otrifid. Heliand, höfisches epos); die anderen geben gemischten klangcharakter von einer zum teil sprunghaften unregelmässigkeit. So zwingt die überprüfung des Widsith zu der annahme, dass hier ein mosaik Ganzes durch ineinander- und zusammenschieben entstand (vgl. festschrift für F. Liebermann). — Die ae. Genesis zerfällt in drei für sich stehende teile; v. 1–234 und v. 852 ff. haben nichts miteinander zu tun. Der schlussteil (v. 852 ff.) bildet ein buchepos, das als erzeugnis gemeinschaftlicher klosterarbeit anzusprechen ist. Eine anzahl von verfassern und ein nachprüfender korrektor lassen sich herausheben. Zu Cädmon führt keine brücke. Das anfangsstück (v. 1–234) zeigt ein klangmosaik. Ins Westsächsische sind fetzen eingesprengt, die in ältestes Nordhumbrisch zurückgeschrieben werden müssen, um klangfrei zu werden. Diese fetzen, stücke mehr lyrisch getragenen charakters, stimmen zu Cädmon (Beckingkurve 3). — Auch der Beowulftext zeigt klangliches gemisch. Den grundstock bildet ein nordhumbrisches, in die zeit um 750 gehöriges fragment (i und e noch geschieden, nordhumb. rundung und dergleichen). Man begegnet dem 'grundtext in sprüngen zwischen v. 4 und 1122; stücke ähnlichen alters, wenn auch von anderer hand, am schluss des gedichtes. Der Ur-Beowulf im wesentlichen der Grendelkampf (vgl. Müllenhoff). Er war bereits eingestellt auf ein grösseres gedicht, da zu ihm die einleitung mit geschlechterangabe gehört. Zudem schliesst epische breite die art des Hildebrandliedes aus. Für den typus entscheidend, dass alle rückgreifenden und retardierenden episoden

(Sigmund, der drachenkämpfer; Finnsburgepisode) auch im Urbeowulf standen. Urbeowulf mitteltypus zwischen kleinem gedicht und grossem epos; er ist nicht nur verbreitert, sondern auch der ältere wortlaut ist umgestaltet. Die anschwellungshypothese erhält dadurch eine neue starke stütze. — Aus dem Nibelungenliede lässt sich gleichfalls ein ältester teil herausschälen. Diese erste hand setzt in str. 2 (mit den worten *Kriemhilt geheizen*) ein und begegnet bis in str. 2379 (*weinen man dâ sach*). Auch dieser dichter wollte den gesamtstoff darstellen. Da wo Lachmann sein viertes lied begann, zeigt sich neueinsatz. Ohne zweifel drangen einzellieder und teilgedichte in das Nibelungenlied; vgl. die worte des Marner und die Thidrek-saga, die niederdeutsche lieder voraussetzt. — Der Kudrunttext zeigt freie anschwellung. — Mit der vorstellung des geschlossenen buchepos wird man den tatsachen nicht gerecht.

Am vormittag des 28. september nimmt zunächst Saran-Erlangen das wort über das *Rolandlied*; die knappe redezeit veranlasst ihn, sich auf überprüfung der französischen dichtung zu beschränken.

Das französische Rolandlied wird seinem gedankengehalt nach nur verständlich vor dem an spannungen reichen hintergrund der zeit. — Das heldenideal des dichters wird deutlich an dem verständigen Olivier. Rittertum ist kein übermut; der held kämpft nur, wenn es sinn hat. Der dichter steht gegen überdehnung des ehrbegriffs, indem er den zeitgenossen, den alten, wesentlich germanischen heldentypus vorhält. — Er schildert einen straffen lehnsstaat. Dies bild entspricht nicht den verhältnissen seiner tage. Seit 987 galt der könig nur als baron unter baronen. Um 1100 freilich kommt der umschwung; das ideal Karls des grossen wird lebendig. Der dichter bekennt sich mit dem staatsideal, das er in die vergangenheit setzt, zu dem innerpolitischen programm, das mit dem anfang des 12. jahrhunderts vom königtum vertreten wird. — Karl gewinnt das ganze Abendland; auch der zug nach Spanien setzt nur diese eroberungspolitik fort. Roland ist die stütze dieser auf weltherrschaft gerichteten politik. Der dichter entwirft das aussenpolitische programm der französischen könige. Wie begründet er diese politik? Ganelon ist gegner der eroberungspolitik, die ihn von frau und sippe fernhält. Drum sagt er Roland die fehde an, der ihm als der träger dieser eroberungsgedanken gilt. Er nimmt daher diesen seinen streit mit Roland als streit zwischen vasallen. Karl fasst jedoch das verhalten Ganelons nicht privatrechtlich, sondern staatsrechtlich an. Zwei verschiedene staatsanschauungen treten sich gegenüber. Dass Karls eroberungspolitik nicht privatwillkür, das entscheidet für den dichter nur gott. Karls imperialismus ist gottgewollt. — Eine handfeste, nicht sehr tiefe kirchlichkeit, der christsein standessache ist, erfüllt die dichtung. Wir fassen das Frankreich alten stils, das der reformbewegung, dem Gregorianismus fernsteht. Deutlich wird dies an zwei polemisch gehaltenen gestalten, dem im feudalismus stehenden erzbischof Turpin und an Karl selbst, dem priesterlichen könig, der dauernd mit gott in unmittelbarer verbindung steht.

Siebs-Breslau sagt sodann an, dass sein buch über *die bühnenaussprache* demnächst neu aufgelegt wird. Er bittet um rechtzeitige mitteilung von wunschen.

Den folgenden vortrag hat Grimme-Münster: *Syntax auf grund von sprachmelodik*.

Die sprachmelodik erforscht die tonstufen. Alles was an grammatische kategorien gebunden, tritt auch sprachmelodisch zutage. Der redner hat zunächst die grundprinzipien an seiner provinziellen aussprache (nordwestdeutsch)

festgelegt. Zur graphischen darstellung benutzt er die zahlen 0—8 (modifikationen dieser stufen durch + und —, gleittöne sowie kombinierte töne durch exponenten). Individuelle unterschiede betreffen nicht tonstufen, sondern tonlagen (intervalle). — Drei kategorienarten sind zu scheiden: 1. die logischen kategorien; die tonstufen drücken das gegenseitige verhältnis der satzglieder aus; 2. die modalen kategorien; die anteilnahme, die der sprecher am gesagten nimmt, wird in den tonstufen bezeichnet; 3. gefühlskategorie. Tonlagen und tonintervalle geben die gefühlssphäre des sprechers wieder. Diese drei kategorien durchkreuzen sich öfters, dabei schlagen sie sich in gesetzmässiger weise nieder. — 1. logische kategorien. Innerhalb jedes satzes hat jedes glied eine tonstufe. Im nichtinvertierten satze hält das prädikat die niedrigste stufe (1). Es folgen subjekt (2), acc.-objekt (3), dativobjekt (4), adverb des masses (5), des orts und der zeit (6), des instruments (7), die satzspitze des invertierten satzes (8). Für den satzschluss gelten besondere regeln. Eine anzahl von wortkategorien empfindet die sprache als überstuft: so stehen komparativ (+) und superlativ (++) höher als der positiv, die ordinalzahl (als elativ gefühlt) höher als die kardinalzahl, das personalpron. der 1. (++) und 2. person (+) höher als das der 3., *dieser* höher als *jener*, der plur. höher als der sing. Für alle erweiterungen nominaler satzglieder (attribute, apposition) ergeben sich eigene regeln. — Nur kurz konnten 2. die modalen kategorien berührt werden. Sprachmelodisch treten 7 modi (einschliesslich des imperativs) auf, die sich mit jedem satzteil kombinieren können. Der indikativ ist kein eigentlicher modus; in ihm drückt sich keine persönliche anteilnahme aus, er steht auf stufe 1 (prädikat). Hilfszeitwort und infinitiv stehen gleich hoch und erweisen sich so als etwas untrennbares.

Minde-Pouet-Leipzig spricht über *Die zukunft der bibliographischen unternehmungen auf dem gebiete der germanischen philologie.*

Vor dem kriege besaßen wir zahlreiche bibliographien, die aber mehr zufällig entstanden waren. Es fehlte system und vollständigkeit. Als unentbehrlich erwiesen sich die bibliographien des Euphorion, von Behaghels literaturblatt, der jahresbericht für neuere deutsche literaturgeschichte und der für germanische philologie. Der krieg führte eine völlige änderung herbei. Die bibliographie des Euphorion ist gefährdet. Die jahresberichte für neuere literaturgeschichte sind seit 1915 nicht mehr erschienen, ihre fortführung würde $\frac{1}{2}$ million jährlich erfordern. Die jahresberichte für germanische philologie halten sich noch, die Gesellschaft für deutsche philologie glaubt weiter auskommen zu können und will ihre berichte bis zu Goethes tode oder bis 1850 erweitern, wobei sie ihr auswahlprinzip zugrundelegen würde. — Was soll nun geschehen? Eine vollständige bibliographie ist nicht mehr möglich, aber auch nicht nötig. Nur muss man sich auf das richteramts des bibliographen verlassen können. Jedesfalls müssen die jahresberichte für neuere literaturgeschichte in anderer form fortgeführt werden. Doppelarbeit ist unbedingt zu vermeiden, so dass diese jahresberichte nur als ergänzung zu denen der Gesellschaft für germanische philologie (d. h. also etwa von Goethes tode ab) erscheinen dürften. Der kommentierende teil muss wegfallen, dafür können die titel eine stichwortartige ergänzung erhalten. Kommt dies unternehmen zustande, so stellt Sauer die bibliographie des Euphorion ein. Zur vorbereitung der organisation schlägt der vortragende einen ausschuss vor. — Das wöchentliche verzeichnis der buchhändler, das jetzt von der deutschen bücherei bearbeitet in einer einseitig bedruckten ausgabe erscheint, ist für die wissenschaft nutzbringend

zu machen. Geplant ist ferner eine bibliographie aller privatdrucke und amtlichen drucksachen. Die sehr kostspielige zeitschriftenbibliographie ist eine arbeit für die akademien bei finanzieller staatlicher unterstützung. — Die anschliessende erörterung wird abgebrochen und auf den nachmittag vertagt, da volle klarheit erzielt werden muss.

Da die redezeit beendet, zieht Feist-Berlin seinen vortrag über '*Die religionsgeschichtliche bedeutung der runendenkmäler*' zurück. Leider konnte er auch an späterer stelle nicht mehr einrücken.

Am nachmittag desselben tages spricht zunächst Petersen-Berlin über *den bühnenplan des Frankfurter passionsspieles*.

Das der dirigierrolle des Bartholomäusstiftes zugrunde liegende alte Frankfurter passionsspiel ist keine eigene schöpfung des kanonikus Baldemar von Peterweil. Es wurde wohl zuerst ostern 1350 zur neuereinweihung des durch brand geschädigten domes aufgeführt. — Es erhebt sich die frage: wie weit ist es möglich, aus der dirigierrolle, diesem regiebuch des mittelalterlichen dramas, den tatsächlichen gang der aufführung anschaulich zu machen. Der II. teil des stückes ist durchaus in der kirche spielbar, aber der erste teil erfordert häuser, setzt also einen platz voraus. Mit umsicht und vorsicht sucht sodann der vortragende aus den regieangaben des I. teiles und der in ihnen erfassbaren bewegung der spieler den platz mit seiner umgebung und den für das spiel notwendigen einbauten sinnlich greifbar zu machen. Nur an einer zeichnung lässt sich der verlauf der untersuchung befriedigend wiederholen. Hier muss es genügen, das ergebnis der interpretation mit wenigen, ja dürftigen strichen anzudeuten. — Auf der einen längsseite des platzes erhebt sich das haus der Martha. Dann das haus, das den pharisäer Simon und den *pater familias* zu bergen hat. Vor ihm der tisch, an dem Jesus mit Simon speist und später das abendmahl austeilt. Die wohnung des Herodes schliesst sich an. Bei ihr hat Johannes der täufer seinen platz. In seiner nähe der einzige brunnen, den das spiel erfordert, in dem Jesus und am schluss des stückes die juden getauft werden, der gleichzeitig als grabkammer genutzt wird. Auf der anderen seite des brunneus finden wir Augustin und die propheten, bei denen das spiel anhebt. Die ansetzende querseite gehört Satan. Dort der galgen, der die höllenfürte darstellt, an dem Judas den tod sucht. Dort auch, ungefähr Augustin gegenüber, die an dieser stelle notwendigen juden. Die zweite längsseite füllen die häuser des Annas, Kaiphas und Pilatus. Vor ihnen stehen die krüppel, die Jesus heilt. Die dem Satan gegenüberliegende querseite gibt raum für den thronus, den chor, das irdische paradies, die engel. Vor den stufen, die zum thronus führen, erwählt Jesus die apostel. Etwas weiter in den platz hinein sind die kreuze gerückt. In der diagonale des platzes nahe bei den juden das *desertum*, nahe bei den aposteln ein fass, das den berg der versuchung abgibt; mitten zwischen diesen beiden stellen ein weiteres fass, das die zinnen des tempels bezeichnet. Bei dieser anordnung spielt sich das stück reibungslos ab. — Aus alten Frankfurter plänen lässt sich der aufführungsort festlegen. Auf dem Nikolausplatz muss das stück gespielt sein; die Nikolauskirche, eine filialkirche des Bartholomäusstiftes, diente offenbar als garderoberaum. Die aufführung des jahres 1492 erfordert eine andere anordnung.

Es folgte Wolfgang Stammer-Hannover: *Die totentänze des mittelalters*. Als ergebnis des durch lichtbilder unterstützten vortrages liess sich feststellen: Der volksglauben vom reigen der toten, welche den lebenden in ihren kreis zwingen

und dadurch zu tode bringen, wird von der französischen geistlichkeit seit dem XIV. jahrhundert im bilde festgehalten und als wirksam warnende bildliche predigt verwandt. Aus der asketischen stimmung des französischen geisteslebens im XIII. jahrhundert ist dieser gedanke zu erklären. Verse, welche die hinfalligkeit des einzelnen menschen beklagen und seinen gang zum tod schildern, gaben veranlassung, den bildern nach art der tituli lateinische verse beizufügen. Ursprünglich beklagten nur die lebenden ihr schicksal in solchen distichen; die wanderlegende von den drei lebenden und drei toten gab die veranlassung, nun auch den toten auffordernde oder warnende sprüche in den mund zu legen. So entstand, wohl auch in Frankreich, zuerst lateinisch, später auch in das deutsche übersetzt, ein totentanzgedicht, in welchem abwechselnd tote und lebende miteinander reden, welches indes den ursprünglich monologischen charakter der menschenverse nicht völlig abgestreift hat. — Daneben erwächst ein zweites gedicht, unabhängig von diesen versen, in welchem an der stelle der toten der tod die menschen zum eintritt in seinen reigen auffordert. Dieser dialog hat seine wurzel in der form der mittelalterlichen streitgedichte, unter denen seit der antike auch ein streit zwischen dem tod und dem leben vorkommt. Zugrunde liegt ein lateinisches gedicht, das in die westeuropäischen volkssprachen übersetzt wurde und in diesen fassungen mitunter auch ideen oder formen des älteren totentanzgedichtes aufgenommen und in sich verarbeitet hat. Das motiv vom tanz des todes war genährt worden durch verwandte motive aus der mystik, sodass vielleicht dieser zweite text aus Deutschland stammt. Auch der neue dialog vom tanz des todes erschien bald unter manchen bildern; aber man empfind nicht den widerspruch zwischen darstellung und wort. Diese neue anschauung ist massgebend geblieben bis zur gegenwart.

Dann Schultz-Köln: *Steinmar in Strassburger münster, ein fund zur geschichte des naturalismus im 13. jahrhundert.*

Das Strassburger münster zeigt an der westwand des nördlichen seitenschiffes unterhalb des gesimses des 4. spitzbogenfensters die kleine figur eines zechers. Die zum schutze des münsters in den letzten jahren vorgenommenen baulichen arbeiten ermöglichen, die beigegebene inschrift restlos zu lesen; sie gibt den namen: *Steinmar*. Die geschichte des münsters lehrt, dass diese skulptur vor 1275, wahrscheinlich sogar vor 1270 gearbeitet wurde. Bisher war nicht erkennbar, dass St. beziehungen zu Strassburg hatte. Zu diesem aufhellenden fund treten weitere gründe, so die tatsache, dass Walther von Klingen ein haus in Strassburg besass, dass nach den Strassburger urkunden im 14. jahrhundert dort mehrere Steinmars lebten. A. Schultes annahme, dass St. zur gruppe der bürgerlichen dichter gehöre, tritt wieder in den vordergrund. — Die figur entsprang realistischer auffassung, wie sie sich damals in gotischer kleinskulptur zeigt. Die inschrift erweist, dass St. für den steinmetzen ein bekannter zechkumpan war. Der dichter ist in der pose gegeben, die ihn auszeichnet. So gewinnen wir das erste porträt eines poeten. — St. war mithin schon vor 1275 eine volkstümliche, ins typische erhobene erscheinung. Die skulptur gibt nicht nur die von schweizerischer lebensfreude erfüllte persönlichkeits, sie setzt auch das herbstlied voraus. Daraus folgt aber, dass St. nicht erst nach überwindung der konventionellen gesellschaftslyrik die von ihm erlebten, naturwüchsigen dichtungen schuf. Beide richtungen hat er nebeneinander gepflegt. Der reale fund erweist die bisherige, nur auf innere gründe gestützte darstellung seiner entwicklung als konstruktion. Seine eigene kunst entspricht der geistigen haltung der zeit. Seit der mitte des 12. jahrhunderts kehrt man vom spirituellen

zur natur zurück. Dem schwelger am Strassburger münster entspricht der einsame zecher des *'weinschwoelges'*. Er setzt St. voraus. Darum ratsam, den *weinschwoelg* von Tirol weg mehr nach dem norden, in die nähe Rudolfs von Habsburg zu schieben.

Am vormittag des 29. september tritt man in die letzte sitzung. Folgende entschliessung, die sich mit dem fortbestand des *Deutschen wörterbuches* beschäftigt, wird einstimmig angenommen:

'Das von Jakob und Wilhelm Grimm ins leben gerufene wörterbuch befindet sich in schwerer not. Um die bisherigen mitarbeiter festzuhalten und neue zu gewinnen, reichen die vom verleger zurzeit gezahlten honorare nicht aus; eine erhöhung wird nötig sein. Aber die herstellungskosten sind ohnedies bei den steigenden löhnen in beständigem wachsen. Schon ist die erhöhung des ladenpreises aufs fünffache für die neuen lieferungen gestiegen. Eine weitere verteuerung würde dem grössten teil der bisherigen abnehmer den fortbezug unmöglich machen und damit verhindern, dass das werk in der deutschen gelehrtenwelt seine aufgabe erfüllt. Die unterstützung des wörterbuches ist reichssache. — Die germanistische sektion der 53. in Jena tagenden versammlung deutscher philologen und schulmänner richtet daher einstimmig an das reichsministerium des innern die dringende bitte, das nationale werk nicht im stich zu lassen und den zurzeit vom reich gezahlten zuschuss sehr erheblich zu erhöhen.'

Die gleiche allseitige zustimmung findet eine von Minde-Pouet verlesene entschliessung, die die erörterung über die *bibliographischen publikationen* abschliesst:

'Die germanistische abteilung der 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner hält die fortsetzung der jahresberichte für neuere deutsche literatur, die mit dem jahre 1915 ihr erscheinen eingestellt haben, für unbedingt erforderlich. Die not der wissenschaft verbietet doppelarbeit und fordert beschränkung auf das notwendigste. Es ist daher eine arbeitsgemeinschaft mit der Gesellschaft für deutsche philologie anzustreben. Hierbei wird ausdrücklich die erwartung ausgesprochen, dass die bibliographie der neueren deutschen literatur die ihr gebührende gleichberechtigung neben der älteren findet und bis zur gegenwart geführt wird. Mit der förderung des unternehmens und der ausarbeitung eines arbeitsplanes wird ein ausschuss beauftragt, der aus folgenden herren besteht: 1. den bisherigen leitern der bisherigen unternehmungen: Behaghel, Feist, Roethe, Sauer. 2. Den fachkollegen: Böhm, Elster, Leitzmann, Michels, Minde-Pouet, Petersen, Richter, Saran, Schultz, Sievers (Deutschland); Arnold, Brecht, Castle (Österreich); Ermatinger, Maync (Schweiz); Hajek (Siebenbürgen); Scholte (Holland); Faust, Nollen (Amerika). 3. Den bibliotheksdirektoren Collijn, Escher, Milkau, Schnorr von Carolsfeld.'

Endlich bekennt man sich zu den von Jantzen-Breslau eingebrachten sätzen:

'Die germanistische abteilung der 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Jena fordert, dass dem deutschkundlichen unterricht bei der kommenden neuordnung des schulwesens die ihm gebührende führende stellung eingeräumt werde. Die deutschkundliche fächergruppe soll kern und grundlage des gesamten unterrichts werden, um in dem heranwachsenden geschlecht eine möglichst gründliche kenntnis und ein liebevolles verständnis deutschen wesens und geistes zu erwecken. Voraussetzung dafür ist, dass der deutschkundlichen fächergruppe die unbedingt erforderliche zahl von stunden zugewiesen wird.'

Dann spricht R. Unger-Königsberg: *Zur datierung und inneren entstehungs-geschichte von Novalis hymnen an die nacht.*

Nach erörterungen über die methodische bedeutung von datierungsfragen gieng der vortr. auf die vorgeschichte des problems ein. Schon frühzeitig wurden die hymnen dem jahre 1798 zugewiesen, während Tieck sie dem jahre 1797 zuschrieb. Da die angaben sehr unbestimmt waren und sich nur auf vermutungen aufbauten, konnten sich drei verschiedene ansichten entwickeln. Die allgemeine ansicht geht dahin, dass sie 1797 nach dem tode Sophiens und vor Hardenbergs abreise entstanden seien. Daneben ist die these einer schichtenweise erfolgten entstehung verfochten worden, während eine dritte erst 1893 aufgestellte ansicht die hymnen in das jahr 1799 verweist. Alle drei meinungen bauen sich auf subjektivem empfinden auf, da objektive kriterien fehlen. In ein neues stadium kam die frage durch die auffindung der handschrift, die Minor unter heranziehung der varianten als urhandschrift erkannte. Der Athenäumdruck zeigt ihr gegenüber nur fortgeschrittenere künstlerische formung. Durch diesen fund war die zweite, eben erwähnte these widerlegt. Desto schroffer stehen sich aber nun die erste und dritte these gegenüber. Wer der meinung ist, dass die hymnen wegen Sophiens tode dem jahre 1797 angehören müssen, der unterschätzt die inkubationszeit des erlebnisses und übersieht, dass auch die dritte hymne stark stilisiert ist. — Auf dem wege der inneren entstehungsgeschichte suchte nun der vortragende seine ansicht an der hand folgender thesen zu begründen: 1. die hymnen sind die erfüllung der forderung nach biblisch-christlichen paramythien, die Novalis, im Hinblick auf Herders antiki-sierende paramythien, in einem aphorismus der handschrift E (nach Heilborns bezeichnung) seiner fragmenthefte ausgesprochen hat. Insbesondere sind die erste und zweite hymne umdichtungen Herderscher paramythien. Das gestaltungsprinzip ist bei beiden dichtern das gleiche. Allerdings zeigen sich bei Herder noch nachklänge der rationalistischen auffassung, während bei Novalis romantische christianisierung platz greift. Ebenso stehen Herders 'Tod' und die fünfte hymne in parallele. Hier erst findet sich die symbolisierung des todes durch Amor, den Eros psychopompos. Diese wendung ins erotische und die gegenüberstellung von antike und christentum im Lessingschen sinne findet sich schon bei Herder. Nur ist sie bei Novalis ins romantische weitergebildet. Aus diesen zusammenhängen ergibt sich, dass die hymnen erst nach dem fragment entstanden sein können. 2. Dieses fragment steht nun unter dem unmittelbaren eindruck der lektüre von Schleiermachers 'Reden über die religion', ist also im herbst 1799 verfasst. Folglich kann auch die konzeption und erste (handschriftliche) fassung der hymnen nicht vor die zweite hälfte des september 1799 fallen, wahrscheinlich aber auch nicht viel später. 3. Welche bedeutung hat nun die datierungsfrage? Das fragment bezeugt, in verbindung mit anderen indizien, welch wichtiges ferment in der durch Schleiermachers literarische (und Tiecks persönliche) anregung im geiste Hardenbergs hervorgerufenen frucht-baren gärung die wirkung Herderscher schriften gespielt hat. 4. Insbesondere haben Herders Paramythien, vor allen bisher ermittelten oder vermuteten literarischen einflüssen, das gestaltungsprinzip wie den ideen- und symbolgehalt der hymnen entscheidend bestimmt, während Schleiermachers reden ihnen grundstimmung und ursprünglichstes inhaltliches konzeptionsmotiv liehen. 5. Neben den paramythien haben noch mehrere andere arbeiten Herders, besonders aufsätze der ersten beiden sammlungen der Zerstreuten blätter und die Bückeburger geschichtsphilosophie auf die ausgestaltung der drei hauptsächlichsten gedankenthemen der hymnen gewirkt:

des todesmotivs, versinnbildlicht im symbol der nacht, des damit eng verbundenen Erosmotivs, gesteigert zum bilde von seelenbrautschaft und liebesvereinigung im grabe, und der geschichtsphilosophischen antithese: antike tages- und lichtwelt, überwunden durch das kreuz des todbesiegers Christus, des urbildes der grossen weltपालingenese. 6. Die hymnen an die nacht stellen, von dieser ihrer inneren entstehungsgeschichte aus betrachtet, ein geistesgeschichtlich höchst bemerkenswertes denkmal der dichterisch fruchtbaren verschmelzung des frühidealistisch-geniezeitlichen und des hochidealistisch-romantischen geistes und lebensgefühls dar.

Reuschel-Dresden stellte sich das thema: *über rhythmisch-melodische grundgestalten des lyrischen schaffens*:

Der vortragende wies auf die bedeutung der festen form für die lyrik hin. Der von vertretern neuester dichtung geforderte verzicht auf feste vers- und strophengebilde würde ästhetische verarmung zur folge haben, um so mehr, als dadurch erst die verbindung mit dem musikalischen rhythmus möglich ist. Ist dieser doch häufig schon bei der konzeption mit dem dichtenden wort verbunden. Viele dichter haben nicht bloss verschwommene musikalische stimmungen bei ihrem schaffens, oft stehen ganz bestimmte rhythmische gebilde vor ihrer seele. Alte, vertraute melodien, die seit kindertagen im ohre klingen, wirken mehr oder weniger unbewusst nach. Das gilt besonders von einwirkungen der volks- und kirchenlieder. — Der vortragende suchte dies an einer reihe von beispielen zu erweisen. Hebbels 'Proteus' stimmt im rhythmus vollkommen mit Justinus Kerners 'Wohlauf noch getrunken, den funkelnden wein' überein. Diese einwirkung geht unbewusst so weit, dass sich auch sprachliche anklänge wiederfinden. Ähnlich ist der anklang von Nietzsches 'Ecce homo' an die prinz-Eugenstrophe, die auch bei Freiligrath, Fontane, Mackay nachhallt. Storms 'Schliesse mir die augen beide' klingt an Wolff-Webers 'Einsam bin ich nicht alleine' an. — Bedeutsamer noch sind die rhythmisch-melodischen anregungen des protestantischen kirchenliedes, die sich bis in die neueste zeit, bis etwa zu den schöpfungen des arbeiterdichters Karl Bröger verfolgen lassen. Sein lied 'Die sonne geht zur ruhe' klingt an Claudius 'Der mond ist aufgegangen' an, das wieder eine nachbildung von Gerhards 'Nun ruhen alle wälder' ist und auch bei Adolf v. Harless, Otto Julius Bierbaum, Heinrich Hart, vielleicht auch bei Christian Morgenstern nachschwingt. Oft ist die grenze zwischen kontrafakt und unbewusster nachgestaltung schwer zu ziehen. — Die ausführungen mündeten dann in hinweise auf die rhythmische grundgestalt der Goethischen balladen 'Die braut von Korinth' und 'Der gott und die bajadere' aus. Für die letztere hatte schon Reuschels vortrag auf der Marburger philologenversammlung den starken zusammenhang mit dem liede 'Eins ist not, ach herr, dies eine' zu erweisen gesucht. Wenn seitdem von Münchhausen (Lit. echo 22, 129 ff.) und Ermatinger (Deutsche lyrik 1, 210) bedenken gegen die äussere form dieses gedichtes geäussert wurden, so glaubt der vortr. darü nur eine bestätigung seiner ansicht über die einwirkung eines melodisch-rhythmischen vorbildes im kirchengesang sehen zu können. In der 'Braut von Korinth' wirkt Zinzendorfs lied vom 'Seelenbräutigam' nach, nachdem wieder als kontrafakt ein lied von Adam Drese geschaffen wurde mit dem anfang: 'Seelenbräutigam, Jesu gotteslamm!', mit dem sich die Goethische dichtung an einer stelle auch wörtlich berührt. Andererseits gemahnen die fünffüssigen trochäen des gedichtes stellenweise an Schillers 'Götter Griechenlands', das auf Goethe bei seiner ersten begegnung mit dem jüngeren dichter starken eindruck gemacht hat. So kommt der vortragende zu der schluss-

folgerung über die entstehung der form der 'Braut von Korinth': form und inhalt werden in kaum bewusstem anklang an die Götter Griechenlands gefunden, vertraute töne des kirchenliedes steigen auf und damit der triumph des heidnischen über die neue christenlehre auch äusserlich erkennbar wird, schliesst jede strophe mit dem 'heidnischen vermass', dem fünffüssigen jambus. Herrnhutische erinnerungen lassen sich auch an anderen stellen der Goethischen lyrik nachweisen. So klingt die mollmelodie von Georg Neumarks stollen in dem liede 'Wer nur den lieben Gott lässt walten' in Mignons abschiedslied: 'So lasst mich scheinen, bis ich werde' nach.

Zum schluss nimmt Castle-Wien zu einem lichtbildervortrag das wort: *Bildnisse zur deutschen literaturgeschichte aus Lavaters physiognomischem kabinet in der k. k. familienfideikommissbibliothek in Wien:*

Einleitend führt er aus, wie die physiognomik Lavaters mit dem suchen nach bildlicher wiedergabe der heilandgestalt zusammenhängt. So begann er in den 70er jahren seine sammlung von bildern anzulegen, die das material für seine publikation abgaben. Interessant ist auch, wie sein augenmerk auf die physiognomik gelenkt wurde. Den ausgangspunkt bilden porträts, die er selbst zeichnete. Dabei beobachtete er das auftreten verwandter züge. Darauf begann er systematische studien. Zahlreiche tafeln mit händen, nasen, ohren zeigen, wie er der besonderen eigenart jeder individualität auf die spur zu kommen suchte. Die voraussetzung zu einer systematischen physiognomik war ja ein ungeheures empirisches material. Dazu war es notwendig, auch bildnisse zu sammeln, wobei ihn der maler Schmolli mit zeichnungen unterstützte. Aber Lavater war nie mit den malern, noch weniger mit den individuen zufrieden. Sie blieben hinter seiner idee der menschheit zurück. Allmählich häuften sich die bildermassen, die Lavater mit grossen kosten beschaffte. Als er starb, hinterliess er 30 000 gulden schulden, denen als aktiva nur sein physiognomisches kabinet gegenüberstand. Dieses wurde für 25 000 gulden von dem reichsgrafen Moritz von Fries erworben. Dessen sohn erlebte den fall des hauses. Er musste konkurs anmelden. So kam Lavaters sammlung in die konkursmasse und wurde in 26 stücke zerlegt. Als käufer fand sich dann kaiser Franz, der sie der fideikommissbibliothek zuwies, wo sie seit 1828 wieder vereinigt ist. Ihr umfang beträgt 20 000 blätter. — Der vortr. zeigt sodann eine grosse reihe, mit liebe ausgewählter, dem philologen und literaturfreund gleich wertvoller bilder, deren eindruck durch Lavaters erläuternden text wesentlich verstärkt wird.

Die angesetzte zeit war bereits überschritten, als V. Michels-Jena die so anregende, arbeitsreiche und ungewöhnlich stark besuchte tagung schliessen konnte. Siebs-Breslau fand ungeteilten beifall, als er im namen der teilnehmer dem rühri-gen vorstand dankte.

Es ist im rahmen dieses berichtes nicht möglich, aus der arbeit der anderen sektionen das herauszuziehen, was für den germanisten besondere bedeutung hatte. Nur eines vortrages sei gedacht, der ganz der germanischen philologie gehörte.

Am vormittag des 28. sept. sprach in einer allgemeinen sitzung A. Heusler-Basel über *die balladendichtung des spätmittelalters, namentlich im skandinavischen Norden*. Er kam zu folgendem ergebnis:

Die kunstform der ballade, des epischen reigenliedes, liegt im Norden altertümlicher vor als in England. Eine neuschöpfung des spätmittelalters, hebt sie sich von den früheren gattungen, auch dem spielmännischen heldengedicht, scharf ab, und man täte gut, den namen ballade nicht für beliebige ältere lieder zu verschwenden. Sie stellt sich zu den eigentlich mittelalterlichen dichtarten als die

grosse erbin; das von jenen erarbeitete münzt sie aus zu reigentexten, *libretti*. Daher wirkt ihre zeichnung vielfach wie eine travestie, ähnlich dem märchen. Das unbestimmte kostüm, der lockere aufbau, die formeln und das zersingen kennzeichnen diese unzünftige dichtung. — Die entstehungsfrage spitzt sich darauf zu: Bezog die nordische ballade aus Frankreich das fertige modell oder nur die einzelnen bausteine? Der vortragende tritt für das zweite ein. Schon vor der epischen ballade herrscht weithin die kunstlosere kleinlyrik zum reigen (*carole*); sie hat jene bausteine, u. a. die kehreime, in den Norden gebracht. Die metrische ähnlichkeit der folkevise mit der deutschen frühlyrik wird darauf beruhen, dass eine der dänischen vorstufen der ballade, entweder das erzählende gedicht oder die lyrischen tanzvierzeiler, von dem versbau der deutschen spieleute abhieng.

BORCHERDT. NEUMANN.

LITERATUR.

V. S. Mansikka, Über russische zauberformeln mit berücksichtigung der blut- und verrenkungssegen. Akademische abhandlung. Helsingfors 1909. XVIII, 311 s. u. rg.

Reidar Th. Christiansen, Die finnischen und nordischen varianten des zweiten Merseburger spruches. Eine vergleichende studie. F(olklore) F(ellows) Communications nr. 18. Hamina 1914 (auf dem umschlag 1915). VI, 218 s.

Mansikka gibt uns keine formelsammlung oder -zusammenstellung mit mehr oder minder kommentierendem text, sondern eine geschichtlich tief schürfende untersuchung russischer zauberformeln mit besonderer berücksichtigung einzelner geschlossener gruppen und wichtiger einzelmotive. Zunächst behandelt er die gemeinslavischen, vom Süden ausgehenden formeln und dann das vielfach unter westlich-germanischem einfluss stehende russische sondereigentum. Die epischen motive gemeinslavischer formeln führen nirgends auf heidnisch-mythologische vorstellungen, sondern ausnahmslos auf christliche anschauungen, die den zur byzantinischen kirche gehörenden slavischen völkern gemeinsam und oft über ganz Europa verbreitet sind. Nur die sogenannte parallelismusformel spiegelt in einigen fällen den ursprünglich sie begleitenden zauberakt wider, oft jedoch vermengt mit christlichen elementen. Damit im einklang steht die äussere geschichte der formel, die uns, wie wir es für das deutsche mittelalter, vor allem seit Schönbach wissen, immer wieder die niedere geistlichkeit als verfasser und verbreiter der zauberformel zeigt, wofür im nördlichen Russland vor allem die konservative sekte der altgläubigen zahlreiche beispiele bietet.

In der geistlichen literatur kanonischer oder apokrypher art liegen also die quellen, von denen eine geschichte der russischen zauberformel ihren ausgang nehmen muss. Dass es überhaupt eine geschichte der zauberformel gibt, scheint selbst denjenigen, die volkskundlicher forschung nicht fern zu stehen behaupten, immer noch hervorgehoben werden zu müssen. M. tut daher recht daran, dass er mit wiederholtem nachdruck darauf hinweist. Gestützt auf ein reiches material,

das dem der slavischen sprachen unkundigen unerreichbar war, zeigt er auf grund der geographischen verbreitung einer formel ihre allmähliche wandlung nicht des epischen spruches allein, sondern auch der parallelismusformeln und eigentlichen beschwörungen. Der üblichen anschauung vom stereotypen und starr unbeweglichen werden geschichtlich bezeugte entwicklungsreihen mit möglichkeiten zu immer neuen variationen entgegengehalten. Besonders wandlungsfähig erweisen sich die gegen verschiedene und unbestimmte krankheiten gerichteten formeln, die bei räumlicher verbreitung und zeitlicher überlieferung ihr anwendungsgebiet bald verengen, bald erweitern. Ändert sich aber der heilzweck einer formel, so wird ihr wortlaut eben diesem neuen zweck unter verschiebung der akzente mehr und mehr angepasst. Unverständene christliche symbole, die von vornherein mit geschichtlich erzählenden elementen gemengt sein können, verblassen oder werden buchstäblich aufgefasst bis zu sinnloser entstellung, so dass sich frühere forschër versuchen liessen, in diesen zerrütteten konglomeraten ursprüngliche mythologische anschauungen zu wittern. Würde dann die formel auch mündlich überliefert, so war den kühnsten kombinationen blühendster phantasie tür und tor geöffnet; von offenbaren irrthümern und unsicherheiten des gedächtnisses abgesehen spielen dabei volksetymologische umbildungen und verwechslungen infolge lautlicher verwandtschaft eine bedeutende rolle. Die wichtigste ursache für die wandlung einer zauberformel besteht aber in der anpassung an den veränderten heilzweck oder wie es von Roethe, Sitzungsber. d. Berl. akad. 1915 s. 279 formuliert wurde: 'Der epische vorgang ist im grunde nichts als eine erhöhte nachbildung des vorgangs, der die anwendung des zaubers veranlasst hat oder den zauberspruch erzeugen soll.' Und wenn Mansikka die sich selbst gestellte aufgabe 'die literarischen quellen eines gegebenen spruchmotivs oder -typus ausfindig zu machen und andererseits den zerfallsprozess zu zeigen' im grossen und ganzen vorbildlich löste, so hat er doch der unter dem prinzip der angleichung von formel und heilzweck schaffenden phantasie zu wenig raum gegeben in dem verständlichen übereifer, alle einzelheiten unmittelbar auf christliche ideenkreise zurückzuleiten.

Die sorgfältige analyse einer einzigen formel bietet die arbeit Christiansens, die dem weitverzweigten mit dem Merseburger spruch verwandten verrenkungssegens in all seinen verästelungen nachgeht. Der spruch hat sich von Deutschland über die nordischen länder und Finnland bis nach Estland verbreitet, woselbst er mit den ostwärts gedrunghenen formen desselben deutschen segens zusammentraf. Je nachdem es eines menschen oder eines pferdes verletzung zu heilen gilt, wechselt die vorbildlich gewählte epische einleitung. Beide fassungen wurden dem Norden überliefert und verbreiten sich dann über Schweden nach Finnland. Im verhältnis zur ostfinnischen formel, die durch freie zusätze oder entlehnungen aus andern liedern reich variiert, bewahrt die westfinnische form ein ursprünglicheres gepräge.

Diejenige formel, die der Norden im späten mittelalter von Deutschland empfing, wurzelt durchaus in christlichen anschauungen, die auch für deutsche varianten des spruches bezeugt sind: anknüpfend an den einzug in Jerusalem ist ein dem zu besprechenden leiden paralleler unfall Christi oder seiner begleiter ersonnen. Trotz dieser für die nordeuropäische formel zweifellos christlichen grundlage finden wir in drei schwedischen varianten des spruches Odin oder Freya (s. 53); der finnische Ukko in je einer variante aus Südkarelien und Mittelingermanland (s. 121 und 151) ist appellativisch als greis zu fassen und bei dem estnischen unvolkstümlichen *Taava* (s. 176) — < *Tar* < *Tor* = *Thor* — handelt es sich lediglich

um eine literarische reminiscenz¹. Um das eindringen der nordischen götter zu erklären, werden die sonstigen schwedischen formeln mit heidnischen götternamen herangezogen (s. 54 ff.), unter denen vor allem eine formel wider geschwüre aus der handschriftlichen sammlung Rääf: *All tin sveda och värk döfrar tu i tre namn: Oden, Thore, Fregge*² keinen zweifel lässt, dass es sich um heidnische substitution und zwar hier der christlichen dreieinigkeit handelt. Lässt sich aber die vertauschung heidnischer mit ursprünglich christlichen namen in zauberformeln wirklich erweisen, so haben wir uns mit dieser tatsache abzufinden, auch dann, wenn wir vorerst noch nicht in der lage sein sollten, diesen vorgang allseitig psychologisch zu ergründen, und dürfen daher auch bei dem zweiten Merseburger spruch die möglichkeit einer solchen vertauschung nicht von der hand weisen. Auch hier sind die namen das einzig heidnische: 'losgerissene namen, von deren eigentlichen trägern der spruch nichts zu erzählen hat'. Mit S. Bugge wird *Phol* und *Balder* als Paulus und herr interpretiert, *Wodan* und *Frija* mit K. Krohn als substitute für Christus und Maria; die personifizierten himmelslichter im geleit der jungfrau finden ihre ungezwungenste erklärang in der christlichen symbolik, deren bedeutung für die zauberformel von Mansikka eingehend erörtert wurde.

Die frage, ob sich der zweite Merseburger spruch auf heidnische oder christliche vorstellungen gründet, gipfelt in dem rein literarhistorischen problem, ob zauberformeln mit epischer einleitung ohne christlich-orientalischen einfluss, vor allem ohne das vorbild christlicher gebetsliteratur, möglich sind. Muss aber diese frage auch auf grund allgemeiner erwägungen (Hälsig, Der zauberspruch bei den Germanen s. 14 ff.) verneint werden, so wird der vorwurf Steinmeyers (Kl. ahd. sprachdenkm. s. 368), dass hier sämtliche schwierigkeiten durch ein einziges allheilmittel beseitigt werden sollen, völlig unverständlich. Vielmehr hatte ich guten grund (Zfda. 55, 148 ff.) auch den ersten Merseburger spruch auf seine christlichen bestandteile zu untersuchen. Allerdings erweckt v. d. Leyens entgegnung in den Bayerischen heften für volkskunde I 270 ff. von meiner beweisführung und ihrem resultat eine völlig falsche vorstellung. So wird mir die behauptung unterlegt, 'dass schon die gotischen christen im 6. jahrhundert den gelehrten und kirchlichen spruch ihren laienhaften vorstellungen anpassten, und dass er sich im laufe der zeit immer stärker verändert habe: er sei ein sehr interessantes dokument von der volkstümlichen umbildung der arianisch-christlichen bildung bei unsern vorfahren'. Dabei habe ich am schluss meines aufsatzes lediglich im hinblick auf Mansikkas buch; das es in gewisser richtung zu modifizieren galt, gesagt, dass zaubersprüche mit epischer einleitung legendenmotive enthalten könnten, die in die zeit des arianischen christentums hineinreichen, ohne den Merseburger spruch irgendwie als beispiel heranzuziehen. Wenn ich auch der möglichkeit einer vorgeschichte unseres spruches dauernd rechnung tragen musste, so liegt es mir doch fern zu behaupten, dass die formel als ganzes, wie sie uns vorliegt, tatsächlich auf eine längere entwicklung zurücksieht; wiederholt habe ich betont, dass wir 'nicht wissen, wie nahe unsere fassung der ursprünglichen form des spruches steht'. Da

1) Nach briefl. mitt. von K. Krohn, dem ich auch den wortlaut der folgenden schwedischen formel verdanke.

2) Vgl. Bang nr. 40: *Tag det sorte paa det blaa,
tag det blaa paa hvide,
tag det hvide paa en jordfast Sten.
I Navnet Thor, Odin og Frigga.*

nun, soweit ich mich nachträglich überzeugen konnte, kein anderer leser meinen zeilen etwas ähnliches entnommen hat, muss ich die verantwortung für dies gröbliche missverständnis mit entschiedenheit zurückweisen.

Mir war daran gelegen, diejenigen anschauungen klarzulegen, aus denen ein geistlicher vielleicht der Karolinger- oder gar erst der Ottonenzeit — der stabreim einer volkstümlichen dichtung spricht nicht gegen das 10. jahrhundert — einen Marcellusspruch zur löseformel eines gefangenen umschuf. Warum der geistliche verfasser den Marcellusspruch zum ausgangspunkt nahm, um dann die *tres virgines* mit biblisch-legendärem leben zu erfüllen, immer im hinblick auf den zweck der formel, dem auch die zeile *suna heri lezidun* ihre entstehung zu danken hat, habe ich mich im einzelnen zu zeigen bemüht. Der uns immer wieder entgegnetretenden angleichung mehr oder minder fertig übernommener legenden an den gewünschten heilvorgang will ich nicht nochmals das wort reden. Und wenn v. d. L. auch nichts von der grossen, psychologisch leicht verständlichen mannigfaltigkeit im gebrauch einer formel und der dadurch bedingten anziehungskraft für andere formelkreise weiss, so ist diese unkenntnis ganz besonders bedauerlich, wenn man sich das recht anmass, über diese dinge mitzuurteilen. Ich will nur an den Jordansengen erinnern, der nicht nur blut, sondern auch feuer und feinde zum stehen bringen soll¹ und verweise hier vor allem auf Mansikka, der dieselbe formel gegen krampf und harnzwang (s. 71), gegen zahnschmerz, beschreien, gebärmutterleiden, vieh- und pferdekrankheiten (s. 87) oder gegen blutung, zahnweh, gliederreissen und allgemeines unwohlsein (s. 260) angewandt und dementsprechend variiert findet², aber auch auf Ebermann a. a. o. s. 31, 39 f., 80, 108; Hälsig a. a. o. s. 77, 84 und andere mehr. Die ansicht, dass eine formel als ganzes kaum einer wandlung unterliege, d. h. auch nicht die epische einleitung, auf die es ja hier in erster linie ankommt, und dass man von der unveränderlichkeit einer formel geradezu ihre heilkraft abhängig glaubte, hat sich eben durch neuere forschungen als durchaus irrig erwiesen³. Und ich betrachte es als wesentliche eigenschaft meines aufsatzes, dass er auf der unbedingten voraussetzung der ständigen wandlungsfähigkeit eines spruches aufgebaut ist. Auf die behauptung v. d. L.s, in der zeit mündlicher überlieferung sei eine formel geringeren entstellungen und missverständnissen ausgesetzt als nach ihrer schriftlichen aufzeichnung brauche ich wohl nicht ernsthaft einzugehen. Mansikka (s. 123 f.) urteilt auch hier nicht aus theoretischen erwägungen, sondern aus lebendiger erfahrung: 'Wenn der zauberer des lesens kundig ist, bleibt noch die hoffnung, dass die vorstellungen ihren ursprünglichen rahmen nicht verlassen, denn er hat immer gelegenheit zur auffrischung seiner erinnerung einen blick ins zauberbuch zu tun. Anders verhält es sich, wenn der anwender der formeln ungebildet ist. . . Ein einmal gehörter, im unsicheren gedächtnis bewahrter spruch läuft immer gefahr, von dem ursprünglichen zusammenhang abzuweichen und sich in puren unsinn zu verwandeln.'

Der ursprung und die entwicklung unseres spruches zeigt nun grosse ähnlichkeit mit der geschichte anderer formeln des mittelalters, obwohl v. d. L. auch hier das gegenteil behauptet. Ganz allgemein sagt Ad. Franz in seinem klassischen werk: Die kirchlichen benediktionen im mittelalter (II s. 430): 'Die antike literatur hat

1) Ebermann, Blut- und wundsegen s. 34.

2) Vgl. auch s. 53, 93, 267 u. s. w.

3) S. z. b. Mansikka a. a. o. s. 101, 124 usw.

für diese besprechungen in vielen fällen die grundform geboten, welche später unter verwendung christlicher gedanken und worte eine weitere entfaltung erfuhr.' Kurz vorher (s. 427) ist unter berufung auf Jak. Grimm von der bedeutung des Marcellus für das christliche abendland die rede gewesen. Und Hälsig sagt am schluss seiner durchmusterung verschiedener formelgruppen (a. a. o. s. 106): 'Der schon oft — d. h. in den vorausgehenden abschnitten seines buches — erwähnte Marcellus liefert auch hier einige beispiele, die womöglich der ausgangspunkt für spätere fassungen geworden sind.' Aber das alles habe ich in meiner arbeit ausführlich auseinandergesetzt, so dass mir v. d. L.s behauptung, eine derartige entwicklungsgeschichte, wie ich sie zeichne, stände ohne parallele, mehr als seltsam erscheinen muss. Auf dieser grundlage und in dem bewusstsein der überragenden rolle von Christi leiden und opfertod und den drei Marien in der gesamten christlichen zauberliteratur habe ich dann die unserm spruch zugrunde liegenden anschauungen aus den dem mittelalter bekanntesten patristischen schriften nachgewiesen. Die belege liessen sich ins unermessliche häufen, ich wollte nur beispiele geben. Dieselbe phantasierichtung und dieselbe symbolische gedankenwelt, die den schon früh bezeugten karfreitagsritus der adoratio crucis und die aus altchristlicher zeit überlieferte — v. d. L. ebenfalls unbekannte — bildliche darstellung der drei Marien am ostergrabe umschwebt, offenbart sich auch in der ersten dramatischen handlung der liturgischen osterfeier. Da die anfänge des osterspiels einer wenig späteren zeit als unser spruch angehören, wie ich keineswegs verschwie¹, so habe ich die symbolische handlung der Marienpriester nur zur erhellung und deutung älterer bräuche und bilder herangezogen, nicht aber als unmittelbares glied meiner beweiskette, die ich auch ohne diese zutat für geschlossen erachte, eingereicht.

Wenn es nun im wesen einer wissenschaftlichen analyse begründet liegt, organisch verbundene elemente zu scheiden und gesondert auszubreiten, so hätte ich trotzdem für v. d. L. noch besonders hinzufügen sollen, dass diese zur bildung eines geistlichen gehörenden einzelbestandteile im hirn dieses mannes friedlich beisammen wohnen, dass ich also keineswegs eine fülle von geistlichen und ungeistlichen verfassern aneinander zu reihen brauche, bis ein sprüchlein von vier langzeilen zusammengeschiedet ist. Und weil ich alle diese einzelnen zur erklärang angeführten anschauungen in der heimischen geistlichen bildungssphäre jener zeit vereint finde, darum halte ich meine arbeitsweise für nicht unmethodischer als wenn ich meine zuflucht nähme zu sogenannten² nordischen parallelen, denen der durch endlose wanderungen zerstampfte heimatboden entwurzelter deutscher stämme schon seit jahrhunderten keine nährkraft mehr bot. Auf den positiven teil der abhandlung v. d. L.s, der die bisherigen, sattsam bekannten erklärungsversuche in allzu weitschweifiger und darum im einzelnen anfechtbarer form wiedergibt, näher einzugehen erübrigt sich, wenn auch die das summum und sitzen der *idisi* klangmalenden s-laute (s. 276) eigentlich dazu herausfordern.

v. d. L. gab mir keinen anlass, die verschiedenheit unserer ansichten auf den weiteren kampplatz der meinungen über ursprung und werden volkstümlicher dichtung hinauszutragen, und ich selbst bin dankbar der gefahr ausgewichen, über

1) Vorsichtig genug spreche ich s. 153 von 'symbolischen kulthandlungen, wie wir sie zur zeit der aufzeichnung unseres spruches zum erstenmal mit dem dialogisierten teil der osterliturgie verbunden sehen'.

2) Eine verwandtschaft von aisl. *dís* und wgerm. *idisi* bestreitet jetzt auch H. Güntert, Kalypto S. 245.

allgemeineren fragestellungen unsere besondere aufgabe aus den augen zu verlieren. Im streit um das wesen der volkspoese, der letzten endes im gegensatz zweier weltanschauungen begründet liegt, wird die romantische richtung immer weiter unterliegen, je ausschliesslicher sie von altüberlieferten vorurteilen befangen den blick selbstschöpferisch auf ein vorgefasstes ganzes richtet, unbekümmert um die tatsächlichen resultate einer vom einzelfall ausgehenden kleinarbeit und wenig behelligt durch diejenige philologische wissenschaft, die wie keine andere berufen ist, die fäden, die unsere kultur mit der christlichen antike unauflöslich verbunden halten, unserm auge immer sichtbarer zu entwirren.

HAMBURG.

J. SCHWIETERING.

Tristan and Isolt, A study of the sources of the romance. By Gertrude Schoepperle. Frankfurt a. Main. Joseph Baer & co. London. David Nutt. 1913. 2 bde. XV, 266 ss. und s. 267—590 (NewYork University. Ottendorfer memorial servies of Germanic monographs No 3. 4).

Die verfasserin dieses mit grossem fleisse, zuweilen anerkennenswertem scharfsinn, leider aber nicht immer genügender ausnutzung der neueren deutschen literatur über den gegenstand mit alexandrinischer gelehrsamkeit ausgearbeiteten werkes will den nachweis erbringen, dass Bédier im rechte ist, wenn er als quelle der mittelalterlichen Tristannerzählungen ein biographisch gehaltenes epos annimmt. Sie weicht von Bédier ab, indem sie den Urtristan als ein keineswegs, wie der französische forser und nach ihm Golther vermuten, besonders glanzvolles stück epischer kunst betrachtet und einen kräftigen einschlag volkstümlicher überlieferung darin zu finden glaubt. Béroul-Eilhart, Thomas und auch die Folie Tristan der Berner hs. gehen zurück auf eine gemeinsame quelle, die *estoire*, auf die Béroul anspielt. Den besten begriff von der beschaffenheit dieser 'estoire' gibt Eilhart. Dass sie den ausgangspunkt für sämtliche Tristanbehandlungen des mittelalters gebildet habe (dies ist Bédiers ansicht), ist zu bestreiten, denn weder die fortsetzung Bérouls noch der prosaroman führen notwendig auf sie zurück. Nun hat Bédier behauptet, Eilhart wie Béroul stützten sich auf eine von der erschliessbaren abweichende fassung *y*. Bedeutsam war für ihn, dass Thomas anders als Eilhart-Béroul kein abschwächen der wirkung des liebestrankes kennt und die folge der waldszene, die rückkehr zu Marke verschieden von ihnen begründet. Thomas muss, seinen anschauungen über höfische minne gemäss, das ihm vorliegende umgestaltet haben. Bédiers *y* ist demnach überflüssig. Auch im verzicht auf die geschichte mit dem frauenhaar, eine alte volkerzählung, offenbart sich Thomas als neuerer. Tristan und Isolde begegnen sich zum ersten male, als der held für seinen oheim wirbt. Eilhart, der Tristans heilung ohne Isoltes persönliche gegenwart berichtet, benutzt die überlieferung zweckmässig, Thomas, der Isolde bei der werbung wiedererkennen lässt, konnte sie nicht brauchen. Auch die doppelte namengebung (Pro und Tantris) erscheint gegenüber Thomas als das ursprüngliche. Mit Keleminas untersuchungen zur Tristansage (Teutonia 16) hat sich Gertrude Schoepperle in diesen wichtigen fällen nicht auseinandergesetzt. Immer wieder betont sie, Eilharts fassung vertrete für uns die 'estoire'. So umschreibt sie auf nicht weniger als 55 seiten den inhalt von Eilharts Tristrant und Isalde, wobei es nicht an ungenauigkeiten fehlt, z. b. s. 15: *Mortally wounded, the Irish champion fled to his boat, pursued by the taunts of Tristan* (vgl. 908 ff.), s. 15: *The Irish king commanded that all persons landing*

in Ireland from Cornish ships should be hanged without mercy (vgl. 991 f., 1006 ff.), s. 16: He (Pro) was put in charge of a ship (dagegen 1264 f. *dō hīz he bereitin kīle, sō vele als he ir wol bedorfte*), ebenfalls s. 16: If he did not return, Gorvenal was to be the heir of his realm, wo die wichtige zeitbestimmung 'within a year' vermisst wird, s. 19: The seneschal concluded that the knight he had met had been swallowed by the dragon, was sich nicht mit sicherheit aus v. 1694 ff. erschliessen lässt; s. 26 steht zu lesen: They made slanderous verses and recited them to the king für das mhd. (v. 3226 f.): sie erhübīn ein gedichte und sagetīn ez dem konīnge. Irrig werden die verse 5695 f. *he wuste schōner wīp wen sie. vor wār mag ich daz sagin hie* wiedergegeben (s. 40) mit: He did not say that he knew a fairer woman. So much may I tell here. Reinstes phantasiegebilde ist noch der satz s. 40 f.: The rebel vassal was forced to submit, and to agree to restore to Hovel all his land and to make good all his losses. Überflüssigerweise bedient sich Schöpferle in ihrer nacherzählung nicht der Eilhartschen namensformen. Zu den datierungen Bédiers stellt sie sich ablehnend. Geistvoll benutzt sie, um das alter der *estoire* zu ermitteln, die am wenigsten einfachen, d. h. die auf höfischen kulturanschauungen beruhenden bestandteile der geschichte. Die ereignisse des zweiten teiles, von der rückkehr der liebenden aus dem walde ab, müssen, wie sie s. 121 ff. einleuchtend ausführt, unter dem einflusse der höfischen literatur, die zur zeit Eleouores von Poitou aufkam, dichterisch gestaltet worden sein. So zeigt sie die einwirkung der pastourelle auf die szene zwischen Kehenis und Gymèle 6672 ff., der Chanson de mal mariée auf Kehenis und sein verhältnis zu Gariòle, der Chanson à personnages auf die reue Isaldes über ihre grausamkeit gegen Tristrant, die bedeutsame rolle, die dem 'dorch Isalden willen' zukommt, die sichere bekantschaft der zuhörer mit der hofgesellschaft des königs Artus und behandelt verständig die umbiegung älterer erzählungszüge durch den dichter, nur dass manches nicht unmittelbar zur sache gehörige dabei herangezogen wird. Grossen wert misst die verfasserin dem zunächst unterbleibenden eheverkehr Tristrants mit der zweiten Isalde bei. Dass Tristrant aus liebe zu der frau eines andern mit der gemahlin keusch lebt, ist ein romantischer idealismus, der erst in einer gesellschaft, für die Cligès und La Charrette geschrieben waren, für uns denkbar erscheint (s. 177). Gleich Gierach nimmt Gertrude Schoepperle die jahre etwa von 1185—1189 als entstehungszeit der dichtung Eilharts an. Nicht viel früher dürfte auch die '*estoire*' anzusetzen sein.

Mit hingebendem eifer werden in den umfangreichen abschnitten V und VI, die weitaus den hauptteil des werkes ausmachen (V beginnt auf s. 184 und endet mit dem ersten bande, VI reicht im zweiten von s. 267—470) die volkstümlichen überlieferungen auf französischem und keltischem boden, sofern sie irgend mit motiven der *estoire* zusammenhängen, erörtert. In diesen beinahe 300 seiten steckt, obwohl die schon früher bedauerte neigung, eine fülle von kenntnissen, auch von belanglosen, auszupacken, das lesen nicht eben erleichtert, der eigentliche kern des buches, ein kern, der es für die vergleichende literatur- und volkskunde als hochbeachtliche leistung erscheinen lässt und dessentwegen mau das breittreten von belanglosem ohne murren ertragen sollte. Alles im strengeren sinne kritische hat Kelemina viel schärfer herausgehoben und oft auf einer einzigen seite mehr gesagt als die dame auf 20. Es dürfte sich mit Kelemina erweisen, dass die änderungen am überlieferten, wie sie die '*estoire*' vornimmt, nicht so geringfügig sind, wie Schoepperle meint; sie vermutet nämlich (s. 186 und besonders s. 265), sie giengen nicht über das allernotwendigste mass hinaus, um einheitlichkeit herzustellen.

Manche der im überduss beigebrachten parallelen scheinen mir nichts zu besagen. Noch weniger überzeugend ist vieles, was als keltisches kulturgut angesprochen wird, auch vermeidet die verfasserin wiederholungen nicht (und führt einmal Veldekes Eneit nach Ettmüller an). Wichtig ist die darlegung, dass dem bericht über Tristrants zweikampf mit Morholt alle hauptmerkmale des nordischen holmganges fehlen. Unklar bleibt, weshalb die untersuchung über die hütte, die den verwundeten helden von der umwelt absondert, im zusammenhange mit keltischen zeugnissen erscheint, zumal Schoepperle selbst an eine nachwirkung des aus der Philoktetgeschichte bekannten brauches denkt. Die zeremonie des zubettbringens der neuvermählten durch die hochzeitgesellschaft gehört bekanntlich auch noch der neuesten zeit an, so dass verhältnisse des 12. jahrhunderts nicht als irgendwie bedeutungsvoll zu gelten haben. Vorstufen der 'estoire' werden s. 445 f. zu ermitteln gesucht. Wir hätten eine entführungssage A, ungefähr gleich der keltischen von Diarmaid und Grainne, als quelle zu vermuten: mit der rückkehr der liebenden aus dem walde wäre sie zu ende gewesen. Darauf folgte eine erste französische gestaltung, in der A für eine französische zuhörerschaft, vielleicht unter benutzung neuen, auch keltischen stoffes zurechtgestutzt wurde, und aus dieser B-form sei C, die 'estoire' hervorgegangen, nochmals mit zügen bereichert. Übrigens gesteht Schoepperle selbst ein (s. 472), dass sich die arbeit des dichters der 'estoire' nicht bis ins einzelne erkennen lasse. Sie ist geneigt, dem Chrestien von Troyes einen anteil an der zweiten hälfte des werkes zuzuschreiben, die mit ihrem höfischen gepräge, mit ihrer leichtertherzigen auffassung von liebe und ehe so wesentlich von der ersten absticht. Ursprünglich keltische heimat des stoffes wird wahrscheinlich durch den tragischen charakter der liebesleidenschaft und der stellung Markes zwischen dem neffen und der gemahlin.

Beigefügt sind fünf anhänge. Zunächst stellt Schoepperle den text der Eilhartbruchstücke mit der umarbeitung X und mit Kniescheks übertragung zusammen, ohne genauer auf Gierachs stammbaum rücksicht zu nehmen. In einer weiteren beigabe befasst sie sich mit den fällen, wo Bédiers versuch, den inhalt des Urtristan zu ergründen, von Eilhart abweicht, die dritte beigabe ist der rolle der zweiten Isalde und ähnlicher frauen gewidmet, die vierte der für Eilhart nicht in betracht kommenden geschichte von der harie und der rotte, endlich behandelt die letzte tragische liebeserzählungen im altirischen. Ein namen- und ein sachverzeichnis beschliessen den zweiten band.

DRESDEN.

KARL REUSCHEL.

Georges Duriez, La théologie dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge. Lille, René Giard; Paris, J. Tallandier, 1914. 645 s. 15 frs.

Georges Duriez, Les apocryphes dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge. Lille, René Giard; Paris, J. Tallandier, 1914. 112 s. 3 frs.

Plan und inhalt dieser beiden werke, die eng zusammengehören, lässt sich mit wenigen worten wiedergeben. Die einleitung des hauptwerkes gibt einen kurzen überblick über die bekannte entstehung des geistlichen dramas und stellt fest, dass es dem nämlichen zweck dient wie kultus und bildende kunst: der erbauung, selbst noch im stadium der loslösung von der kirche. Nachdem dann als hauptquellen für den inhalt der dramen die bibel und die theologische literatur der

kirchenväter, diese durch einige kompilatoren vermehrt, namhaft gemacht sind, wird in zwanzig breit angelegten Kapiteln der ganze Stoffkreis des geistlichen dramas gemustert und ausführlich unter reichlicher zutierung der stellen aus den einzelnen stücken vor uns ausgebreitet. Es handelt sich um die themata: dreieinigkeit, schöpfung, engel, teufel und hölle, mensch, patriarchen, propheten, sünden, die alttestamentlichen voraussetzungen Christi und der heilsgeschichte, die menschwerdung, das verborgene und das öffentliche leben Christi, die erlösung, Jesus in Gethsemane, vor Anna und Kaiphas, Pilatus und Herodes, die kreuzigung, grablegung, auferstehung, himmelfahrt, aussetzung des heiligen geistes, himmelfahrt Marias, antichrist und letztes gericht.

In der kleineren schrift, einer art supplement zu der erstgenannten, bespricht Duriez vier apokryphische stoffe behandelnde szenen der dramen: die nur im Innsbrucker spiel verwertete himmelfahrt Marias, die im Heidelberger und Stürzinger passionsspiel enthaltene einkerkerung und befreiung Josefs von Arimathia, das verhöhr Christi vor Pilatus aus dem Frankfurter und Alsfelder passionsspiel und die oft verwertete hüllensfahrt Christi.

Was uns hier gezeigt wird, ist in der hauptsache nichts neues; wir wussten seit langem, dass die ganze geistliche literarische produktion des mittelalters getragen wird von einem breiten strom theologischer gelehrsamkeit und bildung, die ja auch in der weltlichen dichtung an zahllosen stellen zutage tritt. In der minutiösen beschreibung bei Duriez können wir nun aber für das beschränkte gebiet des geistlichen dramas die einzelnen züge des gesamtbildes deutlich erkennen. Insofern der verfasser sich diese beschreibung zum ziel seiner arbeit gesetzt hat, hat er seine aufgabe tren und fleissig erfüllt und verdient unseren ungeteilten dank. Weitere arbeit wird ja noch manche einzelheit ergänzen und berichtigen können, einigelücken, auch in dem benutzten material, schliessen, das gesamtbild wird dadurch nicht wesentlich geändert werden.

Noch erhebt sich aber die weitere aufgabe, die wege festzustellen, auf welchen den einzelnen stücken diese theologie zugeflossen ist, in erster linie die frage, wie weit die geistlichen originale selbst die quellen für die dramatiker bildeten. Ihre definitive beantwortung steht noch aus: Duriez streift sie natürlich an vielen stellen und hat sich auf grund seiner kenntnis des materials eine eigene meinung gebildet, die aber kaum allgemeinen beifall finden wird. Zuzustimmen ist ihm natürlich, wenn er feststellt, dass die kirchenväter nicht direkt, sondern lediglich durch vermittlung einiger mittelalterlicher kompilationen benutzt worden sind, die wichtigsten derselben werden in der einleitung s. 22 aufgezählt: dass auch noch andere kommentare benutzt sind, wird gelegentlich erwähnt (vgl. z. b. s. 617). Wenn Duriez dagegen genaueste kenntnis und weitgehendste direkte benutzung des bibeltextes annimmt, so wird sich dagegen, wie bisher, so auch künftig, sicher widerspruch erheben. Gewiss ist im einzelfall die richtigkeit seiner annahme möglich; aber das material lässt nicht erkennen, dass die direkte benutzung der bibel die regel bildet. Kenntnis der biblischen geschichten setzt in damaliger zeit ebensowenig wie heute direkte bibelkenntnis voraus. Die wege der vermittlung waren mannigfaltig genug, vor allem kommt der gottesdienst, predigt und liturgie in betracht. Für eine ganze reihe von stellen ergibt sich schon aus Duriez' eigenen ausführungen diese vermittlung, zahlreiche andere werden hinzukommen: für einige hat inzwischen Rudwin in den Modern Language Notes 1914 und 1915 den entsprechenden nachweis gebracht.

Betreffs der Apokryphen ist Duriez' haltung merkwürdig widerspruchsvoll. In der einleitung des hauptwerkes (s. 25) nimmt er an, die dramatiker hätten die Apokryphen nicht direkt benutzt, sondern sich mit jüngeren kompilationen begnügt. In scharfem gegensatz dazu steht seine äusserung in der einleitung des zweiten werkes (s. 9). Für die szenen von der einkerkerung Josefs von Arimathia, dem verhör vor Pilatus und der himmelfahrt Mariae wird dort behauptet: 'ce n'est ni au Vieux Passional, ni à l'Erlösung ce n'est même pas à la Légende Dorée, ni au Speculum Historiale que se sont adressés les dramaturges: ils ont puisé directement à la source'. In grellstem widerspruch dazu stehen wiederum, soweit die himmelfahrt Mariae in betracht kommt, die ausführungen auf s. 72 f., wo durchaus die *Legenda aurea* als grundlage des spieles behandelt wird.

Für die szenen der höllenfahrt Christi will Duriez selbst dort, wo die einzelnen deutschen stücke grosse ähnlichkeit untereinander zeigen, direkte abhängigkeit von der apokryphen quelle annehmen. Dies führt zu der frage, ob die gegenseitige beeinflussung der dramen bei D. überhaupt genügend zum ausdruck kommt. Duriez kennt natürlich die zahlreichen berührungen der einzelnen stücke untereinander, er hatte sie in seiner beschreibung ja in menge zu registrieren und er macht nicht selten ausdrücklich auf zusammenhänge aufmerksam. Überall die literaturgeschichtlichen folgerungen daraus zu ziehen, gieng über den rahmen seiner darstellung hinaus; ich zweifle aber nicht, dass aus dem bei ihm gesammelten material sich noch manche wichtige aufschlüsse über das gegenseitige verhältnis einzelner spiele untereinander ergeben werden.

GIESSEN. [MARBURG.]

KARL HELM.

Franz Rolf Schröder, *Hálfðanarsaga Eysteinsonar*. [Altnord. sagabibliothek 15.] Halle, Max Niemeyer 1917. VIII, 146 s. 10 m.

Die hier von neuem herausgegebene saga gehört zu den sogenannten isländischen 'Fornaldarsögur'. Eine sammlung dieser erzählungen (darunter auch die vorliegende) wurde seinerzeit von Rafn, jedoch in ziemlich unkritischer weise herausgegeben; die meisten davon erschienen dann später auch in einzelausgaben (drei auch in der Sagabibliothek: *Orvar-Odds saga*, *Friðþjófs saga* und *Hálfssaga*), denen sich nun die *Hálfðanarsaga* als vierte anschliesst. Sie ist stofflich nicht uninteressant und geschickt und fliessend erzählt, gehört aber nicht zu den ältesten. Ihr schauplatz sind, wie in manchen andern von diesen geschichten, die die Ostsee umgrenzenden länder.

Der herausgeber hat sehr gründlich und gewissenhaft die vorhandenen handschriften benutzt und auch über diejenigen, die ihm nicht zugänglich waren (die in Reykjavík befindlichen) zuverlässige auskunft sich verschafft; ebenso hat er selbstverständlich auch die denselben stoff behandelnden rimur verglichen. Das verhältnis der hss. ist nicht besonders verwickelt, und der text ist, wie mir scheint, im wesentlichen richtig konstituiert. Ein paar fehlerhafte lesungen seien berichtigt: *verðuliga* s. 100⁶ und 101²⁶ st. *virðuliga* (an beiden stellen steht unzweifelhaft ein *i* über dem *r*); *ngkkur* s. 101⁸ st. *ngkkut*; *sinn* s. 104¹⁰ st. *sér* (so sicher die hs., *sinn* ist sprachlich unmöglich); *kona* s. 106²¹ st. *hans kona*; *hratt honum* s. 123⁶ st. *hratt honum* (so deutlich die hs.; *hrinda* regiert immer den dativ). Abgesehen von diesen kleinigkeiten ist, wie gesagt, nichts besonderes einzuwenden.

In der gründlichen und ausführlichen einleitung handelt der herausgeber zunächst (cap. 1) über inhalt, komposition und stil der saga. Der stil wird etwas kurz abgetan (s. 8 anm. werden die worte: *tíl hvers sem hann gekk* als beispiel einer jüngeren ausdrucksweise angeführt; dies muss auf einem missverständnis beruhen, da der satz auch in älterer zeit nicht anders lauten konnte; die verweisung auf Nygaard passt nicht für unsere stelle). Cap. 2 bespricht eingehend die 'quellen', wobei besonders das verhältnis zu anderen fornaldarsagas untersucht wird, z. b. das zur Ragnarssaga, wobei sich herausstellt, dass der verfasser diese und die Volsungasaga mit recht als ein zusammenhängendes ganze betrachtete. Der herausgeber versucht zu beweisen, dass die Hálfðanarsaga in ihrer gegenwärtigen gestalt keineswegs ursprünglich sein kann, und er bemüht sich, den ursprünglichen kern und zusammenhang festzustellen. Er hat jedoch wohl, was ich hervorheben möchte, mehr den zusammenhang des zugrunde liegenden märchens im auge und sucht diesen wieder zu gewinnen, und hiergegen hätte ich kaum etwas einzuwenden. Eine andere frage ist es, ob man auf grund dessen berechtigt ist, eine ältere Hálfðanarsaga in einer dem entsprechenden form und entwicklung anzunehmen. Dies ist, wie mir scheint, nicht bewiesen, und ich glaube auch nicht, dass eine solche ältere fassung existiert hat. Die ingredienzien und zusammengelesenen motive, aus denen die saga besteht, sind von dem ersten autor in allem wesentlichen so miteinander vereinigt, wie wir sie jetzt vor uns haben. Ich bin auch nicht ganz sicher, ob es wirklich die meinung des herausgebers ist, dass eine solche ältere saga vorhanden gewesen sei (vgl. § 17). Verschiedene von seinen kombinationen und zusammenstellungen kommen mir zweifelhaft vor, ich kann jedoch hier darauf nicht eingehen. Nur kann ich die bemerkung nicht zurückhalten, dass der herausgeber ganz überraschend und wenig motiviert einen irischen einfluss annimmt — überführung von sagenstoff nach Island im 11. jahrhundert (s. 16); dies hätte doch eingehender nachgewiesen werden müssen. Ebenso überraschend und unerwartet findet sich an anderer stelle (s. 34) die erklärung der 'brautfahrt' als einer Hadesreise, um eine jungfrau 'von den fesseln chthonischer mächte zu befreien'. Diese erklärung scheint mir gesucht und wenig begründet. Was dagegen der herausgeber über den Valsþátrr sagt, scheint mir im ganzen richtig, und in der kritik, die er gegen Jón Jónsson, übt, bin ich vollständig mit ihm einig.

Kap. 3 handelt über die rimur und die jüngeren rezenionen der saga. Hierzu habe ich so gut wie nichts zu bemerken. Namentlich kann ich in seiner auffassung des verhältnisses zwischen A und B (oder A* und B*) dem herausgeber zustimmen¹.

Was die äusserung über C* (s. 63) betrifft, so muss ich zur selbstverteidigung bemerken, dass ich an der dort (anm. 3) zitierten stelle nicht, wie mir vorgeworfen wird, B* und C* kontaminiert habe: ich habe nur gesagt, dass die ursprüngliche saga schloss, wo die hs. 171 b (und die rimur) enden; über das gegenseitige verhältnis habe ich damit nichts aussprechen wollen.

Cap. 4 und 5 besprechen die hss. und ihr verhältnis zu einander, und das 6. und letzte die beziehungen einiger anderer sagas zur Hálfðanarsaga. Auch auf diese kapitäl und besonders auf das letzte, in dem ein paarmal gegen meine

1) In der s. 62¹⁶ mitgeteilten strophe ist statt *Janan* zu lesen *Janin* (d. i. *Janinn*); *verndar* ist nur unrichtige schreibweise statt *veudar* (= *veudir* 'dreht'). — S. 66 anm. 4 ist *bari* (so die hs.) die richtige neisländ. form, die nicht in *barri* geändert werden darf und das ausrufungszeichen hinter *hilditannar* (gen. sg. des fem. *hildi-tönn*) unberechtigt.

auffassungen polemisiert wird, will ich nicht näher eingehen; die dinge, um die es sich handelt, sind zu unwesentlich.

Schliesslich noch ein paar worte über die erklärungen des kommentars. Sie sind im grossen und ganzen richtig; einzelnes erscheint überflüssig (z. b. die note s. 115 zu z. 20, 21, wo die angezogene parallele nicht recht stimmt). S. 90 verweist Schröder zu *Oddinsakr* auf A. Olrik (Kilderne til Saksens oldhist. II, 158 fig.) und Saxos *Undensakre*; er akzeptiert Olriks erklärungen als *undorns-akr* 'de sydøstlige vange' — aber wie *undorn* 'südost' bedeuten könnte, ist nicht nachgewiesen, und tatsächlich ist diese bedeutung gänzlich unannehmbar, wie auch eine derartige zusammensetzung höchst unwahrscheinlich ist. Saxo gibt für den ort keine himmelsrichtung an. — 92⁷ *siuna regna* bedeutet nur 'seinerseits'. — 94¹¹ *fála* bedeutet hier nicht 'hexe', sondern 'ungebildete person' ('femina procax' Björn Halldórsson). — 95¹¹ *vanfenginn* bedeutet 'schwer zu erlangen' (*er eigi vanfenginn maðr á mót honum* 'ein gleichwertiger mann ist leicht zu finden'). — 96⁷ *er allt seinna en segir* will sagen: 'es nimmt mehr zeit in anspruch etwas zu tun als davon zu erzählen', die redensart entspricht also nicht dem deutschen sprichwort: 'leichter gesagt als getan'. — 101¹⁸ *Hón lét sér* usw. bezieht sich auf die erfüllung der ehelichen pflichten. — 103¹⁸ *gruflar eptir knettinum*: *grufla* bezeichnet nicht bloss das 'vorn überbengen', sondern auch das 'suchen mit tastenden händen'. — 118¹⁴ *ef hon tek vel*; übersetze: 'wenn er (der weg) glückt, sich als gut erweist'. — 119⁷ *nær hæfi* bedeutet nur 'ungefähr zu der zeit' (deine ankunft und der bevorstehende kampf würden ungefähr gleichzeitig sein). = 125^{11, 12} *sneri upp á sér maganum* ist zu übersetzen: 'er wendete den bauch nach oben' (der hund lag also auf dem rücken). — Zum schluss noch ein paar kleinigkeiten: das norwegische gebirge heisst *Dofrafall* (nicht *-fjöll*, s. 52); s. 124 (note zu z. 9, 10) lies *múlastykki* st. *stykki*; *Hémingr* mit *é* (s. 89 b) ist wohl nur druckfehler.

Dieses erstlingswerk des herausgebers darf im ganzen als eine fleissige und tüchtige arbeit, die mit grosser gewissenhaftigkeit ausgeführt ist, bezeichnet werden.

KOPENHAGEN.

FINNUR JÓNSSON.

Walther Heinrich Vogt, *Vatnsdæla saga*. [Altnord. sagabibliothek 16.] Halle. Max Niemeyer 1921. LXXVIII, 144 s. 40 m.

Zu den Íslendingasögur, die einer neuen kritischen ausgabe dringend bedürftig waren, gehört die *Vatnsdæla*. Guðbr. Vigfússons text in den Fornasögur (Leipzig 1860) war in mancher beziehung etwas mangelhaft, besonders was den kritischen apparat betrifft. Freilich ist leider das handschriftliche material recht schlecht und nicht viel damit anzufangen; es besteht nämlich nur aus ein paar nahe verwandten papierabschriften und einem kleinen pergamentbruchstück. Eine kritische ausgabe hat nun zwar das neue heft der Sagabibliothek nicht geliefert, aber der text gründet sich auf eine neue kollation der handschriften und ist infolgedessen recht zuverlässig; verschiedene fehler der alten ausgabe sind dadurch entfernt. Man darf daher die neue ausgabe mit freude begrüssen.

Soweit man sehen kann, ist der text im ganzen verständig behandelt; vielleicht hätten die lesarten des membranfragments an einzelnen stellen den vorzug verdient. Der kommentar ist im ganzen ein realkommentar, in weit geringerem grade sprachlich; diese seite hätte wohl etwas mehr berücksichtigung verdient. Ich

habe die anmerkungen recht genau studiert und es wird zweckdienlich sein, das, was ich zu erinnern fand, im folgenden mitzuteilen.

S. 13 note zu z. 8 würde ich geschrieben haben: 'erg. *at líta* (nicht *at virda*). — S. 16 note zu z. 20 hätte die hypothese Al. Bugges nicht angeführt werden sollen, da es höchst unwahrscheinlich ist, dass die sitte der 'pflegekindschaft' keltischen ursprunges ist, da sie durch eine fülle von zeugnissen als echt nordisch beglaubigt wird. — S. 23 note zu z. 21: *haklangr* zu norw. *hak* 'scharte' in beziehung zu setzen. ist gewiss nicht richtig; die zusammensetzung selbst spricht nicht dafür; dagegen ist die auffassung des altertums klar und es liegt kaum ein grund vor, sie zu verlassen (Aarb. 1907 s. 206). — S. 25 note zu z. 1. 2 finden wir wieder einmal die unselige vermischung der 'berserker' mit den 'werwölfen', die nichts miteinander zu schaffen haben. — Ebda note zu z. 16 fasse ich den gedanken anders auf; des königs meinung ist offenbar: 'ich kann dir nicht einen andern sohn an stelle des gefallenen geben'. — S. 28 note zu z. 11: in dem worte *göfugr* ist eine nebenbedeutung wie 'glücklich' nicht enthalten. — S. 50 note zu z. 5 (*sjá stað forgiptar*): es ist nicht richtig, *stað* hier mit dem ausdruck *í stað(inn)* in verbindung zu setzen; *staðr* bedeutet hier 'grundlage' und das ganze ist nur eine umschreibung für *forgipt* selbst: 'er sollte selber bestimmen, was gegeben werden sollte'. — S. 58 note zu z. 15: *segja afhendan* ist kein rechtsausdruck. — s. 60 note zu z. 28 hätte bemerkt werden sollen, dass das *at* vor *vera* nicht das infinitivzeichen ist, sondern betontes adverb ('dabei'). — Ebda note zu z. 32: die erklärung gibt kaum die richtige vorstellung. *Þér eigið úþfnum til at vera* bedeutet: 'ihr habt ihm ungleiche männer (d. h. euch selbst) zu verwenden (gegen ihn)', oder mit anderen worten: 'ihr könnt euch nicht mit ihm messen (denn er ist ein *heljarmaðr* usw.)'. — S. 67 note zu z. 2: *grufbár* kann kaum 'einen schuppen für *graftól*' bedeuten; wenn das wort richtig ist (vermutlich liegt ein schreibfehler st. *gerri-bár* vor), muss es ein *bár* bedeuten, in dem eine grube (eine art keller) sich befindet, wovon man ja anderwärts hört. — S. 71 note zu z. 2: *mér er minna um þat* bedeutet nicht: 'das hat keine bedeutung für mich', sondern: 'das wünsche ich weniger (d. h. durchaus nicht)', 'das gefällt mir gar nicht', nämlich, dass Ljót zeit dazu bekommen soll, ihren zauber auszuführen. — S. 77 note zu z. 21: *bera (sinn) sam á* bedeutet nicht 'anspruch erheben', sondern 'die sache von seinem standpunkt aus als abgemacht und als allein richtig betrachten (also die ansicht des gegners als bedeutungslos ansehen)'. — S. 78 note zu z. 3: *hlaup* ist hier nicht = *frunhlaup* (dies bedeutet ja 'angriff'), sondern 'flucht' (vor einem angreifer). — S. 85 note zu z. 20: die worte 'oder *rakki* hund' sind zu streichen, da von diesem subst. hier nicht die rede sein kann, der artikel (*enn*) vielmehr beweist, dass nur das adj. in frage kommt. — S. 94 note zu z. 3: *bindu hesta* bedeutet nicht 'die vorderfüsse lose fesseln', sondern 'die pferde aneinander binden'; die vorderfüsse zusammen zu binden, wäre in der gegebenen situation gewiss sehr unzugemässigt gewesen. — S. 121 note zu z. 11: *Högnuðr* hat mit *hagna* 'dienlich sein' kaum etwas zu tun; der gebrauch, der von dem stabe dieses namens gemacht wird, lässt eher vermuten, dass *Högnuðr* (zu *hegna* 'begrenzen, hindern') die richtige form ist, die zu der wirkung des stockes stimmen würde; der schwertname, *Högnuðr*, dessen bedeutung ungewiss ist, ist wohl fernzuhalten. — Eine einzelheit sei schliesslich noch in diesem zusammenhange erwähnt. Es macht auf mich immer einen eigentümlichen eindruck, wenn moderne gelehrte ohne weiteres ein aus dem altertum selbst überliefertes zeugnis verwerfen, als wenn sie besser mit dingen bescheid wüssten, von

denen sie in wahrheit nichts wissen und nichts wissen können, wie, um nur ein beispiel zu nennen, den bericht, dass Ólvir barnakarl diesen beinamen erhielt, weil er als wiking, im gegensatz zu andern, kleine kinder vor einem brutalen tode schützte. Man behauptet statt dessen, der name bezeichne 'einen mit kindern reich gesegneten mann', was natürlich vollständig aus der luft gegriffen und nur eine moderne willkürlichkeit ist. In gleicher weise verwirft der herausgeber die mitteilung der saga über die entstehung des ortsnamens Borðeyrr (s. II): 'Borðeyrr hat seinen namen natürlich (sic!) von den vielen schiffen, die dort später anlegten', nicht aber, weil man dort ans land getriebene planken fand. Hierzu muss ich sagen, dass des herausgebers 'natürliche' erklärung für mich so unnatürlich wie möglich ist. Ich wage zu behaupten, dass ein ort, an dem viele schiffe anlegten, niemals einen solchen namen erhalten haben würde und dass der bericht der saga weit natürlicher ist. Man würde in jenem falle einen namen mit *skip-* gebildet haben (s. z. b. die namen im register zu Kälunds Hist.-topogr. beskrivelse af Island, wo nicht ein einziger name sich findet, der des herausgebers annahme stützen könnte). — Zur rechtschreibung ist wenig zu bemerken. Statt *Sorkvír* hätte *Sörkvír* geschrieben werden sollen; Fóstólfr ist unrichtig st. *Föstólfr* (zu *fastv*) und endlich ist *Kárnsá*, nicht *Karnsá* (s. die note s. 59), die offenbar richtige schreibung; die abschriften der Landnáma beweisen klar, dass die aussprache (noch um 1400) *Kárns-* war, und diese ist es, die der heutigen aussprache und schreibweise (*Kornsá*, *Kotsá*) zugrunde liegt.

Von grosser bedeutung ist die ausführliche einleitung des herausgebers, die aus 6 kapiteln besteht. Das 1. kapitel behandelt die handschriften und ausgaben der saga, wozu ich nicht viel zu bemerken habe. Das handschriftenverhältnis ist ja recht einfach. Von besonderem interesse ist hier das verhältnis zu der Landnáma und der sogenannten 'jüngeren Melabók', die (nicht immer wohlgelungene) auszüge aus der saga gemacht hat. Der herausgeber schliesst sich, was diese Melabók betrifft, grösstenteils an schon früher angesprochene ansichten. Zu kap. 2 (Sprache und darstellungsmittel) ist auch nicht viel zu sagen, abgesehen von einigen kritischen bemerkungen, besonders über des herausgebers 'statistisches' material (§ 12). Man muss mit solchem material und mit statistik sehr vorsichtig sein. Ich habe hier einwendungen gegen den von Vogt gemachten versuch, beabsichtigte alliteration nachzuweisen, zu erheben. Hierfür hat er offenbar kein gutes ohr, und wenn man dies nicht besitzt, können die resultate notwendigerweise nicht ganz korrekt sein. Wenn Vogt so in einem satze wie: *sá er Haraldr konungr gaf þér í Hafrsfirði* eine stabreimende verbindung ansetzen will, so ist das unrichtig: da der zwischenraum zwischen den beiden *h* viel zu lang ist. Es sind auch nicht 3 stäbe in einem satze wie *er við alla vill illt eiga* (hier ist *eiga* so schwach betont, dass es nicht mitgerechnet werden kann); ebensowenig in dem satze *hafa hendr í honum*, wo überhaupt von alliteration nicht die rede sein kann, da *hafa* nahezu unbetont und *honum* gänzlich unbetont ist; in dem letzten worte ist das *h* sogar kaum hörbar gewesen, da es auf die stark betonte präpos. *á* folgt (*á honum* ist \sim und nicht \sim) usw. Eine auf solchen anschauungen aufgebaute statistik ist wertlos. — Kap. 3 handelt von der 'stellung der saga in der überlieferung', und hier können wir dem herausgeber auf einem weit sichereren boden folgen. Es wird das verhältnis der Vatnsdöla zu vielen verschiedenen sagas untersucht, und das resultat ist, dass nur die Orkueyinga saga, das Upphaf, die Fagrskinna und 'wohl auch' die Laxdöla die quellen des verfassers waren. Ich bezweifle jedoch

sehr, dass die letztgenannte saga zu den quellen der Vd. gerechnet werden kann, und die Fagrskinna muss wohl sicher ausscheiden, da es ganz ungewiss ist, dass sie überhaupt in Island bekannt war. Ein zwingender beweis dafür ist nicht beigebracht und wird sich schwerlich führen lassen. Das 4. kapitel handelt von der 'kunst des verfassers' und daran schliesst sich kap. 5: 'Geschichte und dichtung'. Der stoff ist zu unfänglich, um hier in einer kurzen anzeige erörtert zu werden; meine auffassung, die in einzelnen punkten abweicht, ergibt sich aus meiner besprechung der saga in der neuen ausgabe meiner literaturgeschichte, worauf ich hiermit verweise. Aber ich muss hier meiner freude über die gründliche und vorurteilslose behandlung der hier untersuchten probleme ausdrück geben und vermag im grossen und ganzen das 'gesamtbild' des herausgebers (§ 32) zu unterschreiben. Was Vogts auffassung des *hamingjamotivs* anbetriift, das nach seiner meinung der ursprünglichen saga noch nicht angehörte, so muss ich davon abstand nehmen. Aber ich bin einig mit ihm in der ablehnung von Bääths annahme eines streites zwischen 'hamingja' und 'schicksal'. Dagegen kann ich in der Þorsteinn-Jökullgeschichte (s. XLII) ein *kolbitr*-motiv nicht finden.

Trotz der einzelnen ausstellungen und bedenken, die ich glaubte erheben zu müssen, muss die arbeit, die der herausgeber geleistet hat, als eine überaus tüchtige und solide bezeichnet werden; die ausgabe zeugt von ausgebreiteter belesenheit und umfassenden kenntnissen, sowie von einer im grossen und ganzen besonnenen und gesunden urteilkraft — eigenschaften, die auch schon in seinen früheren abhandlungen sich bemerkbar machten. Ich möchte ihn jedoch davor warnen, moderne ästhetische theorien auf die alten sagas anzuwenden. Es ist etwas beunruhigend, dass er (s. LXVI anm.), wenn auch mit einiger reserve, der ästhetisch-kritischen behandlung der Egilssaga durch A. Bley seine anerkennung ausspricht, einer behandlung, die ich als durchweg verfehlt und verkehrt betrachte.

KOPENHAGEN.

FINNUR JÓNSSON.

G. Einar Törnvall. Die beiden ältesten drucke von Grimmelshausens 'Simplicissimus' sprachlich verglichen. Uppsala (Appelbergs Bocktryckeri A.-B.) 1917. VIII u. 248 s. und 4 bl. faksimilia.

Der zweck des buches ist, obwohl es mit ausnahme der knappen — allzu knappen — 'Einleitenden übersicht' (s. 1—22) aus einer rein sprachlichen darstellung besteht, eigentlich kein sprach- sondern ein literaturgeschichtlicher, indem die sprachliche vergleichung der beiden ersten Simplicissimus-ausgaben wesentlich nur der feststellung des verhältnisses beider zu einander dienen soll. Dabei kommt T. zu folgendem, bereits in der hauptsache von Scholte (Probleme d. Grimmelshausenforschung I [1912], s. 192 fussn.¹ und Beitr. bd. 40, s. 269 ff.²) angedeuteten — von

1) Hier muss nebenbei wieder gegen die verbreitete anfängerunsitte der unterlassung von stelltenzitenaten einspruch erhoben werden; die feststellung der gemeinten, in ganz anderm zusammenhang in einer fussnote (!) gemachten notiz in jenem vielgestaltigen und die einzelnen punkte in ganz lockerer form aneinanderreihenden werke gelang mir erst auf dem umweg über des verfassers eigenes gelegentliches zitit wieder in einer fussnote seines aufsatzes Beitr. bd. 40.

2) Die abhandlung wird übrigens überwiegend — fatalerweise schon im quellenverz. s. IV und dann weiterhin s. 2, s. 17 fussn., s. 194 fussn. — mit Beitr. XI

diesem aber nach des verfassers angabe unabhängigen – resultat (s. 16 ff.): B nebst E [= 6. buch] (1669) ist die – vielleicht zum grössten teil schon 1668 gedruckte und anfang 1669 fertiggestellte – ‘erste rechtmässige aufgabe’, die sprachlich überarbeitete ausgabe A (gleichfalls 1669) dagegen die zweite, aber ebenfalls rechtmässige, C (1670) nebst F [= 6. buch] (1669) wäre in unmittelbarem zeitlichen und textlichen anschluss an BE ende 1669 und in der 1. hälfte 1670 hergestellt worden¹, ihr folgt dann noch die vierte aufgabe als ‘authentische ausgabe letzter hand’, die ‘stark erweiterte und mit kupferstichen versehene ausgabe D’ (1671), die sich bezüglich des titelbildes und der illustrationen zwar an B–C anschliesst, ‘in sprachlicher und textlicher hinsicht aber durchweg auf A beruht’. Wie man sieht, kommt somit betreffs der editio princeps Kellers ansicht wieder zu ihrem recht, dagegen weicht T. darin von diesem ab, dass er in A ebenfalls eine originalausgabe – keinen nachdruck – erkennt; die demgegenüber von Kurz und Kögel aufgestellte, in der tat ‘abenteuerliche hypothese’ eines verlorenen Ursimplicissimus und der priorität von A, die bis in die letzten jahre ziemlich allgemein geltung hatte, darf heute jedesfalls als endgiltig erledigt angesehen werden. Im ganzen treffen T.s ausführungen über diesen punkt zweifellos das richtige, im einzelnen bleiben aber gewisse unebenheiten. Das über die datierung des beschlusses der Continuatio E s. 18 f. gesagte stimmt offenbar nicht: T. hat bei seiner rechtfertigung des jahres 1668 die monatsangabe derselben – ende april (nicht etwa november oder dezember)! – ausser acht gelassen, denn wenn ‘die ausgabe B’, als ‘G. seine Continuatio fertig hatte’, ‘wenigstens noch nicht ausgegangen war’ und man während des druckes des 6. buches ‘indessen im jahr 1669 gekommen war’, so hätte der letztere ca. $\frac{3}{4}$ jahre in anspruch genommen, man hätte somit zur drucklegung der ersten 5 bücher in der betreffenden officin 3–4 jahre gebraucht; da würde denn doch der verfasser nicht nur die leistungsfähigkeit einer druckerei in der 2. hälfte des 17. jahrhunderts ganz erheblich unterschätzen, sondern er macht auch sein argument von der flüchtigkeit der konzeption des 6. buches völlig illusorisch. Dann wäre aber auch in keiner weise einzusehen, weshalb man die doch nun einmal separat gedruckten ersten 5 bücher so lange unveröffentlicht hätte liegen lassen sollen. Zudem würde damit die ganze aufstellung über A und C hinfällig. An eine an dieser stelle auf jeden fall ganz sinnlose fälschung der datierung ist natürlich nicht zu denken, am wahrscheinlichsten ist mir ein druckfehler für 1669. Über die gesamte erste ausgabe findet sich ausserdem s. 82, fussnote eine im direkten widerspruch zum obigen stehende – übrigens auch in ihrer begründung ungerechtfertigte – bemerkung,

zitiert. Überhaupt vermisse ich in dem langen, die unbedeutendsten kleinigkeiten geradezu pedantisch bessernden druckfehlerverzeichnis (s. VIII f.) eben die richtigestellung der irreführenden und manchmal direkt den sinn verdunkelnden fehler: s. 4, z. 3 v. u. muss es offenbar *J* statt *T* heissen; s. 9, z. 13 f. kann ich nur verstehen, wenn ich *durchaus* oder *völlig* für *allerdings* einsetze, entsprechend aber auch s. 51, z. 14 und s. 153, z. 11 (liegt hier also vielleicht ein falscher sprachgebrauch in der frñhd. bedeutung des wortes vor?), s. 181, z. 7 und s. 209, z. 4 ist das *mehr* zu tilgen, eventuell in *ziemlich* oder *recht* zu bessern.

1) D. h. wenn ich die unklaren ausführungen T.s über diese ausgabe richtig verstanden habe: ich nehme nämlich an, dass s. 19, z. 19 statt *der ersten edition* vielmehr *dieser edition* (d. h. C) zu lesen ist, da ich sonst keinen sinn in den zusammenhang bringen kann (vgl. dazu den zusatz beim stammbaum s. 21), denn die annahme, in C liege eine blosser titelausgabe von B durch vorkleben eines neuen titelblattes bei den restexemplaren von B oder auch neuabzügen des alten satzes vor, ist nach den angaben bei Keller, Kurz und Kögel wohl ausgeschlossen.

falls es nicht wenigstens *ausgabe* statt *aufgabe* heissen soll. Gänzlich unhaltbar ist auch die behauptung (s. 17), dass A 'beinahe gleichzeitig' mit der 1. aufgabe gedruckt sei, da man ein werk, über dessen erfolg man noch gar nichts wusste, doch sicher nicht gleich in zwei aufgaben — und das bloß aus sprachlichen gründen — druckte. Bis zu einem gewissen grad gilt überhaupt auch von T.s ausführungen sein treffendes wort (s. 3), dass durch das hypothetische noch immer 'die situation mehr als nötig verwirrt' ist. Die natürliche zeitliche folge ist: BE: 1668 bis gegen mitte 1669, A: im weitem verlauf 1669, CF: 1670 (jahreszahl auf F wohl nur mechanischer nachdruck der vorlage), D: 1671; dass die 2. aufgabe der 1. etwas rascher folgt als die beiden übrigen, ist eine noch heute geltende erscheinung und ich verstehe den hieran genommenen anstoss nicht.

Eine grundfrage, die nach dem druckort beziehungsweise dem drucker der verschiedenen ausgaben, schiebt der verfasser vollständig beiseite, ja die sache scheint ihm so selbstverständlich oder nebensächlich, dass er nicht einmal das hypothetische andeutet oder auch nur seine gewähsmänner zitiert. Auf veranlassung J. Grimms hin (Serapeum, bd. 17 [1856], s. 175) hat Keller (a. a. o. und Simpl.-ausg. bd. 4 [1862], s. 910 f.) das impressum *Mompelgart* (*Gedruckt bey Johann Fillion*) . . . mit dem hinzufügen, 'als druckort und verleger . . . werde Nürnberg und Fels-ecker anzusehen sein', für fingiert erklärt. Darauf und auf Kurz's ergänzung (Simpl.-ausg. bd. 1 [1863], s. LI, fussnote) weiterbauend, hat dann meines wissens erst Scholte (Grimmelsh.-forsch. s. 64 ff. beziehungsweise s. 58 ff.) die ganze hypo-thesen völlig unzweideutig ausgesprochen und etwas ausführlicher erörtert; einen strikten beweis konnte auch er für keinen teil derselben erbringen, manches fordert direkt zum widerspruch heraus, einiges steht auch mit seinen eigenen angaben nicht im einklang¹. T.s stellungnahme ist ganz unklar: zuerst nimmt er für B und A scheinbar zwei verschiedene drucker (die andeutung s. 17, aber deutlich erst bei der zurücknahme s. 247) — wobei er bezeichnenderweise das 'verlagsrecht' (s. 17) mit der drucklegung verwechselt, beide aber offenbar in Nürnberg befindlich (s. 22 ist von dem 'von nürnbergisch-obd. formen durchsetzten original' d. h. B. und anderseits von gewissen 'übereinstimmungen mit den regeln . . . des Nürn-bergers P. Harsdörffer' in A die rede) — an²; diese kuriose annahme von zwei druckern und verlegern der gleichen stadt und zu gleicher zeit bei ein und demselben werk wird dann in den 'Nachträgen' (s. 247)³ ausdrücklich zurückgenommen und sowohl B als A der nämlichen druckerei (und doch wohl auch verlag) zugesprochen, in der man nach einer schon vorher (s. 246) gemachten bemerkung jedesfalls 'Felß-eckers offizin' erkennen soll. So kommt schliesslich Scholtes anschanung, W. E. Felßecker sei drucker und verleger aller Simplicissimus-ausgaben gewesen, zum klaren durchbruch. Über die bedeutung und den zusammenhang dieser frage mit seiner untersuchung hat sich der verfasser sichtlich keine deutliche meinung gebildet. Im übrigen schliesst er sich auch der durch Kögel (Simpl.-ausg. s. XXVII) angeregten korrektor-hypothese Scholtes (Beitr. bd. 40, s. 303) ohne weiteres an (s. 17,

1) So die (an sich recht unwahrscheinliche) deutung des namens Fillion (s. 70 fussn.) mit dem eintrittsjahr des jüngern Felßeckers ins geschäft (s. 64).

2) Im hauptteil wird dann dauernd einfach von der Nürnberger drucker-sprache als selbstverständlicher voraussetzung gesprochen.

3) Diese ganze berichtigung ist überhaupt, wie immer in solchen fällen, eine crux, weil sie in ihren consequenzen verfolgt einen teil der in der einleitung ge-machten aufstellungen wiederum aufhebt.

s. 22, s. 245 f. und durchgehend in der sprachlichen untersuchung). Ich hatte, durch die vorliegende arbeit angeregt, zuerst den versuch unternommen, dieser druckerfrage auf sprachlichem weg einigermaßen beizukommen; um es aber gleich zu sagen: ich sah mich immer mehr im kreis herumgeführt und kam zuletzt zu einem glatten 'Non liquet'. Immerhin halte ich den schon von Kurz (a. a. o.) gewiesenen weg für den richtigen: eine scharfe trennung von verlagsort und druckort beziehungsweise von verleger und drucker. Mag man das impressum für fiktiv, Felbecker für den schon anfänglichen verleger halten – mir scheinen auch diese beiden punkte noch nicht erwiesen –, der drucker beider ausgaben kann er meiner ansicht nach mindestens nicht gewesen sein; das ergibt sich für mich gerade aus der vorliegenden darstellung. Was diese untersuchung mit völliger klarheit erweist, ist: die 1. ausgabe (B) zeigt einen ausgesprochen oberd., die 2. (A) ihr gegenüber einen ebenso ausgesprochen md. sprachcharakter. Scholte (Beitr. bd. 40, s. 268 ff.) ist mit feinem gefühl von den syntaktischen veränderungen in A ausgegangen, die natürlich – wie auch die fremdwortverdeutschungen – nicht auf den drucker zurückgehen können; besonders ins gewicht fällt bei seiner untersuchung der parallelismus mit den Courageausgaben, doch bliebe erst noch festzustellen, wie weit sich dieser auch bei den lauten und formen erstreckt. Trotz allem kann ich nicht glauben, dass zwei sprachlich so verschiedene drucke vom gleichen druckort stammen und aus der gleichen presse hervorgegangen sind. Mit dem 'archaischen charakter' der änderungen und dem bewussten anschluss an die Luther-sprache durch einen korrektor in A, womit T. sich wiederholt zu helfen sucht, kommt man nicht durch. Formen wie das ausgesprochen dialektische *geflegt* (s. 121), *zeuch* (< *zeug* B) (s. 140 unten), das nd. *flagge* (s. 145) und besonders das isolierte praet. *verbleib* (s. 195) können nicht als 'zielbewusste änderungen' (s. 22) – wohl gemerkt: änderungen gegen B! – und als solche auch nicht als auf den md. heimatdialekt Grimmelshausens zurückgehend, sondern nur als entgleisungen eines md. setzers erklärt werden. Überhaupt erscheint das verfahren des 'korrektors' von A durchaus nicht immer, wie T. gelegentlich selbst zugesteht (wie s. 25, s. 78), so 'zielbewusst' (vergl. z. b. s. 33 über *trucken*: *trocken*). Umgekehrt scheinen in B spuren des alem. druckorts – die Mömpelgarter druckersprache Jac. Foillets stimmt nach meinen untersuchungen zur gleichzeitigen elsäss., – nachweislich zu sein: ausser dem häufigen *wü*- < *wi*- (s. 37) und entrundeten *i* (s. 58 f.) der isolierte monophthong in *verglich* (subst.) (s. 40 unten), wo von einer 'ablautsform', da ja kein altes *ei* zugrund liegt, keine rede sein kann, das ebenso isolierte *stahn* (s. 207), das regelmässig zweisilbige *ohne* (s. 98) (vgl. Behaghel⁴ § 201), die echt elsäss. *Lüttig* (s. 138) und *fröhligem* (s. 140) (vgl. Beitr. bd. 13, s. 236 f., § 71). Die sprache von B fortwährend in beziehung zur hess. ma. des autors zu bringen, geht überhaupt bei deren ausgeprägt oberd. charakter nicht an, um so weniger als dieses hess. öfter sogar gegen B zu A stimmt (wie z. b. bei dem öftern *ä* für mhd. *ë* in A gegen *e* in B [s. 25 f.]). Schwierigkeiten macht das häufige *ai*, *äi* (s. 40, bes. fussn.) in beiden drucken: aus Felbeckers officin kann es nicht stammen, da dieser ja aus Bamberg (nicht aus Bayern oder Schwaben) nach Nürnberg kam (Scholte, Grimmelssh.-forsch. s. 61 f.); denkbar wäre, dass ein Mömpelgarter drucker, der so gut wie Foillet württemb. hofbuchdrucker sein konnte, es aus dem schwäb. stamm-land dort eingeführt habe, wahrscheinlicher ist es aus dem manuskript des verfassers in den druck gekommen (vgl. Zeitschr. bd. 46, s. 35 ff.). Warum hat aber der korrektor gerade dieses dem Harsdörffer-kreis und überhaupt der damaligen Nürn-

berger druckersprache ganz oder zum mindesten in diesem umfang, noch mehr aber der Luther-sprache fremde *ai* völlig unbeanstandet gelassen? Beachtenswert und zugleich bezeichnend sind die mehrmals von T. angezogenen parallelen mit Baeseckes untersuchung über die sprache Opitz's (so s. 34, s. 121): hier handelt es sich ja tatsächlich um unterschiede zwischen alem. (Strassburger) und ostmd. (Breslauer) druckersprache. Die weite entfernung der beiden druckorte von B und A, die eine versendung des originalstockes wegen der kürze der zeit unmöglich und auch unrentabel machte, ist für mich auch — nachdem infolge der von Scholte und Törnvall beigebrachten gründe die annahme eines unberechtigten nachdrucks ein für allemal erledigt ist, — die einzig ungezwungene erklärung, warum A und nur A einen nachschnitt für das titelbild benutzte; denn dass sich im 17. jahrhundert ein drucker beziehungsweise verleger bloss wegen der orthographischen marotte eines korrektors, wie T. will (s. 247), die kosten eines neuen schuittes anferlegt hätte, ist nicht denkbar, da hierbei durch übertragung moderner verhältnisse einer orthographischen einzelerscheinung eine bedeutung beigegeben wird, die jener zeit vollständig fremd war. Im übrigen ist im auge zu behalten, dass Grimmelshausen seine früheren werke durchweg anderswo verlegte und drucken liess (s. Scholte a. a. o. s. 71 f. und s. 155, wo dies aber verschleiert wird) und vor 1670 beziehungen desselben zu Felbecker überhaupt nicht nachgewiesen sind (s. Scholte s. 59 f.), dass der ältere Felbecker als drucker nur bei einem einzigen Grimmelshausen-werk einwandfrei feststeht (Scholte s. 59 f., unrichtig dagegen s. 71 oben [vgl. s. 60 unten] und dass dieser selbst als verleger anderwärts (Fulda, Altenburg) drucken liess (Scholte s. 60, dessen begründung selbstverständlich in keiner weise stichhaltig ist). In betracht zu ziehen wären ausserdem noch die papierfrage (vgl. Kögel s. XXIII), viel weniger in so später zeit die typenfrage (ebenf. Kögel a. a. o.), eher vielleicht die schriftspiegelverhältnisse; doch wäre dazu fachschulung in diesen dingen unbedingt nötig. Wie gesagt: ich wollte anfänglich die ganze frage ausführlich und systematisch erörtern; da mich dies jedoch immer weiter über den rahmen einer besprechung führte und ich trotzdem zu keinem festen ziel gelangen konnte, so mögen diese paar andeutungen genügen. Ausserdem fehlt noch der grösste teil der notwendigen vorarbeiten und wird noch in absehbarer zeit fehlen (eigene darstellung der sprache von B, Grimmelshausens handschriftliche sprache, überhaupt alle untersuchungen über die druckersprachen in der 2. hälfte des 17. jahrhunderts) und ist selbst dann wegen des starken verfalls und der nur mehr ziemlich geringen unterschiede der druckersprachen jener epoche das resultat recht zweifelhaft. Man darf höchst gespannt sein, was Scholte in seinen angekündigten arbeiten über diesen punkt bringen wird¹. Einstweilen halte ich das problem für ungelöst und — unlösbar.

Die sprachliche untersuchung selbst einschliesslich der beherrschung der einschlägigen grammatischen probleme und literatur² ist vorzüglich. Nicht sonder-

1) Korr.-note: Auch in seiner letzten abhandlung in der Zeitschr. f. bücherfreunde, Neue folge 12. jhg. (1920/21), hauptbl. s. 9–21, die nur eine mehr populäre zusammenfassung seiner früheren arbeiten unter geringer bezugnahme auf die vorliegende untersuchung ist, hat er indess keine neuen gesichtspunkte zu dieser grundlegenden frage beigebracht.

2) Vermisst habe ich im verzeichnis nur Rich. Müllers schulprogramm: 'Die sprache in Grimmelshausens roman 'Der abenteuerliche Simplicissimus', I. teil, Eisenberg 1897, worin ich diese jedoch entgegen Scholte (a. a. o. s. 115) nicht eben 'mit anerkennenswerter genauigkeit beschrieben' finden kann, da die arbeit durch

lich praktisch und übersichtlich finde ich die anordnung des stoffes. Vielleicht wird im hinblick auf den buchumfang bei oberflächlicher betrachtung die meinung laut werden, der verfasser hätte statt der bis in jede einzelheit vollständigen vergleichung sich durch auswahl der wichtigsten unterschiede beschränkung auferlegen sollen; durch die vollständigkeit wird aber die bei einer — auch der besten — erstarbeit besonders gefährliche subjektivität ausgeschaltet und eine völlige sicherheit bietende benutzung des materials gewährleistet. Wie wichtig bei den verwickelten Grimmelshausen-problemen gerade einzelheiten werden können, dürfte aus dem vorher gesagten hervorgehen. Das buch hat vielmehr eben darum, dass es ganze arbeit gemacht hat, bleibenden wert für die forschung und steht überhaupt in jeder beziehung weit über den wenigen bisherigen, (ausser der unten erwähnten) durchweg auch nur einzelne kapitel behandelnden untersuchungen zu Grimmelshausens sprache.

Von einzelheiten greife ich zum schluss noch folgendes heraus: Wendungen wie 'A führt die schriftspr. form wieder ein' (s. 32), zeigt 'unverkennbare annäherung an die uhd. gemeinsprache' (s. 118) nsw. sind unklar und irreführend, weil sie einen damals noch nicht existierenden faktor einführen; es sollte dafür nur von den jeweiligen schriftdialekten — meist also den md. — die rede sein. Über *i* und *e* (s. 30 f.) vgl. Beitr. bd. 41, s. 437 ff. *vermögen*, *möglich* in A (s. 33) sind keine 'altertümliche tendenz' des korrektors, sondern im md. (bes. westnd.) und bayr. (auch nürnb.?) noch oft vorkommende formen (vgl. Bahder s. 197), während speziell das alem. (und schwäb.?) früh die *ô*-form von B bevorzugt. Die synkope in *gmug* (s. 52 f.) beruht auf dem mhd. synkopierungsgesetz (Paul⁷ § 61, Weinh. §§ 79–80) und ist auch bei den md. prosaisten des 17. jahrhunderts durchaus gebräuchlich (z. b. auch Spee [vgl. Zeitschr. bd. 46, s. 44] und Schottel). Ebenfalls auf das mhd. synkopierungsgesetz gehen die änderungen von nachtonigem *-ven*, *-len* > *-rn*, *ln* (s. 56) und auch in dritter silbe stehendem *-erem*, *-eren* > *-erm*, *-ern* (s. 62) zurück (Paul § 60, Weinh. §§ 18, 78 und 80), dessen nachleben in den erstern fällen ich noch öfter in drucken des 17. jahrhunderts beobachtet habe, während es in den letztern — wohl mehr unter einfluss des Behaghelschen gesetzes (§ 191) — eine gewöhnliche erscheinung ist. An ein numeraldifferenzierungsgesetz kann ich schon hier nicht recht glauben, noch viel weniger aber betreffs der auss tossung des mittelsilbigen vokals bei *-en*-, *-er*- (s. 58 ff.); denn zur kennzeichnung des numerusunterschieds kann doch immer nur die letzte silbe d. h. die endung, nicht die mittel- d. h. die wortbildungssilbe dienen, die 'zahlreichen ausnahmen' gibt ja auch der verfasser (s. 64) zu. Das häufige erscheinen des thematischen *-e*- beim praet. der schw. verba mit liquidem stammausgang (s. 71 f.) darf nicht mit dem sprossvokalischen *e* zwischen *r* (nie *l*!) und nasal einsilbiger wörter (vgl. über dessen mundartliche verbreitung auch H. Reis, Deutsche maa., 1912, s. 61 f.) in zusammenhang gebracht werden, da sich dieses nur am wortende und aus einem sonanten entwickelt; das mhd. gesetz hat im frnhd. längst nicht mehr, beziehungsweise hatte im md. überhaupt nie als solches geltung, sondern infolge der vermischung

ihren ganz verfehlten standpunkt (lediglich verzeichnung von abweichungen gegenüber der heutigen schriftsprache), ihre oberflächlichkeit (vgl. dazu gleich den widerspruch: B ein 'sehr verunstalteter nachdruck' [s. 6] und 'B und A' 'in Nürnberg bei Felßecker . . . erschienen' [s. 7]) und unübersichtlichkeit ein völlig verschobenes bild der sprache der zugrund gelegten ausgabe A (!) gibt, wie jetzt vor allem der vergleich mit T. leicht erkennen lässt.

der verschiedenen klassen kann überall der themavokal stehen oder fehlen (vgl. Behaghel § 200, 1 und § 330, 2-4, auch Paul § 102). Die annahme, dass im hess. zur zeit Grimmelh.s das einfache (nur schwache?) praet. 'noch lebendig gewesen' sei (s. 96, fussn.), ist ganz unzulässig und die begründung nicht stichhaltig; die umschreibung ist in der schriftlichen niedersetzung nie und nirgends durchgedrungen und als 'formen der schriftsprache' gelten eben im oberd. und westnd. noch übers 17. jahrhundert hinaus (im 16. jahrhundert auch im ostmd.) -et und -(e)te unterschiedslos nebeneinander. In fällen wie *ein stumm* (s. 181) liegt nicht inflektierte, sondern schwache form vor (s. Paul § 210). Das zitat über -unde (s. 209, fussn. 2) ist missverstanden, da a. a. o. nur von der bewahrung des vollvokals, nicht des auslauts-e die rede ist; vgl. statt dessen Kehrein bd. 3, §§ 7, 39 und besonders 147,5; Behaghel § 191,5. Auffällig ist die regelmässige schreibung Ack. (auch ausgeschrieben Akusativ s. 188). Zu erwähnen wäre noch die ausdehnung des ausdrucks frhd. auf die 2. hälfte des 17. jahrhunderts — also wieder eine etwas andere verwendung des begriffs (vgl. Zeitschr. bd. 49, s. 140).

Nicht verstehen kann ich, was mit den 'beziehungen, die zwischen dem Simplicissimus und den schriften des Aegidius Albertinus bestehen' sollen (s. 246), gemeint ist. Der zusammenstellung nach hat der verfasser hier doch offenbar nicht literarische, sondern sprachliche zusammenhänge im auge — letzteres ist aber (ich habe mich eben länger mit der Münchner druckersprache des 17. jahrhunderts beschäftigt,) ganz ausgeschlossen.

Nachtrag: Die verwickelte frage nach den druckern der ersten Simplicissimus-ausgaben ist nun seit der niederschrift obiger gedanken im sommer 1918 durch H. Borcherdts geistreiche abhandlung über 'Die ersten ausgaben v. Grimmlshausens Simplicissimus', München 1921, in ein neues stadium getreten, wobei der verfasser zu meiner freude z. t. zu ähnlichen anschauungen kommt; ein näheres eingehen auf diese ist hier leider nicht mehr möglich. Durch A. Bechtolds mitteilungen über die anzeigen von 'Grimmlshausens schriften in den messkatalogen von 1660-1675' im Euphor. bd. 23 (1921), s. 496-99 ist indess gleich darauf die sache noch weiter kompliziert worden. Auf jeden fall muss aber nochmals betont werden, dass eine scharfe unterscheidung zwischen drucker und verleger, deren wohnorte schon im 16. und 17. jahrhundert oft sehr weit aneinander lagen (Basel-Wien, München-Köln seien nur als extrembeispiele angeführt,) — selbst wenn letztere eigene sehr bedeutende offizinen besaßen, — zu machen ist.

MÜNCHEN.

V. MOSER.

Leipziger schöffenspruchsammlung. Herausgegeben, eingeleitet und bearbeitet von **Guido Kisch**. (Quellen zur geschichte der rezeption. I. bd.) Leipzig 1919, S. Hirzel. XVI, 126*, 655 s. 45 m.

Dieser monumentale band eröffnet ein unternehmen, welches das im rahmen der 'Sächsischen forschungsinstitute in Leipzig' bestehende 'Forschungsinstitut für rechtsgeschichte' unter der leitung von Adolf Wach ins leben gerufen hat. Die für das gesamte geistige leben des deutschen volkes so bedeutungsvolle. so tief dahineinschneidende rezeption des römischen rechtes soll neues licht erhalten, ihre ursachen und ziele, in betreff deren wir bisher, trotz allen scharfsinnigen vermutungen und forschungen, über Stölzel kaum hinausgekommen sind, sollen an der hand unerschlossenen materials blossgelegt werden. Damit wird, parallel zu Konrad Bur-

dachs weitausgreifenden forschungen, die ringende und gärende übergangszeit vom mittelalter zur reformation uns, den nachfahren, im ganzen und im einzelnen klarer werden und tieferes verständnis finden. Deshalb muss auch der germanist mit dem rechtsgeschichtlichen unternehmen von seinen gesichtspunkten aus sich befassen und wird nicht ohne nutzen für eigene erkenntnis solche arbeit leisten.

Die geschichte der rezeption des römischen rechtes in ganz Deutschland kann nur dann verstanden werden, wenn die landschaftlichen anteile blossgelegt und ge- deutet sind. Dies haben auch die leiter des neuen unternehmens erkannt — Guido Kisch, der sich bescheiden als solcher nicht nennt, dürfte wohl bei der aufstellung des planes ein grosses verdienst zuzuschreiben sein — und demgemäss ihre unter- suchungen mit dem obersächsischen recht begenen.

1523—1524 stellte ein mitglied des Leipziger schöffensstuhles für eigenen gebrauch aus handschriftlichen und gedruckten sammlungen und rechts- büchern eine kompilation von schöffengerichtlichen entscheidungen zusammen, die in der hs. *M 20* der sächsischen landesbibliothek zu Dresden erhalten ist. Der sammler bezeichnet sich einmal nur mit den initialen *A. B.* Vielleicht liesse sich bei einer durchsicht der Leipziger schöffenslisten jener zeit daraus sein name erschliessen; es ist nicht ersichtlich, ob Kisch den versuch gemacht hat.

Diese sammlung von schöffensprüchen, deren ältester von 1350 her stammt, die letzten aus der zeit des sammlers datieren, legt Kisch in einem sorgfältigen kritischen abdruck, mit ausgezeichnete einleitung¹ und trefflichen registern vor. Es ist nur zu bedauern, dass nicht eine photographische nachbildung einer hs.-seite geboten ist; man ist doch recht begierig, die von Kisch charakterisierte ungelenke schreiberhand selbst sehen zu können. Auch halte ich es für durchaus erforderlich, dass in jedem hss.-verzeichnis, auch dem bloss registrierenden, stets zeit und (wenn möglich) herkunft der einzelnen hs. angegeben, anstatt dass der leser auf mitunter weit entfernte literatur verwiesen oder gar auf eine zukünftige publikation ver- tröstet wird.

Mit den editionsgrundsätzen (s. 112* ff.) kann man sich nur einver- standen erklären. Bedauerlich erscheint indes, dass die sprachlichen abweichungen anderer hss. nicht in den apparat aufgenommen wurden; für die erforschung der deut- schen rechtsprache hätte es doch recht ergiebig sein können, wenn parallele formeln und wörter zu verzeichnen gewesen wären. Mit freuden habe ich von Kischs ab- sicht kenntnis genommen, dass er einer späteren veröffentlichung über den oberhof Magdeburg kartenskizzen mit verzeichnis sämtlicher orte begeben will, deren rechtsverkehr mit Magdeburg und Leipzig urkundlich bezeugt ist. Vor mehreren jahren habe ich schon dieselbe forderung erhoben², und sie ist auch in der mir

1) Einen heutzutage häufig geübten editorischen misstand rügt Kisch meines erachtens mit vollem recht: 'In älteren und neueren quellenpublikationen verbreiten sich die herausgeber in den einleitungen bald mit grösserer, bald mit geringerer aus- führlichkeit über den inhalt der von ihnen bearbeiteten quellen. Soweit er nicht notwendig für die quellengeschichte herangezogen werden muss, möchte ich einem solchen verfahren allgemein jede wissenschaftliche berechtigung absprechen. Denn die für jede wissenschaftliche forschung zu fordernde gründlichkeit kann nur durch spezialuntersuchung und in monographischer darstellung erreicht werden. Es mag entsagungsvoll erscheinen, diese oder jene bemerkenswerte beobachtung oder schluss- folgerung in einer bescheidenen anmerkung niederzulegen. Entschliesst man sich jedoch nicht zu eingehender kommentierung, dann wird dies der einzige weg sein, der die wissenschaftlichkeit nicht gefährdet.' (s. 110* f., anm. 1).

2) Deutsche geschichtsblätter 18 (1917), s. 98: [es wäre von interesse zu er-

damals unbekanntem Greifswalder dissertation von Werner Bötticher über die 'Geschichte der verbreitung des Lübschen rechts' (1913) angewandt worden.

Ich habe noch selten eine im druck so fehlerlose edition in der hand gehabt, wie diesen dicken band. Nur s. 78 z. 14 ist *angegriffen* zu lesen. Auch die anmerkungen stehen an richtiger stelle. Ich hätte auf s. 378 zu nr. 523 bei dem *margraven Friderich* auf Friedrich den streitbaren von Thüringen (1381–1428) hingewiesen (vgl. die anmerkung 2 auf s. 434), zumal da hierdurch der spruch zeitlich fixiert wird.

Dagegen möchte ich auf einen übelstand aufmerksam machen, der besonders für die register und für jede art von zitierung lästig fällt: das fehlen der zeilenzählung auf den textseiten. Im register sind daher die einzelnen worte nach den nummern der sprüche zitiert; manche sprüche erstrecken sich aber über mehrere seiten, so dass in ihnen ein wort zu finden grosse zeitverschwendung erfordert. In den folgenden bänden wird dieser fehler hoffentlich beseitigt sein.

Die register sind sorgfältig gearbeitet. Aber (und auch dies gilt für die zukunft) *f* und *r* sind unter einem buchstaben zu vereinigen, nicht gesondert nach modernem gebrauch zu behandeln. Die trennung führt zu unzuträglichkeiten, die lediglich aus der orthographie des schreibers herrühren. Hier muss man z. b. *volgen* und seine sippe unter *r* suchen, nur weil der schreiber der hs. *M 20* diese wörter mit anlautendem *r* schreibt; in merkwürdiger inkonsequenz dazu steht *fronen* unter *f*, trotzdem es in der hs. fast stets mit *r* geschrieben ist. Ich möchte auch zu bedenken geben, ob nicht eine trennung von wort- und sachregister vorzuziehen ist. Diese ausstellungen sollen aber den wert der register nicht im mindesten herabwürdigen; ich weiss die in ihnen steckende riesenarbeit wohl zu schätzen und möchte nur, dass sie ein nächstes mal noch vollendeter zustande käme.

Die sprache der hs. ist 'mitteldeutsch', wie Kisch richtig sagt. Sie lässt sich aber noch enger als 'obersächsisch' lokalisieren. Wir finden einerseits: *pillich*, *gepunden*, *piev*, *kegen*, *gefenknus*, *troen*, *tar*; anderseits: *Dhomas*, *eldern*, *merglic*. Lautlich steht häufig entrundung des *ö*, *ü* und *o*: *schweren*, *Pessneck*, *wirdig*, *Lobeschitz*; *ap* (statt *ob*), *ader* statt *oder*, oder verdampfung des *a*: *doheim*, *doselbst*, *noch* (statt *nach*). Allerdings ist der schreiber nicht konsequent, sondern es stehen formen wie *weib* und *weip*, *torst* und *dorst* (= *frevel*), *kegen* und *gegen* nebeneinander. Wechsel von *b* zu *w*: *Eschewoch* (statt *Eschenbach*), *schöpfenwar* (statt *schöpfenbar*), *Worlin* (statt *Borlin*).

Leider hat Kisch, zu getreu der hs. folgend, den umlaut nur gesetzt, wo ihn auch der schreiber setzte, und nicht in rechnung gezogen, dass die konsequente umlautsschreibung recht neuen datums ist, so neuen, dass man eine zeitlang sogar dem mittelniederdeutschen den umlaut absprechen wollte, weil er grösstenteils nicht geschrieben zu sein schien. Die ausgabe eines textes des XVI. jahrhunderts muss da aber bessernd eingreifen; formen wie *schuler*, *sunen*, *konig* (man vgl. auch im register s. 615 die zusammensetzungen mit *uber-*!) durften nicht stehen bleiben. Das scheint mir auch für die eigennamen von bedeutung. Denn namen wie *Doring*, *Gotze*, *Kokeritz*, *Mockeritz*, *Mulendorff*, *Mulner*, *Muntz*, *Schonan*, *Schroter*, *Sorgel*, *Topfer*, *Tumpel* haben doch wohl nur mit den umgelauteten formen geltung.

fahren,] 'wo die einzelnen stadtrechte in geltung standen, wieweit sie sich erstreckten, bei wem die kleineren städte zu haupte giengen, kurz eine (meinetwegen rein schematische, vielleicht kartographische) übersicht der verteilung der geltenden rechte im mittelalterlichen Niedersachsen.'

Ich möchte gleich bei den eigennamen¹ bleiben, um die bedeutung dieser rechtsquelle für die deutsche philologie zu erweisen. An vornamen ist mir neben dem bei einem bauern seltenen *Donat*, der wohl auch nur dem gelehrten juristen seinen ursprung verdankt (s. 212, z. 11, nr. 264), und dem typisch obersächsischen *Apitz*, der seltene *Arnag* (*von Waldenburg*, 1451–1470; vgl. auch Cod. dipl. Sax. reg. II, 14. 3, s. 585) aufgefallen. Dass wir uns im kolonialland befinden, bezeugen die nicht seltenen slavischen namen² wie *Beida*, *Lamatzs* (*Lomantzs*), *Supan*. Berufsbezeichnungen sind ursprünglich *Artzt*, *Brotesser* (= knecht s. u.), *Landtknecht*, *Rampfüter*, *Reisiger*, *Schützmeister*, *Silberschmelzer*, *Spornier*, *Spreier*, *Wagenknecht*, *Wiesenroigt*. Geistlichen vorstellungskreisen entstammen *Apt*, *Babest*, *Bropitzsch* (< Propst), *Pilgeram*, *Satan* (volksetymologisiert < *Skeitan*). Übernamen bilden ebenso ursprünglich *Frau Atszch*, *Golden* (*Gulden*), dazu *Heller* und *Zehrpennig*, *Haselwach* (?), *Inbecher*, *Kermess*, *Lobetantz*, *Misthacken*, *Mölnickel*, *Pauersang* (ortsname?), *Schultermöller*, *Sehkorb* (= *Seekalb*?), *Seusse*, *Silbersack*, *Wildfeuer*. Zu den übernamen gehören auch die imperativbildungen *Deckenkue*, *Findenheller*, *Merchnane* (oder ortsname?), *Schirmstern* (?), *Schüttenwürfel*, *Sehkorn* (= säe korn), *Suchhaupt*. Latinisiert finden sich, wohl erst durch die gelehrten juristen, *Crosius* (< *Gross*), *Blasius* (der gleichbedeutend mit *Blasing* und *Blesing* gebraucht wird), *Glorius*. Neben *Nickel* steht gleichberechtigt *Nitzsch*; überhaupt kommen, dem obersächsischen dialekt entsprechend, die koseformen auf *-tsch* häufiger vor, z. b. *Rentsch*, *Rultsch*, *Stautsch* (wohl, wie *Statze*, < *Statius*), *Zeische* (< *Zacharias*?). Auch der name *Heiman* (*Hayman*), der heutzutage vielfach für jüdische familien gebräuchlich ist, wird zweimal angewandt (< *Heinemann*). Die juden heissen *Abraham*, *Isauk*, *Jordan*, *Josse*, *Lasar*.

Neben den eigennamen gewähren die münznamen *driling*, *groschen*, *heller*, *mark*, *pfennig*, *pfund*, *schilling*, *schock*, *schwertgroschen*, *wisepfennig* dem numismatiker manche ausbeute, zumal die sächsische münzreformtion in einigen rechtsfällen (nr. 259–261) eine wichtige rolle spielt. Und der metrologe kommt bei *acker*, *alle*, *gewende*, *meile*, *rute*, *scheffel* und den fortwährenden massfestsetzungen nach Magdeburger und Leipziger recht auf seine rechnung. Beispiele für pferdebezeichnungen bieten *graupferd* und *rotpferd* (s. 86, nr. 18).

Den philologen zieht daneben vor allem das wortmaterial an, das in den sprüchen niedergelegt ist. Germanisten der juristischen wie der philologischen observanz haben sich ja endlich zur ausarbeitung eines 'Wörterbuches der deutschen rechtsprache' zusammengeschlossen; aber nach erfreulichem beginn droht es infolge der ungunst der äusseren verhältnisse wieder auf jahre hinaus stecken zu bleiben. Als mitarbeiter des 'Rwb.' interessierte mich daher der rechtssprachliche stoff, und ich möchte einige beobachtungen darüber hier vorlegen, wobei ich von den streng juristischen termini₃ absehe.

Zunächst fehlen in der 1. (bisher einzigen!) lieferung des 'Rwb.' zwei worte: *abgesprechen* = *absprechen* (s. 444, z. 10–11, nr. 630: *ap ich icht meins guts neher sei zu behalten, dan mirs kein man abgesprechen moge*) und *abgezwingen* (s. 467, z. 5–4 v. u., nr. 663: *wan ir das jemand mit rechten abgezwingen muge*). Überhaupt ist die bildung mit den vorsilben *ge-* und *ver-* eigentümlich und sehr häufig (z. b. *geündern*, *gedingen*, *gedrängen*, *geiden*, *geneinen*, *gerechten* [= vor gericht beweisen],

1) Ich erwähne hier nur diejenigen, die sonst überhaupt nicht oder nur selten vorkommen.

2) Einmal kommt auch *kolitsch* 'kuchen' (slavisch) vor.

geweldigen, gewissen [= beweisen], *gezicht* [= beschuldigung] — *verdempfen* [= ersticken], *verfachen* [= ablegen], *verfreimarkten, vergenügen, verjaworten, verkummern, verleinkaufen, verloben* [= geloben], *vermahnen, verrecken, verschlagen* [= vernichten], *verteilen* [= durch urteil absprechen], *verteuern* [= schätzen], *vertragen* [= befreien], *vervullekoren, verwissen* usw.). Das 'Rwb.' wird lehren, inwiefern diese wortbildungen der rechtssprache speziell oder der frühneuhochdeutschen sprache überhaupt eigen sind.

Indes abgesehen von ausdrücken, welche der rechtssprache im besonderen angehören, finden sich auch solche, welche unseren lexikalischen wortschatz zu bereichern imstande sind. Auch hier wieder will ich der zweckmässigkeit halber alphabetisch vorgehen: *armer mann*, unfreier, eigener mann. — *ausländisch*, in der fremde lebend. Gegensatz dazu *anheimisch* oder *einländisch*. — *bidermann*, unbescholtener mann (mitunter dem begriff des gentlemen, des kavaliere entsprechend). — *brot*, haushalt. Davon *brotesser*, dienstbote; vgl. D. wb. II, sp. 403 (*die sein gebrotessen nicht sein*: s. 575, z. 13, nr. 819, mitte des XV. jahrhunderts; *seinen gebröthen knecht*: s. 356, z. 17, nr. 498). — *entenene*, berauben; vgl. D. wb. III, s. 510: *enteinen* (berauben und *entenene* formelhaft; s. u.). — *entzweitragen* (*was vermag sulche verpindung mit verkaufen entzweitragen*: s. 174, z. 15 f., nr. 195.) — *erbkretzschar*, bezeichnend für Sachsen. — *erbmöller*. — *gemante tochter*, mannbare tochter. — *gemeine* setzt Kisch in spruch nr. 503 = almende. Mir scheint dies wort indes immer die dorffgemeinde zu bedeuten. — *geschäfft*, euphemistisch für ehelichen beischlaf (nicht für männliche geschlechtsteile) in spruch nr. 725, s. 516, z. 3. — *hoffnung*, anwartschaft. — *hurensohn, katzensohn, kebskind* als schimpfworte. — *ingetume*, 1. hausrat, 2. eingeweide. — *kaut*, tausch. Davon *verkauten, verkautung*. — *kirchenwart*, kirchenvorsteher. — *krone*, tonsur. — *örtern*, teilen. — *peinschrotige wunden*. — *pfänter*, pfandherr. — *schlafhaftig gemach*, schlafgemach. — *schuchprecht* heisst die schuhmacherinnung im spruch der Magdeburger schöffen (nr. 563, XV. jahrhundert); in den Zwickauer und Görlitzer hss. steht dagegen *schuster*. — *selbsturbig vich*, von selbst gestorben. — *stritzen*, junge pferde, s. *unbesilt*. — *überjerig*, verjährt; sowohl von dem verbrechen wie von dem tater gesagt. — *überlei*, überschuss. — *unbesilte pferde* sind pferde, die noch nicht in den sielen gehen, *stritzen, die teglich zu felde laufen und man noch nicht eingespannet*: s. 144, z. 16 f., nr. 134. Gegensatz *gesülte pferde*: ebda. z. 25. — *unee*, konubinat. — *ungericht*, ungerechtes, unzuständiges gericht. — *ungeschichte*, unglücklicher zufall. — *unrat, unheil, nachteil*. — *uncilligen*, feindseligkeiten verüben. — *verfetiglich*, frevelhaft. — *vertraut*, verlobt. — *volmunt*, fundament. *Darnach pauenten wir und legenten ein volmunt auf dieselbe hofstatt und maurten den mit steinen*: s. 356, z. 13 f., nr. 498. — *waldenbergen* erklärt Kisch als: gewalttaten begehen; dazu das subst. *waldenberger*. Sollte nicht aber ein ortsname darinstecken und dann eine ursprüngliche lokalverspottung, infolge des anklanges an *gewalt*, sich zum allgemein gebrauchten wort in bestimmter bedeutung ausgewachsen haben? — Zu *wissieber* vgl. Otto Stobbe in der Zeitschr. f. rechtsgesch. 13 (1878), s. 236.

Nächst solchen einzelnen ausdrücken sind für die deutsche rechtssprache und weiterhin für die gemeinsprache von belang die formelhaften ausdrücke, die sich mit zähigkeit zum teil aus den altgermanischen rechten fortgeerbt haben; formal ist für sie charakteristisch, dass sie denselben begriff durch zwei synonyme wörter wiedergeben, um durch die wiederholung besonders eindrucksvoll auf den hörer zu wirken. Da finden sich einmal alliterierende formeln: *gericht über hals und hand* — einen übeltäter *hausen und hofen* (ein andermal *hausen und*

zeren) — zu hause und zu hofe heimsuchen — haut und haar — mit schild und schwert — gang und gebe — volger und geferte (daneben volger und anheber, volger und helfer) — unterkomen und unterstehen — an veränderten steten und stellen — ein geistlich und gegeben man — abtun und endern. Ich übergehe dabei die überaus zahlreichen zusammenstellungen von wörtern, die mit un-, be-, aus- oder ver- anlauten, um noch zwei beispiele für gereimte formeln zu geben: rat und tat — bezichtigung und berichtigung. Schliesslich prosaische formeln: bei gerochenem feuer und geschlossener tür (vgl. Homeyer, Der richtsteig landrechts, s. 535 'bei zugedecktem feuer, zur nachtzeit') — brief und siegel — bei treuen und eren — mit finger und zunge — fug und wandel oder wandel und abtrag (= geldbusse) — stock und galgen oder stock und banden — mit hand und mund — jahr und tag (sehr reiche belege; s. reg.) — ror richter und schöffen und gehegter bank oder auch nur vor gericht und gehegter bank — recht und gesetz — zug und frist oder tag und frist — mit zeuge und kundschaft — der antwort los und vertragen sein — buss und leiden — sünlich und friedlich — mit gerüft und geschrei oder mit gerüft und mit zetergeschrei — bei tag und sonnenschein — berauben und entenen — verzeichnen und schreiben.

Schon in einer reihe dieser formeln tritt die reiche bildersprache des altdeutschen rechtes schön zutage. Noch schärfer prägt sie sich aus in wendungen wie: den wittibstuhl verrücken — die vier wände beschreiben (vom neugeborenen kind) — das recht über feld holen — das recht schieben — im landrecht sitzen oder sterben — in seiner mutter schoss erben — überzeugen noch in der alten sinnlichen bedeutung (s. 79 z. 16 fehlt im reg. s. 615a, wo weitere stellen stehen); ebenso entschuldigen (nr. 111) und heimsuchen (vgl. die rechtsfälle nr. 777 und 786, welche die ursprüngliche wörtliche juristische bedeutung klar erkennen lassen). Auf die ursprüngliche art des hausbaues wirft die phrase in seinen vier pfählen licht.

Von den formeln zu den symbolen. Auch für die versinnbildlichung des rechtlichen gedankens durch äussere zeichen und gebärden erscheinen lehrreiche beispiele: die beweisstücke werden dem täter angebunden (nr. 443, 683); aufgebot auf dem kirchhof und markt vor allen leuten (nr. 452); das gelöbnis oder den eid staben (nr. 232, 292, 450); auflassung mit einem reis (nr. 657); kerbhölzer als beweis für geschuldetes geld (nr. 259); trunk beim kauf, lein- oder leitkauf (nr. 18, 452); über das bettbrett geben (nr. 68); auslieferung der gerade beim tode der frau (nr. 136: *Und wu dem man sein weib sturb, das er iven spilmogen die gerade sol geben, so müssen sie dem manne sein bett bestellen, als es stund bei seines weibs leben, den tisch mit einem tisch Tuch und handquel, die bank mit einem pful und den stuel mit einem kussen*); unfähigkeit den eid zu sprechen (nr. 373: *Euer stammeln sol euch an dem eide oder in gewinnung euers vorsprechen nicht verhindern; und mogt ir auch euer hand oder finger so lang nicht aufgehalden oder erheben, so sol man euch die heiligen und euer finger und hand als lang halden, als lang das ir euer recht verziehet*); sinnbild der schuldigerklärung (nr. 335); verfahren bei selbstmördern (nr. 205); brauch des besthaupts (nr. 96); verbot des gottesurteils (nr. 111: *sich zu entschuldigen, damit man ein gluend eisen trage oder in einen wallenden wasser greife, ist von der heiligen kirchen verpoten*).

Hingewiesen sei auf die wergeldbestimmungen in dem weistum der Leipziger schöffen für Plauen aus dem XIV. jahrhundert (s. 68 ff.) und auf die besondere erwähnung von schriftlichen urteilen (nr. 16, 322). Die leineweber werden ausdrücklich für ehrlich erklärt (nr. 16), und die widerspenstigen schneider

genötigt, den sohn eines müllers in ihre zunft aufzunehmen (nr 100). Neben solchen kleinen soziologischen stellen fehlen auch nicht sittengeschichtliche bilder, die an Boccacios oder Babels schwänke erinnern; so nr. 27, deren überschrift lautet: *Zwen nachtpauern seint mit einander zum bier gewest und bede trunken. So ist der eine dem andern in desselbigen haus nach mitternacht in der trunkenheit zu des andern weib gegangen und sich zu ir gelegt. Also hat dieselbe geclagt, wie sie ir nachtpauern fleischlich angefuchten. Was sein buss und leiden hierumb ist von recht.* Oder nr. 737: *Wie einer einen in seinem haus erschlug, der bei nacht ime sein weib notzogen wolt und ine sein gemach aufbrach bei gerochem feur; was recht ist.*

HANNOVER.

WOLFGANG STAMMLER.

Alfred Kuhn, Die Faustillustrationen des Peter Cornelius in ihrer beziehung zur deutschen nationalbewegung der romantik. Als einleitung zu dem durch den verlag Dietrich Reimer veranstalteten neudruck der originalstiche aus dem jahre 1816, Berlin (Reimer) 1916, 68 s.

Die suche nach metall hat bekanntlich die platten der originalstiche von 1816 wieder hervorgezogen und so veranlassung gegeben zu der neuausgabe von 1916. Es ist sehr zu begrüßen, dass das büchlein Kuhns für sich erscheint, denn es ist nicht in erster linie eine kunstgeschichtliche untersuchung, welche der verfasser in grösserem rahmen baldigst vorzulegen verspricht, sondern eine ideengeschichtliche studie zur deutschen romantik von mustergiltiger sorgfalt und weitsicht. Gerade bei diesem seiner zeit verblüffenden und epochalen werk war es notwendig, die ideellen grundlagen aufzuzeigen. Alles scheint zu fehlen, woraus die kunstgeschichtliche betrachtung neue werke zu erklären gewohnt ist: 'Das vorbild des lehrers, die künstlerische tradition, die einflüsse durch den oder jenen zeitgenössischen meister, eine langsam von werk zu werk zu verfolgende fortschreitung des stils.'

Was heute für neueste bewegungen wieder gilt, das galt damals in noch höherem grad: die kunst lebte nicht im sonderdasein neben den strömen der grossen geistesbewegungen. Die erklärung dieser eben ganz aus der idee geborenen kunst gibt die ideengeschichte. Und zwar sind die eigentlichen quellen literarische anregungen, bezeichnet durch die namen Wackenroder, Goethe, Herder, Hamann, Matth. Claudius (s. 7). Natürlich gieng die beziehung zu Goethe zu dem jugendlichen verfasser des Götz und des aufsatzes von deutscher baukunst. Alle nationalistischen romantiker vor jetzt 100 jahren fanden sich zusammen in dem gegensatz gegen alles französisch-klassizistische. Ebenso knapp wie sicher das wesentliche vom zufälligen scheidend zeichnet Kuhn die entwicklung des nationalen gehalts von Wieland über Mathias Claudius, Herder, den jungen Goethe, Wackenroder, Tieck. Es wird gezeigt, wie überall das künstlerische ideal erst das nationale erweckt (Wackenroder, Tieck, die Schlegel, s. bes. s. 25). Die religion und nicht das patriotische moment wollte Wilhelm Schlegel der kunst verbunden sehen und zunächst trat die deutsche kunst hinter der katholischen italienischen zurück. Wie in Friedrich Schlegel das nationale element sich verbreitet und durchsetzt, wird klar gemacht. Schon 1802, als er nach Frankreich zog, war er der deutschheit voll (s. 31). Diese beherrscht dann bald seine kunstbetrachtung. 'Nachdem er folgerechtere durchgeführt, was er zuerst in der geschichte, dann in der literatur und zu allerletzt in der bildenden kunst erkennt, nämlich den alleinigen wert des

organisch gewachsenen und somit des lokalen, nationalen, war seine weltanschauung geschlossen' (s. 41). Die zeit war reif geworden für einen grossen künstler, der die neue anschauungsweise zur gestaltung brachte, wie er erahnt war von Schelling in der akademierede von 1807. Auch dieser künstler, Cornelius, rang sich vom klassischen standpunkt der 'Weimarer kunstfreunde' erst zu der neuen welt hindurch; das zeigt die beteiligung am Goethischen preisausschreiben von 1799 und die einsendung des Odysseebildes von 1803. Die brotarbeiten huldigen im ersten jahrzebt des jahrhunderts dem tagesgeschmack. Im stillen aber bereitet sich der umschwung vor unter dem einfluss der Boisserée und Schlegel (s. 51 ff.), und offenbart sich in einer heiligen familie für Dalberg von 1810, der sie, anderes von ihm erwartend, als 'zu heilig und zu streng', d. h. also als zu charakteristisch, zu wenig schön ablehnt. Nach diesem übergangsbild offenbart sich eine 'glühende deutschheit' dann ganz unvermittelt in den Faustzeichnungen (die ersten sechs 1811 in Frankfurt entstanden, die übrigen in Rom 1815). Der Faust von 1808, über dessen stil und charakter Goethe doch damals schon ganz hinausgewachsen war, wirkte so deutsch zündend auf ihn, wie auf die zeitgenossen. Vergessen war alles, was Goethe vorher in klassischer weise gedichtet hatte, man glaubte in leidenschaftlich nationalen kreisen, dass das grösste deutsche genie den weg zu seinem volke wiedergefunden habe. 'Wenn solche zeichen kommen, dann ist die zukunft nicht mehr fern' (Arndt). Dass dem in wirklichkeit gar nicht so war, dass Goethe nur halb widerwillig, gewissermassen sich historisch betrachtend bei gelegenheit der ausgabe seiner schriften als der dokumente seines werdens, den Faust abgeschlossen hatte unter starker einwirkung Schillers, das ist eine wurzel der tragik für das verhältnis nicht nur der Boisserée zu Goethe, sondern auch ihres schützlings Cornelius. Gut, dass er, der die quellen seiner kraft jetzt in sich fühlte, der förderung Goethes nicht bedurfte und mit dem gewundenen lob, das den wesentlichen gegensatz verschwieg, zufrieden und glücklich war.

Es wäre zu begrüssen, wenn wir noch mehr solche brückenschlagende studien erhielten.

DORPAT (okt. 18)-BONN.

CARL ENDERS.

Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten jahren seines lebens (1823—1832). Kommentierte ausgabe, herausgegeben, mit einleitung, erläuternden und ergänzenden anmerkungen sowie mit einem register versehen von Eduard Castle; mit 88 abbildungen und 2 handschriftenproben, 3 bände, Berlin, Bong u. co. (1918).

Wir besitzen zahlreiche ausgaben dieses unentbehrlichen hilfsmittels der Goetheforschung und lesebuches jedes Goethefreundes. In betracht kommen ernstlich die erneuerung der Geigerschen ausgabe von 1902, welche zuerst die im Goethe-jahrbuch veröffentlichten forschungen neben den Düntzerschen anmerkungen (1885) nutzbar machten. In dieser erneuerung Conrad Höfers (verlag von Hesse und Becker in Leipzig) von 1913 wurde der text neu geprüft und zum erstenmal ein reicher erläuternder bildschmuck beigegeben. Um die weitere reinigung des textes hat sich H. H. Houben bei herausgabe der 8. originalausgabe von 1909 verdient gemacht (verlag von Brockhaus). Auch für eine sachdienliche illustrierung hat er das erste getan. Dagegen hat er für den ausbau des kommentars wenig beigebracht. Da setzt nun die fortführende arbeit Castles ein und zwar in so mustergiltiger

weise, dass er diese ausgabe der goldenen klassikerbibliothek zur jetzt brauchbarsten und damit unentbehrlich gemacht hat. Selbstverständlich hat er Houbens neue mitteilungen auch für den text benutzt.

Die Weimarer ausgabe, Biedermanns sammlung der gespräche, Kipkas Goethebibliographie im grundriss und H. G. Graefs 8 bände 'Goethe über seine dichtungen' sind die materialien, die heute einen so glänzenden ausbau des kommentars ermöglichen. Bekanntlich ist die objektive und subjektive zuverlässigkeit Eckermanns mehrfach angefochten worden (Düntzer, C. A. H. Burkhardt, Biedermann). Es ergab sich Castle daher die aufgabe, 'bei jedem gespräch zu untersuchen, ob Goethe das, was Eckermann berichtet, überhaupt, und ob er es an dem betreffenden tage gesagt haben kann, dem es bei E. zugewiesen erscheint. Auf diese weise werden komposition und kombination in E.s gesprächen festgestellt'. Diese aufgabe ist mit grosser sorgfalt durchgeführt, besonders auf grund von Goethes tagebüchern und gleichzeitigen schriftlichen und mündlichen äusserungen Goethes und Eckermanns. Weshalb wird zur weiteren information nur auf das gesamtregister zur Goetheausgabe der goldenen klassikerbibliothek und nicht auch auf das doch grundlegende v. d. Hellens zur jubiläumsausgabe verwiesen?

Neben dieser kritik der überlieferung bietet Castle aber auch wertvolle ergänzungen auf grund der tagebücher und der briefe und nachlasspapiere Eckermanns. Das material gewinnt dadurch eine ungeahnte fülle.

In der illustrierung ist Castle selbständig fortgeschritten. Nach Chr. Schuchardts katalog von Goethes kunstsammlungen wurden die kunstblätter, von denen die rede ist, ermittelt und in kunstdruck reproduziert. Zahlreiche originalblätter machte das Goethe-nationalmuseum zugänglich, wie auch das Goethe- und Schillerarchiv ungedruckte briefe Eckermanns zur benützung zur verfügung stellte.

In der einleitung des ersten bandes wird eine geschichte des verhältnisses zwischen Goethe und Eckermann entworfen. Es wird gezeigt, wie sich die vertrauensstellung aus einer anfänglichen probezeit (nach dem misserfolg mit Schubarth) entwickelt, wie E. zu dem seltenen leser von Goethes schriften wurde, der, wie Schiller, 'verstand, literarische produktionen ihm zu extorquieren', gewissermassen als vertreter des verständnisvollen publikums; wie E. auch als eifriger adept den naturwissenschaftlichen studien vollstes interesse und verständnis entgegenbringt und sich zum einzig möglichen nachlassverwalter auswächst. Die persönlichen schwierigkeiten im wirtschaftlichen leben des treuen gehilfen, die inneren hemmungen, die von der braut ausgehen, welche mehr gesunden egoismus verlangt die endliche dürftige versorgung werden dargetan.

In einem weiteren abschnitt erhalten wir eine gründliche entstehungsgeschichte der beiden ersten teile und der beziehungen, welche sie zu andern publikationen, wie dem briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, gewannen, der verzögerungen und förderungen, welche von Goethe ausgehen, der verlegenheiten im geschäftsverkehr mit Brockhaus und anderes.

Es folgt eine eingehende charakteristik von Eckermanns arbeitsweise und ihrer folgen für das werk, dann der veränderungen bei der herausgabe des 3. teils der ja aus einem viel unzulänglicheren material erwachsen ist und eine sorgfältigere kritik verlangt. Aus diesem grunde empfiehlt es sich auch nicht (wie es ja Deibel in seiner ausgabe im Insel-verlag getan hat), den 3. teil in die beiden ersten hineinzuarbeiten, besonders schon deshalb nicht, weil das eigentum E.s und Sorets nicht sicher zu scheiden ist.

Der vergleich mit Bettinas im jahre vorher (1835) erschienenen briefwechsel Goethes mit einem kinde lag nahe. 'Bettinas denkmalsgabe bot mehr eine darstellung der anbetung, als des angebeteten, nur E. zeigt den vollkommenen menschen in seiner ganzen größe. Darum fiel ihr der erfolg des tages, ihm der gewinn der zeiten zu'.

Nicht geringes lob gebührt schliesslich den ausgezeichneten registern, die die mühsame und dankenswerte arbeit erst voll nutzbar machen, zunächst ein systematisches verzeichnis der abbildungen und dann register nach namen, sachen, schriften und kunstwerken, wobei alles, was zusammengehört, in übersichtlicher gliederung unter einem stichwort vereinigt ist. Diese register füllen nicht weniger als 170 engbedruckte seiten. Auch darin zeigt sich die überlegung des herausgebers, dass anmerkungen und register in einem besonderen band zusammengefasst sind, der neben dem text liegend benutzt werden kann. Diese ausgabe reiht sich nach alledem würdig an die obengenannten grossen hilfsmittel, vor allem Gräfs werk an. Sorgfalt, fleiss und ruhige sachliche kritik haben auf das erfreulichste zusammengewirkt.

DORPAT (okt. 1918) — BONN.

CARL ENDERS.

Friedrich Kluge, Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache.

Neunte durchgesehene auflage. Berlin und Leipzig. Vereinigung wiss. verleger. 1921. XVI, 519 s.

Seit dem bestehen dieser zeitschrift ist in ihr das Etymologische wörterbuch noch nicht besprochen worden, trotzdem es in nunmehr neun auflagen und zehntausenden von abzügen auf ganze geschlechter deutscher philologen eingewirkt und im verlauf dieser einwirkung selbst sein gesicht stetig gewandelt hat. Wenn darum eine würdigung des verdienten werks in seinem heutigen stand auf diesen blättern doppelt angezeigt erscheint, so ist dabei nicht auf den schmalen band wesentlich sprachvergleichenden inhalts von 1883 zurückzugreifen, sondern es ist der abstand der neuen auflage von ihrer vorgängerin im jahre 1915 abzumessen, die gleichfalls schon vor allem sprachgeschichte bieten wollte. Bei wesentlich gleich gebliebenem umfang wird abstand und fortschritt leicht unterschätzt und die summe hingebender arbeit verkannt, die in dem klug benutzten glück einer stetig wachsenden nachfrage dem buch doch auch sein inneres schicksal wesentlich erst bereitet hat.

Die neunte auflage weist 90 neue artikel auf: abhang, allerhand, alliteration, aufheben, bahnsteig, bannware, barfuss, bauernfänger, besen², beting, bittschrift, bude², butzenscheibe, dämmer, doppel punkt, dorndreher, einfriedigen, eisvogel, ergebnis, exempel, fechten², fehler, flegel², flirren, freislich, fremdwort, gaufe, gaupe, gefeit, gegenüber, genossame, glorie, gründonnerstag, gruppe, halbbruder, hephep, itzt, junggeselle, kälbern, kapiere, klapphut, klöppeln, knappschaft, kohle², köper, ladenschwengel, lebewohl, lehnwort, liebe, löhning, man², mondkalb, mussieren, muten, mutmassen, norde, nordlicht, oberst, pimpeln, pinkeln, plantschen, plattdeutsch, pluderhose, polterabend, port, potz, prall, protze, psalm, putzig, rahne, runs, -sal, schlamassel, schlingern, schwalke, schwegel, selbender, seltenheit, siel, stock², storger, tank, trübsal, verschleiss, wahrspruch, weben², wohlgenut, zukunfts musik, zwielfisch. Diese neuen artikel zeigen die unablässige mühe des verfassers um

die wortprobleme, sie berühren sich mit seinen übrigen arbeiten und mit vielen der von ihm angeregten forschungen anderer. Fast noch mehr ist das der fall bei den 56 artikeln, in denen die sprachgeschichtliche auffassung oder doch ihre darstellung neue und bessere wege zu gehen gelernt hat. Es sind: baude, beere, brett, bude¹, bürste, degen², eilen, ekel, erbe, freitag, galosche, gaumen, geburt, gemein, heilig, hellebarde, humpen, hundert, kartaune, kessel, kitsch, knorpel, kuss, lugen, lump(en), mahlen, mauer, maut, mob, morgen¹, muff¹, oheim, pfarre, pferch, pflug, schach, schäkern, schlittschuh, schurke, sechs, sprechen, strafe, straff, sünde, täppisch, taufe, tonne, vielliebchen, von, waldmeister, wimpel, woche, zahm, zart, ziemen. Erweitert sind die artikel gülle, hurra, meute, mumpitz, mundart, orkan, prise, rädelsführer, recke, rotwelsch, schmuggeln, tusch, vatermörder, verrückt; gestrichen: ablang; gekürzt: abenteuer, allod, auge, bahre, dach, dämmern, decken, lieb. In diesen kürzungen bewährt sich der vielerfahrene lehrer, der gern auf nebenwerk verzichtet, wenn dadurch die wichtigen hauptzüge besser ins licht treten.

Mit all diesem leisen inneren wandel ist nun auch schon der weg vorgezeichnet, der der entwicklung des buches in zukunft zu wünschen ist. Denn es wird ja schwerlich bei neun auflagen bleiben, und das schonungsbedürftige papier, auf das 1921 gedruckt werden musste, macht es doppelt wünschenswert, dass die zehnte auflage bald folgen möge. Für sie einige vorschläge. Neu verdienten aufgenommen zu werden: abhilfe, absage, all, angebinde, anektieren, attacke, ausstand, azur, babusche, bannkreis, bastei, bastion, beanspruchen, beeinträchtigen, begine, beseligen, beteiligen, binsenwahrheit, brigant, brimborium, diphtheritis, ehrentrunk, falkaune, faulpelz, feldzug, fibel 'nadel', gazelle, gefallsucht, gelassenheit, genickstarre, glühwein, gosche, gose, grenadier, grundsatz, hauptmann, holk, intakt, jura, jurassisch, kadett, kai, karabiner, keuper, kodak, kokarde, kolonne, komet, krone (als münzname), kunstwort, lafette, landsturm, langeweile, lasur, liebreiz, lila, lombard, löss, luftmeer, lützel, majestät, malschloss, marienglas, matrikel, medizin, meisterschaft, militär, miliz, mitglied, mitwirkung, morgenstern, motette, munition, muskete, musketier, nachreiten, nonsens, patrone, patrouille, pergament, pionier, pomade, primel, pulsader, punkt, pupille, qualle, regiment, rekrut, reptil, rosa, sammler, sich scheren, schlüsselblume, sekunde, sergeant, singgedicht, spat, 'geschwulst', stickstoff, syphilis, träumerisch, tübel, ulan, ungeld, ürte, vermöbeln, violett, völkerwanderung, vorstellen, vorstellung, vorwort, waldeinsamkeit, wegwarte, wehtag, wissenschaft, wörtlich. Verweisungen wären angebracht von ackermännchen auf odermeunig, von ätzen auf flözen, von barbier auf balbier, von baxen auf boxen, von beherrzigen auf erspriesslich, gelassenheit und langeweile, von echt auf gerücht, von eintracht auf zwietracht und beeinträchtigen, von erdapfel auf kartoffel, von flaum auf pfauchen (wegen des anlauts), von gebären auf käfer und rächen (wegen der schreibung mit ä), vom himmelschlüssel auf schlüsselblume, von jul auf weihnachten, von kaditte auf schmetterling, von kapelle auf forelle, gazelle, libelle (wegen der betonung), von krass auf grässlich, von laken auf scharlach, von linnen auf inlett, von marmor auf marmor, von messingisch auf missingsch, von pilger auf balbier und marmel (wegen der dissimulation des r), von rasen auf wasen, von schleife auf kräusel (wegen der behandlung von altem öu), von seidel auf kreide, von unhold auf hold, von weltall auf all. Enttäuschend ist die gegenwärtige verweisung von bauernwetzeln auf mumps, sie findet ihr ziel erst bei ziegenpeter.

Zahlreiche wertvolle vorschläge und nachweise bieten G. Schoppes Wortgeschichtl. studien 1—3 in den Mitteilungen der schles. gesellschaft für volksk. 18

(1916) 71–104. 19 (1917) 215–247. 20 (1918) 121–174. Von da wären zu bereichern oder neu zu gestalten die artikel ablaut, abmarachen, abtritt, affenschande, ampel, anbietern, anheimeln, animos, bildsam, blasiert, böckeln, dunstkreis, einheimsen, energie, engelmacherin, erbaulich, erbfeind, erpicht, fee, hausmusik, juchten, kneipe, krach, lebenskünstler, moschus, mucker, musterstaat, naïv, paschen, putsch, salbader, schneiden², schwibbogen, senkel, skala, spitz¹, steckbrief, stimmvieh, streben, treibeis, überproduktion, umsatteln, unternehmer, wagehals, wrinschen. H. Pauls Deutsche grammatik gibt mit bemerkungen ihres ersten bandes anlass, einige wörter anders zu beurteilen: allmählich 312, backen 33, biese 198, blach 275, boxen 173, brezel 169, dolch 333, drechseln 183, drell 182, dreschen 58, drüben 206, dunst und dust 334, eppich 311, fächeln 173, farre 179, ferkel 261, fieber 196, flegel 284, fracht 173, fünf 203, futter 200, hauderer 338, hechse 173, 175, hippe 196, 269, hocker 295, jener 190, käfig 187, kiebitz 198, kunkel 200, lager 174, lehen 190, locker 295, lolch 311, morchel 261, morgen 337, neffe 279, papagei 224, pfarre 285, pirsich 196, plänkeln 179, predigen 189, predigt 331, preiselbeere 224, propst 170, rahm 174, raps 271, rettich 171, rüffel 204, rutschen 351, sahn 174, schach 352, schacht 312, scham 189, schemel 186, schlafittich 304, schleuder 338, schnauben 277, schoppen 269, schroff 279, seuse 183, stahl 33, stint 326, torte 173, traben 275, tran 174, trichter 196, ungeziefer 283, verdriesslich 206, wittib 274, zwiebel 198. Stoff zur umgestaltung mancher artikel und zur aufnahme neuer wörter bietet vielfach P. Kretschmers Wortgeographie der hochdeutschen umgangssprache (1918), namentlich bei amarelle, apfelsine, aprikose, besing, bohne, champagner, gänseklein, inlett, kartoffel, mirabelle, orange, pomeranze, sellerie, doch auch bei vielen anderen sachworten. S. Singers Neidhartstudien (1920) ermöglichen schärfere erfassung der wortprobleme von flau 37, gelichter 68, schabernack 18 und wach 46. Eine reihe wichtiger nachweise liefert A. Wrede, Köln und Flandern-Brabant (1920) 111 ff., z. b. für admiral 127, bankerott 125, bilanz 125, börse 124, galeere 126, garnison 128, kabel 126, krakeel(en) 111, lotterie 116, makler 111, netto 125, preis 123 f., proviant 129, stoff 130, taft 131. Namentlich altersbestimmungen und sicherheit über den weg, den romanisch-neuniederländische lehnwörter nach Deutschland genommen haben, sind aus den Kölner archivalien, die A. Wrede durchgearbeitet hat, zu gewinnen, so auch für wörter, die künftig aufnahme verdienten wie kanevas 131, kapitän 127, profit 123. Aus lebender mundart liefert bereicherung und bestätigungen z. b. E. Seelmanns aufsatz über die mundart von Prenden (kreis Niederbarnim) nördlich von Berlin im Nd. Jb. 34 (1908) 1–39 für ammern 10, barch 23, biest 13, egge 20, eichhorn 12, hirse 16, iltis 7, kieme 13, kürbis 16, lauch 20, liesch 14, löffel 9, maulwurf 7, miete² 13, quasseln 23, töle 14, zäh 11, zecke 9, zeisig und zieche 13. Wertvolle belege sind aus Treitschkes briefen herausgegeben von Cornicelius band 1–3 (Leipzig 1914–20) zu gewinnen für abstecher 1, 330; keilen 453; krawall 159; ochen 133. 139. 141; pepo 154; prügelnabe 2, 442. 3, 99. 146 (dazu auch E. v. Künsberg, Rechtsbrauch und kinderspiel, 1920 § 14); spritze 'ausflug' 1, 120. 131. 133. Zu janhagel ders. Hist. und polit. aufs. ⁴ 2, 445. Ein versuch, die fastnachtspiele von H. Sachs für die zwecke des wörterbuchs auszuschöpfen, hat noch zu belegen geführt für ähnlich 76,40; drude 76, 110; helligen 13, 329; muff 75, 118; schranz 75, 63; schwefel 57, 143. Dazu treten aus den fabeln und schwänken bilch 876, 17; pinscher 876, 4; schampf (im ablaut mit schimpf) 777, 11. 15. aus den werken herausgegeben von Keller 3, 471, 23 das adverb: loh.

Dörffer und kleyne weyler
die brunnen hoch und lo.

Nachweise zu einzelnen wörtern mögen sich in alphabetischer folge anreihen: ähnlich 'similis' hat von gleich 'aequalis' nicht erst J. Kepler 1616 unterschieden, sondern die scheidung ist schon 1539 bei Schmid, Geometria 28 und durch das ganze 16. jahrhundert vorhanden: A. Schirmer, Wortschatz der mathematik (1912)3. — Bei alchimie ist mit H. Diels, Antike technik (1914) 110 von gr. χύμα 'metallguss' auszugehen. — Armee hat das ältere armada schon vor beginn des 30jährigen krieges zurückgedrängt: aus belegen von 1617 macht das einleuchtend Helbling, Zfdw. 14 (1912) 36. — Aufnahme verdiente babusche, das aus türk. pabudsch über it. pappuccia und frz. babouche entlehnt ist. Das ausstrahlen vom türkischen beleuchten pers. pāpūš, serb. papuđzi, rum. papuci, ung. papucz: Meyer-Lübke 6216 und Arch. f. slav. phil. 32, 386 f. Im deutschen verfolgt H. Schulz das fremdwort zurück bis 1829. — Dass der idg. name des bären den Germanen und Slaven fehlt, weist auf alte tabusitte: man scheute sich, den echten namen zu nennen, der das gefährliche tier herbeirufen konnte. — Barrikade ist älter als 1695, denn Zesen verdeutschte es 1667 mit 'stachelwehren oder spanische reiter': Zfdw. 14 (1912)72. Den ursprung hat E. Ljunggren, Studier tillegnade E. Tegnér (Lund 1918) 398 ff. aufgeklärt: frz. barricade gehört zu barrique 'fass', ist berühmt geworden durch den barrikadensonntag in Paris 1588 und damals ins span. (barricada) und it. (barri-cata) gedrunen. In Deutschland ist barrikade bekannter erst seit 1832, volkswort seit 1848: Zfdw. 3 (1902) 165. — Bei beginnen besteht die merkwürdigkeit, dass Adelong noch 1793 das wort als 'im hochdeutschen grössten theils veraltet' abtut. Gleich ablehnend verhalten sich Adelong, Campe, Dornblüth, Gottsched, Schönaich gegen abenteuer, altvordern, behagen, fibel, flink, geschmack, heimat, mitglied, sacht, schlicht, wonne, zerstreut. — Bettel ist offenbar rückgebildet aus älterem betteln, fehlt aber bei D. Nichtenhauser, Rückbildungen im nhd. (Freiburg 1920). — Zu bildungsphilister s. Ilbergs Neue jahrbücher 1921 I 453. — Ungedeutet bleibt bluse, das H. Schulz im Fremdwörterbuch seit 1827 belegt. Murray, der blouse im engl. seit 1834 nachweisen kann, nennt es *of obscure etymology*. Brugsch, sonntagsbeil. zur Voss. ztg. vom 25. Jan. 1891, sieht in bluse den kittel aus blauem tuch von Pelusium an der Nilmündung. Die vermutung — mehr ist es nicht — hat für sich, dass der unterägyptische hafen ein hauptort des indigohandels war. p wäre schon innerhalb des romanischen zu b geworden, wie bei babusche. — Bö 'windstoss' beginnt durch die zeitungsmeldungen über luftfahrt seit etwa 1910 gemein-deutsch zu werden. — Zu bohnenlied gibt die entscheidenden nachweise A. Kopp, Zdvf. 27 (1917) 35–49. — Brache gehört zu brechen, aber nicht als 'umbrechung des bodens nach der ernte': der juni liegt vor der ernte und ist die zeit, in der bei dreifelderwirtschaft das brachfeld bearbeitet wird. — Wie braten sind auch zahlreiche andere namen für körperteile von mensch und tier früh ins rom. entlehnt: kropf, magen, milz, schienbein, schinken, wamme, wange. — Für braun habe ich Wege des geistes (1918) 20 f. gezeigt, wie die bedeutung 'violett' von der gangbaren auch etymologisch zu trennen und an lat. prünium, den namen der zwischen rot und blau schillernden pflaume, anzuknüpfen ist. Dazu Zfdw. 12 (1910) 200 ff. und K. Borinski, Sitz.ber. der bair. akad., phil.-hist. kl. 1918, abh. 10 und 1920, abh. 1. Brausche ist mhd. nur aus der Livl. reimchronik belegt, die vier stellen *zû brüsche gën* dort bedeuten aber 'auf streifwache ziehen', s. L. Meyer, Zeitschr. 4, 429 ff. Unser brausche ist demnach erst nhd., es stellt sich zu nd. brüs, mnl. broosch, nnl.

broos, schwäb. brausch, schweiz. brüsch 'brüchig'. — Brigade ist als lehnwort etwa gleich alt mit fourage und kampieren, während bataillon und batterie älter sind. — Buchstabe nicht 'buchenstab, der zum einritzen von runen bestimmt war', sondern 'bücherstab' im gegensatz zur rune, die man nicht ins buch schrieb. — Diele in der nd. bedeutung 'hausflur' dringt mit einer neuen bauweise seit beginn des 19. jahrhunderts auch nach Mittel- und Oberdeutschland. — doppelt ist offenbar mischform aus doppel und gedoppelt. Die belege sind der annahme nd. einflusses nicht günstig. — Einbaum jetzt Schweiz. id. 4, 1234. — Eingeweide wird (nach J. Grimm) gedeutet als 'gesamter inhalt von magen und darm, bauchinhalt'. Inzwischen hat H. Wunderlich, DWb. 4 I 5430 glaubhaft gemacht, dass es vielmehr den teil des wilds bedeutet, der den jagdhunden als 'weide' vorgeworfen wird, und ich habe das. 14 I 575 gefunden, dass diese auffassung allein auch dem alten verb weiden '*exenterare*' gerecht zu werden vermag, das privativen sinnes ist wie köpfen. — Unter ekel und heikel wird der zusammenhang der beiden wörter erwogen. Sie sind auch bedeutungsmässig zu vermitteln. Aurifaber lässt Luther sagen: *Ich halts gewiss bei mir dafur und gläube, dass schwaden Himmelbrot sei; so ekel ists, wenn man mit einem Finger davon nascht, so ists verdorben* Tischr. I 353, 19 Weim., und nach Veit Dietrichs nachschrift sagt er: *Ego persuasus firmissime credo, quod schwaden sit manna. So ekel ists, wenn man mit den fingern drein naschet, so verdirbts* das. 471, 7, im lat. text: *estque impatiens tactus*. — Bei elentier ergibt sich aus der gleichung vorgerm. *alkis, urslav. olsí, dass in sehr alter zeit Germanen und Slaven gemeinsam im gebiet dieses dem süden fremden tirs gelebt haben. Vgl. lachs. — elf: die form ölf beruht offenbar auf vorausnahme des vokals von zwölf beim hersagen der zahlenreihe. — eng: die beziehung zu angst und zu bang haben die theoretiker des 17. jahrhunderts, als sie die heutige schreibung mit e feststellten, offenbar nicht erkannt, ebensowenig übrigens die von stengel zu stange, von anstrengen zu strang, von edel zu adel. — exerzieren ist im 16. jahrhundert aufgekommen: Roth 1571 bucht, Fischart Garg. 288 verwendet es. Im militärischen sinn zuerst 1601: Zfdw. 14, 68. — Zu falter bringt H. Krause, Geschichte der neueren zool. nomenklatur (1918) 48 wertvolle nachweise seit 1798. — Fett weist merklich früh auf hd. boden nach K. Bücher, Bevölkerung von Frankfurt a. M. 1 (1886) 545: *Mosche von Eppenstein, des vetten Jacobs sone, Frankfurt 1472*. — Götze in heutiger bedeutung bahnt sich in Frankfurt a. M. schon 1376 an: *Heincz Franke, gotzendreger* 'der heiligenbilder zum verkauf herumträgt' K. Bücher, Berufe der stadt Frankfurt (1914) 53. — Grinsen in der schreibung grinzen noch Wagnervolksbuch (Wien 1799) kap. 29: D. lit.-denkm. 3, 30, 54. — Zu grog Sandfeld-Jensen, Sprachwiss. (1915) 46. — Hornung als einziger monatsname aus kaiser Karls liste, der sich erhalten hat, war schon zu dessen zeit alt. Doch spiegelt auch er schon die verkürzung des monats um 2 bis 3 tage, also römischen einfluss. — Aufnahme verdiente hupe aus oberhess. huppe 'kleine schlechte pfeife aus weidenrinde' und ählichem, durch das kraftfahrwesen gemeindeutsch geworden. — Jelängerjelier: der name ist wohl aus der langen blütezeit der pflanze zu erklären. In Eupen heisst das stiefmütterchen *We langer we lever*: Tonnar und Evers (1899) 226. — Aus den nachweisen für jul unter weihnachten wäre ein eigener artikel zu gestalten. Grundform ist *jehwla 'zeit der schneestürme' zu anord. él n. 'schneegestöber': Kluge, Engl. stud. 9, 312. Ahd. ist *gēhal, got. *jaīhl voraussetzen, mnd. jul, anord. jól, schwed. dän. jul, ags. ȝeól, ȝeohhol, engl. yule sind bezeugt, dazu als monats- oder jahreszeitname got. jiuleis, ags.

žiuli, žéola, anord. ýlir. Aus dem urnord. sind entlehnt finn. juhla 'feier, fest', finn. joulu 'weihnachten', daraus wieder lapp. juovla 'weihnachten': Nilsson, Arch. f. rel.-wiss 19 (1919) 138. Die entlehnungen beweisen, dass die Germanen ein vorchristliches, mehrtägiges mittwinterfest gefeiert haben. — Zu kalfatern Meyer-Lübke 3 6. — Kaliber hat nach A. Kluyver, Zfdw. 11, 219 ff. eine anziehende und lehrreiche wortgeschichte. Mlat. *calibrum 'halseisen des gefangenen, kummet des zugtiers' wird in der älteren ballistik zur bezeichnung der lehre, durch die der durchmesser und damit zugleich das gewicht von kanonenkugeln bestimmt wird. So ist im 15. jahrhundert it. calibro für das messinstrument vorhanden, es wird etwa 1478 ins französische, nachmals ins spanische als calibre entlehnt, dabei die bedeutung vergrößert zu 'durchmesser der geschützöffnung, gewicht der kugel'. Aus dem franz. ins nhd. entlehnt erscheint caliber zunächst als mask. bei Wallhausen, Kriegsmanual (1616) 108. — Kamille: die verkürzung aus mlat. camomilla hat sich wohl unter einfluss des römischen namens Camilla vollzogen. — Bei kegel 'uneheliches kind' darf man an mhd. kegel 'eiszapfen' denken und mit F. Pfaff, Schneebergen im Breisgau 20 an das unerwünschte wachstum des schneekinds im Modus Liebinc erinnern. Die form kekel stimmt gut: Dwb. 5, 287. 389. — Keib 'aas' belegen H. Fischer, Schwáb. wb. 4, 147 und Schweiz. id. 3, 100 seit dem 13. jahrhundert. — Für kerl wird urnord. karlaz erwiesen durch lapp. källäs: W. v. Unwerth, Lit.-blatt 39 (1918) 93. — Klinge 'tätschlucht' ist heute auf obd. mundart beschränkt, war einst aber weiter verbreitet. Den ersten beleg bietet um 820 die Hammelburger markbeschreibung: *in thie teofun clingun* Kl. ahd. sprachdenkm. 62, 18 Steinmeyer. — Kofel 'bergspitze' heisst in Luzern khövl, hat also altes ö, denn vertretung der alten länge ist oa: groas, proat. — Bei kreide ist von vulgärlat. crēda auszugehen, wie bei seide von sēda. — Bei Kreti und Pleti ist die beziehung zu der philistäischen leibwache des königs David herzustellen: Pleti ist nebenform zu Pelischtim, Kreti bezeichnet den teil dieses volks, der auf Kreta blieb und der insel den bis heute geltenden namen gab, wie die Syrioi Palaistinoi seit Hadrian dem alten Judäa seinen noch heute giltigen namen liehen. Aus dem Philisterland der deutschen studenten stammt der verächtliche klang der formel, der im alten testament durchaus fehlt: F. Stähelin, Die philister (Basel 1918). — Der lachs fehlt im gebiet des mittelländischen, schwarzen und kaspischen meeres. Die Germanen, Slaven und Litauer, denen der name gemeinsam ist, haben in sehr früher zeit gemeinsam das Ost-Nordseegebiet bewohnt. Vgl. elentier. — Der letztere steht zuerst wohl in J. Keplers Weinvisierbüchlein 1616, Op. omn. 5, 63 Frisch. — Löschen 'ein schiff entladen' hat das ihm zukommende ss mit sch vertauscht unter einfluss von löschen, ahd. lēskan. — Mahl⁻¹, erster wortteil in mahlschatz und mahlstatt, ist zweiter bestandteil im namen der stadt Detmold, alt Dietmella 'versammlungsstätte des volks'. — Bei masse ist mit H. Diels, Antike technik (1914) 121 f. an griechisch μᾶζα anzuknüpfen: das wort bezeichnet zunächst den brotteig, der durch hefe aufgeht, dann aber das metall, das durch zusatz echten materials sein volumen vergrößert. — Messe 'jahrmarkt' ist zuerst in Frankfurt a. M. 1329 nachzuweisen, messe² geht aus von lat. missum 'das aus der küche geschickte'. — Messer, mhd. mezzar, ist aus älterem mezzeres hergestellt, indem ein scheinbarer gen. in seinen nom. umgewandelt wurde. — Nudel wird früh bildlich gebraucht im namen des nudelturms, eines 1529 angelegten, ehemals runden vorwerks der reichsstadt Memmingen: J. Miedel, Oberschwäbische orts- und flurnamen (1906) 23. — Die wortgeschichte von odermennig entwirrt

Sandfeld-Jensen, Sprachwissenschaft (1915) 17. — Zu *papa* verspricht, ausbeute S. R. Gerstäcker, *Dissertatio philologica de blanda Gallorum compellatione Papa usu hodie inter nos accepta*, Leipzig 1708. — *Pfalz* in den verschiedenen stufen seiner entlehnung untersucht H. Schreibmüller, *Pfälzische heimatkunde* 12 (1916) 51 ff. und 13 (1917) 97 ff. — *Pfeil* war von seinem älteren einheimischen synonym *strahl* wohl sachlich unterschieden, etwa durch eine eiserne spitze. — Das *m* von *pflaume* erklärt A. Walde, *Lat. etym. wb.*² 620 aus gr. *προῦμνον*: dann entfällt die möglichkeit, den wechsel von *n* und *m* in *pfriem* (ags. *préon*, anord. *prjónn*) mit dem vorbild von *pflaume* zu stützen. — *Pfund* zeigt wandel von lat. *o* zu *u* vor nasal und konsonant wie *kunkel*. — *Pritsche* in *pritzenschlaher 'narr'* 1532 *Luthers Tischreden* 2, 439 *Weim.* — *Proviand* 1556 bei *Frisius*, seit 1525 *Zfdw.* 14, 52, seit 1486 *das.* 15, 204. — Zu *ross 'honigwabe'* vgl. H. Schuchardt, *Sitzber. der Berliner akad.* 1917, 156 ff. und L. Spitzer, *Lit.-blatt* 38 (1917) 328. — *Salweide*: ahd. *salaha* ist auch im namen *Seligenstadt* zu finden. — Bei *same* ist auffällig das fehlen im gesamten englischen. — Zu *schächten* stellt sich in *Frankfurt a. M.* zu ende des 15. jahrhunderts *secher*: K. Bücher, *bevölkerung von Frankfurt* 1 (1886) 543. — *Schimmer*, rückgebildet aus dem älteren *schimmern*, wird seit 1734 nachgewiesen von D. Nichtenhauser a. a. o. 19. — Neben *schornstein* steht westfäl. *schotstein* urspr. 'hervorschiessender stein' *Holthausen, Soester mundart* 105. — *Schwadron* hat zwischen 1578 und 1616 älteres geschwader ersetzt: *Weigand*⁵ 2, 809; *Zfdw.* 14, 45. — *schwänen* darf doch wohl mit *Lindquist*, *Beitr.* 38, 329, 39, 389 von *es wānet mir* aus gedeutet werden. — Zu *sklave* *Wellhausen D. lit.-ztg.* 1892 nr. 18. — *Sorte* ist mnd. seit 1381 nachgewiesen: *Schiller-Lübben* 4, 296 a, hd. seit 1534: *Weigand*⁵ 2, 894, *sortieren* *das.* seit 1678. — *spinnen* ist in südwestdeutscher mundart verbreitet für 'verrückt sein', doch wohl, weil in irrenhäusern alter zeit *spinnen* als zwangsarbeit eingeführt war. — *stauen* fehlt in obd. und md. mundart, dafür *stemmen*, *gestemmen*, *stimmung* in *Nürnberg* 1339: *Anz. f. kunde d. d. vorzeit n. f.* 12 (1865) 63. — Zu *steif* weist *Dwb.* 10 II 1778 weitere verwandtschaft nach. — *Teich* ist von *weiher* landschaftlich abzugrenzen: als romanisches lehnwort hat *weiher* den süden und westen erobert, ist obd. und fränkisch, dagegen herrscht ostmd. und nd. von altersher *teich*, wird von da aus schriftwort und dringt seit ausgang des mittelalters nach Bayern und Österreich, Thüringen und Hessen vor. — *Tintenfass* kommt mit dem 15. jahrhundert auf: *Lexer* 2, 1441; *Dwb.* 2, 1181. 11, 503. Mittelalterlich ist das *tintenhorn*, das der schreiber am pult hängen hatte: W. L. Schreiber und P. Heitz, *Die deutschen accipiesholzschnitte* (1908) tafel 45 (aus *Strassburg* 1500) oder in der linken hielt: S. Brant, *Narrenschrift, holzschnitt* zu kap. 79 (aus *Basel* 1494). — *Trikot* wird von *Weigand*⁶ als dunkler herkunft bezeichnet und ist in deutschen wörterbüchern nicht vor 1801 gebucht. Der verdacht liegt nahe, dass der name des gewebes den ort *wiederspiegle*, in dem es zuerst hergestellt wurde wie rasch und kammertuch. *Tricot* ist tatsächlich ein ort im nordfranzösischen textilgebiet mit alter sarsche-fabrikation (dep. Oise, arr. Clermont): *Zedler* 45 (1745) 647; *Ritter, Geogr.-stat. lex.* 2 (1910) 1074 a. Bereits *Littré* 2 (1869) 2344 a erwägt die möglichkeit, vom ortsnamen auszugehen. — *Turner* hat *Jahn* nach *turner 'junger soldat, tummelhafter wacker kerly'* bei *Moscherosch, Ges.* 2 (1650) 416 gebildet. Über dessen beziehung zu *turnier* s. *Jahrbuch d. d. turnkunst* 1893, heft 7, 8. — *Urne* steht 1616 in J. Keplers *Weinvisierbüchlein*: *Vier Congij* haben gemacht eine *vrnam*, hat den Namen vom *Tauchen*, vnd so haissen wir heutzutag den *Aimer* am *Schöpf-*

brunnen Op. omn. 5, 592 Frisch. — Verdutzen 'betäuben' gehört zu mhd. duz, tuz 'stoss' Dwb. 2, 1773. In Brants Narrenschiff 92, 42 spiegelt und putzt sich eine nährin *der welt zû tutz* 'womit sie alle welt vor den kopf stösst'. Dazu Leitzmann, Beitr. 41 (1916) 382. — Viertel in stadtviertel 'quartier' zunächst bei städten wie Mainz, die aus römischen standlagern hervorgegangen die vierteilung im grundriss aufwiesen, wie Zara und Spoleto noch heute. — Bei wald verdienen die pluralformen erwähnung: ahd. walda, mhd. wälde, nhd. wälder. — Die angabe, dass weigand im 18. jahrhundert aus der wieder bekannt werdenden mhd. literatur entlehnt sei, lässt sich bestimmter fassen. Hamann, Möser, Bürger, Arndt haben das seit dem 16. jahrhundert versinkende wort neu belebt, die theoretiker Gottsched Adelung und Campe leisten keine unterstützung, so dass das wort über den gelehrten kreis (Uhland, Gervinus) kaum hinausdringt. — Unter weihrauch, das seit mitte des 8. jahrhunderts in Oberdeutschland auftritt und von da nach Mitteldeutschland drang, bevor die ags. mission ihre wörter dort einbürgern konnte (Braune, Beitr. 43, 404), wären zu ahd. wilrouch und mhd. wi(h)rouch auch die formen der übrigen germ. dialekte zu fügen: asächs. wihrôk, mnd. wirôk, nnl. wierooc, nld. wierook und dän. virak. — Wiemen: auf eine lautliche schwierigkeit im stammvokal weisen nnl. wime Verdam, Mnl. handwb. 694 und westfäl. wuime (mit ui aus i) Holthausen, Soester mundart 106 gegen nnl. wieme Kramer (1759) 2045. — Zu zahl vgl. Rosenhagen, ZfdA. 57 (1920) 189 f. — zer- ist obd. mundart heute und seit langem fremd.

Aus vielen einzelkenntnissen baut sich die geschichtliche deutsche wortkunde auf, zu deren gebäude unter den lebenden keiner so viel bausteine geliefert hat, wie Friedrich Kluge. An sich kann man fragen, ob dem gegenstand die form fortlaufender darstellung nicht ebenso angemessen wäre, und ganz ist deren ton den artikeln des wb. nicht immer ferngehalten. Der erfolg hat durch nun fast 40 jahre dem entschluss recht gegeben, den der verfasser als junger anfänger gefasst hat, der uns als reifer meister in seiner deutschen sprachgeschichte nun auch die fortlaufende darstellung beschert hat.

FREIBURG I. B.

ALFRED GÖTZE.

Werner Hodler, Beiträge zur wortbildung und wortbedeutung im Berndeutschen. (Sprache und dichtung. Forschungen zur linguistik und literaturwissenschaft, herausgegeben von Harry Maync und S. Singer. Heft 16). Bern, A. Francke 1915. 166 s. 4,40 m.

Manfred Szadowsky, Nomina agentis des schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung. 1. teil. Zürcher dissert. Frauenfeld, Huber u. Co. 1917. 86 s. (Erscheint vollständig als band 12 der von A. Bachmann herausgegebenen 'Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik'.)

Die mundartforschung hat bisher viel zu ausschliesslich sich der laut- und formenlehre zugewandt und ist an der fülle von problemen, welche die wortbildung der mundarten bietet, mehr oder weniger achtlos vorbeigegangen. Nach dem erscheinen einer so ausgezeichneten grundlage für weiterdringende einzeluntersuchungen, wie wir sie in der zweiten abteilung von Wilmanns' deutscher grammatik besitzen, war das eine unbegreifliche unterlassung. Es ist darum mit freuden zu begrüessen, dass darin ein wandel sich anbahnt, und zu wünschen, dass die beiden vorliegenden,

das hochalemannische gebiet betreffenden untersuchungen bald zahlreiche nachfolger in anderen teilen des deutschen sprachgebietes finden werden. Denn beide sind tüchtige und wertvolle leistungen und können, wenn auch nicht vielleicht in allen einzelheiten, als vorbildlich bezeichnet werden.

Hodler macht es freilich dem leser nicht ganz leicht. Ohne irgendwelche vorbereitung über ziel, methode und umfang seiner untersuchungen, über das verhältnis der gesprochenen lebendigen mundart zur literarischen überlieferung, über die in der gesprochenen sprache sich bemerklich machende schichtung nach ständen, berufen usw., ohne erklärung der von ihm angewandten abkürzungen für die von ihm benützten textausgaben und grammatischen monographien beginnt er seine darstellung. Auch sein kurzes inhaltsverzeichnis gibt kaum einen richtigen begriff von der mannigfaltigkeit der gegenstände und der art der beobachtungen, die er uns bietet.

Wir heben hier einige der wichtigeren feststellungen hervor und knüpfen je nach umständen sich aufdrängende bemerkungen daran. Zunächst behandelt H. die ableitung von verben aus substantiven. Eine solche ist bei den meisten konkreten substantiven möglich durch die beifügung der infinitivendung *-ə* (*tisch: tischə*), wobei sich gewisse lautliche besonderheiten ergeben bei den vokalisch endenden substantiven, namentlich denen auf *-i* (*berī: berə*), oder bei solchen, in denen *n* im auslaut verstummt ist (*stei: steinə, rägə: ragnə*). Hiatusstilgend ist *n* in *schuənə: schuə, flōnə: flō*, auch *v* und *j* z. b. in *souwə: sou, fərbreijə: brei*. Diese art der bildung ist im Berndeutschen durchaus lebendig und zwar in einem viel weiteren umfang als dies z. b. im Baseldeutschen möglich wäre. Dass der wortschatz beider mundarten ganz erheblich von einander abweicht, ist allgemein bekannt; überraschender ist die weitgehende verschiedenheit nicht nur in den mitteln der wortbildung, sondern auch in dem grad der lebendigkeit der gleichen mittel. Fürs Bernd. ist es bezeichnend, dass nur ein geringer teil solcher ableitungen von verben aus substantiven zum festen bestand des mundartlichen wortschatzes gehört. dass vielmehr die meisten hervorgebracht werden können, um einem augenblicklichen bedürfnis zu genügen und dann wieder fallen gelassen zu werden. Doch bedarf diese aufstellung wieder einer einschränkung: tatsächlich wird doch nur ein kleiner teil aller möglichen ableitungen gebildet, da diese bildung eben sich nach dem bedürfnis richtet. Wo ein solches sich einstellt, und wo nicht, lehrt eine übersicht der bedeutungen. Von allen an sich möglichen bedeutungen wird naturgemäss diejenige am ehesten verwirklicht, welche die im vorstellungskreis des sprechenden am wesentlichsten und engsten mit dem substantivbegriff verbundene tätigkeit bezeichnet. Die ableitung erscheine nicht in bedeutungen, sagt H., für welche die sprache bereits über einen verbalen ausdruck verfügt. Beispiel: *holzə* nicht = holz kunstvoll verarbeiten, da dafür verben wie *schnitzə, schrinərə, zimmərə* usw. vorhanden sind.

Beispiele: *schrinərə, schlossərə, spänglərə*, aber nicht *wäbərə, seilərə, chorbərə, bekchə*, weil dafür *wäbə, seilə, chorbə, bachə* vorhanden sind; wohl *chirsə, nussə, öpfələ, berə, hüujə, grasə* = kirschen usw. ernten, nicht aber *chornə* oder *milchə*, weil dafür *ärnə, mälchə* existieren. In solcher allgemeinheit ist freilich, wie Behaghel im Litbl. f. germ. und rom. phil. 1917, sp. 306 mit recht hervorhebt, H.s behauptung kaum richtig. Tatsache ist, dass die meisten der üblich gewordenen verbalableitungen eindeutig sind und sich in bedeutungsgruppen zusammenfassen lassen. Auf eine durchbrechung seines grundsatzes macht H. selbst aufmerksam, die herbei-

geführt wird durch das nebeneinander von synonymen, die entweder verschiedenen landesgegenden oder verschiedenen standessprachen angehören; auch unterschiede der vulgärsprache von der sprache der gebildeten spielen dabei gelegentlich mit. Natürlich ist verf. auch sonst noch häufig im verlauf der arbeit genötigt, auf die verschiedenheit des sprachgebrauchs in stadt und land hinzuweisen, auf eigenheiten der schüler- und studentensprache und anderer berufs- und standessprachen zu achten und auch dem nicht nur in der stadt, sondern auch auf dem sonst doch im allgemeinen zäher am alten hängenden land sehr tief gehenden einfluss der schriftsprache aufmerksamkei zu schenken. Das ist vielleicht nicht immer in genügendem masse geschehen und mag zum teil in einer schwäche des verfassers, dem in der jungen generation erstaunlich verbreiteten mangel an sprachgefühl für das, was echt mundartlich ist und was nicht, begründet sein.

Im einzelnen weist das Bernd. hinsichtlich der ableitung von verben aus substantiven deutliche unterschiede gegen das Baslerische auf. Vielfach kennt Basel solche ableitungen gar nicht oder nur in geringerem umfang; z. b. bei den berufsbezeichnungen fehlen von H.s beispielen im Basl. *schuestərə*, *schuemachərə*, *steihouwərə*, *taglönərə*, *üremachərə*; von verben, die eine zubereitung, herstellung oder ähnliches bezeichnen, kennt das Basl. nur wenige der angeführten z. b. *moštə*, *chüəchlə*. Unter den das versehensein mit etwas bezeichnenden verben sind dem Basler unbekannt *tappətə*, *asfaltə* statt *tapeziərə*, *asfaliərə*. Meist ganz unmöglich sind dem Basler bildungen, die ein herbeischaffen, sammeln, suchen, gewinnen bezeichnen: *chirsə*, *nussə*, *berə*, *chöla*, *fejəla*, *blümələ*, ebenso solche, die ein fortschaffen, befreien von etwas ausdrücken: *əštə* (bäume beschneiden), *bartə* (rasieren). Aus H.s 5., andersartige verhältnisse des verbums zum substantivischen grundwort zeigenden gruppe finden sich im Basl. nur *bettə*, *sunnə*, *luftə*, *brosmə*, *löfflə*, *buschə* (lehnwort aus der schriftspr.!), *zänə* wieder.

Bei den aus adjektiven abgeleiteten verben ohne umlaut, ausläufern der ahd. *ēn*-verben, erscheint die umlautslosigkeit als das die gruppe zusammenhaltende element; auch die bedeutung ist einheitlich eine inchoativ-intransitive, während der etwa daneben vorhandenen umgelauteten form faktitive bedeutung zukommt. Auch hier wieder ist diese ableitungsweise im Bernd. viel lebendiger und verbreiteter als im Basl., wo sie fast gar nicht mehr anzutreffen ist. Im Bernd. selbst aber ist ihr gebiet weniger gross als das der ableitung von verben aus substantiven. Auszuschliessen sind alle adjektive, die mit einem als solchen noch gefühlten suffix versehen sind, alle partizipien und alle zusammengesetzten adjektive. Der bedeutung nach zerfallen diese verba inchoativa in zwei ungleich grosse gruppen, die einen sind perfektiv oder resultativ: *fülə*, *särə* = faul, sauer werden; die anderen, viel zahlreicheren sind imperfektiv: *magərə* = magerer werden, *jungə* = jünger werden. Ausschlaggebend für die bedeutung ist der begriffswert der zugrunde liegenden adjektive; bei absolutem begriffswert hat die ableitung perfektiven, bei relativem komparativische bedeutung, wobei relativ nicht in syntaktischem, sondern in lexikalischem sinne zu nehmen ist, d. h. relative adjektiva solche sind, deren begriffswert neben verschiedenen beziehungswörtern sich verändert wie z. b. *gross* in *ə grossi flö*, *ə grossə boum*. Am veränderlichsten sind die mass- und grössenbezeichnungen wie *gross*, *läng*, *breit*, *dick*, *höch*, *alt*, *schwär*; schon bestimmter sind die negativen *chli*, *churts*, *schmal*, *dün*, *jung*, da man wohl sagt *nunə tswe mətər gross*, *läng*, *höch*, aber nicht *tswe mətər churts*. Absoluter bedeutung nähern sich farben- und geschmacksbezeichnungen, unbedingt absolut ist etwa *töd*. Aber

die veränderlichkeit des begriffswerts wird durch das beziehungswort eingeschränkt: *sür* mag noch verschiedene grade zulassen in *sürə öpfəl*, *sürə wí*, aber in *sürí mílch* ist es absolut. Entsprechend tritt auch beim verb bei verschiedenem subjekte das komparativische moment mehr oder weniger hervor; es wird z. b. stärker empfunden in *əs chaltət*, wenn vom wetter die rede ist, als in *tsuppə chaltət*, wo *chalt* die bestimmte temperatur ungewärmter speisen bezeichnet.

Die ableitung *wólə* (*əs wólət mər*) beziehe ich lieber auf einen satz wie *əs isch mər wól* als mit H. auf ein *i bī wól*, das doch einen andern sinn (= ich bin gesund) hat.

Die *jan*-ableitung ist nicht mehr produktiv. Bildungen dieser art weichen immer mehr der direkten verbalisierung, also *naglə* gegen mhd. *negeln*, *antwortə* gegen mhd. *antworten*, *chalchə* gegen mhd. *kelken* usw., im wesentlichen mit der schriftsprache übereinstimmend; doch wird dieser gegenüber die umlautslose ableitung in der mundart durch den umstand unterstützt, dass hier die vokale dem umlaut mehr widerstanden als im mitteldeutschen. Welche lautgeschichtliche regeln dafür gelten, gibt H. leider nicht an. Es sind im Bernd. wohl schon in früher zeit nebenformen analogischer art im engsten anschluss an die nicht umgelauteten nomina anzusetzen. In vielen fällen war durch die verschiedene entwicklung der laute oder der bedeutung die beziehung zwischen ableitung und grundwort verdunkelt; solche fälle fielen natürlich als muster weiterer ableitungen ausser betracht. Die beispiele H.s scheinen mir dabei nicht durchweg treffend: *litschə* 'knüpfen' gehört eher zu *litsch* als zu *litsch*, *strälə* zu *sträl* 'kamm', nicht zu *strál*, *schweitse* 'rösten' zu *schweitsi* 'bratenbrühe' eher als zu *schweis*.

Die mundart lässt ein bestreben erkennen, die faktitiven (*jan*-) ableitungen von den inchoativen (*én*-) ableitungen auch formal zu scheiden; da aber die gruppe der inchoative viel geschlossener dasteht, muss das faktitive verb nach einer neuen form suchen. Diese findet es echt mundartlich fast ausschliesslich in der umschreibung mit adjektiv + *machə*: *grad machə*, *länger machə* usw. Was H. an anderen bildungen auf s. 18 unter α , β , γ aufführt, ist fast ausnahmslos nicht echt mundartlich, sondern aus der schriftsprache übernommen.

Eine sehr ergiebige quelle der verbalen neuschöpfung bildet dagegen wieder die ableitung mit den suffixen *-lə*, *-ələ*, *-ərlə*, mit der meist, aber nicht ausnahmslos eine deminutive, häufig eine iterative, frequentative und intensive bedeutung verbunden ist. Die entscheidung der frage, ob die deminutivierung dem verbum oder schon dem zugrunde liegenden substantiv zukommt, ist nicht immer leicht. Sie wird dem verbum zukommen, wo ein zugrunde liegendes deminutives verb oder substantiv nicht zu belegen ist wie in *brütlə* 'leicht braten', und umgekehrt dem substantiv in fällen wie *chüəchlə* 'kleines buttergebäck backen', *schiblə* 'in kleine scheidchen schneiden' zu *chüəchli*, *schibli*. Weniger zuverlässig ist der umlaut als kriterium. H. stellt die allgemeine regel auf, dass die deverbative auf *-ələ* umgelautet, die auf *-lə* umlautslos sind. Verba auf *-ələ* ohne umlaut oder solche auf *lə* mit umlaut sind in der regel denominativ, nicht deverbativ. H. stellt so (mit recht) *sandələ* 'mit sand figuren modeln' zu *sand*, nicht zu *sandə* 'sandstreuen', die umgelauteten *hüklə*, *chüəchlə*, *rösslə* zu *hükə*, *chuəchə*, *ross* (richtiger vielleicht zu den entsprechenden deminutivsubst. *hükli*, *chüəchli*, *rössli*).

Hodler in seinen sehr eingehenden ausführungen über die verwendung und bedeutung der drei suffixe zu folgen, würde zu weit führen. Er gibt viele rech

feine beobachtungen. Wiederum fällt der unterschied zwischen Bernd. und Baseld. in vielen punkten auf.

Das suffix *-lə* ist zwar sehr häufig, aber weniger produktiv als die beiden andern; oft haftet den damit abgeleiteten verben ein tadelnder, spöttischer, gering-schätzigter ton an, der auf andere verben dieser gruppe, auch isolierte, übergehen kann: *bärnərlə*, *tsürchərlə* 'wie ein Berner, Zürcher sprechen', *ässlə*, *ärlə*, *stakklə* alle drei sprachliche unarten, *beinlə*, *scheichlə*, *füdlə* unarten des ganges bezeichnend. Besonders die bubensprache liebt diese bildungen: *töüchlə* 'beim baden untertauchen', *tsüglə* 'schwimmen', *türntschlə* 'turnen'. In dem masse wie das suffix sich von rein deminutiver bedeutung entfernt, wird es dem burschikosen gefühlston zugänglich, für die eigentliche kindersprache aber, die einen zärtlichen gefühlston verlangt, unverwendbar. Auf verschiedenen wegen führt dann die deminuerende bedeutung zur iterativen und frequentativen: *früglə*, *pröblə*, *schnäpslə*, *schlückchlə*.

Viel produktiver ist *-ələ*, das meist mit umlaut des stammsilbenvokals verbunden ist. Es hat sich ergeben aus verbalisierung von substantiven auf *-əli*: *blüəmələ*, *schütsələ*; durch ableitung aus substantiven auf *ə*, *i* mittels *-lə*: *rüglə*, *tröpfələ*, *chirsələ*, *berələ*; aus verbalisierung von substantiven auf *-əl*: *öpfələ*, die sonst freilich in der regel zur form *-lə* führt: *meisslə*, *löfflə*, *gablə*. Die formen *löffələ*, *gübələ* bezieht mein sprachgefühl lieber auf die deminutiven substantiva *löffəli*, *gübəli*, als dass ich sie mit H. für weiterdeminuierung der verba *löfflə*, *gablə* halten möchte.

Dieses suffix ist häufig in bezeichnungen von spielen oder spielerischen beschäftigungen, meist denominativ: *wäglə* 'zum vergnügen mit einem kleinen wagen fahren', *sandələ*, *härdelə* (aber basl. *sandlə*, *dräklə*) 'mit sand, erde spielen', *schütsələ* 'liebeln'; am häufigsten aber vermittelt es — seiner beliebtheit in der ammen- und kindersprache entsprechend — eine zärtliche, kosende bedeutung: *chumələ* [basl. *kuməli*] *tsu mür*, *gangələ nid tsum pappəli*! *heschələ dürstəli*? Diese letzteren beispiele sind allerdings insofern nicht ganz zutreffend, als nicht etwa alle formen der verben *chumələ*, *gangələ* usw. gebildet werden, sondern nur der 2. person sing. ind. präs. od. dem imperativ die verkleinerungssilbe angehängt wird.

Leicht entwickelt sich daraus eine bemitleidende, dann eine ironische, endlich eine verächtliche bedeutung; doch schwächt die deminution eine schon vorhandene tadelnde bedeutung ab z. b. in *waschələ*, *chosələ*, *pfösələ* vom unbehilflichen gang kleiner kinder gegenüber dem größeren *waschlə*, *choslə*, *pfoslə*.

Eine hauptfunktion ist aber die bezeichnung der ähnlichkeit: *sürələ* 'säuerlich riechen oder schmecken', *grüüjələ* nach schimmel, *rüükələ* nach rauch, *nüschtlə* modrig riechen, *möutschələ*, *büchələ*, *tsüpfələ* nach menschen, nach dem bock, nach dem pflöpfen riechen oder schmecken; häufiger wohl denominativ als deverbativ, da die meisten von H.s beispielen deverbativer entstehung ebensowohl auf denominativen ursprung zurückgeführt werden können.

Den ableitungen dieser art mit frequentativer oder iterativer bedeutung stehen im Baseld. nicht selten bildungen ohne mittelvokal gegenüber: *lotlə* 'wackeln'. *kitslə*, *waklə*, *kesslə* 'lärmern', *nigglə* 'tadeln' gegen bernd. *lodələ*, *chütsələ*, *waggələ*, *nikkələ*.

Das jüngste der drei suffixe ist *-ərlə*, das die höchste steigerung jedes deminutiven gefühlstons ausdrückt. Es ist im Bernd. viel produktiver als im Baseld., während es im schriftdeutschen fast kaum nachweisbar sein dürfte, jedenfalls bei Wilmanns nicht belegt ist. Es dient zur deminution von verben: *chochə*: *chöchərlə*, *tsablə*: *tsäbərələ*, tritt aber niemals selbständig an nominale stämme. H. rechnet

böpparlə neben *bopplə* 'klopfen' (mit unrecht) zu den isolierten, da ein *boppərə* daneben fehle. Ein solches hat gewiss im Bernd. so gut daneben bestanden wie heute noch im Baseld.

Ein letzter abschnitt gilt den übrigen verbalsuffixen, die meist nicht mehr produktiv sind: *-ərə*, *-tsə* (*-ksə*, *-sə*, *-tschə*), *-nə*, *-jərə*, *-jgə*. Da bleibt auch nach Hodlers ausführungen noch manches aufzuklären, sowohl hinsichtlich der geschichtlichen entwicklung wie des heutigen zustands, namentlich des nebeneinanderbestehens verschiedener solcher ableitungen vom selben stamm. Bei den unpersönlich gebrauchten verben auf *-ərə*, die einen unwiderstehlichen, sich immer wieder meldenden drang ausdrücken, wie *es schlüffərət mi*, *es lächərət mi*, *es chötsərət mi* (mir ist kotzerig), *es legərət mi* (es bringt mich zu fall) weist H. die vermutung, sie seien nach dem vorbild von *es hungert mich* entstanden, mit dem hinweis darauf ab, dass dieses vorbild in der mundart gar nicht vorkomme; ich muss gestehen, dass mir auch die beiden zuerst genannten beispiele den eindruck machen, dass sie nicht echt mundartlich seien. Aus dem Baseld. liesse sich *es tschüderet mi* (mich schaudert, aber nicht in moralischem, sondern in rein körperlichem sinne = ich schaudre zusammen), hinzufügen. Dass *futtərə* 'schimpfen' aus franz. *foutre* abzuleiten sei, ist mir lautlich und der bedeutung wegen wenig wahrscheinlich. *Spudərə* 'mit starker speichelentwicklung sprechen' wird mit *spöütsə* verwandt sein. Dieses verhältnis der verschiedenen ableitungen vom gleichen stamm; das wir noch oft beobachten (vgl. z. b. *lottlə* neben *lodərə*, *gaglə* neben *gagərə* 'sich unruhig hin- und herbewegen', *zettlə* neben *zattərə*) verdiente eine eingehende untersuchung, die auch auf das verhältnis der stammvokale und der stammauslautenden konsonanten (z. b. basl. *tschütərə* gegen Bernd. *tschädərə*) auszudehnen wäre. Lohnend wäre auch eine sonderdarstellung der verben auf *-tsə*, *-ksə*, *-sə*, *-tschə* (die auf ältere *-azzen* und *-isön*-bildungen zurückweisen) und ihrer bedeutungsentsprechungen in anderen ableitungsarten. Hodlers etymologien dieser verben scheinen mir da grossenteils sehr anfechtbar, lautlich wie inhaltlich.

Von den zahlreichen präfixen des mhd. sind im Bernd. nur noch *fer-* und *er-* wirklich produktiv (im Baseld. nur noch *fer-*). Auch dieses kapitel würde zu erschöpfender behandlung, wie H. selbst sagt, einer speziellen und reichen materialsammlung bedürfen; was er gibt, ist mehr zufälliger art.

Das präfix *g* (*k*) < *ge-* wird an folgendes *b*, *d*, *g*, *p*, *t*, *ts* echt mundartlich assimiliert und zwar reichen die anfänge dieser assimilation in mhd. zeit zurück. Ich glaube nicht, dass H.s annahme, dass daneben von jeher nicht synkopierte und nicht assimilierte formen als die korrekteren fortbestanden, richtig ist. Ich meine in der tat, dass wörter wie *gebüt*, *geburt*, *gedankche*, *gedult*, *gebore* aus schriftsprachlichem einfluss (dazu gehört auch der einfluss der Bernischen kanzleisprache) zu erklären seien; denn alle diese wörter erkennt das unverdorbene sprachgefühl mit sicherheit als fremdlinge. Entsprechendes gilt für die vorsilbe *be-*. Das im einzelnen zu belegen, würde überflüssig viel raum kosten. Überraschend ist H.s feststellung, dass auch im Bernd. (wie im Basl.) die perfektivierende kraft der vorsilbe *ge-* nicht mehr produktiv sei. Das stellt das Bernd. mit dem Baseld. in gegensatz zur mehrzahl der schweizerischen mundarten, namentlich der ostschweizerischen, in denen diese funktion noch lebendig ist. So ganz abgestorben ist *ge-* in dieser bedeutung übrigens auch im Bernd. — wenigstens auf dem lande — noch nicht. Das unfeste *k-* nach dem hilfsverb *mögs* = 'imstande sein', 'vermögen', das nach *mögs* = 'geneigt sein', 'lust haben' niemals erscheint, kann doch nur so erklärt

werden: *i ma klouffə* = 'ich kann [die strecke] gehen' in resultativem sinne, aber *i ma louffə* = 'ich habe lust, [zu fuss] zu gehen', weil da die durative bedeutung des infinitivs der zusammensetzung mit *g-* im wege steht. In der stadt Bern freilich fängt der unterschied an, zu schwinden, zweifellos unter dem einfluss der schriftsprache. Wo die zusammengesetzte form sich von der nicht zusammengesetzten in ihrer bedeutung schon weiter entfernt hat, ist auch in der stadt das präfix regel: *i ma kchó* = ich kann auskommen, ich habe genug; *es ma klängə* 'es kann langen, ausreichen'.

Die partizipia präteriti sind noch nicht durchweg mit dem präfix versehen. Einzelne an sich effektive verben entbehren wie in alter zeit des präfixes: *chó*, *wordə*, *fundə* (wenigstens auf dem lande). Dagegen geht die mundart in der hin-zufügung von *g* zum partizip vielfach weiter als die schriftsprache bei den verben auf *-iərə*, bei denen es nicht — wie Hodler meint — darauf ankommt, ob das fremdwort schon in sich ein präfix enthält, sondern einfach auf den grad der volkstümlichkeit des lehnworts: echt mundartlich gewordene nehmen das *g-* an, nicht echt mundartliche nicht. Dass in formen wie *färkekəkət* 'viereckig', *schliffschuənət* 'schlittschub gelaufen' das präfix nach dem muster des partiz. trennbarer komposita ins innere des wortes gedrungen sei, bedarf wohl des zusatzes, dass dies bewusst humoristische neubildungen etwa wie schriftspr. *frühgestückt* sind, die dann allmählich allgemein üblich wurden.

Aus dem umfänglichen kapitel über die häufigste und produktivste aller partikeln *fer-*, die im alemannischen auch das alte *zer-* fast ganz verdrängt hat, mag einiges hervorgehoben werden. *zer-* ist in der stadt Bern völlig verschwunden, auf dem lande im allgemeinen nur in spärlichen resten, im Berner Oberland aber verhältnismässig wohl erhalten. *fer-* erscheint auch an stelle von *be-* z. b. *fərschmīrə*, *fərchvāntsə*, von *er-* z. b. *fərtsellə* 'erzählen', *fərsüffə*, *fərtragə*, *fərlīdə*, *fərbarmə*, *si fərchellə*. In gruppe 7 sind wieder allerhand beispiele aufgenomen, die sicher nicht echt mundartlich sind: *fərarbeitə*, *fərwässərə*, *fərsilbərə*, *fərgöttərə*, *fərbīndə*, *si fərlōbə*, *si fərhürdətə*, ebenso in gruppe 9 *fərbliβə* 'sitzen bleiben in einer klasse', in gruppe 11 *fərdikchə*, *fərwüestə*, *fəruntröujə*, *fərwarlosə*, *fərlīdərlechə*, *fərschönərə*, *fərbessərə*, *fərbösərə*, *fərmərə*, *fərgrösərə*, *fərchlīnərə* (echt mundartlich *dicker machen* usw.).

Im gegensatz zum Baseld., wo es nur noch isoliert und erstarrt sich findet, ist im Bernd. auch *er-* noch produktiv. Es ist öfters an stelle von *en-* oder *ent-* getreten, bald vermöge einer bedeutungsberührung, bald infolge einer mehr äusserlichen, lautlichen ähnlichkeit, wird aber seinerseits häufig durch *fer-* verdrängt. *Ertrünnə* scheint eher zur gruppe der zusammensetzungen mit *er + ent* zu gehören, in der wir etwa noch *ərlēnə*, *ərtchlīpfə* finden. Diesen stehen nicht nur in ostschweiz. mundarten, wie H. meint, sondern auch im Baseld. zusammensetzungen mit *fert-* aus *ver + ent* gegenüber: *fərtwütschə*, *fərtschlāffə*, *fərtlēnə*, *fərtlaufə*, die der Bernd. mundart ganz unbekannt sein sollen. Produktiv ist das präfix *er-* nach H. nur in unsinnlicher bedeutung, indem es entweder zur bildung von verben dient, welche eine eintretende handlung bezeichnen, oder von solchen, bei welchem der abschluss der tätigkeit ins auge gefasst wird; namentlich von der gruppe der verben aus, die als objekt das ziel der tätigkeit haben wie *ərbättlə*, *ərrätə*, *ərlābə*, *ərtroumə*, *ərwütschə*, *ərlügə*, gelangt das präfix im Bernd., abweichend vom Baseld., zu fast unbeschränkter produktivität. 'Das kompositum besagt, dass das affizierte objekt durch die im verbum simplex ausgedrückte tätigkeit erreicht, gewonnen

wird, oder dass die auf das affizierte objekt gewendete tätigkeit den zweck erfüllt.'

Die aus zusammensetzungen mit betonten partikeln bestehenden perfektiven verben verspricht H. an anderer stelle zu behandeln.

Der zweite teil des buches (s. 65 bis schluss) ist dem substantiv gewidmet. Zunächst handelt H. über das geschlecht, über fälle von unentschiedenem geschlecht, über anhaltspunkte zur bestimmung des geschlechts, über geschlechtswandel infolge lautlicher veränderungen. Dann führt er im einzelnen die abweichungen vom geschlecht der schriftsprache auf, die häufig auf unterschiede zwischen ober- und mitteldeutsch seit mhd. zeit zurückgehen. Sonderbar, aber durch ähnliche beobachtungen z. b. in Württemberg und in Rheinhessen bestätigt, ist dabei der unterschied im geschlecht der buchstabennamen, die in protestantischen gegenden neutra, in katholischen maskulina sind. Dass *ballə* fem. 'der ball' sein geschlecht einer anlehnung an *chruglə* 'kugel' verdanke, ist zweifelhaft, man kann auch an einfluss des französ. *la balle* denken. Auch im geschlecht weicht das Bernd. vielfach vom Baseld. ab. Weiter behandelt H. die doppelgeschlechtigen substantiva, d. h. solche, bei denen das geschlecht aus verschiedenen gründen schwanken kann oder die in verschiedenen bedeutungen mit verschiedenem geschlecht auftreten. (Sollte das weibl. geschlecht für *bach* bei Albr. v. Haller nicht auf mittel- oder niederdeutschen einfluss aus seiner Göttinger zeit zurückzuführen sein?)

Es folgen einige seiten über die einteilung der substantiva in absolute und relative, abstrakte und konkrete, dann der wichtige dritte abschnitt über die bildung der substantiva, in welchem H. sich aber auf diejenigen ableitungen beschränkt, die noch produktiv oder doch durch eine genügende anzahl von beispielen vertreten sind, um als gruppe gelten zu können, und wo zugleich die ableitung als solche durchsichtig ist. S. 90–112 nehmen die nomina agentis ein. Ich erwähne aus der übrigen — wie auch ein vergleich mit Szadowsky lehrt — keineswegs erschöpfenden und auch nicht ganz klar angeordneten darstellung einige besonderheiten. Reste des noch im mhd. substantivisch auftretenden schwachen adjektivs hat die mundart des landes noch erhalten in *a stumm*, *a bling* 'ein blinder' (*mancher halbbling* bei Gotthelf), *a wälsch* 'ein Welscher', *a meisterlos* 'ein unbezähmbarer mensch'. Die von H. aus der stadtmundart angeführten beispiele *chund*, *hër*, *mönts*, *nütnuts*, *siech* sind ältere, heute isolierte bildungen. Warum H. bildungen wie *a schlamp*, *schlarp*, *tschalp*, *hótsch* 'nachlässiger mensch, trottel', *schwäpsts*, *schwäwüsch* für jung ansieht, ist nicht klar. Reicher als das Baseld. ist Bernd. an bildungen von nomina agentis auf *-i*, namentlich an solchen mit tadelndem und schmähdem sinn. Von jedem verb solchen inhalts kann im Bernd. ein männliches substantiv auf *-i* abgeleitet werden: *damp*i** 'schwätzer', *tschalp*i** 'trottel', *trapp*i** 'einer, der schwerfällig auftritt', *stürm*i**, *strudl*i** usw. Von verben, denen an sich dieser tadelnde nebensinn nicht zukommt, werden solche ableitungen nur dann gebildet, wenn sie einen tadelnden sinn annehmen können: *a red*i** 'ein vielredner', *a regiari*i** 'wer überall und bloss zum kujonnieren befehlen will.' Den maskulinen auf *-i* stellt sich eine weibliche ableitung mit dem schwachen suffix *a* (< germ. *ōn*) an die seite: *damp*a**, *tschalp*a**, *trapp*a**, *stürm*a**. Im allgemeinen gehören freilich diese ableitungen mehr der mundart des landes an; in der stadt sind sie seltener (wie auch das Baseld. sie gar nicht kennt), und werden durch zusammensetzungen wie *brüäl*i*-*, *tsank*i*- wfb* (-*frou*, -*meil*i**) vertreten. Die verwendung dieses suffixes zur deminuerung kommt später zur sprache.

Das in der mundart wie in der schriftsprache noch produktive suffix *-ər* (*-lər*, *-nər*) ist ursprünglich bei ableitungen aus substantiven zu finden. Das sprachgefühl der mundart bezieht aber heute alle ableitungen, die dies irgendwie erlauben, lieber auf verben. Die unterschiede der bedeutungsgruppen spürt Szadowsky mit schärferem sinne auf als H., dessen stoffsammlung übrigens auch nicht erschöpfend ist. Einige besonderheiten seien angemerkt. Die schülersprache liebt die langen wörter, namentlich die langen zusammensetzungen, durchaus nicht und greift darum auch bei den ableitungen auf *-ər* zu gewaltsamen verkürzungen: *gimələr*, *prögələr*, *sechələr* sind die schüler des gymnasiums, des progymnasiums, der sekundarschule; *kchlassələr* die klassenchefs. *Gimələr* ist übrigens meines wissens auch die bezeichnung für die gymnasiallehrerprüfung, die ich bei H. nicht erwähnt finde. Die deverbativa auf *-ər*, die einen menschen nach seinen moralischen eigenschaften, meist unvorteilhaften, charakterisieren, werden stark beeinträchtigt durch die ableitungen auf *-i*, im gegensatz zum Baseld., das die *-er*-ableitungen auch in diesen fällen vorzieht. Bei den herkunfts- und zugehörigkeitsbezeichnungen auf *-ər* kennt das Bernd., wie die oberdeutschen mundarten überhaupt, in der regel keinen umlaut: *frībūrger*, *ürnər*, *üntlibuochər*, *worbər*, *burgdórfər*, *chirchdórfər*, *neftebachər*, *fürtalər*, *schaffhúsər*; warum in einzelnen fällen doch umlaut eintritt wie in *utzəstórfər*, ist nicht klar. Die die zugehörigkeit zu einer strasse oder einem stadtviertel bezeichnenden ableitungen auf *-lər* dagegen, wie *mättələr*, *chrámgässlər*, *schosháldələr*, *muesmättlər* 'bewohner der Matte, Krangasse usw.' weisen durchweg umlaut auf. In der bubensprache sind solche bildungen auf *-ər*, *-lər* nicht nur für die bewohner, sondern auch für die örtlichkeiten selbst, besonders als abkürzungen, beliebt: *chilchər* für *ts chilchəfáld*, *schwelər* 'schwellemätteli', *brämər* 'bremgartenwald', *däliger* 'dählhölzliwald', *buəbər* 'bubenseeli' usw.; im Baseld. sind dafür kürzende ableitungen auf *i* üblich: *münstí* 'münsterplatz', *seibí* 'säuplatz' (für barfüsserplatz). Die deverbativen ableitungen für sachen, die als handelnde kräfte vorgestellt werden oder wurden, wie *chlopfər*, *löüffer*, *schüəber*, *wekchər*, *brönnər*, *ufhánkchər*, *drúckchər* sollen nach H. noch eine produktive gruppe bilden. Das ist mir deswegen zweifelhaft, weil die meisten seiner beispiele der entlehnung aus der schriftsprache dringend verdächtig sind.

Die feminina zu den maskulinen auf *-ər* erscheinen im Bernd. in den drei formen *-əri*, *-əri* und *ərin*. Es ist kaum zweifelhaft, dass die erste form (wie auch im Baseld.) die echt mundartliche ist. Die zweite form erscheint auf dem lande (im zusammenhang mit mittel- und ostschweiz. mundarten?). Die dritte ist aus der schriftsprache eingedrungen. Im Baseld. finden wir an ihrer stelle *-ərin*, das kaum unmittelbar auf das mhd. dafür vorkommende *-erin* zurückgeht, sondern das schriftsprachliche *-erin* wiedergibt unter verlängerung des in der mundart in unbetonter stellung vor auslaut, *u* nicht vorkommenden kurzen vokals und unter einführung eines nebenakzents. Man hätte gerne erfahren, wie die mehrzahl zu einer solchen einzahl im Bernd. gebildet wird, ob auch dort wie im Baseld. oft zusammensetzungen mit *-wibər*, *-frouə* dafür eintreten. Während in der schriftsprache die femininen formen von familiennamen *t müllərə*, *t meijərə*, *t sigítalərə* usw. nicht mehr üblich sind, leben sie im Bernd. — wie in anderen deutschen mundarten — freilich meist in etwas herabwürdigendem sinne fort.

Auch bei den femininen auf *-ərə* treten ableitungen mit sächlicher bedeutung, vorzugsweise auf dem lande, für örtlichkeiten auf, an die sich die vorstellung eines kollektivbegriffs knüpft: *dörrərə* 'dorngebüsch', *wəsplərə* 'wespennest', *ameis-*

lärə 'ameisenhaufen' *ärsərə*, *bonərə* 'ort, wo erbsen, bohnen gepflanzt werden', besonders häufig in flurnamen wie *haslərə*, *rosərə*, *südəərə*, *goldərə* mit nicht immer durchsichtiger bedeutung, in einer fülle, wie sie das Baseldeutsche nicht kennt. Ihnen schliessen sich die kürzungen von strassennamen in der stadt an wie *chórnrərə* 'kornhausbrücke', *schönərə* 'schönau', *spittlərə*, *arbürgərə*, *spichərə* für spital-, aarberger-, speichergasse. Sie scheinen auch — doch ist der psychologische zusammenhang nicht klar — das vorbild abgegeben zu haben für die verstümmelungen der schülersprache, die ein *chemərə*, *goyərə*, *fisərə*, *nattərə*, *biblərə* usw. für chemie, geographie, physik, naturgeschichte, bibliothek liebt.

Bei den femininen auf *-in* scheint die Berner mundart nur die entsprechung *-i* als echt mundartlich zu kennen, das in der stadt herrschende *-in* entstammt nicht wie H. meint, den obliquen kasus, sondern der schriftsprache. Auffällig ist das fehlen des dem ahd. *-inna* entsprechenden *-ənə*, das im Baseld. gilt, auch für völker- und familiennamen z. b. *d'Schwöbənə*, *Franzesənə*, *Schmidənə*, *Freiənə*, *d'Imhofənə* vgl. oben das zu *-ərə* gesagte.

Das suffix *-əl* zur ableitung persönlicher maskulina erklärt H. für nicht mehr so produktiv wie in mhd. zeit; ich glaube, man kann richtiger seine produktive kraft für erloschen erklären, muss doch H. selbst fast alle seine beispiele zu den isolierten bildungen zählen. *Surniḃəl* 'griesgram' bringt H. mit *nebel* zusammen, wie denn? Im Baseld. lautet das wort *süriḃəl* = saures übel. *Bängəl* soll im Bernd. auf persönliche bedeutung beschränkt sein, während ihm in anderen schweiz. mundarten eine sächliche zukommt. *Trossəl* 'brautausstattung' sei eine *-əl*-ableitung zu mhd. *trosse* < franz. *trousse*; eher unmittelbare entlehnung aus afranz. *trossel* = neufr. *troussau*.

Die ableitungen auf *-ling* mit erhaltenem nasal haben nicht nur unter dem einfluss der schriftsprache die ältere form *-ling* zuweilen wiederhergestellt, sondern sind trotz H.s zweifeln sicher alle junge entlehnungen aus der schriftsprache. Produktiv ist das suffix in der mundart nicht mehr.

-əch, *-ləch* verwendet das Bernd. — noch ganz produktiv — zur benennung der verschiedensten apfelsorten: *büppəch*, *maltsəch*, *spitsorəch*, *sürgräuwəch*, *tüttləch*, *transparentəch*, *frénəch*, *renettəch*, *golpərmünəch* usw., die nach dem Idiot. I, 367 ff. in der übrigen Schweiz fast ausschliesslich auf *-əchər* (*echər*, *-ichər*, *-ochər*) enden. Ob man mit H. die Bernd. bildung für ursprünglicher, die andere als weiterbildung von *-əch* mit dem die herkunft bezeichnenden suffix- *-ər* ansehen darf, ist fraglich. Wie steht es denn mit der mundartlichen echtheit des auslautenden konsonanten? Er kommt im Bernd. allerdings in gleicher weise in wörtern vor, wo das suffix anderen ursprungs ist: *ebjəch* 'efeue', *wägərəch*, *latləch*, *rütəch*, *pjirsəch*, *chnobləch*, *schnittləch*, *chressəch*, die im Baseld., soweit sie überhaupt vorkommen, auf *-ig*, (*-i*) enden.

Auf die im Bernd. so reich entwickelten arten der deminution kann mit rücksicht auf den raum nicht mit der ausführlichkeit eingetreten werden, die sie verdienen würden. Trotzdem gerade dieses gebiet in früheren grammatischen arbeiten, auf die H. allerdings kaum oder gar nicht bezug nimmt, behandelt worden ist, erfahren wir doch noch manches neue und beachtenswerte.

Die produktivsten suffixe sind *-li* und *-əli*, häufig, aber doch weniger produktiv ist *-i*, noch seltener sind *-tschḃi*, *-əl* und *-ki*, *-kəl*, vereinzelt *-tschəḃi*, wobei noch eine weitere differenzierung durch eintreten oder fehlen des umlauts des stammvokals eintritt. Oft kann dasselbe substantiv alle diese verschiedenen demi-

nutivformen entwickeln. Diese unterscheiden sich dann zum mindesten im gefühlston, wenn nicht in auseinandergehender spezialisierung der bedeutung.

Die auf s. 114, mitte, unter den deminutiven erwähnten, von verben abgeleiteten feminina auf *-i* sind zu unrecht dorthin gestellt. Sie gehören in den abschnitt über konkreta und abstrakta s. 88, unter a) oder c); von irgend eine verkleinerung ist bei ihnen gar nicht die rede. Eine solche ist heute vielfach nicht mehr fühlbar bei den ungemein verbreiteten kurzformen der vornamen und verwandtschaftsbezeichnungen auf *-i*. H. zitiert zum beweis dafür zwei dies gut verdeutlichende stellen aus Gotthelf: 'Sie rief Stüdeli, Lisebethli, Bäbeli, dann [als sie ungeduldig geworden war und darum auf den zärtlichen ton verzichtete] Stüdi, Lysi, Bäbi, aber niemand kam', und 'Jedem Babi sagte sie Bäbeli und jedem Trini Trineli und wusste gar schön und süß zu klütterlen.' Noch weniger ist etwas von verkleinerung oder zärtlichkeit zu spüren bei den in der bubensprache beliebten verkürzungen zweisilbiger geschlechtsnamen auf *-ar*, *-al*: *dər · meiji*, *müllī*, *mustī*, *wäbi* für Meier, Müller, Muster, Weber, *dər weibəli*, *tsüttəli* Weibel, Züttel.

Die sonderbaren verschiebungen des geschlechts, neutrum und femininum für männliche wesen, wie sie den Walliser mundarten (*s kuanj*, *s blaschj* für *der k.*, *der bl.*) und dem Baseld.¹ (*d schmudla*, *d mulla*, *d fonslə* = *der Schmjd(lj)*, *der Müller*, *der Alfons*) in solchen fällen eigen sind, scheinen im Bernd. nicht vorzukommen. Bernd. ist nur, wie allgemein schweizerd., das neutrum des deminutivs für weibliche personen: *ts wäbərli*, *ts mejərli*, *ts léməli*, bei männlichen wesen beschränkt sich nach H. die deminution mit *-li* auf zwei- und mehrsilbige langvokalisch ausgehende namen: *dər dübudli* (Dubois), *milliəli* (Milliet), *schivardəli* (Girardet).

In gewissen gegenden des Emmentals und des Berner Oberlandes sind fast alle konkreten begriffe nur noch in der verkleinerten form gebräuchlich; nicht nur bei kindern, sondern auch in der sprache der erwachsenen, die dann von ihren *ärmlj* und *beindli* reden, ähnlich *ts chäslj*, *breilj*, *chuəli*, *rössli*, *hüsj*, *chnächtli*; von einem *fränklj* statt einem franken zu sprechen, ist eine auch in der übrigen Schweiz weit verbreitete sitte. Solcher usueller, spezialisierter oder isolierter deminutiva gibt es im Bernd. noch eine ansehnliche menge, vielfach in übereinstimmung mit dem Baseld., aber doch oft über dieses hinausgehend.

Noch produktiv (im gegensatz zum Baseld., das nur noch wenige erstarrte bildungen dieser art besitzt) ist im Bernd. *-əl* oder sein lautgesetzlicher stellvertreter *-u* als verstümmelungssuffix in der bubensprache a) bei konkreten substantiven: *chäppu*, *hütu*, *büchu* (bauch), *schökku* (schokolade); b) bei einsilbigen geschlechts- und vornamen und mehrsilbigen geschlechtsnamen, deren letzte silbe einen stärkeren nenton trägt: *näfu* Näf, *rotu* Rot, *labhärdu* Labhart, *äbersöldu* Äbersold, *näppu* Napoleon, *kchöbu* Jakob, *friidu* Friedrich.

Dem in der landmundart, besonders im Oberland, noch produktiven suffix *tschj* in *meitschj*, *müntschi* kuss, *tänntschi*, *büüntschi*, *chalbtschi*, *hüentschi* usw. (dass auch der name des dorfes Ablentschen *abländschj* hieher zu ziehen sei, ist fraglich; man denkt an romanischeu ursprung < *avalanche*) wendet H. seine besondere aufmerksamkeit zu. Es erscheint ausser in appellativen auch in zahlreichen, weit über den kanton Bern hinaus verbreiteten, aus vornamen entstandenen familiennamen: *Bertschi*, *Fritschj*, *Dietschi*, *Rüetschi*, *Santschi*, *Üeltschi*, *Witschi* usw. als kurzformen zu *Albert*, *Friedrich*, *Dietrich*, *Rudolf*, *Samuel*, *Ulrich*, *Wilhelm*. (Man vergleiche

1) Vgl. Wilh. Bruckner im Schweiz. Archiv f. volkskunde 21, 1917.

die bis nach Norddeutschland hin sich findenden *Bartsch*, *Pertsch*, *Fürtsch*, *Frītsch*, *Frītsche* usw.) Die herkunft dieses suffixes ist unaufgeklärt. Dass es sich aus ahd. *-zo* entwickelt haben könnte, ist nicht wahrscheinlich, weil diesem in der regel *-z* entspricht: *Benz*, *Fritz*, *Kuänz*, *Küenzi*, *Sanzi*. H. meint, man müsse auf *-sch* zurückgehen, das sich nach *l* und *n* leicht zu *tsch* fortbildete, und werde damit auf ahd. *-sk* geführt, das z. b. in *früşch*, *wintsch*, *hübsch*, *wältsch*, *dütsch*, *möntsch* erscheint. Nach dem muster *mennisc*: man sei ein *bruodisc* (> *brütsch*): *bruoder* anzunehmen. Für diese auffassung spreche auch der umstand, dass die ableitung mit *tsch* sich vornehmlich bei persönlichen substantiven und bei namen von haustieren finde. Die weitere ableitung mit *-in* sei verhältnismässig jung. Darnach müsste die ausbreitung des suffixes *tschi* statt *sch* von den auf *d*, *t*, *l*, *n* endigenden stämmen aus erfolgt sein.

Auf niederdtſch. *-kîn* und den einfluss der mit mittelniederfränkischen bestandteilen durchsetzten höfischen literatursprache will H. das bei männlichen und weiblichen vornamen begegnende und von dort auf tiere und sachen übertragene suffix *-ki* zurückführen. Das ist zweifelhaft, weil dem *k* die bei solcher herkunft zu erwartende aspiration fehlt, weswegen im Baseld. und in anderen schweiz. mundarten dafür häufig *gg* geschrieben wird. Den beispielen von H. liessen sich noch hinzufügen: *Gukkî* = August, *Sikkî* = Cécile, *Makkî* = Marguerite, *Nokkî* = Nora, *Fikkî* = Sophie, das appellativ *sukkî* = schwein. *Jokkî*, *Nikkî*, *Sekökkî* < Jakob, Nikolaus, Jacques brauchen nicht unbedingt hierher gerechnet zu werden; sie könnten auch zur klasse der *-i*-ableitungen gehören und vielleicht die vorbilder für einige von den anderen mit *-ki* gebildeten kurzformen abgegeben haben.

Wir haben oben die tatsache erwähnt, dass bei den deminutiven nomina umgelautete und unumgelautete formen nebeneinander auftreten. Eine regel vermag H. dafür nicht zu erkennen; vielleicht handelt es sich um unterschiede von allgemein üblicher oder nur gelegentlicher, von älterer und jüngerer bildung. Im Baseld. sind in abweichung vom Bernd. die unumgelauteten formen ganz selten; im Bernd. dienen sie, namentlich in der kindersprache, zur verstärkung des zärtlichen gefühlstons.

Zur bezeichnung weiblicher abstrakter substantiva dient allgemein alemanisch im weitesten umfang das suffix *-i*, mit dem fast von jedem einsilbigen adjektiv ein nomen qualitatis abgeleitet werden kann. Wenn die Berner stadtmundart davon einen beschränkteren gebrauch macht als die landmundarten und dafür die ableitungen auf *-heit* vorzieht, so macht sich darin zweifellos einfluss der schriftsprache geltend. *Fulkeit* bei Gotthelf, *Glättikeit* bei Haller haben nichts auffallendes, ihr *k* rührt von *-igheit* her; doch ist echt mundartlich im ersten wort die aspiration vermutlich auch Bernd. früh verloren gegangen wie im Baseld. *fülget*, *krangget*. Ausserdem ist *-i* noch ganz produktiv für die bildung konkreter substantiva, die den ort bezeichnen, wo eine tätigkeit vor sich geht: *brauwî*, *hänkchî*, *läntî*, *sâgî*, *stampfî*, *schwemmî*, *chorbî* korbmacherei. Zum teil freilich mögen unter den abstrakten wie unter den konkreten dieser bildungsart eindringlinge aus der schriftsprache stecken, bei denen dem schriftsprachlichen endungs-*e* ein mundartlich allein mögliches *-i* substituiert wurde.

Bei den kollektivbildungen mit *ge-* scheinen mir die in der mundart seit alter zeit bodenständigen wörter durchweg reduktion des *ge-* zu *g-* beziehungsweise assimilation an den anfangskonsonanten des grundworts zu verlangen. Daneben kommen — im Bernd. vermutlich so gut wie im Baseld. — bildungen mit *gi-* vor,

besonders wo die lautgesetzliche assimilation des *g-* an *b, p, d, t, g, k* des grundwort die zusammensetzung nicht mehr erkennen lässt, und auch dann grösstenteils als jüngere entlehnungen aus der schriftsprache: *gidw, gikär, gibabbäl*. Diese jüngeren wörter haben fast ausnahmslos einen tadelnden sinn.

Reich vertreten sind im Bernd. wie im schweizerd. überhaupt die femininen substantiva auf *-atə* < ahd. *ata*, das Wilmanns als aus dem romanischen entlehnt ansehen will. In diese gruppe scheinen mir aber *houptatə (chöpfətə) fuəssətə* nicht zu passen; sie dürften eher auf die zusammensetzungen *houpt-, kopf-, fuess-ende* (des bettes) zurückgehen mit schwund des *n* nach verlust des nebenakzents. Im Bernd., namentlich auf dem lande, steht daneben das suffix *-ət* < ahd. *ot* in männlichen nomina actionis: *ärnət, höüjət, säijət* usw., von da übertragen auf die mit diesen arbeiten verbundenen feste und dann produktiv für feste und spiele aller art wie *tantsət, schwingət, üsschässət, grännət* (gesichterschneiden).

In der stadtmundart findet man für abstrakta viel häufiger die ableitung auf *-ig* (< *-ing* < *-ung*), daneben neuerdings immer öfter *-ung*. H. hält die annahme, dass diese bildungen unter dem einfluss der schriftsprache sich ausgebreitet haben und ausbreiten, nicht für richtig, sondern meint, dass das suffix *-ig* beziehungsweise *-ung* von jeher in der stadt eine kräftige gruppe unterhalten habe und dass auch der grossteil der ableitungen, die sowohl mit *-ig* als *-ung* gebraucht werden, echtes und altes gut der mundart seien. Dem kann nicht beigestimmt werden. Die form *-ung* ist unter allen umständen der mundart fremd; natürlich sind auch viele von den wörtern auf *-ig* trotz ihres scheinbar echt mundartlichen äussern entlehnungen aus der schriftsprache, freilich so eingebürgerte, dass die jüngere generation mit ihrem allgemein schwächer gewordenen sprachgefühl sie nicht mehr als fremdkörper empfindet. Ähnliches wäre über das verhältnis von *-nus: nīs* zu sagen.

Aus dem den schluss (s. 152–166) bildenden kapitel über die komposition mag erwähnung finden, dass in der stadt Bern an stelle der nur mangelhaft entwickelten weiblichen nomina agentis auf *-i, -ə* zusammensetzungen treten: *chürifrou, tsankjwib, brüeljwib* gegenüber ländlichen *chürə, tsankə* usw. oder *witfrou, biwəfrou, meistarfrou, bännrmeitschj*. Da die männlichen nomina agentis mit tadelnder bedeutung in der regel nur auf erwachsene personen bezogen werden, tritt bei beziehung auf jüngere leute kompositum als ersatz ein: *brüelibuəb, schnudərbuəb, tsankjbuəb* (auch sonst: *schuəlbueb, lərbuəb, milchbuəb*), ebenso für persönliche kollektivbegriffe: *büralüt* bauern, *stattlüt* städter, *hérälüt* herren.

Merkwürdig ist die verkürzung langer vokale (beziehungsweise bewahrung alter kürze) im ersten kompositionsteil gegenüber länge des vokals im entsprechenden einfachen wort. Nach H. tritt dies nur ein, wenn die komposition zu entschiedener begriffseinheit verwachsen ist, nicht bei loseren beziehungen oder gar bei gelegentlichen bildungen z. b.: a) kürzung alter länge in *schneballə, schnemä*, aber *schnéschüfle, schnéwässər, haröl*, aber *härwässər, schumachər*, aber *schuəladə, husfrou, stjfmuatər*; b) alte kürze erhalten: *graswürm* raupe, aber *gräsfuədər, badhose*, aber *badtsimmar* (lehnwort!), *sagmül*, aber *sägbokch, taglön*, aber *tāghemlj*.

-s- als kompositionsbildendes element findet sich Bernd. in weiterem umfang als im Baseld., z. b. auch bei weiblichem erstem teil: *chuchjstür, stubsədür, ougsdechlə, chjchsturm*.

Dass in wörtern wie *bierdurst, mostwirt, holzsagi* das sprachgefühl ein akkusativverhältnis der beiden teile wahrnehme, möchte ich bezweifeln.

Unter den beispielen von zusammensetzungen, in denen ein verbalstamm in

ersten teil den zweck oder die bestimmung bezeichnet, nennt H. s. 164 auch *lǔb-chuǔchǔ*. Wie ist das zu verstehen? Wo ist da der verbalstamm? wo der zweck?

Hodlers arbeit ist im ganzen beschreibender art; sie begnügt sich mit der feststellung des heutigen tatbestandes, geht nur gelegentlich auf die vorgeschichte und die psychischen faktoren ein, die für sie bestimmend geworden sind und noch sind; sie beschränkt sich ausserdem auf das Berndeutsche. Szadowsky dagegen zieht nur eine einzige gruppe von bildungen — diese aber auf dem ganzen gebiete schweizerischer mundarten — in betracht, nicht als statistiker, sondern als sprachpsychologe, und sucht für die in seinem stoffe liegenden probleme lösungen, die für die prinzipien der sprachgeschichte bedeutung haben. Lautliche probleme treten auch für ihn in den hintergrund und das morphologische kommt nur insoweit in betracht, als es mit fragen der bedeutung zusammenhängt. Geschichtliche untersuchungen über das vorkommen der wörter sind nur beiläufig einbezogen. Aber wichtig ist für ihn die feststellung in jedem einzelnen fall, ob ein wort dem lebenden sprachgebrauch angehört oder nur literarisch bezeugt ist. S. stützt sich natürlich auf das reiche material des Schweizerischen idiotikons, das er aber nur bei den sprachpsychologisch besonders interessanten gruppen, den bezeichnungen für wind und wetter, für affektionen, für abstraktes und bei den fällen mit nicht aktiver bedeutung lückenlos darbietet. Der als dissertation erschienene teil beschränkt sich auf die fruchtbarste bildungsweise der nomina agentis, die deverbativen *er*-ableitungen.

Diese ordnet S. nach ihren bedeutungsgruppen, mit feinstem sprachgefühl alle zartesten bedeutungsabstufungen unterscheidend und auseinander entwickelnd. Es muss jedem, der sich für solche fragen interessiert, überlassen bleiben, die ausgezeichnete darstellung des verfassers im original zu studieren; ein noch so ausführliches referat könnte ihren vorzügen nicht gerecht werden. S. unterscheidet *er*-deverbativa als bezeichnungen für personen, tiere, pflanzen, körperteile, gegenständliches, wind und wetter, tage und monate und flurnamen, physische und psychische affektionen, vorgänge und tätigkeiten (abstraktes). Zuletzt bespricht er übersichtlich die *er*-deverbativen nach der logischen beziehung des bezeichneten zur verbalhandlung.

Auf einige punkte mag indessen auch hier noch etwas näher eingegangen werden. Das persönliche nomen agentis auf *-er* bezeichnet 1. den träger einer wiederholten (berufs- oder gewohnheitsmässig ausgeübten) handlung, den durch den verbalbegriff dauernd charakterisierten; 2. den träger einer einmaligen handlung, den handelnden schlechthin. In der heutigen mundart scheint mir indessen die zweite gruppe nicht wirklich bodenständig, sondern der nachahmung schriftsprachlichen gebrauchs entsprungen. S. selbst stellt fest, dass bezeichnungen für den ausüber einer einmaligen handlung selten sind, zum mindesten viel seltener als bezeichnungen des beruflichen oder gewohnheitsmässigen trägers von verbalbegriffen.

Dass das gedeihen des *er*-typus auf dem boden der pflanzenbezeichnungen keineswegs mythische vorstellungsweise voraussetze, sagt S. meines erachtens mit recht. Wundt hat zwar zur erklärung davon auf die mythologischen vorstellungen von der pflanzenseele, den vegetationsdämonen hingewiesen, die in keimen und wurzeln, bäumen und früchten lebten, oder auf die visionären eindrücke von feld und wald im dunkel und in der einsamkeit. Diese *er*-bildungen erklären sich aber nach S. leicht und natürlich damit, dass das wachstum solcher pflanzen (*chriecherli*, *höckerli*, *grüperli*, *rutscherli*) einen vergleich mit menschlicher oder tierischer bewegung zulässt, dass also die pflanze selbst als tätig erscheint.

Die überaus reiche entfaltung des typus der deverbativen ableitungen mit gegenständlicher bedeutung muss an die deverbativen ableitungen mit persönlicher bedeutung anknüpfen. (Da das neutrum dafür nicht vorkommt, werden lateinische masculina auf *-arius* das feste muster für diese gattung abgegeben haben: *focarius* > *focher* blasebalg, *binarius* > *biner* milchmass, *sextarius* > *sester* hohlmass). Wenn eine viehschelle *chlepfer*, ein glockenschwengel *plämper* genannt wird, sind das dinge, die *chleppen*, *plampen*, sie sind träger einer handlung, wenn auch unpersönliche vollstrecker derselben. An wirklich handelnde wesen im sinne einer personifikation braucht man dabei nicht zu denken, wenn auch nicht selten personennamen und andere personalbezeichnungen sowie tiernamen auf gegenstände übertragen werden: *haber-*, *chorn-*, *weizen-michel*, *grossmüeterli*, *fuchs*, *has*, *rätschvogel*, *güggel* als bezeichnung der letzten garbe. S. stellt mit recht solche wörter in den vordergrund, wenn es gilt, eine brücke zu schlagen zwischen den kategorien der personen- und der gegenstandsbezeichnungen. Nach diesen mustern konnten weitere bezeichnungen für gegenständliches aufkommen, die nicht tätige dinge bezeichnen, sondern gegenstände, die als mittel zur ausführung einer tätigkeit, als werkzeug dienen: *chnütscher*, *rüerer*, *säger*. Die grenze zwischen beiden gruppen ist schwer zu ziehen. Im falle von *schlapper* (der schlappende schuh) würde ich lieber S. zustimmen, der den schlappenden schuh als träger der handlung auffasst, als Behaghel, der in ihm ein mittel zur ausführung der handlung sieht. S. bemerkt sehr richtig, dass es von wert wäre, wenn seine theorie über das aufkommen der gegenständlichen *er*-ableitungen sich stützen liesse durch tatsachen der wortgeschichte, d. h. wenn sich nachweisen liesse, dass tatsächlich die ersten gegenstandsbezeichnungen auf *-er* solche in gewissem sinne aktive dinge bezeichnet haben, dass wörter mit rein instrumentaler bedeutung erst nach diesen aufkamen. Das wäre aufgabe einer besonderen untersuchung. Aber auch unmittelbar lassen sich die nomina instrum. an die nomina agentis anknüpfen. Der *borer* ist ein ding, das bohrt, wie der *borer* im persönlichen sinn ein mensch, der bohrt. Sehr nahe zu den persönlichen nomina agentis sind z. b. auch die häufigen scherzhaften bezeichnungen des weines und brandtweines zu stellen: *chratzer*, *rachenbutzer*, *rippenchlemmer* usw.

Bei den pflanzennamen auf *-er* hat S. die annahme mythischer personifikation als überflüssig abgelehnt, bei den windnamen erkennt er deren berechtigung an. Wenn auch bei benennung von dingen und erscheinungen der natur eine mehrfache möglichkeit der deutung sich biete, so verdiene doch auf diesem gebiet die mit weniger mitteln auskommende erklärung keineswegs aus gründen der methode den vorzug vor einer deutung, die dämonen und geister zu hilfe nimmt, um so weniger, als in abgelegenen ländlichen oder gebirgigen gegenden der mythos noch jetzt zu hause sei.

Besondere vorsicht verlangt die deutung der flur- und geländennamen; neben maskulinen auf *-er*, in denen vielfach familiennamen der besitzer stecken mögen, treffen wir da häufig feminina auf *-eren*, in denen verschiedene bildungsweisen zusammengefloßen sein können. *Risleren*, *riseren*, *falleren* deutet S. unter vorbehalt als nom. agentis = ort wo sand, kies und dergleichen herabrieselt, beziehungsweise schutthalde, beziehungsweise 'die fallende' (waldname). In anderen derartigen bildungen vermutet er altes latin. *-aria*-suffix, in anderen altes *-rjōn*-suffix. Grossenteils sind übrigens, wie wir schon bei der besprechung von Hodler gesehen haben, diese namen nicht deverbativ, sondern denominativ als bezeichnungen von orten, wo die im namen steckenden pflanzen, tiere und stoffe in mengen vorkommen.

Ganz besonders gelungen scheinen mir die psychologischen ausführungen des § 9

über bezeichnungen physischer und psychischer affektionen (krankheiten, rausch und ähnliches) und der § 10 über bezeichnungen für vorgänge und tätigkeiten (abstraktes) darunter lautvorgänge (juchzer, jodler usw.), bewegungsvorgänge (tänze usw.).

Das ergebnis des letzten kapitels über die logischen beziehungen des bezeichneten zur verbalhandlung lässt sich so zusammenfassen: Die deverbativa auf *-er* bezeichnen:

1. alle arten von kausaler beziehung;
 - a) was die verbalhandlung ausführt, aktive beziehung, weitaus der häufigste fall — beispiele überflüssig;
 - b) was die verbalhandlung ausführt und zugleich von ihr betroffen wird, reflexive beziehung; schwach belegt, meist nur in älterer sprache, in sprichwörtern usw., aber auch sonst gelegentlich z. b. *schneller* ein käfer zu (*sich*) *schnellen*;
 - c) dasjenige, womit die verbalhandlung ausgeführt wird, instrumentale beziehung, reichlich vertreten: *borer*, *schöpfer*;
 - d) was zur ausführung veranlasst, kausative beziehung: *innuckerli* (schlafliedchen), *springer*, *laufer* (durchfall). Doch ist gerade bei der letzten art von beispielen kausative auffassung nicht durchaus notwendig;
 - e) was von der verbalhandlung betroffen wird, das objekt des verbalbegriffs, und zwar:
 - α) strikte passive beziehung bei deverbativen von transitiven verben, eine abart von passiver beziehung bei deverbativen von intransitiven verben: *anhenker*, *schieber* (schiebfenster), *versuecherli*, kleines muster zum versuchen (eine solche bildung kann den übergang von instrumentaler zu passiver beziehung vermitteln); *triber* ein junges schwein, stark genug, dass es getrieben werden kann. Die hierher gehörigen personenbezeichnungen lassen in älterer sprache denominative auffassung neben der deverbativen zu: *ächter* = ächter und = geächter, verfolgte, zu *ächten* oder *acht*; *buesser* frevler, der busse leisten sollte, aber nicht wirklich leistet; *anchläger* = ankläger und = beklagter, schuldner. S. wendet sich in seiner erklärung solcher fälle gegen Behaghel, der meint, es sei da die bedeutung in ihr gegen teil umgeschlagen, also ein widerspruch gegen die formale logik in der sprachentwicklung. S. sieht im tatbestand keinen anlass zu solchem vorwurf, da es sich einmal um zwei selbständige, gleichberechtigte bedeutungssphären handelt, *ächter* = der aktiv oder passiv bei der acht beteiligte, und da angeklagter nicht der logische gegensatz zu ankläger sei, was vielmehr einer, der nicht anklagt, wäre;
 - β) was bei ausführung der verbalhandlung sich ergibt, das produktivobjekt, den effekt: *trüller*, haarknoten, der durch *trüllen* entsteht; *spritzer*, der durch spritzen entstandene flecken.
2. den ort der ausführung der verbalhandlung, räumliche beziehung, sehr selten: *hocker*, gegenstand auf dem man hockt; meist ist die beziehung nicht rein räumlich, sondern instrumental;
3. was zur verbalhandlung in zeitlicher beziehung steht, sehr selten: *heimgärer* der letzte tanz beim tanzfest.

FRIEDRICH-NIETZSCHE-PREIS FÜR 1923.

Preis Ausschreiben der stiftung Nietzsche-archiv.

Welche fingerzeige gibt die sprachwissenschaft, insonderheit die etymologische forschung, für die entwicklungsgeschichte der moralischen begriffe ab?

(Nietzsche, Zur genealogie der moral. Anm. am schluss der 1. abhandlung 'Gut und böse', 'Gut und schlecht'.)

Für die bewertung kommen nur arbeiten in betracht, die die philosophischen wie sprachwissenschaftlichen gesichtspunkte nach streng wissenschaftlicher methode behandeln.

Zu berücksichtigen sind in erster linie die indogermanischen sprachen. Doch ist es sehr willkommen, wenn auch das material aus anderen sprachen herangezogen wird, wobei dem bearbeiter indessen, soweit er sich ein selbständiges urteil nicht zu bilden vermag, gestattet wird, über das aus zweiter hand geschöpfte lediglich zusammenfassend zu referieren.

Die arbeiten sind bis spätestens 1. april 1923 an das Nietzsche-archiv in Weimar einzureichen. Jede arbeit ist mit einem kennwort zu versehen; der name des verfassers darf nur in einem mit dem gleichen kennwort versehenen verschlossenen umschlag angegeben sein.

Alle arbeiten bleiben unbeschränktes eigentum der verfasser.

Der ausgesetzte preis beträgt 5000 m. Er soll am geburtstag Fr. Nietzsches, den 15. oktober (1923), ungeteilt einer arbeit zuerkannt werden. Ist keine arbeit preiswürdig, bleibt es den preisrichtern überlassen, über die verwendung der ausgesetzten summe zu befinden.

Das preisgericht besteht aus:

1. Universitätsprofessor Dr. Bruno Bauch, Jena.
2. Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, Weimar.
3. Graf Harry Kessler, Berlin.
4. Oberbürgermeister Dr. Adalbert Oehler, vorsitzender der stiftung Nietzsche-archiv.
5. Universitätsprofessor Dr. Ferd. Sommer, Jena.

NACHRICHTEN.

Am 14. mai 1921 starb zu Kopenhagen der sprachforscher und grammatiker Karl Arnold Edvin Jessen (geb. am 1. januar 1833 zu Randers); am 8. oktober 1921 zu Askov (Jütland), der als autorität auf dem gebiete der volkskunde und als lexikograph der jütischen mundarten rühmlichst bekannte pastor emer. Henning Frederik Feilberg (geb. 6. august 1831 zu Hillerød); am 26. oktober 1921 zu Königsberg der ausserordentl. professor dr. Wilhelm Uhl (geb. 23. november 1864 zu Braunschweig); am 4. november 1921 zu Stockholm der durch seine prähistorischen forschungen hochverdiente Nestor der schwedischen archäologen, prof. dr. Oskar Montelius; ende dezember 1921 zu Prag der ausserordentl. professor dr. Hans Lambel (geb. 26. august 1842 zu Linz); am 31. dezember 1921 der ordentl. professor an der universität München, geh. hofrat dr. Hermann Paul (geb. 7. august 1846 zu Salbke bei Magdeburg); am 4. januar 1922 zu Jena der ordentl. professor der vergleichenden sprachwissenschaft,

geh. hofrat dr. Berthold Delbrück (geb. 26. juli 1842 in Danzig); am 13. märz 1822 zu Erlangen der ordentl. professor, geh. hofrat dr. Elias Steinmeyer (geb. 8. februar 1848 zu Nowawes bei Potsdam); am 4. mai 1921 zu Wien der bekannte und verdiente skandinavist, hofrat dr. Josef Calisanz Poestion (geb. 7. juli 1853 in Aussee).

Delbrück, Jessen, Paul, Steinmeyer und Uhl waren hochgeschätzte mitarbeiter unserer zeitschrift, denen die redaktion ein dankbares angedenken bewahrt.

Berufen wurden: der privatdozent, studienrat dr. Walther Heinr. Vogt in Marburg an stelle des in den ruhestand getretenen ordentl. professors der nordischen philologie, dr. Hugo Gering nach Kiel; der ausserord. professor an der universität Jena dr. Hans Naumann als nachfolger von Karl Helm nach Frankfurt a. M.; der geh. hofrat professor dr. Oskar Walzel in Dresden als ordentl. professor der neueren deutschen literaturgeschichte nach Bonn; der ordentl. professor der neueren deutschen sprache und literatur, dr. Franz Schultz in Köln nach Frankfurt a. M.; der ausserordentl. professor dr. Friedrich Ranke in Göttingen als ordentl. professor der germanischen philologie nach Königsberg; der privatdozent dr. Ernst Bertram in Bonn als ordentl. professor der neueren deutschen sprache und literatur nach Köln; der ausserordentl. professor der deutschen literaturgeschichte dr. Christ. Janentzky in München als ordinarius an die technische hochschule in Dresden.

Befördert sind: die ausserordentl. professoren für neuere deutsche sprache und literatur dr. Robert F. Arnold in Wien, dr. Eugen Wolff in Kiel und dr. Phil. Witkop in Freiburg i. B. zu ordinarien; der ausserordentl. professor der deutschen sprache und literatur dr. Friedr. Neumann in Leipzig (zuvor privatdozent in Göttingen) zum ordinarius; der ordentl. honorarprofessor dr. Walther Ziesemer in Königsberg zum ordinarius; der privatdozent dr. Robert Faesi in Zürich zum ausserordentl. professor für neuere deutsche und schweizerische literaturgeschichte. Der oberlehrer prof. dr. Gustav Rosenhagen in Hamburg wurde zum honorarprofessor an der dortigen universität ernannt, der privatdozent dr. Fr. Braun in Leipzig zum ordentl. honorarprofessor der germ. philologie.

Dem professor dr. Adolf Hauffen in Prag wurde die neuerrichtete professur für deutsche volkskunde an der dortigen deutschen universität übertragen; der privatdozent an der universität Halle, dr. Wolfgang Liepe, erhielt einen lehr-auftrag für geschichte des theaterwesens und dramaturgie.

Es habilitierten sich: für deutsche literatur dr. Gustav Bebermeyer in Tübingen, für deutsche literaturgeschichte und deutsche sprachkunde dr. Martin Sommerfeld in Frankfurt a. M. Der privatdozent dr. Karl Wesle hat sich von Frankfurt nach Jena umhabilitiert.

Der ordentl. professor, geh. hofrat dr. W. Braune in Heidelberg wurde zum korrespondierenden mitgliede der preuss. akademie der wissenschaften ernannt; der ordentl. professor, geh. regierungsrat dr. Friedrich Vogt in Marburg zum korrespondierenden mitgliede der Göttinger gesellschaft der wissenschaften, der ordentl. professor, geh. regierungsrat dr. Edward Schröder in Göttingen zum korrespondierenden mitgliede der bayr. akademie der wissenschaften.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurückerlieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.

- Alexander, Meister.** — Hase, Günther, Der minneleich meister Alexanders und seine stellung in der mittelalterlichen musik. [Forschungsinstitut für neuere philologie in Leipzig. I. Altgermanistische abteilung unter leitung von E. Sievers. Heft 1.] Halle, Niemeyer 1921. (VIII), 96 s. 18 m.
- Anzenrubers werke.** Gesamtausgabe nach den handschriften in 20 teilen, mit lebensabriss, einleitung und anmerkungen herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Hesse & Becker o. j. (1921), geb. (in 7 bände) 140 m.
- Arzneibuch,** Das Gothaer mittelniederdeutsche, und seine sippe, herausgegeben von Sven Norrbom. [Mnd. arzneibücher, herausgegeben von Konrad Borchling. Bd. 2.] Hamburg 1921. 4°. (VI), 240 s.
- Bell, Clair Hayden,** The sisters son in the medieval German epic. A study in the survival of matriliney. [University of California publications in modern philology, vol. X, 2.] Berkeley 1922. 120 s.
- Bibeltraktate (Gothaer).** — Im Kampf um die deutsche bibel. Zwei traktate des 14. jahrhunderts, herausgegeben von Josef Klapper. Breslau, Eigenverlag 1922. VIII, 56 s.
- Blöndal, Sigfús,** Islandsk-dansk ordbog. (Hovedmedarbejdere: Björg P. Blöndal, Jón Ófeigsson, Holger Wiehe). 1. halvbind. Reykjavik, Kobenhavn og Kristiania 1920–22. XII, 480 s. gr. 4. 35 kr.
- Bock, Eugen de,** Beknopt overzicht van de vlaamsche letterkunde, hoofdzakelijk in de 19^e eeuw. 'De Sikkel', Antwerpen; Em. Querido, Amsterdam o. j. 108 s.
- Bojunga, Klaudius,** Deutsche sprache und deutsches volkstum. Die behandlung ihrer zusammenhänge im unterricht auf höheren schulen. [Deutschunterricht und deutschkunde, heft 6.] Berlin, Otto Salle 1921. 72 s. 6 m.
- Borinski, Karl,** Geschichte der deutschen literatur von den anfängen bis zur gegenwart. Stuttgart, Berlin, Leipzig; Union Deutsche verlagsgesellschaft o. j. [1921]. 2 bände. XVI, 643; VIII, 673 s. und 48 tafeln, geb. 98 m.
- Braun, Friedr.,** Die urbevölkerung Europas und die herkunft der Germanen. [Japhetische studien zur sprache und kultur Eurasiens, herausgegeben von F. Braun und N. Marr. I.] Berlin, Stuttgart, Leipzig, W. Kohlhammer 1922. 91 s. 22 m.
- Bruns, Friedr.,** Modern thought in the German lyric poets from Goethe to Dehmel. [University of Wisconsin studies in language and literature. 13.] Madison 1921. 103 s.
- Cohn, Egon,** Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17. jahrhunderts. Studien zur deutschen bildungsgeschichte. [German. studien ... herausgegeben von E. Ebering. 13.] Berlin, E. Ebering 1921. (VIII), 239 s. 30 m.
- Conscience, Hendrik.** — Bock, Eugen de, H. C. en de opkomst van de vlaamsche romantiek. 'De Sikkel', Antwerpen; Em. Querido, Amsterdam o. j. 319 s.
- Curme, George O.,** A grammar of the German language designed for a thoro and practical study of the language as spoken and written to-day. New-York, The Macmillan company. 1922. XII, 623 s. geb.
- Edda Sæmundar.** — Den ældre Eddan tolkad av Axel Åkerblom. 2 delar. Uppsala, J. A. Lindblad 1920–21. 186; 226 s. 24 kr.

- Edda Sæmundar.** — Die Edda mit historisch-kritischem kommentar, herausgegeben von R. C. Boer. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & zoon 1922. 2 bände. XCI, 320 und VIII, 398 s. geb.
- Die lieder der älteren Edda (Sæm. Edda) herausgegeben von Karl Hildebrand, völlig umgearbeitet von Hugo Gering. 4. aufl. Paderborn, Schöningh 1922. XXVIII, 484 s.
- Gering, Hugo, Glossar zu den liedern der Edda. 5. aufl. Paderborn, Schöningh 1923. X, 231 s.
- Reuter, Otto Sigfried, Das rätsel der Edda und der arische urglaube. Sontra in Hessen, Verlag Deutschordensland 1921. 174 s. mit 13 holzschnitten. 28 m.
- Ehret, Joseph,** Das Jesuitentheater zu Freiburg in der Schweiz. Erster teil. Die äussere geschichte der herbstspiele von 1580—1700 mit einer übersicht über das schweizerische Jesuitentheater. Freiburg i. Br. 1921. XV, 259 s., 7 tafeln und 2 karten 50 m.
- Eventyr, Norske,** En systematisk fortegnelse efter trykte og utrykte kilder . . . ved Reidar Th. Christiansen. Kristiania, J. Dybwad 1921. XI, 152 s.
- Feist, Sigmund,** Einführung in das gotische. Texte, übersetzungen, erläuterungen. [Teubners philol. studienbücher.] Leipzig und Berlin, Teubner 1922. VI, 156 s. und 1 tafel kart. 48 m.
- Gerdau Hans,** Der kampf ums dasein im leben der sprache. Ein sprachbiologischer versuch zur lösung des lautwandelproblems auf darwinistischer grundlage. Hamburg, W. Gente 1921. 62 s. 3 m.
- Gerullis, Georg,** Die altpreussischen ortsnamen, gesammelt und sprachlich behandelt. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. (VI, 286 s. 75 m.
- Goethe.** — Berendsohn, Walter A., Goethes knabendichtung. Hamburg, W. Gente 1922. 172 s.
- Schnitzer, Manuel, Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung. 1.—5. aufl. Hamburg, W. Gente 1921. 130 s. und 22 tafeln, geb. 25 m.
- Götze, Alfred,** Proben hoch- und niederdeutscher mundarten. [Kleine texte für vorlesungen und übungen herausgegeben von H. Lietzmann. 146.] Bonn, A. Marcus & E. Weber 1922. (II), 110 s.
- Graebisch, Friedr.,** Die mundart der grafschaft Glatz und ihrer böhmischen nachbargebiete. [Glatzer heimatschriften. I.] Kommissionsverlag von A. Walzel in Mittelwalde 1920. IV, 78 s.
- Gragger, Robert,** Deutsche handschriften in ungarischen bibliotheken. [Ungarische bibliothek, für das Ungarische institut an der universität Berlin, herausgegeben von R. Gragger. 1, 2.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1921. (IV), 56 s. und 1 facs. 8 m.
- Grimm, Jacob und Wilhelm.** — Berendsohn, Walther A., Grundformen volkstümlicher erzählerkunst in den Kinder- und hausmärchen der brüder Grimm. [Hamburger habilitationsschrift.] Hamburg, W. Gente 1922. 143 s. 30 m.
- Gryphius.** — Steinberg, Hans, Die reyen in den trauerspielen des Andreas Gryphius. [Gött. dissert.] Göttingen 1914. VIII, 124 s.
- Güntert, Herm.,** Von der sprache der götter und geister. Bedeutungsgeschichtliche untersuchungen zur Homerischen und eddischen göttersprache. Halle, Niemeyer 1921. VIII, 183 s. 26 m.
- Hammerich, Lonis L.,** Zur deutschen akzentuation. [Det kgl. danske vidensk.

- selskab. Histor.-filol. meddelelser VII, 1.] København, A. F. Høst & son 1921. 330 s.
- Heine, Heinr.** — Schellenberg, Alfred, H. Heines französische prosawerke. [German. studien . . ., herausgegeben von E. Ebering. 14.] Berlin, E. Ebering 1921. (VIII), 86 s. 12 m.
- Hengestsage.** — Aurner, Nellie Slayton, Hengest. A study in early english hero legend. [University of Iowa studies. I, 51.] 1921. (II), 76 s. und 44 taf.
- Schreiner, Katharina, Die sage von Hengest und Horsa. Entwicklung und nachleben bei den dichtern und geschichtsschreibern Englands. [German. studien . . ., herausgegeben von E. Ebering. 12.] Berlin, E. Ebering 1921. XII, 166 s. 24 m.
- Iwand, Käthe,** Die schlüsse der mhd. epen. [German. studien, heft 16]. Berlin, Emil Ebering 1922. 171 s.
- Jespersen, Otto,** Language, its nature, development and origin. London, G. Allen & Unwin 1922. 448 s. geb. 18 sh.
- Kaiser, Elsbet,** Frauendienst im mittelhochdeutschen volksepos. [Germanist. abhandlungen . . ., herausgegeben von Fr. Vogt. 54.] Breslau, Marcus 1921. VII, 106 s.
- Kelly, John Alexander,** England and the Englishman in German literature of the 18. century. New-York, Columbia university press 1921. XVII, 156 s. 1,25 doll.
- Kossinna, Gustaf,** Diè deutsche vorgeschichte eine hervorragend deutsche wissenschaft. 3. verbesserte auflage. [Mannus-bibl. nr. 9.] Leipzig, Curt Kabitzsch 1921. VIII, 255 s. und 50 tafeln 50 m.
- Kurath, Hans,** The semantic sources of the words for the emotions in sanskrit, greek, latin and the germanic languages. [Chicago dissert.] Menasha, Wisconsin 1921. VIII, 68 s.
- Leach, Henry Goddard,** Angevin Britain and Scandinavia. [Harvard studies in comparative literature VI.] Cambridge, Harvard university press 1921. XII, 432 s. 3,50 doll.
- Loen, Joh. Michael von,** Goethes grossoheim (1694—1776), sein leben, sein wirken und eine auswahl aus seinen schriften von Siegfried Sieber. Leipzig, Historiaverlag (Paul Schraepfer) 1922. 237 s. und 1 portr. 60 m.
- Luther.** — Franke, Carl, Grundzüge der schriftsprache Luthers. 3. teil: satzlehre. 2. auflage. Halle, Waisenhaus 1922. XII, 419 s.
- Magnússon, Árni.** — A. M.s private brevveksling udg. af kommissionen for det Arnamagnaanske legat. Københ. og Krist., Gyldendal 1920. (IV), 735 s. 10 kr.
- Matthias, Theodor,** Sprachleben und sprachschäden. Ein führer durch die schwankungen und schwierigkeiten des deutschen sprachgebrauchs. 5. aufl. Leipzig, Friedr. Brandstetter 1921. XII, 503 s. 40 m.
- Naumann, Hans,** Primitive gemeinschaftskultur. Beiträge zur volkskunde und mythologie. Jena, Diederichs 1921. (II), 196 s. 25 m.
- Nibelungenlied.** — Der Nibelunge nôt in auswahl und mhd. sprachlehre mit kurzem wörterbuch von W. Golther. 6. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. 196 s. geb.
- Nibelungensage.** — Schröder, Frau Rolf, Nibelungenstudien. [Rhein. beiträge und hilfsbücher zur german. philologie und volkskunde, herausgegeben von Th. Frings, R. Meissner und J. Müller. VI.] Bonn und Leipzig, Kurt Schröder 1921. (VIII), 53 s. 15 m.

- Notker.** — Hoffmann, Paul Th., Der mittelalterliche mensch, gesehen aus welt und umwelt Notkers des deutschen. Gotha, F. A. Perthes 1922. (VIII), 356 s. 40 m.
- Ólafs saga helga** efter pergamenthaandskrift i Uppsala universitetsbibliothek Delagardieske samling nr. 8II utg. av den Norske historiske kildeskriftkommission ved Oscar Albert Johnsen. Kristiania, J. Dybwad 1922. LVII, 116 s. und 1 facs. 7 kr.
- Ordbog** over det danske sprog grundlagt af Verner Dahlerup med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udg. af det Danske sprog-og litteratur-selskab. Tredje bind. bræ — dø. Københ., Gyldendal 1921. VI, 4 s. u. 1268 sp. — Fjerde bind. døbe — flytte. VI, s. u. 1276 sp. 1922.
- Paul, Hermann,** Über sprachunterricht. Halle, Niemeyer 1921. 29 s.
- Petsch, Robert,** Deutsche dramaturgie. 1. band: Von Lessing bis Hebbel. 2. auf. Hamburg, Paul Hartung 1921. LVI, 194 s. geb. 26 m.
- Pipping, Hugo,** Inledning till studiet av de nordiska språkens ljudlära. Helsingfors, Söderström & co. 1922. XII, 211 s.
- Pohl, Gerhard,** Der stropfenbau im deutschen volkslied. [Palaestra 136.] Berlin, Mayer & Müller 1921. VIII, 219 s. 28 m.
- Rother,** herausgegeben von Jan de Vries. [German. bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg. II, 13.] Heidelberg, Winter 1922. CXV, 129 s. 28 m.
- Runen.** — Lindquist, Ivar, Runinskriften på Hogastenen i Bohuslän. Ett rättsdokument från 700-talet. Särtryck ur Göteborgs och Bohusläns fornminnesförenings tidskrift. Göteborg, Elanders boktryckeri a. b. 1921. 13 s.
- Schiffmann, Konrad,** Das Land ob der Enns. Eine altpäuerische landschaft in den namen ihrer siedlungen, berge, flüsse und seen. München und Berlin, R. Oldenbourg 1922. XII, 248 s. cart. 68 m.
- Schleiermacher.** — Schleiermacher als mensch. Sein werden, familien- und freundesbriefe 1783—1804. In neuer form mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Heinrich Meissner. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1922. (IV), 368 s. und 3, abbildungen geb. 60 m.
- Seiler, Friedr.,** Deutsche sprichwörterkunde. [Handbuch des deutschen unterrichts ... begründet von A. Matthias. IV, 3.] München, C. H. Beck'sche verlagsbuchhandlung 1922. X, 457 s. geb. 85 m.
- Skalden.** — Meissner, Rudolf, Die kenningar der skalden. Ein beitrage zur skaldischen poetik. [Rhein. beiträge und hilfsbücher zur german. philologie und volkskunde, herausgegeben von Th. Frings, R. Meissner und Jos. Müller. I.] Bonn und Leipzig, Kurt Schröder 1921. XII, 437 s. 80 m.
- Sprüche, Merseburger.** — Meissner, Rudolf, Cnonio uidi. [Sonderabdruck aus der Festgabe für Friedr. von Bezold.] Bonn, Kurt Schröder 1921. 16 s.
- Stolz, Alban.** — Mayer, Julius, Alban Stolz. Freiburg i. Br., Herder & co. 1921. X, 619 s., 10 abbild. und 1 facs. geb. 115 m.
- Studier i modern språkvetenskap** utgivna av Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. VIII. Upsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri-a.-b. 1921. (IV), 163 s. 6,50 kr.
Darin u. a.: A. Nordfelt, Det historiska beviset för Eufemiavisornas ålder. — J. Reinius, Några anmärkingar till tysk grammatik.
- Studier, Nysvenska.** Tidskrift för sveusk stil- och språkforskning utg. av Bengt Hesselman och Olof Östergren. 1. årg., 1—3. häftet. Uppsala, Akadem. bokhandeln 1921. 144 s. Preis für den jahrgang 8 kr.

- Neue folge von 'Språk och stil', die ihr erstes heft mit einem aufsatz von Nils Svanberg über Heines einfluss auf Fröding eröffnet.
- Tannhäuser, Der**, herausgegeben von S. Singer. Tübingen, J. C. B. Mohr 1922. VIII, 47 s. 15 m.
- Vogt, Friedr.**, Geschichte der mittelhochdeutschen literatur. 1. teil. 3. umgearb. auflage. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher verleger (Walter de Gruyter & co.) 1922. X, 363 s. 55 m.
- Wasserzieher, Ernst**, Deutsche sprachgeschichte. anregungen und beiträge zu ihrer behandlung auf der schule. [Deutschunterricht und deutschkunde, heft 7.] Berlin, Otto Salle 1921. 64 s. 6 m.
- Weibull, Curt**, Sverige och dess nordiska grannmakter under den tidigare medeltiden. Lund, Gleerup 1921. VIII, 196 s. 12 kr.
- Wolff, Ludwig**, Studien über die dreikonsonanz in den german. sprachen. [German. studien . . . herausgegeben von E. Ebering. 11.] Berlin, E. Ebering 1921. (IV), 190 s. 24 m.
- Wolters, Friedr. und Petersen, Karl**, Die heldensagen der germanischen frühzeit. Breslau, Ferd. Hirt 1921. (VIII), 315 s. 34 m.
-

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

FÜNFZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER / STUTTGART 1926

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart
Printed in Germany

Inhalt.

Abhandlungen.

	Seite
Der Engelberger prediger. Von Philipp Strauch	1. 210
Der ursprung der lateinischen osterfeiern. Von Joseph Klapper.	46
Zur Eddametik. Von Hugo Gering	128
Die nordische und deutsche Hildebrandsage. Von H. de Boor	175
Hugo Gering. Von F. Kauffmann.	339
Über den schicksalsglauben der Germanen. Von F. Kauffmann	361
Briefe von Klopstock und Gleim. Von K. Viëtor	408

Miszellen.

Auszüge aus briefen der brüder Grimm an Salomon Hirzel. Von Albert Leitzmann	58. 241
Liscows zitate. Von Albert Leitzmann	79
Magister Ardelio. Von Albert Leitzmann	92
Runensachen. Von Th. von Grienberger	274
Die komposition der Geuchmat Thomas Murners. Von Eduard Fuchs	419
Übertragungen bekannter und unbekannter lateinischer gedichte Paul Flemings. Von Anton Englert	429
Matthissoniana. Von Albert Leitzmann	431

Literatur.

Eduard Sievers, Die Eddalieder; angez. von Hugo Gering	93
Rittershaus, Frau Dr. Adeline, Altnordische frauen; angez. von W. H. Vogt	97
Friedrich Michael, Die anfänge der theaterkritik in Deutschland; angez. von Hans Devrient.	97
Werner Mahrholz, Deutsche selbstbekenntnisse; angez. von Philipp Strauch	101
Albert Leitzmann, Quellenschriften zur neueren deutschen literatur; angez. von Karl Borinski	104
Borcherdt, Dr. Hans Heinrich, Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche literatur des 17. jahrhunderts; angez. von K. Borinski	105
Hans Sperber, Motiv und wort; angez. von Karl Borinski.	107
Kazimir Beik, Zur entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso; angez. von Otto Pniower.	108
Karl Viëtor, Die lyrik Hölderlins; — Die briefe der Diotima; — Hölderlin und Diotima; angez. von Franz Zinkernagel	111
Hermann Glockner, Fr. Th. Vischers ästhetik; angez. von Paul Schultz	114
Wolf von Unwerth, Proben deutschrussischer mundarten; angez. von V. Moser	115
J. Lindemann, Über die alliteration als kunstform im volks- und spiel- mannsepos; angez. von Georg Bäsecke	117
Friedrich Kluge, Deutsche namenkunde; angez. von Th. v. Grienberger	118
Paul Cauer, Von deutscher spracherziehung; angez. von Th. Matthias	119
Dr. Katharina Schreiner, Die sage von Hengist und Horsa; angez. von Walter A. Berendsohn.	284
Friedrich Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts; angez. von Gustav Binz	285

Humbert Dell'mour, Altdeutsche sprachlehre für anfänger; angez. von V. Moser	286
Walther Ziesemer, Das grosse ämterbuch des deutschen ordens; angez. von Karl Helm	291
Albert Köster, Die meistersingerbühne des 16. jahrhunderts; angez. von Johannes Bolte	292
Priebsch, Bruder Rausch; angez. von Robert Petsch	293
Haus Schauer, Christian Weises biblische dramen und Christian Reuters werke; angez. von Georg Ellinger	296
Hans Müller, Lebensansichten des katers Murr und Zwölf berlinische geschichten aus den jahren 1551—1816; angez. von Georg Ellinger	299
Johannes Günther, Der theaterkritiker Heinrich Theodor Rötcher; angez. von Hans Devrient	318
Louis Brun, Hebbel sa personnalité et son œuvre lyrique; angez. von H. Weiss-Bass	322
Karl von Amira, Die germ. todesstrafen; angez. von M. Pappenheim	443
Dr. Paul Th. Hoffmann, Der mittelalterliche mensch; angez. von H. Naumann	455
Andreas Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied; angez. von Friedrich Panzer	456
J. Tauler ed. A. L. Corin, Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège; angez. von Philipp Strauch	462
Albert Schreiber, Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach; angez. von Albert Leitzmann	467
Karl Lachmann, Die gedichte Walthers von der Vogelweide 8. ausg.; angez. von Albert Leitzmann	468
Sven Norrbom, Das Gothaer mund. arzneibuch und seine sippe; angez. von J. Klapper	471
Hugo Gering, Abwehr	326
Scherer-stiftung	122
Neue erscheinungen	122. 333
Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge in Band XLI—L der Zeitschr.	474
Nachrichten	126. 332. 489
Mitteilung	338
Register zu band 49 und 50. Von O. Scharbou	490

Die Zeitschrift für deutsche philologie erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 8 bogen zum preise von M 20.— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen. Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Die manuskripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuskripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrage erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 3 Pfg. für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaktion gelassen.

DER ENGELBERGER PREDIGER

Wackernagel hat in seinen Altdutschen predigten aus zwei Engelberger hss. — cod. 335 (Sa) und 336 (Sb), siehe B. Gottwalds Cat. p. 237, Wackernagel s. 283 f. — unter nr. LXVIII, LXIX und LXX (s. 182–208) drei predigten mitgeteilt, die Rieger ebenda s. 583–598 durch weitere handschriftliche excerpte aus Wackernagels nachlass ergänzte, um darauf s. 436–438 seine charakteristik des an Tauler gemahnenden Engelberger predigers aufzubauen. Vgl. auch Cruel, Gesch. der deutschen predigt im mittelalter s. 399–402; Linsenmayer, Gesch. der predigt in Deutschland s. 151, 444–447; Preger, Gesch. der deutschen mystik 3, 230 f. 359. Schon die auszüge liessen eine anziehende persönlichkeitscharakteristika erkennen, in denen 'tiefsinnige und gemütvolle auffassung mit entschiedener betonung der praktischen anforderungen des ehrstlichen lebens' auf das glücklichste vereinigt ist. Es dürfte daher geboten sein, nochmals und eingehender auf diese sermone zurückzukommen. Einer meiner schüler, H. Pansegrau, nahm im jahre 1906 an ort und stelle eine sorgfältige, zeilengetreue abschrift der beiden codices, musste dann aber von der weiteren bearbeitung abstand nehmen. Die abschrift ist jetzt eigentum des Deutschen seminars in Halle und sollte von meinem schüler Friedrich Knopf näher untersucht werden. Auch hier liess der krieg — Knopf fiel am 13. februar 1916 — es nicht über vorarbeiten hinauskommen. Da nun in absehbarer zeit kaum ein vollständiger abdruck der predigten zu erwarten ist, möchte ich im folgenden die ergebnisse längerer beschäftigung mit dem gegenstande vorlegen.

Cod. 335 (Sa bei Wackernagel; das Engelberger benediktinerinnenkloster wurde 1615 nach Sarnen verlegt), eine papierhs. 4^o aus dem 14. jahrhundert, enthält 17 predigten und bricht mit bl. 148^b 1 ab, dessen letzte zeile nur noch das textwort der 18. predigt bietet. Eigent-

1) Die blattzählung Wackernagels zeigt von der obigen kleine abweichungen.

lich sind es nur 147 bl., da vor bl. 148 ein blatt, das letzte einer lage, abhanden gekommen ist. Wackernagel vermutete, die hälfte der hs. möchte verloren gegangen sein, doch siehe s. 3. Es sind fünf schreiberhände zu unterscheiden: I bl. 1^a (am oberen rande *Fineat inceptum scā Maria meum*) bis 40^a, 24 zeilen auf der seite, enthalten die predigten 1–4. II bl. 40^b–51^b, 25–27 zeilen auf der seite, predigt nr. 5; bl. 52^a unbeschrieben. III bl. 52^b–56^b, 36 und 37 zeilen auf der seite, predigt nr. 6; die schrift ist im allgemeinen elegant und klar, die abschrift als solche jedoch oft flüchtig. Der schreiber der 6. predigt unterscheidet sich in manchem von den übrigen händen: eingangs ist das biblische textwort nur in deutscher übersetzung wiedergegeben, der sonstigen gepflogenheit in der hs. entgegen. Bl. 56^b findet sich nach dem *Amen* am schluss der predigt der auf ihren inhalt bezug nehmende eintrag: *Bittend got für mich, das mir dis lieht und och allen, den ich des selben gunn, ze grund offen werd, hie dur vorttan* ('gottesfurcht?') *und minne, dörcht dur niessen und schowen*. Auch in der schreibung geht diese hand ihre eigenen wege, während sonst die orthographie der einzelnen hände ein ziemlich gleichmässiges gepräge zeigt. Bl. 57^a, 58^{a,b} unbeschrieben; bl. 57^b enthält nur den eintrag *sci spirit' assit nob gra*. IV bl. 59^a–63^a, 28–31 zeilen auf der seite, predigt nr. 7 mit dem vermerk am schluss *Gedenkent öch min durch got Vnd bitend öch got für mich. amen. das w'd*; bl. 63^b unbeschrieben. V bl. 64^a – zum schluss, 24–26 zeilen auf der seite, predigt nr. 8–17. Pansegrau hält den zweiten und fünften schreiber für identisch. V umfasst sieben lagen zu zwölf blättern, also sexterne; in lage 7 fehlt das letzte blatt (147); die verteilung der lagen ist folgende: bl. 64–75, 76–87, 88–99, 100–111, 112–123, 124–135, 136–147; mit bl. 148 begann die achte lage, womit die hs. abbricht.

Cod. 336 (**Sb** bei Waekernagel, vgl. s. 284 nr. LXX), eine papierhs. 4^o aus dem 14. jahrhundert mit 212 blättern, enthält 23 predigten, von der letzten nur den anfang. Auch an ihr waren mehrere schreiber tätig, doch kommt der grösste teil auf rechnung der auch in Sa wirksamen fünften hand und zwar bl. 1–62, 92–200. Bl. 1–60 mit 25 zeilen auf der seite sind aus fünf lagen zu 12 blättern gebildet, bl. 12^b, 24^b, 36^b, 48^b zeigen unten am rande das kennwort, mit dem die neue lage beginnt. Bl. 61, 62 sind angefügt, um die 6. predigt zum abschluss (62^b, 8) zu bringen. Bl. 92–200 ergeben gleichfalls neun lagen zu 12 blättern mit 27 zeilen auf der seite bis 139^b, von 140^a ab mit 29, 25, 24, gelegentlich auch 26 und 27 zeilen auf der seite. Der erste sextern trägt 92^a unten die lagenbezeichnung *Tre-*

decimus, bl. 188^a als letzte *Vicesimus primus*. Wenn Pansegrau in übereinstimmung mit Waekernagel den schreiber in Sb mit der fünften hand in Sa identifiziert, dann dürfte Waekernagels Vermutung, von Sa sei die Hälfte verloren gegangen, vielleicht genauer dahin festzulegen sein, dass man einen abgang von im ganzen fünf sexternen anzunehmen hat. Umfasste Sb 92–200 die lagen 13–21, Sa 64 bis zum jetzigen schluss lage 1–8 (von letzterer blieb freilich nur bl. 148, mit dem lagenvermerk (versehentlich 9' statt 8' auf bl. 148^a unten am rande, erhalten), dann hatte der jetzt fehlende teil von Sa ursprünglich wohl ausser dem 8. noch die sexterne 9–12 gefüllt. Beide codices wären dann auch ihrem äusseren umfange nach fast gleich gewesen.

Neben diesem tätigsten schreiber (I), der im ganzen 15 predigten (nr. 1–6, 12–20) aufzeichnete, haben aber auch in Sb noch andere hände mitgewirkt. II bl. 63^a–91^b, 32, vereinzelt 27–33 zeilen auf der seite, pred. nr. 7–11; die hand ist im vergleich zu I wenig sorgfältig; für *mensch*, auch für *menschheit* (z. b. 69^a, 5) ist *M* geschrieben, *Jhesus* durch *ih^t* und *i^t* abgekürzt. Vorübergehend setzt für bl. 71^a eine dritte hand ein, aber nur für diese eine seite; sie ist wesentlich klarer, gefälliger als II, sie stellt die buchstaben etwas mehr nach links hinüber, während II sie senkrechter setzt, zwischen *u* und *n* ist strenge geschieden. Bl. 91^a ist halb, 91^b garnicht beschrieben. IV bl. 201^a bis 203^a, 24 zeilen auf der seite, schluss der pred. nr. 20; bl. 203^b frei. V bl. 204^a–212^c, zwispaltig, die spalte mit 40 zeilen, abgesehen von gelegentlichen schwankungen, pred. nr. 21, 22. Der schreiber hat oft recht flüchtig geschrieben. VI bl. 212^{c,d} anfang der pred. nr. 23, womit die hs. mitten im satze abbricht. Der schreiber schreibt nicht schlecht, doch ist die schrift völlig verblasst, am rande verstümmelt und abgegriffen.

Sa wie Sb sind abschriften. Das auge des schreibers ist gelegentlich vorausgeeilt, der irrhum ist dann nachträglich durch b, a richtig gestellt (Sa 3^b, 10) oder der vorweg genommene satz gestrichen worden (Sa 3^b, 16 f. vgl. 4^a, 1. 2; 7^a, 5 vgl. 7; 12^a, 19 vgl. 21; 84^b, 15 f. vgl. 17 f.; Sb 32^a, 3 vgl. 5; 76^b, 1 vgl. 3; 108^a, 13. 14 vgl. 17. 18). – Sa 129^a, 19 ist eine zunächst übersehene stelle nachgetragen, wie überhaupt des öfteren die gleiche hand nachgebessert hat; nur vereinzelt findet sich korrektur oder nachtrag von anderer hand (Sa 20^b, 21). Lücken sind selten (Sa 6^b, 16. 118^a, 9 = Waekernagel Altd. pred. 68 z. 352; Sb 82^b, 25).

Die predigten, in Sa 17 an der zahl (nr. 18 ist nur noch durch das textwort vertreten), in Sb 22 (von nr. 23 ist nur der anfang über-

liefert), halten keine feste anordnung nach dem kirchenjahr ein. Sie verteilen sich auf folgende tage¹:

- Sa** 1^a nr. 1 Adventspredigt. Luc. 3, 4 ist das evang. Sabb. Quatt. temp. Adventus, Joh. 1, 23 das evang. Dom. IV Adventus nach dem Missale Constant. (1504); da der prediger aber diesem textwort nach der deutschen übersetzung so gleich Matth. 3, 2 folgen lässt, bevorzugte er wohl die mit den genannten evangelisten gleichlautende bibelstelle Matth. 3, 3.
- 9^b nr. 2 *Von dem Advent Christi*: 1 Reg. 7, 3 lässt sich für den advent nicht belegen, wohl aber im brevier (Brev. Constant. von 1516) in Feria IV post Dom. II post Pentec.
- 19^a nr. 3 S. Andreas (30 nov.).
- 29^b nr. 4 S. Andreas, Matth. 4, 19.
- 40^b nr. 5 Vigil. s. Andreae, Joh. 1, 39.
- 52^b nr. 6 Epiphania, Isai. 60, 1.
- 59^b nr. 7 ? , Apoc. 3, 12.
- 64^a nr. 8 S. Benedictus (21 märz), Job 28, 10, der text ist im Missale Constant. bei s. Benedict nicht zu finden.
- 73^a nr. 9 Fortsetzung von nr. 8.
- 84^a nr. 10 Feria IV Quatt. temp. Quadrag., Matth. 12, 43–45.
- 91^a, 101^a nr. 11. 12 Fortsetzung von nr. 10.
- 106^b nr. 13 Dom. II Adventus nach dem Missale Constant., Dom. I Adv. nach dem Missale Romanum, Luc. 21, 25.
- 120^b nr. 14 Dom. XXI post Pentec., Joh. 4, 52.
- 129^a nr. 15 In ascensione domini? Ps. 96, 3. (Der psalm ist der erste der 3. nocturn im brevier dieses tages.)
- 137^a nr. 16 Fortsetzung von nr. 15.
- 145^a nr. 17 Dom. I Quadrag., 2. Cor. 6, 1.
- 148^b nr. 18 ? , Apoc. 14, 13.
- Sb** 1^a nr. 1 Dom. I post Pentec. (Missale Constant.), 1. Joh. 4, 16.
- 10^b nr. 2 Dom. I post Pentec., Luc. 16, 19.
- 23^b nr. 3 Dom. II post Pentec. (Missale Constant.), Luc. 14, 17.
- 33^a nr. 4 Dom. II post Pentec., Luc. 14, 17.
- 43^b nr. 5 Fortsetzung von nr. 4.
- 53^b nr. 6 ? , 1 Macc. 4, 57, 58.
- 63^a nr. 7 Feria VI post Dom. III Quadrag., Joh. 4, 5.
- 74^a nr. 8 Dom. X post Pentec., Luc. 18, 10.
- 77^b nr. 9 Dom. XIII post Pentec., Luc. 17, 11.
- 83^a nr. 10 Dom. XIV post Pentec., Gal. 5, 16, 17.
- 87^a nr. 11 Dom. XV post Pentec., Gal. 5, 25, Fortsetzung von nr. 10.
- 92^a nr. 12 Maria Magdalena (22 juli), Cant. 6, 9 (die textstelle nicht im Missale).
- 102^a nr. 13 ? , (Jerem. 6, 2).

1) Bei der festlegung der sonn- und festtage hat mich K. Bihlmeyer in Tübingen, bereitwillig wie immer, unterstützt. Wenn nicht alle predigttexte auf bestimmte tage des kirchenjahres sich festlegen lassen, so darf vermutet werden, dass der prediger dann seinen text nicht der liturgie entnommen, ihn vielmehr frei gewählt hat.

- 115^b nr. 14 Dom. VI post Pentec., Marc. 8, 8.
 128^a nr. 15 S. Petri vincula (1 ang.), Act. 12, 6.
 135^a nr. 16 S. Peter (29 juni), Matth. 16, 16.
 144^b nr. 17 Dedicatio ecclesiae, Ps. 33, 9, Luc. 19, 4, 5.
 163^a nr. 18 ? , Ps. 29, 2.
 184^a nr. 19 Dom. III Adv. (Missale Constant.), Matth. 11, 3.
 190^b nr. 20 Dom. III Adv. (Breviar. Constant.), siehe unten.
 204^a nr. 21 Nativitas Domini (vgl. Migne, Patrol. lat. 184, 827), Cant. 1, 2.
 208^a nr. 22 schliesst sich an nr. 21 an, Cant. 1, 2.
 212^b nr. 23 Missa III Nativitatis Domini, Joh. 1, 14.

Die sermone beginnen mit dem lateinischen textwort, das unmittelbar darauf verdeutscht wird, gelegentlich auch zu einer ausführlicheren wiedergabe des capitels führt, dem das einzelne textwort entnommen ist. Neben den lateinischen bibelcitaten und der folgenden deutschen übersetzung stehen freiere deutsche ohne lateinischen text; diese sind nicht immer sicher zu identifizieren, da sie nicht den wortlaut des originals genau wiedergeben, sondern nur den gedanken zum ausdruck bringen. Am schluss der predigt stellt sich weitaus überwiegend die formel *des helf (dz verlich Sb 20) uns (mir und ouch Sa 13, Sb 4, 18, 19) der vatter (got der v. Sb 22) und der sun und der heilig geist. amen* ein, der Sb 13, 15 noch der satz *daz uns dis allen geschehe*, Sb 20 *daz uns dis allen g. hie in zit und dort in ewigkeit* vorausgeht. Abweichend lautet nur Sa 2 *des helf uns der minnenklich gemachel Christus selber. amen*, Sa 7 *dar zu helf uns daz dripersönlich einiges wesen vater sun heiliger geist*, Sb 6 *d. h. uns du hoch drivalentikeit selber. amen. ewanklich amen*; Sa 6 klingt aus *unser herr J. Chr. der mit dem vatter in minn des hailigen gaistes lept und richset von welt ze welt. amen*. Ohne formelhafte schlusswendung sind geblieben Sa 16, 17, Sb 21.

Sämtliche predigten rühren von einem und demselben verfasser¹ her, der zweifellos dem Engelberger benediktinerkloster angehörte und wohl beichtvater bei den dortigen benediktinerinnen 'bei St. Andreas' war, an die alle stücke in erster linie sich wenden². Der

1) In Sa bezieht sich nr. 5 auf die 4. predigt, nr. 9 ist fortsetzung von 8, nr. 11. 12 von 10, nr. 16 von 15; in Sb setzen nr. 5 predigt 4, nr. 11 predigt 10 fort, die 2. predigt beruft sich 18^b, 15 auf nr. 1, die 15. predigt 132^a, 27 auf nr. 13 (110^b, 2), die 22. predigt 208^a, 49 f. auf nr. 21.

2) Vgl. Sa 96^a, 18 *du vindest och menig gut bild an dinen frowen, die tot sint, von den du hörst sagen, wie volkomenlich si gelebt hant, und du sichest och noch gut bilde an dien die noch lebent*. — Nur eine weibliche zuhörerschaft ermöglichte auch den ausspruch: Sa 85^b, 15 bei seiner geburt ist das kind ein kind des teufels, getauft wird es ein kind des vaters, eine schwester des sohnes, ein gemahl des h. geistes.

schweizer¹ ursprung wird durch folgende wendungen gestützt: Sa 93a, 16 (Wackernagel s. 436) werden die menschen, *die uf disen bergyen erzogen sint*, von den städtern unterschieden, Sb 13a, 11 *min frowe dú schult-heiss(e), min herre der amman* (Schweizer idiotikon 2, 1683. 4, 246) zitiert. Ob an Einsiedeln gedacht werden darf, wenn Sb 198a, 5 neben pilgerfahrten nach Rom und Avignon auch *zû únsere frowen* genannt ist²? Basel wird Sb 82a, 10 (= Wackernagel 70, 223) erwähnt, desgl. Sb 101a, 6 f. Zürich (siehe unten).

Ich gebe im folgenden zunächst eine inhaltsanalyse der predigten.

Sa 1. Bl. 1^a. Adventspredigt. *Ego vox clamantis in deserto. Ich bin ein stim des ruffenden in der wüsti* (Matth. 3, 3, vgl. Luc. 3, 4; Joh. 1, 23). *Penitentiam agite, appropinquet enim regnum celorum* (Matth. 3, 2). Die auslegung gilt den worten *vox clamantis* und *desertum*. Es gibt dreierlei wüste (2^a, 22 ff.): eine leibliche, eine geistliche und eine göttliche. In die erste ruft die stimme der 'ordnung', in die zweite die stimme Jesu Christi, in die dritte ruft gott sich selbst: *hic est filius meus dilectus*. In der ersten findet man *nüt lütten* (ausser einsiedlern und heiligen), denn sie ist *wüst*, in der zweiten sind nichts als disteln und dornen (menschliche sünden, Christi leiden), in der dritten rote und weisse rosen und weisse rosen und *mengerley minnenklicher blümen und süsse volgeschmaki krütter und edel würtzen und der minnenklichen vögellin gesang*; in ihr sind die menschen, *die do sint worden formlos und bildlos aller geschafner dingen* (4^a, 10 ff.). Des rufenden stimme ist eine siebenfache (5^a, 1 ff.): *vox domini super aquas* (= sünden, 5^a, 3), *vox d. in virtute* (5^b, 10), *vox d. in magnificentia* (grosmütigkeit der tugent 6^a, 10); *zuo dem vierden mal so ruffet disú stim uf den zederbóm* (6^b, 4, siehe unten); *vox d. intercedentis flamam ignis* (7^a, 9), *vox d. concutientis desertum* (7^b, 11), *vox d. preparantis cervum* (hie mit manet er den mónschen das er sich bereit als der hirtz 8^a, 16, siehe unten).

1) Siehe auch die schweizerischen worte:

**asne* (*asnú*) Sb 107^a, 7: *schütter ab einer a. werfen* 'balkenwerk über dem herde zum trocken und dörren des holzes', Schweizer idiotikon 1, 504; *ettich* stf. *hectica* Sb 149^a, 19 f. *in e. vallen*, siehe Schweizer idiotikon 1, 599 ff.;

**hirte* swf. eine bestimmte zeit des jahres (siehe Schweizer idiotikon 2, 1649): Sa 82^b, 22 s. *Benedict der was als gar mit got vereint, das er nüt wüste, weler hirten es in dem jar was.*

kerse (*kris*) stf. Sa 81^b, 8, 14, siehe Schweizer idiotikon 3, 480.

luretsche (*hubetsch*) stm. einfältiger mensch, narr Sb 4^a, 1 = Wackernagel Aلد. pred. s. 597, 16, siehe Schweizer idiotikon 3, 997; Schmidt, Hist. wörterb. d. elsäss. mundart s. 227^b;

**vlederschen* swv. flattern, von der taube Noas Sb 6^b, 9, siehe Schweizer idiotikon 1, 1230;

rluo (*flâh*) stf. steiler fels Sb 78^a, 27 = Wackernagel 70, 28, siehe Schweizer idiotikon 1, 1184.

2) Sb 198^a, 3 *wir sechen das wol wo ein grosz geselleschaft mit ein ander gat ze Rome oder ze Avium oder zû únsere frowen odr ande(r) ferr weg* usw. Dem zusammenhange nach könnte aber auch ein entfernterer wallfahrtsort gemeint sein.

2. Bl. 9b. *Von dem Adrentt Christi (rot). Preparete corda vestra domino et serrite illi soli et liberavit vos de manibus inimicorum vestrorum* (1. Reg. 7, 3). Auf siebenerlei weise sollst du dein herz bereiten, entsprechend den sieben gaben des heiligen geistes (10^a, 2 ff.; vgl. Isai. 11, 2; Tauler ed. Vetter 105, 32 ff.): *timor domini* (10^a, 5) führt dich zu reue und beichte (10^a, 3); *scientia* (*kunst* 10^a, 9. 14^a, 13) soll dich schützen, dass dein herz nicht in die sünde zurückfalle, *mitikeit* (*pietas* 10^a, 12. 16^a, 9); *götlich* *sterk* (*fortitudo* 10^a, 15. 16^b, 9) soll dich vor *witsweifeikeit* bewahren; *rat* (*consilium* 10^a, 17. 17^a, 14); *verstantnis* (*gemerk*, *intellectus* 10^a, 20. 18^a, 8 ff.); *wisheit* (*sapientia* 10^a, 24. 18^b, 16). Sa 16^a, 13 ff. heisst es, wo der prediger vor der *witsweifeikeit* warnt: (*du*) *solt din hertz setzen in einikeit. nu möchtest du sprechen: ich bin doch under einer mengi, wie sol ich denne in einikeit komen? min kint, das mûs geschehen, das din fünf sin und alle din richlichen sinne zesamen zwingest schwa du sitzest, gangest oder standest, das du din gedenk abwegen zû got richtest. du müst dur menigvaltikeit komen in einikeit. du solt betrachten etwas von got. ist dir das ze schwer und du es noch nût kanst, so solt du gedenken von got. macht du das nût tûn, so solt du reden von got. (16^b) macht du das nût tûn, so hör reden von got oder du bett etwas. macht du das nût tûn, so schrib oder sing von gott, si es dir erlôbt. macht du das nût tûn, so beger doch, das du es möchtist tûn. macht du das ðch nût tûn, so setz dich nider und bitt got, das er diner sinnen hûtt und dinr gedenken gewaltig si, und also kumest du dur menigvaltikeit in einikeit. —*

3. Bl. 18b. *Von dem wirdigen zwelfbotten sant Andres* (30. nov.). *O bona crux quam diu desiderata et iam concupiscenti animo preparata* (aus der Passio beati Andreae apostoli bei Mombricitus, Sanctuarium. nova ed. 1 (1910), 103, 57 ff.). Im anschluss an die Andreaslegende handelt die predigt vom nutzen des kreuzes und der frucht des leidens. 20^a, 1 ff. ein kreuz wird — auch sonst ein beliebtes thema zur ausdeutung — aus vier teilen (*stamen*) hergestellt: der stamm, der auf dem erdreich steht, gleicht dem anfangenden leben, der zur rechten bezeichnet *die behenden tôd*, *die der mônsch sol nemen dur eigenen willen brechen*, der zur linken bedeutet *ein gedultig frôlich minrich liden*, *der obrost ein schôwlich leben* und heisset *ein balmbôrn*. Im weiteren verlauf wird der ganze kreuzigungsprozess allegorisch ausgedeutet. 24^a, 3 ff. werden die drei zuerst genannten kreuzeshölzer als anfangendes und zunehmendes leben gefasst, der palmbaum eines vollkommenen lebens ist *der stam der uff dem krûtz ist*.

4. Bl. 23b. *Von dem himelfürsten sant Andres* (rot). *Venite post me, faciam vos fieri piscatores hominum* (Matth. 4, 19). Eingangs wird vor behandlung des eigentlichen textwortes dem hörer der biblische zusammenhang aus dem evangelium erläutert (30^a, 14. 30^b, 5). Dann wird der text wort für wort durchgenommen, mit unterabteilungen in der disposition. Der heiligung der jünger Christi, insbesondere des Andreas und des Petrus, sollen auch wir nachstreben (33^a, 1 ff.). *Nu sint alle die ordnung der heiligen cristenheit in disen zwein stuken beschlossen: das ist miden die sünd und tûn das gût*, dann hast du alles was nötig ist zu einem ewigen und zu einem anfangenden, zunehmenden, vollkommenen leben. 33^b, 5: In drei dingen ist alle sünde, die die menschen begehen, beschlossen, *das erst ist gebrest der schuld*, *das ander ist lust der natur*, *das dritt ûppikeit der welt*. *die erstrn hasset got, die andren gevallen im nût, die dritten sint vident gottes. das erst mûs man überwinden mit bitterkeit der rûc, das ander da mûs man fliechen ursach der sünd, zû dem dritten mal so mûs man die welt versmachen.*

5. Bl. 40^b (*an dem abent sancti Andree* 40^b, 4). *Venite et videte* (Joh. 1, 39). Die predigt nimmt bezug auf die vorhergehende (40^b, 41^a, 43^b als *ir an der vordren brödiie hortent und dike von mir gehört hant*). 41^a, 22 ff. Die berufung des Andreas und Petrus zum 'schauen und anschén' schon hier auf erden, *daz si ewklich gebruchen sônd*, ist eine vierfache, gott hat sie gerufen, auf dass sie werden *bekeuner* und *erkenner* (41^b, 4) gottes, jünger gottes (44^b, 12 ff.), apostel gottes (47^b, 14) und Christi (41^b, 1) und heimliche freunde gottes. Zu jeder dieser vier stufen gelangt man auf dreierlei weise. Zur ersten: man lernt gott erkennen a) in und an der kreatur, b) in gnaden, c) in einem *glorioslich schowen oder erkennen*. Von der kreatur heisst es, wie auch an anderer stelle (17^a, 22 ff.) ganz ähnlich: an der schönen kreatur sieht man die schönheit des schöpfers, an der 'weisen' kreatur den weisen minniglichen gott, an der minniglichen blume den minniglichen schöpfer, der in der weissen rose als weisser, in der roten rose als roter gott erscheint: *wisz in siner luterer unvermasgoten mônscheit, rot an siner brünnenden münwrichen gotheit* (42^a, 1 ff.). Und doch! *sichest du nu an alle creaturen, so vindest du dinen minnenklichen got in inen allen: und si sint doch nüt got* (42^a, 8). — Um 2. liebe jünger gottes zu werden, müssen wir a) seine gebote kennen und erkennen lernen, b) sie halten, c) einander lieb haben, wie er uns lieb gehabt hat (46^b, 1). — 3. Zum apostelamt Christi oder gottes bedarf es gleichfalls dreierlei weisen: Christus sprach zu Petrus: *minnest du mich? ja herre: a) so spis mir minú scheffli. disú spis ist gúti lere, die ein mônsche dem andren tûn sol*, wie die apostel es taten, — *also bist du ein mund gottes* (48^b, 8); b) *so weid mir minú schefflin: in worten und weiken sollst du ein gutes Vorbild geben*; c) *so bitte fúr minú scheffli: wenn a und b beim ebenmenschen nichts helfen, dann bitte gott für ihn in diner andacht und in diner heimlicheit*. — 4. *heimlich frúnd gottes*: wenn sich hier in der zeit zwei menschen recht lieb haben, so zeigt sich das in dreierlei weise: a) sie sehen einander oft; b) sie sind einander heimlich und sagen sich gegenseitig *heimlichú ding. wer der mônsche ist, der dir rechter heimlicher dingen heimlich wirt und du in dar nach der dingen, der er dir heimlich worden ist, uf slachest* (49^b), *das ist ein zeichen, daz sich alle mônschen vor dir sônd hûten, daz si dir niemer heimlich werden*; c) gute freunde sind einander treu; auch wenn sie nicht bei einander sind, sind sie doch einander treu mit dem herzen. 49^b, 5 ff. wenn nun irdische menschen sich gegenseitig lieb haben und doch die liebe dieser welt falsch und unstät ist, dann ist es doch wohl billig, dass wir den lieb haben, dessen treue und liebe von ewiger dauer ist. So wie die liebe zwischen zwei menschen besteht, so muss auch die liebe zwischen gott und dem menschen sein und zwar gleichfalls eine dreifache (häufiger sehen, 'heimlich' sein, freundestreue); ad a heisst es: *gott sieht dich im kor, im reventer ob dem tische* (50^a, 1), im kreuzgang oder wo du auf erden bist, du aber sollst Christus sehen in der krippe: letzteres wird im einzelnen weiter ausgemalt, dabei der gegensatz hervorgehoben: 50^a, 19 *als klein und als unmgent als er dur dich ist worden und er doch den sweren last himelriches und ertriches hat gehenket an sin dry vinger und in sinen kleinen fústlin allen den gewalt hat den er ieszunt hat über himelrich und ertrich*.

6. Bl. 52^b. Epiphania. (*S*)*tand uf Jerusalem und wird ertúttet, won din licht ist kômen und die glori dines herren ist uf gestanden über dich* (Isai. 60, 1). Der sermo handelt von dem göttlichen licht der gnaden gottes, von der geistlichen geburt *in der inwendikait der sel*. Welche frucht bringt dir diese geburt! *ist dis nüt ewig leben, das du got mit got wurdest? Nu stand uf, Jerusalem, und wird*

erlöhlet! sid man disú wort zúhet uf ain gaistlich geburt, so ist es nu ze merken, wie dis licht in Jersusalem der sel enzündet werd oder wie disú gaistlichú geburt angerangen, gemittlot und geendot werd. won wir aber von unser krankhait wegen dis blossen warhe(it) an bild nüt wol verstan mugent, so zúch ich dis vernünftigt licht uf das licht der natúrlichen sunnen, wie der uf brichet ze orient und loffet gen occident mit sinen natúrlichen stapheln. dar nach wie der göttlich sunn, unser herr Jesus Cristus, vahet in dem zirkel der sel gaistlich schinnen und gle(53^a)sten, da merkend, das der natúrlich sun an dem himel hat sechs staphel, da mit er volbringet sinen teglichen lof, die alle gezogen werden uf den lof der gnadrichen sunnen in der sel. Die sechs stadien des sonnenlaufes sind 1. der vor sonnenaufgang fallende tau, 2. die dämmerung (*wissi und grawi des tages*)¹, 3. das morgenrot, 4. der sich über die welt. ausbreitende sonnenglanz, 5. die dadurch hervorgerufene hitze und ihre kraft, 6. untergang und verblassen (*blaichi*) des liches. Dies wird dann im einzelnen gedeutet, um stufenweise die geistliche geburt in der seele zu bewirken, 'den vollkommenen tag eines wahrhaften erkennens seiner selbst und aller dinge aufgehen zu lassen'. Jede staffel, auf der die göttliche gnade sich in besonderer weise im menschen betätigt, schliesst wieder eine dreiteilung in sich: wie der tau unbemerkt aufs erdreich fällt und wieder schwindet, aber erquickung zurücklässt, so auch die gnade usw. — Dem menschlichen schuldbewusstsein (stufe 1 und 2) folgt tiefes schamgefühl (stufe 3); allmählich bereitet sich der neue mensch vor (stufe 4), bis er *inhitzig* (55^a, 14) wird. auf diesem 5. grad macht der gaistlich sunn in der sel *sóllich hitzig und inbrünstig minn*, das die menschen *uss ir selbers wesen flüssen, müssen*. und disú menschen werdent hertzlos, wie das beschech, das merket: *wir sechent wol, wenn man bli oder wachs zú dem für tüt, so wirt es ze dem ersten lind, dar nach so zegat es. nach dem so flúset es von siner stat und verainet sich ze ainem ain in end sines flusses. also gelich beschiecht disen menschen uf dem fúnften staphel. ze dem ersten: iri herczen werdent geendrot und gelindert von der gegenwú(r)tikeit des ewigen liechtes. dar nach zergan die kreft des herczen. da wirt der mensch so berobet sin selbers, won disú menschen sind uf der vart, das si gezukkot soud werden von ir selbes istikait. ze hand so flúset hin der (mensch) von allikait des inwendigen wesen. war flúsent disú menschen? si flúsent in die tünsterhait der ungeschaffen gothait und in die ungeburtlichhait des blossen wesen gottes, und da verainet si sich mit gott in gott und empfinden nichts als gott* (55^b, 5); alles äussere ist ihnen gleichgiltig, sie ahtond nüt, was von in gehalten werd, won sie enhaltend och ron in selber nicht. Aber wie die sonne untergeht und ihr licht verblasst (stufe 6), so erblichen auch diese menschen, *gottes fründ*, wenn sie sich durch schwere arbeit, siechtum und furcht gehindert sehen, sich der göttlichen gnade entzogen meinen, wenn sie glauben, gott halte sich vor ihnen verborgen, sie hätten ihren herren verloren. *sie en mugent der welt nütés nüt, so hand si och gottes nüt nach ir begerung* —: aber auch Christus hat die stunde des todes gefürchtet und sich dem willen des vaters untergeordnet. So tu auch du, mensch.

7. Bl. 59^a. *Qui vicerit, faciam illum columpnam in templo meo* (Apoc. 3, 12). Kein leben bleibt ohne anfechtung und versuchung (*bekorunge*). Werde selbst eine säule, eine stütze für die andern menschen! Leide! Die worte dieser predigt lauten vom überwinden. Wie können wir mit gottes hülfe das erreichen? Dreierlei ist

1) Sa 53^b, 19 denn so blasent und kündent die wahter in den stetten und uf den bürgen den tag, da mit si das volk ermündron.

zu beobachten: 1. unterschied und mannigfaltigkeit der anfechtung, 2. widerstand gegen jegliche versuchung, 3. lohn und *glori derer*, die ritterlich die versuchung überwunden haben: *es ist billich daz der mensch, der durch die tugend des crüces stritten(d)e und überwindend ist, daz er ouch sig niessend des genuachsamen kippertruben so dar an gewachsen und geheftet ist mit (dem) band der liebi*. Die predigt behandelt dann für alle drei gruppen je sieben verschiedene arten der anfechtung, die den menschen bedrängen und die er siegreich zu überwinden hat; sie werden ihm auferlegt von gott, seinen mitmenschen, vom bösen geist, von der welt, vom fleisch, von ihm selbst, von den guten werken. Die ausführung ist von grosser innigkeit getragen im anschluss an Apoc. 3, 21. 5; 2, 7. 11. 17; 3, 12; 21, 7.

8. Bl. 64^a. S. Benedictentag (21. märz). *Omne preciosum vidit oculus eius et in profunda fluviorum scrutatus est* (Job 28, 10). Zunächst wird im anschluss an des Gregorius Vita S. Benedicti (vgl. 74^a, 5, 17 f.) das bibelwort ausgelegt und zwar z. t. wort für wort. Wie die biene den honig aus den blumen saugt und ihn in einen winkel zusammenträgt, so hat der heilige Benedictus seine 'regel' aus den vätern Augustin, Ambrosius, Gregorius, Hieronymus, denen anachronistisch auch der h. Bernhard angereicht ist, zusammengestellt; der prediger schätzt die regel so hoch ein, dass er 65^a, 11 sagen kann: *wie das ist das sant Augustinus regel die erst was, so ist si doch uß diser regel komen!* 67^a, 15 *und dar umbe so süllen wir sechen, wie wir getün, das wir benedicti werden, won sin nam heisset Benedictus und ist ouch gesegnet von dem mund gottes, und also ist er zwivalentlich gesegnot an dem namen und ouch von got.* 67^a, 21 ff. drei dinge hatte Benedictus — 65^b, 17 *er gieng uß der schül ungelert wolgelert und wolgelert ungelert* (nach der Vita des Gregorius) — voraus und hat sie 'vollbracht', was uns nicht möglich ist. Es ist nicht jedem gegeben bücher zu schreiben oder zu predigen, und keiner ist zu einem gelübde gezwungen. Wer es aber ablegt, der soll es treu befolgen und tun was die regel vorschreibt, was der prälat und die äbtissin, der prior und die priorin oder 'die auf den stühlen sitzen' (67^b, 20) einen heissen. Dein gelübde sollst du in dreifacher hinsicht vollbringen: 1. äusserlich mit einem *übenden leben*, 2. mit einem *inwendigen leben*, 3. vereinigung mit gott mit einer *volkommer volkomenheit*. Punkt 1 erfährt abermals eine dreifache gliederung mit je drei unterabteilungen: a) aufgabe alles zeitlichen gutes: α) des väterlichen erbes und sonstiger gaben. 69^a, 8 (vgl. auch Wackernagel 70, 138) *wer in einem geistlichen leben hat eins helblinges wert ane notdürft und ane der meisterschaft gunst und wrlob, sicher, mensche, ane allen zwivel, der ist nüt eins helblinges wert vor got.* — β) verzicht auf nutzniessung zeitlichen gutes, γ) geistige armut. — b) jungfräulichkeit: α) aller unlauterkeit aus dem wege gehen, β) *streng hert übung*, askese, γ) *concordantia cordis (einhellung des herzen)*. — c) aufgabe des freien willens: α) der nicht 'wieder genommen' werden kann (es wäre todsünde), es sei denn aus notdurft und mit erlaubnis der 'meisterschaft', β) im gegenteil: der freie wille soll zunehmen, γ) du sollst ihn 'ewig machen', als solltest du bis zum jüngsten tage leben. Gott wird dirs lohnen.

9. Bl. 73^a. S. Benedictentag. Derselbe text wie in nr. 8 und fortsetzung davon, vgl. 74^b, 1. *Nu sônd wir anvachen da wir an der ersten brödie liessen*. Dort war zunächst nur die erste stufe, das übende, anfangende leben ausführlich behandelt worden; hier nun wird näher auf die zweite und dritte stufe, das innere leben und die vereinigung mit got (*ein mit got werden* 78^b, 21), auf das zunehmende und vollkommene leben eingegangen und zwar ebenfalls in drei abstufungen, deren

jede wieder dreiteilig ist. — Das innere leben (stufe 2) bedingt: a) *din conciencia (gewüsseni) rich machen*: α) du sollst dein gewissen reinigen, es *luter, pur, klar* machen, β) reich machen durch übung der tugenden, γ) durch von herzlichem mit-leid getragene betrachtung von Christi leiden; b) *din verstüntnüst subtil machen*: α) der gnade gottes *stillichen* warnehmen: ein einziges wort kann gelegentlich den menschen tiefer bewegen (*rüren*), als wenn er *einen gantzen vocabulum möcht überlesen* (75^b, 25) oder *aller münden gebete* spreche, β) *bescheidenheit* (verständigkeit), die *fröw diner sele*, soll wie eine ehrbare hausfrau oder wie ein schulmeister es mit seinen schülern macht, die obersicht über die 'jungfrauen der seele' führen, sowohl über die *bekennerin* und *minnerin* wie über die *bilderin* (einbildungskraft) und *klafferin* (geschwätzigkeit), γ) erschliess dich gott und seiner gnade: *got ist allen mönschen bereit sin gnade ze geben, weren wir bereit ze enphachen* (78^a, 4); c) *din reminiscentia (angedenkünst) mit got vereinen*: α) alle deine gedanken sollen dir zeugnis geben von gott, β) erhebst du dich zu ihm, so neigt er sich zu dir herab, γ) gottes gnade umgibt dich, wie es Moses auf dem berge (Sinai) geschah. — Das vollkommene leben (stufe 3): a) wirkendes leben: α) alles wirken soll ein *dankber uftragen* zu gott sein, β) zu immer neuen tugenden emporsteigen, um wieder zum ursprung, aus dem wir gekommen, zu gelangen, γ) setze dich mit Maria Magdalena zwischen die füsse Christi: seine gerechtigkeit und sein erbarmen, und lausche seinen worten: *hie werdent die zwo zungen redent mit einander, der sele und gottes, das ist die minn die die sele zü got hat und die gunst die got zü der sele hat* (80^b, 3); b) *minnenklich unverschult gedultig liden*: α) Christus litt unschuldig und geduldig, β) fröhlich, γ) standhaft (*vestenklich, constanter*); c) vollkommene vollkommenheit: α) *caritas (holtschaft)*, sie gehört zu einem anfangenden, β) *dilectio* zu einem zunehmenden leben, γ) *ardor amoris (fürin, brünninde minne)*.

10. Bl. 84^a. Fer. IV Quatt. temp. Quadrag. *Cum immundus spiritus exierit* (Matth. 12, 43—45). Der besen (Matth. 12, 44) nimmt nur die obere staubschicht, die groben sünden auf, *das gestüppe und das bulver der kleinen schulde* bleibt, und da setzt der böse geist ein und die menschen werden schlimmer als bisher. Christus trieb den bösen geist von den juden, indem er ihnen die zehn gebote durch Moses gab und *dar nach die mönscheit nam von jüdschem geslecht*. Allein die juden nahmen das wort nur äusserlich nach dem text in sich auf, nicht nach der glosse (ebenso 92^b, 21 ff.), und so blieb ihnen der christliche glaube verschlossen, während die heiden durch die predigt der apostel sich zu ihm bekannten 'ein kunigrich hie, das ander da'. So hat Christus den bösen geist ausgetrieben bei allen, die getauft werden wollten, und sie durch die taufe zu kindern des ewigen lebens bestimmt. Wer sich aber zur welt, zur sünde bekennt, ist ein kind des teufels, falls er nicht durch das sacrament der reue zu Christus zurückkehrt. Dies wird nun in eindringlich-bilderreicher sprache ausgeführt mit dem schwerpunkt auf das geistliche, klösterliche leben, das die seele unter völliger aufgabe des eigenen freien willens zu einer höhern vereinigung, zu einem *gebunt* mit gott, zur freiheit Christi führen soll. Das klösterliche, gott geleistete gelübde, das die weibliche insassin abgelegt hat, stellt die höchsten anforderungen: es brechen wäre schlimmer als der welt meineidig werden. Andererseits aber heisst es sich hüten vor jeglichem pharisäertum.

11. Bl. 91^a. Dasselbe textwort wie in nr. 10 und fortsetzung der letzteren. In nr. 10 waren bereits sieben gaben erwähnt, die der geistliche mensch vor dem weltlichen voraus hat: zwei davon, das gelübde und die dadurch bewirkte ver-

mählung der seele mit gott, sodann die göttliche speisung, die dem zuteil wird, der sich *frilich an in lasse und sin sorgvaltikeit alzemale in in werfe*, waren schon dort (Bl. 89^a) berührt worden. Von den übrigen gaben folgen hier zwei weitere: als dritte das minnigliche wort gottes (93^a, 11–97^a, 3, vgl. das excerpt bei Wacker-nagel s. 583 f.), das a) die eigene sündhaftigkeit, die sich in reue und beichte kund gibt, b) die einzelnen tugenden, in denen der mensch sich üben soll, erkennen lässt. Kannst du auch nicht jedes wort in dich aufnehmen, darum Sorge dich nicht. *wie müchtest du alles das einer stunde behaben das ich vil jaren hab gelernet!* Wähle dir das beste aus (zur erläuterung wird ein beispiel aus den altvätern eingeschaltet). Jeder mensch hat eine verschlossene tür in seinem herzen, die sich bei gegebenem anlass (einer predigt etwa) auftut und dann wieder schliesst, und was da empfangen wurde, das kommt einem noch im tode zustatten, c) gottes wort, das 'die sinne' erschliesst und für die subtilen dinge empfänglich macht, das um so lieblicher grünt und blüht, je mehr die zeitlichen dinge im menschenherzen ausgerodet sind, je freier es sich fühlt: da lernst du gottes wort verstehen (wirst *künstig*); was man nicht versteht, darüber kann man nicht sprechen, willst du das wort aber in dir aufnehmen, so findest du treffliche vorbilder nicht nur in der schrift von Christi und seiner auserwählten freunde leben, sondern auch bei deinen klosterschwestern, verstorbenen und lebenden. Wer seine fünf sinne besitzt, muss wissen, was er tun und lassen soll, er sei weltlich oder geistlich. Wer viel weiss, *künstig* ist, der wird sich, auch wenn er fällt, wieder aufrichten, empfindet er aber diese *kunst* nicht als von gott gegeben, *wenne der* (97^a) *denn vallet, so vallet er so vil schedlicher so vil er bas weis, wie er gestan sölt, und er sin kunst nit nutzklich anleit.* — Die vierte gabe betrifft das allerheiligste sacrament, den fronleichnam, vor dessen unwürdigem empfang der prediger warnt¹, um den gewinn um so stärker zu betonen. Aus zwei gründen gab Christus sein leben hin: einmal *im selber ze einer ere, won er hat ellü ding getan im selber zu einer gúnlichí*, sodann dem menschen zum nutzen und zwar 1. zur stárkung seiner geistlichen kräfte, 2. um hier *in disem ellenden zit* und später im ewigen leben unser wegleiter zum himmlischen vaterland, 3. beim jüngsten gericht unser fürsprecher zu sein, 4. um unsere geistlichen kräfte zu 'verleiblichen', wie es der mutter gottes geschah, als sie das ewige wort des vaters empfang, als das wort fleisch wurde.

12. (Bl. 101^a). *Assumpsit alios septem spiritus (secum) nequiores se et ingressi habitant ibi* (Matth. 12, 45). Fortsetzung der nrr. 10 und 11, in der die letzten drei der sieben gaben (s. nr. 11) abgehandelt werden; die drei nummern bilden also eine einheit (vgl. 101^a, 10). Die fünfte gabe, die dem geistlichen menschen vorbehalten ist, bilden *die sússen minnenklichen tróst und das heimlich kosen, das got in der sele tüt*: a) so dass sie mit dem psalmisten (Ps. 119, 103) und Maria Magdalena (Luc. 7, 47) empfindet; b) ein in jeder beziehung reines gewissen, das alles ausgeschaltet hat, was von gott trennen könnte; c) ein aufgehen der irdischen minne in die göttliche, aus der sie geflossen ist; d) eine innere läuterung, die den menschen zum vorbild seiner mitmenschen macht (102^a, 14 ff.): *dis ist wol ein susser jubil und mag wol heissen die heimliche tróst, die got der sele git, und in disem ist billich fróide über fróide.* — Das gebet eines geistlichen menschen schätzt — es ist dies

1) Unter berufung auf 1. Cor. 11, 29 und Joh. 6, 59 ff. Genauer als Joh. 6, 60 ist Sa 98^b, 15 die zahl der jünger nach Hieronymus mit 72 angegeben, von denen sich die zwölf eigentlichen jünger (Joh. 6, 67) dann abheben.

die sechste gabe — gott höher als das des weltlichen, vorausgesetzt, dass es stets im einklang mit Matth. 26, 42 geschieht, sodann in der zuversicht deinerseits, dass was du bittest auch erhörung findet, hier in der zeit oder zu deinem ewigen nutzen. War doch auch der h. Benedictus so eins mit dem willen gottes, dass er nichts wollte als was gott wollte und gott nichts als was er wollte. — Die siebente gabe ist der vollkommene friede, *es si haben oder darben, gelücke oder ungelücke, es kome von got oder von creature*, unter berufung auf Joh. 14, 27 und Röm. 8, 35. — Wer diese sieben gaben nicht dankbar in sich aufnimmt, sondern dem weltlichen wieder raum gibt, der ist für gott weder kalt noch warm (Apoc. 3, 16), er hat sich zwischen zwei stühle gesetzt und gleicht der fledermaus, die weder vogel noch maus ist. Wollte aber solch ein sich untreu gewordener geistlicher mensch sich auch gern wieder bekehren, es wäre ihm kaum möglich, *so ist er mit dem ungern für-komen*, es sei denn durch einen *behenden niderslag*, wie er Paulus traf. *Dise mónschen sint recht ir selbers helrich, won helle und himelrich ist nienant won in dem mónschen*. Solcher menschen gebet wird auch nicht erhört, sie geben nur böses vorbild. *Aber ein mónsche das sich luterlich hielti zû sinem geistlichen leben, das wurde sin selbers himelrich, won das rich gottes das ist in uns*.

13. Bl. 106^b. Dom. II Adventus. *Erunt signa in sole et luna et stellis* (Luc. 21, 25) = Wackernagel nr. 68 (s. 182 ff.), vgl. Cruel s. 401 f., Linsenmayer s. 444. Das hauptthema ist die mystische erklärung der fünfzehn vorzeichen des jüngsten gerichtes nach Hieronymus¹.

14. Bl. 120^b. Dom. XXI post Pentec. *Quia heri hora septima reliquit eum febris* (Joh. 4, 52) = Wackernagel nr. 69 (s. 193 ff.), vgl. Cruel s. 400, Linsenmayer s. 445.

15. Bl. 129^a. *Ignis ante ipsum precedet* (Ps. 96, 3). Es gibt 32 arten göttlicher minne und neun staffeln sind zu ersteigen, um auf die zehnte zu gelangen, auf dass der mensch empfänglich werde für die *weslich minne und dis ist got allein*. Die minne verlangt eine dreifache speise: 1 lesen und beten: 129^b, 4 ff. *ich oder ein bródiar der die búcher kan lesen oder die geschrift gelernet hat, der sol in der geschrift lesen*, da findet er gottes ordnung und unterscheid aller dinge, und wie die lieben heiligen und die hohen lerer die geschrift gemacht hant und so groß arbeit geht hant. Wir sollen nun schneiden, was sie gesät (Joh. 4, 37). *Ja die minnenlichen fründe gottes die hant menig lieplich búch gemacht als si gewiset wurden von dem heiligen geiste und hant groß arbeit dar umbe geht. und dis alles niessen wir nu*. Du aber, die du nicht die *geschrift* kannst, sollst in der kreatur lesen und erkennen, wie liebevoll gott alles geschaffen, den himmel mit sonne, mond und sternern, das erdreich mit rosen, blumen, mit mancherlei frucht und gebaum geschmückt hat, hier korn und dort wein wachsen lässt, das die lãnder dann gegenseitig austauschen. *und dis ist du gemein brãderschaft die die lût zemen habent nach liplicher wis ze nemen*. So lernst du einen weisen, starken, schönen gott erkennen! — Zum andern sollst du die minne *vuoren* ('speisen, nãhren') mit *betrachtunge*, und das steht höher. In der schrift lesen und beten ist *gar slecht, einvaltlich* (130^b, 3), *aber hie muÿ der mónsche stund und stat geben dar zû. won wil ich ein bródie studieren, ich muÿ mich gar wol dar uf bedenken, wie ich si betracht, das ich si ze velde bringe, das*

1) Aus der Zeitschr. 46, 228 angeführten parallele zwischen Sa 120^a, 13 ff. = Wackernagel 68, 418 ff. und Seuse 242, 7 ff. wird man keine folgerungen ziehen dürfen.

got da von gelopt werde und min ebenmónsche gebessret. So tu auch du, denn 'betrachtung' ist mehr als 'lesen', won zû dem ersten so spist man die kint mit milch und mit brot, das ist ein liechtvertig spis. zû dem andren male so es gebinnet ('beginnt' 1), wachsen das es ein vólliger mónsche sol werden, so muß man in besser und sterker spise geben. — dar nach so wirt es denne ein volkommer mónsche. denne bedarf es aller best starker spise. Und so muss nun auch 3. die minne gekräftigt werden und zwar durch aufgeben des eigenen willens, wie es s. Paulus tat (Act. 9, 6). — Die neun minnestaffeln sind in folgender weise charakterisiert: 1. im 'anfangenden' leben ein siechi minne (131^a, 20), und zwar a) siech aus sehnsucht nach gott (Cant. 5, 8), b) dem siechen ist alle speise — alle weltfreude verleidet: *das man vor inen (den siechen menschen) tanzoti, das móchte si nützit gefrówen, won ein siecher mónsche, der dem psalterioti und sungi und seiti alliu dú fróide du in dirre zit ie wart und man ime alle dis welt ze eigen gebe, er gebe nützit dar umbe, und were allú dú welt sin, die gebe er frólich dar umbe das ime ein artzat wider hulfe. der artzat were ime lieber denne alle sin frínde und alles das disú welt geleisten mag*, c) den siechen erkennt man an der blásse des anlitzes (1. Sam. 16, 7); diese wird hervorgerufen α) durch arbeit (wachen, fasten, beten usw.), β) durch siechtagen, γ) durch sehnsucht nach gott (Cant. 2, 16), der sich dem menschen zeitweise entzieht: in der freude der göttlichen gegenwärtigkeit vermag die liebende seele davon nicht zu schweigen und si óch (133^a) *da von nicht vólklich gesagen mag, won das si halbú wort redet recht als si uf unsinnen redi und si sprichet: Dilectus meus michi et ego illi. Min geminter mir und ich ime. was weis si des? do hat si es enphunden. dis sint gar kintlichú wort, won si kan von rechter minne so si zû dem geminten hat [so kan si] nützit anders reden, won es ist der minne recht, das si nützit kan won gar stumpflich reden und gar schlechtlich, und so ir also hertzlich wol ist, das si nützit bessers begerti, so zúchet sich ir ir geminter under. Ihn dann zu entbehren, lässt sie mit s. Bernhard sprechen: móhti helle in dirre zit sin, so were — das pinlicher denne helle. — 2. (133^a, 20) ein úbendú minn (Matth. 25, 40): — allú mónschen mússent dur úbent leben zû dem schowlichen komen. — 3. (134^a, 9) ein sáčendú minn (Cant. 3, 1–3), siehe Wackernagel s. 596 unter Sa 132^b. — 4. (135^b, 5) ein unnúdi minn. — 5. (136^a, 16) ein ungestúmi minne (Cant. 1, 3, 4). — 6. (136^b, 7) ein lóffende minn: wie die heiligen einst von tugend zu tugend eilten, so sollen auch wir in edlem wettlauf² dem ziel, dem ewigen leben zustreben. *und wer der ist der aller meist tugent volbringet, dem wirt dú kron ewiges lebens. nu was ir vil die nach der kron lúffen, und si wart doch nüt won einem. dis bezeichnet geistlich ze (137^a) nemen alle creft der sel die lóffent, und wirt doch allein dem blossen wesen. Die übrigen minnestaffeln behandelt die folgende predigt.**

16. Bl. 137^a. Derselbe text wie in nr. 15 und fortsetzung in der auslegung der neun (zehn) minnestaffeln: 7. (137^b, 10) ein getúrstig minn: (Maria Magdalena) *súcht den engel des grossen rates, das was got selber. also túnd óch disú mónschen.*

1) Wie auch sonst beobachtet worden ist, findet bisweilen verwechslung von *b* und *g* statt, d. h. die schriftzeichen müssen sich sehr ähnlich gewesen sein, auch phonetisches mag mitsprechen: Sa 2^a, 16. 130^a, 20. 131^a, 23. 25. 146^b, 5. Sb 41^b, 8. 81^b, 18. 93^b, 4 steht *gebín(ne)t* für *beginnet*, Sb 81^b, 20 sogar *bint*, Sb 81^b, 22. 93^b, 10 *gebonde(n)* für *begonde(n)*.

2) Sa 136^b, 15. *Es was hie vor in der alten E da man ein zil gemacht hat, und lúffen vil lúten zû dem zil, und welr der erst was der das zil erlúft, der hat óch gewunnen, das denn hieß (hs. ließ) wetton.*

si erwident nüt e das si den herren selben vindent. si hant nüt genüg, das (138^a) er inen sin botten sendet, das sint die brödiar. si wend in selb selber, recht als ob si sprech(en): ich wil weder Cherubin noch Seraphin, ich wil in selber. habe er kein minn zü mir, so sende (er) mir keinen botten, sunder er sol selber komen mit siner gegenwürtekeit. Die getürstig minne geht in die brautkammer, weckt den geliebten, dass er sich mit ihr vereinige als ob nieman mer were in zit won si zuey. — 8. (138^a, 14) ein verstrichti minn. Die 'verstrickung' zwischen gott und der seele ist eine dreifache: a) gott ist zü der sele verstricket als ein bilgrim d. h. vorübergehend. was nu liecht ist verstricket, das ist öch liecht entstricket. Der minnigliche herr wird, dem pilger gleich, oft smelich uf getriben ron der sele und dis geschicht mit der sele willen und über allen sinen willen (hinweis auf Luc. 19, 41). — hie muß die gnade gottes verborgen ligen schedlich in dem mónschen, won er hat si ron ime vertriben und lat si in ime nüt wírken; b) als ein huswirt, den nieman uf getriben mag: hie gat got von der sele mit sin selbs willen und über der sel willen. Entzöge gott nicht zeitweise seine gnade, die auf dieser staffel stehenden menschen würden sich zu tode üben. Sie ringen wie Jakob mit dem engel um den segen gottes, sie erhalten ihn auch, daz si untz an iren tod mússent hínken wie Jakob (Gen. 32, 25). diser segen — der ist das er (der herr) inen brichet die adren ob der rechten huf: das ist ir begirde die si zü zitlichen dingen hant, won wenne si har abe gant zü zitlichen dingen daz si ir notdurft mússent súchen: wenne si denne die zehen des rechten fässes uf das ert (139^b) ríche bietent, so kumet doch die versen niemer gentzklich uf das ertrich. war unbe? do hínkent si an dem rechten fússe, das ist ir begirde die hínket zü allen zitlichen dingen, und hebet iren fús snelklich uf zü götlichen dingen und hant behendenklich genüg; c) als ein minnenklich gemachel zü siner gemachten. hie gant si beidú ron einander und dis geschicht öch mit ir beider willen, der sele und gottes. ja si lasset hie got dur got und dient und hilft den (kloster)schwestern, überhaupt ihren mitmenschen um gottes willen, ohne deshalb auf sich selber unachtsam zu werden. won ein mónsche mag einer stunde uf gan ron liechtheit von der gnade gottes (140^b) und das er si dar nach gern hetti, das si im in langer zit niemer wider wirt. won die gnad gottes ist also zart, das si nüt itallich bi dem mónschen beliben wil und kumt si einig zü dem mónschen, so wil si aber fruchtberlich wider komen. — 9. (140^b, 8) ein fúrin minn: zum vergleich wird die schwarze kohle, bis sie im feuer zu asche wird, herangezogen, ihr völliges aufgehen am leben der Maria Magdalena an der hand ihrer legende veranschaulicht (siehe unten); ihr ist nachzueifern und zwar gleichfalls in dreifacher beziehung: 1. min kint, laß dich! der kol bi dem fúr lat sich wellen ('rollen, schieben') war man wil. also solt du dich lassen, wie got oder creatur mit dir tünd, das solt du liden (hinweis auf Gal. 6, 14). 2. Im feuer wird die kohle dem feuer gleich: so sollst auch du das feuer, das in deinem herzen glüht, deinem nächsten, bedarf er dessen, mitteilen, sei es dass du von gott sagen hörst in der predigt oder anderswo. Ist dir etwas von der paradisesfrucht zuteil geworden, so spende davon auch deinem mitmenschen, und wäre es ein einig löbblin, ein einziges gutes wort, in der predigt gehört oder in gnaden empfangen. du macht nüt wússen wo dur got den mónschen wil ziehen, dur dich oder dur ander lüt. 3. Die kohle geht gänzlich im feuer auf und wird zu asche: so gehe auch du ganz in der göttlichen minne auf. in disen mónschen — lebet got und weset in in und wúrket allú ir werk, won er ist ir tünd und ir lassen und si sint in got alzemale als si waren in ir erstem ursprunge, do si von in selber und ron keiner creature nützit wúston. — 10. (143^a, 14) die zehnte und

höchste staffel ist *du weslich minn, die got selber ist*. Gott schuf uns nach seinem bilde, machte uns *an der gerechtikeit* sich gleich und an der *gróssi*. Durch Adams fall *beleib dem menschen nüt won dú gróssi, als vil als der M. das antlit der sele — das ist der fri wille — na(c)hbildet dem leben Christi*. Wie Christus alles dem vater zur ehre, dem nächsten zum nutzen, der ganzen menschheit zum guten vorbild tat, so sollen auch wir in gleicher weise aus 'freier minne' handeln. *als vil du dich nu gelich haltest Christus leben, als vil belibet das antlút diner sele gelich got*. Wie Noe das *edel túblin* aus der arche aussandte und dieses einen grünen zweig im schnabel heimbrachte als *wortzeichen*, als *wares urkúnd* der versöhnung zwischen gott und dem menschen, so hat gott aus der arche seines väterlichen herzens den menschen auf den plan dieses zeitlichen lebens gesandt, auf dass er sich *luterlich halte das er das grüne zwy sines verdienens und siner ersten unschulde und des minnenklichen verdienens Christi bringen solt in dem munde. als es die kúngklich magt Maria bracht in der hant* ('auf den armen' nämlich das Christuskind, vgl. A. Salzer, Die *sinbilder* und beiworte Mariens s. 501, 10), *also bringent es alle mónschen in dem munde. won sicher, mónsche, wilt du wider komen in die arch des väterlichen hertzen, uß der du komen bist, so müst du ze siben malen schöner (werden) denne dú sunn, aber din sele die müß ze acht malen schöner werden denne dú sunne, also das si lúcht dur den lib. — du müst werden also edel als du uß geflossen bist, solt du wider in fliesen in das grundlos mer der hohen gotheit*. Nach dem schluss, dem Amen der predigt heisst es dann noch 145^a, 13 *Wer nu dis zechen staffel úbergangen hat, der vindet in zit kein rlúwestat, won er sich in weslicher minne mit got vereinet hat und er sin gemúte mit dem adler in die hóchi erhaben hat und sin gevider erswungen hat und blikket mit dem adler in der sunnen rat. Dis ist dú sunne der hohen gotheit, mit der ist er vereint in ewiger sicherheit mit der hohen dryvaltikeit*. Kaum ein zusatz des schreibers, da es am schluss der folgenden predigt (148^b, 9 ff.) fast wörtlich, wenn auch ohne reimprosa, ebenso lautet (siehe unten).

17. Bl. 145^a. Dom. I Quadragesimae. *Hortamur vos ne in vacuum gratiam dei recipiatis* (2. Cor. 6, 1). Es sind sechserlei gnaden, durch die gott den menschen aus einem sündhaften lebeu in ein geistlich göttlich leben führt: 1. *ein tribendú gnad*, 2. *ein ziehendú gn.*, 3. *ein gandú gn.*, 4. *ein löffendu gn.*, 5. *ein fliegendú gn.*, 6. *ein zukkendú gnade*. Wie der esel durch schläge und die aufgebürdete last vorwärts getrieben wird, so muss auch der mensch *mit bitterkeit* 'angetrieben' werden, damit er den rechten weg gehe (siehe unten). Des weiteren 'entzieht' gottes gnade den menschen *zitlicher wollust*. (Durch den verlust von bl. 147 erfahren wir nur noch die ausführungen über die fünfte und sechste gnade). Die 'fliegende' gnade macht den menschen so leicht, das er auffliegt wie eine taube: wie diese gern in den mauerspalten ihre wohnung nimmt, so der begnadete mensch in den wunden und im herzen Christi (mit verweis auf Joh. 10, 9). Entgegen 145^b, 24 (*ein zukkendú gnad*) heisst es 148^b, 5 *ein flukkendú oder ein zukkendú gnad*, wohl weil der adler, der auffliegt, in das sonnenrad blickt und an der sonne hitze sein gefieder versengt, zum vergleich herangezogen werden soll (siehe unten). *also túnd óch disú minnenklichen mónschen. die werdent mit den ógen der vernunft und des bekentnißes in blikent in das rad der sunnen als vil es muglich ist einem mónschen in zit, und ir gevider wirt besenget von der sunnen, das ist ir minn wirt enzúndet in der sunnen der hohen gotheit, und si werdent verzúkket von aller zitlicheit und wider ingefúret in iren ersten ursprung, uß dem si geflossen sint. do werdent si mit got vereint*.

18. Bl. 148^b. Mit dem textwort *Beati mortui qui in domino moriuntur* (Apoc. 14, 13) bricht die hs. ab.

Sb. 1. Bl. 1^a. Dom. I post Pentec. *Deus caritas est et qui manet in caritate in deo manet et deus in eo* (1. Joh. 4, 16). (2^a, 2) *Amor vincit omnia. minne überwindet allü ding. sid das nu ist in zitlichen dingen, so ist es vil billicher in götlichen dingen.* (2^a, 17 ff.) Es gibt vier arten der minne, die uns zu gott zieht: die götliche, natürliche, brüderliche und *selplici* minne; besitzest du diese in richtiger weise, so wirst du mit gott vereint. Die erste, die götliche minne analysiert unser prediger in worten, die den stempel innerer anteilnahme, eigensten empfindens tragen; Abel, Moses und Elias werden zum vergleich herangezogen; siehe auch die excerpte bei Wackernagel s. 597 unter 'S. Bernhard' und s. 595 unter 'Funke'. Die natürliche minne¹ gibt anlass zu einer allegorischen ausdeutung von Noes raben und den beiden wieder in die arche zurückkehrenden tauben. Die brüderliche liebe zu seinem nächsten soll gleich der zu gott sein, mit zwei ausnahmen: ihn nicht mehr zu lieben als gott und ihn damit zu einem abgott zu machen, und ihn nicht als gott anzubeten. Lehre ihu auch nicht *subtili ding von der gotheit*, das kommt dir nicht zu, ist vielmehr die aufgabe der lehrer (*die das gotz wort uf den stülen sillent tün* 15^b, 20) und prediger; beschränke dich darauf, ihn den christlichen glauben und die zehn gebote zu lehren sowie die, die einem orden angehören, nach der regel zu leben, der *meisterschaft ane marmulon* gehorsam zu sein (7^a, 16 ff.); vgl. auch das excerpt bei Wackernagel s. 584 z. 15–23². Die *selplich* minne ist die liebe zu sich selbst, sie soll so gross sein, dass du keine sünde in dir *ungerochen* lässt. Der mensch soll stets das rechte auge (die gerechtigkeit) auf sich selber gerichtet halten, was oft nicht geschieht. Es gibt viele menschen, die *dis minne gar unredlich bruchent, die abwegent mit dem geissögen uf iren ebenmönchen sehent*, eine anspielung, die mit einem einleitenden *wir lesen* (8^b, 4) des näheren erläutert (siehe unten) und durch hinweis auf Matth. 5, 29 gestützt wird. 9^b, 1 ff. führt eine scholastische auslegung des vierteiligen kirchenjahres³ mit nutzanwendung zum schluss.

2. Bl. 10^b. Dom. I post Pentec. *Homo quidam erat dives et induebatur purpura et bisso et epulabatur cotidie splendide* (Luc. 16, 19). Der text vom reichen

1) *Und dise minne ist also edel, so dü nature stat in irem adel, das kein mittel ist zwüschent got und nature von* (Sb 5^b) *das got ist icesen und nature ist ein gabe. ja! got ist ane anrang und ane ende, so ist nature anrang und ende und ist uf got geflossen, und ist ein gabe gottes.*

2) Dem excerpt bei Wackernagel, im zusammenhang mit ihm, geht Sb 8^a, 2 der eigenartige vergleich voraus: *hette ein mönche den andren lieb und were der mönche in einem vasse, als vil sin in dem vasse were gesin, also vil hette er das vas lieb. also solt du tün.*

3) Die teilung ist folgendermassen gruppiert: 1. die zeit von Septuagesima bis zum sonntag so *das marterzit an rachtet*; es ist ein *zit des irrganges*, als Adam aus dem paradies verstossen ward und mit ihm das ganze menschengeschlecht; in diesem zeitschnitt liest man *das büch Genisi* (!). 2. Advent bis Septuagesima — *zit der widerrüffunge*, seit Christi geburt. — lectio: *die büch der propheten und der wisagen*. 3. Sonntag *de passione Domini* — *so das marterzit an rachtet untz an den sunnentag das man an rachtet Deus omnium* (respons der zweiten brevierlectio der Dominica III post Pentec.) — *zit der versünunge*, marter, tod und auferstehung Christi, aussendung des h. geistes. — lectio: *das büch Jeremie*. 4. von da bis zum Advent — *zit des strites*, streit und sieg der könige: *ecclesia militat, ecclesia triumphat*. — lectio: *das büch libri* (!) *Regum, libri* (!) *Sapientia und andrú büch — libri Machabeorum*. Die einteilung entspricht im grossen ganzen dem Breviarium Constantiense (vor 1500).

manne und Lazarus erfährt geistliche deutung. Beide, der arme wie der reiche, sollen im menschen 'vollbracht' werden, *won du bist der ander himel und dú minder welt* (mikrokosmos). Willst du ein reicher mensch werden, so musst du arm werden, denn der reichthum entspringt aus der armut. Diese aber bedingt ein dreifaches im klüsterlichen leben: 1. freier verzicht auf zeitliches gut, auf das erbe der eltern und verwandten, unter berufung auf Matth. 19, 16 ff.; 2. verzicht auf jeglichen 'nutz des gutes', auf die ausnutzung dessen, was andere besitzen, denn dann wäre es schon besser gewesen, das väterliche erbe zu behalten. Siehe das excerpt bei Wackernagel s. 592 unter 'Nonnenleben' (z. 4 ist *gilen* zu lesen, desgl. s. 593, 19 *ab mit gilen*); 3. völlige aufgabe seiner selbst. 'das ist die grösste armut und gelassenheit'; berufung auf Matth. 19, 27, Joh. 12, 25. *Dis ist ein armüt der snellenklich volget grosser geistlicher richtâm*. Zu diesem führen fünf staffeln: 1. sich von allen sündlichen gebreusten kehren, sich den tugenden zuwenden, den untugenden entfremden; 2. *ein tapferer manlicher flis alle tugende ze volbringen uf ir volkommenheit*. Lass dir die niedrigsten dinge zu tun angelegen sein; 3. *ein erluchtet consciencia — oder ein wis bescheiden minne* —: *das ist das der mónsche also erluchtet si und alsólichen underscheid enphangen habe von got, das er ieklichem dinge sin recht ordenlich kunne geben*. Man soll nicht alle menschen auf einen punkt treiben, denn was dein leben ist, kann eines andern ewiger tod seiu; 4. versäume nicht den rechten augenblick (*blickschos* 16^a, 21), wenn gottes gnade sich dir nähert; sie wird dir vielleicht niemals wieder zuteil; 5. sei allen ein Vorbild durch einen in worten und werken geordneten lebenswandel. Im weiteren verlauf werden die textworte 'purpur', 'bissus', 'grosse wirtschafft' im sinne des geistlichen reichthums ausgelegt, es wird gezeigt, dass dieser geistliche besitz den menschen erst befähigt, auch innerlich arm zu werden, zu *sterben und entwerden gotz und aller siner gaben von innan*, was wieder an der hand des textes ausführlich veranschaulicht wird.

3. Bl. 23^b. Dom. II post Pentec. *Homo quiden fecit cenam magnam et vocavit multos* (Luc. 14, 16). Nach vollständiger mitteilung des evangelientextes folgt die auslegung im einzelnen: des *brutlöff* und des *abentessen*, der spendung des altarsacramentes. Unter den drei gruppen, die nicht der einladung des herren folge leisten, sind *gütig* und *hochvertig lüte* sowie solche zu verstehen, die ein unlauteres leben führen. Über erstere siehe das excerpt bei Wackernagel s. 594 unter 'Strassburger messe'. Wer da sagt 'entschuldige mich' und weiss, dass er unrecht getan, der tut wie Adam, der die schuld auf Eva und die schlange schob. Da wählst du dir besser Maria Magdalena zum Vorbild (Marc. 14, 3 ff.). — Die hochfertigen (gruppe 2: 26^b, 2 ff.) sind wie die rinder, die, wenn man ihnen das joch auflegt, im zorn mit beiden hörnern alles verletzen was ihnen in den weg kommt. Man ist ihnen gegenüber, auch im kloster, machtlos; wider ein wort geben sie zehn, lassen weder geistliches noch göttliches gelten. *das recht horn* (27^a) *ist die geschrift, die valschent si und sprechent was si gelesen und gehört haben und wie man tñn sille, als inen denne in irem höpfe ist. won si wend uf ihrem höpfe leben und wend schlechtlich nieman gehorsam sin. das sint wol die menschen, von dien do stat in der regel s. Benedicti die do heissent selbveler* (siehe die Engelberger benedictinerregel, Geschichtsfreund 39 (1884), 15²³, 167). — *dise mónschen verkerent die heiligen geschrift, wan die geschrift lat sich biegen als das wachs und dar umbe spricht man, si habe ein wechsin nasen*, aber wenn man si richtig nimmt, so lehrt sie niemanden etwas unrechtes. Mit dem andern horn glauben sich die hochfertigen zu wehren, indem sie sagen: ich tue nichts als was du auch tust; du kannst dich aber vor gott damit nicht ent-

schuldigen, dass die andern auch tun was sie nicht tun sollten (mit berufung auf Matth. 23, 2—4; ebenso 106b, 9). 28, 5 ff. werden die fünf joch rinder (*ein joch zwen oxsen*) auf die fünf aus- und inwendigen sinne gedeutet (vgl. auch Eckhart 114, 30f.). — Über die unlauteren menschen (3. gruppe) siehe das excerpt bei Wackernagel s. 593 z. 20—41. — Aus der weiteren, jeden einzelnen satz des bibeltextes auslegenden predigt sei noch folgendes ausgehoben: 31a, 8 ff. gross war das 'abendessen' (Luc. 14, 16), weil der gastmahlgeber 'ein grosser herr', Jesus Christus war, *won was ein keiser gebe, das were vil gemeiner denne das ein kleiner mōnsche gebe*, weil alle patriarchen, propheten und apostel zugegen waren, der heilige geist selber schenke, die mutter gottes *kelnerin*, die gerichte und speisen *edel und rin* waren. warum es ein nacht mahl war, sagt das weiter unten mitzuteilende excerpt.

4. Bl. 33a. Dom. II post Pentec. *Dicite invitatis ut vident quia parata sunt omnia* (Luc. 14, 17). Unser prediger hat die neigung, öfter die präfiguration¹ als mittel der versanschaulichung zu verwenden. Er 'beweist' seine ausführungen *mit figur und mit der geschrift*. So auch hier. Das Luc. 14, 16 ff. erwähnte abendmahl, zu dem 'alles bereit' ist, hat schon im alten testament sein vorbild in dem festmahl des königs Aswerus (= Christus, siehe meine anm. zu Heinrich v. Nördlingen XXXIII, 35 ff.), das *osterlembli* (= fronleichnam), *das da gebraten wart an dem heiligen krütze* in dem *himelbrot*, das der rabe täglich dem Elias brachte (1 Könige 17, 6; ansser an dieser stelle 34a, 7 wird nochmals 45a, 1 und 123b, 17 darauf angespielt) und mit dem das volk Israel in der wüste gespeist wurde (unter bezugnahme auf Exod. 12, 8, vgl. auch bl. 45a, 8 ff.). In weiterer ausführung von Esth. 1, 3. 5 werden zu dem von könig Aswerus veranstalteten mahle viererlei menschen geladen: die fürsten und edelleute, *gewaltig lüte, dur das si der porten und der toren solten hüten*, die schönsten kinder, um dem volk und der *herschaft* kurzweil zu schaffen, das 'gemeine' volk: vier gruppen, die ausführlich im geistlichen sinne charakterisiert werden; die ausdeutung ist hier oft eine recht gewaltsame, weit hergeholt und gesucht. 37b, 5 ff. bis zum schluss handelt dann vom sechsfachen nutzen eines würdigen geniessens des osterlammes und des altarsacramentes, vor dessen unwürdigem, sündigem empfang besonders eindringlich gewarnt wird.

5. Bl. 43b. Der gleiche text wie in nr. 4, auf die sich der prediger auch beruft (44a, 9 f.). Wieder wird an des Aswerus festmahl als präfiguration des abendmahles Christi angeknüpft. Christus genoss (*nos*) zuerst sich selber, um allen, die ihn begehren, genug zu tun; alle, *die verderbent in wasser oder in füre oder an stritten oder des gehen todes*: sie empfangen den fronleichnam als *gewerlich geistlich als ob si in enphiengen von des priesters hant*. Um das nacht mahl, das sacrament würdig zu empfangen, bedarf es zwölferlei (4×3) dinge, erkenntnisse und übungen: 1. in welcher weise und warum Christus es eingesetzt hat: a) auf dass die figuren der alten é vollbracht würden, wobei ausser auf Elias, das den kindern von Israel gespendete manna und Moses' bestimmung über den genuss des osterlammes (siehe pred. nr. 4), auch auf Jesaias 45, 8 und Ps. 77, 25 hingewiesen wird. Des Martyrium Isaiaes wird bei diesem anlass in einer eigenartigen fassung gedacht: 45b, 7 ff. *do man den (Jesaias) wolt töden, do hat er sich verborgen in einē böm vil zites, und die rigent kamen und sagten den böm. und do si kamen im in sin höpt, do rüft er das*

1) *dú alte und dú núre E* (Sb 142b, 14 werden sie durch die beiden hörner der bischöflichen inful versinnbildlicht), *die gant gar gelich mit ein ander, wan waz dú alt e hat in figure, das hat dú núre in gnade* (Sb 60b, 4).

si uf horten, und si taten es und hatten ime in sin höpfe gesagt, das ime sin blüt über sin antlit nider ran. do sprach er: es werdent komen die tage, das die himel werdent trophent von süßikeit und es wirt geben ein spis den mōnschen. das ich die spise sölte niessen, so wölte ich ir gerne in diser bitterkeit beiten. Dis sprechent die lerer, das es nochten was nūndhalbhundert iar, e das Cristus die spis bereit¹. — b) dass Christus das nachtmahl einsetzte aus überströmender liebe zum menschengeschlecht (Jerem. 31, 3), wofür der prediger sich u. a. auch auf sanctus Urbanus beruft, *der do schribt von dem sacrament* (46b, 12)². — c) dass auch der inwendige mensch von geistlicher spise gespeist werden sollte; 2. der vorbereitung zum empfang des sacraments innerhalb 3 oder 4 tagen: a) indem du dich begangener sünden schämst und sie gewissenhaft, aber kurz beichtest, *won ein lange bicht zōiget ein verirt gewūssenū (consciencia) — und du benimest dinem bichter sin edel zit und verirrest dich selber und öch in* (47b, 1 ff.). In der alten é büsste man die schweren sünden durch darbringung eines opfers. Wir beichten dem menschen, denn gott ist mensch geworden. *Dar umbe saste sant Jakob³ uf, das man dē mōnschen bichtet an gotes stat totsünde und der gelich* (47b, 21 ff.). Zuerst aber beichte gott, dann erst dem priester. — b) indem du deinem nächsten gegenüber friedlichen herzens bist (Matth. 5, 23. 24), — c) indem du die feste und ernste absicht hast, dich vor sünden zu hüten; weder papst noch bischof, prälät noch leutpriester können dich sonst absolvieren; 3. der vorbereitung am morgen und in dem augenblick (dem *gegenwärtigen nu*), da du das sacrament empfangen sollst: a) dazu ist nötig ein reuiges, gesammeltes (*geordnot*) herz, nach dem du genügend geschlafen, dich nicht *unordentlicher übung der nacht* hingegeben hast; — b) inbrünstige sehnsucht nach dem sacrament, so dass dir nicht leider geschehen könnte als wenn man dir sagte: *dū kilch ist verschlagen, du māst ane das sacrament sin. dir sölte vil lieber sin, das man dir seite, das din vatter und māter und alle din frūnde tot weren, ja ob man joch spreche des gehen todes* (49b, 11 ff.), — c) alle andacht zu lassen, vielmehr habe der mensch darauf zu achten, in nichts ärgernis zu geben, sich zu hüten, *das er mit sinen tūchren noch mit keinen dingen den priester irre noch das sacrament nüt rāre noch ime kein unweirdikeit erbiete und unachtsamkeit noch den kelch mit schütte* (50a, 11 ff.). Manche menschen sagen, man solle beim empfang des sacramentes aus andacht niederfallen: *das ist nüt recht, sicher ane zūvel, won der mōnsche mōcht sōlich andacht haben, das er sin selbes vergesse und ime das sacrament uf dem munde enphiele*, — — er soll deshalb darauf bedacht sein, dass er dem sacrament *von ussan genūg tūge* (50a, 15 ff.); 4. des verhaltens nach dem empfang: a) nachdem du in dem kor den mund geöffnet und dem sacrament *von ussan* genug getan

1) Über das Martyrium Isaiac siehe Schürer, Geschichte des jüdischen volkes 34, 386 ff.; Kautzsch, Apokryphen und pseudepigraphen 2 (1900), 122 f.; Protest. realencykl. 8 (1900), 714, 24 ff. Aus der älteren deutschen literatur kenne ich nur die anspielung in Heslers Apokalypse ed. Helm 13271 ff. mit der anm. Zu *do sprach er* usw. vgl. Luc. 17, 22; Joel 3, 18; Amos 9, 13; Ps. 135, 25. Dazu schreibt mir K. Bihlmeyer: 'die christliche weiterbildung der legende mit weissagung der eucharistie kann ich zunächst nicht belegen.'

2) Gemeint ist papst Urban IV († 1264), der stifter des fronleichnamstages (Magnum Bullarium romanum I (Luxemb. 1742), 121 f.). 'Die bezeichnung Urbans als 'sanctus' erklärt sich wohl daraus, dass sich nach seinem tode das gerücht verbreitete, auf seine fürbitte hin seien wunder geschehen. Deshalb wurde auch der leichnam aus der dominikanerkirche in Perugia nach dem dome daselbst überführt. Vgl. L. Duchesne, Liber pontificalis 2 (Paris 1892), 455.' (K. Bihlmeyer.)

3) Vgl. Jac. 5, 16 und Beda: Schönbach zu den Altd. predigten 3, 88, 34.

hast, *solt du nu den mund diner sele uf tån, das ist din begirde, und du solt din hertzlieb umbevaschen mit dien armen diner sele* (bezugnahme auf Cant. 3, 4). Dann erschliesst er dir den minniglichen verborgenen schatz seines leidens und wird jedem menschen gegenwärtig auf seine weise, diesen in dem *kripplin*, an der säule, unter der dornenkrone, unter oder an dem kreuze, jenen im grabe, in der vorhölle bei den altvätern, oder bei der auferstehung, der himmelfahrt, beim gericht. 51^b, 8 ff. *Etliche mōnschen werdent aber in grosses darben und hertikeit gesetzt, sind gnadlos, etliche werden schleffent von türri und von trakheit und gelassenheit.* Wenn dir derartiges widerfährt, dann prüfe dich, womit du es verschuldet hast, oder schiebe dich darein, wenn du dir keiner schuld bewusst bist: dann ist es eine gabe von gott. Du vermagst vielleicht in der *hertikeit* mehr gutes zu bewirken (*schicken*) als in überfließender gnade. Alles gute aber haben wir von gott, — b) du sollst an jenem tage oder bis du wieder das sacrament empfängst, diesem zu ehren etwas besonderes tun oder lassen: darin liegt die verborgene frucht des sacramentes: an tugenden zu-, an untugenden abzunehmen, c) *ein minnenklich bibeliben bi dem sacrament und ein stilles warnemen din selbes, won ie stiller du dich haltest bi dem sacrament, ie langer es dir belibet* (53^a, 3 ff.) *Nu ist ein frage, wie lange das sacrament leiblich im menschen bleibe: nur so lange die oblate ganz bleibt; geistig genommen aber bleibt das sacrament so lange als der mensch bei ihm bleibt und bei sich selbst* (53^a, 7 ff.).

6. Bl. 53^b. *Ornaverunt faciem templi coronis aureis et dedicaverunt altare domino et facta est letitia magna in populo* (1 Maccab. 4, 57. 58). Die predigt handelt von drei tempeln, geziert mit *guldinen krōnlinen*: ein *materglicher tempel* (der tempel Salomos), ein *liplicher tempel* (Jesus Christus), ein *geistlicher tempel* (jegliche reine minnende seele (vgl. 1. Cor. 3, 17. 6, 19)). Diese drei tempel, zu gottes ehren erbaut, wurden dann aber zerstört, um abermals wieder aufgerichtet zu werden. Von Salomos tempel blieb unter seinen söhnen¹ Roboab und Naason nichts bis auf *das gemür ein wenig*. Christus ward gemartert (Joh. 2, 19. 12, 24), aber nach dem kreuzestod schnell wieder erhoben zu göttlicher klarheit. Und ebenfalls ward der dritte tempel zerstört *mit menger hande sūntlicher werke, mit dien sich der mōnsche von got hat gekeret*: soll er wieder aufgerichtet werden, müssen wir Maria Magdalena zum vorbild nehmen. Aber auch den tempel Salomos liess Israel später um so schöner neu erstehen, aussen und innen, und zwar innen noch kostbarer als aussen. 59^b, 21 *Disi uswendig gezierde des ufwendigen anthlites betütet, das du din ufwendigen antlüt solt zieren, das es allen mōnsche(n) wol gevalle und gūt bilde da von nemen. Dis antlüt ist din* (60^a) *conversacion, das ist din ufwendige wandlung, di soltu zieren in worten, in werken, in wandel, in geberde, das alle mōnschen gūt bilde von dir mugen nemen* (Matth. 5, 16). — *aber du solt nit hochfertig da von sin. — das inwendig antlüt des tempels — das betütet, das das inwendig antlüt diner sele sol einlich geziert sin mit rot guldinen krōnlinen. das antlüt der sel ist der fryg wille des mōnschen, der sol geziert sin mit der rot guldinen götlichen minne, won götlich minne ist als*

1) Zugrunde liegt 1 Kön. cap. 12, der krieg zwischen Rehabeam und Jerobeam und die zerteilung des reiches Salomos, wie es in der predigt heisst in *regnum Juda* und *regnum Israel*; zu ersterem hätten sich drei der zwölf geschlechter von Israel vereinigt. Die biblische überlieferung kennt nur Roboam (Rehabeam) als sohn Salomos. Naason beruht wohl auf der irrümlichen auslegung des satzes *Naasson genuit Salmon* (Ruth 4, 20; 1 Paral. 2, 11; Matth. 1, 4; Luc. 3, 32). Wo aber ist die quelle für diese variante?

edel ein rot golt wider kupfer und andrem gesmide. Der altar aber im tempel Salomos sei dein herz: dies gib gott allein und nicht der kreatur (Sprüche 23, 26). 61^b, 18 were ein grosser herre in zit, der begerte diner minne, du leitest allen dinen flis dar an, wie du in lieb gehettest. nu were der nochten tölich und möcht dir nüt dñs hertzen gehüten als der würdig ewig got. Ach! min liebes kint, gib ime allein din hertze und tû denne uf mich was du wilt, wan ich tñn dich des sicher ane zwi(62^a)-rel, das du denne nützit vermachet denne das er wil, won du bist hertzlos, und alles din wärken, das tât er und ist sin. Mit bezug auf das textwort 1. Maccab. 4, 58 Es geschach ein grössi fröide in dem volk heisst es 62^a, 6: was ist dis anders won wenn din friier wille vereint wirt mit götlichem willen: denne wirt ein grosse fröide allen kreften der sele. Nu sprechent die lerer, das dú sele habe als mengen willen als menig gelid der lib hat, und das ist vierdhalb hundert¹. Dis willen alle süllent vereint werden mit götlichem willen, denne wirt vil und grössi fröide allen kreften der sele und ze male dem inwendigen mōnsche. Hie ist rehti kilchwi und anders nienant. Hie ist nüt hundert tage ablas, mere hie ist ablas aller schulde. hie ist uf ein stunde me fröiden denn an allen kilchwinen ie wurde von anfrage der welt nutz an das ende. Nu ist der liplich tempel, das ist dú person Christi, emitten geleit entwürschent dis zwen tempel, den materglich und den geistlichen, und billich, won Christus ist ein schlosstein, der do ze samen schlüsset dú zwi geschlecht, iuden und heiden, und des mōnschen lib und sele öch ein(62^b)lyg machet mit einander.

7. Bl. 63^a. Feria VI post Dom. III Quadrag. Venit Jhesus in civitatem Samarie, que dicitur Sichen (!) iuxta predium quod dedit Jacob Joseph filio suo (Joh. 4, 5). Die texterklärung und -ausdeutung der geschichte von Christus und der Samariterin ist eine sehr ausführliche und knüpft fast an jedes wort² an. Auf eine eingehende analyse kann verzichtet werden, doch sei verwiesen auf die excerpte bei Wackernagel s. 593 z. 42 ff. und s. 596: Quellen der geistlichen lehre. Anlässlich des gehorsamgelübdes heisst es 68^b, 2 ff.: ia du werest gar gern gehorsam, der dich nützit hies denn das du gern tetist. du stündist gern ze metti uf, der tags metti lutti. du rastetist gern, der dir fünf trahten oder sechs geb und zwo simlen oder dry. du hast nüt genüg mit einer kannen mit win, du hettist gern zwo, und recht schlechlich gerett: dú natur der ir volget, si (hs. so) benügti den mōnschen niemer, weri ioch ellú dú welt ir eigen.

8. Bl. 74^a. Dom. x post Pentec. Duo homines ascenderant in templum ut orarent (Luc. 18, 10). Nach der textwiedergabe befasst sich der prediger eingehend mit der ausdeutung des phariseus (gelichsner) und publicanus (sünder), die nach geistlicher wis beide im menschen als leib und seele vereinigt sind. Den pharisäer kennzeichnet ein dreifaches, wenn auch das an dritter stelle das allein entscheidende ist: 1. ein geistlicher wandel nach aussen in worten, gebärden und tracht. also waren ir kleider lang und gar geistlich, der schriberen und der pharisei, und hatten denn dú x gebot geschriben an berment und uf irá hōbter geleit und torn an ir

1) Ähnliches im Legatus divinae pietatis der h. Gertrud IV, 23 (Revelationes Gertrudianae ac Mechtildiauae 1, 371) legit vice omnium membrorum suorum 365 vicibus illud erangelium (Luc. 22, 42). Vgl. auch Regimen sanctatis salerni ed. Ackermann 1790 cap. 84 v. 253–257 und im Talmud: D. B. von Haneberg, Die religiösen altertümer der bibel² 1869 s. 134 (K. B.).

2) Die fünf männer (Joh. 4, 18) werden wie Eckhart 109, 26. 114, 36. 187, 10 nach Augustin auf die fünf sinne gedeutet (Sb 67^b, 10). Siehe Lasson, Meister Eckhart s. 297.

kleider undnan gemachet, und die torn stachen si in die versennen: so solten si denn vermant werden an dñ x gebot, und was gar ein geistlich ding. 2. äussere übungen mit fasten, wachen, gebet, kirchgehen und dem was nach aussen grossen schein hat, aber inwendig wening güt meinung; so tun noch heut gar viele menschen, damit sie gesehen und für heilig gehalten werden (Matth. 6, 2). 3. die gelichsner lassen sich von niemandem zurechtweisen, sie halten sich für besser als andere, massen sich aber an über diese zu urteilen und zu richten. So auch die pharisäer und 'schreiber' Christo gegenüber, aber so ist es auch heute noch und dreifach ist die gefahr. daz erst ist daz der mōnsch der gaben und der gnad gottes unachtsam ist und dien vermanungen und dem triben des heiligen geistes weder loset noch volget (2. Cor. 6, 1). — daz ander — daz ist daz der mōnsch dem liden Christi (75^b) widerstat. ja es sint etlich mōnschen, die in irem ersten anvang daz liden Christi so hertzlich liep hant, daz inen die trehen so bald über ir wangen nider löfen, so si daran gedenket oder do von hörent sagen, und recht bald dar nach in kurtzer zit so kerent si der von und widerstand im und tünd daz dar umb daz si die behenden töd die daz liden Christi von dem mōnschen vordrot, daz si die nüt volbringen went und ir natürlichen gesäch nüt wend absterben, won daz liden Christi vordrot alwegent in dem mōnschen behend töd der natur und des eigenen willen, und der dis nüt tün wil, der valt denn gern in ein phariselich wis, und sprechent: ach! ich wil ze kor und ze kilchen gan und tün als die und die, die werin öch gern ze himelrich und sint gar liecht dabi. min kint, dis ist nüt recht. got vordrot me denn ze kor gan und des gelich, er vordrot daz alles din leben inwendig und uswendig in sin lob verzert werd. Das dritte ist undankbarkeit¹ gegen die gaben gottes, wie wir es an Lucifer und Adam sehen. Wer das 'heilige almosen' empfängt, hat fünf dinge zu beachten: 1. du sollst es suchen *än gesäch*, d. h. du sollst es nicht beanspruchen als etwas was dir zukommt; wird es dir zuteil, dann sollst du es in demut empfangen; 2. empfang es *än gelichsnon*, daz ist einen helbling ass dankberlich ass einen guldin; 3. soltu es gehalten *än gitkeit* daz du din hertz do von kerest ass ob du sin nüt hettest; 4. es bruchen *än lust* — daz du kein üppig ding niemer do mit köfest, weder schöni messer noch paternoster noch gesmeltz noch schlechtlich gevet nützit won blos noturft gewandes oder spis und daz selb nach noturft und nüt nach lust noch nach begird, won dir git menig mōnsch sin almüsen, daz sin bass bedörfti denn du und sin sweis und sin blüt darum rert; 5. es verlieren *än rüren*, aso ob du es öch dur got gebest oder es dir genomen werd, so läß es rarn aso lidlich ass du es enphiengt. Im weiteren verlauf der textausdeutung bemerkt der prediger zu Luc. 18, 12: 76^b, 27 ja es ist vil mōnschen, die rastent die zākunft (advent) oder die rasten oder ander tag, ja sie rastent der spis daz si nüt won einest essent, aber der sünd rastent si nüt daz si die miden, und so die lit rastent in der rasten, so tantzent si denn zū dien ostren oder vor der rasten ze rasnacht, und dis ist ein unredlich (77^a) rasten und ist nüt dñ vast dñ Christus meint. — wel ellend ding daz ist, gistu got den x. teil dines gätes und gist die nün dir selber und dinen fränden! es verrachtich (!) nützit. — got wil dich gantz han mit einander oder er wil din aber zermal nützit. — ina! min kint, wirf ratter, müter, brüder, swester in den einigen ratter, der all creatur versicht. es ist nüt genüg daz du mit einem wil (das ist tot sin allen creaturen und got allein leben) bist bedeket, mit einer kutten umhenket, me du solt din hertz und din gemüt got allein geben.

1) 76^a, 23 weri dñ müter gottes in zit, si geb sich wol schuldig, daz si gott nüt aso dankber weri ass si sölti.

9. Bl. 77^b. Dom. XIII post Pentec. *Dum iret Jhesus in Jerusalem, transiebat per medium Samariam et Galileam.* (Luc. 17, 11) = Wackernagel nr. 70 (s. 201 ff.), vgl. Cruel s. 400 f.

10. Bl. 83^a. Dom. XIV post Pentec. *Fratres, spiritu ambulate et desideria carnis non pericetis. Caro enim concupiscit adversus spiritum, spiritus enim adversus carnem* (Gal. 5, 16. 17). Ermahnung zu einem 'inwendigen leben des gemütes'. *Wie groß, wie güt werk man iemer gewürken mag von usnan und wie gotförmlich si ioch schinent oder sint, so sint doch die inwendigen alwegent got die nehren und die liehren.* Es sind drei kräfte der sele, die in uns eigenartig wirken und uns zur einkehr in uns selbst verhelfen: intellectus (*verstantnüst*), voluntas (*will*), memoria (*angedenkünst*). Der intellect kennt viererlei gedanken: *versuekt gedenk oder bös, versunt gedenk*, gute und vollkommene. Erstere, die minderwertigen gedanken, sind solche, *do der m. lustet in sinen fründen oder in zitlichem güt oder er oder lust der natur oder gnüglicheit der zit oder slechtlich gerett waz got nüt ein ist noeh redlich notdurft und do du dinen lust sächest in dien dingen, dú dir in der regel din meisterschaft verbütet, oder daz do ist wider ordnung der kristenheit, daz ist daz do ist wider dú x gebot oder wider den glöben, und du dinen lust wilt nemen wider die er gottes und du in weder minnest noch meinest nüt won din wol sin.* Von solchen unreinen gedanken kehre dich! wie schon Ezechiel (36, 25), Jesaias (1, 16), Jeremias (4, 14) gemahnt haben. Bei den 'versäumten' gedanken aber, gedanken an die verlorene zeit, an dein sündiges leben halte dich nicht lange auf, mit 'verwegenem gemüte' entschliesse dich, dich zu bessern, denke nicht, du wollest dich morgen oder dann oder dann' bessern, nach der predigt: *du sollt es iegenot (hs. regnot) an vahan mit einem gantzen fürsatz.* Sei gewiss! gott will dir viel bereitwilliger helfen als du es zu wünschen vermagst. Die 'guten' gedanken richten sich auf befolgen der zehn gebote und dessen, was die christliche kirche anordnet (unter berufung auf Matth. 19, 17), 'vollkommenen' gedanken aber gibt der mensch raum, wenn er seine äusseren 'viehischen' sinne und kräfte, wie Moses seine schläfflein (Exod. 3, 1 ff.), in die 'innere wüste' treibt, wo er *daz wesen gottes wirt bekennent und schörent, und sin sel wirt entzündet und wider inflamment in das minneclich wesen, in dem er ewclich gewesen ist, und wirt also begabot und entzündet, daz er all menigvaltikeit verlúret und ein istig wesen mit got wirt.*

Der wille, der so vielgestaltig ist wie die glieder des menschen, deren viertheilshundert¹ sind, wirkt sich gleichfalls in vierfacher weise aus und erscheint als *bös oder versuekt, müssig, güt und glorioslich.* Über die erstere art s. das excerpt bei Wackern: s. 584 f. z. 24–51, woran unmittelbar anschliesst (85^b, 22): *der m. der in einem geistlichen leben ist, der sollt alwegen sin gehorsami vor allen dingen tûn und lassen. nein! disi m. dú hant sich nieman zelaszen. warum? do hant si iren willen also gar besessen, daz inen nützit gerallet daz si vor gehorsami tûn sollten. nu dunkt si als zehert, denn zelang, nu lútet man ze frúg metti, denn lútet man zelang, denn bettet man (86^b) ze vil, denn sint dú zit zelang, denn rastet man ze vil, denn git man in ze wenig, und alwegent gebrist in etwas und komend niemer zefrid. dis komet alles von eignem willen, daz dir nützit gerallet won daz din, weri joeh daz vil herter und unordenlicher.* — Einen 'müssigen' willen zeigen jene menschen, die dies und das tun wollen, alles mit dem munde tun, aber nichts wirklich angreifen und ausführen. *ja, du wilt gern vil vernünftiger bredig hören und vil*

1) Siehe oben s. 22.

büchern in diner kisten beschliessen und aber nüt mit leben erolgen (Prov. 13, 4); ja, du werist gern güt, gieng es dir zů an arbeit, du wöltist aber gar ungeru schamlich ze capitel gestelt werden und der dingen gezigten der du nüt schuldig werist, ass Christus und allen cristförmlichen m. dik geschechen ist und noch geschicht. und harumb so rint man öch so wening heiliger m. under geistlichen lüten. Die beiden weiteren willensarten dürfen hier übergangen werden.

Die dritte kraft der seele, die memoria, ist etwas anderes als der erst besprochene intellectus, von in dien gedenken hat man wol bösi und gütli ding, aber angedenknüst do mag man nützit haben von güt gedenk, das ist ein güt memoria, do der m. angedenkig ist daz man im seit von got und daz man höret an bredien oder von der heiligen geschrift oder waz es ist daz göttlich ist. der m. hat nüt ein güt memoria, der angedenkiger ist daz man im seit von sinen fründen oder von zülichem güt oder er und des gelich; was man ihm aber predigt oder von gott redet, das geht zu einem ohr hinein, zum andern hinaus, und dis ist ein bösi memoria.

11. Bl. 87^a. Dom. XV post Pentec. *Fratres, si vivimus spiritu, spiritu et ambulemus* (Gal. 5, 25). Die predigt setzt die vorige, auf die sie sich 87^b, 5. 88^a, 7 beruft, fort. Die sich einem inneren leben zugewandt haben, sollen auf diesem wege fortschreiten im einklang mit dem h. Bernhard, nach dem ein diener gottes auf dem wege zu ihm nicht stille stehen dürfe; es gebe nur ein vorwärts (für sich gän) oder zurück (hinder sich gän). Es gilt ein vierfaches: 1. sich sammeln gegen alle äusserlichkeit (uswendikeit), zerstreung (zerstörung, lies zerströwung) und entstellung (verbildung) zeitlicher dinge, einkehr halten im eigenen gemüt — dem edlen finkli der sel, daz do (do daz hs.) lebet und verborgen ist, 2. es strafen, wo es sich von gott abgewandt, 3. es vom zeitlichen zum göttlichen erheben (Phil. 3, 20), 4. es ganz in gott haften zu lassen (1. Cor. 6, 17). — Den drei kräften der seele wird hier eine andere wirksamkeit als in dem vorhergehenden sermo zugeschrieben, was besonders hervorgehoben ist. Es sind warterin — und si ist ein künklich jungfröw und heisset ein tochter von Syon —, schetzerin und schöwerin. Ihre aufgabe ist es des menschen von innan, von usnan, gegen got war ze nemen. Der warterin wirken ist ein dreifaches. 1. sie beobachtet des menschen mannigfaches verschulden und die art, warum, wo und wann er sich in sünde verstrickt, ob aus übermut (frezel) oder furcht, ob vor den augen seiner mitmenschen, die dadurch selbst zum unrechten verleitet werden, zu welchen zeiten und an welchen stätten, von ze heiligen ziten und an heiligen stetten ist ein ding mer sünd denn etwenn anders. 2. zů dem andren mal so nimpt disi kraft warterin war waz übels ir erlanget und erolget ist dur die schuld, und dis ist, daz si iemer mer ist geneigt zů der sünd denn ein luter m., daz sich vor sünden gehüt hat, und im blibet ie daz würtzeli und die geneiglichkeit der sünd. wie genot joch der m. sin sünd rüwet, bichtet und usrütet, alles geschicht dem m. von göttlicher trüw. und des nim bild bi den kinden von Ysrahel. do die vil stetten und lendren überwunden und getoten und inen an gesigten, do konden si ein klein volk nie überwinden und dis umb dri sach. zů dem ersten mal darum daz si sich nüt überküben daz si so gros volk überwinden hatten. zů dem andren mal darum: hetten si daz volk überwinden und getödet, so werin würm in dien muren gewachsen, die werin inen schedlicher gesin denn die m. ze dem dritten mal darum, daz si alwegent lerneten striten und niemer müssig wurden. also beschicht öch dien m.: zů dem ersten mal so ein m. sin sünd gerüwet und gebüsset und dar nach vil (89^a) und groß bekorung überwint und groß übung tät, so lat got dem m. etwenn einen kleinen gebresten allen sinen lebtagen, daz er den niemer überwinden kan und

dis um dry sach: a) damit er demütig und sich seiner sündhaftigkeit, seiner gebrechen bewusst, dessen eingedenk bleibe, dass, was er gutes getan, allein gott in ihm gewirkt habe (Joh. 15, 5), b) dass er in jedem augenblick sterbebereit sei, denn, glaubt er eine anfechtung oder untugend überwunden zu haben, so sind andere gegenwärtig: überall haben wir wider unsere feinde, die welt, den teufel und unser eigen fleisch zu kämpfen (Col. 3, 13, jedoch nicht genaues zitat, vgl. Ephes. 4, 2. 32. 5, 2. Job 7, 1), c) damit der mensch zeige, ob er göttliche minne habe (unter berufung auf Paulus¹⁾). — 3. *daz drit daz disi kraft (warterin) wücket, daz ist daz si war neme des menigvaltigen gütes daz ir got geñ hat*, indem er sie nach dem bilde der h. dreifaltigkeit geschaffen hat, sie, die gefallen, mit seinem tode erlöste und wiederkaupte. Unfähig dafür zu danken, *gesuwiget si alles lobes und begert allein, daz got sich selber lob, und dis ist daz gröst und daz minnrichest, daz man got in der zit geñ may, und harum so wirt ir zû gesprochen von got: Euge ancilla usw.* (Matth. 25, 21 sowie Luc. 7, 47. 50 werden citiert). *wenn des menschen hertz gerürt wirt also daz der mensch beweget wirt zu nüwer andacht, denn ist dir dis wort von got zû gesprochen.*

Dú ander kraft der sel dú heisset schetzerin — und hat ðch drierhapt wüken. — dú erst kraft warterin dú lat dich wol sitzen in dim stül an diner andaht, aber schetzerin dú nimpt din von ussan war in corten, in wandel, in tån und in lassen bi allen lüten, an allen stetten. a) der mensch soll darauf bedacht sein, *daz er im selber nit schedlich bild in trag, die in der gnad gottes hindren.* b) diese kraft schetzet, *wie lustlich und wie minneclich got in der zit allü ding geordnet hat.* Alles weist die kreatur auf den göttlichen ursprung, *der es recht nemen wil und den nüt die gegenwürtikeit der natur blendet.* c) diese kraft erkennt aber auch, dass diese natürlichen, gar lustlichen dinge vergänglich sind und ende nehmen. Daher soll der mensch schon hier wie Christus und die freunde gottes darauf verzichten, sich selber tödten *in allen unredlichen dingen und im selber allen lust abbrechen.* *disi kraft schetzerin sicht ðch an, daz got, der ellü ding vermag, der vermag daz nüt, daz er kein tugent mit keinen dingen mag vergelten denn mit im selber, ja nüt daz minst Ave Maria daz der m. in der zit ie sprach in rechter ordnung: got wil sich selber darum geben. — dú drit kraft der sel heisset schöverin und disi kraft schöwet und sicht wie tögenlich, wie minneclich got in der sel wücket.*

12. Bl. 92^a. Am tage s. Marien Magdalenen (22 juli). *Que est ista que ascendit per desertum sicut aurora consurgens, pulchra ut luna, electa ut sol?* (Cant. 6, 9). Die bekehrung (*ker*) diser lieplichen frowen ist Christus selbst wunderbar erschienen (Luc. 15, 10. 7), der nicht gesagt hat, *der rüw redet oder gedenket, er hat gemeint, der rüw tåt mit den werken, das ist mit luter bicht, mit gantz blß und mit dem festen vorsatz, nicht wieder zu sündigen, so weit das bei der eigenen schwäche möglich ist.* Sodann aber mussten sich auch die engel verwundern, indem die eben noch grosse sünderin *nu so snelklich uf ist gefarn durch die wüsti*, ja, man möchte sagen, *dur das si so wüst ist gewesen aller creaturen, dar umb ist si so hoch uf gefüret in die tünsterlichen wüsten gotheit, do si sich selber alzemale gar und gar verlorn hat und aller geschaffner bild bildlos ist worden. dú heilig kristenheit endlich*

1) Sb 89^b, 10 *won Paulus spricht: götlich minn wirt niemer müssig. nunquam est dei amor otiosus. operatur enim magna, si est; ñi vero operari renuit, amor non est. si wücket alwegent grössi ding ob si ist; wücket si nüt, so ist si minn nüt.* Das citat findet sich wörtlich bei Gregor, Homilia XXX in Evangel. n. 2 (Migne 76, 1221) und ist eine erklärung zu Joh. 14, 23, nicht zu Paulus (K. B.).

findet es gleichfalls wunderbar, dass die, die sie eine sünderin nennt, so schnell sich aller sünden entledigt hat. Das verwundern gilt den drei in der textstelle der Maria Magdalena beigelegten eigenschaften *sicut aurora consurgens* usw. Dem morgenrot wird Maria Magdalena in dreifacher weise verglichen. Die ausmalung der an sich poetischen naturerscheinung kommt auch der weiteren darstellung, insofern sie den vergleich auf die sünderin überträgt, zugute (siehe unten), jeder teil ihres körpers, der früher weltlichen zwecken diente: die augen, das haar, der mund, der vordem oft *verlassnú wort geredet*, die füsse, die vormals so oft zum tanze gegangen, die hände: sie sind jetzt dem dienste des herren gewidmet. Aus der sünderin ist eine 'reuerin' eine 'schauerin' geworden (94^b, 21 ff., ebenso Sa 123^b, 22 ff.). — Bl. 97^b, 23 *pulchra ut luna*. Auch dem monde gleicht Maria Magdalena in dreifacher art. Der mond ist *der nidreste planet*, der schnellste, *won er louffet in einem manot me oder als vil als dú sunne in einem jar*; auch kommt er der sonne am nächsten (*aller gelichest der sunnen* 98^a, 3). So auch Maria Magdalena: sie war *dú aller nidrest an der diemút* (im einklang mit Luc. 14, 11. 18, 14), beständig zu den füssen des herren; sie war die schnellste, *won uf dem ersten nu do* (98^b) *si geráft wart, do kam si schnelllich* und überliess alles ihrer schwester Martha (im einklang mit Matth. 19, 21); sie steht aber auch der sonne Christus am nächsten: *won die máter gottes so ist kein heilig als christfórmlích in allen sinen werken als si* (im einklang mit Matth. 11, 29). — Bl. 98^b, 25 *electa ut sol*. Wie die sonne der schönste planet ist, achtmal so schön und gross als das ganze erdreich, zugleich auch der heisseste (99^a, 15) und der fruchtbarste (100^b, 25), so auch Maria Magdalena: mögen auch s. Margareta und s. Katharina von jugend auf reiner gewesen sein, in der litanei steht doch Maria Magdalena an erster stelle (*zú dē erstē*) vor den andern jungfrauen, *won die heilig kilch hat si für die andren Marien an der grössi und an der wirdikeit*. Sie ist aber auch *dú aller hitzigost under allen megden oder andern fründen gottes*, das hat si vor allem am ostertage am grabe Christi, als si es leer fand, gezeigt. Und endlich ist sie auch die fruchtbarste gewesen, denn sie zog nach der auferstehung des herren aus zu predigen und warb für den christenglauben wie irgend einer der apostel *und dar umbe nemt man si ein bóttin. si bekert von Marsylia der stat alle di lít untz gegen Zúrich* (siehe unten) und auch später noch, nachdem sie in die einöde gegangen und dort dreissig jahre verweilt hatte, zog sie auf gottes geheiss abermals hinaus, die menschen zu bessern.

13. Bl. 102^a. *Speciose et delicate assimilavi te, filia Syon* (Jerm. 6, 2). Syon bedeutet einen geistlichen spiegel, in dem ein christförmiges leben sich äusserlich und innerlich wiederspiegeln soll. In grosser ausführlichkeit wird die auch sonst gern ausgedeutete geschichte von Ahasver und Esther (siehe oben s. 19) wiedergegeben und auf Christus und jede reine jungfrau, insbes. klosterjungfrau bezogen. Ganz ähnlich dem S. Georgener prediger (Rieder s. 44 nr. 15, vgl. Cruel, Gesch. der deutschen predigt s. 357) schildert unser prediger die einkleidung einer nonne durch sieben jungfrauen, ihre einföhrung ins klösterliche leben, sich auch hier in mannigfachen divisionen und subdivisionen gefallend. Die sieben jungfrauen sind Paupertas (*armút* 104^a, 7), Humilitas (*diemút* 105^a, 16), Obedientia (*gehorsami* 106^a, 14), Erubescencia (*megdlich scham* 110^a, 21), Castitas (*megdlich luterkeit* 110^b, 16), Pax (*frid* 112^a, 4), Caritas (*gótlich minne* 113^a, 14). Die armut kann dreifacher art sein (104^a, 19), insofern es von haus aus arme gibt, die schon gern reich wären, nun aber um gottes willen arm sein wollen, aus der not eine tugend machen; an zweiter stelle stehen diejenigen, die, obwohl reich, arm werden, indem sie ihr gut

mit den armen und den freunden gottes teilen, als hätten sie es nie besessen; an dritter endlich die geistig armen im sinne des evangeliums (Matth. 5, 3), deren armut abermals eine dreifache ist (unter berufung auf Gal. 6, 14 und Joh. 15, 5). — Beim gehorsam, der für alle klosterinsassen, männliche wie weibliche, ein ganz besonders gewichtiges gelübde bedingt, werden nicht weniger als sieben arten unterschieden (107^a, 14): 1. lauterer gehorsam (107^a, 18) findet man bei dem, der keinen lohn fordert in zeit noch in ewigkeit; als abschreckendes beispiel ist für die, die nur um zeitlichen gutes oder zeitlicher ehre willen gehorsam sind, auf Simon Magus (den *zöfrer* 107^b, 4 vgl. Act. 8, 9 ff.) hingewiesen. 2. williglicher gehorsam (107^b, 22), nicht erzwungener, wie bei Simon dem roten (107^b, 24, Simon von Kyrene, Matth. 27, 32); gott liebt nur einen fröhlichen *ufgeber* (2 Cor. 9, 17); 3. demütiger gehorsam (108^a, 10), vorbild sei Simon der aussätzige (108^a, 13, der beiname beruht auf vermischung von Marc. 1, 40 mit Marc. 14, 3), doch sagt die biblische überlieferung nicht, dass der aussätzige begehrt habe, diesen beinamen beizubehalten *dur das, das er sich seiner reinckheit nit überhübe*. 4. geduldiger gehorsam (108^b, 10), wie ihn Simon Machabeus zeigte, und wie er ganz besonders im kloster verlangt werden muss: *din meisterin mag dich heissen was si wil. — si mag dich heissen essen, so du söltest rasten*, — doch soll kein abt, keine äbtissin erlauben, was die regel verbietet; — ehe man in geistlichem orden unrecht geschehen lasse, solle man lieber den tod wählen. 5. getreuer gehorsam (109^b, 3) mit Simon Petrus als vorbild (Act. 3, 6; Matth. 25, 21). 6. andechtiger gehorsam (109^b, 26, vgl. Ps. 141, 2). 7. minnereicher gehorsam (110^a, 7), *das du alwegent begerest zechnü ze tünde, dero du kum eins volbringen macht* unter berufung auf Röm. 8, 37. — Zur charakteristik der tugenden Castitas, Pax, Caritas (*megdlich luterkeit, frid, götlich minne*) wird die Lapidarius-literatur symbolisch verwertet. Nachdem bei ersterer an das gleichnis von den klugen und törichten jungfrauen erinnert ist, wird von dem ringe, mit dem Castitas die königin Esther schmückt, gesagt: (111^b, 2) *in diesen vingerlin lit ein stein der heisset Agathes, der ist der nature daz er bi nieman belibet von bi einer jungfrowen du ein magt ist, und welu frow in hat du nit ein magt ist, und were er joch umbendum gantz vermacht in silber oder in golt, er springet uf uf dem golt und von dem mōnschen das in hat. und dis selbe hat Christus öch an im, daz er bi keiner jungfrowen belibet du nit ist ein luter magt und si kein liebi anders in ir hertzen hat: do springet Jhesus von dem mōnschen und belibet do nit* (Matth. 6, 24). — *minnest du die welt, ganzer steter minn gewinnest du ze got niemer. und er wil öch kein zweinunge liden: das bettelin ist ze enge do der lieb gemachel und sin geminti sōnd mit einander slaffen. wenne das dritte kumet, so flüchet Jhesus und mag do nit beliben.* (112^a) *sicher sicher! es ist gar billich das er flüchet. ein zitliches mag doch das ander nit erliden, wie sōlte denne das ewig bi dem zitlichen beliben!* — Von dem mantel, den der friede¹ (Pax) der königin Esther umlegt, heisst es 112^b, 11 *Nu müß diser mantel ein schlos haben oder er rielt ab. und dis slos hat einen stein der heisset Topussius². diser stein hat aller stein varw: er hat als wol des kislings varwe, der doch ze keinem ding verracht won zū einer mur, so man phlaster und sand dar zū*

1) Der friede kann äusserer und innerer art sein (Joh. 14, 27), der innere kommt aus einem reinen gewissen (1. Cor. 4, 4). *got gebe im* (dem menschen), *got neme im, er habe süssikeit oder bitterkeit: im belibet ie sin inwendiger frid* (112^b, 9).

2) Nach Marbod versinnbildlicht der topas das beschauliche leben, dann auch jene, welche gott und den nächsten lieben (A. Salzer, Sinnbilder und beiworte Mariens s. 277, 17).

treit. *disiu varwe hat Topasius als wol als des aller edlesten steins den man vinden kan. dis slos betütet einen ungeteilten frid mit allen mōnschen, bōs und gūt im einklang mit des Paulus worten Röm. 12, 15. 1, 14. 11, 13. 1 Cor. 9, 20. wer dis minn und dis gelicheit und disen frid nüt hetti zū allen mōnschen, sicher! do riele der mantel abe.* — Die 7. jungfrau Caritas bringt der Esther eine krone und krönt sie damit (113^a, 14); die krone aber bedeutet die *gōtliche minne* (unter berufung auf 1. Cor. 13, 3), denn minne ist die krone aller tugenden. Die krone hat fünf steine. 113^a, 23 *der erste heisset ein Smaragdus¹ und lit vornan in der kron und hat ein grüne varwe und hat die craft: der dürre blāmen dar zū leit, so werdent si grün, und dis betütet die leblichen minn.* — 113^b, 3 *der ander stein heisset Jacinctus² und ist gūt für bōs trōme und vertribet die fantasien und die falschen bild die sich dem mōnschen erzōigent in dem trōme.* Manche an sich gute menschen wollen gern andere in ihrem sinne bestimmen, andernfalls sie sie verurteilen. *mit diesen valschen bilden machent si sich selber rasig, das ist unsinnig, und rallent von dem urteil irs nechsten in unrecht friheit.* Davor soll dieser stein behüten und sol dich zū den rechten bilden leiten. Der stein liegt in der krone rechts: *mit der rechten hant wīrket man: also solt du wīrken dū werk der gerechtikeit und dur die gerechten bild gan, die dich leiten in unbild (bildlosigkeit), und dis sint die minnenklichen bild und das leben (und liden 114^a, 26) Jhesu Christi usw. in schöner auslegung von Joh. 10, 9.* — 114^a, 27 *der dritte stein — ist ein Jaspis und der lit zū der linggen siten. diser stein ist also stark, das in nieman gebrechen mag. er ist sterker denne der adamast, und viel ein isiner hamer von dem himel har abe uf disen stein, er möchte in nüt brechen. diser stein betütet die starke minn im einklang mit Cant. 8, 6 und Röm. 8, 35, von der den menschen nichts zu scheiden vermag, nicht messer, noch schwert, noch tod noch leben, noch engel noch teufel, noch principatus noch potestates, weder leiden, noch bitterkeit, noch betrübnis. Alles ist ihm ein weg zu gott. e das got disū mōnschen ane liden ließ, er gebe e einem hündlin gewalt über si, das es si biss, won er weis, das si allū ding nement von der frien hant gottes.* — 114^b, 25 *der vierde stein das ist ein Amatistus³ und der ist gūt für trunkenheit und der lit hin(115^a)denan in der kron, won hindnan in dem höbt lit das hirni und die sinne des mōnschen, und wenne der mōnsche getrinket, so slecht der win den mōnschen hindnan uf in das hirni und in die sinne, und das sol diser stein verhüten. diser stein betütet messikeit —, won messikeit behaltet luterkeit und machet wis.* — 115^a, 16 *der fūnfte stein lit obnan uf den ciborien der kron, won hie vor in der alten e trāg man beslofnē kronen als die da mit man die megde mechelt, so man si wilet; aber man hat si in wening klōstren. diser stein heisset ein Saphyr⁴ und hat eine blawen himelvarwe, und das bezeichnet das der mōnsche sin gemūte hab uf gerichtet zū got, daz er der himelschlichen wonunge des vaterlandes niemer vergesse (Phil. 3, 20).*

14. Bl. 115^b. Dom. VI post Pentec. *Manuocarerunt et saturati sunt* (Marc. 8, 8). Der evangelientext Marc. 8, 1–9 (die *hystoria* 115^b, 23) wird zunächst ausführlich und genau wiedererzählt, die auslegung dann mit den worten *nu wil ich in sagen die geistlichen sinne* eingeleitet. Nachdem vier menschengruppen besprochen worden, böse und gute, deren jede sich von Jesu speisen liess, so verschieden auch die gefolgschaft Jesu von jeder einzelnen aufgefasst wird, heisst es 118^a, 18 *nu koment*

1) Siehe A. Salzer a. a. o. s. 267, 18 ff.

2) Ebenda s. 230, 15. 231, 6.

3) Ebenda s. 202, 23. 203, 24. 204, 4, 6. 205, 6 f., 14.

4) Ebenda s. 254, 14 ff.

ouch geistlich vierer hand lüten zu Jhesu und zwar 1. solche, die nur ins kloster gehen, um andern ein kreuz zu sein: sie sind zornig, ruhelos, eigenwillig, übermütig, ungehorsam und stiften nur unfrieden, 2. die andern, um nicht für ihren unterhalt arbeiten zu müssen, 3. die dritten, damit sie den minniglichen wandel Christi sehen, sein wort (Matth. 11, 30) hören: die 'anfängenden' menschen, 4. die vierten, die nur gott leben und leiden und das sind die 'volkommenen' menschen. Siehe das excerpt bei Wackernagel s. 585, 52–88. Des weiteren handelt unser prediger dann im anschluss an Marc. 8, 2 vom dreifachen erbarmen Jesu (119^b, 23. 26; 120^a, 13) und drei 'tagweiden'. *dis volk hat Christum gelitten dry tag. wilt du nu wissen was dis dry tagweid sin, die du Christo solt geistlich liden und nach volgen: der mōnsche bestat von dryn dingen: von gūt, von libe und von sele, und dur disū drū müst du Christo nach volgen dis dry tagweid, wilt du recht zū Christo komen.* Erste tagweide: aufgabe zeitlichen gutes (121^a, 11–122^a, 7) unter berufung auf Matth. 19, 21. Da sind manche klosterinsassen, die, wenn sie auf ihr väterliches erbe verzichtet haben, anderen, seien es obere oder ihres gleichen, etwas 'abzustreifen' suchen, sei es in gestalt von pfründen oder almosen, ja ein recht dazu für sich in anspruch nehmen. Hätten sie dann doch lieber ihr gut behalten! denn keine schlimmere sünde kann man im geistlichen stande begehen, als seinen eigenwillen wieder freventlich geltend zu machen, nachdem man ihn einmal aufgegeben. Das ist totsünde, so lehren es die h. schrift und s. Bernhard. Ist dirs aber zu schwer, dann speise wenigstens mit deinem gute die freunde unseres herren und gib den armen dein almosen. Almosen tilgt die sünde wie wasser das feuer löscht. Stütze dich aber auch nicht auf dein gut wie auf einen stab (*wenne dir einhalb din gūt abgange, daz du dich denne anderthhalb dar uf neigest* 121^b, 23). Christus hat seinen jüngern stäbe und säcke verboten (Luc. 9, 3), *ja den sak der ane boden ist* (ebenso Sb 65^a, 10 ff.)¹. *daz sint die mōnschen, di niemer benūget an zitlichem gūt, won so si ie mer habent, so si gerner me hetten. won sicher das ist war, daz nūt gūt hilfet für gitekeit. und dar umb hat es öch Christus verboten, won er das wol wüste.* — Zweite tagweide: bezwingung des körpers (122^a, 7 ff.). — Dritte tagweide: betrifft die seele (122^a, 21 ff.): kehre deinen freien willen und deine liebe allein zu gott, *zu enheiner creatur, won allein in got und dur got: minne dinen fründ in got und dinen viient dur got.* — Aus Marc. 8, 3 greift der prediger (122^b, 4 ff.) den begriff des 'von ferne gekommen' heraus. Alle christen stammen von den heiden. Die juden stehen Christus näher als die heiden, die abgötter anbeteten, die juden dagegen hatten viele gesetze und ordnungen: die bücher Mosis (sie werden einzeln benannt) und die zehn gebote, und *Christus hat die mōnscheit* (hs. *mōnschē*) *von ir geslechte enphangen, und har umbe do* (lies so?) *waren si im nūt als ferre als wir, und über dis gūt alles das inen Christus hat getan, so ist ir wening,* (123^a) *die von Rom har uf komen siien zū christenen gelöben.* — Es folgt 123^a, 6, anknüpfend an Marc. 8, 4, das bei Wackernagel s. 586, 89–147 abgedruckte stück, das, mit *Nu ist ein frage* eingeleitet, eine weit ausholende allegorisch-mystische deutung des begriffes *wüste* gibt. — 124^b, 24 ff. wird der Marcusstelle 8, 6 Joh. 6, 9 gegenübergestellt, die sieben brote den fünf gerstenbroten: Marcus sage nicht, dass die sieben brote von gerste

1) Von den säcken, die keinen boden haben: *dz ist der grunt der bosheit, der hat nūt bodems und ist unergrüntlich, won ie me man in us wirket, ie mer er hōschet und begeret.* Kurz vorher (64^b, 23) hat der prediger den brunnen im gleichnis von Christus und der Samariterin als *grunt der bosheit* gedeutet, *us dem der mōnsch all sin untugent wirket.*

gewesen wären, so dürften es weizenbrote gewesen sein. Gerstenbrot sei *kalter nature* (Konrad von Megenberg 413, 11 f.) und kühle die *hitz zitlicher begirde*, weizen sei dagegen *hitzig* und soll den menschen zu göttlicher liebe entflammen. Die fünf gerstenbrote werden auf die fünf bücher Mosis bezogen (125^a, 8), mit den sieben broten sind die sieben sacramente (125^a, 13), und die sieben gaben des h. geistes (125^a, 23) gemeint, sie bedeuten aber noch sieben andere eigenschaften (125^b, 1 ff.): göttliche kraft, weisheit und güte: diese drei verleiht die dreieinigkeit und zwar den drei seelenkräften, sodann leutseligen lebenswandel, liebe (Matth. 22, 37. 39; Marc. 12, 31. 33), willigen gehorsam und ein *vollherten* in allen guten dingen bis ans ende (Matth. 10, 22). — Bei der speisung der 5000 heisst es Joh. 6, 10: sie lagerten auf gras (*höu*). Das veranlasst den prediger (126^a, 21 ff.) zu folgenden ausführungen: einige konnten sich auf dem 'heu' lagern, wo sie *linder* sassen, andere nur auf blosser erde. Im alten testament hatten die menschen es leichter: sie hatten dem gebot: 'der dich liebt, den liebe auch, wer dich hasst, den hasse auch du' zu folgen; das war leicht. Wir aber sitzen auf blosser erde und haben ein schwereres gebot zu erfüllen: 'wer dir übel, böses tun will, dem tue du wohl'. So unterscheidet sich auch 'übendes' und 'schauendes' leben. Im übenden leben sitzt man auf dem 'heu', der mensch geht noch *mit bilden* um, und das ist leichter als *ane bild*. Im schauenden leben aber fällt bild und form ab, der mensch muss bloss und ledig sein alles *ufenthaltes*, und diese menschen *sitzent uf dem blossen herten ertrich*. Gleichzeitig wird uns in diesem zusammenhang noch ein weiterer hübscher bildlicher vergleich nahe gebracht, indem die 'grünende' und verblühende blume, die morgen zu heu wird, mit der zeitlichen und ewigen gnade gottes in beziehung gesetzt ist (126^b, 18 ff.): *do ist nüt hit fröide, morn leid; es ist unwandelbar fröide ane alles truren*. — Auch das gleichnis von den sieben broten und den zwei fischen wird (127^a, 7 ff.) auf das wirkende, übende und das schauende leben gedeutet. Wie das brot nötiger als die fische, so jenes nötiger als dieses, aber das *schoulich* leben ist wertvoller. Ohne die schauenden menschen könnte die h. kirche nicht bestehen, einige von ihnen sind 'säulen der christenheit'. Die predigt klingt aus mit dem textwort, das sie einleitete (Marc. 8, 8), mit dem hinweis, dass essen an sich noch keine wahre sättigung verschafft. Die anfangenden menschen nehmen die ganzen brote, die zunehmenden die schnitten, *die sint got etwas dankberer*, die vollkommenen nehmen die brosameln, *die sint aller dankberest*: zu diesen gehören die jünger des herren, *die die brosmen götlicher gnade uf heben und si got dankberlich wider gebent*.

15. Bl. 128^a. S. Petri vincula (1 aug.) *Erat Petrus dormiens inter duos milites vinctus duabus catenis* (Act. 12, 6). Auch hier legt die predigt den biblischen text (Act. 12, 1–11), die *hystoria* (129^a, 25), *von wort ze wort* (128^b, 8. 129^a, 22) aus, damit die *geistlichen sinne* besser gemerkt werden könnten. Der anfang der auslegung (129^b, 3 ff.) ist bei Wackernagel s. 595, 15 ff. wiedergegeben. Mit der einen der beiden ketten, mit denen Petrus gefesselt ist, sind die sündigen handlungen des menschen versinnbildlicht: wie ring an ring sich zur kette fügt, so auch die einzelnen 'untugenden' des menschen: sie bilden eine lange unlösliche kette. 130^a, 13 ff. *wenne man einen künig oder einen apt wil setzen, so hat man si balde erwelt und gesetzt, aber wölte man si verstossen, das möcht nüt also balde geschehen. recht also geschicht dem mönchen, der den schalk siner nature ze einem herren setzet über sich selber. daz wirt gar lange e das man in verstossen muge, won der schalk ist din herre worden und du bist sin knecht. won wer der sünde dienot, der ist ðch ein knecht der sünde*. Die andere kette meint den freien willen, den du der sünde zu eigen

gemacht hast, sie bindet noch fester als die erste, die seele hat deshalb noch stärker unter ihr zu leiden. In den kerker, *des mōnschen lib*, in dem *das bekennen gottes* gefangen liegt, in alle winkel der seele leuchtet der engel des grossen rates, gottes gnade, hinein, und nun wird sichtbar, was vorher verdunkelt und verborgen war, der mensch erkennt seine sündhaftigkeit. Der erste gnadenbeweis ist die *gracia preueniens, dū fürkomet gnade, won si fürkomet de mōnschen und leret in sin sünde an sechen*, gott gibt sie unverdient, aus freien stücken, aus reinem erbarmen. Das herz aber trifft er (nicht etwa den arm oder fuss), weil dieses ein *sessel der sele ist und war sich das hertze neiget, dar neiget sich dū sele mit einander* (mit berufung auf Prov. 23, 26). So gib auch du dein herz nicht der welt, nicht deinen freunden, sondern gott allein: *es sol gantz gantz (!) bi got sin ungeteilet, won der mōnsche ist me do er nimmet denne do er lebet*. — Die geistliche ausdeutung von Act. 12, 7 *surge relociter* zieht ausser Röm. 13, 12 und Cant. 3, 1. 2 auch die Benediktinerregel heran: *es ist úns ietz zit uf ze stan*, was zu der allgemeinen bemerkung 131^b, 15 *etlichú mōnschen so die gewecket werdent, so müssent si sich ranggen und gebarent sich als tragklich daz si wider entslaffent, und disen mōnschen ist mūlich ze helfen* anlass gibt. Der 'gürtel' (Act. 12, 8) symbolisiert die *behebligkeit (continentia)*, *dū den mōnschen behebt daz er nüt ze witsweif wirt mit sinen fünf sinnen* (132^a, 18 ff.), wie er schon vorher (110^b, 2) als sinnbild der scham bezeichnet war. Die 'schuhe' (Act. 12, 8) sind *hüt der toten tieren und behütent des mōnschen fússe vor den steinen* im einklang mit Ps. 91, 12, mit hinweis auf Röm. 8, 13 und auf das leben der heiligen jungfrauen (Katharina, Margareta, Cecilia, Agnes) und altväter, die die welt und den teufel überwunden haben, während der 'mantel', den Petrus bei sich im kerker hatte und auf des engels geheiss wieder umlegte (Act. 12, 8), eine stete erinnerung (*angedenkunge* 133^a, 25) an das bisherige sündige leben sein soll, wie heilig einer auch immer werden mag. Vgl. Matth. 9, 6 und des h. Gregors wort: 'wer zu stehen glaubt, sehe zu, dass er nicht falle'. Und endlich (133^b, 18) die auslegung des *Sequere me* (Act. 12, 8) mit bezugnahme auf Joh. 8, 12: 'nicht (gehe mir) vor, sondern folge mir nach', sprach der engel zu Petrus, *won wer do gat vor dem liecht, d. h. in sinem natürlichen liecht und verstan*, und das ist ein falsches licht, *der gesicht nüt als wol als der do gat dem liecht nach*. Das haus aber, *do die fründ gottes in waren* (Act. 12, 12), ist die h. christenheit, die unablässig für den sündler bittet und ihn seiner erlösung zuführt (Cant. 5, 6). Im anschluss daran folgt das excerpt bei Wackernagel s. 587 f. z. 148–165.

16. Bl. 135^a. Am Tage s. Petri (29 juni). *Tu es Christus filius dei vivi* (Matth. 16, 16, worauf am rande verwiesen ist, während im texte Marcus (8, 29) genannt ist; aber 136^b, 24 steht auch im text Matthäus). Auslegung des biblischen textes Matth. 16, 13–19 *von wort ze wort*. Auch wir sollen uns das himmelreich verdienen wie Petrus und die andern heiligen. Die *partes Caesareae Philippi* (Matth. 16, 13) geben dem prediger zu folgenden erwägungen anlass, für die er sich ausser auf die bibel (Ps. 18, 5. Luc. 12, 31. 17, 21) auf Gregor und die *lerrer* beruft: in der ersten welt waren alle dinge gemeinsam, dann aber fand teilung statt: dem einen herren gehörte dies, dem andern das, und 'jetzt in dieser zeit' ist ein teil der *scheflinen* dem prälaten, ein anderer einem leutpriester unterstellt. So kann man von vier teilen sprechen, denen allen die apostel das evangelium verkündet haben, auf dass keiner sich entschuldigen könne, er wisse davon nicht. Der mensch hat *glicheit mit aller creatur*, ist ein teil davon, und zu diesem teil kam Jesus (Matth. 16, 13); der mensch ist der mikrokosmos, *dū minder welt*, er ist der andere himmel (Luc. 17, 21).

— Aus mancherlei gründen hat Christus die frage Matth. 16, 13. 15 an die jünger gerichtet, um darzutun, wie er sich selbst stelle (*sich vergiht*) zu den anfangenden, zunehmenden und vollkommenen menschen, zu jedem in seiner besonderen weise (*anders und anders*), sodann, um zu erfahren, wofür man ihn hielte. Inwiefern Christus bald züge mit Johannes Baptista, mit Elias; mit Jeremias und sonst einem der propheten gemein habe (Matth. 16, 14) und diese auf die lebensweise gewisser auserwählter menschen übertrage, wird im einzelnen dargelegt, unter heranziehung von Ps. 68, 10; Matth. 5, 10; Ps. 142, 8 (?). Auf die frage Matth. 16, 15 antwortet nicht sofort Petrus, vielmehr citiert der prediger 138^a, 27 ff. für die schweigsamkeit der jünger die *lerer*¹, die berichten: vergeblich seien Johannes, Jacobus, Thomas, Bartholomäus und die andern jünger befragt worden, ein jeder habe sich auf Petrus berufen: *das bekennen* solle antworten, womit dann wieder der biblische text (Matth. 16, 16) einsetzt. Matth. 16, 17 wird eingehend commentiert: 139^a, 23 *nu hat sich hie in Petro verjehen vatter, sun, heiliger geist, das ist dü hoch drivaltikeit mit einander.* — 140^b, 15 *nu sprechent die lerer, war umb Christus zû Petro sprech das er selig were*, er, der doch den herren verleugnet habe. Selig nannte er ihn, da er ewiglich bei ihm bleiben sollte, weil er allein mit göttlicher weisheit gott begriffen habe, nicht mit zeitlicher und nicht mit natürlicher vernunft. Was haben Aristoteles, Tullius, Plato und andere heidnische meister mit ihrer weisheit erreicht? nichts. Wie die biene aus den blumen den honig, so hat Petrus seine erkenntnis gesogen aus den fließenden honigwaben der hohen gottheit. — 141^b, 18 (vgl. Wackernagel s. 588 z. 166 ff.) Petrus war ein fundament der kirche (Matth. 16, 18) *und also geschicht noch geistlich in allen dien mōnschen, in dien sich verjehen hat dü hoch drivaltikeit uf dem bekennen des vatters.* — *wo sich der grunt der bosheit har neiget, do kunnen si sich wider setzen uf dem minnenklichen bekennen, das si uf dem vatter hant genomen.* Es sind 'vollkommene' menschen, eine stütze der christenheit. Die heiligen Gregorius, Augustin, Ambrosius und der ehrwürdige Beda haben mehr zeichen und lehren getan als Christus selbst (Joh. 14, 12). — 142^a, 27 ff. Die verleihung des himmelschlüssels an Petrus (Matth. 16, 19) gibt anlass zu einem längeren excurs, den man bei Wackernagel s. 589 z. 203 ff. nachlesen mag: er handelt von zwei schlüsseln: *kunst* und *gewalt*, dem pabst und den bischöfen und auch denen gegeben, die freunde gottes werden wollen.

17. Bl. 144^b. *Dedicatio ecclesiae (hochzit der kilchwi).* *Gustate et videte quoniam suavis est dominus* (Ps. 33, 9). Die predigt bringt die psalmstelle mit Luc. 19, 4. 5 (15, 7. 10) in beziehung². Zachäus stieg auf den feigenbaum um den herren zu sehen, dieser aber veranlasste ihn herabzusteigen, da er noch heute bei ihm einkehren wolle. Der dürre feigenbaum trug fortan die frucht ewigen lebens, denn er bezeichnet das heilige kreuz. So können auch wir durch selbsterkenntnis und gotteserkenntnis emporsteigen, und dann spricht der herr auch zu uns die 'lieblichen worte', die er zu Zachäus sprach. *Das hus dz Christus* (Luc. 19, 5) *meint dz ist ein ieklicher mōnsche* (1 Cor. 3, 17; auch s. Gregor wird citiert). Ist nun das reich gottes in uns (Luc. 17, 21), so gilt es, uns dessen auch voll bewusst zu werden (1 Cor. 6, 19; Prov. 8, 31; Luc. 19, 9). — Wer das textwort (Ps. 33, 9) an sich wahrmachen will, der muss die inneren augen der seele darauf richten (147^b, 15 ff.), denn wie der leib, so hat auch die seele

1) Wer ist gemeint? Eine art parallele bietet Hermann von Fritzlar, Heiligenleben 92, 10–15.

2) Vgl. Tauler ed. Vetter 379, 1 ff.

zwei augen: erkenntnis dessen, was man tun und lassen soll, und die begierde, göttliche wahrheit zu erschauen. Im anschluss an Joh. 4, 37. 38 (vgl. Act. 4, 4) wird auf die apostel verwiesen, die die frucht des ewigen lebens geschnitten haben, die Christus durch lehre, wandel und dienstbereitschaft gesät hat, sowie auf Gregor, Hieronymus, Augustin, Ambrosius und den ehrwürdigen Beda, in deren schriften wir *allen den unterscheid finden, des wir bedürffen zû ewigem leben*. Man muss unterscheiden lernen zwischen gutem und bösem. *nim eben war was ich dir sage und nim nüt eins für das ander* (148b, 16 ff.). Es gibt vier arten der *liebi*, *do ist etlichû ze male böß und die sol man lassen*: die erste heisst *dilectio personalis*, ein *personlichî liebi*, die liebe zu sich selbst und um das eigene wohl. *Disî mōnschen müssen lindi betti haben und lindi und kostlichû kleider tragen. Disen mōnschen muß man die spis gar eben vor bereiten, ja zwen tag oder dry muß man si rôsten und bereiten, dz Laurencius uf dem roste nie also gebraten noch gekochet wart; sie darf nüt versaltzen sin noch dien ögen nüt unlustlich ze sechen noch dem gesmak nüt bitter sin und schlechtlich ane gebresten, oder si murmelt do wider und werdent zornig wider die die joch groß arbeit do mit hatten*. Solche menschen versagen sich der göttlichen gnade, die ihnen angeboten wird, sie wollen sie nicht *und gant nß und sâchent zîtlich wollust und sprechent, si müssen frōlich sin und müssen sich hüten dz si nüt in ettig vallen* (Schweizer idiotikon 1, 599 ff.). *Dir were gût, möchtest du dich vor ettig hüten und si für komen und du aber das tettißt dz du dich bessrotist und dar inn meinstest die ere gottes und dû bessrunge diner sele*. Andernfalls wäre es besser, du stürbest oder wärest nie geboren (Matth. 26, 24). Diese art liebe ist im anfang wohl süß, sie hat aber in sich verborgen gift und galle. Etwas besser steht es mit der zweiten art, der *dilectio beneficialis* (ein *begabetû liebi*), doch auch sie ist nicht die wahre, wenn der mensch gott nur liebt, weil er ihm zeitliches gut und glück gegeben, ihn vor not behütet hat, die eltern hat geachtet sein lassen, auch wenn sie arm waren, und wenn er gott bittet, ihm dies glück bis an sein lebensende zu erhalten. Ein solcher preist gott nicht darum, dass er gegeben und wie treu er gegeben hat. *Dû dritte liebi heisset dilectio mercurialis*, das ist ein *mertzellendû liebi*. *Hie git der mōnsche ein liebi umb die andren*, denn er hat gottes ewige liebe erkannt (Jerem. 31, 3) und will sie ihm mit liebe wieder vergelten (Marc. 12, 33). Und doch ist auch diese liebe, obwohl sie das ewige dem zeitlichen vorzieht, noch nicht die höchste, es ist ein *koufti liebi* (150b, 9), geübt *umb das widergelt* (Matth. 19, 27; Ps. 119, 112). Erst die vierte liebe ist die *volkommû liebi* (150b, 23), wo der mensch gott darum liebt, dass er um unsertwillen mensch geworden ist. *Disî mōnschen hant allein got lieb dur got und umb das gût dz si an ime erkennent und umb die edelkeit ir natur*, wobei bezug genommen ist auf eine weihnachtshomilie des Augustin und auf Joh. 10, 14. *enwere joch weder helle noch himelrich* (ebenso 119a, 25), *so wend si in doch dar umb lieb haben, dz er ane underlaß ein* (151b) *lustlich wolgerallen in inen haben mug*. Es folgt dann das excerpt bei Wackernagel s. 590, 255–592, 343, das die seelsorgerische befähigung des predigers besonders gut charakterisiert. Im unmittelbaren anschluss hieran werden die *tiefelstlichen fantasma(ta)* (*fantasien, inbildung*: 153b, 18 = Wackernagel z. 336), die den von dem *fürin flammenden winde göttlicher gnade und nimm voll erfassten (geterrten)* menschen bedrängen, um siegreich überwunden zu werden, in vierfacher weise unter allegorischer beziehung auf Josua 3, 13 ff.; Luc. 11, 24; Exod. 14, 22 ff.; Tob. 6, 1 ff. zergliedert, des weiteren sieben gründe angeführt, weshalb gott dem ihn suchenden menschen zeitweise seine gnade entzieht (156a, 18. 156b, 4. 158b, 4. 160a, 14. 160b, 19. 161b, 12.

162^b, 2). Er soll dadurch letzten grades Christus nur immer näher kommen, durch die menscheit in die gottheit, durch den sohn zum vater, durch bild und form in die bildlosigkeit (*unbild*), in die *wüstunge der hohen gotheit* gelangen (156^b, 22 ff.). — Vgl. das excerpt bei Wackernagel s. 598, 10–33, wo es am schluss heisst (Sb 158^a, 13): *als inen got ist mōnsche worden, also werdent si ime got.*

18. Bl. 163^a. *Exaltabo te domine quoniam suscepisti (me)* (Ps. 29, 2). Die nummer kann als typischer vertreter einer das thema vielfach gliedernden predigtweise gelten. Die psalmstelle wird zunächst auf Davids wiedereinsetzung in sein königreich bezogen (2. Sam. c. 17 und 19), dann geistlich angewendet auf den sündigen, doch durch das göttliche erbarmen wieder aufgenommenen menschen, insbesondere aber auf den aus der welt ins kloster, ins geistliche leben tretenden. Der begriff des geistlichen klosters knüpft schon an Adam an, der aus dem kloster des paradises (163^b, 19 f.) gestossen ward. In diesem kloster waltet Christus als prior, der heilige geist als zuchtmeister, der himmlische vater als abt (164^a, 9 ff.). Im einzelnen werden ein leibliches, ein geistliches, ein ewiges kloster unterschieden. Zum leiblichen kloster, *dar in man kint tāt, eine jungfrowe tūn wil*, gehören sieben dinge. 1. *man muß ein phrūnd gewinnen*: dazu benötigt man dreierlei: a) 164^b, 24 man muss dem abt und denen, die des klosters pfleger sind, bekannt oder *diensthaft* sein *mit lib* oder *mit gāt* oder mit beidem, b) 165^a, 7 jemanden haben, der einem nahesteht (*der der jungfrowen lip si und geschaffen joch von natürlichem syplūt (= sippebluot)*, vgl. 166^a, 1 *syppfrūnde*), der einem zu *phrūnde* verhelpe, c) 165^a, 13 eindringlich um aufnahme bitten (*tribt man die, die do bittent, zū einer tūr uß, so sōnd si zū der andren wider in gan*). Ins geistliche übertragen und dann zum ewigen führend, wiederholen sich diese drei forderungen im geistlichen kloster (165^a, 22. 165^b, 23. 166^b, 6), in dem gott, Christus und der heilige geist als höchste instanzen wirken (a), die irdischen verwandten (*sippefrūnde*) durch die engel ersetzt sind, deren *niftel* oder *frūndin* zu werden die aufzunehmende in *megdlicher luterkeit* (Hieronymus [?]:¹ *virginitas est angelorum societas*) bestrebt ist (b), zu dem c) der einlass dem nachhaltig bittenden gewährt wird im sinne von Luc. 11, 9. 5–8. — 2. 167, 3 ff. Man fragt bei der aufnahme eines *kindes* in ein kloster, a) *ob es ieman ützt gelten sülle, do mit man nachin uf das kloster mōcht vallen, won man hat etzwas anders in klōstren ze tūn denne man für si gelten müsti*, b) *ob es iemans eigen si*, eines herzogs oder sonst jemandes: es möchte nach 15 jahren *uf das kloster vallen und das gotzhus untriben*, c) ob es irgend ein körperliches leiden habe. Darauf auch hier die geistliche ausdeutung der drei voraussetzungen (167^a, 20. 167^b, 13. 168^a, 10) mit der anwartschaft auf das ewige kloster. — 3. 168^a, 22 ff. vor dem klostereintritt ist die *hertikeit*, die der orden auferlegt (*ze metti gan, ze kore, ze reventor, ze cappittel*, schweigen und fasten) nachdrücklich hervorzuheben. So auch im geistlichen kloster: der mensch muss sich *in sinem invendigen grunde gruntlich erbieten und lassen in alle die hertikeit des ordens, wie es im joch tūge we oder wol, süssikeit oder hertikeit: louff im engegen von innan oder von ussen, von got oder von creature: tūst du das, so wirdest du ane allen zwivel in gand in das ewig kloster des himelrichs.* —

1) 'Auffallenderweise wird auch im index zu Mignes Patrol. lat. 3, 707 f. bei keinem lat. kirchenvater dies zitat erwähnt. Verwandte stellen finden sich aber natürlich häufig, so bei Hieronymus Ep. 130 ad Demetr. n. 14 (Migne 22, 1119): *servi dei . . . qui in terra positi imitantur angelorum conversationem*; Ambros. Exhort. virg. c. 4 n. 19 (Migne 16, 342): *virginitas vitam angelorum exhibet*; August. De s. virginitate c. 4 n. 4 (Migne 40, 398): *virginitas coelestis vitae imitatio*, c. 13 u. 12 (l. c. 401): *virginalis integritas angelica portio est*'. (K. B.)

4. Bl. 168^b, 24. Wie man im 'leiblichen' kloster dem *kint* das alte gewand abzieht und ihm ein neues anlegt, so soll man im geistlichen kloster 'tugenden' für die alten gewohnheiten und sitten eintauschen. Wir sollen den von Adam ererbten, aus feigenbaumblättern (die wohl süß sind, aber den *verborgen heimlichen schalk der natur* bezeichnen) hergestellten rock ablegen und uns neu kleiden gemäss Pauli worten (Ephes. 4, 24) und nach schlangenart (vgl. den Physiologus): die alte schlangenhaut bedeutet das alte sündige leben, die zwei steine, zwischen denen die schlange hindurchschlüpft, versinnbildlichen das strenge urteil gottes und Christi würdiges leiden. Die kurz vorher erwähnten feigenbaumblätter rufen im prediger die erinnerung an ihre zungenartige form wach (169^b, 18 ff. = Wackernagel s. 598 z. 34—40) und veranlassen ihn zu einer längeren scharfen äusserung über den missbrauch mit der zunge (*hüt diner zungen!*) unter hinweis auf die Benediktinerregel cap. 6 *mors et vita est in manibus linguae* (Prov. 18, 21) und auf das, was der Physiologus vom alt gewordenen adler zu erzählen weiss: 170^b, 1 *also sollt du dinen schnabel, dz ist din zungen, vor ab billen, also dz du si behütest dz du si ze keiner schedlicher rede bruchest.* — 5. Bl. 170^b, 7. Nach der darbringung (*geophret*) und einkleidung *setzet man dz kint ze orden und git ime a) einen orden in dem kore und ein stimme wirt ime erlöbt, do mit es sol singen und lesen mit dem convent — daz din gemüt diner stimme ebenhelle* (Ps. 137, 1), b) *einen orden im reventor*, wo ihm ein trunk weines und ein *gût tracht* gereicht wird, auf dass der mensch oft zum tische des herren gehe und nach speisung verlange wie das kananäische weib (Matth. 15, 22 ff. 5, 6), und dass auch ihm jene fünf *trachten* zuteil werden, mit denen die jünger am gründonnerstag gespeist wurden: *dú hochgeloft würdig gotheit, sin zartú vini geminti sel, sin lüteligú minnenklichú mōnschheit, sin fleisch, sin rosrarwes kostber minnwallent blät, c) ein stimme in dem cappittel* (Ps. 18, 5). — 6. 171^b, 13. Hierauf wird dem convent ein *dienst*, eine ehrenvolle aufwartung gegeben in gestalt von wein und brot, wie es brauch ist, wo *herren und frowen* sich in einem kloster zusammenfinden, *do man ein kint ophret*, doch speiset *der geistliche dienst*, die freude über die aufnahme eines menschenkinds aus der welt unreinheit in ein götliches geistliches leben mehr als der 'leibliche' (Joh. 4, 31. 34; Luc. 15, 7). *So man nu den dienst uf gerichttet, so gat dar nach anni probacio* (172^b, 10), *daz jar der versüchung* (174^a, 1), das mit eindringlichen worten unter berufung auf Röm. 8, 14 charakterisiert wird. Wenn es da u. a. (173^a, 18 ff.) heisst, dass der mensch im leid gott weniger vergisst, als wenn es ihm wohl ergeht, so veranschaulicht der prediger dies, indem er auf 2. Sam. 16, 5—11. 19, 18—23 anspielt. — 7. 174^a, 3. Nach jahresfrist (*anni probatio*) findet dann die endgültige aufnahme ins kloster statt: *der mōnsche wirt getzlich enphanen in den orden und münchet man in.* In der völligen verbindung mit gott und seinem orden wird er ein anderer mensch, bis die seele vom leibe scheidet — *und dis ist ein usgang uf dem liplichen kloster in das geistlich kloster oder in das himenschlich kloster, do er denne in enphanen wirt.*

Damit ist der prediger zu seinem ausgangspunkt (Ps. 29, 2) zurückgekehrt, um in einem zweiten teile (174^b, 5 ff.), wortspielend, eine neue auslegung des gleichen textwortes zu geben. *Exaltabo* bedeutet so viel wie *frōwen*, die freude aber, die der mensch hat, ist zweifacher art: eine ist *ufwendig*, heisset *exultabo*, eine *inwendig exaltabo*: letztere heisst eine *springendú frōde* (eine bezeichnung, die eigentlich besser zu *exultabo* passt) und *erhebt sich in dem hertzen*, kann sich aber dort nicht enthalten, *won daz si har uf springet in die ufwendigen creft des mōnschen.* So

ergiang es der mutter gottes (Luc. 1, 46. 47), so David und auderen (*fründén gottes* 176^a, 11). Es ist eine freude, die aus dem empfinden einer *frömden süssikeit* hervorgeht: 175^a, 9 *wenne der m. sin selbs ufß gat und aller creatur und denne in gat in den invendigen grunt sins wesens und siner sele in das heimlich verborgen rich gottes, do got richset und lebet und dem mōnschen necher und heimlicher ist denne der m. im selber, do wirt er enphindent einér verborgner frömdér süssikeit*. Die 'inwendige' freude findet dreifachen ausdrück: in gedanken, worten und werken (175^a, 25): 1. in gedanken, die eingegeben sind a) durch ein gutes (*luter*) gewissen (17^a, 16), b) im gefühl, dass gottes gnade gegenwärtig ist (176^b, 11, wobei s. Dionysius citiert wird) oder c) dem wunsche entsprungen sind, geduldig zu leiden im sinne der nachfolge Christi (177^a, 7 unter berufung auf Gal. 6, 14 und 2. Cor. 12, 9). Wie tief empfunden ist es, wenn im anschluss an das letztgenannte zitat unser prediger hinzufügt: 177^b, 5 *der m. wüsse es oder wüsse es nüt, so treit doch got die burdi des crützes, das ist das liden, an dem swersten teile, und er wigt aller m. craft und git nieman me ze liden denne er getragen mag.* — 2. äussert sich die innere freude in worten, indem man a) (177^b, 11) *dú wort truket*, d. h. sein innerstes empfinden im gebet zum ausdrück zu bringen sucht, sie presst wie die traube, um aus ihr den klaren edlen wein zu gewinnen, was auf Christi menschheit und die in ihr verborgene gottheit gedeutet wird: *so wirst du — dur dú wort und dur den text in gand in dú glos und dur den einbornen sun des vatters in die gotheit, und do wirst du enphindent des safs und der süssikeit so in den worten verborgen ist;* b) (178^b, 21) insofern man seine worte auf die wagschale legt, *behât ist in sinen worten*, niemanden truket, gegen jedermann *einen unschedlichen mund* hat; c) (179^a, 7) wenn sie von gott reden hören oder selbst von ihm sprechen. Da lieben die einen von Christi menschheit, dem kleinen kindlein Jesu zu hören, die andern von seinem leiden, seinem grabe, seiner auferstehung, seiner himmelfahrt, von der *sandunge und gabe des heiligen geistes*. Ist diese vorliebe für dieses oder jenes auch berechtigt (Joh. 14, 2), so soll man doch nicht aus dem auge verlieren, dass gott in allen seinen werken, in seiner totalität erfasst sein will: da ist jegliches *sunderbar und ist doch nüt won ein weg zû dem himelrich*. Wenn du *von natürlicher art* gerne hörst, von dem kleinen Jesuskinde, dann sei dir bewusst, dass schon bei seiner geburt in ihm jene vier dinge vorhanden waren, die du dir aneignen musst, wenn du ihm nachstreben willst: die *lauterkeit* (*won er was pur und luter an siner mōnscheit*), armut, demut, gehorsam. Das wird im einzelnen weiter ausgeführt, wie auch aus den erwähnten sechs lebensstadien Christi nutzanwendungen für die klosterinsassin abgeleitet werden: indem der prediger an Jesaias 29, 13 (nicht Jeremias, wie die hs. bietet) erinnert, führt er des weiteren aus: *es lit nüt an schönen worten*, vielmehr an einem liebreichen herzen, *es lit an richen sinnen: das ist minnenklichú lere der heiligen geschrift*. Wort und werk sollen hand in hand gehen. Pauli brieft (Col. 3, 1; Röm. 6, 9. 8; 1. Thessal. 4, 13; Phil. 3, 20) sind auch hier dem prediger mehrfach stützpunkt seiner ausführungen. — Während diesem zweiten punkt ein breiter raum gewidmet ist, findet der dritte und letzte nur kurze behandlung; das thema war gelegentlich schon vorher berührt: es handelt sich 3. um die werke (183^b, 5), durch die ein inneres freudegefühl geweckt wird. Es sind a) *ordnunge der heiligen kristenheit: wie hoch der m. iemer gezogen wirt, wenne er zû ime selber kumet, so sol er die ordnunge der kristenheit minnen und lieb haben und nützit do wider tûn;* b) (183^b, 10) was innerlich am meisten befreit *von bilden und von formen: gebet oder*

betrachten oder wirken, deren inhalt allein gott und Christus sei; e) (183^b, 16) alles, was die liebe zu Christus zu entzünden vermag.

19. Bl. 184^a. Dom. III Adventus. *Tu es qui venturus es an alium expectamus?* (Matth. 11, 3). Die predigt legt eingangs Matth. 11, 2–5 aus und verweilt namentlich bei der geistlichen ausdeutung von v. 5: Christus allein kann uns von diesen *geistlichen siechtagen* heilen, und zwar nähert er sich uns in dreifacher weise. Sein kommen ist 1. *ein verborgnú zúkunft* (185^b, 17), 2. eine *geistliche* (186^a, 7), 3. eine *offenú zúkunft* (186^b, 22). Im kinde, das noch nicht zwischen gut und böse zu scheiden versteht, sowie bei den menschen, die aus gottesliebe *sich selber ze tode úbten*, wenn nicht die göttliche gnade selbst einhalt geböte — und solchen wäre deshalb eine ordensgemeinschaft anzuempfehlen —, erscheint die gnade als *ein verborgnú zúkunft*: 'geistlich', d. h. innerlich erwerben wir uns Christi kommen, seine gnade durch *begirde und andechtig gebet*, die uns über manches *wunder*, d. h. zweifel und unsicherheit hinweghelfen (vgl. Matth. 11, 3), bis in der *gelicheit* und der *mithellunge* zwischen gott und der seele sein kommen sich ganz offenbart: das ist dann *dú offenú zúkunft*. Hierauf folgt dann (186^b, 22 ff.) eine ausführliche geistliche interpretation der sechs Matth. 11, 5 aufgezählten menschlichen gebreusten und ihrer heilung, die durch den warmen seelsorgerischen ton zu fesseln vermag; ich wähle aus dem abschnitt 'die blinden sehen' folgendes stück als beispiel: man kann nicht gott lieben ohne ihn zu erkennen. 187^a, 15 *du solt sechen und bekennen dz got mit sinem gecalt hat geschaffen alle creatur, und mit siner wisheit hat er si ordenlich gezieret, und mit siner gúti hat er si erfüllet. nu hat got allú ding ordenlich und minnenklich geschaffen. aber vor allen dingen so solt du sechen dz dich got von nicht ze icht gemacht hat und hat dich allein under allen creaturen nach im selben gebildet und das bild siner ho(187^b)chen drivalteit in din sel getruket, und du bist allein ein redlich vernünftigt creatur der gotheit vor allen creaturen, und er hat alle creatur geschaffen dir ze dienst, und du bist ein herre aller creatur (Ps. 8, 7) — du solt öch got sechen und bekennen in allen creaturen. sichest du ein gewaltigt creatur, min kint, so sich einen gewaltigen got der si geschaffen hat. sichest du ein wise creatur, got der ist der aller wisest, von dem si geschaffen ist. sichest du ein gütigt creatur, so sich, dz got ist dú gúti von dem allú gúti flússet. sichest du ein rosen, ein blúmelin, min kint, so sich und bekenne dz allú dú wisheit und kunst dú in zit ie wart, dú kónde nit so vil, dz si das kóndi schöpfen oder machen. hie sichest du aber dz es allein von got geschaffen ist. also vindest du in aller creatur, wie klein si iemer werden mag, in ieklicher sunderbar einen gantzen got. und sicher! wer der mónsche ist der also speculiret in aller creature und nit vindet denne got und got, der gat allú zit dur die geschöpfte in (188^a) den schöpfer. von diesem m. begerent alle creaturen dz si von ime wider uf getragen werden zú got. und dar umbe solt du wissen: und kóndi das klein grestin reden, es spreche zú disem m.: is mich und trag mich wider uf in minen ursprung uf dem ich komen bin.*

20. Bl. 190^b. Advertspredigt. *Veni domine et noli tardare*¹⁾. *Disú wort hat gesprochen ein heiliger wissage von der minnenklichen zúkunft unsers herren* (109^b, 3. 194^b, 13. 15). Eine kunstvoll gegliederte predigt. Gott erbarmte sich Adams und seines falles, indem er seinen eingeborenen sohn sandte; auch auf Noe erstreckt sich

1) Der text steht im Constanzer brevier als responsorium zu lectio IX der III. nocturn der Domiica III Adventus und schon vorher als antiphon zur terz der feria II post Dominicam I Adventus (übrigens auch heute noch im Brev. romanum als responsorium zu lectio VIII der III. noct. Dom. II Adventus). (K. B.)

die verheissung (Gen. 9, 13): wie der regenbogen, dessen farbe rot, bleich und grün ist, so zeigte auch Christus am kreuz diese drei farben: *rot von blüt, gel und bleich von tötlicher not, grün zû einem urkünd siner urstendi, in der er nach sinem tode wider grünet und blügent wart*; sie bezeichnen das anfangende, das zunehmende und das schauende leben, und zwar, abgesehen von letzterem, gleichfalls auf dreierlei art. Wenn der anfangende mensch von der göttlichen gnade berührt wird, so wird er eimal *von rechter scham rot inwendig in dem hertzen und ðch uswendig an dem anthüt* — Maria Magdalena so sehr innerlich, dass sie aller äusseren scham vergass —, sodann wird er rot aus zorn über sich selber, über sein sündiges leben, und er übt die tugend irascibilis (vgl. Paradisus anime intelligentis 78, 33. 111, 6). Nicht hierher, sondern besser zum ersten fall gehört die dann folgende hübsche stelle: 191^b, 10 *disû rōti kumet ðch von megdlicher scham, won ein magt hat das von nature dz si sich schamet wenne si eins mans person sicht und getar in doch nüt mit vollen ðgen an gesechen. und dis scham hat dû mäter gottes volkommenlicher denne ie kein magt, und das bewart si, do der engel Gabriel zû ir kam: do erschamt si sich hertzlich und erschrak ðch, won er kam in eins junglings person.* 3. aber werden solch anfangende menschen *rot von grosser arbeit*, von selbst auferlegter bürde wie fasten, wachen, beten, kasteien, oder wenn gott seine gnade versagt und sie verstummen, wo sie meinten, aus sich selbst zu haben, was doch alles gottes ist. — Die bleiche farbe, die das zunehmende leben bezeichnet, kommt 1. *von siechtagen*, von der sehnsucht nach dem 'geminnten' (Cant. 5, 8), 2. *von arbeit*: hat sich der geliebte der liebenden entzogen, so glaubt sie durch strenge arbeit bei tag und nacht ihn wiedergewinnen zu können, 3. *im sterben*, durch den tod: diese menschen sind nicht nur äusserlich bleich, weil sie *aller creature tod* sind, sie sind auch *geistlich* bleich, d. h. sie müssen auch innerlich alles das *sterben*, ertöten, was gott jemals durch sie und für sie gewirkt hat. Gott entzieht sich ihnen völlig, sie werden wie ein stock, der von gott nie etwas vernahm. 192^b, 15 *hie ist wol ein tötlich bleichi: von der m. ist als ein sterbender m. der in zit noch in erkeit keinen trost hat. und dar umb spricht sant Bernhart von disen mōnschen: inen ist wirs denn ob si in der helle werin, won si dunket disû gelassenheit helle ob aller helle.* — 192^b, 21 ff. Das vollkommene leben endlich versinnbildlicht die grüne farbe. Gemeint sind alle die, die dem *grünen zuylin* Jesus Christus (dabei bezugnahme auf Luc. 23, 31) durch alle leiden hindurch bis unter das kreuz gefolgt sind, ja weiter noch den palmbaum des kreuzes erstiegen haben: *und do schowent si und sechent mit der mäter gottes das angstlich welich liden Jesu Christi und si helfent der mäter gottes mitliden und sechent wie die juden under dem crütze giengen (hiengen?) an sinen ðgen in sinē tötlichē smertzen und tanzeten von frōden.* So ganz im mitleiden mit dem gottessohn aufgehend, wird der mensch wie Maria Magdalena, der *der süsse kern der gotheit offenbar ward*, mit gott vereint. 193^b, 5 *hie verdent die zwo geistlichen zungen redent mit einander: das ist dû minn die der m. hat zû got und die gunst die got hat wider umb zû der sele. dis ist ein minnenklich vereinen der (hs. dû) sel mit got. dz ist wol ein volkomen leben.* Damit kehrt der prediger zu seinem textwort, das er noch durch hinweis auf Ps. 42, 3. 80, 3 verstärkt, zurück, um hierauf die frage *was bringet diser herre oder das minnenklich kindli?* und *wie kumet diser herre?* in planmässiger abstufung zu beantworten: er bringt sechserlei gaben, *ieklich selb drytt*; er kommt in sechsfacher weise.

194^a, 7 ff. Gott kommt 1. als *ein strenger richter der missetat*, 2. als *ein wiser arztat*, 3. als *ein wegleiter nu hie in disem ellende und har nach zû dem himelsch-*

lichen vatterlande, 4. als ein gewaltiger könig (Assverus z  der königin Hester 200^a, 8), 5. als ein wol gezierter sch lphaffe, 6. als ein zartlicher minnenklicher gemahel z  siner gemachlin. 194^b, 1 ff. Als strenger richter bringt er dreierlei gaben (unter berufung auf Joh. 16, 8) und dis sint hert gaben: er straft den menschen a) um seiner sünde willen, auch wegen der kleinsten täglichen sünden (das bulcer der schulde), b) umb die gerechtikeit, c) umb das gericht, und zwar in den beiden letzteren f llen mit dem hinweis, dass der mensch an sich selbst den gleichen masstab anzulegen habe wie an seine mitmenschen. — 196^a, 6 ff. Als arzt (celestis medicus 196^b, 5) bringt der herr a) eine milde salbe aus  l zur heilung der wunden, es ist das Öl des erbarmens, b) latwerge zur st rkung der siechen und c) eine kostbare wider tribent salbe als heilsalbe für die wundenmale. Geistlich gedeutet, bewirken diese mittel auch ein dreifaches gesunden (197^a, 10 ff.). — 197^b, 22 ff. Als ein wegleiter (weggeferte 198^a, 13) macht Christus dem menschen a) den weg kurz, b) licht d. h. leicht (behend, slecht, snell 198^a, 24), c) eben: er rechvertigot dem menschen seinen weg. Bei a) heisst es 198^a, 3 wir sechen das wol, wo ein groß geselleschaft mit einander gat ze Rome oder ze Avinn oder z  unser frowen (Einsiedeln?) oder ande(r) ferr weg, hant si einen m. under inen der liechtvertig ist oder fr lich, der singt oder seit iemer etwas dz si alle fr lich werdent, und machet in die wil also kurtz: so si ein gantz mil gegangen hant, so wennent si etzweim dz si kum einen vierden teil haben gegangen. Geistlich gewendet sendet Christus dem, der gottes wort gern hört und daher von gott ist (Joh. 8, 47), seine boten und briefe, das sint die lerer und gottes wort, das die lerer verkündigen. geistlich betrachtunge kürzt den weg. so der tag veryangen ist, so ist er inen (solchen menschen) also kurtz gewesen, dz er dick wennet, er sy noch halber hie vor. Zur charakteristik des lichten, snellen weges (b), der durch die zehu gebote und zwölf r te führt, siehe das die seelsorgerische begabung der predigers treffend kennzeichnende excerpt bei Wackernagel s. 594 f. ‘Pilgerfahrten’ z. 1–14. Des ‘wegleiters’ dritte gabe (c) ist, dass er den weg rechvertig machet. Von den kindern Israels kamen von tausend nur zwei (Josua und Kaleb) ins gelobte (geheissen) land, won si ungiengen einen berg und do si xl jar giengen, do waren si do si an viengen¹. So geht es auch allen jenen geistlichen menschen, die do umb gand in ir eigenen willen. Nach 30 oder 40 jahren stehen sie noch am anfang. Er geht einen unrechten weg, wer seinen willen in die hand seiner meisterschaft aufgegeben hat und ihn dann wieder zurücknimmt. Der vergleich mit den kindern Israels ist auch im folgenden noch festgehalten, wenn vom wegleiter Jesus Christus gesagt wird: 199^b, 18 er wist dich dur das rot mer, das ist dur fleisch und dur bl t: do dur solt du tringen untz dz du es  berwindest und  ch din eigenen natur. — er wist dich dur den Jordan, das ist d  siben heilikeit, und dur di siben gaben des h. geistes sowie dur die w sti (200^a), das ist dz du w st und ledig und quit solt werden aller creature —: so kommst du in das geheissen lunt, — in die hohen wilden w sti der gotheit. — 200^a, 6. Als könig kommt der herr wie Asverus zur königin Hester (siehe oben s. 19. 27); auch er bringt drei gaben und lässt seine freunde a) seinen reichum (stett und b rg, l t und land), b) seine heimlich verborgenen sch tze (h rde) schauen und gestattet ihnen c) ein lustig niessen dieser gaben, deren geistliche ausdeutung 200^a, 21 ff. dann folgt. — 200^b, 18 ff. Der herr kommt als ein wol gezierter sch lphaffe. Nu m chtest du sprechen: sol ich nu

1) Vgl. Petrus Comestor, Hist. schol. libr. Numerorum c. 23 (Migne, Patrol. lat. 198, 1232).

erst an rachen lernen? ja, min kint! merk dz noch neiswas ist das du nüt kanst, wan das du es noch müst lernen von disem minnenklichen schülphaffen, ünserm herren (201^a) Jhesu Christo. die ersten zwo gaben — dz sint zwen winkel der sele, die solt du lernen erkennen: — a) der grund der bossheit, uss dem du alles dz wurkest dz du sintliches tüst in worten, in werken und in gedenken. Diser grund ist un-ergrüntlich, — ist recht ein helrich mit einander, und fürkeme dich got nüt mit siner gnad und erbermd, du vermöchtist all die bosheit aller m. uss disem winkel wirken. Der andere winkel ist b) ein göttlicher w. in dem got lebet und richset und alles dz güt wücket, dz du in worten, in werken oder in gedenken tüst oder mit allen sinnen uswendig oder inwendig wükest. Die dritte gabe (c) lehrt dich zwüschent disen zwein winklen durchgan in demut, dankbarkeit und lobpreisung. — 201^b, 18 ff. Endlich kommt der herr auch als liebender gemahl zu seiner gemahlin und bringt ihr drei richlich morgengaben: es sind die drei 'königlichen' seelenkräfte: a) *dú hoch götlich ma*(202^a)*genkraft der sel dú heisset gehügnüst oder ungedenküst* (memoria, reminiscencia), b) vernunft, c) freier wille, die mit der dreifaltigkeit in beziehung gebracht werden, a) mit dem vater, b) mit dem einborn sun, des vatters ewigú wisheit, c) mit der süssen minne des heiligen geistes.

21. Bl. 204^a. *Oleum effusum est nomen tuum. Ideo adolescentule dilexerunt te* (Cant. 1, 2). Es ist eine weihnachtspredigt und feiert Maria¹ und das Jesuskind, von ðch der nam Jhesus geborn und geprosset ist und us gegangen von dem würdigen tabernaculum Marien, in der dz ewig wort des vatters hat (204^β) an sich genomen mōnischlich natur und in dem lieplichen lustlichen paradys des megdlichen herzen hat geräwet VIII manod als ain kúng in ainer wolgezierten phallentz und als ain gemachel an sinem brütbet. Jedes einzelne textwort wird durchgesprochen. Wie das öl über allem feuchten schwebt, darauf zerfließt, so ist Maria ain ob swebendú frow aller geschafner kreatur, — der fruchtber olebōm, der ölbaum des götlichen erbarmens, dessen frucht Jesus ist². Wer erbarmen begehrt, der soll kommen zú dem namen Maria; sie versagt sich keinem. 204^a, 65 nu hat dú alt e gemurmelt, dz dú nütwe e den phenning hat genomen und aber si die burdi in der hitz des tages hat getragen: aber dz tüt dú helig kristenheit nüt: dú gan wol allen m. (204^γ) dz si genad und erbermd vinden und den phenning des ewigen lebens verdienen und besitzen. — 'Effusum est': Maria ist allzeit bereit die von gott empfangene gnade denen, die sie anrufen, mitzuteilen, won si hat die genad gottes also fruchtberlich enphangen, dz alles dz got ist und hat, dz ist alzamal durch si und in si geflossen, dz ir nützit gebristot won dz si nüt selber got ist, anders so hat si alles dz von gnaden dz got hat von natur. — 'Nomen tuum': der name Maria ist ain gezierd aller namen und

1) Es heisst immer der name Maria, der name Jhesus.

2) Zum vergleich Marias mit dem öl und ölbaum siehe A. Salzer, Sinnbilder und beiworte Mariens s. 26. 177 ff. 497 f., bes. die citate 497, 19. 30 ff. Dem herrn p. Anselm Manzer O.S.B. in Beuron verdanke ich durch Karl Bihlmeyers vermittlung das folgende: 'Oleum, id est tu, sacratissima virgo Maria und Nomen tuum, beatissima virgo Maria, comparatur oleo: beide äusserungen finden sich bei einem berühmten französischen augustinus aus dem 14. jahrhundert (1381), bei Raymundus Jordanus (Chevalier, Répertoire 2, 2650), Piaie lectiones seu contemplationes de beata Virgine. Pars IV^a, contemplatio II n. 1 in J. J. Bourassé, Summa aurea de laudibus beatissimae virginis Mariae, t. IV. Paris 1862, sp. 890. Einen vorgänger aus dem 13. jahrhundert (1245) hatte R. Jordanus an seinem landsmann von Rouen Richardus a S. Laurentio (Chevalier, Rép. 2, 3961; Hist. lit. de la France 19, 23). Seine Libri XII de laudibus b. Mariae stehen in Jammys ausgabe des Albertus magnus. Lyon 1651. t. XX, vgl. bes. p. 7. 402. Vgl. auch über Richardus Bourassé a. a. o. t. X sp. 42 f.'

disen namen rüfet an alles dz in zit und in ewikait ist und diser nam wirt in meniger wis an gerüft und gelobt. in ebraischer sprach nemet man si Meo oleo¹, in der stat Cyrino (beruht auf missverständnis von Luc. 2, 2) do nemmet man si Domina gentium². dz ist als vil gesprochen als ain fröw der geschlechten, ja wol ain fröw über allü geschlecht in himel und in erd. Maria ist öch als vil gesprochen als merstern³. der merstern der luchtet und schinet dz man sich nach im richtet uff dem mer. also ist öch Maria ain erlich(ter)in der sünderen, die si an rüffent, won⁴ si getürren öch zü dem namen Maria (204b) getürstlicher komen denn zü dem namen Jhesu, won Jhesus ist ain richter der mistät, aber Maria dú ist ain mütter der erbermd. Gibt es jemanden, der sie angerufen und dem sie nicht geholfen hätte? Niemand! (s. Bernhard). — *'Ideo dilexerunt te'*: hier wird Maria in merkwürdiger verwechslung von *turris* und *currus* im anschluss an Cant. 4, 4 (vgl. A. Salzer, Sinnbilder und beiworte Mariens s. 12. 284 ff.) dem *wagen her Davides* verglichen, mit schülten — seiner ritter und *amplüte* — *umhenket*, vor denen die feinde erschrecken: so ist auch die mutter gottes umgeben von allen den schilden, die wider die welt hant gestritten und ir angesicht und ewig leben mit strit hant gewonnen: gemeint sind die altväter, apostel, David, die bekenn'er, märtyrer und jungfrauen, insbesondere auch die jugendlichen mit hinweis auf Act. 14, 4. Von denen, die wie s. Katharina, s. Agnes, s. Margareta und s. Cecilia von jugend auf 'ihr krönlein oder schappel mit weissen lilien, untermengt mit roten rosen' (d. h. mit *strit* = leiden) getragen, sind jene unterschieden, die ihrer *megtlichen luterkait* verlustig gegangen waren, dann aber durch reue, beichte und busse wiedergeboren worden sind. — Nach dem überschwänglichen Marienlob⁵, für das sich unser prediger auf die hohen lehrer Augustin, Ambrosius, s. Bernhard beruft und das niemand *ze grund ergründen* kann, werden 205b, 41 ff. die gleichen textworte auch auf den namen Jesus bezogen und gedeutet. Bei *'effusum est'* heisst es: *usgegossen ist als vil gesprochen als ain usgiessen götlicher gnad und ain erfüllen der himelschen trophen allü minnenden hertzen*⁶ und alle die, die *sin emphenklich sint, ieklichē nach siner begird, als do stat geschriben de vigilia vigilia(e), an des heligen abents abent in dem respons*⁷ *De illa occulta (habitatione) descendet visitare et consolari*⁸: er ist gesant *ze sechen* und *ze*

1) Volksetymologische deutung aus hebräisch *mōrī?* mōr 'salböl' (nach freundlicher auskunft meines collegen K. Brockelmann).

2) Das reiche material, das Salzer a. a. o. s. 450 ff. unter 'domina' zusammengetragen hat, verzeichnet die hier gebrachte deutung nicht, doch wird nach freundl. mitteilung des h. p. Anselm Manzer Maria so in einem gebet genannt, das unter dem namen des h. bischofs Mauritius von Rouen († 1067) überliefert ist; siehe Bourassé a. a. o. t. IX sp. 1114 mitte, X sp. 983 f.

3) 'Stella maris' ist die gewöhnliche deutung des namens seit dem 10. jahrhundert. Siehe Bardenhewer, Der name Maria. Bibl. studien I (1896) s. 93 f.; Salzer a. a. o. s. 404 ff.; Zeitschr. 15, 40.

4) *won si?* hs. *wo* (zeilenschluss) *irer* oder *wer*?

5) Sb 204b, 71 und *darum ist billich, dz man den namen Marien an rüff und si öch lobi und er für alles dz in zit und in ewikait ist, won si öch dú liepst und du minneklichst kreatur ist an die menscheit (? hs. M^a) Christi dú in zit und in ewikait ist.*

6) Der accusativ von *erfüllen* abhängig?

7) Das unbiblische citat (siehe auch Kelle, Spec. eccl. 22, 29 ff.) dient In vigilia vigilie nativitatis Domini (Grotefend, Zeitrechnung 1, 1. 83) als respons zum capitulum der vesper: *De illa occulta habitatione sua cgressus est filius Dei, descendet visitare et consolari omnes, qui eum de toto corde desiderabant.* Versiculus: *Ex Syon species decoris eius, Deus noster manifeste veniet.* Breviarium Constantiense s. l. et a. [vor 1482], Tübinger univ.-bibl. Gi 28 fol. (K. B.).

8) Hs. *consolare*.

tröstend allē diē die sin von hertzen begerend. — Bei 'nomen tuum' ist auf Luc. 1, 31 verwiesen. — Dieser erstmaligen kürzeren deutung auf Jesu folgt dann 206^a, 9 ff. noch eine zweite weit ausführlichere, wiederum die textworte der reihe nach durchgehend. 1. Die leuchtkraft des öles, seine schmackhaftmachung der speisen — und *darum ist man in welschem land uber dz jar bōmōley* — sowie seine wundenheilende eigenschaft (mit bezugnahme auf das gleichnis vom barmherzigen Samariter) finden auf Jesus anwendung, insofern er a) 206^a, 36 ff. die sonne der gerechtigkeit, das *gewar liecht* (Joh. 1, 9. 8, 12), ein *erlūhter aller vinsternis*¹, b) 206^a, 80 ff. ein *spiser der hungrigen, ein trank der turstigen* (Joh. 6, 51; Eccli. 24, 29²; 49, 2?³), c) 206^b, 26 ff. ein *arzt für alle wunden ist, bist du gnadlos und treg an tugenden* oder krank. — 2. 206^b, 40 ff. 'usgegossen': darin bezugnahme auf die geschichte von der witwe und dem ölkrug (2. Kön. 4, 2 ff.): *also geschicht dir: ist út ital in dir von creatur, dz wirt erfüllt mit götlicher gnad, wer aber ist behetfet mit kreatur, do gestat dz oley der gnad gottes und mag noch wil dar nüt komen.* — 3. 206^b, 74 ff. 'din nam': den namen Jesus rufe in allen lebenslagen an (Matth. 9, 27; Luc. 17, 13)! da heisst es u. a. *er ist ein gantzer vocabul in dem du vindest alles dz dir gebristet, er ist dú liberig in der do verborgen ist aller der underschaid des du und all menschen noturftig sint ze wissen zū ewiger selikait.* 4. 207^a, 40 ff. 'Ideo adolescentule dilexerunt te'. Wenn auch das wort zunächst an die jungen gerichtet ist, gilt es doch auch für die alten. Diese sind die *volkomen menschen*, den 24 alten der Apocalypse (4, 4) vergleichbar, während die jungen die *anvahenten menschen* sind, die *ersten an heben ain götlich tugentlich leben.* — *dis ist als ain manen und ain triben und ain anreizen, dz si den sūchen und im nach löfent der in dis sūskait git. ach, min kint, tū es luterlich dur got und las dich nüt da mit beniegen wz dir gelüchten oder gesmaken mag.* Wie der jagdhund der spur des hirsches folgt, so tue auch du und ruhe nicht eher als bis du den *wilden ainhürn* im schosse der jungfrau gefangen hast. 207^b, 4 ff. Die menschen werden ungleich gezogen und gehen ungleiche wege. Die einen gehen durch das wort, die andern in das wort, die dritten ohne (an) das wort. Die ersteren gehen ganz in dem auf, was vom Jesuskinde und von der menschheit Jesu Christi gesagt und gepredigt wird und reden auch selber gerne davon. Die andern suchen den kern in der schale, die gottheit in der menschheit Jesu Christi und stehen somit auf höherer stufe. 207^b, 31 *und harum so spricht ain lerer*⁴ *haisset Eabanus*⁵: 'wen ich hör sprechen got und mensch, so zerflūs ich'. *war zerflūs ich?*

1) 206^a, 63 *und darum so sprechen wir von disem geminten namen und von der klarhait dises namen billich und wol: O oriens, splendor lucis eterne! o du uff brechend morgen[er]ot, ain glantz des ewigen liechtes und ain sun der gerechtikait, kum und erlücht die sitzenden in der vinstri und die do umgeben sint mit dem schatten des todes. o du erluchtes liecht, erlücht al die die dinen geminten namen an rüfent.* — O oriens, splendor lucis aeternae (vgl. Zach. 6, 12; Sap. 6, 26) ist der anfang des 5. der 7 (früher 12) sog. grossen, je mit O beginnenden antiphonen zum Magnificat der vesper vom 17.—23. dezember (die 5. zum 21. dezember) des breviars (K. B.).

2) 206^b, 15 *und darum spricht die minnent sel: Qui te gustant esuriunt, qui te bibunt adhuc sitiunt. die dich essent die hungrot noch, die dich trinkent die türstent noch.*

3) 206^b, 19 *und aber spricht si: du bist ain honigseym in dem muot und ain süsses saittenspiel dien oren und ain jubel in dem hertzen.*

4) Hs. *leit*, darüber *rer*, so dass *lerer* gemeint scheint.

5) Trotz allem bemühen liess sich über diesen autor nichts ermitteln. Einer nach Engelberg gerichteten bitte um nochmalige einsicht in die hs. wurde bisher

us mir selber. aber zerflúß ich. war zerflúß ich? wider in mich selber. aber zerflúß ich. war zerflúß ich? von mir selber. aber wider flúß ich. war flúß ich? in dz selb ainig wese(n), do da veraint ist got und mensch in ainkeit des wesens, in drihait der personen und ainvaltiger istikait götliches wesens. in diser ainkeit verlúß ich all menigraltikait und kum in zerfliessender wis in min ersten istikait götlicher weslicher ainikait. — Die dritten, die 'ohne wort' gezogen und in gefüret werden, dz sint die menschen die sich erhaltent uber bild und form und uber alles dz man genömen oder gedenken mag. — si werdent vil necher in gefüret den die ersten oder die andren. Kannst du aber zu dem besten und nächsten nicht kommen, so halte dich fest an das Jesuskind und die menschheit Christi —, denn alle menschen können nur durch das leiden Christi in das ewige leben eingehen. — Die predigt endet im anschluss an Apoc. 5, 1–8 (207^b, 61 ff.) 208^a, 16 also geschicht dem menschen. wen im ufentschlossen wirt dz bûch der hainlichkeit gottes, so wirt allú trurkait gewendet und die tierli rallent nider, dz ist allú bild und form und alles dz man geworten mag, und der mensch wirt zerfliessent us siner istikait in die istikait gottes. do wirt er also minnenklich veraint mit dem stat gottes, dz ist dz wesen gottes, dz er im selber und aller creatur entwirdet und ain mit got wirdet, also dz got sin ewig wort in im gebirt und ain als lustlich wolgerallen in im hat als in sinem aingebornen sun (es folgt Matth. 3, 17). — ja er hat ain minnenklich wolgerallen in in, won er sicht sin ceterlich wesen in ime und sin ewig minrich gebern.

22. Bl. 208^b. Dasselbe textwort wie in nr. 21 und an diese anschliessend. Ihr hörtet, wie der name Jesus der menschen herzen zu sich zieht und diese ihm nachfolgen. Nun gilt es ihm einen würdigen empfang zu bereiten. In diser wirdigen gab (mit bezug auf Joh. 3, 16) ist veraint got und mensch in ain person und creaturen, in ain götlich wesen, her und knecht in ain form, und dú ewig gothait hat dz zit enphangen und ist doch ewig beliben an anrang und an end. dú almechtikait hat sich genidret und ir almechtikait ist do von ungekrenket. die wishait ist getöret und doch nüt unwis worden. dú hóhi hat sich genidret und gediemütet in menschlich natur und ist doch sin gewalt und sin er do ron nüt geminret. die súsmütikait des hailigen gaistes dú ist zerflossen uber alles (208^c) ertrich und hat wider in geflötzet in den ersten ursprung alle die sin enphenklich sint. Deshalb kann das Jesuskind, von dem Jesaias 9, 6 gesagt hat: *Parvulus filius natus est nobis*, garnicht würdig genug empfangen werden. Aller menschen und engel zungen reichen nicht aus: es will mit dem herzen, dem gemüt und durch taten gepriesen werden, wie auch der hoch súß minrich lerer Gregorius in der omelia die man uf den phingstag liset (Migne, Patrol. lat. 76, 1220) lehrt: *Probacio dilectionis exhibitio operis: die bevarung der liebi ist ain erbietung der werken*. 208^b, 27 ff. Das Jesuskind will wie ein edel lieb kind (edler lúten kind 209^b, 47) liebreich erzogen sein, denn man múß die kint gar lieb haben, won man móchti si anders nüt erziehen. Der prediger gibt dann eine breit ausgeführte schilderung der kindeserziehung¹, indem er zwölf jungfrauen an uns

nicht entsprochen. — Hss. in St. Florian (Czerny s. 144. 148) enthalten *Chaubanus de Tempore, Chlaubanus de Sanctis*; s. auch Franz, Drei deutsche minoritenprediger. Freiburg 1907. S. 40(?).

1) Ähnliches bei Bonaventura, siehe Linsenmayer, Beiträge zur gesch. der predigt. Passau 1889. s. 9, doch kann Bonaventuras De quinque festivitatibus pueri Jesu (Opera ed. Quaracchi VIII, 88 ff.) kaum gemeint sein. Weitere parallelen bei Schönbach, Über eine Grazer hs. lat.-deutscher predigten. Graz 1890. s. 81 nr. 27, s. 82 ff. nr. 36; Borchling, Niederdeutsche hss. 1, 102. 3, 30. 53. 157; ms. Berol. germ. quarto 164 bl. 268^b ff.

vorübergehen lässt, deren jede mit einem besonderen amt in der kinderpflege betraut ist. Jede einzelne handreichung wird uns anschaulich gemacht und zeugt von guter beobachtungsgabe. Da (208^b, 35 ff.) waschen und trocknen zwei jungfrauen die windeln (das trocknen an der sonne — heisst es — ist empfehlenswerter als in der stube), zwei weitere wickeln das kind ein, nachdem die eine die windeln auf dem schoss *zerspreitet* hat (208^b, 45); zwei legen das kind in die krippe oder wiege und sorgen dafür, dass niemand es wecke: die eine jungfrau kommt der andern zuvor und nimmt das strohsäcklein oder kissen, auf dem das kind liegen soll, schüttelt es aus, ob auch nicht staub (*bulver*) darinn sei, der sich 'aufblähe' und des Kindes augen schädige (208^b, 50). Wieder zwei baden das kind; die eine richtet das bad, dass es nicht zu kalt noch zu warm sei, die andere hält das kind im bade, dass es nicht falle und ertrinke (208^b, 60). Dann nehmen zwei das kind auf, wecken¹ und tragen es: die eine räumt der andern die steine aus dem wege, damit sie nicht falle, wenn sie das kind trägt (208^b, 67). Die 11. und 12. jungfrau endlich speisen das kind (208^b, 73). — Wo man so sorgfältig, fährt der prediger fort, schon ein irdisches kind erzieht, um wie viel mehr verdient da das Jesuskind diese sorgfalt. Es werden dann 209^a, 22 ff. die vorher behandelten ämter der zwölf jungfrauen allegorisch auf das Jesuskind bezogen, es fehlt dabei nicht an naiven ausdeutungen, doch darf man nicht vergessen, dass es sich um eine weibliche zuhörerschaft handelt. Als stütze für seine ausdeutungen zieht der prediger bibel und patristik ausgiebig zurate. Die zweimal sechs jungfrauen sind ins geistliche gewandt: 1. *Penitencia* — *ruw* (209^a, 49) und 2. *unverdacht bicht* (209^a, 81) unter bezugnahme auf Ps. 6, 7, Augustin, Ps. 4, 7; 3. *ain luter gewizzen* — *conscientia* (209^b, 31. 56) und 4. *karitas* — *minn* (209^b, 32. 60; 210^a, 20), dazu berufung auf Cant. 1, 16, Gregor, s. Bernhard = Cant. 2, 16; Röm. 8, 28; 5. *Tranquillitas mentis* — *stilheit des gemütes* (210^a, 57) und 6. *Sollicitudo* — *sorgvaltikeit* (210^b, 54. 62 f.), dazu berufung auf Matth. 6, 33, Luc. 17, 21, Gregor, Ps. 84, 9, Apoc. 12, 1 ff., Luc. 1, 35, 1 Sam. 26, 16; 7. *Pietas* — *milikeit* (211^a, 34; 211^b, 8. 11) und 8. *Meditatio* — *betrachtung* (211^a, 4. 52; 211^b, 24), *betrachterin oder andechtig gebet* (211^a, 53), dazu berufung auf Ps. 44, 24, Matth. 8, 24. 25 (ist der evangelientext für Dom. IV post Epiphaniam, daher 211^a, 50 als wir nu bald lesen), Cant. 5, 6. 3, 4; 9. *willigi gehorsami* (211^b, 35. 41; *dú treit dz kindlin mit sant Cristofel*) und 10. *ein erlicht geloub* (211^b, 40. 64) mit bezugnahme auf Cant. 8, 6, 1. Cor. 10, 12 und wiedergabe des glaubensbekenntnisses; 11. *Misericordia* — *erbermherzikeit* (212^a, 36. 49); *sie git dem kindli ze essen, dz ist allen dien gelidren Christi, di sin nottürftig sint, und weven es joch bülen und bülinnen*) und 12. *senftmütikeit* (212^a, 37. 58) unter bezugnahme auf Matth. 25, 40; Ps. 118, 103. 115, 1; Joh. 10, 30 vgl. 17, 11.

23. Bl. 212^γ Missa III Nativitatis Domini. *Verbum caro factum est et habitavit in nobis* (Joh. 1, 14). Anfang: *disi wort hat gesprochen der hochfliegend adler sanct Johans der ewangelist in der ersten ler sines hohen berinde(n)des und disi wort begriffe(n)t dz drivaltig wesen nach person, dz einig ein (hs. sin), dz wesen der goetheit usw.* Bereits auf bl. 212^δ bricht die hs. ab.

1) Vgl. 211^a, 41 *won etlichi kindli sint also zart, so man si uff dien armen hat, dz si noch den schlaffen; 56 ff. und si tüt öch als man dú kindli weket etwen mit ieplich geberd, etzwen mit einem kuss dz man si küst an ein wengli, etzwen in ein ögli, etwen an ir mündli, etzwen in ir örlü.* (Fortsetzung folgt.)

DER URSPRUNG DER LATEINISCHEN OSTERFEIERN.

Im gegensatze zu der forderung Milchsacks (Die oster- und passionsspiele, Wolfenbüttel 1880), der für die dramatische osterliturgie eine urform aus der hand eines verfassers annehmen wollte, kam Karl Lange (Die lateinischen osterfeiern, München 1887) zu dem ergebnis, daß sich eine abhängigkeit der denkmäler der einzelnen länder voneinander nicht erkennen lasse, dass vielmehr das ritual die gemeinsame quelle aller sei (s. 78). Auch die neueren versuche der herleitung dieses liturgischen grundstockes aller religiösen schauspiele des mittelalters aus französischen kultübungen haben die frage zu keiner annehmbaren lösung geführt. Eine erkenntnis aber scheint Lange gegenüber allgemein geteilt zu werden: die dramatischen texte müssen auf eine bestimmte heimat zurückgehen; sie können bei der wesentlichen übereinstimmung ihrer vier sätze nicht an verschiedenen stellen etwa gleichzeitig zur dramatischen form aus liturgischen breviersen entwickelt worden sein. Wo diese heimat zu suchen ist, soll die folgende darlegung an der hand einer neuen quelle ergeben. Wir vergegenwärtigen uns zunächst die grundlegenden tatsachen, die durch Langes untersuchungen bereits festgestellt worden sind. Die liturgischen osterfeiern sind zunächst auf klösterliche kultübung beschränkt; sie sind nie ins römische rituale aufgenommen worden. Ihr hauptverbreitungsgebiet ist Deutschland und Frankreich. Die ältesten texte reichen ins 10. jahrhundert zurück; im 11. sind die feiern schon überall im gebrauch. Nach Langes vorgange gliedern wir die texte in eine ältere stufe, die nur die frauen-engelverse enthält, eine zweite, die den apostellauf hinzufügt, eine dritte, die die Magdalena-Jesuszene enthält. Wir gliedern den text der frauen-engelszene in die folgenden sätze:

1. *O deus, quis revolvat nobis lapidem ab ostio monumenti?*
2. *Quem queritis (in sepulchro)?*
3. *Jhesum Nazarenum.*
4. *Non est hic, surrexit, sicut predixerat; ite, nunciate, quia surrexit.*
5. *Alleluia. Resurrexit.*

Dabei ist im einzelnen zu beachten:

Satz 1 hat nur selten (Fécamp XIV. s., Toul XIII. s.) die anrufung: *O deus*. Der ganze erste vers wird in vielen texten der ältesten überlieferung weggelassen und von Lange nicht als grundbestandteil der ältesten feiern angenommen.

Satz 4 lautet in den texten der zweiten entwicklungsstufe (Deutschland, Holland, Italien):

Non est hic, quem queritis, sed cito euntes nuntiate discipulis eius et Petro quia surrexit Jesus (Sutri XIII. s. Lange s. 81).

Diese zweite stufe setzt mit dem ende des 11. jahrhunderts ein. Ausserhalb des verbreitungsgebietes der zweiten stufe findet sich der zusatz: *quem queritis* in keinem texte, also nirgends in Frankreich. Der zusatz deckt sich, was wesentlich ist, nicht mit einer evangelienstelle, sondern mit einem alten brevierversen, wie er im Gregorianischen brevier vorliegt: *Jesus, quem quaeritis, non est hic, sed surrexit* (Jos. Mar. Thomasia Opera omnia. Romae 1749 p. 237).

Die weiterbildung des dramatischen textes der 1. fassung läßt somit im 4. satze das dem Matthäusevangelium 28, 6 f. widersprechende: *quem quaeritis* fallen und bindet sich dem breviertext entgegen an den evangeliumstext.

Die weiterbildung der 2. fassung behält den breviertext bei und bindet sich in ihrer ausgestaltung an eine evangelienharmonie oder einen kommentar, wo der wortlaut von Matth. 28, 6 f. durch den text von Marc. 16, 6 f. ergänzt worden war:

Matth.: *non est hic, surrexit enim, sicut dixit . . . et cito euntes, dicite discipulis eius, quia surrexit.*

Marc.: *surrexit, non est hic . . . Sed ite, dicite discipulis eius et Petro . . .*

Der 4. satz der zweiten entwicklungsstufe hat, eben weil er an die brevierüberlieferung enger angelehnt ist, die ursprüngliche fassung treuer bewahrt.

Eine rückbildung der beiden fassungen gemeinsamen grundlage müßte also im 1. verse: *O deus* zeigen (diese anrufung kann nicht erst in ihrer eigenartigkeit spätere zutat sein); sie müßte vor allem den 4. satz auf die knappen worte beschränken: *Non est hic, quem queritis*. Der charakter des stückes würde dadurch rein liturgisch, nicht den gedanken ausführend, sondern den evangelienvorgang symbolisch durch brevierversikel andeutend. Je stärker der text zur dramatischen veranschaulichung für die große masse der laien dienen sollte, je mehr er also dem reinen brevieregebrauch der geistlichen entrückt wurde, desto enger musste der anschluß an die worte der evangelien gesucht und die handlung ausgestaltet werden. Nach diesen Vorbemerkungen können wir an die handschrift herangehen, die uns dem ursprunge des grundtextes zuführen soll.

Die pergamenthandschrift I qu. 175 der staats- und universitäts-

bibliothek zu Breslau, die unseren neuen text enthält, stammt aus dem 14. jahrhundert. Sie enthält einen *Ordo divini officii per totum annum* und gehörte einst in die bücherei der kreuzherren mit dem doppelten roten kreuze in Neisse nach dem eintrage auf der innenseite des vorderdeckels: *Conuentus Crucigerorum cum duplici rubea Cruce Nissensis*. Die handschrift ist auf meine bitte von dem liturgieforscher Albert Schönfelder beschrieben und als wertvolles liturgisches denkmal gewürdigt worden in dem aufsatze: Die prozessionen der lateiner in Jerusalem zur zeit der kreuzzüge (Historisches jahrbuch der Görresgesellschaft 1911, s. 578–597). Ich kann mich daher auf diesen aufsatz, der leider kaum beachtung gefunden hat, beziehen. Ein kalender (6 bl.) erwähnt die translation der hl. Hedwig (kanonisiert 1267); ebenso die translation des hl. Adalbert, doch sind beide einträge von etwas späterer hand. Nach blatt 6 sind 2 blätter herausgeschnitten; zwischen blatt 115 und 116 fehlt eine lage; nach blatt 127 fehlen mehrere blätter; erhalten sind heute 130 blätter; sie sind 25 cm hoch und 16,5 cm breit, zweireihig zu je 28 zeilen beschrieben von einer hand.

Die bedeutung der handschrift für die liturgieforschung liegt darin, daß sie eine abschrift (mit einigen erweiterungen) einer handschrift des 12. jahrhunderts ist, die den gesamten *Ordo divini officii* enthielt, wie er in der kreuzzugszeit in Jerusalem bei den lateinern in übung gewesen ist. Die abschrift war für die Prager kreuzherren bestimmt, und nach ihr regelte man dort den gottesdienst. Die heute in der hs. vorhandenen lücken betreffen die erste adventswoche, die heiligenfeste vom 15. juli bis 8. september und vom 13. november bis 5. dezember. Die hs. enthält auf blatt 7–81 die liturgischen anweisungen *de tempore* und *de missis votivis*, auf blatt 82–130 die anweisungen *de sanctorum proprietatibus* und das *Commune sanctorum*.

Die entstehungszeit der vorlage unserer hs. läßt sich einigermaßen genau aus mehreren hinweisen entnehmen. Aus anlaß der *dedicacio ecclesie* wird blatt 115 erwähnt: *Quam agimus sollempniter iuxta mandatum domini fulcherii patriarche*. Fulcherius war patriarch von 1145–1157. In der palmsonntagsliturgie wird die beteiligung des königs erwähnt (bl. 37^{rb}); nach 1187 hat Jerusalem keinen könig mehr gehabt. Das Jerusalemer original unserer abschrift muß also im dritten viertel des 12. jahrhunderts entstanden sein. Dass auch diese Jerusalemer hs. wieder auf eine ältere vorlage zurückgeht, wird später erwiesen werden. Unsere abschrift zeigt keine nachweisbaren erweiterungen im teile *de tempore*, einige wenige auf das 13. jahrhundert und Deutschland bezügliche erweiterungen weist der auf die heiligen

bezügliche teil auf, desgleichen der ursprünglich für Jerusalem bestimmte kalender; dieser enthält das fest der hl. Elisabeth am 19. november (1235 kanonisiert) und das fest des hl. Thomas von Canterbury (1173 kanonisiert).

Wesentlich für die in Jerusalem geltende lateinische liturgie sind die zahlreichen feierlichen prozessionen. Jeden sonntag fand eine solche nach der frühmesse statt; vom sonntag nach ostern bis zum feste Christi himmelfahrt geht die prozession vom chore der grabeskirche zum speisesaal des dazugehörigen klostern, zur kreuzigungsstätte, hinter das hl. grab und zurück zum chore (bl. 50); ähnlich ist der weg vom trinitatisonntage bis zum advent; daneben finden kürzere prozessionen vom chor der grabeskirche hinter das hl. grab und zurück statt. Am hl. abend gehen die brüder des klostern vom hl. grabe zum kapitel; nach dem kapitel ziehen patriarch, prior und einige kanoniker des hl. grabes nach der geburtskirche Christi in Bethlehen, von wo sie erst nach der zweiten weihnachtsvesper zurückkehren (bl. 11). Am aschermittwoch zieht die prozession zur kalvarienkirche, wo die öffentlichen büßer mit asche bestreut aus der kirche verwiesen werden (bl. 26). Am feierlichsten vollzieht sich die palmsonntagsprozession. Vor sonnenaufgang zieht der patriarch nach Bethanien zum grabe des Lazarus in begleitung des thesaurarius der grabeskirche, der das kreuz trägt, der prioren der Sions- und Ölbergskirche und des abtes von st. Maria im tale Josaphat mit ihren genossenchaften. Auf der rückkehr trägt der patriarch das kreuz. Inzwischen versammeln sich die drei in Jerusalem zurückgebliebenen konvente der grabeskirche, des Johanneshospitals und der kirche *St. Maria de Latinis* mit dem ganzen volke beim tempel des herrn zur weihe der palmen. Dann gehen sie dem patriarchen entgegen. Vier vorausgeeilte sänger begrüßen das kreuz mit der antiphon: *Ave rex noster*. Unter genau angegebenen wechselgesängen kehren alle zurück, wobei unterwegs auf einer bühne ein diakon und ein subdiakon vor dem patriarchen, dem könige und den vornehmen geistlichen das evangelium Math. 21 lesen. Auf der *Porta aurea* begrüsst ein knabenchor die durchziehenden, die sich zum tempelvorhofe, dann die stufen hinab zum tempel Salomons, darauf an die südtür des vorhofes begeben, wo mit gesängen die schlusstation gemacht wird. Ähnlich eindrucksvoll verläuft die karfreitagsliturgie mit der *Adoratio crucis*. Prozessionen finden desgleichen statt am karsamstag, am ostersonntag, am montag in der rogationswoche, am dienstag und mittwoch, am pfingstsonnabend, am pfingstsonntag; ferner am 5. dezember zur kirche des hl. Sabbas,

am 17. dezember zur kirche des hl. Lazarus in Bethanien, am 25. dezember, am 26. dezember vom hl. Stephanus zur Johanneskirche, dann zurück zur grabeskirche, am 27. dezember von der Johanneskirche zur grabeskirche; am 2. februar zur kirche *Templum domini* und mit den geweihten kerzen um die kirche herum; am 25. märz, am 25. april nach der tempelkirche; am 3. mai (kreuzauffindung) in den chor der grabeskirche, hinter das hl. grab und durch das kloster; am 24. juni (Joh. der täufer) hinter das hl. grab, nach der Kalvarie und zum Johanneshospital; am 15. juli, dem dankfeste der befreiung Jerusalems, zur tempelkirche, dann zur stelle, wo die kreuzfahrer am 15. juli 1099 zuerst die mauer erstiegen, dann zum hl. grabe; am feste kreuzerhöhung (14. september) mit hochamt in der Kalvarie; endlich an allerseelen (2. november) nach der kirche *Hakeldama*, die auf dem Matth. 27, 8 erwähnten begräbnisplatze errichtet war.

In der anordnung des gottesdienstes, in der auswahl der antiphonen und der wenigen hymnen, die erwähnt werden (*Crux fidelis*, *Salve festa dies*, *Veni creator*, *Te deum*), sowie der psalmen, ferner in der eingliederung mehrerer feste (allerseelen, allerheiligen als fest des 1. novembers, kreuzerfindung und des dankfestes für die einnahme der stadt am 15. juli), gewiss auch in der ausschmückung des feierlichen ritus als folge der wiedererrichtung des patriarchats und der errichtung eines königtums ist die liturgie ein werk der abendländischen kirche und teilweise erst das werk der kreuzzugszeit. Das hindert aber nicht, dass in ihr in stärkster weise ursprüngliche liturgische überlieferungen Jerusalems selbst aufnahme gefunden haben, die in dem einheimischen ritus der vorkreuzzugszeit in griechischer sprache ihre feierliche ausgestaltung in engster anlehnung an die heiligen stätten erfahren hatten und auf eine jahrhundertelange übung zurückblickten, die auch bereits durch die pilger und die ordensniederlassungen des abendlandes ihre wirkung auf die abendländischen liturgischen formen geübt hatten, vornehmlich im hinblick auf die ausgestaltung der abendländischen prozessionen. In der grossen zahl der prozessionen, in dem wege, den sie wählen, und in dem kerne ihres gebetsritus spiegelt unser *Ordo divini officii* Jerusalemer sondergut.

Die liturgischen wechselwirkungen zwischen Jerusalem und der lateinischen kirche sind immer sehr stark gewesen; Rom und das ganze abendland haben vieles der hierosolymitanischen liturgie entlehnt (S. Bänmer, Geschichte des breviars, Freiburg i. B. 1895 s. 105); der ritus der karwoche, die prozession des palmsonntages, die von Caesarius von Arles eingeführte verlesung der Resurrectio in den metten

des sonntags (Bäumer s. 150) und viele einzelheiten weisen auf die bis zum schlusse des 6. jahrhunderts besonders bei den *Monazontes* Südgalliens stark wirksamen vorbilder ägyptischer und palästinensischer normen zurück, die mit abendländischen formen verbunden wurden und die grundlagen für das abendländische offizium abgaben (Bäumer s. 193). Umgekehrt ist zu beachten, dass bis um das jahr 600 „Jerusalem noch eine römische stadt war, wo neben der von Justinian erbauten basilika der theotokos, das pilgerhaus für die wallfahrer des erdkreises, stand“ (F. Arnold, Die geschichte der alten kirche, Leipzig 1919, S. 241). Es ist somit trotz des mangels entscheidender nachrichten sehr wohl denkbar, daß die römische brevierreform ihren einfluss etwa in der form des *Responsorium S. Gregorii Papae* um 600 auch in Jerusalem geltend machte, wo die abendländer gewiss in eigenen gottesdienstlichen gemeinschaften lateinische sprache und römischen ritus lange vor den kreuzzügen gepflegt haben. Sicher aber ist, dass die abendländischen pilger in der lage gewesen sind, den gebeten und dem prozessionsritus der griechischen liturgie Jerusalems genau zu folgen, wohl eben an der hand lateinischer erklärungen und übersetzungen. So sind die grundbedingungen für einen liturgischen ausgleich in Jerusalem zur kreuzzugszeit gegeben. Schon im jahre 1101 überwiegt in dem vom patriarchen gefeierten karsamstagsgottesdienste die lateinische liturgie. „Der bericht eines Foucher von Chartres aus dem jahre 1101 (abgedruckt im anfang von Noroffs ausgabe des Daniel [*Pèlerinage en Terre Sainte de Vigoumène Russe Daniel au commencement du XII^e siècle traduit . . . par Noroff. St. Pétersbourg 1864*] s. 198–207: *Récit de Foucher de Chartres, en 1101, sur l'apparition de la lumière sainte en Samedi-Saint*) zeigt den abendgottesdienst des karsamstags mit dem wunder des heiligen feuers als einen allerdings von Griechen, Syrern und Lateinern gemeinsam gefeierten, aber doch als einen wesentlich lateinischen, bei welchem – es wird dies ausdrücklich von Foucher gesagt – der lateinische patriarch pontifiziert. Das nämliche gilt von der entsprechenden, um etwas mehr als ein jahrzehnt jüngeren schilderung des Russen Daniel“ (A. Baumstark im *Oriens christianus* V (1905) s. 283).

Hier in Jerusalem war somit im frühen mittelalter die stätte, an der sich die abendländer mit den fruchtbarsten anregungen und vorbildern für die gestaltung ihrer eigenen liturgie erfüllten, wogegen das Abendland seinerseits auf die Jerusalemer liturgie formgebend und ausgleichend, seit der ausbau der römischen liturgie vollzogen war, besonders seit den kreuzzügen wirken sollte.

Nach der klarlegung dieser verhältnisse erst können wir jetzt die auferstehungsliturgie würdigen, die unser Jerusalemer ordo enthält. Sie lautet auf blatt 45^{va} unter auflösung der starken abkürzungen:

In die sancto Pasce ad matutinas non dicitur Domine, labia mea nec deus in adiutorium meum, sed primo incipiatur inuitatorium Alleluia, surrexit dominus. Psalmus Venite. Ympnus non dicitur. Antiphona Ego sum qui sum. Psalmus Beatus vir. Antiphona Postulavi patrem. Psalmus Quare faciem¹. Antiphona Ego dormivi. Psalmus Domine, quid multi. Antiphona. duplicentur versiculi. Resurrexit dominus, alleluia. Lectores [bl. 45^{vb}] et cantores cappis sericis induantur. Lecciones III de omelia. euangelium. Maria Magdalena. Responsorium Angelus domini. Versus Ecce precedet. Responsorium Dum transisset. Versus Et valde. Gloria patri. Reiteratur Dum transisset. Quod dum cantatur, preparantur tres clerici iuvenes retro altare in modum mulierum iuxta consuetudinem antiquam. Finito responsorio procedant inde contra sepulcrum, deferentes singuli vas aureum uel argenteum cum aliquo ungento candelabris et turibulis preeuntibus cantando ter:

O deus! Quis reuoluet?

Cumque ad portam sepulcri venerint, duo alii clerici iuxta portam sepulcri albis uestiti et habentes amictus super capita et candelas in manibus cantando respondeant sic:

Quem queritis?

Mulieres:

Jhesum Nazarenum.

[Bl. 46^{ra}] *Tunc illi duo:*

Non est hic, quem queritis.

Interim mulieres introeant in sepulcrum. Ibiq; facto oracione breui exeant inde. Et uenientes in medium chori alta uoce nunciabunt cantando:

Alleluia. Resurrexit.

Sed uisitacionem hanc modo non facimus propter astancium multitudinem. Quibus finitis incipiat patriarchu Te deum laudamus. Versus In resurreccione tua, Christe. Alleluia.

Aus diesem text ergeben sich folgende wesentlichen tatsachen:

Der wechselgesang ist eine *consuetudo antiqua*; er ist nicht mehr in der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts in der grabeskirche in

1) Hs. Quare fre.

übung, weil die pilger und kreuzfahrer zu zahlreich sind und das gedränge diese prozession nicht mehr gestattet. Es handelt sich wirklich um eine prozession ganz in der art der zahlreichen sonntags- und festtagsprozessionen, die vom chor zum grab und zurück stattfanden. Diese prozession der drei kleriker vollzieht sich *candelabris et turibus preeuntibus*, unter vorantritt von leuchter- und rauchfassträgern. Die frauenkleidung, die salbengefässe, das zwiegespräch mit den engeln sind die dramatischen elemente. Die *consuetudo antiqua* trat unorganisch zu der liturgie der Matutin, deren text etwa dem *Responsorium S. Gregorij Papae* entspricht. Der brauch muss also in der grabeskirche bereits alte überlieferung sein, also doch wohl vor der neuregelung der liturgie durch die lateinischen kreuzfahrer dort bekannt gewesen sein; die kreuzfahrer schafften ihn ab. Der text unseres ordo führt also an dieser stelle auf eine Jerusalemer hs., die die bemerkung von der unterlassung der prozession, wohl als randbemerkung, enthalten hat, während die aus frühester kreuzzugszeit des beginnenden 12. jahrhunderts stammende originalhandschrift den auferstehungsritus noch als übliche zeremonie der grabeskirche gekannt haben muss.

Der text unterscheidet sich von allen anderen angaben der handschrift im wortlaute in entscheidender weise dadurch, dass vor keinem seiner fünf sätze ein hinweis breviertechnischer art steht, wie etwa: *Antiphona, Versus, Psalmus*. Es ist von grundlegender bedeutung, dass man sich darüber klar werden muss, ob wir es mit abgekürzten versen oder mit dem vollständigen wortlaute des dialogs zu tun haben. Es kann kein zweifel sein, dass in den breviermässigen angaben der hs. die meisten textstellen nur den anfang der antiphona oder des psalmenverses geben; es ist aber ebenso sicher, dass in der dramatischen prozession der vollständige wortlaut der texte vorliegt. Die Frauen singen dreimal die beiden sätzchen: *O deus! Quis reuoluet?* Der prozessionsgesang ist also durchaus liturgisch gebunden; er ist noch nicht durch anlehnung an den evangelientext inhaltlich anschaulich geworden. In gleicher, fast symbolischer form erfolgt das zwiegespräch: *Quem queritis? — Jhesum Nazarenum. — Non est hic, quem queritis*. Der eintritt ins grab und das gebet, sowie die rückkehr der prozession zum chor ist noch strenge prozessionsliturgie ohne die absicht einer veranschaulichung der auferstehung, einbeziehung von tatsachen der evangelienberichte; desgleichen die dem brevier entsprechende verkündigung: *Alleluia. Resurrexit*. Der gesamte ritus steht somit stilrecht in dem rahmen der prozessionsliturgie der hl. grabeskirche und in der tradition der ältesten breviertexte. Er liefert, wie wir aus

einem vergleich mit den beiden abendländischen grundformen der dramatischen auferstehungsliturgie entnehmen können, einen text, der die gemeinsame grundlage für die stufe I und II sein kann.

Lässt es sich somit wahrscheinlich machen, dass die im Jerusalemer Ordo vorhandene dramatische osterprozession nicht aus dem abendlande dort eingeführt worden ist, sondern eine bodenständige liturgieform der hl. grabeskirche darstellt, so ist es als sicher anzunehmen, dass wir hier die quelle aller abendländischen dramatischen osterliturgien gefunden haben, dass von Jerusalem von monastischen pilgern diese prozession wie viele andere nach den klöstern Frankreichs und anderwärts verpflanzt worden ist. Ob diese Jerusalemer prozessionsliturgie ihre sätzehen griechisch oder lateinisch enthalten hat, ist dabei belanglos; die lateinischen entsprechungen waren jedem pilger geläufig.

In den fünf Jerusalemer sätzen der auferstehungsprozession ist nichts enthalten, was eine entlehnung aus dem abendländischen ritus sein müsste; nichts widerspricht darin der annahme eines Jerusalemer ursprungs. Die verse sind alten brevierlektionen entnommen, ohne sich in dieser form mit den evangelistenworten zu decken; *Deus! Quis reuoluet* geht auf Mark. 16, 3 *Quis reuoluet. — Quem queritis* nach Luk. 24, 5 *Quid quaeritis. — Ihesum Nazarenum* nach Mark. 16, 6 *Jesum quaeritis Nazarenum. — Non est hic, quem queritis* nach Luk. 24, 6 (= Mark. 16, 6 = Matth. 28, 5) *Non est hic. — Alleluia. Resurrexit* nach Luk. 6 (= Mark. 16, 6 = Matth. 28, 5) *surrexit*. Die umformung der evangelistenworte in den text der brevierlektionen zeigt noch heute der breviertext Dominica in Albis (Resp. nach lectio IV) *Jesus, quem quaeritis non est hic, surrexit . . . alleluia*, oder in einer dem dialog näher kommenden form das *Responsoriale et Antiphouarium Romanae Ecclesiae* in *Jos. Mar. Thomasii opera omnia, Romae 1749, p. 94: Resp. (Ad nocturnam) Angelus Domini locutus est mulieribus dicens. Quem quaeritis? an Jesum quaeritis? jam surrexit, venite et videte. alleluia, alleluia*. Wie diese umformung der evangelistenworte in den breviertext und daraus in die dialogform der auferstehungsliturgie vorgegangen ist, lässt sich noch nicht ermitteln; auffallend allerdings ist es, dass sich in zwei eng verwandten vulgatahandschriften des beginnenden 9. jahrhunderts hier eine eigenartige variante zur gemeinüberlieferung findet, die sinnlos bleibt, wenn sie nicht als dialog aufgefasst wird. Nach dem variantenapparate zu Luk. 24, 4 des *Novum Testamentum Latine (rec. Wordsworth-White, 1 Quatuor Evangelia 1889–1898)* zu der stelle: *quid quaeritis viventem cum mortuis? non est hic, sed surrexit* enthält der

Cod. biblior. Hubertianus IX oder X. saec. (aus dem Ardennekloster S. Hubertus) sowie der Cod. bibl. Theodulfianus (einst dem bischof Theodulf von Orleans 788—821 gehörig) die lesart: *quem quaeritis iesum nazarenum, quum mortuis, non est hic sed surrexit.* Das gibt doch nur einen erträglichen sinn, wenn die worte: *iesum nazarenum* als antwort den frauen in den mund gelegt wird und die entgegnung der engel dann lautet: *cum mortuis non est hic sed surrexit.* Denkbar ist es somit, dass in der bibelhandschrift des Theodulf eine von Jerusalem beeinflusste textgestaltung vorliegt, deren dialogform auch in dem breviertexte und seiner späteren verwendung in der Jerusalemer auferstehungsliturgie nachwirkt. Diese liturgie wäre demnach zu zerlegen: 1. in den prozessionsgesang des dreimal wiederholten *O Deus! Quis revolvit?*; 2. in den dialog, der aus dem breviertexte gebildet ist: *Quem quaeritis? Iesum Nazarenum. Non est hic, quem quaeritis*; 3. in den prozessionsschlussgesang: *Alleluia. Resurrexit.* Was über diesen wortlaut hinaus an technischen anordnungen für die prozession erforderlich wurde, ist einzig aus Lukas entlehnt: drei frauen, zwei engel.

Dieser rein morgenländisch anmutende prozessionsritus ist in unserem Jerusalemer ordo ganz äusserlich mit dem römischen brevieritus verknüpft. Das von den abendländern wieder eingerichtete patriarchat ist in gar keine beziehung gesetzt zu der auferstehungsprozession, während doch sonst der patriarch bei ähnlichen funktionen in seiner grabeskirche stark beteiligt erscheint; es handelt sich eben um eine ausser brauch gesetzte *consuetudo antiqua*, die von den lateinern vorgefunden, aber kaum länge beibehalten worden ist. Ein kurz nach dem ersten kreuzzuge geschriebener *Tractatus de terra sancta*, der in einer Breslauer handschrift I F 117 abschriftlich vorliegt (anfang: *Terra sancta promissionis deo amabilis*; geschr. 1362) und die genauesten angaben über die liturgie des ostertages von einem augenzeugen enthält, weiss von der dramatisierten osterprozession nichts; sicherlich hätte er diese nicht vergessen; der bericht lautet (bl. 15^{ra}): *In quo loco corpus domini positum cum aromatibus honorifice sepultum usque in diem tercium requieuit. Die autem tercia resurrexit. In quo loco sancti angeli mulieribus aparuerunt, milites sepulchrum custodientes velud mortui sunt effecti. In quo eciam loco in nocte dominice resurreccionis ignis sacer descendit supernis. Cum autem per mundum universum dicatur a fidelibus: Surrexit dominus de sepulchro, qui pro nobis pependit in ligno, soli canonici ecclesie resurreccionis dominice speciali prerogativa gaudent dicentes, ad oculum demonstracionem*

facientes: Surrexit dominus de hoc sepulchro. Similiter in ewangelio paschali cum dicitur: Surrexit, non est hic, dyaconus, qui legit ewangelium, digito demonstret dominicam sepulturam. Wir können den bericht auf seine treue an unserem Jerusalemer ordo selbst prüfen. Das wunder der herabkunft des heiligen feuers am ostersonnabende ist auch in den vom patriarchen verordneten weihen von feuer und kerzen erwähnt (bl. 45): *Letania ... cantatur, quousque ignis aduenit. Qui dum aduenit statim incipitur Te deum laudamus. Quo finito secundum preceptum domini patriarche ignis benedictus et cereus a dyacono benedicitur.* Das privileg der zusetzung des *hoc* zu *sepulchrum* spiegelt sich wiederholt in dem Jerusalemer ordo; bl. 49; bl. 50; bl. 56; bl. 63 heisst der versus immer: *Surrexit dominus de hoc sepulchro.*

Der dialogisierte prozessionsritus kann also unmöglich in Jerusalem von lateinern eingeführt worden sein, da sie ihn selbst nicht mehr üben, sondern als *consuetudo antiqua* nur noch im ordo erwähnen. Er hätte zu einer zeit, wo der dramatische text im abendlande schon die weiteste verbreitung und in doppelter fassung seine starke weiterbildung erfahren hat, auch unmöglich in der knappen grundform dort eingeführt werden können, die den abendländern gar nicht mehr geläufig war. Die bodenständige Jerusalemer prozessionsliturgie ist eben dem römischen breviertexte der kreuzfahrer am auferstehungsmorgen gewichen, und zwar zur gleichen zeit, wo im abendlande selbst die weitergestaltung des aus Jerusalem einst von mönchen eingeführten textes zum immer umfänglicheren lateinischen auferstehungs-drama vor sich geht.

Nicht aus dem abendlande in die Jerusalemer liturgie, sondern umgekehrt aus der liturgie der grabeskirche ins monastische abendland ist die auferstehungsliturgie ihren weg gegangen.

Am heiligen grabe selbst waren alle bedingungen seit der frühzeit des christentums für die ausbildung einer solchen liturgie vorhanden. Im abendlande lagen die gleichen anlässe nirgends vor. Man vergegenwärtige sich, mit welcher aufmerksamkeit die gallischen pilger die liturgischen vorgänge der grabeskirche verfolgt haben, um sie zur nachbildung ihrer heimat zu vermitteln. Im ältesten uns erhaltenen derartigen berichte möchte man bereits alle grundlagen für eine dramatische auferstehungsfeier angedeutet finden. *Sanctae Silviae Peregrinatio* (Paul Geyer, *Itinera Hierosolymitana = Corpus ser. eccles. lat. vol. XXXVIII. Vindobonae 1898, p. 71*), die um 383 geschrieben

ist, erzählt nach eingehender schilderung der liturgie der grabeskirche in der karwoche den verlauf der ostertagsliturgie wie folgt (s. 73):

Septima autem die, id est dominica die, ante pullorum cantum colliget se omnis multitudo, quaecumque esse potest in eo loco, ac si per pascha in basilica, quae est loco iuxta Anastasim, foras tamen, ubi luminaria pro hoc ipso pendent. Dum enim uerentur, ne ad pullorum cantum non occurrant, antecessus ueniunt et ibi sedent. Et dicuntur ymni nec non et antiphonae, et fiunt orationes (αατῶ) singulos ymnos uel antiphonas. Nam et presbyteri et diacones semper parati sunt in eo loco ad uigilias propter multitudinem, quae se colliget. Consuetudo enim talis est, ut ante pullorum cantum loca sancta non aperiuntur. Mox autem primus pullus cantauerit, statim descendet episcopus et intrat intro speluncam ad Anastasim, ubi iam luminaria infinitu lucent, et quemadmodum ingressus fuerit populus, dicet psalmum quicumque de presbyteris et respondent omnes, post hoc fit oratio. Item dicit psalmum quicumque de diaconibus, similiter fit oratio, dicitur et tertius psalmus a quocumque clerico, fit et tertia oratio et commemoratio omnium. Dictis ergo his tribus psalmis et factis orationibus tribus ecce etiam thymiataria inferuntur intro spelunca Anastasis, ut tota basilica Anastasis repleatur odoribus. Et tunc ibi stat episcopus iniro cancellos, prendet euangelium (p. 74) et accedet ad hostium et leget resurrectionem Domini episcopus ipse. Quod cum coeperit legi, tantus rugitus et mugitus fit omnium hominum et tantae lacrimae, ut quamuis durissimus possit moueri in lacrimis Dominum pro nobis tanta sustinuisse. Lecto ergo euangelio exit episcopus et ducitur cum ymnis ad Crucem et omnis populus cum illo.

Also schon hier der andrang des volkes zur auferstehungsliturgie, in deren mittelpunkte die handlungen am und im hl. grabe selbst stehen, die lichter, der weihrauch, eine prozession; sobald die liturgie vom hl. grabe weg in den Chor verlegt wurde, musste sich mit notwendigkeit eine prozession zum grabe entwickeln; die einführung der frauen und engel und ihr dialog boten sich in ähnlicher weise dar wie die dramatische darstellung der palmsonntagsprozession mit dem vor dem kreuz herziehenden und niederfallenden volke und den gesängen der kinder von der goldenen pforte herab, wie es in unserem Jerusalem ordnungsgeschildert ist und schon ganz ähnlich von *Silvia-Aetheria* berichtet wird (Geyer s. 83). Die auferstehungsprozession ist eben nur eine der vielen dramatisch belebten prozessionen Jerusalems; hätte sie vor den kreuzzügen dort gefehlt, so wäre im ritual eine unerträgliche lücke vorhanden gewesen. Auch die formel: *O Deus!* im

prozessionsgesänge weist auf morgenländischen brauch hin; das abendland hätte so schwerlich sagen können; hier heisst es in liturgischen wendungen nur *Deus!* Das morgenland kennt dagegen die auch in der karfreitagsliturgie vorhandene anrufung: *O Theos!*

Die herleitung der abendländischen dramatischen auferstehungsliturgie aus der übung des heiligen grabes in Jerusalem stösst somit kaum auf ernste schwierigkeiten. Noch nicht beantwortbar dagegen ist die frage, wann in Jerusalem die prozession eingeführt wurde und wann sie von dort nach Gallien und Deutschland übernommen worden ist. Die ältesten abendländischen handschriften mit dieser liturgie führen ins 10. jahrhundert zurück. Die gallische liturgie des Caesarius von Arles, die auf orientalischer beziehungsweise jerusalemischer einfluss beruht (S. Bäumler, *Gesch. des breviars*, s. 150), kennt im anfang des 6. jahrhunderts die auferstehungsprozession noch nicht; sie wird somit auch um diese zeit noch in Jerusalem nicht üblich gewesen sein. Es bleibt daher für die jerusalemische entstehung und die abendländische übernahme der liturgie der lange zeitraum frei vom beginnenden 6. bis zum ausgehenden 10. jahrhunderte. Die wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, dass die herübernahme jerusalemischer übung ins monastische Gallien vor die durchführung der gregorianischen reform mit ihrer zentralisierenden tendenz fällt, also in Frankreich vor die zeit der Karolinger, in der die benediktinisch-römische regel eingeführt wurde; denn in Rom ist die dramatische osterfeier nie offiziell geworden. Wenn uns aus der zeit vor dem ausgehenden 10. jahrhunderte abendländische texte der dramatischen osterliturgie fehlen, so ist daran jedesfalls nur die seltenheit der liturgischen handschriften dieser zeit schuld. Die ausgestaltung der Jerusalemener liturgie in dem dramatischen sinne könnte dann in die zeit zwischen dem anfang des 6. jahrhunderts und der mitte des 8. jahrhunderts fallen.¹⁾

BRESLAU.

JOSEPH KLAPPER.

MISZELLEN.

Auszüge aus briefen der brüder Grimm an Salomon Hirzel.

Aus Hans Gürtlers nachlass herausgegeben von Albert Leitzmann.

Auszüge aus briefen von Jacob und Wilhelm Grimm an Salomon Hirzel, soweit sich deren inhalt zunächst auf die geschichte des Deutschen wörterbuchs bezieht, hat Matthias Lexer im Anzeiger für deutsches altertum 16, 220 und 17, 238 veröffentlicht; doch sind auch manche für personen- und zeitverhältnisse inter-

1) Vgl. Journ. of engl. and. german. Philology 21 (1922), 692. Red.

essante oder für die briefschreiber überhaupt charakteristische' bemerkungen einbezogen worden. Der im besitze der Göttinger universitätsbibliothek befindliche sammelband (Cod. Philos. 178^m), in dem sich diese geschäftsbriefe beider brüder nun zusammengebunden befinden (für die wenigen sonst vereinzelt erhaltenen ist der jetzige aufbewahrungsort besonders angegeben), enthält jedoch ausser diesen teilweise schon herangezogenen briefen noch eine ganze reihe anderer bemerkenswerter, deren kenntnis sowohl für die schreiber selbst erwünscht erscheint als auch die geschichte des Wörterbuchs vervollständigt. Ihrem werte nach sind sie allerdings sehr ungleich: mit ausführlichen briefen wechseln oft einfache mitteilungen und flüchtig hingeworfene bemerkungen. Diesen grossenteils undatierten, teilweise auf losen blättchen geschriebenen und den manuskriptsendungen beigefügten mitteilungen die richtige reihenfolge anzuweisen, war nicht leicht. Bei manchen ist auf der rückseite ein empfangsvermerk, zumeist aber eine erst viel später nachgetragene zeitbestimmung angegeben, die zudem in einigen fällen ungenau ist. In der handschrift sind sie oft an falscher stelle eingehettet. Ich gebe im folgenden, für jeden brief oder jede kürzere mitteilung unter besonderer zahl, einen auszug aus dem bande: die von Lexer angehobenen stellen sind nachvergleichen, besserungen eingefügt, nur nebensächliches übergangen. Von den von Lexer mitgeteilten briefen Hirzels sind ausser dem einen vom 24. februar 1863, nur teilweise in dem sammelbande erhaltenen, nur noch einer vom 14. märz 1854 (wegen einiger angaben im quellenverzeichnis zum ersten band) und der auf die dritte briefseite von Jacobs brief vom 27. september 1857 entworfene anfang der antwort Hirzels vorhanden.

Zur Geschichte des wörterbuchs vgl. die arbeiten von Hofmann und Meissner in den Preussischen jahrbüchern 136, 472 und 142, 62, sowie die dort angeführte literatur.

I. Von Jacob Grimm.

1. Naumburg 20 juli 1838.

... In Weißenfels saß ich gestern abend noch neben herrn von Gaudy¹ zu tisch, und langte 12 uhr mitternachts hier an. ich bin eben im begrif meine wanderung nach Pforta anzutreten; das wetter könnte mehr versprechen. . . .

2. Liebe freunde,

Frau Bettine von Arnim, die uns hier mit ihrem besuch erfreut hat, wird über Leipzig zurückreisen, und zu Ihnen kommen, sich Ihres raths in einer literarischen angelegenheit zu erholen². Sie ist uns mit wahrer schwesterliebe zugethan, und vermag bessere auskunft über unser gegenwärtiges leben, wohnen und treiben zu ertheilen, als es briefe können.

Sein Sie und Ihre frauen herzlich von mir gegrüßt.

Cassel 29 nov. 1838.

Jac. Grimm.

3. Cassel 18 jun. 1839.

Da Sie, lieber freund, nach Berlin reisen, oder schon dort sind, in welchem fall Ihnen der brief nachgeschickt werden soll, so sende ich Ihnen einen an Meusebach, den Sie ihm vielleicht gern selbst überbringen. Er hatte mir vorigen monat

1) Der dichter Franz freiherr von Gaudy (1800—46)?

2) Wegen der gesamttausgabe von Arnims schriften.

durch den Wiener Karajan geschrieben, ich höre aber seitdem, daß er sich unwohl befinden haben. Ich hoffe nichts anders als daß er dennoch zur rechten zeit uns mit erwünschten beiträgen freude mache.

Für die der Kleeschen¹ sendung beige packte rede Hermanns² danke ich besonders, sie hat mich sehr erquickt, mehr als das Thierschsche taschenbuch³, das doch zu gewöhnliche dinge vorträgt.

Noch eine bitte. mein bruder, der mahler, hat seine radierten blätter (einige hundert stück, größere und kleinere, portraits, compositionen, landschaften, thierstücke) in ein werk gesammelt, und läßt exemplare in einzelne bände heften. Rathen Sie nun, wie er mit dem vertrieb am besten fahren würde? ob ein solider leipziger oder dresdner kunsthändler sich damit und unter welcher bedingung befassen könnte?

Gödeke hat mit seinen manuscripts unglück; sein trauerspiel⁴ hat ihm die censur so mitgenommen, daß man ihm nicht anders rathen konnte, als es zurückzuziehen. Was er über Platen sagt⁵ ist garnicht übel, und vernünftiger als das Minckwitzische gerede⁶.
Ihr Jac. Gr.

4.

8ten Oct. abends [1841?]

Lieber Hirzel . . . mit dem kommen war es nichts, Sie aber höre ich kommen noch diesen monat, worauf ich mich freue; an andern besuchen, die mir meistentheils lange nicht so lieb sind, ist jetzt hier einiger überfluß. . .

an Ihre frau und Reimers grüße

Ihr Jac. Grimm.

ich lege blätter für die hauptische zeitschrift an, damit es nicht scheint als wolle ich nichts weiter für sie thun; zu besserem war aber noch nicht zeit. man sagt daß schon 2000 exemplare abgesetzt werden. neulich hatte Benecke einen guten namen, der uns voriges jahr nicht einfiel: altdutsche scheuer.

5.

Lieber Hirzel,

[1841]

. . . Die beiliegenden von Waitz erhaltenen glossen⁷ stellen Sie dem herausgeber der zeitschrift für deutsches alterthum zu und sagen ihm, daß Warnung 2328 *eide* kaum etwas anderes sei als *egide*, egge. . . Zu den weihnachtsferien werden Sie noch einen bericht über die wörterbuchsangelegenheit empfangen.

Herzliche grüße an Ihre frau und Reimers

Ihr Jac. Gr.

Das paket an Kehrein⁸ (leider nicht Kehr rein, der leser kehrt schlecht) lassen Sie an Hinrichs abgeben.

1) Julius Ludwig Klec (1807–67), rektor des gymnasiums der alten kreuzschule in Dresden; seine verdienste um das Wörterbuch hat Jacob in den vorreden zu den ersten beiden bänden hervorgehoben.

2) Gottfried Hermann, *Oratio in tertiis sacris saecularibus receptae a civibus Lipsienibus reformatae per M. Lutherum religionis*, Leipzig 1839.

3) Taschenbuch der neuesten geschichte, Stuttgart und Tübingen 1839.

4) König Kodrus, eine missgeburt der zeit, Leipzig 1839.

5) Als einleitung zur ausgabe der Gesammelten werke (Stuttgart und Tübingen 1839).

6) Graf von Platen als mensch und dichter, Leipzig 1838.

7) Erfurter glossen (Zeitschrift für deutsches altertum 2, 204).

8) Josef Kehrein (1808–76), schulmann und literarhistoriker.

6. Lieber Hirzel,
 . . . Befolgenden poetischen erguß von Palleske¹ hat die Dahlmann hier vergessen. . . .

Den brief an Pfeiffer² bitte ich . . . zuzufertigen.

Oft noch habe ich und Dortchen an die unruhe gedacht, die wir Ihrem hause vor zehn tagen bereiteten; das überwinden Sie alles mit Ihrer freundlichkeit, die Ihnen natürlich ist, also leicht wird.

[von Hirzels hand: Oktober 1845.]

Jacob Grimm.

7. Liebster Hirzel, Berlin 2 sept. 1846.

Sie können sich denken daß ich ursache gehabt habe, die antwort auf Ihren brief vom 17 aug. zu verschieben, ich bin nemlich seit meiner rückkunft aus Lipp-springe auf das verschiedenste und lebhafteste bewegt und zu geschäften bewogen gewesen, an die ich gar nicht dachte. Nun gehn mir auch meines buchs³ wegen noch ein paar dinge im kopf herum, die ich zuvor durch neue untersuchung beruhigen muß, und gegen ende des monats soll ich nach Frankfurt zu der versammlung. Folglich bedarf es noch einer frist, sobald ich kann werde ich Ihnen manuscript senden.

Grüßen Sie alle die Ihrigen. . . Wilhelm ist in Teplitz und will, ohne erst heimzukehren, über Wien und München nach Frankfurt reisen. Wer hätte ihm diesen reise-mut zugetraut?

Jac. Grimm.

8. [Frankfurt] Mittwoch 6 sept. [1848]

Lieber Hirzel, gestern abend, als ich aus einer stürmischen sitzung heim kam, fand sich das längst erwartete buch. gedankenvoll über die gefahr und den erfolg des ebengefaßten beschlusses, zu dem ich mitgestimmt hatte, mochte ich das buch kaum öffnen und erblicken was mir einige jahre lang durch den kopf gegangen war. wie klein erscheint einem das eigne werk gegenüber des vaterlandes noth. die versammlung, wenn sie mit ehren fortbestehen wollte, muste den waffenstillstand⁴ verwerfen, komme was über uns verhängt ist.

Ich danke für alles. die ausstattung des buchs ist gut und schön. aber lassen Sie, falls es noch nicht geschah, zu Berlin gleich meinem bruder zwei exemplare übergeben. denn er soll eins davon dem könig schicken, und er wartet selbst darauf weil er dann verreisen will.

[Original im besitze des geschichtsvereins in Hanau.]

Jacob Grimm.

9. Lieber Hirzel,
 hier sende ich Ihnen meine rede auf Lachmann⁵. [Exemplare für Zarnecke und Koberstein.]

13 sept. [1851]

Ihr Jac. Gr.

10. 5 jan. 52

[Anzeiger 16, 222.] aber Herrn Hildebrands⁶ erste bemerkung ist begründet und das übel daher entspringend, datz für namen kleinere majuskel gebraucht

1) Emil Palleske (1823–80), dramatischer vorleser und schriftsteller.

2) Vgl. Germania 11, 111.

3) Geschichte der deutschen sprache, Leipzig 1848.

4) Von Malmö; zwischen Dänemark und Preussen, am 26. august.

5) Kleinere schriften 1, 145.

6) Rudolf Hildebrand (1824–94), lehrer an der Thomasschule in Leipzig.

werden sollte, als die gewöhnliche, unter der andern schrift verwendete ist. Ich weisz keinen andern rath, als dasz wir der majuskel¹ ganz entsagen, besorge auch keinen nachtheil davon. man schriebe Göthe, Luther, wie Westfalen, Fulda, nur wird es mühe kosten, diese majuskel aus dem schon gesetzt stehenden wegzuschaffen. in der majuskel selbst buchstaben verschiedner grösze anzunehmen streitet wider alle gute regel.

Den hiernach geänderten ersten halben bogen wünsche ich vorher zu sehen. das manuscript will ich Ihnen durch Dieterich zurücksenden. Sie brauchen nicht immer soviel porto auszugeben und können die beifügung des manuscripts unterlassen.

Nicht seiten sondern spalten sind zu beziffern, damit man nicht 8^a 8^b zu citieren braucht. da aber in die mitte der spalte die anfangsbuchstaben gehören, musz die zahl neben an die seite rücken, die eine vorn, die andere hinten.

Zu vermeidung der dummen striche hinter flusz-, ab- wollte ich erst die wörter zusammenschieben (fluszundortsnamen, abundzulauf), sehe aber, dasz es zu sehr auffallen würde, und ergebe mich der alten gewohnheit.

Dies alles in eile, da ich zur academiesitzung fort musz.

herzlichen grusz Jac. Gr.

Sollte der setzer es unthunlich finden, die gesetzte majuskel zu tilgen, so gebe ich auch hier nach und gestatte

BÜRGER an A. W. Schlegel

dann müste aber stehn überall LUTHER GÖTHE.

da ich so weich gestimmt bin, konnten Sie mir sogar noch fs für sz aufnöthigen. ich denke mehr an die sache als an die gestalt.

11. Liebster Hirzel,

das paket ist gekommen, die auszüge aus dem bienenkorb sind noch sehr brauchbar, aber mühsam zu ordnen und unterzubringen. wenn Müller den Gellert ausgezogen hat, so weiß ich nicht was, denn im A treten mir wenigstens keine zettel vor augen. [Anzeiger 16, 222.]

Sie wollten ein blatt zur probe ausgeben. falls Sie damit nicht noch länger und auf ein besseres warten wollen, so nehmen Sie col. 33–36, worauf auch ein spasz steht den niemand merkt.

von haus Ihr Jac. Grimm.

es ist nicht gut dasz die zweite vom setzer noch unberichtigte correctur mir zur revision geschickt wird und besser wäre die zweite correctur dort einzutragen und dann einen abzug zu nehmen und hierher gehn zu lassen. sonst mischen sich Hildebrands und meine correcturen und die clare einsicht der letzteren wird erschwert. [Bittet Hirzel um nachweisung eines Goethischen spruches.]

12. [Dankt für Hirzels nachweis aus Logau.]

Alles heil zu Ihrem gestrigen geburtstage, in diesem monat fällt auch Wilhelms. möge uns der himmel alle zusammen schützen!

Auf Dünzers oder Düntzers panphlet bin ich begierig, noch mehr auf die auszüge, die Sie davon ins Centralblatt geben werden.

Bald müssen nun aushänggebogen kommen, es freut mich, daß setzer und corrector so verständig sind.

samstag 14 febr. [1852]

raptim Jac. Gr.

1) für die mannsnamen, wie für die ortsnamen.

13. Lieber Hirzel,

es ist schön, daß Sie im wörterbuch immer thätiger eingreifen . . .

Hierbei folgt manuscript p. 501–702, dessen eingang ich auf der nächsten correctur unten kurz anzuzeigen bitte.

Bogen 13^a liegt hier durchgesehn gleichfalls bei. . . .

freitag nachmittag [1852] Dies alles in eile Gr.

14. [Anzeiger 16, 223.] Dieser tage sandte mir ein postmeister Fitger aus Delmenhorst zwei auszüge über bönhase und knüppelvers als gut gemeinten beitrage, mit dem er bieten nöthigenfalls die ganz bekannten folianten einzusenden, denen er sie entnommen habe.

[Bittet um abschrift eines Goethischen gedichtes.]

2. ich sehe dasz Sie die Vossische zeitung lesen, weisz aber nicht ob aufheben. im letzten fall bitte ich auch um das was im blatt vom 19 merz der schändliche Förster gegen mich geschrieben hat. . . .

[Anzeiger 16, 224.]

einlage an Tischendorf¹ ersuche ich bestellen zu lassen.

freitag 23 apr. [1852] Jac. Grimm.

15. Lieber Hirzel,

die erklärung der abkürzungen ist zu weitläufig, als dasz sie auf dem umschlag platz hätte, ohnehin habe ich jetzt keine zeit sie zu sammeln und abzufassen. die leser müssen sich also bis zum schlusz des bandes I gedulden, wie es auch in andern betrachtnachtheilig ist, dasz wichtige erläuterungen verspart bleiben müssen. das sind übelstände des heftweise erscheinens, aber unvermeidliche. . . .

diese zeilen nimmt professor von Lilienkron² mit, welcher für die Kieler monattschrift (die in Halle gedruckte) alle fertigen aushängebogen zu haben wünscht, Müllenhoff will das werk besprechen. Vielleicht können Sie diese bogen oder gleich das fertige heft ohne verzug nach Kiel senden.

dienstag. [1852] Ihr Gr.

16. Lieber Hirzel,

alles war schön und erwünscht ausgestattet; wenn der innere werth des buches gleichen schritt hält mit dem äußeren, so wird die zufriedenheit allgemein sein. daß blöden und verwöhnten augen der druck zu fein und blaß scheint, thut nichts, sie müssen sich nur dran gewöhnen.

[Druckfehler.]

hierbei folgt manuscript 703–900. ob ich den beiden gierigen raben, den setzern, immer so Futter verabreichen können werde, steht dahin. dies manuscript muß fast schon das zweite heft füllen, vielleicht weniger einen bogen. würde ich nur nicht von andern mit zugesandtem uuverlangtem manuscript geplagt. ein Marburger professor sendet mir seins zum lesen und beurtheilen, auch soll ich ihm einen verleger dafür schaffen. wollen Sies? es ist eine abhandlung über den Büdinger wald

1) Lobegott Friedrich Konstantin Tischendorf (1815–74), theolog. bekannt durch seine ausgaben des neuen testaments.

2) Rochus freiherr von Lilienkron (1820–1912), professor der philosophie in Jena.

und zweitens sein process mit der Darmstädter regierung, nebst beilagen. Dann schickt mir Pertz die von Graff hinterlassenen manuscrite, ich soll mich über ihren werth und den preis äußern, für den sie zu erkaufen seien.

Den beiliegenden brief Strodtmanns (dessen sohn, glaube ich, dem Kinkel durchgeholfen hat, überlasse ich Ihrer entscheidung. . . .

für die gesandten abschriften und auszüge besten dank, und sonst glückliche messe.

montag. [1852]

Jac. Gr.

17. Lieber Hirzel,

[Anzeiger 16, 224.]

Das zweite heft wird zu bestimmter zeit erscheinen, oder schon früher, manuscript liegt bis zu bogen 35. bereits fertig.

[Anzeiger ebenda.] ich schicke Ihnen hier eine anzeige aus der Königsberger zeitung, deren verfasser es haben will; an sein lob knüpft er aber die ängstliche meldung von seinem unverlegten eignen manuscript und von seiner unconfirmierten tochter. ich musz fürchten, das vielleicht ganz leidliche manuscript war schon in Ihren händen, mich hat der Witte bis jetzt noch damit verschont. sodann ein mehr gefasster brief von Dr. Friebelt aus Hamburg, der sich als verfasser des artikels in den grenzboten nennt, den ich noch nicht gelesen habe. mit einem dutzend anderer briefe, die bloz mich quälen, behellige ich Sie nicht.

Aber diese stücke bitte ich mir gelegentlich wieder aus.

an Klee werde ich unmittelbar schreiben und sein anerbieten dankbar annehmen.

Reimer frug neulich wegen auszügen aus Lichtenberg. sie sollen willkommen sein.

[Anzeiger ebenda.]

von herzen Ihr Jac. Gr.

22 Mai. [1852, nicht 2 mai, wie Lexer nach der unrichtigen angabe von andrer hand auf der rückseite des briefs angibt]

pastor Strodtmann¹ aus Wandsbeck hat mir dankbar geantwortet.

18. [Jacob Grimm schickt: *revue des deux mondes*, deutsches musenm, schulzeitung, in denen anzeigen über das wörterbuch stehen, zurück.] alle diese berichte lauten günstig, und doch ist einiges, was mir das wesentliche scheint, noch von keinem berichterstatter ausgesprochen. nun es thut nichts.

[Anzeiger 16, 224.]

montag 14 juni 1852.

Ihr Jac. Gr.

19. Lieber freund,

ich habe vorige woche, laut ertheilter quitung 555 erhalten und danke dafür. hierbei sende ich 901—1076, was nun schon weit ins dritte heft laufen wird. in der ansarbeitung gerathe ich jetzt an ein wort, das bei frauen nicht aufgeschlagen werden darf. ein phitolog kennt aber nichts obscönes, ihm erscheinen alle wörter und gerade solche sehr wichtig und wissenswerth. alle lateinischen und griechischen wörterbücher lassen ihnen auch gebührendes recht widerfahren, was kümmern uns die modernen?

1) Johann Sigismund Strodtmann (1797—1888), der entsetzte pastor von Hadersleben.

Ein brief an Zarncke liegt bei, sodann eine anzeige, die Sie, wenn Sie davon kenntnis genommen und sie gebilligt haben, ihm auch zustellen. es sollen dadurch die einlaufenden wilden beiträge gezügelt und in das rechte gleis geleitet werden.

Gebe der himmel dasz jetzt alle kranken in Ihrem hause geheilt und hergestellt sind.

[1852]

Ihr Jac. Gr.

20. Das zweite heft schlieszt ominös mit anstehn. es fragt sich, ob dem publicum die arbeit ansteht, sonst könnte sie anstehn, wie Reimer gerade hinzu schreibt, keinen fortgang haben.

Was für mühe und erfolg darin steckt, weisz ich am besten. die leser merken sehr langsam, und sehn fast nur auf äusserliches. das dritte, weil mehr einfache, unzusammengesetzte wörter enthaltend, wirft den sprachforschern eine gute zahl neuer entdeckungen ins gesicht.

Das publicum weisz gar nicht, was es sich unter einem wörterbuch denken soll. einer meint, den vollen gehalt der heutigen sprache; als wenn der nicht vor 30 jahren ein anderer war, in 30 jahren nicht wieder ein anderer sein wird. ein anderer sucht blosz nach alten, schweren wörtern. Die vorrede musz manches aufklären, ich könnte sie aber diesen augenblick noch nicht schreiben, lerne sie erst im verlauf der ausarbeitung abfassen.

Der artikel in der nationalzeitung ist so einfältig wie boshaft. ich rathe aber nicht auf den verfasser, vielleicht sind die buchstaben B-s fingiert. zu erwidern hätte ich einem solchen kein wort, es gehört ihm was Logau 2, 1, 94¹ sagt. Schaden kanns wol bei der groszen verbreitung des blatts, doch werden sich die gegengifte von selbst darthun, es ist zu unbedeutend.

Ich gehe den begonnenen, vorbedachten weg ruhig fort.

Hirzel meldete vom storch, der bei seinem schwager ein kind abgelegt habe; da er aber mehr als einen schwager hat, räth man nicht, welchen er meint.

Die gesandten hefte habe ich durch Dietrich zurückgehn lassen.

19 juni [1852]

Jac. Gr.

21. [Anzeiger 17, 241.] Nachdem einige schwere artikel beseitigt sind, hoffe ich in den zusammensetzungen mit auf wieder schneller vorzurücken.

[Anzeiger ebenda.] Auszüge aus Eyering wird Fallenstein² senden.

Mich soll wundern ob sich nicht Düntzer über die art und weise wie Göthe im wörterbuch benutzt ist, äusern wird. neulich fand ich das früher vergeblich gesuchte aar für adler doch im letzten theil des Faust.

Das zeitraubende briefschreiben suche ich auf alle weise abzuschneiden, es geht nicht immer.

30 juni [1852]

Viele grüszte

Jac. Gr.

[Anzeiger ebenda. lies „für sie“ und „erst fertig.“]

22. [Schickt mit Bogen 36^b neues manuscript pag. 1181–1276.] [Anzeiger 17, 242.]
16 juli [1852] in groszer hitze Ihr Jac. Gr.

1) „Wann ein böser gute schmäht, wann ein kind den wind verbläst, gilt es gleich, ob unten diß, jener oben athem lässt.“

2) Georg Friedrich Fallenstein (1790–1853), geheimer finanzrat in Berlin. Ausserdem hat er besonders Fischart ausgezogen. In der vorrede zum ersten bande hat Jacob (S. LXVIII) seine hilfe ausdrücklich erwähnt.

23. [Anzeiger 16, 225.]

[Nachtrag aus Agricola zu spalte 565, der nicht mehr aufgenommen wurde.
Unerträgliche hitze.]

19 juli [1852]

Jac. Gr.

24. Als mein improvisierter einfall mit der atzel¹ weg war, fiel mir ein, dasz die geschichte des vogels, der sich mit fremden federn putzt, eigentlich von der dohle oder krähe, je nachdem man *graculus* beim Phaedrus deutet, erzählt wird, nicht von der elster. (zwar gehören *corvus monedula*, *corvus cornix*, *corvus pica* zu derselben classe.) so gut nun das geborgte haar der perücke zur geborgten feder stimmt, schlage ich doch lieber die beifolgende redaction vor.

[1852]

Jac. Gr.

25. Manuscript sandte ich bereits gestern mittag in richtiger ahnung ab p. 1277—1390, das wird den bogen 43 füllen und für den schlusz des hefts soll bald gesorgt sein. Zarncke habe gelesen, Prutz noch nicht. gestern reiste professor de Vries² wieder ab, aber Uhland und Gervinus waren noch nicht da.

[1852]

26. Liebster Hirzel,

heute kam ein mahler Engelbach³ mit einer nach dem Biowschen⁴ lichtbild gemachten zeichnung und der bitte um sitzungen, damit er sie verbessern könne. was haben sie damit vor? es that mir leid, dasz sie Reimer gekauft hatte, die ganze composition ist mir zuwider, und wenn das daguerotyp noch durch die hand des mahlers und kupferstechers gehn soll, kann auch nichts ähnliches daraus werden. es bleibt zeit genug, einmal ein besseres, glücklicheres zu erlangen, wenn Sie zum achten bande des wörterbuchs den treu gebliebenen käufern ein porträt der verfasser in den kauf geben wollen. Lieber zwei einzelne bilder von uns vor einzelne bände als eine solche zusammenstellung. Neulich hat sich mein bruder in öl mahlen lassen, und recht gut, das müssen Sie sich ansehen, wenn Sie einmal herkommen.

Das heft von Prutz geht Ihnen durch Dieterich zurück. den ton und die bedeutung der anzeige (die schon hinreichend gute frucht getragen hat) misversteht er ganz; was er sonst vorbringt, ist passend und zusagend. Die merkwürdige catholische opposition kann auch nichts schaden, und ich möchte das catholische wörterbuch sehn, das mit auslassung aller citate aus Luther, Göthe, Schiller und andern sündern oder ketzern der Borromäusverein unserm wörterbuch auf dem fusze folgen lassen will. Das alles geht von dem fanatischen Hermann Müller⁵ aus, der mich im jahre 1837 besungen hat. allerdings wird verständigen durch das wörterbuch auch die nichtigkeit der catholischen religion, die keine deutsche literatur zeugen kann, offenbar.

donnerstag abend [1852]

Ihr Jac. Gr.

1) Vgl. Wörterbuch 1, 596.

2) Matthias de Vries (1820—92), professor in Groningen.

3) Georg Engelbach (1817—64), maler, bildniszeichner und lithograph.

4) Raphael Biow (1771—1836), maler.

5) Hermann Müller (1803—76): vgl. über ihn Allgemeine deutsche biographie 22, 559.

27. Lieber Hirzel,

da Sie wieder kein manuscrypt haben, so schicke ich p. 1391–1470, es geht aus der hand in den mund. die geschichte mit dem bild ist mir nicht recht und thut mir leid. der Biow quälte uns zum daguerotyp für seine samlung und ich überliesz die getroffene anordnung damals ganz seiner phantasie, weil wir das bild gar nicht für uns bestellten. nun sitzt Wilhelm da im stul wie ein kranker und ich habe das ansehen eines herangerufenen hausverwalters. mehr in meinem sinne gewesen wäre, wenn [wir] nicht zum ersten bande gleich, sondern am schlusse des ganzen werks auf zwei stülen gerade neben einander sitzend aufgenommen und der welt vorgestellt worden wären. Das hätte sich ruhiger und natürlicher ausgenommen. auszerdem weisz ich nicht, ob aus Engelbachs correcturen und der dritten hand des kupferstechers irgend etwas gutes und ähnliches hervorgehn wird.

[Schickt die Hamburger nachrichten und den Wiener lloyd mit den anzeigen des wörterbuchs zurück.]

[Freut sich auf den besuch von Hirzels schwester.] heute ist Wilhelm mit Dortchen und frl. tochter nach Friedrichsrode bei Gotha auf 4, 5 wochen gereist und ich befinde mich mit beiden neffen allein.

Die immer nachkommenden excerpte machen schwere mühe. die Harzer¹ waren alle aus Schuppius, der bisher fehlte, und vor zehn jahren bestellt war. statt dasz der mann diesen schon seit fünf jahren fertig liegenden pack längst hätte senden sollen, hielt er ihn zurück, weil noch ein stück unausgezogen war, und erst unsre neuliche aufforderung schärfte ihm das gewissen.

[etwa 20. august 1852]

von herzen Ihr Jac. Gr.

28. [Anzeiger 17, 242.]

Die dritte lieferung, worauf ich gewartet hatte, ist heute morgen nicht eingetroffen, ich werde sie also erst bei der heimkehr vorfinden.

[Nachtrag zu aufschreiben p. 730 aus Goethe, nicht aufgenommen.]

Bis auf weiteres alles gott befohlen

montag 6 sept. 52.

Jac. Gr.

29. Lieber Hirzel,

26 sept. [1852]

heute ist ein milder tag, wärmer als einer war während ich reiste, ich beginne mich also hier zu erholen und der ausflug hatte mir mehr geschadet als genutzt, zudem auch der besuch bei Dahlmann mislungen war. . . . Gustchen ist von dem ersten anblick des Rheins noch ganz entzückt.

[Anzeiger 16, 226.]

[Korrekturen und nachträge.]

Treulich Ihr Jac. Gr.

30. [Anzeiger 17, 242.]

Vorgestern kam bestätigung von Dahlmanns besserung durch frau Blume oder vielmehr Bluhme; andere leute sind froh das überlästige h auszuwerfen, der hat es wieder angenommen, ich glaube um dem Robert Blum desto unähnlicher zu scheinen. hierbei folgt die Darmstädter recension wieder und noch p. 1539–1602.

1) Vom pastor Schulze in Altenau.

[Bitte um vervollständigung der aushängebogen.]

Bruder und schwägerin erwarte ich morgen aus Thüringen zurück.

Grüße an Reimer.

dienstag 28 sept. [1852]

Jac. Gr.

revision 47^b liegt auch bei.

31. Längst schon habe ich Ihnen, lieber Hirzel, für die sauberen, zwischen Pfeifers auszüge gesteckten siegel zu danken, die in unserm hause räthselhafte überraschung verbreiteten. allerdings aber wurde bald nur auf Sie, dem so etwas möglich wäre, geraten. auch der Maaler ist eingetroffen und liegt auf meinem tisch, als Ihr eigenthum, neben dem Logau.

Dieser tage ist kein revisionsbogen eingetroffen, er wurde vielleicht zu Roslau zerquetscht.

Kann in bogen 49 noch etwas gerückt werden? ich habe das seltsame aufwartete für aufwärter nochmals gefunden.

Grüße an Reimer und dank für dessen brief

[von anderer hand: Berlin 5. oktober 1852.]

Jac. Gr.

32. Lieber freund,

ich sende mit dem bogen 50^a, der noch einmal kommen musz, zugleich manuscript p. 1599–1700, damit die setzer nicht zuviel spazieren gehn.

[Anzeiger 16, 226], ich wünsche dasz Zarnke ganz leicht an ihm vorüberstreift nach meinen gedanken ungefähr wie es auf beiliegendem blatt geschieht. doch will ich es nicht geschrieben haben, sondern bitte es abzuschreiben und auf sich zu nehmen, auch nach gutdünken zu verbessern. Die anzeige von Heufler müste aber unmittelbar dahinter folgen.

[Anzeiger ebenda.]

15 oct. [1852]

Jac. Gr.

33. Ich schicke alles fertige manuscript p. 1801–1870, was über das heft hinaus reichen wird. zugleich liegen die anzeigen von Prutz und Darmstadt bei. ausheben ist nach herrn Hirschfeld berichtet. bei aushelligen waren herrn Hildebrands bedenken überflüssig, man helligt den ermatteten falken aus, indem man ihn hungern lässt. durch den hunger sollen ihre bäuche, die sich übernommen hatten, wieder leer und rein werden, aushelligen kann also nicht *conficere*, nur *reficere* heißen.

[1852]

34. [Nachtrag zu ausstich wörterbuch 1, 988.]

35. [Wegen Hirzels reise.]

Sie sandten mir die hierbei zurückkehrenden correcturbogen bis zu spalte 1000, ich lege manuscript hinzu bis zu s. 2000. ich habe nun den buchstaben A überwunden, es werden nur noch ein paar blätter daraus folgen; wären die übrigen buchstaben des alphabets auch so nahe erlegt, ich hätte nichts dagegen. mir machen jetzt schon die nachträge die gröszte freude, wenn Sie wieder einmal herkommen, sollen Sie mit erstaunen sehen, wie vieles meinem breiten exemplar schon beigeschrieben ist.

Dergleichen ergänzungen werden dadurch erst möglich, dasz die gedruckte fassung vor augen liegt. [Anzeiger 16, 226.]

freitag abend den 17 dec. 1852

Jac. Gr.

dank für die zettel aus B.

36. Lieber Hirzel,

wundern Sie sich nicht, dasz das manuscript ausgeblieben ist und die setzer nun allen vorrat aufgezehrt haben, ich bin seit den letzten tagen des vorigen jahres krank und zum arbeiten unfähig oder unaufgelegt. man sieht auch, dasz die wünsche nicht helfen, wenigstens nicht gleich, denn sonst hätte mir seit meinem geburtstag wieder sehr wol sein müssen. die sache wird von dem arzt noch für ungefährlich ausgegeben, ich soll mir mit häufigen spaziergängen helfen, wozu die winterliche zeit wenig antreibt. mein herzschlag ist in unordnung, und die pulse bleiben aus, es vergeht und kehrt wieder, 'gestern fühlte ich mich freier, heute wieder beengt. ich hoffe dasz sich das übel in einigen wochen legt und dann soll alles versäumte, wie nach der letzten herbstreife bald eingeholt werden. es thut mir leid, dasz gerade im augenblick eine kleine unterbrechung stattfindet, wo Sie das verlagsgeschäft übernehmen. . . . und ein neuer buchstab begonnen wird.

Auf spalte 1048 kommt nichts mehr von B, sondern 1049, d. h. die folgende blattseite fängt damit an, es ist kein neuer bogen, sondern die zweite hälfte des bogens 66.

Da auf der letzten seite (1047—48) leerer raum ist, kann der setzer einige zusätze einschalten, obgleich es ihn bemühen wird.

Sobald ich kann sende ich neues manuscript. es ist gerade im eingang des B allerhand schweres vorzubringen, das ich nicht gern anbeisze; hernach geht es leichter.

Dieterichs frau, das arme Jettchen, soll unrettbar verloren sein. es thut uns allen sehr leid. . . .

Von andern mündlich, wenn Sie diesen monat noch hierher kommen.

montag den 11 jan. 1853.

Ihr Jac. Grimm.

37. Lieber freund,

ich sende, damit wir endlich aus der unangenehmen unterbrechung kommen, manuscript 2007—2066.

besteht der drucker immer noch darauf, dasz auf spalte 1047. 48 auch der anfang von B komme, so scheint mir besser, dasz man A auf spalte 1047 auslaufen und B auf 1048 beginnen lasse. dadurch wird dem übelstand in den rubriken gesteuert.

Durch den wiederabdruck der geschichte der deutschen sprache wird mir die angenehme hofnung verdorben, das werk ansehnlich, wie ich könnte, zu verbessern. denn in der berechnung eines schnellen absatzes dieser unverbesserten zweiten auflage könnten Sie sich teuschen; möglicherweise blieben meine gesammelten collectaneen für immer verloren. auch ist zu bedenken, dasz eine zweckmäßige umarbeitung nochmals einen groszen theil der vorigen käufer anzieh'n würde, deneu mit dem bloßen wiederdruck nicht gedient ist. ich würde diesen sommer die abendstunden dazu verwenden, ein planiertes exemplar zu corrigieren und zu vermehren, auch hin und wieder zu mindern. überlegen Sie daher nochmals bevor Sie beginnen, denn beginnen Sie, so gebe ich nach und ziehe mich jetzt zurück.

Gervinus wird heute den kampf siegreich bestanden haben¹.

28 jan. 1853.

Ihr Jac. Gr.

1) Vgl. briefwechsel Grimm-Dahlmann-Gervinus 2, 119.

38. Hierbei manuscript 2111–2184, was mehr als zwei bogen gibt. für den Bóbrík¹ und Vollmann danke ich, der letzte ist interessant, aus Bobrik, fürchte ich und wünsche ich, wird wenig aufzunehmen sein.

montag 28. febr. [1853]

Jac. Gr.

39. ich frage nach einem unanständigen wort, das man in den wörterbüchern vergeblich sucht, das aber im grössten theile Deutschlands gilt, dessen ausbreitung ich erfahren möchte . . . der kalte bauer².

[1853]

40. Hierbei manuscript 2185–2244, was beinahe den bogen 74 füllen wird, das übrige soll bald folgen. ich danke schön für den zusatz aus Atta Troll, der mir willkommen war. die recension des Lanzelet folgt zurück. Sie hatten mich dadurch zu einem einschießel über barlaufen verführt, das besser zu spalte 1140 verarbeitet worden wäre, doch habe ich nun hier darauf bezug genommen und es dient auch für den ersten anlauf wenn man barlaufen aufschlägt. nur wäre spalte 1134, wenns geht, beizufügen s. barre 3. Die meistentheils erfundnen oder falsch angewandten turnwörter bei Jahn vermeide ich möglichst.

Sonnabend nachmittag [1853]

41. Lieber freund, die beendigung des fünften hefts unterliegt keinem zweifel und was noch an manuscript abgeht, soll und kann gesandt werden, sobald Sie es fordern. Sie sind besorgt wegen der ausdehnung des buchstaben B, und werden sich bei der nächsten lieferung schon beruhigen. ich fasse mich so kurz es nur geht, doch sind mehr etymologien nöthig als im A, wo sie bei den zusammensetzungen mit ab an auf aus unpassend gewesen wären; auch hat sich der vorrat des materials durch viele seitdem eingelaufene beiträge für B allerdings verstärkt, es wird aber lange nicht alles zugelassen.

Warum aber enthalten Sie die aushängebogen vor? ich habe nur bis 65 *incl.* und bin begierig zu sehn, wie sich manche einschaltungen gemacht haben.

Ein kleines unglück musz ich berichten, das eine der Ihnen gehörigen jagdbücher, das von Göchhausen, alten weidmannischen verlags ist mir seit einigen monaten unter den händen weggekommen und alles suchen danach hilft nicht. es musz mir aus der stube entwendet worden sein. Sollte es sich noch einmal in maculatur finden, so gäbe es wol Reimer her (dem ich für die gesandten auszüge schönstens danke)? ich hatte gerade etwas darin nachzuschlagen, worüber mich Döbel und Tänzer unaufgeklärt lassen.

Da Sie mir herrn Köhler auf den hals geschickt haben, müssen Sie auch nun die einlage an ihn besorgen.

Düntzer lässt ja allen groll fahren, dasz er Ihnen ein werk über Göthe anbietet.

mittwoch 23 merz [1853]

Ihr Jac. Gr.

42. Hierbei folgt p. 2245–2294, was über bogen 75 hinausreicht.
29 merz [1853].

J. Gr.

1) Nautisches wörterbuch, Leipzig 1850.

2) Vgl. Wörterbuch 1, 1176.

43. Lieber Hirzel,

Sie haben wort gehalten, meine neugeborne fünfte tochter ist heute morgen hier eingetroffen; dasz Sie A und B, nach dem S, für die stärksten buchstaben des deutschen alphabets erklären, scheint mir aber eine kühne annahme, die demnächst durch V und W widerlegt werden kann; vorläufig mag es zur beruhigung des publicums dienen. diesem zu sagen, dasz in den ersten band nothwendig auch die vorrede gehört, wäre vielleicht gut gewesen, wir wollen sehen, ob auszer ihr noch C hinein kommen wird.

Auch Ihre früheren sendungen sind in meinen händen und ich danke. Göchhausen ist aber nicht der verlorne, welcher in quart war und bilder hatte. für unsern zweck verschlägt es nichts.

Hier folgt manuscript 2357–2456, genau hundert seiten. ich wünsche glückliche messe, und dasz sie von vielen abnehmern des wörterbuchs gebaut werden möge.
am 20 apr. 1853 Ihr Jac. Grimm.

44. Lieber Hirzel,

mit der zurückgehenden correctur 82^a sende ich manuscript 2493–2558. zugleich empfangen Sie Kühnes Europa no 39, worin der artikel über unser wörterbuch keinen heller werth ist. dagegen hat mich Fleglers¹ anzeige erfreut, ich kaun doch das heft behalten? weil ich es demnächst bei abfassung der vorrede brauchen musz.

Wahrscheinlich ist das mir fehlende heft von Kehrein nicht zu erlangen, sonst hätten Sie es mir angeschafft. das schreckt mich nicht ab, Sie um eine andere gefälligkeit zu ersuchen. in der dortigen handelsschule ist neulich ein programm erschienen C. H. Monicke *notes and queries on the Ormulum*², das ich haben müchte.

Hermann schickt Ihnen seinen Demetrius³, aber mit der bitte, niemand davon zu sagen. das stück soll erst, wie er denkt, aufgeführt werden, eh es als buch erscheint; ich glaube dasz die leute, wie sonst bei trauerspielen, nicht bis elf uhr aufgehalten werden.

Dank für Ihre willkommnen nachträge
dienstag 31 mai [1853]

Jac. Gr.

45. L. H. ich sende hierbei 2701–26, welches für die lieferung ausreichen wird, obenstehendes⁴ lassen Sie doch auf den umschlag setzen. der artikel bandhüter war eine dummheit, zu der mich ein secerpt aus Schlegels Shakespear verleitete. [Fehler im abdruck.] glücklicherweise kleinigkeiten, doch das auge beleidigend. ein exemplar bitte ich von nun an auch an professor Gervinus nach Heidelberg abzusenden (die früheren hette hatte ich ihm selbst geschickt), folglich eins weniger hierher zu senden.
[1853]

46. Lieber freund,

ich danke für den nachweis der beiden stellen und habe auf beifolgendem zettel angegeben, wie verfahren werden musz, um sie noch einzuschalten. . . .

6 juli 1853.

Ihr Jac. Gr.

1) Alexander Flegler, dozent der geschichte in Zürich, dann archivvorstand des germanischen museums in Nürnberg.

2) Leipzig 1853.

3) Leipzig 1854.

4) Vgl. Kleinere schriften 8, 543.

47.

sonnabend 9 juli [1853]

L. H. sobald der bogen 90 durchgesehn ist (das manuscript reichte, da Sie nichts bemerkt haben, sonst hätten leicht ein paar blätter mehr gesandt werden können) geht meine reise über Basel, Bern, Genf nach Lyon und Marseille; haben Sie mir noch rathschläge zu geben, so thun Sies umgehend. vier wochen werde ich ausbleiben, wenn mir nichts zustözt.

... Über den heute eingetroffenen bogen 85 können Sie wieder bei Hirschfeld lärm schlagen. [Stehengebliebene druckfehler, nachtrag.]

Bleiben Sie gesund und vergüügt. soll ich Ihnen einmal von unterwegs schreiben?

die fertige sechste lieferung heben Sie mir dort auf bis ich heimkomme. denn Wilhelm reist auch auf länger fort, Dortchen ist schon fort.

48.

Marseille 24 juli 1853.

Lieber freund, ich halte mein versprechen Ihnen einmal von meiner reise aus zu schreiben. sie ist bisher ganz glücklich vonstatten gegangen. zu Basel empfieng mich, von Ihnen aufgefordert, Wackernagel aufs freundschaftlichste, es war um ein paar tage geschehn, so hätte ich ihn wieder verfehlt, denn er stand im begriff mit sack und pack nach dem landgut seiner schwiegermutter, ich glaube im canton Solothurn gelegen, abzureisen. Zu Bern wohnte ich im Distelzwang¹, der Ihnen ohne zweifel bekannt ist. der weg von da nach Vevey führt durch prächtige felsen des Münsterthals, Friburg gefiel mir, doch nichts geht über die reizende lage von Vevey, wo ein sehr gutes gasthaus ist. Auf dem see fuhr ich nach Genf, dessen umgebung hinter der von Vevey zurück bleibt. Die diligence von Genf nach Lyon ist unbequem. Von Lyon hatte ich geringere vorstellung, die stadt ist nicht nur grosz, sondern auch an den quais oft anmutig und gefällig. Auf der Rhone, die breiter als der Rhein ist, aber nicht so schön flieszt, fährt man im dampfschiff schnell herab bis Avignon, das schif war übervoll, hauptsächlich von kaufleuten, die nach Beaucaire, dem französischen Leipzig giengen und alle bequemlichkeiten immer vorweg nahmen, sodasz man sich in dem gedränge nicht wol befand. eine büchermesse ist aber zu Beaucaire nicht. Avignon, Montpellier, Nimes sind lauter ansehnliche und sehenswerthe städte, Nimes zumal. bei dem unumwölkten himmel ist die luft heisz und schwül und grosze plage von stechenden mücken. Auf den eisenbahnen aber mäszigt ein kühlender luftzug. Sie haben keine vorstellung davon, wie man bei der ankunft zu Marseille im bahnhof aufgehalten wird, ich rathe jedem fremden, womöglich, dieser stadt auszuweichen. denn wenn man endlich seinen koffer hat, kann man damit nicht fort, sondern musz endlose *enregistremens* abwarten, ich konnte erst eine stunde nachher den gasthof erreichen.

Heute verweile ich ungerne hier, weil erst morgen ein schif nach Genua, das mich aufnehmen wird, abgeht. Von Genua reise ich über Mailand nach Venedig und Triest.

Grüenzen Sie Ihre gute frau.

Jacob Grimm.

49.

Berlin 11 aug. 1853

Lieber freund, ich halte wort und bin wieder da. ich habe den Rhein, die Rhone, den Po, die Etsch, Donau und Elbe, auch das meer zweimal passiert, bin

1) Vgl. Wörterbuch 2, 1197.

über Marseille (wo ich einige zeilen an Sie in den briefkasten warf), Genua, Mailand, Verona, Venedig, Triest, Grätz, Bruck, Salzburg, Ischl, Linz, Budweis, Prag, Dresden zurück gereist; Sie werden mir einräumen, dasz ich den angesetzten monat tapfer angewandt habe. Den andern allen ists nicht so gut ergangen, sie sind noch nicht am Rhein, sondern Dortchen wurde zu Marburg krank und im guten fall werden sie erst ende dieser woche nach ihrem bestimmungsort weiter vorrücken. Zum glück erfuhr ich die kunde, die mich auf der reise sehr beunruhigt oder früher zurückgeführt hätte, erst in Salzburg, zugleich mit der nachricht von eingetretener besserung.

Hier hat es mich betrübt zu hören, dasz Jettchen Reimer nun doch dahin ist. die arme mutter.

Nun solls wieder angehn. Hermann erzählt mir, dasz beide hunde, Sander und Wurm, von neuem gebollen haben, gelesen hab ichs noch nicht.

Ihr Jac. Gr.

50. Ich will wieder frucht auf die müle schütten, und schicke hierbei p. 2727—2830. Sanders zweites heft¹ habe ich durchgesehen, es sind lauter kleinliche, feindselig vorgetragne, aber fleisige beiträge, die willkommen und brauchbar gewesen wären, hätte er sie vor dem druck liebeich mitgetheilt. Jetzt mag der gehässige mensch zum teufel gehn, und keinen dank dafür haben, wenn man etwas in zukunft aus ihm gebrauchen kann. offenbar aber hat ihn dieser hasz erst zur arbeit befähigt, sonst hätte ihm nichts zu gebot gestanden. Solch ein wesen ist zum glück den meisten menschen, und vor allen Ihnen, von grundaus entgegengesetzt.

16 aug. 1853.

Ihr Jac. Gr.

51. Lieber Hirzel,

der Sanders ist ein schmeichler gegen den Wurm², dessen freche und übermütige impertinenz alles hinter sich läszt. er bildet sich ernstlich ein, durch seine kritik das wörterbuch zu grunde gerichtet zu haben, und bereitet sich vor, ihm durch einen wiederholten schlag den letzten stosz zu versetzen. Ich mag mich, wenigstens jetzt noch, nicht mit ihm einlassen, gut geschienen aber hätte mir, wenn Zarnke die derbe lüge, dasz die recension im centralblatt von mir herrühre, abgefertigt hätte. Das niederträchtigste ist, dasz er s. 15 mich sucht politisch anzuschwärzen.

Ich weisz kein beispiel sonst, dasz ein niemand beleidigendes, niemand angreifendes vaterländisches werk, das auf den ersten blick so viel neues und einen reichthum von wörtern bringt, die man noch nicht gehört hatte, gleich bei seinem beginn so gelästert und verfolgt wird.

Es wäre gut, dasz ein kundiger, bewanderter mann diesen pamphleten etwas entgegenstellte. die hauptgesichtspuncte dabei wären,

- 1) zu zeigen, dasz Adelung, den sie jetzt als classisches muster anpreisen, in unzähligen stücken geirrt hat und jetzt schlagende verbesserung erfährt.
- 2) dasz nicht nur die heutigen schriftsteller wie Göthe, Schiller, Lessing usw. zuerst in reicher stellenauswahl vorgeführt werden, sondern dies noch mehr in bezug auf Luther, Keisersberg, Fischart pp gilt, deren wortreichthum bisher völlig ungekannt war.

1) Das deutsche wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet, Hamburg 1853.

2) Beleuchtung der 5. lieferung des deutschen wörterbuchs, München 1853.

- 3) dasz überall die wörter grammatisch scharf aufgestellt und vom standpunct der heutigen philologie ihnen etymologien beigefügt werden, die im gegensatz zu den alten, falschen mindestens durch ihre frische und neuheit, wo nicht befriedigen, doch anziehen.
- 4) dasz in der auswahl der belege und in den erörterungen auf poesie und volksgebrauch geachtet und dadurch dem wörterbuch seine trockenheit genommen wird.

Dies alles mit schlagenden aber reichen beispielen darzulegen ist aus den erschienenen sechs lieferungen nicht schwer und musz jenen burschen das schamlose maul stopfen.

Dasz aus dem meer von wörtern, aus der ungeheuren masse von büchern nicht alle wörter gewonnen sind, liegt in der natur der sache. greife man nach irgend einem band Göthes oder Lessings und lese ihn genau mit rücksicht auf a und b durch, so wird sich mangelndes und ausgelassenes ergeben; und wie viele bücher und schriftsteller sind gar nicht gelesen und ausgezogen worden! auch soll ja nicht die ganze literatur ins wörterbuch eingetragen werden, nur gestrebt, dasz nichts wesentliches entgehe.

Beide Sanders und Wurm ziehen alles was sie wissen und hervorbringen, bloß aus der neuen sprache, verstehn von der alten und älteren nichts, und würden den ärgsten irrthümern anheimfallen, sollten sie eigne artikel liefern.

Im punct der orthographie und der äusseren einrichtung musz meine vorrede abgewartet werden.

19. aug. 1853.

Ihr Jac. Gr. .

52. Lieber freund,

ich danke für die schönen geschenke. Da Sie mir früher einmal gesagt hatten, auf Wurms erstes pamphlet¹ sei gleich ein haufe bestellungen nach Nürnberg rückgängig gemacht worden; so glaubte ich, ähnliche nachtheile fürchtend, es sei jetzt an der zeit, diesen schändlichen leuten ordentlich zu leibe zu gehn, und sie durch eine wahrhafte darlegung des sachverhalts zum schweigen zu bringen. Die bisher vorgekommenen günstigen beurtheilungen reden alle zu allgemein, ohne auf das bündig einzugehn, was durch das wörterbuch gegenüber den älteren arbeiten gewonnen und erreicht wird. das würde den schreiern auf einmal das maul stopfen. Indessen müste es mit groszer sachkunde und umsicht geschrieben werden und ich weisz nicht wer es schreiben sollte. Mit der zeit wird die sache von selbst durch ihre innere gewalt vortreten und dann die lüge verstummen. Meinetwegen also mag nichts geschehn, ich erhalte ohnedem in der vorrede gelegenheit mich über wesentliche puncte auszusprechen. Was Häuser² sagen wird, kann zwar gut sein, wird aber doch nichts helfen. er ist übrigens seit einigen wochen hier, um das archiv zu benutzen. als er mich besuchte, kam die rede gar nicht aufs wörterbuch und ich mochte natürlich jene sache nicht berühren.

Lesen Sie doch einmal einliegenden brief. dieser Candidus³ ist ein nach Lothringen verschlagener Elsässer, eigentlich Weisz geheissen, ein begabter mensch,

1) Zur beurteilung des deutschen wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, München 1852.

2) Ludwig Häuser (1818–67), professor der geschichte in Heidelberg.

3) Karl August Candidus (1817–72), lehrer in Markirch, dann 1846–58 in Nancy, seitdem in Odessa.

von deutscher gesinnung und voll treuer anhänglichkeit an uns und unsere literatur. Er hat eine Messiade gedichtet¹, auf die er, wie sein schreiben an mich zeigt, grosze stücke hält. Ich will Ihnen nun nicht rathen das gedicht in verlag zu nehmen, der gegenstand scheint mir schwierig und bedenklich; doch wäre es kein groszes wagnis, da die 2000 verse etwa nur 8–10 bogen füllen würden. auf jeden fall müste er das manuscript vorher einsenden, dann wüchse vielleicht Ihre lust und ich könnte bestimmter zurathen, würde auch gern, wie er wünscht, ein vorwort beifügen². Sie dürfen aber auch rund die sache von der hand weisen.

Ist denn Ihr sohn von seiner ersten Schweizerreise glücklich heimgekehrt? Dortchen erholt sich zu Breitbach langsam, Wilhelm ist in diesen tagen zu Bonn gewesen. Dahlmann, beide Gervinus, und Fallenstein reisen im Berner Oberland, Tirol und durch Baiern zurück.

mittwoch den letzten august 1853.

Ihr Jac. Gr.

Göthes briefwechsel mit der Lotte soll jetzt wirklich bei Cotta gedruckt werden³; das buch hätte ich Ihnen lieber gegönnt. es musz alsbald noch fürs wörterbuch ausgezogen werden.

53. [Berichtigung einer stelle im wörterbuch.]

Die leute sind toll, wenn sie meinen, dasz ich gerade ihnen verleger suchen müsse. den tag nachdem ich jenen brief von Candidus empfangen hatte, kam ein andrer meines alten freundes Wigand, der preuszische rechtsalterthümer oder so etwas fertig hat⁴. zum spasz lege ich ihn bei, ohne im mindesten dazu zu rathen. Von Candidus habe ich schon wieder antwort (briefe aus Nancy kommen unglaublich jetzt in einem tage hier an); Sie sehen es ist ein guter mensch, ich habe ihm noch keine hofnung gemacht und Ihren namen noch nicht genannt, nur geschrieben, er solle mir sein manuscript schicken.

samstag 10 sept. [1853]

Jac. Gr.

54. [Nachträglicher beleg aus Goethe zu bescheiden, am rand Hirzels stellenachweis, wörterbuch 1, 1556.]

Auch wünsche ich spalte 1560 statt des nachgetragnen studentischen schissier lieber die deutsche form schisser gesetzt, also das i getilgt.

[Wegen krankheit von Haupts frau.]

donnerstag [1853].

Gr.

55.

Berlin 14 oct. 1853.

Wünschen Sie mir glück, liebster Hirzel, zum hundertsten bogen. Gott wird auch weiter helfen; ich habe das manuscript zum 7 heft fast fertig und kann es schicken. Haupt erzählte mir von groszer schwulität, in der das Webersche unternehmen⁵ bereits, und höchst verdienter maszen, stecke.

Sobald die geschichte der deutschen sprache versendbar wird, bitte ich, in

1) Der deutsche Christus, Leipzig 1854.

2) Kleinere schriften 8, 390.

3) Goethe und Werther, Stuttgart und Tübingen 1854.

4) Denkwürdigkeiten für die staats- und rechtswissenschaft, für rechtsaltertümer, sitten und gewohnheiten des mittelalters, Leipzig 1854.

5) Sanders wollte sein wörterbuch anfangs bei Weber in Leipzig erscheinen lassen, überwarf sich aber mit diesem und wandte sich an Otto Wigand.

meinem namen, ein exemplar an Gervinus gelangen zu lassen¹. auch sonst zu geschenken hätte ich gern eine mäsige anzahl.

[Nachtrag zu beschmitzen spalte 1585 aus Spees Trutznachtigall] da sonst aus diesem dichter, weil er oft zu läppisch ist, nicht viel aufgenommen wurde, talent besasz er dennoch. Ich merke, dasz Sie nun auch den Schillerband von 1840 besitzen. Der neue Lessing ist hübsch gedruckt, ich kaufe ihn aber nicht, weil doch nach Lachmann citiert werden musz. Jac. Gr.

56.

Montag 17 oct. 1853.

Lieber freund, unsere letzten briefe und gedanken haben sich gekreuzt. Wenn Sie pakete an mich expedieren lassen, bitte ich zu sorgen, dasz auszer der strasze auch die hausnummer 7 ausgedrückt werde, weil sonst die pakete nicht gebracht werden, sondern zu holen sind. . . .

Nun sage ich herzlich dank für das schön gebundne exemplar und für die besorgung an Gervinus. von der eintheilung des buchs in zwei hälften hätte besser ganz abgegangen werden sollen, sie geschah das vorigemal nur weil der band zu dick wurde. jetzt erscheinen beide bände zu dünn und es werden, da die seitenzahlen fortlaufen, unnöthige citate von band 1 und 2 veranlaszt. beim register hätten, da sie doch neben stehen, die alten seitenzahlen genommen werden sollen. mit dem honorar halten Sie es doch ganz nach Ihrer bequämlichkeit.

Der druckfehler augenbehalten ist ein leidlicher; ich war beim niederschreiben der wenigen worte unschlüssig, ob ich nicht dankbar erwähnen solle, dasz ein von Hildebrand verfasstes register der neuen auflage einigen werth verleihe. ich werde aber in der vorrede zum wörterbuch bessern anlasz finden, seines verdienstes um mich zu erwähnen. Grüenzen Sie ihn von mir, und seine bemerkungen zum letzten bogen seien begründet gewesen und gebraucht worden.

Das heute abgegangene manuscript reicht bis zum wort besuchen und wird, meine ich, das heft ausfüllen, widrigenfalls noch einige blätter nachfolgen sollen. Die meinigen sind immer noch nicht vom Rhein zurück, weil Dortchen einen bösen husten bekommen hatte, der vor dem antritt der reise weichen soll.

Ihr Jac. Gr.

57. Lieber Hirzel, das übersandte blatt aus der schulzeitung enthält nichts als erbärmliches, wenn schon wol meinendes gewäsch, ohne alle ahnung von dem was zu sagen nöthig wäre. diese leute verdienen das freie exemplar nicht und ich rathe es einzuziehen.

Von den mir noch zgedachten exemplaren der geschichte der deutschen sprache bitte ich in meinem namen nach Ruszland unter folgenden adressen zu versenden (Brockhaus steht in lebhaftem verkehr mit Helsingfors):

eins an die Finnische Literaturgesellschaft zu Helsingfors,
eins an die estländische literärische Gesellschaft zu Reval,
und ferner eins an die

Kongl. Vitterheds, Historie och Antiquitets Academie zu Stockholm.

Für Simrocks Walther², der mir eben auch seine deutsche mythologie³ schiekt

1) Das buch ist ihm gewidmet.

2) Zuerst Berlin 1833.

3) Handbuch der deutschen mythologie, Bonn 1853–55.

und offenbar zuviel schreibt, schönsten dank. Dortchens husten, der die heimreise immer aufhält, macht mir sorgen.

freitag 21 octob. 1853.

Stets Ihr Jac. Gr.

58.

31 octob. [1853]

[Dankt für sechs exemplare der Geschichte der deutschen sprache.]

Die grenzboten folgen mit dank zurück, sowie die schulzeitung und das Bremer sonntagsblatt. . . statt dasz der berichterstatter über das wörterbuch selbst redete, spricht er von Sanders!

Obgleich Sie kein manuscript begehren, übersende ich hierbei fürs achte heft pag. 3175—3252, worin viel hübsche sachen vorkommen.

Noch immer ist mein bruder und die schwägerin nicht zurück, müssen aber nun alle tage eintreffen.

Ihr Jac. Gr.

59.

Lieber freund,

Candidus hat mir seine dichtung nun übersandt. ich finde meine erwartung noch übertroffen. es ist reine und innige poesie, die wie ich glaube auf die leser eindruck machen wird und durch ihre gedankenvolle schwärmerei rühren. würde das büchlein zu weihnachten dem publicum geboten, so müste es wol abgang finden. falls Sie noch entschlossen sind es zu verlegen und dem verfasser schreiben wollen, so ist dessen adresse à *Mr. Candidus pasteur protestant à Nancy*. er schreibt kein wort von honorar, ich halte dafür, es liegt ihm nicht daran und er sehnt sich bloz das werk der welt zu übergeben. betrachten Sie sich das manuscript und melden mir Ihren entchluss. gefragt werden müste er auch nach den anmerkungen, deren gedacht wird, die aber nicht beiliegen, vielleicht nur eine oder einige seiten. eine versprochene kurze vorrede würde ich gern liefern.

den 11 nov. 1853.

Jac. Grimm.

60. Lieber Hirzel, ich danke Ihnen, dasz Sie an Candidus geschrieben haben. kommt die sache zustand, so bin ich es, der Ihnen für allen schaden haftet, der daraus entspringen könnte, weil Sie nur mir zu gefallen sich darauf eingelassen haben.

[Berichtigung zu betriegèn wörterbuch 1, 1714.]

Es ist schön dasz Sie so genau und glücklich aufpassen. die briefe an Lotte lesen Sie schon.

Samstag morgen [20. november 1853]

Ihr Jac. Gr.

61. Lieber freund,

anfangs dachte ich, die drei ersten buchstaben A B C in den ersten band zu bringen, sehe aber immer deutlicher ein, dasz es sich nicht thun lassen wird. A und B halten sich ungefähr das gleichgewicht, und A hat $4\frac{1}{3}$ lieferungen gefüllt. allein die erste, wo ich noch nicht recht in die arbeit eingeschossen war, behandelt manche artikel zu kurz, und A würde jetzt, wenn noch einmal angefangen würde, mindestens $4\frac{1}{2}$ einnehmen, woraus folgt, dasz B erst mit lieferung 9 schlieszen kann, C nebst vorrede und quellenverzeichnis noch die zehnte lieferung fordert. zehn lieferungen geben einen band von 1200 seiten, was ihn, so dünn das papier ist, doch zu sehr anschwellt. kaum wird es auch möglich sein lieferung 8. 9. 10 zur ostermesse zu stellen.

Überlegen Sie also, und ziehen Sie auch Reimer, der dem wörterbuch seine alte theilnahme forterhalten wird, mit in den rath, ob es nicht besser sei, davon

abzugehn, dasz die bände sich nach den buchstaben richten. wie wir hefte von 15 bogen geben, lassen sich auch bände von acht heften oder 960 seiten absondern und ohne rücksicht auf den inhalt abbrechen. ich denke überhaupt, dasz es vortheilhaft ist, durch das ganze werk die spaltenzahl fortlaufen zu lassen; reicht der erste band bis s. 960 oder spalte 1920, so wird der zweite bis s. 1920 oder spalte 3840 reichen usw. Nehmen wir diesen grundsatz an, so hört alle noth und sorge wegen des abschlusses der bände nach den buchstaben auf. dann aber lassen Sie das werk seinen gang ruhig gehn, es wird sich von selbst im rechten masz halten, und verkaufen sich die erscheinenden bände gut, so liegt nichts dran, dasz am ende einer mehr kommt, als man sich anfangs vorstellte.

In der ausarbeitung kann ich mir keinen zwang auferlegen und eine abkürzung der bibelstellen nicht gefallen lassen. Der grund des werks ist auf Luther und Göthe gebaut, Luthers sprache hat auf die ganze entwicklung des nhd. den entschiedensten einfluss, die citate aus der bibel sind schon ausgewählt und jedes einzelne sichert eine besondere wendung des ausdrucks; auch musz durch häufung der citate die gangbarkeit des worts vor das auge gestellt werden. Allmählich, wie Sie wissen und selbst dazu mitwirken, gehn noch aus andern schriftstellern auszüge ein; soll man sie abweisen? und nicht lieber durch ihre aufnahme das werk ein wenig ausdehnen?

Billigen Sie meinen vorschlag, so liefere ich noch zu heft 8 ausreichendes manuscript und mache mich gleich an die vorrede; dann wird band 1 im merz ausgegeben werden können. Wollen Sie aber mindestens ganz B in den ersten band, so musz es länger bis zu Johannis damit wähen.

Wie viel bogen schlagen Sie das gedicht von Candidus an? es wird vom gewählten format abhängen.

26 nov. 1853

Ihr Jac. Gr.

62. Kaum sind Sie fort, Lieber Hirzel, so fällt mir etwas ein, was in überlegung kommen musz. nemlich, da im verlauf des wörterbuchs unvermeidlich noch manche bisher unbenutzte quellen hinzutreten werden, so kann das jetzt zu gebende verzeichnis nur ein sehr unvollständiges sein, das am schlusz des ganzen von neuem gedruckt werden musz. fragt sich also, ob man dessen beifügung zum ersten band, wie sie freilich versprochen wurde, für unentbehrlich hält und es damit lieber nicht anstehn lässt? mir scheint es warten zu können und es bliebe in der vorrede nur das erforderliche darüber zu sagen.

Sie müssen mir nicht übel nehmen, dasz ich von dem gedanken des fortguginierens immer noch nicht zurückgebracht bin. ich werde Ihnen neuere bücher angeben, die Sie auf der bibliothek bei Hartenstein¹ nachsehen können, um sich zu überzeugen, dasz die sache ausführbar ist.

Ich habe Ihnen entweder gesagt, oder Sie wusten es schon, dasz Schweizer² in Zürich vor hat, die etymologien des wörterbuchs zu recensieren. es wäre gut, wenn Sie ihn vom baldigen erscheinen der vorrede benachrichtigten, worin ich mich über meine art und weise auslassen will. spräche er vorher über die sache, so gäbe es mancherlei misverständnisse; wartet er aber ab, was ich sage, so kann er mich desto sichrer beurtheilen.

1) Gustav Hartenstein (1808–90), professor der philosophie in Leipzig, oberbibliothekar der universitätsbibliothek.

2) Heinrich Schweizer-Sidler (1815–94), professor der philologie in Zürich.

Candidus ist seelenvergnügt und hat mir ein volkslied mit musik geschickt; doch ich lege Ihnen lieber seinen brief bei.

Sonntag abend.

Jac. Grimm.

[Auf der rückseite von andrer hand: 17. december 1853.]

63.

am 26 dec. [1853]

Lieber freund,

diese tage waren so bewegt, dasz ich erst heute dazu gelangt bin, die beifolgende vorrede zu Candidus zu schreiben, von deren abdruck ich mir eine revision zur lesung ausbitte. auf dem titel darf mein name nicht stehn. es wird alles mit lateinischen buchstaben auf meine weise gesetzt. um dies büchlein

hab keinen kummer,

wie die Schweizer sagen, es wird bald verkauft sein und ich sehe schon eine neue auflage kommen.

A propos Schweizer. Sie, als solcher, hätten mehr dringen sollen auf auszüge aus Gotthelf für das wörterbuch, ich habe in den letzten wochen viel in seinen büchern gelesen; er war mir sonst verleidet durch sein schimpfen auf Deutschland, was kann das helfen? ich gewahre, dasz unter allen jetzt lebenden deutschen schriftstellern keiner die sprache so in seiner gewalt hat wie er, und dasz, seit er aus den allgemeinen alterthümlichen erzählungen heraus gekommen ist in die innige Schweizerart, ungeheuer viel aus ihm zu lernen und zu gewinnen ist. seine natur erscheint höchst begabt.

Wenn Sie und Hartenstein in bezug auf fortgeführte *pagina* einmal nachsehen wollen Richardson . . . Valentini . . . Tommaseo . . . Kowalewski . . . ja sogar Heyse deutsches wörterbuch, so werden Sie gar nicht verkennen, dasz bei solchen werken, die ihrer natur nach unaufhörlich artikel abrechnen, es keinen rechten sinn hat für einzelne bände äusserliche und sichtbare abschnitte, die nur stören, einzuschwärzen. es gibt im wörterbuch keine andere als die beim anheben neuer buchstaben. der band hat auf dem titel blosz anzugeben wie weit die einzelnen wörter in ihm gehn, gerade wie es bei den ausgegebenen einzelnen heften geschah.

Wol aber musz ich mich Ihren gründen ergeben, die für beifügung des quellenverzeichnisses schon zum ersten band sprechen. vor dem verzeichnis selbst ist mir aber bang, mehr als vor der viel schwerern vorrede.

Eben bringt mir Ihr freundlicher hausgenosse Ulrich den brief vom 24, wofür ich danke.

Ihr Jac. Gr.

(Fortsetzung folgt.)

Liscows zitate.

Ich zitiere in der folgenden abhandlung Liscows schriften nach der von ihm selbst Frankfurt und Leipzig (in wahrheit Hamburg) 1739 veranstalteten 'Sammlung satyrischer und ernsthafter schriften' und zwar nach der nach besserung der im letzten bogen verdruckten seitenzahlen 903 seiten umfassenden ausgabe, die in dieser sammlung nicht mit aufgenommenene schrift 'Über die unnötigkeit der guten werke zur seligkeit', von der mir der erste, von Pott Leipzig 1803 besorgte abdruck nicht zugänglich ist, nach Müchlers abdruck im ersten teile seiner Liscowausgabe (Berlin 1806). Jene bezeichne ich mit S und der seitenzahl, diese mit M

und der seitenzahl. Die schriften Liscows zerfallen in verschiedene zeitlich getrennte gruppen: 1. die epistel an Lange über die guten werke, 1730 (M 3–104); 2. die satiren gegen Sievers, 1732 (S 1–134); 3. die satiren gegen Philippi, 1732–34 (S 135–472); 4. die schrift über die elenden skribenten, 1734 (S 473–574); 5. die epistel über Manzels naturrecht, 1735 (S 629–804); 6. die kleineren rezensionen, deren echtheit bei vielen starken zweifeln unterliegt (S 805–903; vgl. darüber Litzmann, Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen laufbahn S 114, dessen auffassung ich mich im wesentlichen glaube anschliessen zu müssen); endlich 7. die beiden vorreden zur ganzen sammlung und zu dem darin enthaltenen neuen abdruck von nr. 5, 1739 (S 1–84, vor den satiren gegen Sievers besonders paginiert, und S 577–628). Was ich im folgenden zu geben beabsichtige, ist ein nachweis, welche schriftsteller und zu welchen zeiten sie Liscow zitiert hat, ferner wo sich die zitierten stellen bei ihnen finden. Zuweilen gibt Liscow genaue zitate der fundstellen der von ihm zitierten verse und sätze, zuweilen zitiert er nur den autor oder das werk, nicht aber die stelle, zuweilen auch diese nicht einmal. Eine kleinere anzahl von zitaten habe ich trotz aller bemühung und freundlicher beihilfe kundiger kollegen als vorläufig nicht identifizierbar auf sich beruhen lassen müssen, die am schluß jedes abschnitts zusammengestellt sind. Wem eine solche untersuchung, wie die vorliegende, wertlos und überflüssig erscheint, dem halte ich mit Bernays in seiner geistvollen abhandlung 'Zur lehre von den zitaten und noten' (Schriften zur kritik und literaturgeschichte 4, 345) Lessings worte entgegen: 'die wichtigkeit ist ein relativer begriff und was in einem betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als beschaffenheit unserer erkenntnis ist dazu eine wahrheit so wichtig als die andere, und wer in dem allergeringsten dinge für wahrheit und unwahrheit gleichgiltig ist, wird mich nimmermehr überreden, dass er die wahrheit bloss der wahrheit wegen liebet'.

1. Zitate aus der bibel.

Für diesen ersten teil der aufgabe ist die hauptarbeit bereits getan: Johannes Müller, ein schüler Oskar Schades, hat in einer abhandlung 'Liscow und die bibel' (festschrift zum 70. geburtstage Oskar Schade dargebracht s. 187) die bei Liscow vorkommenden biblischen zitate äusserst sorgfältig zusammengestellt und erläutert, so dass mir nur eine kärgliche nachlese übrig bleibt. Die generationen vor der erneuerung unserer literatur durch Klopstock, Goethe und Schiller (Lessing muss hier beiseite bleiben, denn bei ihm sind, obwohl er in einem pfarrhause aufwuchs oder vielleicht gerade deshalb, nur äusserst wenige anklänge an bibelstellen zu belegen, während sprache und stil der genannten drei geradezu von bibelzitaten erfüllt und durchtränkt ist) dachten darüber strenger und sahen in biblischen anklängen der weltlichen rede leicht eine profanation oder entweihung des heiligen wortes. So musste sich Liscow, der in diesem punkte schon etwas freier und weitherziger dachte als seine zeitgenossen, da sein biblisch gefärbter stil vielfach ärgernis erregt hatte, ausdrücklich gegen den vorwurf der profanation und des frevelhaften angriffs auf das heilige verteidigen, ein zweck, dem er seine 'Unparteiische untersuchung der frage, ob die bekannte satire Briontes der jüngere . . . mit entsetzlichen religionsspötereien angefüllt und eine strafbare schrift sei' (S. 197) gewidmet hat. Ich habe nicht den eindruck wie Müller (s. 197), als habe Liscow absichtlich biblische wendungen, bilder und gedanken angebracht, um seine gegner zu ärgern,

die so gerne 'unter die kanonen der kirche retirieren' (S 646), glaube vielmehr, dass Liscows sprechweise ähnlich wie die der folgenden generationen sich von klein auf am bibelstil gebildet hatte und er bei seinem streben nach naiv treffendem, volkstümlichem ausdrück ganz unbewußt in den wendungen der Lutherschen übersetzung schrieb, wie wir das auch in Goethes und Schillers jugendsprache in gleicher weise beobachten können (vgl. Hehn, 'Goethe und die sprache der bibel' im Goethe-jahrbuch 8, 187 und Boxberger, Die sprache der bibel in Schillers räubern, Erfurt 1867) und wie es bis zum überdruss und zur manieriertheit etwa Hippels 'Lebensläufe' zeigen. Man lese Müllers sorgfältige listen durch und man wird mir, glaube ich, recht geben müssen. In diesem zusammenhange ist besonders eine stelle in der dritten satire gegen Sievers zu beachten, die Müller (s. 216) eigentümlicher-weise übersehen hat und die so lautet (S 131): 'Was das anlangt, dass ich gesaget habe: Niemand verachte meine jugend [S 41; das zitat stammt aus dem ersten brief des Paulus an Timotheus 4, 12], so möchte ich wohl von den gewissenhaften personen, die mir dieses zur sünde deuten, belehret sein, wie ein mensch, der sagen will, man solle ihn seiner jugend wegen nicht verachten, seine worte ordnen müsse, wenn er sich nicht versündigen will. Ich vor meine person wusste es nicht kürzer und deutlicher auszudrücken und kann nicht davor, dass Luther eine gewisse stelle in den briefen Pauli ebenso übersetzt hat. Ich halte es für eine gar zu grosse beschwerlichkeit, allezeit, wenn man etwas reden oder schreiben will, die nase in der konkordanz zu haben, um zu sehen, ob die redensarten, der man sich bedienen will, auch in der bibel stehen. Meine heiligen richter müssen dieses tun, falls man nicht mutmassen soll, dass es mit ihrem engen gewissen nicht viel zu bedeuten habe. Ich beklage sie desfalls und gehe weiter'.

Ungefähr 240 stellen der bibel aus beiden testamenten hat Müller zusammengebracht, die von Liscow zitiert werden, viele von ihnen mehrfach. Das wenige, was ihm entgangen ist, stelle ich hier zusammen:

'Dass derjenige eine mehr als eiserne stirn haben müsste' M 9: 'Denn ich weiss, dass du hart bist, und dein nacken ist eine eiserne ader und deine stirn ist ehern' Jesaias 48, 4. An der vertauschung von 'ehern' und 'eisern' (auch Lessing, Sämtliche schriften 2, 291. 4, 395 spricht von 'eiserner stirn') darf man keinen anstoss nehmen: erscheint doch auch der aus 5 Mose 28, 23 stammende 'eherne himmel', den Goethe im Werther (Werke 19, 129 = Der junge Goethe 4, 295) und in der Natürlichen tochter vers 2645 (Werke 10, 370) richtig zitiert, in Klopstocks Messias 11, 692. 699 als 'eiserner'.

'Das werk mag seinen meister loben' M 87: 'Das werk lobt den meister' Sirach 9, 24; vgl. auch Schillers lied von der glocke vers 7.

'Userer gesellschaft, die dich als ihren angapfel hoch hält' S 195: 'Er behütet ihn wie seinen angapfel' 5 Mose 32, 10; ähnlich psalm 17, 8; sprüche Salomonis 7, 2; Sirach 17, 18.

'Verstelle deine gebärde' S 359: 'Da ergrimte Kain sehr und seine gebärde verstellte sich', 1 Mose 4, 5.

'Die geringste kluft, die zwischen ihm und seinem nächsten nachbarn befestiget ist' S 480: 'Über das alles ist zwischen uns und euch eine grosse kluft befestiget' Lukas 16, 26.

'Und mein freund Sievers würde längst vor kummer wie ein schemen vergangen sein, wenn nicht das lob der alten weiber . . . seine gebeine fett machte'

S 527: 'Sie gehen daher wie ein schemen' psalm 39, 7; 'Ein gut gerücht machet das gebeine fett' sprüche Salomonis 15, 30.

Folgender merkwürdige umstand, mit dem ich von den biblischen zitate abschied nehmen möchte, scheint bisher der aufmerksamkeit entgangen zu sein. Litzmann berichtet (s. 94) darüber, wie sich Liscows gegner Philippi in seinen späteren schriften, die er mit recht 'ausgeburten eines völlig zerrütteten geistes' nennt, über Liscow geäußert hat, und gibt proben seiner reumütigen selbsterkenntnis. In diesem zusammenhange zitiert er einmal (s. 95): 'Die schläge des liebhabers meinens nicht böse, spricht könig Salomo'. Dieser satz, genauer 'Die schläge eines liebhabers meinens recht gut' (sprüche Salomonis 27, 6), bildet das motto von Liscows schrift gegen Lange über die guten werke (M 3) und man dürfte daraus wohl ein neues argument dafür entnehmen, dass diese schrift tatsächlich, wie auch Litzmann nachzuweisen versucht hat, von Liscow verfasst ist.

2. Zitate aus der griechischen und römischen literatur.

Die antike literatur, und zwar in erster linie die lateinische (denn seine griechischen kenntnisse waren mässig, seine griechische belesenheit minimal), trägt nächst der bibel den löwenanteil von allen zitate Liscows davon: es fehlt nicht viel an 200 stellen. In seiner ersten, unter der maske eines geistlichen verfassers auftretenden schrift von den guten werken zieht er, nachdem er kurz nacheinander Lucrez und ein kirchenlied zitiert hat, sich selber ironisch wegen dieser anleihen beim heidentum auf (M 11): 'Ich weiss wohl, dass der geschmack der heutigen welt so verderbt ist, dass sie lieber siehet, wenn man seine reden und schriften mit stellen der heidnischen poeten ausziert, als wenn man sich der worte des heiligen geistes und der schönsten stellen geistreicher gesänge bedient. Man spottet der prediger, welche dieses letzte zu tun gewohnt sind, und hält es für ein sicher kennzeichen eines postillanten. Allein gleich wie es unter den predigern gottlob noch so tapfere männer, und zwar im überfluss, gibt, die sich durch dieses alberne urteil der närrischen und gottlosen welt nicht irren lassen, sondern ihre predigten grösstenteils aus anmutig untereinander gemischten sprüchen aus der bibel und versen aus gesängen zusammensetzen . . . so können ew. hochedelgeborene daher schon zufrieden sein, dass ich, um Ihren vermutlich auch verdorbenen geschmack zu vergnügen, lieber mit dem Lucretius als dem apostel Paulus reden wollen . . . Sie können glauben, dass ich mir, um nicht bei Ihnen zum gespötte zu werden, gewalt angetan habe: endlich konnte ich es nicht länger aushalten. Das macht die gewohnheit nebst der kleinen begierde, meine priesterlichen, mir auf das gesangbuch zustehenden rechte beizubehalten'. Seine reiche kenntnis der antiken schriftsteller breitet der zitatefreundige mann mit eifer und lust vor seinen lesern aus.

Nach der unterrichtsmethode seiner zeit, die auf energische und um ihrer selbst willen getriebene griechische studien noch nicht den wert legte, den sie dann zu ende des jahrhunderts gewannen, traten dem schüler, der ins altertum eindringen wollte, die Griechen wesentlich in lateinischer vermittlung, die griechischen schriftsteller mit und durch lateinische übersetzungen nahe. Auch Liscow war das vom Lüneburger Johanneum her gewohnt, das ihm für das akademische studium die letzte feile gab (vgl. Schröder Euphorion 13, 556). Wenn Liscow von einem übelwollenden leser seiner ersten satire sagt (S 8): 'Er wird herzlich lachen, dass ich einige griechische stellen angeführet, und stein und bein schwören, ich ver-

stünde' nichts davon; ja wer weiss, ob er nicht gar sagen wird, ich könne nicht einmal griechisch lesen', so spricht die seltenheit griechischer zitate dafür, dass er sich hier, um zu verblüffen, eines trumpfes rühmt, den er nicht in seiner karte zu haben ungen zugeben mochte. Und wenn er an einer andern stelle' (S 48) gar von der lektüre Pindars und den gemütsbewegungen spricht, 'die ich spüre, wann ich diesen alten Griechen lese', so ist der zusammenhang zu deutlich ironisch, als dass man ihm für sein renommieren ernstliche vorwürfe machen dürfte. So finden sich denn in all seinen schriften nur fünf griechische stellen zitiert, zwei davon aus dem altvater Homer mit lateinischer übertragung, je eine aus Euripides und Plutarch nur in übersetzter fassung und zwei komikerverse in der ursprache, die er aus irgend einem kommentar entnommen oder sonstwie kennengelernt haben mag. Aus Homers Ilias zitiert er zwei durch nichts besonderes ausgezeichnete stellen: 1, 219 vom zurückweichen des streitbaren Achilleus vor Pallas Athene S 403 und 11, 390, einen gnomischen satz, S 362. Welcher übersetzung die lateinischen fassungen entstammen, die er beiden stellen beigibt, vermochte ich bei der kürze der zitate nicht einwandfrei festzulegen: Henricus Stephanus liegt jedenfalls nicht zugrunde; am nächsten stellt bis auf winzige abweichungen, die sich übrigens Liscow auch sonst hie und da einmal erlaubt, der lateinische Homer des Hubert van Giffen (Giphanius), der Strassburg 1572 erschien (vgl. Finsler, Homer in der neuzeit s. 124). Die beiden verse aus Menander, dem 'alten *comicus graecus*', S 25 finden sich im vierten bande von Meinekes '*Fragmenta comicorum graecorum*' in seinen Monosticha vers 432 und 21. Die S 27 in lateinischer prosa gegebene stelle aus Euripides ist die berühmte und vielzitierte aus den *Phoenissae* 524: 'Ἐἵπερ γὰρ ἀδικεῖν χροί, τυραννίδος πέρι κάλλιστον ἀδικεῖν, τὰλλα δ' εὖσεβῆν χροῖών' (ich verdanke diesen nachweis meinem verehrten kollegen Friedrich Zucker); die übersetzung, die Liscow benutzt hat, ist nicht die geläufige von Barnes (vgl. auch Litzmann s. 24). Nach Xylanders übersetzung 2, 150 e (Frankfurt 1620) endlich zitiert Liscow die stelle von den unmusikalischen eseln, deren knochen zu den schönsten flöten verarbeitet werden, aus Plutarchs 'Ἐπτά σοφῶν συμπόσιον' S 566 (vgl. auch Litzmann s. 97 anm.). Für seine kenntnis des philosophen von Chaironeia zeugt auch die erwähnung der schrift 'Περὶ τῶν ἀρεσκόντων φιλοσόφων' und die bemerkung (S 108): 'Ich habe die apophthegmata der alten bei dem Plutarchus gelesen'. Seine epoche war damals für Deutschland noch nicht angebrochen (vgl. Hirzel, Plutarch s. 167). Der hinweis auf das 34. kapitel von Longins 'Περὶ ὕψους' (S 181), zu dessen übersetzung von Heinecke Liscow später eine vorrede geschrieben hat, bringt kein wörtliches zitat.

Neben diesem schwachen schimmer griechischen einflusses steht wie ein voller und breiter strom fremden lichtet der lateinische, der sich durch Liscows schriften von der ersten bis zur letzten periode in reicher fülle ergiesst. Ich scheidet dichter und prosaisten und ordne jede gruppe unter sich alphabetisch an, lasse aber die ganz wenigen christlichen autoren und Neulateiner für sich als anhang die reihe schliessen. Ein kreuzchen vor dem zitat aus Liscow bedeutet, dass er selbst keine andeutung gibt, woher er das geborgte dictum entnommen hat, dass ich also seine quelle selbständig suchen und finden musste.

Zunächst die dichter. Ausonius' drolliges epigramm vom Faustulus und der ameise (*Merulae et Ugoleti epigrammata* 20 in Schenkls ausgabe) finden wir S 328 zitiert, einen kurzen satz aus seiner vorrede zum *Cento nuptialis* (bei Schenk 28, 1, 32) S 231. (Das 'p. m.', das sich hier und sonst häufig noch bei Liscow in

zitat findet, fasse ich als *'pagina mihi* (oder *mea*') und verstehe darunter die seite des in seinem besitz befindlichen oder ihm zur verfügung stehenden exemplars; ähnlich zitiert Jacob Grimm in der grammatik 1, 409. 415. 937. 963 *'Orlenz mihi'*, 933 *'vaterunser mihi'*, 935 *'Wittich mihi'*, 939 *'Wolfdietrich mihi'*, 983. 984. 989 *'Opitz mihi'*, 1009 *'hobelied mihi'*, endlich in den kleineren schriften 4, 11 wie Liscow *'pagina mihi'* und meint damit seine abschriften und exemplare.)

Aus Calpurnius' eklogen 4, 23 finden sich beissende mahnungen für professor Philippi gezogen S 835: es ist dieselbe gröbliche abführung, wegen deren der betroffene bei der Hamburger stadtverwaltung über den verfasser klage führte (vgl. Lisch, Chr. L. Liscows leben s. 81).

Dionysius Cato 4, 14: M 66.

Catull ist mit drei stellen vertreten: dem vielzitierten, an Hamlets monolog anknüpfenden vers vom jenseits 3, 12: *S 471; der ironischen schilderung des vollkommenen menschen 23, 15: S 747; der apostrophe an Ravidus 40, 1: S vorrede 83. Sonst liefern die triumvirn der liebe Liscow keine Pfeile (vgl. nur nachher Properz).

Claudian finden wir gleichfalls dreifach: 7 (Panegyrikus auf das dritte konsulat des Honorius), 96. 97: *S 173; 17, 209: S 536; 33, 5: S 139.

Horaz, den 'grossen dichter' (S 12. 80), den er ironisch einen 'alten grillenfänger' nennt und ihm 'vorsätzliche torheit, den menschen das schreiben schwer machen zu wollen' zuschreibt (S 515), zitiert Liscow 41mal und zwar je 12 stellen der oden und satiren und 17 stellen der episteln. Aus den oden: 1, 3, 30: S 705; 1, 22, 19: *S 74; 1, 37, 1: S 357; 2, 16, 29: *S 457; 3, 1, 1, viel zitiert: S 214; 3, 14, 13: S 356; 3, 25, 7: S 473 als motto der schrift über die elenden skribenten; 3, 30, 14: S 188; 4, 4, 51: S 622; 4, 4, 61: *S 439; 4, 7, 15: *S 457; 4, 7, 21: S 452 als zweites motto der 'Bescheidenen beantwortung der einwürfe'. Aus den satiren: 1, 1, 24, oft zitiert: S 274 (vgl. auch S vorrede 71: 'Ich habe einigen elenden skribenten . . . im lachen die wahrheit gesaget'); 1, 1, 66: S 6; 1, 3, 99, die schilderung der goldenen zeit: S 661; 1, 3, 117: S 268; 1, 4, 34: S 106; 1, 10, 14: S vorrede 80; 2, 1, 23: S 203; 2, 1, 44: S 134 als ausklang; 2, 1, 60: S 826 (statt XI ist I zu lesen); 2, 1, 84: S 336 als ausklang; 2, 3, 137: S 370; 2, 3, 152: *S 754. Aus den episteln: 1, 2, 62: *S 126; 1, 7, 46: S 366; 1, 10, 24, viel zitiert: *S 84; 1, 11, 29: S 178 (statt 2 ist 11 zu lesen); 2, 1, 108: S 125; 2, 1, 151: S 205; 2, 1, 269, die vielzitierten schlussverse: S 531; 2, 2, 51: S 897; 2, 2, 106: S 534; 2, 2, 126: S 540; 2, 2, 129. 135: S 751; aus der *Ars poetica* (2, 3) 25: S 12; 38: S 515; 163: S 873; 355: S 898; 385, viel zitiert: S 193; 470: S 424.

Juvenals satiren sind nicht so kräftig benutzt, wie man erwarten könnte. 1, 49: S 623; 1, 73: S 384; 1, 165: S 204; 2, 20. 21: M 100. 101; 2, 38: S 273; 7, 207: *S 83; 7, 241: S 314; 8, 71: S vorrede 82 (statt III ist VIII zu lesen); 8, 73: S 488 (vgl. auch S 54); 14, 204: *S 28.

Lucans *Pharsalia* 9, 572: S 619.

Lucrez, *De rerum natura* 2, 7: M 10; 3, 1025. 1042, eine berühmte stelle: S vorrede 45 (statt IV ist III zu lesen); 4, 11: S 282.

Martials epigramme 1, 41, 1: S 362; 5, 60, 1: S vorrede 83 (statt 81 ist 60 zu lesen); 11, 104, 1. 11: S 756 (statt IX ist XI, statt 105 104 zu lesen).

Naevius nr. 59 in Diels *Poetarum romanorum veterum reliquiae*: S 99. Liscows quelle waren, wie die unmittelbar folgenden sätze zeigen, Ciceros *Epistulae ad familiares* 15, 6, 1 (vgl. ferner ebenda 5, 12, 7, *Tusculanae disputationes* 4, 67 und Senecas episteln 102, 16). Es ist das gleiche wort, das Joseph von Lassberg

in einem briefe an Wackernagel (Briefe aus dem nachlass Wilhelm Wackernagels s. 93) in sehr freier umformung zitiert und das ich in den anmerkungen nicht belegen konnte (vgl. meinen rezensenten Wocke im Literaturblatt für germanische und romanische philologie 1921 s. 363), dessen rudimenten ich aber seitdem mehrfach bei schriftstellern des 18. jahrhunderts begegnet bin (vgl. Lichtenbergs briefe 3, 101. 136; Briefe an Johann von Müller 3, 280. 4, 275. 288; Wieland, Ausgewählte briefe 2, 285).

Aus Ovid finden sich nur 15 zitate, davon natürlich 11 aus den Metamorphosen entlehnt sind: 1, 84, die berühmte schilderung des menschen: S 479 (vgl. auch S 726); 2, 107, der wagen des Phoebus: S 559; 5, 191: vorrede zu Heinekes übersetzung des Longin s. 46 (das einzige zitat in dieser letzten arbeit Liscows, die 1742 erschien); 7, 9: S 651; 8, 631. 709, der wunsch des alten Philemon: S 765; 9, 688: S 209; 11, 172: S 13 (statt IX ist XI zu lesen; die geschichte des Midas, zu der diese stelle gehört, erwähnt Liscow auch sonst gern, vgl. S 373. 477. 504. 560); 13, 16: S vorrede 6; 15, 120: S 621; 15, 871, das selbstbewusste schlusswort: M 93. Aus andern ovidischen dichtungen finden sich *Ars amatoria* 3, 799: S 756; *Amores* 1, 15, 39: M 94; *Tristia* 4, 10, 19: S 192; 5, 6, 13: S 29.

Persius' satiren sind fast so oft zitiert wie die Juvenals bei viel kleinerem umfang: 1, 7: S 534; 1, 41: S 527; 1, 107: S 204; 1, 110: S 105; 2, 17: *S 645; 3, 86: S 523; 4, 23: S vorrede 58 (vgl. auch s. 50. 60); 4, 46: S 528.

Propertius 5, 10, 3 liegt sicher *S 59 zugrunde, Liscow hat nur *'iter ascendo'* in *'opus aggredior'* geändert, was leicht auf untreuer erinnerung beruhen kann (ich verdanke den nachweis der generaldirektion des *Thesaurus linguae latinae*).

Von Senecas tragödien zitiert Liscow zweimal den Hippolytus, den wir jetzt Phaedra nennen: 177. 184. 195. 202: S 652; 607: S 141.

Statius, Thebais 1, 188: S 352 als ausklang; 2, 449: S 354.

Terenz, *Ennuchus* 4: S vorrede 62; 'die scharfsinnigen worte' *Ennuchus* 415: S 109; *Ennuchus* 427: *S 108; *Heautontimorumenos* 805: S 685; *Phormio* 458: *S 63; *Phormio* 1026 liegt dem titelmotto zur 'Stand- oder antrittsrede' S 337 zu grunde, wobei sich allerdings die worte *'ollus defertur'* nicht im original und überhaupt nicht bei Terenz finden.

Vergil endlich liefert unserm Liscow 26 zitate, davon sind 21 der Aeneis und 5 den *Georgica* entnommen. Aus der Aeneis werden zitiert: 1, 11, viel zitiert: *S 124; 1, 401: S 15; 2, 325, viel zitiert: M 54; 2, 389: S 482; 2, 390: S 420; 2, 584; *S 896; 2, 724: S 4; 3, 56, viel zitiert: S 31; 3, 461, viel zitiert: S 422 als ausklang; 4, 174, viel zitiert: S 30; 4, 625, Didos berühmte letzte worte: S 397; 4, 666: *S 82; 6, 86: S 396; 6, 126, viel zitiert: S 573; 6, 687: S 353 als motto der 'Höflichen antwort des ältesten der gesellschaft der kleinen geister'; 7, 586: *S 81; 9, 641, viel zitiert: S 15; 12, 101: S 342 als motto der 'Stand- oder antrittsrede'; 12, 233: S 483; 12, 427: S 404; 12, 951, die schlussverse vom tode des Turnus: *S 442 als ausklang. Aus den *Georgica*: 3, 289: S 474; 3, 292: S 46 als motto der *'Vitrea fracta'*; 3, 513: S 398; 4, 116: *S 89; 4, 444: S 382.

Nun zu den prosaikern. Apulejus, *Apologia sive de magia* 3: S 212.

Cicero, der 'grosse mann', der 'vortreffliche Tullius' (S 98), 'ein redner, der seinesgleichen schwerlich hat' (S 862), trägt naturgemäss bei seiner beherrschenden stellung in der römischen literatur, besonders in der nachwelt, den löwenanteil an zitatzen unter den prosaisten davon. Liscow, der ihn S 362 'einen grossen spötter seiner zeit und abgesagten feind unserer gesellschaft (der kleinen geister)' nennt

(vgl. auch S 380), hat 32 zitate aus seinen werken, 4 aus den reden, 8 aus den rhetorischen, 13 aus den philosophischen schriften, 7 aus den briefen. Aus den reden finden wir angeführt: *In C. Verrem* 2, 4, 56, viel zitiert (vgl. auch *In L. Catilinam* 1, 2; *De domo sua* 137; *Pro rege Dejotaro* 31): *S 76; *In M. Antonium philippica* 3, 22: S 863 (es handelt sich hier nur um eine einzelne wendung, nicht um einen zusammenhängenden satz); *Pro L. Flacco* 42. 46: S 862, wo die schlussworte 'ubi—literarum' sich übrigens im original nicht finden; *Pro Sexto Roscio Amerino* 56: S 520. Aus den rhetorischen schriften: *Brutus* 225: S vorrede 79; *Orator* 7: S 150 (Liscow zitiert die stelle nur deutsch); 24: S 523; *De oratore* 1, 130. 251: S 174; 2, 222 (ein wort des Ennius): S 565; 2, 237. 238: S 251; 3, 64: S 536; 3, 220: S 174. Aus den philosophischen schriften: *Academicae quaestiones* 2, 9: S 478 (statt IV ist II zu lesen); *De divinatione* 2, 119: S 489; *De finibus bonorum et malorum* 2, 80: S 255; *De natura deorum* 2, 9: S 362 (statt I ist II zu lesen); 2, 49 (ein wort des Ennius): S 726; 2, 74: S 863 (statt I ist II zu lesen); 3, 9: S 576 als motto zu der schrift gegen Mauzels naturrecht; 3, 69: S 506; *De officiis* 1, 99: S 98; *Tusculanae disputationes* 1, 6: S 270 und 824 (beide stellen sind ungefähr gleichzeitig); 5, 62: S 463; 5, 103: S 527. Aus den briefen: *Ad Atticum* 14, 20, 3: S 271 (statt 23 ist 20 zu lesen); *Ad familiares* 5, 12, 9: S 43 (im original steht 'gloriola' statt 'gloria'); 7, 10, 1: S vorrede 19; 7, 27, 2: S vorrede 34; 9, 16, 3: S 524 (statt 'ad Atticum' ist 'ad familiares' zu lesen); 15, 6, 1: S 99; *Ad Quintum fratrem* 2, 15, 5: S vorrede 60.

Macrobius, *Convivia saturnalia* 2, 7, 4: *S 244. Unter denen, bei denen er 'viele bona dicta (bons mots) und scharfsinnige einfälle gefunden' habe, nennt Liscow (S 108) neben Plutarch und Cicero auch Macrobius: ich habe jedoch nur vier seiner zitate bei Macrobius nachweisen können (*Aeneis* 2, 390: 5, 16, 7; 7, 586: 6, 3, 1; 12, 101: 4, 1, 2; *Georgica* 3, 289: 6, 2, 2); er verdankt also dem gefüllten köcher des alten sammlers und exzerptors nur sehr wenige pfeile.

Petrons satiren 10: S 45 als titel (vgl. Litzmann s. 46); 110: S 327; 118: S 549.

Aus Plinius dem älteren zitiert Liscow eine allgemeine pessimistische erörterung in ihren hauptstellen, eine bemerkung über die ärzte und eine naturhistorische tatsache, die er sehr witzig ausdeutet: *Naturalis historia* 7, 1, 4: S 492; 11, 115: S 538; 29, 11. 18: *S vorrede 82. Auch die briefe des jüngeren Plinius hat er angelesen: 1, 5, 13: S 2 als motto der 'Anmerkungen über die klägliche geschichte von der zerstörung Jerusalems'; 1, 12, 8: S 820.

Quintilian, *De institutione oratoria* 5, 13, 22: S 897.

Sallust, *Iugurtha* 10, 6, ein sehr häufig zitiertes wort: S 22.

Seneca rhetor, *Controversiae* vorrede 10: S 269; *Suasoriae* 7, 12: S 850.

Seneca der philosoph, sein sohn, der 'so zierlich geschrieben hat' (S 557), 'der vortreffliche' (S 558), 'der uns (die elenden skribenten) sehr genau gekannt haben muss' (S 561), ist bei Liscow sehr beliebt und er zitiert ihn 16mal, wovon allein dreiviertel der stellen auf die briefe fallen. Aus diesen findet sich angeführt: 9, 22: S 544; 41, 6: S 559 (statt 44 ist 41 zu lesen); 90, 18: S 670; 90, 44. 46: S 657; 94, 17: S 863; 95, 18. 20. 23: S 706; 106, 12: S 75; 108, 18: S 694 114, 1. 2. 3: S 557; 114, 12: S 530; 115, 2: S 558; 115, 18: S 561. Aus den philosophischen schriften: *De beneficiis* 3, 6, 2 und 4, 37, 1: M 23; 3, 7, 2. 3: M 22 ('artig ausgedrückt'); *De ira* 2, 27, 2: S 692; *De tranquillitate animi* 17, 10: S 372 (statt XV ist XVII zu lesen).

Suetons biographien werden besonders in der ersten schrift gegen Sievers benutzt, wo Liscow auch (S 24) sich ausführlich über ihn anlässt und aus Borrichius' *'Conspectus praestantium scriptorum latinae linguae'* (Kopenhagen 1705) eine längere lateinische stelle über die Sueton Ausgaben anführt. Im einzelnen zitiert er: Nero 10: *S 123; Vespasian 24: S 28; Titus 1. 8: S 31.

Tacitus, Agricola 12: S 477.

Vellejus 2, 35: S 192.

Es bleiben endlich die wenigen christen und Neulateiner. Von den frühchristlichen schriftstellern zitiert Liscow Augustin, den 'grossen kirchenvater' (S 757), und Hieronymus. Von jenem: *Confessiones* 8, 17: S 757; 8, 19: S 284; *De civitate dei* 14, 23, 3. 24, 1: S 744; die berühmte und vielzitierte stelle von den tugenden der heiden als *'splendida vitia'* (M 31. 44) habe ich nicht aufgefunden. Von diesem zwei stellen der briefe: 71, 5, 2: S 21; 75, 4, 1: S 256. Aus Alcimus Avitus, *De originali peccato* (= *De spiritalis historiae gestis* 2) werden zwei längere stellen angeführt: 145. 169: S 598. Ein mittelalterliches lied wird S 457 zitiert. Aus Dominicus Baudius' (Baudier, 1561–1613) *Poemata* (Amsterdam 1640) finden sich zwei zitate: aus der *Praefatio ad lectorem*: S 214; aus *Iambicorum* 1, 9: S 136 als motto zu 'Briantes dem jüngeren' (vgl. auch S 290).

Zwei hexametrische stellen habe ich trotz alles angestrengtesten suchens nicht auffinden können: *'Nam grave tormentum fames'* S 29; *'Non moror, an laudet me turpis an improbet osor'* S 99 (nach freundlicher anskunft vom *Thesaurus linguae latinae* ist der vers wahrscheinlich mittelalterlich oder neulateinisch). Auch das 'sehr alte skythische sprichwort' S 513, 'dass es eine grössere kunst sei, aus einem ledigen als aus einem vollen glase zu trinken', dessen quelle ja wohl der antike angehören wird, kann ich nicht nachweisen.

Eine grosse anzahl dem deutschen text eingestreute lateinische brocken sind mehr oder weniger sprichwörtliche wendungen, für die in den meisten fällen Erasmus' *Adagia* oder noch mehr die ebenso betitelte, eine zahlreiche reihe von nachfolgern des Erasmus verwertende sammlung (Frankfurt 1646) weiterhelfen (ich gebe in den klammern einige zitate): so S 20. 27. 28. 29 (s. 226a). 30. 52 und 216 (s. 671b). 103. 109. 119. 147 (s. 234b); 364. 394. 487. 529. 713. 740. 754. 828. 864. 871 sowie M 25. 31. 32. 86. 94. Andres sieht aus wie reminiszenz aus der akademischen vorlesung (S. 25. 27. 110. 115. 127. 260. 553. 638. 639. 666. 725; M 19. 33. 55. 89, S vorrede 63. 84) oder aus der lateinischen pennälersprache (S 98. 280. 396) und trägt somit nicht eigentlichen zitatecharakter. Zu diesen reminiszenzen rechne ich auch die zitate aus Pomponius (S 227), Ulpian (S 306) und Comenius (S 545). Wer aber ist Josephus Quercetanus, der 'berühmte französische medikus', der S 370 zitiert wird?

3. Zitate aus der französischen und italienischen literatur.

Aus dem gebiete der französischen literatur kennt Liscow eine reihe dichter und prosaiker und zwar nicht nur namen ersten, sondern auch minderen ranges. Ich gebe zunächst das material in alphabetischer folge der in betracht kommenden autoren.

Von Jean Louis Guez de Balzac wird S 489 eine stelle aus *'Aristippe ou de la cow'* und S 517 eine aus den briefen zitiert: die letztere habe ich nicht auffinden können; auch muss in Liscows angabe ein fehler stecken, da es 23 bücher briefe von Balzac nicht gibt.

Bayles, des 'vortrefflichen mannes' (S 760), werke, vor allem sein '*Dictionnaire historique et critique*', waren ja auf lange hinaus grundbücher des wissens und urteils der damaligen zeit: es kann daher nicht wunder nehmen, dass wir ihn auch bei Liscow häufig genannt finden. Der '*Dictionnaire*' wird S 651. 653. 727. 731. 753. 755 zitiert, die '*Pensées diverses sur la comète*' S 17. 693. 700, die '*Nouvelles lettres de l'auteur de la critique générale de l'histoire du calvinisme du père Maimbourg*' S 760, die von Bayle herausgegebenen '*Nouvelles de la république des lettres*' S 771; auch nennt er ihn S 475 als musterbeispiel eines 'unstreitig guten skribenten'.

Wie sehr Liscow in seinen literarischen anschauungen von Boileau beeinflusst ist, hat Litzmann (s. 73) zuerst eingehend gezeigt und Seuffert scheint mir in seinem angriff auf diese behauptung Litzmanns (Afda. 11, 71) etwas zu weit gegangen zu sein: auch mir scheint Boileaus einfluss wichtiger als der Swifts. Schon S 79. 80 nennt er ihn neben Horaz als den regelgebenden geist und überragenden kritischen kopf in ästhetischen fragen. Von direkten zitatens aus der '*Art poétique*', die er hier vor allem im auge hat, findet sich allerdings nur ein einziges, häufig angeführtes: 1, 232: S 243. Dagegen werden seine satiren 14mal angeführt: 1, 149: S 128; 2, 76: S 540; 2, 81: S 521; 2, 87: S 265; 2, 93: S 540; 7, 2: S 105; 7, 13: S 106; 8, 55: S 679; 8, 61: S 699; 9, 169: S 256; 9, 187: S 257; 9, 209: S 255; 9, 225; S 92 als motto zu dem 'Sich selbst entdeckenden X Y Z'; 9, 305. S 198 als motto zu der 'Unparteiischen untersuchung'.

Cyran de Bergeracs geistreiche '*Histoire comique des états et empire de la lune*', das vorbild für Swifts Gulliver und Voltaires '*Micromégas*', wird einmal S 695 zitiert: die stelle steht in Jordans ausgabe s. 151.

Charles Rivière Dufresny, *Amusements sérieux et comiques* 9: S 499 (statt 49 ist 69 zu lesen).

Von Fontenelle, 'einem von unsern (der elenden skribenten) ärgsten feinden' (S 493), zitiert Liscow die schlussworte des ersten der '*Dialogues des morts anciens*' zwischen Herostrat und Demetrios von Phaleron S 493.

Von François Garasse, der eine gewisse ähnlichkeit mit unserm Abraham a sancta Clara nicht verleugnen kann, wird eine stelle aus der '*Somme théologique des vérités capitales de la religion chrétienne*' S 535 angeführt.

Der pater Jean Baptiste Girard, der eben damals 1733 gestorben war, wird S 116 wegen seiner amourensen neigungen, S 569 mit einer nachgelassenen schrift genannt, die ich genauer nicht nachweisen kann und deren existenz vielleicht nur auf einem scherz Liscows beruht.

Der polemiker Jurieu, Bayles bekannter gegner, begegnet M 56 und S 70. Labruyère, *Des ouvrages de l'esprit* 18: S 303.

Lafontaine, fabeln 3, 10, 7: S 668; 8, 5: S 244 (statt II ist VIII zu lesen); 9, 1, 89: S 279 (statt III ist IX zu lesen). Als fabeldichter neben Aesop wird er auch S 902 genannt.

René Lepays, briefe 35: S 666 (die seitenzahl bezieht sich auf den zweiten band der '*Nouvelles oeuvres*'); *Ode irrégulière à monsieur Chorier* 52: S vorrede 5 (die fehlende seitenzahl ist als 2, 219 zu ergänzen).

Malebranche, *Recherches de la vérité* 1, 18: S 129.

Molière, *L'étourdi* 585 (2, 4): S 472 als ausklang der 'Bescheidenen beantwortung der einwürfe'. Seine '*Précieuses ridicules*' werden S 560 genannt.

Gern zitiert Liscow die essais Montaignes, den er 'einen der besten skribenten' (S 501), den 'vortrefflichen' (S 692), den 'weisen' (S 752) nennt. Von den 8 mehr-

fach längeren zitate, die er aus ihm anführt, sind 7 dem überlangen philosophischen kapitel 2, 12 *'Apologie de Raimond Sebond'* entnommen (ich zitiere nach der ausgabe Paris 1827): 4, 228: S 692; 4, 247: S 739; 5, 37: S 543; 5, 53: S 491; 5, 53: S 498; 5, 210: S 501; 5, 234. 235: S 494; ausserhalb dieses kapitels nur 2, 215. 216 (1, 29): S 752 (statt 27 ist 29 zu lesen). Auf Montaignes einfluss auf unsere literatur ist nenerdings von Unger (Hamann und die aufklärung 1, 393) für Hamann, von Schneider (Euphorion 23, 23. 369) für die geniezeit und für Hippel mit nachdruck hingewiesen worden: Liscows hohe schätzung des originellen Franzosen, mit dem er auch die lust zum zitieren der antiken literatur gemein hat (aus ihm 5, 174 entlehnt dürfte wohl das Cicerozitat S 489 sein), reiht sich diesen zeugnissen an.

Regnier, satiren 2, 38: S 107.

Jean Baptiste Rousseau, episteln 1, 3, 58: S vorrede 56 (statt 2 ist 3 zu lesen); oden 2, 2, 9: S vorrede 81.

Eine stelle aus Saint-Evremond, die Liscow in einem briefe vom 12. februar 1734 zitiert (Helbig, Ch. L. Liscow s. 33), habe ich nicht auffinden können.

Jean François Sarrasin, *Ballade du pays de Cocagne* 2: S 674; *Sonnet à monsieur de Charleral* 10: S 659.

Endlich zitiert Liscow noch zwei anonyme sammlungen französischer gedichte: S 223 die *'Arlequiniana ou les bons mots et les histoires plaisantes et agréables, recueillis des conversations d'Arlequin'* (Paris 1694; verfasser ist nach Barbier Cotolendi) und S 499 *'Je ne sais quoi'* (Haag 1723; verfasser ist nach derselben quelle Cartier de Saint-Philip).

Dass er auch den roman des Cervantes, den er S 391. 440 nennt, nur in französischer vermittlung gekannt hat, darf man aus der bezeichnung *'chevalier de la triste figure'* (S 841) schliessen.

Die französischen zitate Liscows und ihre verteilung auf seine verschiedenen schriften spielen eine rolle in einer chronologischen frage: in der frage, wann die schrift gegen Manzels naturrecht entstanden ist, ob 1726–29 oder 1735, d. h. mit anderen worten, ob Liscow als parodist seine schriftstellerische laubahn eröffnete und als ernster schriftsteller abschloss oder ob sein ernstestes und gedanklich bestes werk, eben das gegen Manzel, am anfang steht. Kürzlich hat Schirokauer (Euphorion 22, 663) im gegensatz gegen Litzmann, der (s. 8) für frühe entstehung eingetreten war, vor allem aus den französischen zitate, die erst 1733 mit dem *'Sich selbst entdeckenden X. Y. Z.'* beginnen und in der schrift gegen Manzel einen grossen raum einnehmen, den nachweis geführt, dass die letztere erst 1735 ihre endgiltige, uns vorliegende gestalt erhalten haben kann, wobei es immerhin möglich ist, dass ältere schriftliche materialien und ansätze damals vom verfasser benutzt worden sind. Das resultat dieser untersuchung von Schirokauer ist ohne jeden zweifel richtig, aber dass die untersuchung selbst in dieser form erscheinen konnte, ist ein trauriges zeichen für die nachlässigkeit, mit der jüngere forscher vielfach heute ihre elaborate veröffentlichen, ohne sich in der nächstliegenden literatur über den betreffenden stoff genügend umgesehen zu haben. Dass Litzmanns schrift bald nach ihrem erscheinen in unsern fachblättern eingehend besprochen worden ist, ist selbstverständlich, und den *'Afda. und deutsche literatur'* darf und soll man ja wohl kennen, auch wenn man, wie ich es von dem verfasser annehme, nicht gerade germanist im strengeren sinne des wortes ist. Hätte Schirokauer den naheliegenden gedanken gehabt, dort nachzusehen, so hätte er seinen aufsatz entweder ungeschrieben

lassen oder doch sehr kürzen können, denn er hätte gefunden, dass Seuffert dort (11, 70) schon vor 37 Jahren die Streitfrage ganz im gleichen Sinne und durch die gleiche Beobachtung erledigt hat. Was Schirokauer über Seuffert hinaus bietet, ist unerheblich; ja man muss jenen aus diesem in manchem verbessern und ergänzen, obwohl Schirokauer's wortreicher Aufsatz einen halben Bogen, Seuffert's knappe Behandlung der Frage eine Seite umfasst.

Zitate aus der italienischen Literatur bringt Liscow dreimal; sie genauer auf ihren Ursprung hin festzulegen, ist mir leider nicht gelungen. Den S 826 deutsch angeführten Satz von Guarini habe ich weder im *'Pastor fido'* noch in den Sonetten und Madrigalen finden können, ebensowenig den S 451 als erstes Motto der 'Bescheidenen' Beantwortung der Einwürfe in der Ursprache gegebenen Vers aus Tasso in den Werken der beiden Dichter dieses Namens. Auch die S 753 zitierte anonyme Schrift *'Preceiti da esser imparati dalle donne ebee'* kann ich nicht genauer nachweisen. Das M 79 angeführte, noch heute oft gebrauchte italienische Sprichwort soll nach Büchmann's Nachweis bei Giordano Bruno stehen, kam aber auch Liscow sicher wie uns heute aus der lebendigen Umgangssprache zu.

4. Zitate aus der deutschen und englischen Literatur.

An der Spitze der deutschen Zitate Liscow's steht Luther, 'dieser teure Mann' (M 14), 'unser seliger Vater' (M 14. 47. 49. 78. 82. 85), der in der unter theologischer Maske erscheinenden Schrift über die guten Werke eine Reihe von Malen genannt wird. Aus der Schrift *'De servo arbitrio'*: Werke 18, 675 Weimarsche Ausgabe: M 14; aus dem Genesiskommentar: 24, 207. 208: M 47. 48; 355. 425: M 51. Die M 78 zitierte bekannte Stelle von der strohernen Epistel Jacobi findet sich am Schluss der Vorrede zur Septemberbibel. Das S 845 genauer nach seinem Fundort bezeichnete Zitat aus der Antwort an Heinrich VIII. von England steht in einer Rezension, die Liscow nicht gehört (vgl. Litzmann s. 115).

Broeckes, Irdisches Vergnügen in Gott 1, 43: *S 678; 1, 456: *S 746.

Canitz, Klagode über den Tod seiner ersten Gemahlin 19: S 820; Satiren 3, 29: S 192. Die an der letzten Stelle sich findende Parallelisierung von Canitz und Ovid entnahm Liscow aus Königs Lebensbeschreibung von Canitz s. 17.

Richey, Auf die Lastrop und von Beselerische Verbindung in Hamburg 5 (Deutsche Gedichte 1, 76): S 423 als Motto der *'Sottises champêtres'*.

Schlot, *Poetarum splendida miseria* 72 (Eine handvoll poetischer Blätter s. 8): S 206.

Kirchenlieder werden zitiert M 11. 15. 39. 67; S 25.

Die Worte eines 'mystischen Skribenten' S 162 und die eines 'gewissen Skribenten' S 210 kann ich nicht nachweisen.

Genannt werden noch S 522 Happel, Menantes, Uhse (Wohlinformierter Redner, Gotha 1730) und Hübner (Fragen aus der Oratorie, Leipzig 1726-30), sowie S Vorrede 4 Buchka (vgl. Goedeke's Grundriss² 3. 356).

Von der englischen Literatur zitiert Liscow fast nichts, nur einzig S 516 Prior, *Another epistle to Fleetwood Shephard* 31. Er kennt weder Shakespeare, der ja damals aus seinem langen Dornröschenschlaf noch nicht erweckt war, noch Milton, der ihm manche Pfeile hätte bieten können, und nennt auch Swift, dessen Einfluss auf ihn auch nach meiner Meinung überschätzt worden ist (vgl. schon Litzmann s. 73), nur indirekt S 209 in einer aus Thomas Swift's *'Complete key to the*

Übersichtstabelle.

	Griechen	Latiner	Franzosen	Italiener	Deutsche	Engländer
1. Lange M 3-104		Cato 1, Juvenal 1, Lucrez 1, Ovid 2, Vergil 1 Seneca 2 Augustin 1			Luther 5, kirchen- lied 4 kirchen- lied 1	
2. Sievers S 1-134	Euripides 1, Menander 1	Horaz 8, Juvenal 2, Naevius 1 Ovid 2, Per- sius 1, Propert 3, Vergil 10 Cicero 4, Petron 1, Plinius 1, Sallust 1, Seneca 1, Sueton 3 Hieronymus 1, unbestimmt 2	Bayle 1, Boileau 4, Male- branche 1, Regnier 1			
3. Philippi S 135-472	Homer 2	Ausonius 2, Catull 1, Claudian 2, Horaz 18, Juvenal 4, Lucrez 1, Martial 1, Ovid 2, Persius 1, Seneca 1, Statius 2, Terenz 1, Vergil 10 Apulejus 1, Cicero 9, Macrobius 1, Petron 1, Plinius 1, Seneca 1, Vellejus 1 Augustin 1, Hieronymus 1, lied 1, Badius 2 Claudian 1, Horaz 5, Juvenal 1, Ovid 2, Persius 4, Vergil 4 Cicero 9, Petron 1, Plinius 2, Seneca 6, Tacitus 1	Boileau 6, Labruyère 1, Lafontaine 2, Molière 1, anonym 1	Tasso 1	Canitz 1, Richey 1, Schlot 1, unbe- stimmt 2	Swift 1
4. Skribenten S 473-574	Plutarch 1, sprichwort 1	Catull 1, Horaz 5, Juvenal 1, Lucan 1, Martial 1, Ovid 5, Persius 1, Seneca 1, Terenz 1 Cicero 2, Seneca 5 Alcinus 1, Augustin 2 Calpurnius 1, Horaz 4, Vergil 1 Cicero 4, Plinius 1, Quintilian 1, Seneca vater 1, Seneca 1 Catull 1, Horaz 1, Juvenal 1, Lucrez 1, Martial 1, Ovid 1, Persius 1, Terenz 1 Cicero 4, Plinius 1 Ovid 1	Balzac 2, Boileau 3, Du- fresny 1, Fontenelle 1, Garasse 1, Montaigne 5, anonym 1. Bayle 10, Boileau 2, Cy- rano 1, Lafontaine 1, Le- pays 1, Montaigne 3, Sar- rasin 2	anonym 1	Brockes 2	Prior 1
5. Manzel S 575-804			Lepays 1, Rousseau 2	Guarini 1	Canitz 1	
6. Rezen- sionen S 805-903						
7. Vorrede S 3-84			Saint-Eyremond 1			
8. Longin 9. Briefe						

tale of a tub (London 1710) zitierten äusserung William Wottons in einer späteren auflage seiner zuerst London 1694 erschienenen *'Reflections upon ancient and modern learning'*.

JENA.

ALBERT LEITZMANN.

Magister Ardelio.

Aus dem nachlass des badischen hofrats Ring, dessen schilderung Klopstocks durch Erich Schmidts 'Charakteristiken' allgemein bekannt geworden ist, hat Funck vor vielen jahren ein anekdoten Wielands hervorgezogen, das für die Züricher 'Freimütigen nachrichten' bestimmt, aber dann durch die zensur, die darin eine satire gegen den bibelkommentar eines einheimischen kirchenlichts vermutete, unterdrückt worden war, die besprechung einer Horazausgabe, *'Quinti Horatii Flacci opera, der lieben jugend zum besten mit anmerkungen herausgegeben von magister Ardelio, Greifswalde 1753'* (beilage zur Allgemeinen zeitung 1884 nr. 131, jetzt bequemer zugänglich in der akademischen ausgabe von Wielands Gesammelten schriften 1, 4, 62; vgl. auch Seuffert, Prolegomena zu einer Wielandausgabe 1, 42). Den genaueren nachweis dieses Greifswalder Horaz von 1753 und seines herausgebers und kommentators magister Ardelio, dessen lächerliche und trivial-kindische anmerkungen Wieland zitiert und mit den theologischen des 'berühmten herren magister Sievers', des bekannten schlachtopfers der satirischen geissel Liscows, auf eine linie stellt, hat noch niemand zu geben versucht. Ganz arglos spricht vielmehr Seuffert 1, 63 vom 'Ardelioschen Horaz' und Budde, Wieland und Bodmer s. 176 hält gar 'Ardelio' für einen lateinischen dativ, obwohl Wieland selbst sein opfer zweimal (63, 10. 64, 30) 'herr magister Ardelio' nennt, und tauft den rätselhaften mann 'Ardelius'.

Wieland würde ins fäustchen lachen, wenn er sähe, dass er noch die gelehrten einer späten nachwelt mit seiner rezension genarrt hat. Es gibt weder einen Greifswalder Horaz von 1753 noch überhaupt einen magister Ardelio. Jenes lehrt ein blick in Schweigers Handbuch der klassischen bibliographie (Leipzig 1830-34), dieses eine stelle des Phaedrus (2, 5, 1):

*Est ardelionum quaedam Romae natio,
trepide concursans, occupata in otio,
gratis anhelans, multa agendo nil agens,
sibi molesta et aliis odiosissima.*

In diese beneidenswerte menschenklasse gehört natürlich auch unser magister Ardelio, der ebenso wie sein Horaz eine reine fiktion Wielands ist, der unter dieser sprechenden maske jenen seichten bibelkommentator treffen wollte. Dass Wieland die Phaedrusstelle gekannt hat, beweisen, wenn es überhaupt noch beweises bedarf, zwei briefstellen. An Bodmer schreibt er aus Bern am 30. januar 1760 (Ausgewählte briefe 2, 117): 'Hier arbeitet niemand, wen nicht der hunger dazu treibt. Alles wimmelt von ardelionen, deren einziges geschäft ist, zu machen, dass andere ehrliche leute ebenso wenig tun können als sie selbst'; ähnlich an Jacobi aus Weimar am 15. august 1774 (Jacobi, Auserlesener briefwechsel 1, 170): 'Sie erinnern sich doch noch ans Ihrem Phaedrus der ardelionen, die immer in bewegung sind und doch nichts tun? Diese ardelionen sind die hofleute'. Auch der bearbeiter der briefe an Jacobi kannte seinen Phaedrus nicht, denn er druckt beidemale 'aedelionen'.

Wir literarhistoriker aber sollen uns aufs neue immer wieder Horazens regel gegenwärtig halten: *Vos exemplaria graeca* (in diesem falle *latina*) *nocturna versate manu, versate diurna*.

JENA.

ALBERT LEITZMANN.

LITERATUR.

Die Eddalieder klanglich untersucht und herausgegeben von **Eduard Sievers**. [Abhandlungen der philologisch-historischen klasse der sächs. akademie der wissenschaften. Band XXXVII nr. 3.] Leipzig, Teubner 1923. (II), 188 s. gr. 8.

E. Sievers ist bekanntlich seit einer reihe von jahren bemüht, auf grund von ihm entdeckter oder vervollkommneter untersuchungsmethoden die ganze altgermanische metrik auf eine neue basis zu stellen. Diese methoden, die den forschner angeblich auch in den stand setzen, die frage nach der heimat jeder einzelnen dichtung mit sicherheit zu entscheiden und interpolationen zweifellos zu erkennen, hat Sievers bereits in seinen Metrischen studien IV, 1 (Leipzig, 1918) auf die Hárbarðsljóð und die Lokasenna angewandt, und es folgt nun in dem vorliegenden buche eine ausgabe der Edda, in der nur die Svipdagsmól, der Grottasöngur und die in prosaschriften zerstreuten, wenig umfangreichen bruchstücke fehlen. Prüfen wir an einzelnen beispielen, was bei dieser umstürzenden neugestaltung des textes herausgekommen ist, und ob die ergebnisse annehmbar sind.

Die Grípisspó galt bisher als ein einheitliches, von interpolationen unberührtes gedicht isländischer provenienz. Nach Sievers ist sie dagegen ein gemisch von norwegisch und isländisch, und zwar wechseln nicht nur norwegische stropfen mit isländischen, sondern häufig fällt die scheidung zwischen den beiden mundarten mit der helminggrenze zusammen, so dass also die erste halbstrophe einem norwegischen dichter zugeschrieben wird, die zweite einem isländischen oder umgekehrt. Wie dieses sonderbare mosaik zustande gekommen sein soll, verrät uns der herausgeber nicht; ich könnte mir nur eine — allerdings sehr unwahrscheinliche — möglichkeit denken, nämlich die, dass zwei befreundete dichter, ein Norweger und ein Isländer, sich den jux gemacht haben, das lied gemeinsam zu verfassen, und, wie bei dem bekannten gesellschaftsspiel, entweder von strophe zu strophe oder von helmingr zu helmingr miteinander wechselten. Doch wie dem auch sein möge, jedesfalls war es die absicht der beiden autoren, ein regelmässiges gedicht zu verfassen. Denn wenn es auch glaublich ist, dass Norweger und Isländer sich durch die klangfarbe der gesprochenen rede unterschieden (wie z. b. heute das gesprochene norwegisch eine von dem gesprochenen schwedisch und dänisch deutlich abweichende modulation besitzt), so hat doch diese sprachmelodie niemals die umgestaltung eines bestimmten metrum's verursachen können: wer dichten wollte, und gar in einem so allgemein bekannten und häufig benutzten metrum, wie das fornyrðislag es ist, der musste, mochte er ein Norweger oder ein Isländer sein, den gesetzen dieses metrum's, die sich aus hunderten von stropfen ablesen lassen, gehorsam sein, wenn er nicht als ein skáldfífl verspottet werden wollte. Ich halte es daher für völlig ausgeschlossen, dass solche unverse, wie sie Sievers in seinem texte zu dutzenden drucken liess, verse, die überdies die merkwürdige eigentümlichkeit haben, dass sie durchweg, ohne die wortfolge zu ändern, mühelos in korrektes

fornyrðislag mit regelmässiger alliteration sich umschreiben lassen — also in die form, die wir in allen früheren ausgaben finden —, jemals produziert werden konnten, und ich bin überzeugt, dass die meisten kenner altnordischer dichtung mir ohne weiteres zustimmen werden¹.

Das gesagte möge durch einige proben erläutert werden. Grp str. 1 (man vergleiche eine beliebige ältere Eddaausgabe) erscheint bei Sievers in der folgenden form:

*‘Hrérir býggir hēr bórgir þéssar?
 heit þann hjóþkonung þégnar néfna?’
 ‘Grípír heitir gámma stjóri sá ér
 fástri ráðr fóldu ok þégnum’.*

Diese ‘besserung’ (in der z. 2 und 4 zäsurlos sein sollen) wird dadurch erkauft, dass 1. z. 3a 6 silben erhält; 2. z. 3b alliterationslos wird; 3. die relativpartikel *er* die hebung tragen muss, was ich für ebenso viele unmöglichkeiten halte. Z. 2–4 sind überdies so holprig, dass ich sie auch einem minder gewandten dichter nicht zutrauen kann.

Schlimmer noch ist der str. 9 mitgespielt worden:

*‘Fýrst montu, fjýlkir, fjóður um hékna,
 ok Eýlima állz harms rékå:
 þå munt harða Húndings sönå snjålla
 félla, munt sigr háfå?’*

Gegen diese ‘restitution’ ist folgendes zu sagen: 1. hinter *Eýlima* muss interpungiert werden (‘du wirst deinen vater und den Eýlimi rächen, für den ganzen kummer rache nehmen’) und daher liegt hinter dem namen offenbar die mit unrecht geleugnete zäsur; 2. 3b alliteriert nur in sich selbst, nicht mit 3a, was durchaus gegen die regel ist; 3. z. 4 ist ohne stabreim; 4. dass das hilfsverbum in zeile 3 und 4 eine hebung tragen sollte, das darauffolgende nomen aber nicht, ist ganz unglaublich und würde eine überaus mangelhafte technik verraten. Dagegen ist alles in schönster ordnung, wenn man den bisherigen text unverändert lässt.

Ebenso halte ich die herstellung von str. 10 für verfehlt:

*‘Ségðå, ætr kónungr, ættingi, mér
 heldr hórskliga, ér víþ hugat mælom:
 sær þå Sígurðar snór brögþ fyrir
 þau er hést
 fára und hímíns skautum?’*

Hier ist folgendes zu beanstanden: 1. in der angeblich zäsurlosen z. 2 ist ein iktus auf die konj. *er* gelegt, nicht aber auf das reinwort *hugat* (die alliteration, die man bisher als den zuverlässigsten wegweiser für die abgrenzung der verszeilen und die setzung der ikten betrachtete, ist ja neuerdings für Sievers gänzlich irrelevant!)

1) Man kann auch anders argumentieren, um zu demselben schlusse zu gelangen: von den 53 stropfen der Grp sind auch in dem texte von Sievers, wenn man von geringeren entgleisungen absieht, 49 korrektes fornyrdislag, und es ist daher höchst wahrscheinlich, dass auch die übrigen 4 in demselben metrum abgefasst sind. Diese wahrscheinlichkeit wird dadurch zur gewissheit, dass die stropfen 1 und 9–11 sich ohne weiteres in das bekannte metrum umschreiben lassen, wobei alle sonderbarkeiten und fehler in fortfall kommen, an denen man in dem neuen herstellungsversuche anstoss nehmen musste.

und die ganze zeile ist höchst ungeschickt (ein erträglicher rhythmus würde erst durch streichung des *við* geschaffen); 2. die athetese von z. 3 und die ansetzung einer lücke in z. 4 erscheint völlig unmotiviert; 3. die zäsurlose z. 5 ist ohne stabreim. Alle diese unmöglichkeiten fallen fort, wenn wir der überlieferung und den bisherigen ausgaben folgen.

Ich schliesse gleich noch die 11., sehr stark verunstaltete strophe an:

*‘Möndu éinn vegā órm enn frána þann ér
grāðúgr ligr ā Gnitahéidi:
þú munt báðum at bána verða, Regin
ok Fáfni: rétt segir Grípír!’*

Es wird kaum einen germanisten geben, der den neuen text dem alten vorziehen wollte. Dass das den relativsatz einleitende pron. mit der partikel *er* (die wieder einmal die hebung tragen muss!) nicht an den schluss von z. 1 gestellt werden darf, dass in z. 2 die stabreimenden silben *grāð-* und *Gnit-* die hauptkikten tragen müssen, die praepos. *ā* dagegen nicht fähig ist, die hebung auf sich zu nehmen, dass die beiden durch *ok* verbundenen eigennamen nicht auseinandergerissen werden können, *Regin* vielmehr, wie die alliteration beweist, in die vierte zeile gehört — das alles waren früher für jedermann (und auch für Sievers selbst) selbstverständliche dinge, die ich auch heute noch für selbstverständlich halte.

Dasselbe liesse sich noch über zahlreiche andere, von Sievers hergestellte strophen sagen, z. b. über HH I 31. 32, die ich als ein besonders abschreckendes beispiel noch anfüge. Diese beiden strophen erscheinen bei Sievers in folgender gestalt:

*En þeim sjálfum Sigrún ofan fólkdjörf um bárg
ok fári þeira: snóriz ramlíga
Rún ör héndi gjálfdrýr kónungs
at Gnípalundi, svát þar um áptan
Í Unavágum fláust fagrþáin
fljóta knúttu, en þeir sjálfir
frá Scarinsháugi með hérmdar-húg
hér könnuðu. Erá goþbórinu . . .*

Neben vielen anderen unmöglichkeiten, die uns schon in den früheren zitatzen begegnet sind, wird uns hier noch die ungeheuerlichkeit zugemutet, dass die konstruktion aus einer strophe in die andere hinübergreift.

Für höchst bedenklich halte ich auch die von Sievers postulierten langverse mit zwei zäsuren. Rm 3 und 4, die schon Bugge u. a. für unecht erklärt haben, bezeichnet Sievers als eine isländische interpolation, und dass wir es mit einem späteren einschub zu tun haben, ist in der tat sehr wahrscheinlich. Aber ich kann nicht verstehen, warum diese beiden strophen nicht ebenso gut ljóðaháttir sein sollen wie 1 und 2. Der 3. teil der vier langzeilen alliteriert nur in sich selbst, hat also das volle anrecht darauf, als einzelzeile zu gelten, und es ist völlig unbegreiflich, warum 3² *líf í ljýpa splum* anders beurteilt werden soll als die ganz gleich gebaute z. 1⁴ *finn mér lindar loga*. Dasselbe wäre zu Fm 11 zu sagen (wo schon Bugge die erste vollzeile durch einsetzung des wortes *orlög* gewiss richtig ergänzt hat), ebenso zu Fm 18 und 19 (wo die einleuchtende besserung *galzt* statt *gast* vermutlich ‘klanglich’ nicht befriedigte), zu 20. 30 usw. Die ganzen Vaf-

þrúðnismól sind nach Sievers in diesem phantasiemeterum abgefasst, das wir ruhig ablehnen dürfen, um uns mit dem alten wohlbekanntem ljóðaháttur zu begnügen.

Es ist dem herausgeber auch widerfahren, dass er, seinen klanglichen theorien zuliebe, verstösse gegen die grammatik begieng. Hym 3⁴ lautet in den hss.:

Þanns (Þann R) ek (ær A) öllum yfir öf (öf yfir R) of heita (heiti A),

und Sijmons schrieb mit leichter änderung:

Þanns öllum yfir öf of heitak.

Sievers ändert *öf* in *öfvi*. Diese konjektur werde ich so lange für verfehlt ansehen, bis man mir nachweist, dass das denominative transitivum *heita* 'heiss machen, brauen' jemals mit dem dat. konstruiert worden ist. Ungrammatisch ist ferner Vkv 41³⁻⁴ (Sievers 39b):

*biþ þú Þöþvildi, mýna bráhvíto,
ganga fagrvaríþ viþ fjóður ráða!*

Die herausgeber haben daher geändert; ich schrieb:

*biþ Þöþvildi ena¹ bráhvítu,
gangi² fagrvaríþ viþ fjóður ráða,*

Heusler (bei Neckel):

*biþ þú Þöþvildi bráhvíta ganga,
fagrvarþa mey, viþ fjóður ráða;*

Sievers lässt dagegen (wie Boer!) die unmögliche konstruktion bestehen, vermutlich, weil ihm die zeilen melodisch keinen anstoss erregten; ebenso (gleichfalls wie Boer!) Hm 22⁴ (23b):

í blóði bragnar lǫgn komiþ ór bríosti Gótua,

was Neckel durch die einsetzung von *ras* (vor *komiþ*) besserte, während ich den überlieferungsfehler in der ersten halbzeile vermutete (*blóþ bragnar óþu*). Endlich ist auch Þrk 32² (wiederum wie bei Boer!) ein grammatischer fehler (den Sievers in den 'Proben' verbessert hatte!) stehen geblieben:

*dráp hann ina áldnu jótna sjstur
hinn er (lies: hinas od. es) bráþfjár um bédit háfði.*

Man könnte noch hunderte von dingen beanstanden. Z. b. dürfte man fragen, wodurch es sich rechtfertigt, dass *ikten* mit vorliebe auf das 2. glied von *compositis* (selbst wenn das 1. träger des stabreims ist!) oder auf schwere ableitungssilben gelegt werden, dass präpositionen, konjunktionen, encliticae (z. b. die angehängte negation) für fähig erachtet werden, die hebung zu tragen, dass mit dieser sogar flexionssilben beglückt werden (*röþit er of ráþ, ríkír ero komnir*), dass auslautende vokale, die bisher als kurz galten, als längen angesetzt worden sind (*svaraði, elkí, verá*) usw. usw. Doch ich breche ab, da das vorstehende genügen wird, um mein urteil über diese revolutionäre Eddaausgabe zu motivieren.

Sievers verlangt von dem leser, dass er seine experimente mit benutzung der von ihm gebrauchten hilfsmittel (die vielleicht in stande sind, leute, die für solche einwirkungen empfänglich sind, zu hypnotisieren), dem unten dicken und oben dünnen taktstocke, den optischen signalen usw. nachprüfe. Ich für meine

1) Das hsl. *mýna* ist unmöglich, weil das nomen an der alliteration teilnehmen musste und der angehängte artikel in der dichtung hohen stils nicht verwendet wird.

2) So änderten bereits v. d. Hagen und Finnur Jónsson.

person muss diese forderung ablehnen, da ich die ganze methode für völlig unbrauchbar halte. Sie wird durch die fruchte, welche sie zeitigt, gerichtet, denn weil sie zu so haarsträubenden ergebnissen führt — ergebnissen, die den grundsätzen besonnener philologischer untersuchung und den sicher festgelegten gesetzen der verskunst und grammatik geradezu ins gesicht schlagen —, muss sie notwendigerweise falsch sein.

Ed. Sievers war es, der uns durch seine bahnbrechenden untersuchungen, deren ertrag er in seiner ausgezeichneten Altgermanischen metrik zusammenfasste (die ich nicht, wie der autor selber, als antiquiert betrachte, sondern immer noch als ein 'kanonisches' buch ansehe), das wissenschaftliche verständnis der alliterierenden verskunst zuerst eröffnet und dadurch alle seine fachgenossen zu unauslöschlichem danke verpflichtet hat. Ich glaube diesen dank am besten dadurch zu betätigen, dass ich gegen alle schädigungen des stolzen und, wie ich hoffe, unzerstörbaren werkes (auch gegen die von dem begründer selbst unternommenen) entschieden und energisch front mache.

KIEL.

HUGO GERING.

Rittershaus, Frau Dr. Adeline, privatdozent an der universität Zürich, Alt-nordische frauen. Frauenfeld und Leipzig, Huber & co. 1917. 240 s.

Dies buch ist von einer frau für unsere frauen geschrieben. Und so werden in ihm die altnordischen verhältnisse und charaktere mit den augen unserer frauen gesehen. Das ergibt für den, der sich in die aisl. welt und vorstellungsweise eingelebt zu haben glaubt, einen fremdartigen eindruck: gerade, was die saga verschweigt, wird gesagt, und gefühle, die sie kaum erreicht, deutlich ausgesprochen. Es mag gut sein, dass die auch in guten übersetzungen schwer verständlich bleibende altnordische welt in dieser verdolmetschung an die leserinnen herangerückt wird. Warum werden dann aber so innige züge wie das verschen der Þórdís Ljósv. s. c. 5, Helgas abschiedsblick Gunnl. s. c. 14, die idylle von den beiden Þóras Sturl. s. hg. Kälund I, 248 ff. nicht aufgenommen? Der druckfehlerteufel gibt der weisen Audr den weisen Ólafr zum manne s. 90; ist er's auch, der für den altnordischen namen Griss unser ß bemüht s. 27? Die darstellung des altnordischen frauenlebens in der einleitung von 88 s. bedurfte unbedingt einer beherrschung durch überragende gedanken. — Nun, damen lesen das buch gern, die aus den sagas gezogenen einzelnen 'frauenleben' gefallen, und so erreicht das buch wohl seinen zweck.

MOYS B. GÖRLITZ.

W. H. VOGT.

Friedrich Michael, Die anfänge der theaterkritik in Deutschland. Leipzig, H. Haessel 1918. IV, 110 s. 4 m.

Es ist eigentlich nur die einleitung zu einem buche, das erst kommen soll, wie es ja auch der titel ausdrückt: 'Die anfänge der theaterkritik in Deutschland'. Wie aber schon die volksweisheit erkannt hat, 'aller anfang ist schwer', so ist auch hier für das ganze gebiet der untersuchung über die deutsche theaterkritik das schwere, der anfang, geleistet. Die ersten regungen einer erscheinung nachzuweisen, führt immer in noch unergründetes gebiet, und mit besonders vielem versagen eines erfolges wird der forscher da zu rechnen haben; zumal auf einem gebiete, dessen ernste ergebnisse von der wissenschaft noch so umstritten und angezweifelt

werden wie die der deutschen theatergeschichte, eines jungen wissenszweiges, der sich mit einer kunst beschäftigt, der die ästhetik und die geschichtswissenschaft noch heute oft das recht des daseins bestreiten möchten, vielleicht, weil ihre grundlagen so tief in allen lebensäusserungen der menschlichen natur wurzeln, dass sie gerade in ihren höchsten leistungen, der abspiegelung des menschen von aussen und von innen, ganz selbstverständlich zu sein scheinen, und dass das geheimnis dieser kunst wohl vor allem auf der engen verbindung von kunst und natur beruht.

Noch immer streiten wir uns um die bestimmung der anfänge der deutschen bühnenkunst und ihres besonderen gebietes, der schauspielkunst; da ist es nicht zu verwundern, dass Friedrich Michaels forschen nach den anfängen einer kritik dieser kunst nur so selten durch freudiges finden belohnt wird. Mit viel fleiss und spürsinn durchsucht er das wenig bebaute land, und die ausdauer bei der schwierigen arbeit an oft recht entlegenen, schwer zu findenden quellen ist im dienste der erkenntnis der geschichtlichen wahrheit um so anerkannter, als sie fast immer in diesen anfängen ergebnislos bleibt. Und es ist gut, dass sich M. durch den geringen positiven ertrag nicht hat zurückschrecken lassen, ehe er sein feld bis zum markstein der Hamburger dramaturgie durchfurcht hat. Denn auch das negative ergebnis ist ein ergebnis: dass es nämlich vor Lessing in Deutschland überhaupt noch keine theaterkritik gegeben hat. Was sich auf den 104 seiten von Michaels büchlein zum gegenstand und was sich nebenher ergibt, ist oft wissenswert genug. In 6 kapiteln verfolgt M. sein ziel, gestützt vor allem auf W. Creizenachs 'Geschichte des neueren dramas' und K. Borinskis 'Poetik der renaissance und die anfänge der literarischen kritik in Deutschland', durch viele ursprüngliche und abgeleitete quellen hindurch, zu denen er sicherlich in friedenzeiten, wo alle wasser fliessen, noch manche hinzugefunden hätte, ohne doch wohl im ganzen zu einem anderen schlusse zu gelangen. Im vorworte halte ich es nicht für notwendig und nicht für glücklich, wenn der verfasser in stolzer sinderfreude als anhänger einer neuen wissenschaftlichen theatergeschichtlichen forschung ihre vorläufer aus den kreisen 'dilettierender theaterliebhaber' verachten zu müssen meint, denen unsere forschung eben doch die ersten werke verdankt, die in wissenschaftlich kritischer methode wohl laien waren, auf dem gebiete des theaters jedoch als künstlerische fachleute uns oft spuren verrieten, von denen die gelehrtenwelt nichts weiss. Man sollte nicht das einbringen seines neuen fündleins mit dem billigen versuche einführen, die vorgänger herabzuwürdigen. Ein grosses neues sollte so stark durch sich selbst sein und seine inneren gründe, dass alles schwächliche und falsche, das vorher im wege stand, von selbst umfiele beim nahen des neuen.

Es scheint natürlich, dass in all den jahrhunderten, solange es noch keine ernst zu nehmende bühnenkunst gab, auch ihre kritischen beobachter nicht zu finden sind. Und doch wäre es an sich nicht ausgeschlossen, dass sich gelegentlich, durch begeisterung oder durch abscheu getrieben, vereinzelt stimmen gefunden hätten, die uns vom auftreten eines mimen oder von der aufführung eines dramas einen bericht hinterlassen hätten, der einen ästhetischen standpunkt des beobachters verriete. So, wenn (kap. I) aus sydonalbeschlüssen und stimmen von kirchenvätern, aus glossaren und ritualen sorgfältig nach notizen über darstellungen des antiken theaters gesucht wird, so, wenn das geistliche schauspiel des mittelalters in den kirchen nicht sicher ist vor dem spüren nach dem kritiker. Herrad von Landsberg und Gerhoh von Reichersberg erzählen in ihren polemischen berichten wohl einzelnes von den mysterienspielen; von ästhetischem abstandnehmen eigentlicher kunst-

kritik kann natürlich nicht die rede sein. Das II. kapitel führt in wohlunter-
 richtetem überblick in die spalten der stadtchroniken mit ihren vermerken von
 bürgerspielen hinein, kapitel III in die schulkomödie, kapitel IV zu den englischen
 komödianten. So wenig ergiebig die spiessbürgerlichen oder hochgelehrten urteile
 von geistlichen und laien der renaissance- und barockzeit rein künstlerisch auch
 sind, so ist mit der allgemein zunehmenden wissenschaftlichen bildung doch die kritische
 stellungnahme wenigstens zu den literaturwerken auch auf dramatischem gebiete
 gewachsen. Ganz anders aber lauten zur selben zeit schon wirklich kunstkritische
 stimmen über theaterkunst in Frankreich, wie sie Fr. Michael aus Petit de Julle-
 villes Histoire de théâtre en France anführen kann; doch nur, um uns auch auf
 diesem gebiete zu zeigen, wie Frankreich kulturell im mittelalter durchaus den
 vorrang vor Deutschland behauptet. Da steigen wohl unsere mhd. höfischen dichten-
 ungen oder die bauten romanischer und gotischer dome zum vergleiche vor uns auf,
 mit ihren grundlagen in Frankreich fussend, ihre spitzen im deutschen strome
 spiegelnd. Freilich bleibt auf dem kunstkritischen, besonders theaterkritischen felde
 Deutschland die nachfolge, nachahmung und vertiefung ganz schuldig, die es in
 poesie und baukunst so wundervoll über das pfadfindende Frankreich hinaushebt.
 Ähnlich bietet England zur zeit der englischen komödianten ebenfalls schon ansätze
 zu einer bühnenkritik, die um die gleiche zeit bei uns fehlt. Das England der
 Elisabethanischen zeit ist eben wie das 'süsse' Frankreich des 14. und 15. jahr-
 hunderts in bühnenkünstlerischer beziehung ein altes, reifes kulturland, in Deutsch-
 land fehlt die jahrhundertlange durcharbeitung des bodens. Auf dem umwege der
 gelehrten bildung aber, zum teil auch durch reisen einen standpunkt des ver-
 gleichens findend, kam dann endlich durch das wachsen der wissenschaften auch
 bei uns eine literarische kritik und spuren einer theaterkritik auf, zu der freilich
 die fragwürdigen leistungen der englischen komödianten und ihrer nachfolger in
 Deutschland allein noch nicht sehr reizen mochten, obwohl eine starke wirkung
 ihres auftretens, gelegentlich unbeholfen genug, bestätigt wird. Doch auch dann
 noch ist die abhängigkeit des künstlerischen geschmacks und des literarischen
 urteils vom auslande für Deutschland bezeichnend. Vortrefflich zeigt das Michael
 in seinem V. kapitel, theorie und kritik: Wo um die wende des 16. und 17. jahr-
 hunderts in der kritik verständnis für theaterkunst sich zeigt, da ist es ein aus-
 länder, wie der niederländische humanist Scaliger, der in seiner poetik die eindrücke
 nicht deutscher, sondern französischer mysterienspiele abspiegelt. Seine urteile
 schreiben die deutschen poetiken des folgenden jahrhunderts getreulich und ohne
 jede eigene anschauung aus. Wie dürtig gebärdet sich den ausländern gegenüber
 unser pedantischer Opitz in seiner 'Deutschen poeterei'. Viel mehr eigene sachkenntnis
 einer selbstgeschauten bühnenwelt verraten die Nürnberger, wie Harsdörffer, bei
 denen freilich neben der lust am spiele der englischen komödianten oper und sing-
 spiel auch schon in den kritikern ihren siegeszug antreten, zu dem sich bald fast
 alle künste vereinen. Die pracht der ausstattung ist es, die hierbei auch der kritik
 anlass zu ästhetischer würdigung bietet. So hält sich die stimme des urteilenden
 verstandes und der bildung bei den Deutschen noch fast ein jahrhundert lang an den
 aussenseiten, ja an den äusserlichkeiten der bühnenkunst auf, während ihr kern, die
 szenische und gar die schauspielkunst aus verachtung ihrer träger oder aus unver-
 mögen der beurteiler unbeachtet bleibt. Auch der berüchtigte Hamburger opern-
 streit, so eigenartige späne er für die religions- und kulturgeschichte im allgemeinen
 abwirft, bringt keinen beitrug zur eigentlichen theaterkritik. Französische kunst-

forderung bleibt massgebend, vorbildlich und unerreicht, solange das theater in Deutschland nicht für literaturfähig gilt. Das ändert Gottsched. Er ist in der theorie und in ersten ansätzen der ausführung der begründer der deutschen theaterkritik, wie Lessing ihr erster meister ist. Sie sind beide eigentlich die ersten gebildeten männer der deutschen kulturgeschichte, die schauspieler und theater selbst kannten und so deren künste als eine eigene kunst zu würdigen verstanden. Dazu gehörten freilich — das zeigt Michael in seinem letzten (VI.) kapitel als schönstes ergebnis seiner ganzen untersuchung — nicht nur die kritischen vorreden und die betreffenden kapitel der 'Kritischen dichtkunst für die Deutschen', nicht also nur bücher, die in der stube des gelehrten studiert, im boudoir der damen durchstöbert wurden, sondern ein neues organon, das eindringlicher in den alltag des geschäftigen Deutschen hineinrief: zeitschrift und zeitung.

Und mit dieser erfindung schliesst die anfangsgeschichte der deutschen theaterkritik ab. Denn nun ist jener unselige wechselbälger geboren, der unsrer ersten kunst des theaters der grösste helfer hätte sein sollen, und der in wirklichkeit ihr leider unendlich viel mehr geschadet, oft ihre schönsten keime und blüten zerstört hat, die theaterkritik der tageszeitung. Bemerkenswert ist, zu beobachten, wie sogar noch auf dieser schwelle zum ersehnten tempel deutscher theaterkritik immer wieder, auch wo einmal ästhetische kritik versucht wird, eigentlich nur literarisch-dramaturgische fragen untersucht werden, und kaum einmal darstellerische. Da ist es bezeichnend, dass die stelle, wo schüchtern die leistung der darstellungskunst von Gottsched einmal gewürdigt wird, von der ersten bedeutenden deutschen schauspielerin unwillkürlich und unwiderstehlich hervorgerufen ist, von der Neuberin. Sollte das nicht ein fingerzeig dafür sein, dass eben bis dahin in Deutschland von einer wirklichen schauspielkunst noch keine hinreissenden beispiele geboten worden waren; wie hätte da eine ästhetik sich damit befassen sollen. Das kunstwerk, der künstler muss immer — das gilt nun für die ganze folgezeit — eine kunstkritik erst hervorrufen und nach seinen innersten trieben lenken; nicht soll die gelehrte betrachtungsweise richtung und werden eines kunstwerks erzeugen und bestimmen wollen. Der künstler schafft, der gelehrte kann nur erklären. Das misstrauen der ganzen künstlererschaft gegen das amt des kritiklers hat in dem verkennen dieser tatsache, so selbstverständlich sie an sich ist, seinen oft nur zu berechtigten psychologischen grund. Aus dieser kampfstimmung der beiden aufeinander angewiesenen gebiete erklärt sich doch auch mit, nicht nur aus mad. Hensels gekränkter eitelkeit, das tiefbedauerliche abbrechen von Lessings eigentlicher theaterkritik, so dass auch die 'Hamburger dramaturgie', unser berühmtes erstes, fast einzig dastehendes werk dieses zweiges der ästhetik, auch wieder in eine poetik, eine besprechung der dramen, freilich der aufgeführten, sich auflöst.

Möchte Michaels hauptwerk, auf das alle diese fragen in ihren ansätzen schon in diesem büchlein als stimmunggebende grundakkorde hinweisen, von dem gleichen echt wissenschaftlichen geiste der vorsichtigkeit und selbständigkeit des urteils getragen sein, wie es auf diesen blättern wohlthuend geschehen ist, damit nicht nur 'der theatergeschichtler ebenso wie der literarhistoriker', wie M. es von diesem ersten versuche über die anfänge erhofft, daraus 'einigen nutzen ziehen kann', sondern damit dieses werk auch, wie es die kritik immer soll, unsrer deutschen bühnen- und schauspielkunst selbst diene!

Werner Mahrholz, Deutsche selbstbekenntnisse. Ein beitrug zur geschichte der selbstbiographie von der mystik bis zum pietismus. Furche-Verlag. Berlin 1919. VII, 254 s. 8 m.

Die vorrede des hier besprochenen werkes begründet, wie der verfasser zur abgrenzung des von ihm behandelten themas gelangt ist. Ursprünglich weiter gesteckte ziele, die die aufnahme Goethes und seiner werke in der deutschen kritik und im deutschen publikum ins auge fassten, nötigten zu vorarbeiten, die, um den bruch zwischen dichtung und publikum um 1780 begreiflich zu machen — man denke an den erfolg des Werther, den misserfolg der Iphigenie —, gestützt auf zahlreiche autobiographische äusserungen aus dem bürgertum, zu der erkenntnis eines inneren zusammenhanges zwischen der bürgerlichen lebensform und der entwicklung der autobiographie führten. So gibt der verfasser in diesem ersten bande eine entwicklungsgeschichte deutschen seelentums, wie es sich auf der grundlage mystischer religiosität im bürgertum ausprägt. Die bürgerliche lebensform, die sich vom 13. jahrhundert an aufsteigend entfaltet, bricht um 1600, in der zeit der gegenreformation, und dann während des dreissigjährigen krieges zusammen, um seit dem ausgang des 17. und im anfang des 18. jahrhunderts sich ganz allmählich neu zu gestalten, zu verinnerlichen und zur höhe zu führen. Es sind wege, die uns schon Karl Biedermann und Dilthey gewiesen, auf denen wir mit dem verfasser fortschreiten, indem er die drei stufen der bürgerlichen geistesentwicklung an der hand autobiographischer aufzeichnungen zu veranschaulichen sucht. Er ist dabei mit geschick vorgegangen und hat aus der reichen literatur, die nicht so leicht zu erschöpfen ist (siehe die bibliographischen zusammenstellungen s. 244 ff.), soweit ich sehe, eine grössere reihe markanter typen, und zwar typen der entwicklung, denen eine grössere bedeutung zukommt als den individuen, den trägern der entwicklung, ausgewählt. Nachdem er einleitend das wesen des klein-, mittel- (man wünschte eine geschmackvollere bezeichnung!) und grossbürgertums charakterisiert sowie den wert der selbstbiographie als geschichtlicher quelle besprochen, schildert er im ersten buche zunächst den frühindividualismus und die entstehung der autobiographischen typen. In Mechthild von Magdeburg strömt als einer der ersten das ichgefühl stark aus bei immerhin möglichst objektiv gehaltener darstellung, bei Senese steht die künstlerische form, bei Margareta Ebner die psychologische im vordergrund. Seit dem 14. jahrhundert gibt auch das reisen mehrfach anlass zu schriftstellerischer selbstbetrachtung; die beweggründe können dabei verschiedenster art sein. Pilgerreisen nach dem heiligen lande, aus religiösem bedürfnis unternommen, regen zur aufzeichnung des äusserlich und innerlich erlebten an, doch bleibt die darstellung anfänglich stark konventionell; aber auch der aus abenteuerlust reisende (Philipp von Hutten), der künstler (Dürer), der kaufmann (der Ulmer Ulrich Krafft), der forschungsreisende (Leonhart Rauwolf aus Augsburg) fühlt den drang dauernd festzuhalten, was ihm fahrten in ferne lande an eindrücken, erfahrungen und kenntnissen eingetragen haben. Das tägliche leben, die stoffquelle für die eigentliche hauschronik, ist dem Nürnberger Ulman Stromer gegenstand der betrachtung, in noch reicheren, persönlicheren masse ein jahrhundert später für den Augsburger kaufmann Burkhard Zink, im 16. jahrhundert für die beiden Schweizer Thomas und Felix Platter. Lebensinhalt und darstellung bewegt sich in grossbürgerlichem sinne in aufsteigender linie (s. 58 ff.). Das öffentliche leben ruft verteidigungs- und rechtfertigungsschriften politischer und religiöser natur hervor; es sind die anfänge einer memoirenschreibung, die bis ins 14. jahrhundert zurückreicht (Kazmair, Arnecke

Götz von Berlichingen) und in den ausführlichen aufzeichnungen Bartholomäus Sastrows den höhepunkt grossbürgerlicher selbstdarstellung vor dem dreissigjährigen kriege erreicht.

Seit dem anfang des 16. jahrhunderts und vollends während des grossen krieges im 17. jahrhundert lässt sich, durch die verschiedensten ursachen bewirkt, ein niedergang des bürgertums, und damit des volksgeistes erkennen, das grossbürgertum bricht zusammen, der mittelstand schaltet aus; auch die autobiographik verliert an bedeutung, vermag sich doch nur eine traurige wirklichkeit in ihr widerzuspiegeln: die typen gehen verloren, die darstellungsmittel sind einseitig und unbeholfen. Der verfasser schildert diesen verlauf in dem zweiten buch seines werkes und sucht ihn aus den wirtschaftlichen und sozialen verhältnissen zu erklären. Der individualismus wird in seiner entwicklung vielfach gehemmt, zu vernichten war er freilich nicht, und wir begegnen ihm später aufs neue, nun vertieft und nachhaltiger in seiner wirkung. Den haus- und familienchroniken des 17. jahrhunderts fehlt der weite blick, sie beschränken sich zumeist auf das, was die eigene persönlichkeit angeht, und was sich im engen kreise der familie abspielt. Dem kleinsten des tages gilt das hauptinteresse, wir vermissen das geistige, seelische, die innere wärme. Einige aufzeichnungen dieser art werden s. 88 ff. analysiert, unter ihnen die des Augsburger stadtbanmeisters Elias Holl. An sich durchaus nicht unbedeutende persönlichkeiten, stehen sie als selbstbiographen doch unter dem druck ihrer zeit. Andererseits freilich wurde ebendadurch der sinn für verinnerlichung und versenkung ins eigene leben geweckt, religiöser selbstbetrachtung geneigt gemacht. Aber die religiosität des barocks war eine andere als die des reformationszeitalters. War diese 'gemeindebildend' gewesen, so wurde jene eine angelegenheit des einzelnen, die in glaubensbekenntnis und glaubensverteidigung oder in mystik, ekstase und vision ihre ausdrucksform fand. Als beispiele der ersteren gattung hat M. die aufzeichnungen des astronomen Kepler sowie die aus Arnolds kirchen- und ketzerhistorie bekannten äusserungen des schwärmers Felgenhauer und Peter Moritzens aus Halle gewählt, die zweite gattung ist durch Greulich, den niederländischen bauern Hemme Hayen und Quirin Kuhlmann (nicht Kühlmann) vertreten.

Es brauchte zeit, um nach dem dreissigjährigen kriege — und damit setzt das dritte und letzte buch ein — die freude am dasein im deutschen bürgertum neu zu beleben, ihm die lebenszufriedenheit wiederzugeben, den einzelnen zur selbstschilderung anzuregen. Ähnlich wie im 15. jahrhundert verlaufen auch jetzt die phasen der entwicklung, doch sind die aufzeichnungen lebendiger, die verfasser mitteilbarer; das äussere, zwar immer noch engbegrenzte leben, falls nicht eindrucksvollere erlebnisse der jugend- und wanderjahre oder sonstige reisen abwechslung gebracht haben, bleibt nach wie vor die hauptsächlichste stoffquelle, das innere leben äussert sich wenn überhaupt nur nach der religiösen seite hin als fromme betrachtung. Erst der pietismus erhebt die autobiographie zu einer im höheren sinne literarischen gattung. Der verfasser lässt wieder vertreter der einzelnen stände als typen an uns vorüberziehen: den gelehrten von beruf (J. Fr. Reimann, nicht Reimann), musiker wie Mattheson, Dreyer, Franciscis, Printz und Telemann, den pfarrer J. L. Hocker, den handwerkermeister Joh. Dietz, und sucht die eigenart ihrer darstellung zu veranschaulichen. Die frommen autobiographen des pietismus sind Spener, Francke, das Ehepaar Petersen, Spangenberg, das moralische motiv tritt bei Haller und Gellert in den vordergrund, das rein dichterische bei Schnabel und Günther: für den verfasser der Insel Felsenberg und den lyriker Gütther ist

die 'seelenauffüttelnde gestalt' des pietismus 'die voraussetzung ihrer individualistischen darstellungsweise'. Günthers lyrik ist zum grossen teil poetisches selbstbekenntnis im sinne Goethes, die Insel Felsenberg eine sammlung von autobiographien, deren schema in der mehrzahl doch wohl reale begebenheiten verwertet. — Für den pietismus als romantik hat der verfasser Hamaun, Jung-Stilling und Bräcker als typen gewählt. 'Die erhabenheit Hamanns, die moralisch-deduktive betrachtbarkeit Stillings, die idyllische frömmigkeit Bräckers: damit sind die möglichkeiten des spätpietismus erschöpft, die auflösung der frömmigkeit in reine romantik, in gefühlsschwelgerei und skepsis sind die nächsten stufen der entwicklung'. Mit ihnen beschäftigt sich das schlusskapitel: Die psychologische autobiographie. Sie ist aus frommen betrachtungen erregter und erweckter naturen hervorgegangen, für die das innere erlebnis das entscheidende ist, das zur aufzeichnung drängt. Aus den sammlungen solch frommer selbstbekenntnisse, deren wir manche besitzen (Scriver's Seelenschatz, Teerstegens Auserlesene lebensbeschreibungen heiliger seelen, Gerbers und Reitz' Historie der wiedergeborenen), gibt der verfasser charakteristische proben aus dem Reitzschen werk, um dann an Adam Bernd und Lavater zu zeigen, wie die frömmigkeit, der moralismus sich mehr und mehr in psychologische beobachtung auflöst, bis schliesslich unter dem einfluss des rationalismus — die darstellung der rationalistischen autobiographie behält sich der verfasser in andern zusammenhänge vor (s. 244) — das religiös-moralische moment völlig ausgeschaltet wird, wofür K. Ph. Moritz als geeignetster typus gelten kann: sein Anton Reiser ist der erste psychologische roman in Deutschland, sein verfasser 'der erste deutsche psychologe', das wort in seiner modernen bedeutung genommen, wie das von Moritz in den jahren 1786, 8 herausgegebene Magazin für erfahrungsseelenkunde als erste psychologische zeitschrift angesehen werden kann. M. legt daraus s. 224 ff. einige äusserst lehrreiche exzerpte vor, die zeigen, dass Moritz mit seinen bestrebungen nicht allein stand: die menschliche seele wird seit der zweiten hälfte des 18. jahrhunderts nicht mehr religiös-moralisch gewertet und gedeutet, sondern im sinne der aufklärung beschrieben und zergliedert, ihre 'falschen empfindungen', 'ihre sentimental erlebnisse, denen keine geistige realität entspricht' werden als krankhaft erkannt, die bloss existenz des individuum's aber wird andererseits 'schon als wert, ja, als der wert schlechthin empfunden'.

Die anregende schrift schliesst mit dem hinweis, dass, so sehr auch Moritz und wohl auch Stilling mit ihren autobiographien auf Goethes lebensbeschreibung eingewirkt haben mögen, 'die weltweite Goethes von der engen begrenzttheit Stillings und von der insichgekehrtheit Anton Reisers' weit abstehe, der weg noch lang sei, 'ehe man die Goethische autobiographie als das glied einer organischen entwicklung zu erkennen vermöge'. Der verfasser soll uns als führer auf diesem noch zu beschreitenden pfade willkommen sein!

Den anmerkungen, die die belege für die exzerpte zusammenstellen, hat der verfasser ein verzeichnis von autobiographischen aufzeichnungen bis zum ausgang des 18. jahrhunderts beigefügt mit der bitte um vervollständigung. Über die grundlage der selbstbiographie handelt auch K. Jahn in den Geisteswissenschaften 1, 28 ff. Freytag, der schon in den Bildern 4^s, 29 ff. Petersens und seiner gattin lebensbeschreibung verwertet hat, gab ebenda 3^s, 123 ff. auszüge aus den fragmentarisch auf uns gekommenen niederschriften des pfarrers Martin Bötzingen sowie aus den lebensaufzeichnungen Ernst Friedrich Haupts (4^s, 325), des vaters von Moriz Haupt, und Christ. Wilh. Heinrich Sethes (4^s, 376), die beiden letzteren sind bisher un-

gedruckt geblieben; Jakob von Axens Haus- und familienbuch (gleichfalls handschriftlich) erwähnt O. Beneke in seinen Hamburgischen geschichten und denkwürdigkeiten 2 1886 s. 478. — Erinnerungen des schauspielers J. A. Christ erschienen 1912 unter dem titel: 'Schauspielerleben im 18. jahrhundert', zum erstenmal veröffentlicht von R. Schirmer. — s. 14. Neben Hildegard von Bingen durfte noch Elisabet von Schönau (siehe Afda. 12, 25 ff.) ihrer ausgesprochenen und temperamentvollen persönlichkeit wegen genannt werden. — s. 16. Die authentizität der Seussischen vita ist neuerdings verdächtigt worden; ich hoffe darüber demnächst eine untersuchung eines meiner schüler vorlegen zu können. — s. 20. Das citat aus Preger stammt nicht aus Seuse, sondern betrifft eine briefstelle Heinrichs von Nördlingen. — s. 22. Siehe jetzt auch L. Zoepf, Die mystikerin Margareta Ebner. Leipzig 1914. — s. 61 z. 11 v. u. lies ann. 61, s. 64 z. 3 v. u. ann. 61. — s. 93 z. 1 v. u. 'ein beiber' (= eine untergeordnete angelegenheit) ist doch eine recht unschöne wortbildung! — s. 138 'Der reisende gerbergeselle', Liegnitz 1751, hat den ratskämmerer Samuel Klenner zum verfasser, siehe Meusel, Lex. 7, 79.

HALLE A. D. S.

PHILIPP STRAUCH.

Quellenschriften zur neueren deutschen literatur herausgegeben von
Albert Leitzmann. Nr. 7. Histoire du Cid. Nach der ausgabe von 1783
 herausgegeben von **Albert Leitzmann.** Halle a. S. 1916. VI, 142 s.

Zu dem abdruck Köhlers (1867), Voegelins (1879) und zu den zusammenstellungen Redlichs in Saphans Herderausgabe (28, 564) tritt hier ein neuer druck der französischen quelle Herders im zweiten juliheft der *Bibliothèque universelle des romans* s. 3—176; verbunden mit der romanzensammlung Sepulvedas *Romances nuevamente sacades de historias antiguas de la cronica de España* (Antwerpen 1551), die Herder von der Göttinger bibliothek an stelle des nicht erhältlichen Escobar, des stützpunkts des Franzosen (Couchut?); sowie den ersten neun romanzen aus dem französischen, der romantischen geschichte des Cid, die der Neue deutsche Merkur von 1792 I 199—215 (februar) mit der zeichnung S. brachte, unter dem man schon früher (vgl. Hans Lambel, Herders werke II, XXXIX in der Deutschen nationalliteratur Nr. 75) wie der verfasser bemerkt 'allerdings ohne zwingenden grund' einen der Seckendorfs hat sehen wollen. Voegelin hat für die schlussromanzen, wo die französische quelle fehlt, einen andern spanischen text benutzt, als den von Herder gebrauchten Sepulveda und hat infolgedessen unnötige und unhaltbare konjekturen vorgeschlagen. Indem der neue herausgeber jetzt die richtige quelle gibt, erhofft er 'eine ins einzelne gehende vergleichung Herders mit seinen vorlagen', die 'noch immer ein wunsch der forschung bleibe, zumal Herder auch in seine endgiltige fassung der aus der französischen prosa hergeleiteten stücke einzelne motive spanischer romanzen eingefügt hat'. (s. V). Zu der einleitung der französischen prosa (bis s. 19) hat der herausgeber auf s. VI die vorkommenden gelehrten bezüge und zitate nachgewiesen; sowie Geibels übersetzungen (Gesammelte werke 8, 164, 235) zweier darin vorkommender romanzen.

MÜNCHEN.

KARL BORINSKI (†).

Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche literatur des 17. jahrhunderts von **Dr. Hans Heurich Borchardt**, privatdozent an der universität München. München, O. Beck 1919. VII, 175 s.

Diese schrift, die 1914/15 der Münchener fakultät als habilitationsschrift vorlag, ist in den ersten 6 bogen 1915 gedruckt worden; in den übrigen fast 5 bogen später mit kürzungen, zu denen der verfasser, 'dem buche fremd geworden', 'sich leichter entschloss, als es vor jahren der fall gewesen wäre'. Dadurch sind die deutschen dichtungen verhältnismässig hinter den lateinischen zurückgetreten. Der verfasser glaubt dies mit dem 'klassizistischen charakter' und der 'schwachen dichterpersönlichkeit' Buchners rechtfertigen zu können, denen zufolge 'der sprachstil und die metrik der Wittenberger schule', die Buchner auch nur in der äusseren form bestimmte, hauptsächlich zu betrachten waren. 'So zwangen die ergebnisse der untersuchung zu einer einseitigen betrachtungsweise, die im wesentlichen dem formproblem des 17. jahrhunderts zugute kommt'.

Buchners persönlichkeits und seine werke genauer zu betrachten, wird mit der absicht motiviert, 'die grundlagen seiner bildung und seiner interessen festzustellen'. Darüber geht das tatsächlich gebotene hinaus. Auf den umschwung in der beurteilung Buchners als dichters durch die forschung Hoffmanns von Fallersleben wird kritisch hingewiesen (s. 4). Es folgt ein erstes kapitel über Buchners ahnen und *leben* (s. 7-12), ein zweites über die *persönlichkeit* (s. 12-16), wobei bereits der lateinischen rede für Gustav Adolf 1632 gedacht wird, die durch einen ehemaligen schüler Buchners in Leyden gedruckt ward. Die *briefe* (s. 16-24), die bekannteste seite Buchners, beleuchten die kriegsnot von objektiv-neutraler seite, aus der die passivität der protestantischen gelehrten und der aufschwung der philologie hervortritt. Die vollständigste briefsammlung, die wir von einem deutschen dichter des 17. jahrhunderts besitzen, 'vermittelt zwischen den kulturzentren im osten und westen' (S. 20), ist überschwenglich in ihrem freundschaftskultus, so dass sie uns unwillkürlich an die zeiten der romantik erinnert' (s. 21 f.). *Die lateinischen werke* (s. 24-32) erörtern die 'möglichkeit dichter zu sein, was ihm im deutschen oft versagt blieb', besprechen die hauptsächlichsten 'de philosophia ecloga', die Opitz 'Marone ipso dignissimum' fand; den 'Joas', den Joh. Klaj 1642 ins deutsche übersetzte; die gleichfalls ins deutsche übersetzte 'Gratulatoria' und 'Panegyricus funebris' an kurfürst Johann Georg I.; die von Jakob Thomasius und Philipp Zesen übersetzte übungsrede, die Karl I. von England 'hätte halten können nach dem urteilspruch gegen sich'. Wie 'persönliche anteilnahme an dem geschick des königs dazu bewog', so wird auch auf Andreas Gryphius hingewiesen, der im 4. akt 'ohne einen wörtlichen anklang' eine solche bringt (s. 30 A.). Die *stilistischen aufsätze* Buchners werden (s. 32) kurz und abweisend besprochen. Buchner als herausgeber (s. 32-35) in grammatik, lexikon, altchristlichen und namentlich lateinischen autoren ist 'von pädagogischen interessen' bestimmt (s. 35). *Mittelhochdeutsche studien und vorlesungen über deutsche poetik* (s. 36-44) besprechen die 'fast ein jahrhundert dauernden' bemerkungen in seiner poetik mit ihren schreibungen, die dissertation seines schülers Carl Ortlof (Scholowsky s. 17 f.), endlich eine briefstelle an den hofprediger Hoë von Hoënegg (s. 40 ff.), aus der ein schulbetrieb in der poetik zu Wittenberg geschlossen wird (Paul Gerhardt). *Die ausgaben der poetik* (s. 45-54) erklären sich gegen die annahme einer ausgabe von 1642 (s. 49) und geben der ausgabe von Praetorius den vorzug vor der Gözischen, die aber der fassung der dreissiger jahre entspricht (s. 52). *Allgemeine theorie der dichtung* (s. 55-64) hebt hervor, dass

Buchners poetik keine blosse kompilation ist, wie die anderen poetiken (s. 58), erklärt sich aber gegen die auffassung der poesie als einer älteren philosophie (s. 62) und gegen den ausschluss der erotischen poesie (s. 63 f.). *Sprachstil* (s. 71–83) behandelt 1. *wortschatz und wortformen* nach Opitzischen prinzipien und der klangwirkung, sowie (im klein gedruckten anhang) speziell nach Buchners dichtungen; 2. *syntaktische bemerkungen*, gleichfalls Opitzisch, sprache lebendig ohne leidenschaft (mit anhang); 3. *aesthetische erweiterungen des sprachstils*, unter unverständlichem titel, die tropen, heftig gegen die renaissancepoesie, mit einem kurzen anhang zur orthographie (gegen doppeltes ch und kk). *Metrik* (s. 84–102) beurteilt den *rhythmus* nach der klangwirkung; scheidet streng zwischen *quantität* und *akzent*; nimmt den *takt* (silbenausfall und verlängerung) gleichfalls nach der klangwirkung; 'erweitert vorsichtig' die Opitzischen lehren über den *vers*, 'wandelt auf eigenen wegen' in der zulassung der daktylen und nimmt *anapästische* rhythmien an statt der daktylen mit auftakt; dringt auf *lautgleiche* reime; belebt die *strophe* wieder. Im ganzen geht die poetik von der antiken und mittelalterlichen weise aus, offenbart am deutlichsten den renaissancecharakter mit absage an das volkstümliche element. Ihrer 'goldenen mittelstrasse' zwischen den revolutionären bestrebungen der Zesen und Harsdörffer und der reaktion der Fruchtbringenden gesellschaft war der erfolg beschieden. Morhof hat sie fortgesetzt (s. 100 ff.).

Buchners *deutsche dichtungen* (s. 103–122), von ihm grossenteils zurückgehalten, werden auf grund einer von Rud. Schloesser begonnenen, auf 51 gedichte angewachsenen sammlung und des in der italienischen operndichtung wurzelnden, schwerlich aber übersetzten 'Orfeus', des deutschen daktylenverbreiters (s. 116), besprochen; ihr religiöses und seit der renaissance lebendigeres naturgefühl hervorgehoben (s. 118 ff.), auch schon das 'beginnende barock' aufgezeigt (s. 121). Buchners *freundschaft mit Opitz und seine beziehungen zu den andern schlesischen dichtern* (s. 122–138), Kirchner, Nüssler, Köler, Tscherning, wird auf grund der vorhandenen literatur aufmerksam durchgesprochen. *Buchner und die Fruchtbringende gesellschaft* (s. 138–164) setzt dies fort, bringt die verzögerte aufnahme durch Hübner zur sprache, den tadel Dietrichs v. d. Werder (S. 149) bis zu seinem tode 1636 und Opitz' aufgang in der gesellschaft. 'Der kampf um den daktylus' (s. 153 ff.) und die Gueinzische sprachlehre (s. 156 f.) führt dann zu seiner aufnahme 1641 (s. 159). Von Zesen wird hier das tadelnde stammbuchblatt Buchners (ep. I 179) in das jahr 1648 gesetzt. *Buchner und die junge generation* (s. 164–175) prüft genau jede mögliche beziehung, verweilt länger bei Paul Fleming (s. 166 ff.), Paul Gerhard (s. 170 f) auf grund des Hahnischen aufsatzes im Euphorion XV (1908) s. 19–34, Johann Klaj (§. 171 f.) und Justus Siber (s. 174 f.). Auf prüfung der beziehung zu J. G. Schoch, dem Buchner ein anerkennendes distichon widmete, wird verzichtet, 'da wir die lebensschicksale dieses dichters noch sehr wenig kennen' (s. 171). Mit der hervorhebung von Buchners vermittlerverdienst für Opitz, dem er einst die bahn gebrochen hatte, schliesst das buch.

Motiv und wort. Studien zur literatur- und sprachpsychologie.

I. Motiv und wort bei Gustav Meyrink von Hans Sperber. II. Die groteske gestaltungs- und sprachkunst Christian Morgensterns von Leo Spitzer. (Mit einem bisher unveröffentlichten briefe des dichters). Leipzig, O. R. Reisland. 1918. 123 s. (— § 7).

Die beiden abhandlungen sind Wilhelm Meyer-Lübke gewidmet, als 'dem gemeinsamen lehrer, dem jedes forschungsgebiet gleich wertvoll, jede forschungsmethode gleich vertraut ist'. Die erste folgt nach der 'einleitung' den prinzipien, die Zs. 47, s. 421—424 von uns vorgeführt wurden. Nur ist die 'zensur' von ihrem bezuge auf das sexualgebiet 'auf den geschmack des hörers oder lesers, auf die gute sitte, auf gewisse grammatische oder kunsttheoretische regeln usw.' übertragen. Die zweite erklärt nach ihrem 'motto': 'im französischen heisst le mot nicht nur 'das wort', sondern auch 'die lösung eines rätsels'. Man kann also sagen: le mot est le mot de la situation. Die erste verbreitet sich über den 'vorstellungskreis des erstickens' in drei unterabteilungen, über den 'vorstellungskreis der blindheit' und über 'die vampirmotive und ihre sprachlichen reflexe'. Die zweite konzentriert sich nach 'psychologischer analyse der sprachlichen neubildungen Morgensterns auf 'motiv- und wortforschung' 'in doppeltem gegensatz zu der wörter- und sachenforschung' 'der bekannten zeitschrift', d. h. 'auf psychisches', 'auf die psyche des individuellen sprechers'. Sie verweist auf ihre dissertation 'Die wortbildung als stilistisches mittel bei Rabelais', findet wort- und motivforschung bei Richard Messleny, der in seinem Spittelerbuch (Halle 1918) 'Rhythmus und stil' als primären entstehungsgrund behandelte, und erkennt im gegensatz zu einem kritiker der 'Summa' (2 viertel s. 105 ff. welchen jahres?) nicht 'wortkonstruktion', sondern 'sinnesadaptierung an die bestehenden worte' als das 'wesentliche in Morgensterns schaffen'. 'Nicht die 'paritätische, sinnvolle gegebenheit', der gegenüber ein 'äusserlicher nebensinn' abfallen müsste, sondern das erschaffen eines neuen sinnes aus der gegebenheit des wortes', 'die *sprachkritik* (in dem von Fritz Mauthner geprägten wortsinne), die zu einer phänomenologischen anschauung gelangt ist', ist nach Spitzer Morgensterns eigentümlichkeit. Mit einem hinblick auf Leopold Ziegler, Karl Kraus und die sprache (Wien 1918), das 'die ewig ungelöste verquickung von sprache und erleben hervorhebt' und vier 'anhängen', die 'bibliographisches über individuelle sprachschöpfung' nachtragen, sowie berührungen mit Fritz Mauthner auch in dem nachgelassenen werke Morgensterns ('Stufen, eine entwicklung in aphorismen und tagebuchnotizen', München 1918) schliesst das werk.

Die erste abhandlung schliesst sich an das lebenswerk eines der hoffnungslosesten und abesagtesten pessimisten. 'Worte, welche eine starke affektbetonte vorstellung bezeichnen, haben nämlich *eine starke tendenz, ihr geltungsgebiet über das traditionelle hinaus zu erweitern*. Wo der sprechende etwas ausdrücken will, wofür die traditionelle sprache noch kein adäquates wort besitzt, da drängen sich ihm mit vorliebe worte für affektbetonte vorstellungen auf, welche, sei es modifiziert durch ableitungssilben, sei es in übertragener, uneigentlicher bedeutung, das so erworbene neuland in besitz nehmen' (s. 19). Worte von solcher 'expansivität' sind nun bei Meyrink die des erstickens (erwürgens, erhängens). . . . 'wenn er sagt, dass vorhänge das gebrüll von wilden bestien, dass zufallende türen die klänge eines klaviers, dass die schatten der bäume das zirpen der grillen ersticken, so ist wohl jeder zweifel daran ausgeschlossen, dass bei ihm die vorstellung des erstickens über das gewöhnliche mass hinaus sprachlich produktiv ist' (s. 20). 'Sekundäre

motive' sind ihm solche, 'welche aus irgendeinem grunde . . . die vertretung von anderen affektstärkeren übernehmen' (s. 29). Solche 'setzen die geschichten zum komplex des erwürgens in beziehung' (ebenda). Der vorstellungskreis der blindheit ist gleichfalls 'nur ein untergeordnetes glied einer noch höheren einheit, die wir als vorstellungskreis der behinderten körperfunktionen bezeichnen könnten' (s. 32). Als höchste scheint der 'vampirkomplex' zu figurieren, . . . 'gespenstische doppelgänger der erdenwesen, die deutlich als vampirartige schemata charakterisiert werden: sie fressen den menschen das leben und die zeit weg, nähren sich von dem marke ihrer irdischen urformen, saugen uns aus wie vampire' (s. 43). Zu ihren höchsten und verbreitetsten formen scheinen die *zeitegel* zu gehören, die 'sich von den vergeblichen hoffnungen nähren, wie die bletschnecken von leeren gebeten leben' (s. 47).

Die zweite abhandlung knüpft an den melancholischen dichter der 'galgenlieder' u. ä., wie an 'das grosse Lalula' in ihnen, gedanken der absoluten sprach-erfindung. 'Der leser ist eben gewohnt, in einer publikation *sprache* zu suchen, d. h. einen ausgedrückten inhalt, während der dichter nur *laute* im schriftbild fixiert. Der leser verfällt immer wieder in die gewohnheit, das gelesene zu vertiefen, auszuweiten, er überdichtet den dichter'. . . 'Wie bedeutungslose laute so denkt sich Morgenstern auch dinge, die sind, ohne zu bedeuten, autonome dinge, nicht zeichen, die über sich hinausweisen: so ein exlibris ohne bild (s. 57 f.). Sein gedicht 'Der mond' ist eine 'glänzende ironie' auf seinen 'beruf', beim ab- und zunehmen ein a und ein z zu formieren. Die ganze witzsinphonie des *nähe* im 'kategorischen komparativ', *näher* und *näherin*, des deklinierten *werwolf*, des *zwölfent*, des *nachtwindhunds*, der *agel* als feinslieb des igels, des *nasobem* (von *нѣмъ*), der *niessieurz-sonate*, des *siezgeists*, des *sinnmaleins* (von *symbolisch*), der *knäuel* und *greuel*, des *gingganz* usf. im verein mit der melancholie des *zwi*, des nichtaufgehens im einen, wie bei mutter und kind von der geburt, und der 'unverdaulichen worte', wie *bildungshung(er)*, *vielfress* dienen dazu, die Mauthnersche sprachtheorie zu erhärten, dass die sprachen unsinnige irreführungen des menschegeistes und 'lachen und schweigen die orientalischen kuren' dagegen sind (113).

Wer die neigung dazu verspürt, möge sich dieser sprachentstehung aus dem nichts einer übersättigten bildung hingeben.

MÜNCHEN.

KARL BORINSKI (†).

Kazimir Beik, Zur entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Widerlegung der hypothese Kuno Fischers. Leipzig. W. Schunke 1918. IX, 100 s. 3 m.

Der verfasser tritt recht siegesgewiss auf. S. 71 schliesst er einen abschnitt mit den triumphierenden worten: 'Die Fischer-Rueffsche hypothese ist wurzellos. Wir haben festen fuss gefasst. Die Tassoforschung ist der Danaidenmühe enthoben'.

Ganz so weit sind wir nicht. B. ist sich, was wir seiner jugend — die schrift ist aus einer dissertation hervorgegangen — zugute halten wollen, der grossen schwierigkeiten, die gerade die entstehung des 'Tasso', des geschlossensten werkes Goethes, der wissenschaftlichen erkenntnis bietet, nicht bewusst. Indessen scheint mir sein standpunkt gerechtfertigt. Auch ich halte Kuno Fischers hypothese für verfehlt. Nach ihr soll das drama zunächst 1780/81 ohne den Antonio resp. ohne eine ihm entsprechende gestalt geplant und dieser gegenspieler erst in der

zweiten phase der entstehung der dichtung (1788/89) zugeführt worden sein. Fischer stützte seine ansicht hauptsächlich auf eine 'dramatische antinomie'. Sie soll darin bestehen, dass in den letzten drei akten des dramas Antonio für einen alten bekannten Tassos gilt, während die beiden ersten voraussetzen, dass der held ihn zum ersten mal sehe. Eine solche unstimmigkeit könne sich nur aus einer in die tiefe gehenden störung des poetischen prozesses, aus einer fundamentalen änderung der konzeption und des grundgedankens der dichtung erklären.

Dieser auffassung stehn vornehmlich zwei schwere bedenken entgegen. Einmal wäre ein so eklatanter widerspruch nur dann möglich, wenn zwischen der ausführung der beiden verschiedenen pläne ein beträchtlicher zeitabschnitt läge. Das ist aber nicht der fall. Die neue dichtung, d. h. die abfassung der akte 3-5 fällt in die zeit von 1787-89. In denselben jahren aber wurden die zuerst 1780/81 gedichteten beiden ersten akte umgegossen. Sollte da Goethe der widerspruch nicht zum bewusstsein gekommen und von ihm ausgeglichen worden sein?

Dann aber, wie steht es um die antinomie selbst? In der abhandlung 'Zwei Tassoerklärer' (Heidelberg 1896), in der sich Kuno Fischer gegen Heinrich Düntzer und Franz Kern, die seiner hypothese entgegengetreten waren, wandte, erläuterte er diese antinomie an zwei stellen des gedichtes, den versen der prinzeßin aus dem zweiten akt:

Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Ist dir ein neuer, kluger freund gewiss (v. 939 f.),

und den versen:

Es ist unmöglich, dass ein alter freund,
Der lang entfernt ein fremdes leben führte,
Im augenblick, da er uns wiedersieht,
Sich wieder gleich wie ehemals finden soll usw. (v. 767 ff.).

Die zweite stelle erklärt er so, dass die prinzeßin Antonio einen alten freund ihres hauses nennt, der dem Tasso zunächst fremd gegenüber stehn muss, ihn allmählich aber bei näherer bekanntschaft zu würdigen wissen wird. Das kann man gelten lassen. Unmöglich aber ist seine ausnutzung der ersten stelle. Die beiden verse 939 f. müssten, da sie, wie er meint, voraussetzen, Tasso habe jetzt erst die bekauntschaft Antonios gemacht, der alten dichtung angehören. Ist dieser schluss richtig, dann beweisen die worte aber auch, dass schon in ihr vorher, d. h. in der letzten scene des ersten aktes jemand aufgetreten, resp. das auftreten jemandes geplant gewesen sei, den wir für keinen andern als einen gegner Tassos halten müssen. Gerade dies motiv aber spricht Kuno Fischer der dichtung von 1780/81 ab. Nach seiner ansicht schloss der erste akt mit Tassos krönung, ohne dass ein antagonist des helden hinzugesetzt sei. Wollte man, um die schwierigkeit zu beseitigen, annehmen, dass die verse unursprünglich sind und erst bei der umarbeitung des zweiten aktes hinzukamen, dann muss man fragen: wie ist es möglich, dass Goethe, der in den nicht lange vorher gedichteten akten 3 bis 5 Tasso und Antonio alte bekannte sein lässt, hier davon ausgeht, dass sie sich eben erst kennen gelernt haben? Nein, die antinomie ist ein phantom. Nach der voraussetzung des dichters sehen sich Antonio und Tasso keineswegs zum erstenmal, als jener, aus Rom zurückgekehrt, diesen mit dem lorbeerkrantz gekrönt antrifft. Kuno Fischer hat, was ihm auch bei seiner darstellung der entstehungsgeschichte des 'Faust' begegnete, hier eine lässigkeit Goethes (wenn man will), einen scheinbaren widerspruch aufgebauscht und daraus ein kriterium für verschiedene dichtungspläne ge-

schaffen. Möglich, dass dabei der philosoph dem literarhistoriker zum schaden gereichte. Denn auf poetische gebilde lässt sich dialektische schärfe gewöhnlich ausser etwa beim alten Ibsen nicht anwenden. Ein dichterisches werk ist kein logisches system, das bis in die kleinste eigenheit den ansprüchen des verstandes genügt. Kuno Fischers einfühlungs-gabe und interpretationskunst versagte auch sonst dem 'Tasso' gegenüber. Nach ihm ist die grundidee des dramas: dass der held die ihm durch sein temperament, seine natur auferlegten leiden mittels der ihm verlichenen gabe des dichterischen gestalten überwindet. Tasso ist ein Werther, dem jedoch die schöpferische kraft schliesslich die heilung bringt. Das drama ist nach ihm also ein schauspiel im modernen sinne, in dem eine tragische verwicklung zu einer friedlichen lösung geführt wird. Tasso soll an der freundschaft Antonios einen halt fürs leben gewinnen. Sie wird ihn — mit dieser hoffnung soll uns das schauspiel entlassen — vor dem untergang bewahren. Dass diese auffassung irrig ist, wurde wiederholt dargetan; vgl. mein buch 'Dichtungen und dichter' s. 74 f. und neuerdings Roethe, Jahrb. d. Goethes. 9 (1922) s. 119 ff. Sie wird schon durch die äusserung widerlegt, die Goethe gegenüber Caroline Herder über den eigentlichen sinn des stückes tat. Es ist, sagte er, die disproportion des talents mit dem leben' (Caroline an Herder den 20. märz 1789). Ein anderer, fast unbegreiflicher irrthum Fischers ist die grundvoraussetzung seiner ansicht über die im wesen angeblich verschiedenen dichtungen von 1780/81 und 1788/89. Danach soll der Goethe jener jahre noch nicht fähig gewesen sein, den typischen gegensatz von Tasso und Antonio zu konzipieren. Das wird bei einem dichter geltend gemacht, der bereits gestalten wie Clavigo und Carlos, Faust und Mephisto, Orest und Pylades geschaffen hatte!

Somit war Beik durchaus im recht, die Fischersche hypothese zu bekämpfen. Dass er sie mit klarheit und einprägsamkeit widerlegt, kann man nicht behaupten. Eins seiner hauptargumente ist, dass er dem Heinsischen aufsatz in der Iris von 1774 'Leben des Torquato Tasso' einen starken antheil an der konzeption des Goethischen dramas beimisst. Allein er überschätzt sichtlich seinen einfluss und presst Heinses darlegungen mit bedenkllicher gewaltsamkeit. Schwerlich hat Goethe von ihnen mehr als eine anregung empfangen. Überhaupt reflektiert B. zu viel. Was der Tassoforschung not tut, ist eine rein quellenmässige behandlung der hauptmotive. Es müsste einmal schlicht und klar unter vermeidung jeglicher hypothesen und mit hervorkehrung des durchaus sicheren festgestellt werden, welche übereinstimmung zwischen der dichtung und den von Goethe benutzten schriften von Koppens einleitung zu seiner übersetzung von Tassos Befreitem Jerusalem an bis zur biographie Serassis bestehe. Dabei wird sich, wie ich nicht zweifle, ergeben, dass der einfluss dieses buches verhältnismässig gering ist. Damit würde Kuno Fischers ansicht, wonach seine lektüre eine neue dichtung bewirkt habe, hinfällig werden. Da seine hypothese, wie wir gesehen haben, sich auch sonst als wenig haltbar gezeigt hat, würde sie mit diesem nachweis wohl für abgetan gelten können.

Karl Viëtor. Die lyrik Hölderlins. Eine analytische untersuchung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1921. XVI, 240 s.

— Die Briefe der Diotima. Veröffentlicht von Frida Arnold. Leipzig, Inselverlag 1921. 77 s.

— Hölderlin und Diotima. Sonderabdruck aus den 'Preussischen jahrbüchern', bd. 182, s. 298–320. Berlin 1920.

So viel auch in neuerer zeit über Hölderlin geschrieben worden ist, so fehlt es an exakten arbeiten doch noch durchaus. Am meisten hat Hölderlins lyrik darunter zu leiden. Denn in dem masse, als ihre würdigung von reinen anempfindern ins kritiklose gesteigert wird, entschwindet der forschung der boden unter den füßen. Das prädiat 'unvergleichlich' wird zum freibrief für jede überschwänglichkeit. Um so erfreulicher wirkt V.s versuch einer streng exakten analyse, zumal wenn man aus seinem vorwort ersehen hat, wie sehr er sich der schwierigkeit seiner aufgabe bewusst ist.

Weit davon entfernt, sich sein geschäft auf kosten der gründlichkeit etwas genialischer machen zu wollen, untersucht V. in jeder der 5 perioden, in denen sich ihm der entwicklungsgang des lyrikers darstellt, allergeauetens tendenz, bau, diktion und metrik. Erst auf grund dieses befundes zeichnet er dann jeweils 'die stellung innerhalb der zeitgenössischen lyrik' und 'die entwicklung innerhalb dieser periode', um alsdann erst, wenigstens für die drei mittleren perioden, den 'eigenwert' zu würdigen. Natürlich wird schon in der analyse auf das vom dichter übernommene gut stets nachdrücklich hingewiesen, so dass es auch insofern an wiederholungen nicht fehlt. Aber man nimmt sie gern in kauf, da die übersichtlichkeit des ganzen nur so gewahrt bleiben konnte. Erst jetzt überschauen wir vollkommen, wie die den bahnen des Horaz folgende odendichtung in antiken strophen sich von der basis der unter dem bestimmenden einfluss von Klopstock, Schubart, Matthiisou, Stolberg und Schiller stehenden, meist reimenden jugenddichtung abhebt, während sie in die spätere hymnendichtung in freien rhythmten viel allmählicher übergeht. Dieser bedeutsamen entwicklung mit aufmerksamer hingabe und feinstem verständnis folgend, bietet V. eine fülle von wertvollen einzelheiten, die nur in ganz seltenen fällen noch zu berichtigen wären.

Eine besonders wertvolle feststellung ist ihm in bezug auf den bau gelungen. Er weiss zu zeigen, wie von der 3. periode ab die ode Hölderlins sich in der form von thesis, antithesis und synthesis dreigliedrig aufbaut. Er sucht auch nach einer erklärung und findet sie, den spuren W. Michels behutsam folgend, in der eigenart von Hölderlins empfindungsweise. Michels ausdeutung der späteren fassung von Hölderlins 'Stimme des volks' in den dreiklang 'Form — Chaos — Friede des alls' schärft ihm den blick für die durch welt und ich gegebene dissonanz in der seele des dichters und den ausgleich, den sein künstlerisches streben einbegreift. Aber er glaubt trotzdem nicht auf den hinweis verzichten zu dürfen, dass die zeitgenössische philosophie für ihre dialektische methode eine ganz entsprechende formel fand, ganz zu derselben zeit und gleichsam unter Hölderlins augen. Freilich, auf die kitzliche frage, ob und wie wir uns hier einen zusammenhang vorzustellen haben, geht V. nicht ein. Er beschränkt sich darauf, gewissenhaft alles anzuführen, was dem dichter diese formel nahebringen konnte. Und er durfte sich darauf beschränken, da eine rein analytische arbeit hier ruhig halt machen darf. Aber eine antwort auf die angrenzende frage, ob es sich bei dem dreigliedrigen aufbau der

Hölderlinschen ode überhaupt um ein bewusstes kunstmittel handelt oder nur um den unbewussten niederschlag seiner individuellen empfindungswelt, dürften und sollten wir erwarten. Aber selbst diese frage wird — bewusst oder unbewusst — vermieden.

Und doch liegt sie an sich gewiss nahe. Sie drängt sich uns geradezu auf, wenn wir uns die ganz aussergewöhnliche bewusstheit vergegenwärtigen, die aus Hölderlins theoretischen betrachtungen zu uns spricht und gerade in der späteren zeit, wo sie zu der wachsenden unklarheit seines denkens in den seltsamsten gegensatz tritt, uns so unheimlich annutet. Gleichwohl wird V. die annahme, es könnte sich bei dieser dreigliederung um ein bewusstes aufbauen handeln, vermutlich ablehnen, und wir würden ihm schliesslich beistimmen. Neigt aber V. zu der entgegengesetzten auffassung, dass hier eine unmittelbare zwangsläufigkeit wirksam ist — und es scheint durchaus so —, dann genügt selbst Michels ausdeutung, die an sich tiefer greift als die V.s, wohl kaum, und wir werden in unserer ableitung noch weiter zurückgreifen müssen. Wir werden versuchen müssen, bis zu dem punkte zurückzugehen, wo das irrationale uns endgiltig den weg versperrt. Schlagen wir diesen weg aber ein, so finden wir vielleicht auch eine erklärung für den umstand, dass Hölderlins dichtung sich innerhalb der polarität 'hymnus — elegie' von einem extrem zum andern bewegt, dass sie, um mit Hellingrath zu reden, zwischen tag und nacht wechselt. Vielleicht, dass dann sogar die seltsame rolle, die der dreiklang selbst noch in den katatonischen stereotypen des kranken spielt, eine hellere beleuchtung erfährt.

Das alles aber sind wege, die von denen V.s weit abliegen. So korrekt seine untersuchungsmethoden an sich sind, so wenig versucht er sich von seinem untersuchungsgegenstand zu distanzieren. Freilich sichert gerade das seiner arbeit die persönliche wärme, die sie so liebenswürdig erscheinen lässt. Aber es liefert ihm auch der gefahr aus, ins schlepptau moderner ästheteten zu geraten. Und dieser gefahr ist V. schliesslich doch nicht ganz entgangen. Es zeigt sich das im grossen und im kleinen: im kleinen etwa da, wo er im hinflick auf das 'Schicksalslied' und das gedicht 'Andenken' das wort 'jahrlang' als 'wundervoll' bezeichnet (s. 105), während schon der vergleich beider verwendungen ihm sagen müsste, dass dies 'wundervolle wort' an sich äusserst unkünstlerisch ist, und dass nur die klangliche position ihm im ersteren falle den künstlerischen wert gibt; und im grossen etwa da, wo er Gundolf das paradoxe wort nachspricht, dass Hölderlins Griechenliebe sich nicht aus seiner enttäuschung über die umwelt erkläre, sondern umgekehrt (s. 129 f.), während hier doch allein schon die abhängigkeit von Schiller das gegen teil beweisen sollte. Entscheidend aber wird dies angekränkeltsein von modetheorien erst da, wo es sich um die würdigung der späten hymnendichtung handelt. Gerade V. zeigt uns an sich so recht einleuchtend, wie sich der dichter hier aller bisher von ihm gepflogenen kunstmittel entäussert und wie exzentrisch im grunde der weg ist, den die entwicklung hier plötzlich einschlägt. Und doch gibt er sich der modernen illusion gefangen, dass hier erst Hölderlins kunst ihre 'bedeutendste höhe erreicht' habe (s. 222), während es sich meines erachtens trotzdem immer nur um die tatsache handelt, dass das künstlerische gefühl sich trotz der durch die geisteskrankheit bedingten mangelnden beherrschung der bis dahin erworbenen fähigkeiten noch gelegentlich in rhythmischen satzgefügen auswirkt, die die zugrunde liegenden kühnen intentionen uns nur noch ahnen und erraten lassen. Dass sich gerade dabei gelegentlich ästhetische wirkungen einstellen, die erst durch das zurücktreten

der gedanklichen bindung möglich geworden sind, ist an sich nicht überraschend und erklärt sich aus der natur der sache.

Doch diese einwendungen mögen unberechtigt erscheinen angesichts einer so gediegenen und ausgeglichenen leistung, wie V.s arbeit sie darstellt. Denn letzten endes ergeben sie sich doch nur aus der divergenz des ästhetischen standpunktes. Stellen wir uns aber auf den standpunkt des verfassers, so gebührt ihm zweifellos das lob, anscheinend so ziemlich alles erreicht zu haben, was sich mit den ihm zugänglichen untersuchungsmethoden erreichen liess. Anders gestaltet sich das urteil erst, wenn man die frage aufzuwerfen beginnt, ob umfassendere methoden überhaupt möglich sind. In welcher richtung sie vielleicht zu suchen wären, zeigen Schillers unterscheidung von naiv und sentimentalisch und Nietzsches gegenüberstellung von apollinisch und dionysisch, sowie die dazwischen liegenden versuche der romantiker. Freilich ist auch bei V. von den erstgenannten polaritäten gelegentlich die rede, da sie in Hölderlins eigenen reflexionen eine wesentliche rolle spielen. Aber sie werden für V. nicht zu wirksamen kriterien. Eine solche verwertung aber erscheint zum mindesten denkbar. Und der verfasser der vorliegenden erstlingsarbeit wird es infolgedessen nur als anerkennung empfinden, wenn seine leistung an den grenzen des möglichen erscheinenden gemessen wird.

Noch eine weitere arbeit V.s ist hier zu würdigen. Er hat vom Inselverlag den ehrenvollen auftrag bekommen, die kürzlich bekannt gewordenen Diotimabriefe erstmals herauszugeben und hat sich dieser aufgabe mit sorgfalt und geschmack entledigt. Es galt vor allem, die 19 briefe, die die enkelin von Hölderlins stiefbruder Karl Gock endlich der öffentlichkeit unterbreiten zu dürfen glaubte, zu ordnen, zu datieren und die datierung zu begründen. Diese aufgabe ist in restlos befriedigender weise gelöst. Danach setzt der briefwechsel der beiden liebenden ein mit dem zeitpunkt, wo Hölderlin unmittelbar nach der gewaltsamen trennung im september 1798 in Homburg festen fuss zu fassen beginnt, und dauert bis in den sommer 1800, d. h. bis in die zeit kurz vor seiner rückkehr in die heimat. Leider sind es nur die briefe Diotimas, die, seit vielen jahrzehnten schmerzlich vermisst und nur aus ganz wenigen sätzen bekannt, hier endlich ans licht treten — und obendrein nicht einmal ganz ohne gewollte oder ungewollte lücken —, während wir uns für die briefe des dichters nach wie vor mit den drei fragmentkopian begnügen müssen, die vor 16 jahren durch W. Böhm aus G. Schlesiers nachlass bekannt geworden sind. Was aber zur aufhellung der beziehungen zwischen den beiden liebenden noch irgendwie beigebracht werden konnte, das hat V. in übersichtlicher weise in seinen anmerkungen getan. Die wichtigste unter ihnen bringt die feststellung, dass jene eifersüchtige regung, von der Diotima im 14. briefe schreibt, auf Charlotte von Kalb geht, wobei freilich die weitere frage, ob mit oder ohne berechtigung, noch immer offen bleibt. Gerade dieser satz war einer jener wenigen, die von Christoph Schwab dem früheren besitzer der briefe abgeluchst worden waren. Doch hatte er leider mehr irreführt als aufgeklärt, da er aus unkenntnis des zusammenhangs auf Schiller bezogen werden musste.

Gleichsam gekrönt aber hat V. das ganze mit einer überaus feinsinnigen würdigung dieser dichterliebe, die wir freilich in den Preuss. jahrbüchern nachlesen müssen, da sie der ausgabe aus irgendwelchen gründen leider vorenthalten geblieben ist. Sie betont noch einmal die reinheit dieser beziehungen, nicht weniger aber auch deren beiderseitige innigkeit, die mehr als jene gelegentlich angezweifelt worden war. Auch hier tut V. vielleicht des guten eher zu viel als zu wenig, so z. b.

mit der behauptung, dass Diotimas briefe den vergleich aushielten mit den berühmtesten liebesbriefen aller zeiten und völker, ja, dass die europäische literatur seines wissens überhaupt keine briefe kenne 'von solch edler einfalt und klugheit, glut und beherrschtheit, sehnsucht nach glück und opfermut' (s. 309). Aber wie dem auch sein mag, unverständlich erscheint uns heute — vorausgesetzt freilich, dass jene lücken wirklich rein zufällige sind — das ängstliche bedenken, das diese rührenden dokumente so lange verheimlicht hat. Es hätte der rechtfertigung durch die derzeitige besitzerin der briefe, die in einem nachwort der briefausgabe beigefügt ist, nicht bedurft, um die veröffentlichung als eine in jeder beziehung verdienstliche tat erscheinen zu lassen.

BASEL.

FRANZ ZINKERNAGEL.

Hermann Glockner, Fr. Th. Vischers ästhetik in ihrem verhältnis zu Hegels phänomenologie des geistes. Leipzig, Leopold Voss 1920. VI, 74 s. 11,50 m.

Die als bd. XV der von Th. Lipps und R. M. Werner herausgegebenen 'Beiträge zur ästhetik' erschienene monographie stellt sich als eine dankenswerte und fruchtbare sonderuntersuchung über die geschichte der Hegelschen gedankenwelt dar. In 3 kapiteln, denen ein anhang von auf reiches quellenmaterial sich stützenden anmerkungen angefügt ist, entrollt Glockner ein ebenso scharfsinniges wie anschauliches bild der engen gedanklichen beziehungen zwischen Hegels panlogismus und Vischers panästhetizismus. Die genetische struktur der Hegelschen begriffsbildung, die sich von der aufklärerisch-Kantischen epoche seines denkens über die mystisch-pantheistische bewegt und zur enzyklopädistisch-panlogischen aufgipfelt, vertieft sich in der darstellung Glockners zu einer das ästhetische weltfühlen als das philosophische grundferment aufweisenden entwickelung. Hegels verhältnis zu Kant und Fichte, Schelling und Hölderlin, Spinoza und Leibniz ist im ganzen ungemein treffsicher und schlüssig gekennzeichnet. Im interesse einer geschlossenen beweislinie hätte es sich vielleicht verlohnt, der tiefen wurzelverwandtschaft zwischen der absoluten idee Hegels und dem Goethischen 'urphänomen', die G. mit feinem spürsinn für ideengeschichtliche zusammenhänge aufdeckt, eindringlicher nachzugehen. Wo G. die ästhetischen vorlesungen Hegels in vergleichende betrachtung zur 'phänomenologie des geistes' rückt, zeigt er sich in auffassung und einfühlung aufs glücklichste von Simmel und dessen ringen um feststellung typischer geistigkeiten beeinflusst. Der hier angetretene beweis, dass die phänomenologie des geistes 'die wahre naturphilosophie Hegels' enthält und das ästhetischste seiner werke bildet, insofern es letzte geistige zusammenhänge unter dem Gesichtspunkt des kunstwerks anschaut, während die ästhetischen vorlesungen vom blossen kategorialen begriff des schönen ausgehend das schema der enzyklopädie zugrunde legen, erscheint durchaus zwingend und unwiderleglich. Die erneuerung der Hegelschen ästhetik durch freiere anwendung der in der phänomenologie entwickelten dialektischen methode erblickt G. in Th. Vischers künstlerischem und philosophischem schaffen. In tiefschürfender, auf gründlichen quellenstudien fussender untersuchung wird die geistesgeschichtliche entwickelung Vischers an dem zwiespalt zwischen künstlerischem urerlebnis und philosophischem bildungserlebnis verfolgt und die versöhnung ursprünglich gegensätz-

licher richtungselemente in der an eifrigen Shakespearestudien und naturfreudiger Italienwanderung erblühten systembildenden ästhetik Vischers aufgezeigt. Auch hier macht G. allenthalben den grundcharakter dialektischen weiterlebens in Vischers gesantschaffen auf höherer stufe der betrachtung ersichtlich. Nur in einem punkte lässt G. eine abweichung Vischers von Hegels formalem intellektualismus gelten: in der lehre vom zufall, wie ihn der künstlermensch Vischer in der freude an der charakteristischen einmaligkeit schöner erscheinungen erlebt.

ULM.

PAUL A. SCHULZ.

Wolf von Unwerth (†), Proben deutschrussischer mundarten aus den Wolgakolonien und dem gouvernement Cherson. (Einzelausgabe aus den abhandlungen der Preussischen akademie der wissenschaften, jahrgang 1918. Phil.-hist. klasse. Nr. 11). Berlin 1918 (Verlag der Akademie der wissenschaften. In kommission bei Georg Reimer). 94 s.

Nicht ohne stille wehmut legt man diese letzte reife gabe des früh dahingeschiedenen aus der hand. Hat doch durch seinen tod die germanistik, vor allem aber die mundartenforschung einen herben verlust erlitten. Welch ein fortschritt von Weinholds schrift 'Über deutsche dialectforschung' zu U.s 'Schlesischer mundart'! Freilich ist nicht alles sein verdienst, sondern zum grossen teil das allgemeine ergebnis mehr als halbhundertjähriger dialectforschung. Aber die kristallklare art der darstellung mit ihrer pointierten charakteristik der ma. und der scharfumrissenen heraushebung der wesentlichen züge ist es, die diese erstarbeit eines noch nicht zweiundzwanzigjährigen auf jahrzehnte hinaus direkt vorbildlich für jede zusammenfassende darstellung eines grössern dialectgebiets macht¹.

Die gleichen vorzüge zeichnen auch die vorliegende arbeit, wodurch uns ein an und für sich ziemlich fernliegendes gebiet — zumal solange im stammland sehr grosse gebiete noch mehr oder minder neuland für die wissenschaftliche forschung sind, — in plastischer form nahegebracht wird, aus. Zur behandlung steht einerseits das umfängliche, zu beiden seiten der Wolga in der gegend (grösstenteils südlich) der stadt Saratow (etwa zwischen dem 52. und 50.°) gelegene kolonialgebiet, anderseits die beiden kleinen an der ostseite der Dnjestermündung und westlich des untersten Bug nächst dem Schwarzen meer befindlichen kolonien, wovon ersteres in der zweiten hälfte des 18., letztere zu anfang des 19. jahrhunderts besiedelt wurden; dagegen finden sich die zahlreichen zwischen diesen zwei gebieten (besonders östlich des untern Dnjeper) wie auch westlich des Dnjester gelegenen Schwarzenmeer-kolonien nicht einbezogen. Den stoff lieferten aus jenen gegenden stammende kriegsgefangene des westfälischen lagers Holthausen; daher konnten naturgemäss die zur darstellung bestimmten gebiete nur durch ausgewählte typen einer anzahl von ortsmaa. vertreten werden. Voran geht jedesmal die mundartliche wiedergabe von Wenkers sätzen, dann folgt eine grammatische darstellung nach lauten, formen, satzbau und wortschatz und zuletzt die 'heimatsbestimmung'. Im einzelnen ist bei der glänzenden stoffbeherrschung des verfassers wenig zu sagen und auf einige kleine

1) Wohl nur infolge eines bedauerlichen zufalls muss man gerade diese hervorragende arbeit in den neueren auflagen von Behaghels Gesch. d. deutschen sprache bei aufführung der dialectliteratur schmerzlich vermissen.

ausstellungen wird man daher ohne weiters verzichten dürfen. Auch den unter mühevollster ausnützung des sprachatlasses gewonnenen fixierungen der entsprechenden, durchweg rheinfränkischen stammmaa. — es handelt sich (nach der terminologie der Bremerschen karte) bei den westlich des flusses gelegenen Wolga-kolonien im norden und der mitte (probe I und II) um Mittelwetteraush (im südöstlichen Oberhessen und dem anschliessenden Hessen-Nassau etwa zwischen Vogelsberg, Nidda und Kinzig) und südlicher (probe III) um südöstlichstes Wetteraush und anschliessende nördlichste Untermainna. (östlich der Kinzig am nordrand des Spessart), bei den östlich gelegenen nördlich (probe VII und VIII) um das südwestliche Westriichische (in der südwestecke der Rheinpfalz, besonders der gegend um Zweibrücken), südlich (probe IV—VI) um die südwestlichste Untermainna., das nordöstlichste Vorderpfälzische und die nordwestliche Unterneckarma. am Rhein (also das bei Worms zusammenstossende hessische, rheinpfälzische und badische gebiet), bei den Dnjester-Bug-kolonien um den südlichen teil des Vorderpfälzischen, der südlich (im nordöstlichsten Elsass, also noch zum Südfränkischen gehörend, probe IX) und nördlich (südöstliche Rheinpfalz, probe X) der *p*-verschiebungsgrenze liegt, — kann man an sich vollanf zustimmen. Dagegen werden sich prinzipielle bedenken, für die indes nicht der verfasser, sondern die auftrageberin (die Preussische akademie) die verantwortung trägt, erheben, inwieweit denn überhaupt der dialekt dieser kolonien durch zuhilfenahme solcher einzelner, von der scholle losgelöster persönlichkeiten bestimmt werden kann. Wird sich uns doch recht gebieterisch die frage aufdrängen, ob eigentlich bei der verhältnismässigen kürze der besiedlungszeit bereits eine völlige verschmelzung der den einwanderern angestammten mundartlichen verschiedenheiten zu einem einheitlichen dialekt stattgefunden hat. U. selbst weist wiederholt auf fremde elemente sogar im dialekt des einzelnen gewährmanns hin (so s. 54, 71 f.). Auch das thema der bevölkerungsvermischung hat er, freilich nur bei den Schwarz-meer-kolonien (s. 88 und 93), wenigstens gestreift, ohne sich begreiflicherweise auf eine heikle auseinandersetzung näher einzulassen. Dieses problem des verhältnisses der sprache zur kolonialen bevölkerungsmischung hat erst kürzlich wieder Wrede in seinem aufsatz 'Zur entwicklungsgeschichte der deutschen mundartenforschung' (Z.f.d.maa. 1919, s. 9 ff.) angeschnitten und höchst instruktive aufschlüsse dazu gegeben: Wenn eben — wie hier in einem fall direkt nachweislich — 'keine einzige der einwandererfamilien genau aus dem gebiete stammt, das als heimat der heute geltenden ma. zu erschliessen ist, ihre herkunftsorte sich vielmehr in einem ziemlich engen kreise aussen um dieses dialektgebiet herum gruppieren' (s. 93), so haben hierbei doch wohl schwerlich kolonisten anderer orte 'den ausschlag gegeben bei der herausbildung der kolonistenma' (höchstens sie in sehr bescheidenem mass, z. b. durch einheirat, beeinflusst), sondern es liegt hier sicherlich ein unabhängiges, aber naturgemäs der heimatlichen mittelma. sehr nahekommendes kompromissprodukt vor. Schliesslich müssen aber doch auch die ortsnamen ursprünglich alle einen sinn gehabt haben: dass die ansiedler von orten wie Mannheim, Speier oder Karlsruhe nicht überwiegend, ja sogar gar keiner unter ihnen aus den gleichnamigen städten selbst stammen müssen, da im erstern fall eine gewisse soziale oder intellektuelle überlegenheit für die namengebung ausschlaggebend gewesen sein kann, während diese im letztern lediglich zu ehren ihrer hauptstädte erfolgt sein kann, ist klar; aber wie soll man sich namen schweizerischer orte wie Luzern oder wie Neu-Weimar (literarische einflüsse bei letzterm sind bei der damaligen bäuerlichen bevölkerung jedenfalls

ganz ausgeschlossen) durch eine reine besiedlung aus dem hessisch-rheinpfälzisch-badischen grenzgebiet erklären? Ist unter diesen umständen der zufällige gewährsmann wirklich der vertreter katexochen für die lokale ma. oder stossen sich hier vielleicht hart im raum noch mehr oder minder stark voneinander abweichende dialektunterschiede? Diese dinge lassen sich aber nur an ort und stelle, nicht aus der ferne, wo besonders in diesem krieg die gedanken gern allzu leicht beieinander wohnten, beantworten. Es dürften darum immerhin zweifel entstehen, ob dem unternehmen, das tragischerweise ein blühendes leben forderte, als solchem eine allzu grosse bedeutung zukommt. (Mit recht ist es daher auch nicht fortgesetzt worden [korr.-note].)

Man kann sich des gedankens nicht erwehren, dass gerade U. die geeignete persönlichkeit zur zusammenfassung und ausgestaltung der weitverzweigten mundartenliteratur zu einer grammatik der deutschen oder hochdeutschen mundarten, die heute wohl ebenso nötig wie vor einem menschenalter die der historischen ist, gewesen wäre, da leider das sonst immerhin verdienstliche büchlein von Reis vor allem mangels der systematik seiner darstellung infolge unangebrachter popularisierungsbestrebungen (die aber, wie die darstellungen von Meringer, Loewe und anderen zeigen, auch im rahmen der sammlung Göschen gar nicht notwendig waren) diesem zweck auch für den anfänger nicht zu genügen vermag. Es war ihm und uns nicht gegönnt!

MÜNCHEN.

V. MOSER.

J. Lindemann, Über die alliteration als kunstform im volks- und spielmannsepos. Diss. Breslau 1914. 63 s.

Eine bunte sammlung von alliterationen, die aber für das thema zunächst nichts ergibt, und zwar aus mangel an metrischer grundlage. Es war von vornherein in echte und unechte alliteration zu teilen. Die echte kann sich nur an den stabstellen und im rhythmus des alten verses zeigen, also auch nicht im viertakter. (Denn mag man über den alliterationsvers denken, wie man will, dass er nicht die vier takte des altheutschen reimverses hat, darüber herrscht wohl übereinstimmung.) *spieze, swért unde spér*, auch langverse wie *diu wás geheizē Hildebûrc, frou Hilde Hâgenen wip* gehören also nicht dazu: sie lassen sich nicht als alliterationsverse lesen. Noch verkehrter ist es, eine reinzeile mit drei stabenden hebungen (*sie glâsten dls ein glüendiu glîot*) deshalb als bewusste anwendung der alten technik anzusehen: die verband ja vielmehr zwei kurzzeilen durch drei (oder zwei) stäbe. Entscheidend ist der dipodische rhythmus, der denn auch sofort die alten formeln hervortreten lässt: *in stîrmen unde in strîten* (aber nicht: *so sâge ich in von stîrmen und von strîten*); aber auch verbindungen wie *Rôther der rîche, Dietrich der dégen, Wôlfrât der wigant* werden so als altertümlich erwiesen. Sogar langverse finden sich so zusammen: *in leidet bi den vroiuwen unde liebet bi den mânnen* oder zur not: *wie liebe mit leide ze jungest lônē kân*. (Aber gerade den Nibelungen- und Kudrunvers stellt der verfasser als 'dreihebig' abseits — als ob dann nicht auch alle klingenden reimpaarverse dreihebig wâren!) — Nur in diesen, hier in der masse aufgehenden gruppen liesse sich nach einem fortleben der alten technik spüren. Die übrigen stehen auf der linie des zufälligen stabreims, der bei der germanischen

sprechart einst zum geregelten geführt hat, aber auch fremden, rhetorischen, antiken ursprungs sein und als schmuck dienen kann; was er gerade im alten alliterationsverse nicht getan hat.

Erst nach dieser sonderung liessen sich aus dieser sammlung, wenn sie gut und zuverlässig ist, schlüsse ziehen.

KÖNIGSBERG.

GEORG BAESECKE.

Friedrich Kluge, Deutsche namenkunde. Hilfsbüchlein für den unterricht in den oberen klassen der höheren lehranstalten (Deutschkundliche bücherei). Leipzig, Quelle & Meyer 1917. 45 s. 0.60 m.

Diese plangemäss gedrängte übersicht der deutschen namenkunde, deren stoff in der form feststehend herausgearbeiteter tatsachen vorgelegt wird, die ihre beispiele ohne polemik, ohne urheberzitate und literaturverweise anführt, ist auch vom rein wissenschaftlichen standpunkte aus beachtenswert und ohne zweifel geeignet, dem namhaft gemachten unterrichtszwecke zu entsprechen. Literarisch angesehen gleicht sie dem orientierenden artikel eines konversationslexikons, abzüglich der hier fehlenden literaturangaben. Den drei kapiteln: familiennamen, taufnamen, topische namen sind als viertes die namen der wochentage und einige ausdrücke des ehristlichen kalenders beigegeben. In 1 behandelt verfassers die patronymika, die geographischen namen im weitesten sinne, die beinamen nach eigenschaften und nach berufen, die namen nichtdeutscher herkunft, das verhältnis der namen zum jeweiligen stande des sprachschatzes, veränderungen und weiterbildungen aus namen, den ursprung der namen aus der umgebung des trägers, die namen aus kalenderbezeichnungen, akrophonische differenzierung und doppelnamen. In 2 bespricht er die historische schichtung: ererbte germanische, adoptierte christliche, von anderen völkern entlehnte namen, die bildung charakteristischer gruppen für je eine person durch vermehrung der vornamen, die verschiedene funktion des vornamens und zuname je nach dem umgebungskreise, die weiblichen taufnamen nach äusserer erscheinung und bestand (kürzungen, entnahme aus dem kalender und von anderen nationen her, deminutiva), bei denen im besonderen das fehlen durchgreifender eindeutschung angemerkt werden muss. In 3 völker- und ländernamen, siedlungsnamen, namen nichtdeutschen ursprungs (keltischen und lateinischen), fluss- und bachnamen.

Dass diesem ausschnitte der namenkunde noch mancherlei détails fehlen, ist bei seiner knappheit wohl zu verstehen. Es ergibt sich aus der ganzen art des vortrages, den der verfassers mit psychologischen begründungen durchflucht, mit fragen des nutzens und der zweckmässigkeit, der absicht, des beliebens, dass er dem leser das phänomen der namengebung in den einzelheiten des historischen geschehens und in den motiven nahezubringen bestrebt ist. Es darf doch eingewendet werden, dass grundsätzliche unterschiede zwischen alter und neuer namengebung eigentlich nicht bestehen und dass der namenbeilegung nach vorbildern der familie, gesellschaft, der geschichte und literatur¹ auch in alter zeit eine wesentliche rolle zukommt, dass ferner die alten, zweistämmigen namen vielfach zugleich als appellativa, im besonderen der poetischen sprache, nachweisbar sind und im sinne eben

1) Vgl. R. F. Arnold, Die deutschen vornamen. Wien 1900.

dieser verstanden, klassifiziert und übersetzt sein wollen. *Chōnrāt* z. b. ist ein bahuvrihikompositum wie an. *kaldvādr, ilbrādr* 'übelwollend, böswillig' und als appellativum vom einfachen adjektiv *chuoni* sehr wenig entfernt, wogegen die komposita *Gērhard* und *Eberhard* modal bestimmt sind und auf den zweiten teil, das adjektiv *hard*, das hauptgewicht legen. Geistige, beziehungsweise moralische kraft wird in dem einen falle, körperliche widerstandsfähigkeit in dem anderen zum ausdruck gebracht. Es mag ferner nützlich sein, daran zu erinnern, dass bei allen namen der wortsinn gegenüber dem persönlichen inhalte, als dem eigentlichen zwecke der namengebung, mehr und mehr zurücktritt und dass deshalb die namen die tendenz haben, bloss lautgebilde zu werden, die nach den erföndernissen der bequemlichkeit unter einhaltung gewisser stilgesetze reduzierbar und formbar sind. Es soll endlich auch darauf hingewiesen werden, dass der passus über die plurale *-hausen, -hofen, -leben* s. 35 nicht in der fassung, die ihm Kluge gegeben hat, bestehen kann. Der nachweis, dass es sich hier vielmehr um persönliche bildungen aus dem singularischen ortsnamen 'die leute von' handle, ist von Rud. Kögel in P.B.B. (1889) s. 113 f. in überzeugender weise erbracht worden. Unter den hydrographischen namen vermisst man die seenamen, unter den für rinnendes gewässer die gruppe *-affa*, unter den von nichtdeutschen völkern her übernommenen ortsbezeichnungen die baltische und slavische gruppe wie *Stallupönen, Trakehnen, Breslau, Danzig, Dresden* und andere. Dass neuere ländernamen und in moderner zeit aufgekommene amts- und berufstitel unter den familiennamen seltener erscheinen, ist eine leicht verständliche sache. Sie fehlen jedoch nicht völlig. Der name *Reinländer* findet sich z. b. im jahrgang 1901 des Schematismus f. d. k. u. k. heer, die namen *Württemberg* und *Rektor* im Wiener wohnungsanzeiger 1919, II. Konkurrenzen der ableitungen kommen in betracht für die namen *Hager* (örtlich), *Hammer* (gegenständlich), *Haslach* (kollektivisch), *Altmühl* (hydrographisch). Des weiteren ist *Elkan* offenbar hebräisch **El-kān*, *Hattemer* ein name auf *-emer* (= *-heimer*), *Wieland* vorzugsweise der deutschen heldensage entnommen; die familiennamen auf *-sch(e)* zeigen zugehörigkeit an, die ländernamen auf *-ei*: *Wendei, Slowakei*, mhd. *-ie*: *Normanie*, gehen offenbar von der französischen gestalt des romanischen suffixes *-ia* aus. Der name der insel *Rügen* führt auf die *Rugen*, nur mit einem umwege über die slav. *Rugiani, Ruiani*, auch *Runi* und *Rani* des Helmold, zurück. Zwei wörter sind *weiler* und *-weil*, mhd. *wiler* m. und *wil(e)* f. aus mlat. (Ducange) *villare, villaris, villarium* und *villa*. Die existenz einer altdeutschen göttin *Ostra* s. 45 ist um so mehr zweifelhaft, als auch die aufstellung Baeda's (De tempor. ratione cap. 15) einer ags. göttin *Eostre* nicht als gesichert angesehen werden kann.

WIEN.

GRIENBERGER.

Paul Cauer (†), Von deutscher spracherziehung. Beobachtungen und ratschläge. Zweite, erweiterte und zum teil umgearbeitete auflage. Berlin, Weidmannsche buchandlung 1919. VIII, 323 s. geb. 11 m.

Das buch ist auch in der neuen auflage in kern und wesen dasselbe geblieben, als was es im jahre 1906 zum ersten male ausgieng: die anregende darstellung eines tiefverankerten und weitschauenden lehrverfahrens im deutschunterricht der mittel- und vor allem der oberklassen humangymnasialer anstalten, das, wesentlich literarisch,

doch wirklich 'auf erziehung zum leben in menschlicher gemeinschaft', auf eindringendes verständnis fremden und wohldurchdachtes gestalten eigener gedanken gerichtet ist. Im aufbau und in dem tiefen ernste, womit die sozialetischen aufgaben der neuen furchtbaren zeit verantwortungsbewusst und hilfbedrungen, aber mit charaktvoller treue gegen unser volkstum angegriffen werden, hat das um 50 seiten gewachsene werk sogar noch gewonnen.

Abgesehen von der neuen fassung mancher eingänge und überleitungen, von kleineren einschaltungen und verschiebungen, die alle betrachtungen und vorschläge in unmittelbare zeitnähe rücken, sind bedeutsamer die folgenden veränderungen. Die philosophische propädeutik, für die verständigerweise eigentlicher fachbetrieb und vor allem die experimentelle psychologie von den stätten höherer allgemeinbildung zwar auch jetzt noch abgewiesen wird, tritt doch erst hinter den dem deutschunterricht im engeren sinne zufallenden aufgaben (literaturgeschichte — lektüre — sprachgeschichte und sprachrichtigkeit — fremdwörter — stil — interpunktion — disponieren — themata = abschnitt I—VIII) in selbständigerer stellung auf, und von ihr ist noch ein besonderer X. abschnitt: Sittliche fragen und aufgaben, abgezweigt. Indem ihm hier die erörterung des tragischen, das ja freilich andere der ethischen betrachtung überhaupt entrücken zu müssen meinen, in den schatten unseres grausamen schicksals rückt, sieht der verfasser zu dessen versehenung vor allem zwei mittel geboten: eine ausgedehntere berücksichtigung unseres politischen schrifttums, besonders seit dem zusammenbruch von Jena, und lehrerpersönlichkeiten, die die schwere aufgabe, auf deren lösung sie die jugend einstellen sollen, selbsterziehung, d. h. selbstüberwindung, ihnen vorleben. Und er wird mit alldem bis weit nach links, bis an den oberrealschulen warmen widerhall wecken, zumal er ein gut teil der bildenden kraft der alten sprachen jetzt auch dem neusprachlichen unterricht ausdrücklich zugesteht, wenn 'er sich psychologisch vertieft statt nur der aneignung geläufiger ausdrucksformen zu dienen.'

Desto lebhafterer einspruch dürfte sich zumal an real- und reformanstalten gegen die anderen gebiete regen, denen die unarbeitung und erweiterung des buches hauptsächlich gegolten hat: die behandlung unseres immer noch höchst stiefmütterlich bedachten mhd. und des wesentlich der freien privatlektüre überlassenen neueren deutschen schrifttums über Ludwig, Hebbel und Grillparzer hinaus sowie die unterschiedene ablehnung einer grundlegenden deutschen sprachlehre, auch soweit sie schon möglich wäre, mit deutschen fachausdrücken. Unverkennbar ist im allgemeinen die grössere vornehmheit des tones, womit er hier seine gegner, voran den Allgemeinen deutschen sprachverein und die führer des Deutschen germanistenverbandes, Sprengel und Bojunga, jetzt würdigt und überzeugung gegen überzeugung gelten lässt, aber es fragt sich doch, ob die für die eigene überzeugung angeführten gründe durchweg stichhaltig sind und die bei einem so feinsinnigen kenner des altertums wie P. Cauer nur zu verständliche gewohnheit und neigung nicht der pflicht abbruch getan hat, gemäss der ja auch ihm vertrauten voraussage J. Grimms (s. 291) auch der neuzeit und heimat die wachsend immer nötigere geltung zuteil werden zu lassen.

Im einzelnen nur so viel: Friedrich Rückerts schönes bild von der frei wachsenden und der angebundenen winde, mit dem C. s. 286 seine stellung zu deutscher sprachlehre decken möchte, wurzelt als bild im gefühl und ist kein beweis für deren richtigkeit, kann es doch ebensogut für eine deutsche sprachkunde in anspruch genommen werden, die sich von bindung und meisterung der heimischen sprach-

entwicklung nach willkürlichen regeln oder gar fremden mustern frei hält und nur sorgfältige beobachtung heimischen wurzels und wachsens pflegt. Wieviel von solcher beobachtung für wirkliches inneres verständnis deutscher sprachfügungen zu gewinnen ist, sollte zuletzt Behaghel nicht umsonst gezeigt haben; und nachdem die deutsche sprachforschung längst den beweis geführt hat, wie sehr unsere sprachentwicklung in der lateinischen zwangsjacke gelitten hat, sollte sie endlich auch erwarten dürfen, dass ihr die schule nicht immer noch auf die lateinischen muster und regeln eingeschworene hörer zuführt, ganz zu schweigen von den schülern, denen keine hochschule die schulmässige auffassung berichtigt, wie ihnen bloss gelegentliche sprachgeschichtliche aufklärungen auch kein bild deutscher sprachgeschichte wenigstens in grossen zügen vermittelte. Von seinen geliebten Griechen weiss der verfasser doch selbst sehr wohl, dass sie ihre sprachlehre an und in der muttersprache ausgebildet und deren entwicklung dadurch durchaus nicht geschädigt haben.

Betreffs der fremdwörterfrage, deren behandlung von wenigen seiten unter 'sprachgeschichte und sprachrichtigkeit' zu einem ausführlichen sonderkapitel aufgeschwellt ist, hat sich C. in sofern eine bessere stellung geschaffen, als er nicht mehr so grundsätzlich den manchem 'allzu massvollen' Allgemeinen deutschen sprachverein zum gegner nimmt, sondern sich namentlich mit dem entschiedensten bekämpfer der welscherei von heute, Ed. Engel, auseinandersetzt. Und dessen standpunkt, 'jedes von einem gebildeten, seine sprache achtenden und liebenden Deutschen in guter absicht und nach erstem bedacht geschaffene wort zur verdrängung eines welschen sei allermindestens so gut oder besser als das welschwort', lässt freilich für die zwar nicht alleinige, aber stärkste und gesündeste wurzel des sprachlebens, das stille, natürliche wachstum, nicht genug boden. Aber im übrigen scheint auch hier Cauers unvoreingenommenheit zweifelhaft, wenn er nach s. 91 an H. Wernekes aufsatz in den Preussischen jahrbüchern, nov. 1918, 'seine freude gehabt' hat, der an anderer stelle, Weidmanns Jahresbericht über das höhere schulwesen XXXIII, wohl richtiger als ausfluss knotiger und unflätiger gehässigkeit bezeichnet worden ist und dessen seligpreisung der öfter herausgekehrten miene sachlicher friedfertigkeit wenig steht. Was soll man z. b. zu dem einwand gegen die verdeutschung 'aussprache' für debatte s. 100 sagen, dann lasse sich der gegensatz: 'die debatte dauerte zwei stunden, führte aber zu keiner rechten aussprache', nicht ausdrücken? Als ob nicht 'erörterung' ein besserer ersatz für debatte wäre! Ebenso willkürlich ist Cauers kampf dagegen, dass verdeutschungen oft zu verengungen des begriffes führten, wie in der gerichtssprache 'auftrag' für mandat, 'vermutung' für präsumtion; ist doch der begriffliche reichthum der sprache tausendfältig dadurch gewonnen worden, dass sich durch diesen vorgang (wie auch den umgekehrten) bestimmtere (allgemeinere) bedeutungen von der ursprünglichen weiteren (engeren) abspalteten. Es sei nur an 'zitieren' vor gericht und in büchern, an volumen für 'band' und in der naturlehre, an deren 'elemente' neben der allgemeineren bedeutung des wortes erinnert, und was dem fremdwort hingeht, wird wohl auch für heimische rechtens sein. Auch gegenüber Sprengel, der sich für deutsche fachausdrücke der sprachlehre auf J. Grimms schon oben angezogene voraussetzung beruft, den vorwurf nicht vollständigen anführens zu erheben, steht dem nicht zu, der den altmeister der deutschen sprachforschung ganz einseitig nur für die fremdwörter in die schranken ruft, während er doch im nämlichen vorwort zum Deutschen wörterbuche lesen konnte, dass Grimms letzte wünsche auf das abschütteln dieses fremden

anfluges unserer sprache gerichtet waren. Wenn C. ferner bei den sprachreineren den rechten geschichtlichen sinn vermisst, so musste ihm seinerseits das geschichtliche gewissen doch auch verbieten, Grimms gegen gewalttätige 'teutschümelnde' wortmaeher wie Wolke und genossen geschleuderte anwürfe gegen puristen auf 'die' sprachreineren allgemein zu beziehen. Meine schrift: *Der deutsche gedanke bei Jak. Grimm* (Leipzig, Vogtländer 1915) hätte ihm nicht nur diese beziehung, sondern auch recht viele verdeutschungen nachweisen können, die Grimm selbst angewendet oder gar gebildet hat.

Cauer's gründe für eine grundsätzliche stellungnahme gegen die sprachreinigung halten aber durchaus nicht immer stich, und wenn er s. 25 die lesewelt anklagt, die sich dem zeitgenössischen schrifttum verschlossen und damit ihr amt versäumt habe, 'mit beifall oder ablehnung auf die richtung der schaffenden einfluss zu üben', so fällt diese anklage, wie seine zustimmung zu klagen von hochschullehrern über stilistische unbeholfenheit ihrer hörer, auf den sonst so berufenen führer der jugend selbst zurück; hat er doch in seiner stellung zu unserem neueren schrifttum und unserer sprachbewegung eine unumstössliche psychologische tatsache verkannt, die tatsache, dass die bevorzugende beschäftigung mit dem fernen, land- wie zeitfernen, zumal in Deutschland von je den irrtum genährt hat, das nur gelegentlich herangezogene nahe und heimische sei 'nicht weit her'!

PLAUN I. V.

THEODOR MATTHIAS.

SCHERER-STIFTUNG.

Der verehrlichen redaktion wird hierdurch mitgeteilt, dass das kuratorium der Wilhelm-Scherer-stiftung den diesjährigen Schererpreis geteilt und durch ihn ausgezeichnet hat die herren privatdozenten dr. Herbert Cysarz in Wien für sein buch 'Erfahrung und idee. Probleme und lebensformen in der deutschen literatur von Hamann bis Hegel' (Wien und Leipzig 1921) und privatdozent dr. Karl Viëtor in Frankfurt a. M. für sein buch 'Geschichte der deutschen ode' (München 1923).

Das kuratorium der Scherer-stiftung

ROETHIE.

NEUE ERSCH EINUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der germanphilologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensitions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.

Ammon, Herm., Repetitorium der deutschen sprache (gotisch, althochdeutsch, altsächsisch). [Wissenschaftl. repetitorien. VIII.] Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & co. 1922. (VIII), 79 s.

Bauckner, Arthur, Einführung in das mittelalterliche schrifttum. München, J. Kösel & Fr. Pustet 1923. X, 174 s.

Beck, Ernst H. F., Die impersonalien in sprachpsychologischer, logischer und linguistischer hinsicht. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. IV, 106 s. 32 m.

- Bibelübersetzung, Vorlutherische.** — Brodführer, Eduard, Untersuchung zur vorlutherischen bibelübersetzung. Eine syntaktische studie. [Hermaea XIV.] Halle, Niemeyer 1922. (X), 304 s. Grundpreis 8 m.
- Carmina Burana.** — Die deutschen lieder der C. B. nach der hs. CLM 4660 der staatsbibliothek München, hrg. von Fr. Lüers. [Kleine texte für vorlesungen und übungen, hrg. von H. Lietzmann nr. 148.] Bonn, A. Marcus u. E. Weber 1922. 34 s.
- Edda (Sæmundar).** — Die Eddalieder klanglich untersucht und hrg. von Eduard Sievers. [Abhandlungen der philol.-hist. klasse der sächs. akademie der wissenschaften. XXXVII nr. 3.] Leipzig, B. G. Teubner 1923. gr. 8. II, 188 s. Grundpreis 3,50 m.
- Fassbinder, Franz, Kahle, Aug. und Kortz, Friedr.,** Die deutsche dichtung in ihren kulturellen zusammenhängen mit charakteristischen proben. Eine geschichte der deutschen literatur. XI, 262 u. VII, 252 u. XII, 342 s. Freiburg i. B., Herder & co. 1922. Geb. Grundpreis 17,50 m.
- Faust.** — Bittner, Konrad, Beiträge zur geschichte des volksschauspiels vom doktor Faust. [Prager deutsche studien. 27.] Reichenberg i. B., Sudetendeutscher verlag (Franz Kraus) 1922. (IV), 30 s.
- Friedrich, Joh.,** Lehrbuch der gotischen sprache für den selbstunterricht mit übungsbeispielen, lesestücken und wörterverzeichnis. [Bibliothek der sprachenkunde 132.] Wien und Leipzig, A. Hartleben. VIII, 94 s. geb. Grundpreis 2 m.
- Glossen.** — Die althochdeutschen glossen, gesammelt und bearbeitet von Elias Steinmeyer und Eduard Sievers. 5. band. Ergänzungen und untersuchungen. Bearbeitet von E. v. Steinmeyer. Berlin, Weidmann 1922. XII. 524 s. Grundpreis 15 m.
- Goethe.** — Zinkernagel, Franz, Goethes Ur-Meister und der typusgedanke. Akad. rede. Zürich, verlag Seldwyla 1922. 30 s. 1,20 m.
- Goethe und Schiller.** — Die quellen von Schillers und Goethes Balladen, zusammengestellt von Alb. Leitzmann. 2. aufl. [Kleine texte . . . hrg. von H. Lietzmann nr. 73.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1923. 60 s. u. 3 abbild.
- Grimme, Hubert,** Plattdeutsche mundarten. 2. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. 152 s. geb. 210 m.
- Grimmelshausens Courasche.** Abdruck der ältesten originalausgabe (1670) mit den lesarten der beiden anderen zu lebzeiten des verfassers erschienenen drucke, hrg. von J. H. Scholte. [Neudrucke deutscher literaturwerke des 16. und 17. jhs. 246–248.] Halle, Niemeyer 1923. LVI, 168 s. Grundpreis 1,80 m.
- Günther, Christian.** — Frei ist der bursch. Studenten- und wanderlieder und sonstige zeugnisse von und über Günther mit anmerkungen, hrg. von Adalb. Hoffmann. Schweidnitz, L. Heege o. j. (IV), 66 s.
- Heine.** — Loewenthal, Erich, Studien zu Heines 'Reisebildern'. [Palaestra nr. 138.] Berlin und Leipzig, Mayer & Müller 1922. (VIII), 172 s. Grundpreis 25 m.
- Heliand und Genesis** hrg. von Otto Behaghel. 3. aufl. Halle, Niemeyer 1922. XXXVI, 290 s. Grundpreis 3 m.
- Hellquist, Elof,** Svensk etymologisk ordbok. Lund, Gleerup 1922. 13 u. LXXIII u. 1284 s. 71 kr.
- Íslendingabók.** — Ares Isländerbuch, hrg. von Wolg. Golther. 2. aufl. [Áltnord. sagabibl. 1.] Halle, Niemeyer 1923. XXXII, 54 s. Grundpreis 2 m.

- Kauffmann, Friedrich**, Deutsche altertumskunde. Zweite hälfte: Von der völkerwanderung bis zur reichsgründung. München, C. H. Beck'sche verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1923. VIII, 711 s. und 30 taff.
- Lenz, J. M. R.** — Huber-Bindschedler, Berta, Die motivierung in den dramen von J. M. R. Lenz. Ein beitrag zur psychologie Lenzens. [Züricher dissert. 1922.] (VI), 157 s.
- Lübeck.** — Veröffentlichungen der stadtbibliothek zu Lübeck. Erstes stück, hrg. zur dreihundertjahrfeier der stadtbibliothek. Lübeck, M. Schmidt 1922. VI, 26 u. VIII, 101 s.
 Inhalt: W. Pieth, Mitteilungen über die Lübeckische stadtbibliothek 1616 (1622)–1922. — Paul Hagen, Die deutschen theologischen handschriften der Lübeckischen stadtbibliothek.
- Marr, Nikolaus**, Der japhetische Kaukasus und das dritte ethnische element im bildungsprozess der mittelländischen kultur. Aus dem russischen übersetzt von F. Braun. [Japhetische studien, hrg. von F. Braun und N. Marr. II.] Berlin, Stuttgart und Leipzig, W. Kohlhammer 1923. 76 s.
- Merker, Paul**, Neuere deutsche literaturgeschichte. [Wissenschaftl. forschungsberichte, hrg. von K. Hönn. VIII.] Stuttgart und Gotha, Andr. Perthes 1922. (VIII), 142 s.
- Murner.** — Thomas Murners Deutsche schriften mit den holzschnitten der erst-drucke, hrg. unter mitarbeit von G. Bebermeyer, K. Drescher, F. List, P. Merker, V. Michels, M. Spanier u. a. von Franz Schultz. Band IV. Die mühle von Schwindelsheim und Gredt Müllerin Jahrzeit, hrg. von Gust. Bebermeyer. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1923. VIII, 205 s.
- Naumann, Hans**, Althochdeutsche grammatik. 2. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & co. 1923. 159 s.
- Nibelungensage.** — Polak, Léon, Untersuchungen über die sage vom Burgunden-untergang. [Groninger dissert.] Berlin 1922. VIII, 124 s.
- Noreen, Adolf**, Einführung in die wissenschaftliche betrachtung der sprache. Beiträge zur methode und terminologie der grammatik. Vom verfasser genehmigte und durchgesehene übersetzung ausgewählter teile seines schwedischen werkes 'Vårt språk' von Hans W. Pollak. Halle, Niemeyer 1923. VIII, 460 s. Grundpreis 12 m.
- Ordbog** over det danske sprog grundlagt af Verner Dahlerup med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udg. af det Danske sprog-og litteratur-selskab. Femte bind. flyve — frette. Kopenh., Gyldendal 1923. (IV) s. u. 1312 sp.
- Pelagia**. Eine legende in mnl. sprache mit einleitung, anmerkungen und glossar von A. F. Winell. Halle, Niemeyer 1922. XVIII, 50 s. u. 1 facsim. Grundpreis 2 m.
- Reinmar von Zweter.** — Bonjour, Edgar, Reinmar von Zweter als politischer dichter. Ein beitrag zur chronologie seiner politischen sprüche. [Sprache und dichtung . . . hrg. von H. Mayne u. S. Singer. 24.] Bern, Paul Haupt 1922. 59 s. 32 m.
- Schirokauer, Arnold**, Studien zur mhd. reimgrammatik. Preisschrift der Münchener philos. fakultät. [Sonderabdruck aus den Beitr. zur gesch. der deutschen sprache und lit., bd. 47.] Halle, Niemeyer 1923. (IV), 126 s. Grundpreis 4 m.

- Schrader, O.**, Reallexikon der indogermanischen altertumskunde. Grundzüge einer kultur- und völkergeschichte Alteuropas. 1. band (A—K), hrg. von A. Nehring. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1917—23. X, 672 s. u. 59 tafeln.
- Stefansky, Georg**, Das wesen der deutschen romantik. Kritische studien zu ihrer geschichte. Stuttgart, J. B. Metzler 1923. (VIII), 324 s. Grundpreis 9,50 m.
- Steinmar.** — Schultz, Franz, Steinmar im Strassburger münster. Ein beitrage zur geschichte des naturalismus im 13. jahrhundert. [Schriften der Strassb. wissenschaft. gesellsch. in Heidelberg, n. f. VI.] (IV), 15 s. u. 1 tafel in lichtdruck. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. 20 m.
- Sturm und drang.** — Stockmeyer, Clara, Soziale probleme im drama des Sturmes und dranges. [Deutsche forschungen, hrg. von Fr. Panzer u. J. Petersen 5.] Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1922. V, 244 s.
- Taylor, Archer**, Northern parallels to the Death of Pan. [Washington university studies, vol. X, 1.] 1922. 100 s.
- Tieck.** — Lüdeke, H., Ludw. Tieck und das alte englische theater. Ein beitrage zur geschichte der romantik. [Deutsche forschungen, hrg. von Fr. Panzer und J. Petersen. 6.] Frankf. a. M., M. Diesterweg 1922. VIII, 373 s.
- Totentänze.** — Stammer, Wolfgang, Die totenänze des mittelalters. [Einzelschriften zur bücher- und handschriftenkunde. IV.] München, Horst Stobbe 1922. 64 s. und 6 bl. tafeln.
- Trojan, Felix**, Das theater an der Wien. Schauspieler und volksstücke in den jahren 1850—1875. Wien und Leipzig, Wilaverlags-aktiengesellschaft 1923. 77 s.
- Unger, Rudolf**, Herder, Novalis und Kleist. Studien über die entwicklung des todesproblems in denken und dichten vom Sturm und drang zur Romantik. [Deutsche forschungen, herausgegeben von Fr. Panzer und Jul. Petersen, 9.] Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1922. VIII, 188 s. 1600 m.
- Volkskunde.** — Hoffmann-Krayer, E., Volkskundliche bibliographie für das jahr 1919. Im auftrage des verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgegeben. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. XVI, 142 s. 54 m.
- Naumann, Hans, Grundzüge der deutschen volkskunde. [Wissenschaft. und bildung. 181.] Leipzig, Quelle & Meyer 1922. (IV), 158 s. geb. 100 m.
- Walther von der Vogelweide**, hrg. von Karl Lachmann. 8. ausgabe, besorgt von Karl v. Kraus. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1923. XXXIII, 232 s.
- Weckherlin.** — Johnson, Elizab. F., Weckherlins Eclogues of the seasons. [Dissert. der John Hophius univ.] Tübingen 1922. 68 s.
- Wolfram von Eschenbach.** — Schreiber, Albert, Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach. [Deutsche forschungen, hrg. von Fr. Panzer und J. Petersen. 7.] Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1922. IX, 233 s.
- Palgen, Rud., Der stein der weisen. Quellenstudien zum Parzival. Breslau, Trewendt & Granier in komm. 1922. (IV), 60 s. 30 m.
- Wortspiele.** — Buch der wortspiele, hrg. von J. Gossel. Köln a. Rh., Hoursch & Bechstedt 1923. 95 s.
- Ziehen, Eduard**, Die deutsche Schweizerbegeisterung in den jahren 1750—1815. [Deutsche forschungen, hrg. von Fr. Panzer und J. Petersen. 8.] Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1922. VIII, 214 s.

NACHRICHTEN.

Am 25. oktober 1922 verstarb zu Weimar der Goetheforscher dr. Wilhelm Bode (geb. zu Hornhausen 30. märz 1862).

Der ausserordentl. professor der nordischen philologie an der universität Leipzig, geh. studienrat dr. Eugen Mögk wurde zum ordinarius befördert, ebenso der ausserordentl. professor dr. Albert Leitzmann in Jena.

Der ordentl. professor dr. Julius Petersen und der geh. studienrat dr. Johannes Bolte in Berlin wurden zu ordentl. mitgliedern der philos.-hist. klasse der preuss. akademie ernannt; der ordentl. professor, geh. regierungsrat dr. Edward Schröder in Göttingen zum korrespondierenden mitgliede der Münchner akademie.

Für deutsche philologie habilitierten sich: in Frankfurt a. M. dr. Karl Viëtor, in Giessen dr. Karl Karstien, in Göttingen dr. Günther Müller und dr. Ludwig Wolff, in Leipzig dr. Fritz Karg; für neuere deutsche literaturgeschichte: in Frankfurt a. M. dr. M. Sommerfeld und in Wien dr. Herbert Cysarz.

PHILOLOGEN-VERSAMMLUNG IN MÜNSTER 1923.

Die 54. versammlung deutscher philologen und schulmänner findet vom 27.—29. september 1923 zu Münster i. W. statt. Als obmänner der germanistischen sektion fungieren professor dr. J. Schwering in Münster, Erphostr. 29 und professor dr. P. Kluckhohn in Münster, Neustr. 8. Vorträge sind bis zum 20. juli anzumelden.

ZUR EDDAMETRIK¹.

(Hárbarðsljóð, Sigdrífumól, Atlakviða, Atlamól,

Hamþésmól.)

I. Hárbarðsljóð.

Dass die langzeile 18⁺ (z. 45 Sijmons), in der die beiden halbverse ihre eigene alliteration haben (*ok ór dale djúpom | grund of grófo*) in **R** fehlerhaft überliefert ist, liegt auf der hand. Bereits Bergmann stellte mit recht chiasmischen stabreim her (*ok grund or dale | djúpom grófo*), und es ist schwer begreiflich, dass diese auf den ersten blick einleuchtende emendation, die Hildebrand und ich in den text aufnahmen, späteren herausgebern zu kühn erschienen ist. Ebensowenig bedurfte es besonderen scharfblicks um zu sehen, dass str. 12 (z. 27 Sijmons) in unordnung geraten ist: auch hier boten die reimbuchstaben das mittel zur heilung dar, die jedoch noch keinem vollständig gelungen ist. Was ich noch in meiner letzten ausgabe aus den beiden vorausgegangenen wiederholte, ist nämlich noch nicht befriedigend; es lassen sich aber ohne besondere schwierigkeiten zwei korrekte langzeilen herstellen:

En þót sakar eigak, fyr slikom sem þú est
monk forþa fjörve, nema feigr seak.

Neckel war hier bereits auf dem richtigen wege, wagte aber noch nicht das völlig entbehrliche *mino*, das den vers überlädt, und das *þú* zu streichen: die halbzeilen 12^{1b} und 12^{2a} bilden nämlich éinen satz und die kommata in ^{1b} sind vom úbel.

Diese beiden stellen beweisen, dass es mit der überlieferung des liedes nicht zum besten bestellt ist, und diese erkenntnis gibt, wie ich meine, dem herausgeber das recht, bei der herstellung des textes etwas kühner zuzupacken. Man darf sich nicht mit der meinung beruhigen, dass man es mit 'freien rhythmien' (oder mit 'sagversen'!) zu tun habe, oder dass unser dialog (wie bei Shakespeare) aus poesie und prosa gemischt sei. Die verwendeten verse sind nämlich in der weitaus überwiegenden mehrzahl dieselben, die auch in den úbrigen eddischen

1) Diese ausfúhrungen bilden eine ergánzung zu dem im Arkiv för nord. filol., bd. XL erschienenen aufsatze, der die in reinem fornyrðislag abgefaßten Eddagedichte behandelt.

massen (fornyrþislag, máláháttur und ljóðaháttur) sich finden, und die prosa beschränkt sich, wie mir scheint, auf die immer wiederholten kurzen fragen: *Hvat vantar þú meðan, Þórr? Hvat vantar þú meðan, Hárbærþr?* Am stärksten war der autor ohne frage von der gnomischen und dialogischen dichtung beeinflusst: mehrere strophen sind ja in nahezu korrektem ljóðaháttur oder galdralag abgefasst (s. unten § 30). Ich lasse das denkmal in der gestalt, wie sie sich nach längerer beschäftigung mit demselben mir ergeben hat, folgen; die verstypen sind links und rechts am rande angegeben.

Hárbærþsljóð.

Þórr fór or anstrvegi ok kom at sundi einu; ofrum megu sundsins var ferjukarlinn með skipit. Þórr kallaði:

C* 1¹ Hverr's sá sveimm sveina, es stendr fyr sundet handan? BA

Ferjukarlinn kvað:

C* 2² Hverr's sá karl karla, es kallar of vágen? aA

Þórr kvað:

A 3³ Fer mik of sundet! fóþek þik á morgon: AA

E1⁴ meis hefk á bake, verþra matr enn betre. AA

E1⁵ Át ek í hvilþ, áþr heiman fórk, D 2

A⁶ sildr ok hafra: saþr emk enn þess. E 2

Ferjukarlinn kvað:

A 4⁷ Árlegom verkom hrósar verþe þinom; AA

E 2 veiztattu fyrer, [veslingr!] gørla: A 21

EC⁸ dōþr 'ro þin heimkynne, dauþ hykk at þin móþer sé. EE

Þórr kvað:

D 2 5⁹ Hitt seger þú nú, es hverjom þykker aA

F mest at vita, at min móþer dauþ sé. aA

Ferjukarlinn kvað:

E 2 6¹⁰ Þeyge's sem þú þriu bú góþ eiger: AC

E 1¹¹ berbeinn þú stendr ok hefr brautinga gørve; CE*

F¹² þatke at brokr þinar hafer! F

1) Hverr er R. 2) Hverr er R. 3) Ferþu R. fóþi ek R. matrinn betri R. 5) áþr ek heiman fórk R. 6) em ek R. 7¹⁻²) Árlegom — gørla *éine zeile* (zäsür nach verþenom) S. 7¹) hrósar þú R. verþe þinom Bm, verþinum R. 8) dōþr eru R. hykk] hygg ek R. 9¹⁻²) *als zwei langzeilen Nl, als éine (zäsürlose) langzeile* S. 9¹) Hitt] Þat R. 10) Þeygi er R. 11) hefir R. 12) *éine langzeile edd.* at þú hafer brókr þinar R.

Þórr kvað:

AA	7	13	Stýrðu hingat eikjo!	støðna monk þér kenna;	AA
B		14	eða hverr á skipet	es heldr víð landet?	aA

Ferjukarlinn kvað:

E*1	8	15	Hildolfr sá heiter,	es mik halda bað,	B*
D*1		16	rekr enn ráðsvinne	í Ráðseyjarsunde;	CA
BC		17	baðat hlennemenn flytja	eða hrossa þjófa,	aA
A		18	góða eina	ok þás görva kunnak.	aA
A		19	Segðu til nafns þíns,	ef of sundet vill fara.	BC

Þórr kvað:

aA	9	20	Monk segja til nafns míns,	þót ek sekr seak,	C*
C*		21	ok til alz oþles:	ek em Óþens sunr,	B
A		22	Meila bróþer,	en Magna faþer,	B
A2k		23	Þrúþvaldr goða;	við þór knáttu hér dóma.	CE*
DE*		24	Þess viljak nú spyrja,	hvat þú heiter.	C

Ferjukarlinn kvað:

E*1	10	25	Hárbarþr ek heite,	hylk of nafn sjaldan.	AC
-----	----	----	--------------------	-----------------------	----

Þórr kvað:

E1C	11	26	Hvat skaltu of nafn hylja,	nema þú sakar eiger?	AC
-----	----	----	----------------------------	----------------------	----

Hárbarþr kvað:

C*	12	27	En þót sakar eigak,	fyr slikom sem þú est	aA
aA			monk forða fjörve,	nema feigr seak.	C

Þórr kvað:

F	13	28	Harm ljótan	hykk mer í því [<i>vesa</i>],	AC
BB			at vaða of vág til þín		
BC (katal.)		29	ok væta ogor mín;		
E*		30	kogorsveine þínom	skalk launa kangenyrþe,	BA
AB			þás ek komomk of sund.		

13) eikjunn R. ek mun þér støðna kenna R. 14) þú heldr R. 16) es býr í R.R. 17) baðat hann R. 18) þás] þá er R. görva kunnak J, ek görva kunna R. 19) ef þú vill of sundit fara R. 20) Segja mun ek R. seak] sják R. 24) Þess] Hins R. viljak S, vil ek R. 26) éine zäsurlöse langzeile S. 27¹⁻²) éine langzeile (*zäsür nach eiga*) S. 27¹) þót ek sakar eiga R. fyr — est *hinter* míno (27²) R *edd.* 27²) þá muð ek R. fjörvi mínu R. feigr seak J, ek feigr sé R. 28¹⁻²) éine langzeile (*zäsür nach því*) S. 28¹) hykk — *vesa*] mér þykkir í því R. 28²) váginn R. 28², 29) éine langzeile G. 29. 30¹) éine langzeile (ok væta ogor mín | skyldak launa kogorsveine þínom) S. 30¹) skyldak (skylda ek R) launa kogursveini þínum | kangenyrþi G mit R. kangenyrþe als erste halbzeile mit 30² verbunden S. 30² þás] ef ek R. sundit R.

Hárbarþr kvæð:

A	14	³¹	Hér monk standa	ok heþan þín bíða;	CC
B*		³²	fantat harþara manu	at Hrungne dauþan.	aA

Þórr kvæð:

E1	15	³³	Hins vildu nú geta,	es vit Hrungner deildom,	aA
CB		³⁴	sá enn stóruþge jötonn,	es ór steine vas höfoþet á;	aAB
E*1		³⁵	þó létk hann falla	ok fyrer hníga.	C
(Prosa)		³⁶	Hvat vantu þá meðan, Hárbarþr?		

Hárbarþr kvæð:

C*	16	³⁷	Vask með Fjólvara	fimm vetr alla	A2I
aA		³⁸	í eyjo þeire	es Algrøn heiter;	aA2I
A		³⁹	vega þar knóttom	ok val fella,	C
A		⁴⁰	margs at freista,	mans at kosta.	A

Þórr kvæð:

B*	17	⁴¹	Hverso snúnoþo yþr	snóter yþrar?	A
----	----	---------------	--------------------	---------------	---

Hárbarþr kvæð:

AA	18	⁴²	Sparkar óttom snóter,	ef at spökom yrþe,	C
AA		⁴³	horskar óttom snóter,	ef oss hollar være:	aA
A		⁴⁴	þær ór sande	síma undo	A
B		⁴⁵	ok grund ór dale	djúpom grófo.	A
C*		⁴⁶	Varþk þeim einn öllom	öfre at róþom,	A
B		⁴⁷	hjá systrom þeim	sjau ek hvildak	A
C		⁴⁸	ok geþ áttak	alt þeira ok gaman.	E1
(Prosa)		⁴⁹	Hvat vantu þá meðan, Þórr?		

Þórr kvæð:

A	19	⁵⁰	Ek drap þjaza,	enn þrúþmóþga jöton,	CB
A		⁵¹	upp varþk augom	Alvalda sonar	E1
BB		⁵²	á þann enn heiþa himen;		
B*		⁵³	þau'ro merke mest	mínna verka,	A
CB		⁵⁴	þaus menn síþan of sé.		
(Prosa)		⁵⁵	Hvat vantu meðan, Hárbarþr?		

31) mun ek R. þín heþan R. 32) fantattu mann enn harþara R. 35) lét ek R. 37) var ek R. 38) eyjo] ey R. 39) vegu vér þar kn. R. 41) *zäsurlöse langzeile edd.* snóter] konur R. 42) snóter] vér konur R. ef oss R. 43) snóter] vér konur R. 45) ok ór dale djúpom | grund of grófo R *edd.* 46) Varþ ek R. 47) hvildak (hvílda ek R) hjá þeim systrom sjau R *edd. (als zäsurlöse zeile).* 48) ok hafþak (hafþa ek R) geþ þeira alt ok gaman R *edd. (als zäsurlöse zeile).* 51) ek varþ R. 53) þau eru R. 54) þau er aller menn RA.

Hárbarþr kvað:

D*1	20	⁵⁶	Miklar manvélar	ek hafþa við myrkriþor,	BC
BB		⁵⁷	es ek vélta þá frá verom;		
F		⁵⁸	harþan joton	hugþak Hlébarþ vesa:	aA2k
BB		⁵⁹	hann gaf mér gambantein,		
BB		⁶⁰	en ek vélta hann ór vite.		

Þórr kvað:

D2	21	⁶¹	Gjafar launaþer þú	góþar illom huga.	AB
----	----	---------------	--------------------	-------------------	----

Hárbarþr kvað:

F	22	⁶²	Þat hefr eik	es af annarre skefr:	CB
BB		⁶³	es í slíko hverr of sik.		
(Prosa)		⁶⁴	Hvat vantu meþan, Þórr?		

Þórr kvað:

F	23	⁶⁵	Ek vas austr	ok jotna barþak	aA
D*1		⁶⁶	brúþer þolvisar	es til þjargs gengo:	C*
EC		⁶⁷	mikel munde ætt jotna,	ef aller lifþe,	aA
B*		⁶⁸	munde manna vætr	und miþgarþe.	C
(Prosa)		⁶⁹	Hvat vantu meþan, Hárbarþr?		

Hárbarþr kvað:

D*1	24	⁷⁰	Vask á Vallande	ok vígom fylgþak,	aA
A		⁷¹	attak jofrom,	en aldre séttak.	aA
E*2		⁷²	Óþenn á jarla	þás í val falla,	C*
BB		⁷³	en Þórr á þræla kyn.		

Þórr kvað:

A2l	25	⁷⁴	Ójafnt skipta	munder meþ ósom liþe	B*
BE		⁷⁵	ef ætter vilge mikels vald.		

Hárbarþr kvað:

AC	26	⁷⁶	Þórr á afl óret,	en etke hjarta:	aA
BC		⁷⁷	af hræzlo ok hugbleyþe	vas þér í hanzka troþet	BB
BC		⁷⁸	ok þótteska þórr vesa;		

57) es] þá er RA. 58) hugþa ek A, ek hugþa R. 59) gaf hann RA. 61) Illum huga launaþer þú þá góþar gjafar (gjafir A) RA (*von den edd. als prosa betrachtet*). 63) of sik er hverr í slíku RA. 68) vætr mundi manna RA. 70) Var ek RA. 71) atta ek RA. 72) þás] þá er RA. 74) er þú mundir RA. 75) ef þú ættir RA. 77) þér var R. 78) þótteska þú R, «þottizkattu» A.

- A 79 hvárke þú þorþer fyr hræzlo þinne aA
 A 80 fisa né hnjósa, svát Þjalarr heyrþe. C

Þórr kvað:

- A2k 27 81 Hárbarþr rage! mundak þik í hel drepa, B*C
 BB 82 ef ek seilask mætta of sund.

Hárbarþr kvað:

- BC 28 83 Hvat skaltu of sund seilask, es sakar 'o alz ongvar? BC
 (Prosa) 84 Hvat vantú þá, þórr?

Þórr kvað:

- F 29 85 Ek vas austr ok óna varþak, aA
 A 86 þás mik sóttu þeir Svárángs syner; aA2k
 A 87 grjóte mik þorþo, gagne þó lítt fegner AC
 A 88 urþo þeir fyrre friþar at biþja. A
 (Prosa) 89 Hvat vantú þá meðan, Hárbarþr?

Hárbarþr kvað:

- F 30 90 Ek vas austr ok við einhverja dómbak, C*A
 D*1 91 lékk við línhvíta ok launþing háþak, aA2b
 D*1 92 gladdak gollbjarta, gamne mér unþe. D*1

Þórr kvað:

- D2 31 93 *Mæt* óttuþ ér mankynne þar. E1

Hárbarþr kvað:

- A2l 32 94 Þins liþs þurfe, þórr, værak þá, D2
 aA at heldak henne, enne hvíta mey. B*

Þórr kvað:

- AE 33 95 Veita mundak þér þat, ef ek viðr of kvæmomk. aA

Hárbarþr kvað:

- D2 34 96 Trua mundak þér, nema mik í trygþ vélter. BC

79) þú þá RA. 80) hnjósa né fisa R. svá at RA. 81) enu rage RA. ek munda RA. 82) mætta seilask RA. sund R, sundit A. 83) skaltu A, skyldir þú R. sakir 'ro R, sakar eru A. 86) þás] þá er RA. þeir sóttu mik A. 87) þeir mik RA. gagne urþo þeir þó (þó om. A) RA. 88) þó urþu RA. þeir mik fyrre RA. 91) lék ek RA. við ena línhvíta (línhvítu R) RA. lóng þing R. 92) gladda ek A. ena gollbjörtu R, hina gullhvíta A. 93) Mæt] Góþ RA *edd.* óttu þér A, óttu þeir R. þar þá RA. 94¹⁻²) *éine langzeile (zäsur vor at) S.* 94¹) Liþs þins væra (var A) ek þá þurfi Þórr RA. 94²) heldak henne] ek helda þeire RA. línhvítu RA. 95) Ek munda þér þá þat (þat þá A) veita RA. ek om. A. við A. «kæmumz» A, «kqmiz» R. 96 a) Ek munda þér þá trún RA. 96 b) nema þú RA.

Þórr kvað:

C* 35 ⁹⁷ Emka hælbitr sá sem húþskór forn á vár. BB

Hárbarðr kvað:

(Prosa) 36 ⁹⁸ Hvat vantu meðan, þórr?

Þórr kvað:

D*1 37 ⁹⁹ Brúþer berserkja barðak í Hléseyjo, D*1

C* ¹⁰⁰ höfðu þær verst ummet, viltu þjóð alla. D*1

Hárbarðr kvað:

AB 38 ¹⁰¹ Klæke vantu, þórr! es á konom barðer. C

Þórr kvað:

E*1 39 ¹⁰² Vargynjor vóro, en varla konor; B

A ¹⁰³ skeldo skip mitt, es ek skorðat hafðak, aA

D*1 ¹⁰⁴ ógþo mer jarnlurke, en elto þjalfa. aA

(Prosa) ¹⁰⁵ Hvat vantu meðan, Hárbarðr?

Hárbarðr kvað:

B 40 ¹⁰⁶ Í hernom vask, es hingat gorðesk aA

D*1 ¹⁰⁷ gnæfa gunnfana, geir at rjóða. A

Þórr kvað:

E1 41 ¹⁰⁸ Þess vildu nú geta, es þú fórt óliþ oss bjóða. aAA

Hárbarðr kvað:

E*2 42 ¹⁰⁹ Bóta skal þér þat bauge mundar, A

aA ¹¹⁰ sem jafnendr unno, þeirs okr vilja sætta. CA

Þórr kvað:

E1 43 ¹¹¹ Hvar namtu orþ þesse en hnófelego, AB

aA ¹¹² es ek heyrða aldre in hnófelegre? aA

Hárbarðr kvað:

A 44 ¹¹³ Namk af ýtom enom aldrónom C

BB ¹¹⁴ es í heimes haugom bua.

97) Emkat ek sá hælbitr RA. 99) barða ek A. Hlésey A. 100) þær höfðu RA. vélta R. 101) vantu þá RA. es þú RA. 102) vóru þær R, þat vóru A. 103) hafða A. 106) Ek vark (var A) í hernom RA. 108) óliþ oss] oss «ólubax» («olíýfä» A) at RA. 109) þat þá R, om. A. munda bauge RA. 110) þeirs] þeir er RA. sætta R, sætt hafa A. 111) *zäsur nach* namtu S. þessi en hnófiligu orþ RA. 112) aldregi R. in] hin A, om. R. 113) Nam ek RA. ýtom *Bugge*, monnum R, om. A. þeim enom RA. 114) er búa í heimis skógum («skagö» A) RA.

Þórr kvað:

F	45	¹¹⁵	Þú gefr þú	gótt nafn dýsjom,	A2I
B*B		¹¹⁶	es þú heimes	hauga heitr.	

Hárbarðr kvað:

F	46	¹¹⁷	Svá dómek	of slikt far.	F
---	----	----------------	-----------	---------------	---

Þórr kvað:

E1	47	¹¹⁸	Orðkringe þín	mon þér illa koma,	B*
BB		¹¹⁹	ef ek réþ á vág	at vaða;	
A		¹²⁰	ulfe hæra	hykk þik ópa mono,	B*
BB		¹²¹	ef hlýtr af hamre	hogg.	

Hárbarðr kvað:

AC	48	¹²²	Sif á hör heima,	hans mont fund vilja,	AC
AC		¹²³	þann mont þrek drýgja,	þat's þér skyldara.	AC

Þórr kvað:

AC	49	¹²⁴	Mæler at munz ráþe,	svát mér <i>skyle</i> verst þykkja,	BC
D*1		¹²⁵	halr enn hugblauþe!	hykk at þú ljúger.	E*2

Hárbarðr kvað:

DA	50	¹²⁶	Satt hykk mik segja;	seinn'st at fqr þinne;	AC
E1		¹²⁷	langt munder komenn,	ef <i>liþ of</i> fórer.	aA

Þórr kvað:

A2k	51	¹²⁸	Hárbarðr rage!	heldr hefr nú mik dvalþan.	AA
-----	----	----------------	----------------	----------------------------	----

Hárbarðr kvað:

F	52	¹²⁹	Ásaþórs	hugþak aldre mundo	AA
AE		¹³⁰	glepja farhirþe farar.		

Þórr kvað:

AA	53	¹³¹	Ráþ monk þér nú ráþa:	ró þú hingat báte;	AA
D*1		¹³²	hættom hótinge,	hittu fqr þor Magna.	AC

115) Þá S, Þó RA. 116) es þú kallar þær (*om.* A) heimis skóga RA. haugom (114) *und* hauga (116) *besserung von Bugge*. 117) *zäsurlose zeile edd.* dómi ek RA. 120) hygg ek RA. þik ópa munu A, at þú ópa mynir R. 121) ef þú hlýtr RA. 122) hör] hó RA. muntu A, mundo R. 123) muntu RA. þat er RA. skyldra A. 124) mæler þú RA. svá at RA. *skyle J*, skyldi RA. 125) hygg ek RA. 126) hygg ek RA. mik R, þik A. seinn ertu RA. 127) munder þú nú komenn (*Þórr add. R*) RA. ef þú RA. *liþ of Hild.*, litum RA. 128) enn rage RA. þú nú RA. dvalþan R, dvalit A. 129) Ásaþórs R, Ásaþór A. hugþa ek R, ek hugþa A. aldregi RA. 130) farhirþe *Srhj. Egilsson*, fchirþi RA. 131) mun ek RA. bátinum RA.

Hárbarþr kvaþ:

AC 54 ¹³³ Farþu firr sunde! þér skal fars synja. AC

Þórr kvaþ:

BB 55 ¹³⁴ Alz vilta mik ferja of vág, [þá] vísa þú leiþena mér. BB

Hárbarþr kvaþ:

A 56 ¹³⁵ Litt's at synja, langt's at fara: F

A ¹³⁶ stund's til stoksens, til steinsens önnor, aA

BA ¹³⁷ halt svá til vinstra vegsens, unz Verland hitter. aA2b

A ¹³⁸ Þar mon Fjörgyn hitta Þór sun sinn C*

F ¹³⁹ ok hón mon hónom kenna A

E*1 óttunga brauter til Óþens landa. aA

Þórr kvaþ:

C 57 ¹⁴⁰ Mon þórr taka þangat í dag? E1

Hárbarþr kvaþ:

C 58 ¹⁴¹ Viþ vil taka ok erfíþe, C

CA ¹⁴² at upvesande sólo, es ek átla þik ná. B

Þórr kvaþ:

EC 59 ¹⁴³ Skamt mon nú mál okkat, alz mér svarar skótingo einne; CE*

AC ¹⁴⁴ launa monk farsynjon, ef vit finnomsk í sinn annat. B*C

Hárbarþr kvaþ:

AC 60 ¹⁴⁵ Farþu þars gorrallan gramir þik hafe! DC

1. Versbau und strophenbau.

1. Von den 264 zeilen unseres denkmals (246 halbzeilen und 18 vollzeilen) kommen 42 (= 15,9 %) auf den typus A. Normalverse (ohne nebenhebungen und verschleifungen) sind die folgenden: *sildir*

133) firr R, frá A. 134 a) *hinter*: 134 b) RA. Alz — vág] alz þú vill mik (nú *add.* A) eigi of váginn ferja RA. 134 b) þá *om.* RA. leiþena mér] mér nú (*om.* A) leiþina RA. 135) Litit er RA. at(1) *om.* R. langt er RA. 136) stund er RA. stoks A. önnor (er *add.* A) til steinsins (steins A) RA. 137) haltu RA. vegs A. unz þú hittir Verland (Valland A) RA. 139 ¹⁻²) *éine langzeile (zäsur nach branter)* S. 139 ¹) ok mun hón kenna hónum RA. 140) *zäsurlose zeile edd.* Þórr] ek RA. í dag R, á degi A. 141) *zäsurlose zeile edd.* Taka viþ vil ok (viþ *add.* A) erfíþi RA. 142) *zäsurlose zeile edd.* upverandi R, uprennandi A. ætla] get RA. þik ná] þána R, þana A. 143) okkat A, okkat vera R. alz — einne] alz þú mér skótingu einni svarar R, er þú vill skótingu einni svara A. 144) monk] mun ek þér RA. 145) *zäsurlose zeile (prosa) edd.* Farþu nú RA. gorrallan — hafe] þik hafí allan (allir A) gramir RA.

ok hafra 3^{4a}, *gópa eina* 1 8^{4a}, *Meila bróþer* 9^{3a}, *hér monk standa* 14^{1a}; ferner 16^{4a} 16^{4b} 18^{3a} 18^{3b} 19^{1a} 19^{1a} 19^{1b} 24^{2a} 29^{2a} 39^{2a} 40^{2b} 42^{1b} 44^{1a} 47^{3a} 56^{2a}. Ausserdem wären, wenn die vorgenommenen änderungen als annehmbar befunden werden, hinzuzurechnen: *djúpom grófo* 18^{4b}, *sjau ek hvíldak* 18^{6b}, *litt's at synja* 56^{1a}, *hónom kenna* 56^{5b}. — Der unertypus A2k ist zweimal bezeugt: *þrúpvaldr goþa* 9^{4a}, *Hárbarþr (enn) rage* 27^{1a} (= 51^{1a}); A2l 3mal: *fimm vetr alla* 16^{1b}, *ójafnt skipta* 25^{1a}, *gótt nafn dysjom* 45^{1b}; dazu käme, wenn meine ergänzung richtig ist, [*veslingr*] *gorla* 4^{2b} sowie 32^{1a} (wo der überlieferte text nur leicht geändert wurde): *þíns lífs þurfe*. — Nebenhebung im 2. fusse begegnet 2mal: *segðu til nafns þíns* 8^{5a}, *þar mon Fjörgyn* 56^{4a}.

2. Verschleifung der 1. hebung kommt 2mal vor: *vega (ér) þar knóttom* 16^{3a}, *fríþar at biþja* 29^{4b}; verschleifung der binnensenkung 8mal: *fer(þu) mik of sundet* 3^{1a}, *úrlegom verkom* 4^{1a}, *segðu til nafns þíns* 8^{5a}, *ofre at róþom* 18^{5b}, *hvarke þú (þá) þorþer* 26^{4a}, *fisa né hnjósa* 26^{5a}, *grjóte (þeir) mik þorþo* 29^{3a}, *urþo þeir (mik) fyrr* 29^{4a}.

3. Überladene senkungen sind durch streichung überflüssiger wörter stets zu beseitigen: *fer(þu) mik of sundet* 3^{1a}, *vega (ér) þar knóttom* 16^{3a}, *hvarke þú (þá) þorþer* 26^{4a}, *Hárbarþr (enn) rage* 27^{1a} (= 51^{1a}), *grjóte (þeir) mik þorþo* 29^{3a}, *urþo þeir (mik) fyrr* 29^{4a}.

4. Typus B ist nur durch 8 belege (3,04 0/0) vertreten, die meist verschleifungen (z. t. mehrfache) aufweisen: *þu hverr á skipet* 7^{2a}, *ek em Ópens sunr* 9^{2b}, *en Magna faþer* 9^{3b}; *en varla konor* 39^{1b}; dazu 4 verse, in denen emendationen nötig waren: *ok grund ór dale* 18^{4a}, *hjá systrom þeim* 18^{6a}, *i hernom vask* 40^{1a}, *es ek áttla þik ná* 58^{2b}.

5. Die zahl der C-verse beträgt 13 (4,94 0/0), darunter 4 normale: *hvat þú heiter* 9^{5b}, *ok val fella* 16^{3b}, *ok gef áttak* (emendation) 18^{7a}, *und miþgarþe* 23^{4b}. Der unertypus C2 (2. hebung auf kurzer silbe) kommt 4mal vor: *nema feigr seak (nema ek feigr sé R)* 12^{2b}, *mon þórr taka (mon ek taka RA)* 57^{1a}, *vif vil taka (taka vif vil RA)* 58^{1a}, *ok erfíþe* 58^{1b}. — Verschleifung der eingangssenkung begegnet 2mal: *nema feigr seak* 12^{2b}, (*þeim*) *enom aldrónom* 44^{1b}; verschleifung der 1. hebung ebenfalls 2mal: *ok fyrer hnuga* 15^{3b}, *scát Fjalarr heyrþe* 26^{5b}; beide auflösungen nebeneinander finden sich wiederum 2mal: *ef (oss) at spokom yrþe* 18^{1b}, *es (þú) á konom barþer* 38^{1b}.

1) Sievers (Upplandslagh I, 132; Eddalieder s. 37) will auf grund seiner neuen melodisch-rhythmischen kriterien vor *gópa* ein geradezu sinnwidriges *nema* einschieben und hinter *gópa* ein ganz überflüssiges *menn*.

Überflüssige, das metrum störende wörter mussten 2mal entfernt werden (18^{1b} 38^{1b}).

6. Ein D-vers (D2) wird 3^{3b} herzustellen sein: *úþr heiman förk* (*úþr ek h. för* R). Dazu kämen, wenn ich richtig emendiert habe, noch die folgenden: *hitt* (*þat* R) *seger þú nú* (verschleifung der 2. hebung) 5^{1a}, *mát* (*góþ* RA) *óttóþ ér* 31^{1a}, *gjafar launaþer þú* (verschleifung der 1. hebung und der senkung 21^{1a} (s. den text), *þórr véraþ þú* 32^{1a} (s. den text), *trua mundak þér* (verschleifung der 1. hebung; *ek munda þér þú trua* RA) 34^{1a}. Die zahl der belege stiege damit auf 6 (2,27 0/0).

7. Normale E1 sind die folgenden 4: *át ek í hrílf* 3^{3a}, *berbeinn þú stendr* 6^{2a}, *orþkringe þín* 47^{1a}, *þangat í dag* 57^{1b}; dazu nach meiner emendation: *hvar namtu orþ* 43^{1a} (s. den text). Verschleifung der schlusshebung findet sich 2mal: *meis hefki á bake* 3^{2a}, *Alvalda sonar* 19^{2b}; dazu nach meiner emendation: *langt munder* (*þú nú*) *komenn* (*þórr*) 50^{2a}; auflösung der senkung und der schlusshebung: *hins vildu nú geta* 15^{1a} (ebenso – nur *þess* st. *hins* – 41^{1a}); dazu nach meiner umstellung: *alt þeira ok gaman* 18^{7b} (s. den text). – E2 sind: *saþr emk enn þess* 3^{4b}, *þeyges sem þú* 6^{1a}, *mankynne þar* (*þú*) 31^{1b} und (mit verschleifung der 2. hebung) *veiztattu fyrer* 4^{2b}. Summa der belege 14 (5,30 0/0).

8. Auch der dreisilber F ist nur spärlich vertreten (13 belege = 4,94 0/0). F1 sind: *harm ljótan* 13^{1a} und *svá dómek* 46^{1a}; F2: *mest at víta* 5^{2a}, *þatke at* (*þú*) *brókr* (umstellung) 6^{3a}, *þinar hafer* (umstellung) 6^{3b}, *harþan jótan* 20^{3a}, *þat hefr eik* 22^{1a}, *ek vas austr* 23^{1a}, (= 29^{1a} 30^{1a}), *A'saþórs* 52^{1a}, *langt's at fara* 56^{1b}; F 3: *þú gefr þú* 45^{1a}, *of slíkt far* 46^{1b}, *ok hón mon(?)* 56^{5a}. Nur in F 2 kommen verschleifungen vor: auf der schlusshebung 5^{2a} 6^{3b} 20^{3a} 56^{1b}, auf der senkung 6^{3a}. Streichung eines entbehrlichen wortes war nur 6^{3a} nötig.

9. Von den fünfsilbern (*málahátt*) ist aA der häufigste typus (36 belege = 13,64 0/0). Normalverse (ohne nebenhebungen und verschleifungen) sind die folgenden 14: *es hverjom þykket* 5^{1b}, *at Hrunge dauþan* 14^{2b}, *i eyjo þeira* 16^{2a}; 23^{1b} 23^{3b} 24^{1b} 24^{2b} 26^{1b} 26^{4b} 29^{1b} 39^{3b} 40^{1b} 43^{2b} 56^{6b}. Dazu kommen 5, die der besserung (durch streichung entbehrlicher wörter, umstellung usw.) bedürftig waren: *es* (*þú*) *heldr riþ landet* 7^{2b}, (*þú*) *monk forþa fjörve* (*míno*) 12^{2a}, *at heldak henne* (*at ek helda þeira* RA) 32^{2a}, *ef* (*þú*) *liþ of* (*lipum* RA) *fórer* 50^{2b}, *til steinsens önnor* (*önnor til steinsens* R, *önnor er til steins* A) 56^{2b}. Der unertypus aA2l ist 4mal bezeugt: *es Algrøn heiter* 16^{2b}, *ok launþing háþak* 30^{2b}, *sem jafuendr unno* 42^{2a}, *unz* (*þú*) *Verland*

hitter (*hitter Verland R, h. Valland A*) 56^{3b}; aA2k 2mal: *þeir Svárangs syner* 29^{2b} und 20^{3b} (s. u.). Verschleifung des auftakts begegnet 5mal: *eþa hrossa Þjófa* 8^{3b}, *ef oss hollar víre* 18^{2b}, *ef ek víþr of kvámonk* 33^{1b}, *es ek skorþat hafþak* 39^{2b}, *es ek heyrþa aldre* 43^{2a}; auflösung der binnensenkung 2mal: *es kallar of vágenn* 2^{1b}, *monk seþja til nafns míns* 9^{1a}. Einen 2silbigen unverschleifbaren auftakt hat sich der dichter ein paarmal gestattet (4 belege): *at mín móþer dauþ sé* 5^{2b}, *ok þás gorva kunnak* 8^{4b}, *es vit Hrungrer deildom* 15^{1b}, *hugþak Hlébarþ vesa* 20^{3b} (oder AA?).

10. B* ($\perp \times \perp | \times \perp$) ist selten (9 belege = 3,4^{0/0}). Normal sind die 2 verse: *es mik halda baþ* 8^{1b}, *þau 'ro merke mest* 19^{4a}; dazu 2 von mir emendierte: *munde manna vétr (vétr munde manna RA)* 23^{4a}, *enne hvíto (línhvítu RA) mey* 32^{2b}. 2mal findet sich verschleifung der senkung: *fantat(tu) harþara mann* 14^{2a}, *hversu snúnoþo yþr* 17^{1a}; 3mal ist die schlusshebung aufgelöst: (*es þú*) *munder meþ ósom lífe* 25^{1b}, *mon þér illa koma* 47^{1b}, *hykk þik óþa mono* 47^{3b}. Die schwer überladene (5silbige) eingangssenkung in 25^{1b} liess sich durch streichung der ersten beiden wörter wenigstens auf 3 silben reduzieren; ausserdem war nur noch einmal (14^{2a}) tilgung einer silbe erforderlich.

11. Typus C* ($\perp \times \perp | \perp \times$) ist durch 12 halbzeilen (4,54^{0/0}) vertreten. Normal sind die folgenden 7; *hverr's sá sveinn sveina* 1^{1a}, *hverr's sá karl karla* 2^{1a}, *ok til alz óþles* 9^{2a}, *varþk þeim einn óllom* 18^{5a}, *es til bjargs gengo* 23^{2b}, *þás í val falla* 24^{3b}, *hitta þór sun sinn* 56^{4b}. Der unertypus C*2 findet sich 2mal: *þót ek sekr seak* 9^{1b}, *vask meþ Fjólvara* 16^{1a}. Verschleifung findet sich nur je einmal auf der 2. eingangssilbe und auf der 1. hebung: *höfþo þár verst unnet* 37^{2a}; *en þót sakar eigak* 12^{1a}. Einmal ist nebenhebung auf der schlussilbe bezeugt: *emka húlbítr sá* 35^{1a}.

12. Die 14 D*-verse (5,3^{0/0}) gehören sämtlich zu dem typus D*1 ($\perp \times | \perp \perp \times$) und sind meist normal: *rekr enn ráþsvinne* 8^{2a}, *miklar manvélar* 20^{1a}, *brúþer þolvísar* 23^{2a}, *vask á Vallande* 24^{1a}, *gamne mór unþe* 30^{3b}, *brúþer berserkja* 37^{1a}, *vilta þjóþ alla* 37^{2b}, *halr enu hugblauþe* 49^{2a}, *húttom hótinge* 53^{2a}; dazu kommen 2 halbzeilen, die einer kleinen berichtigung bedurften: *lékk víþ línhvíta (lék ek víþ ena línhvítu—línhvítu R—RA)* 30^{2a}, *gladdak gollbjarta (ena gollbjörtu R, ena gollhvítu A)* 30^{3a}. — Verschleifung findet sich nur 2mal auf der binnensenkung: *barþak í Hléseyjo* 37^{1b}, *ógþo mer jarnlurke* 39^{3a}.

13. E* ist auf 9 halbzeilen (3,4^{0/0}) beschränkt. 6 davon gehören zu E*1 ($\perp \perp \times | \perp \times$): *Hildolfr sá heiter* 8^{1a}, *þó létk hann falla* 15^{3a}, *óttunga brauter* 56^{6a}; dazu ein vers, in dem eine silbe zu streichen

war: *vargynjor vóro* (*þár*) 39^{1a} und ein vers mit verschleifung der 1. hebung: *kogorsveine þínom* 13^{4a}. Die übrigen 3 verse sind E*2 ($\underline{\times} \times \underline{\times} | \underline{\times} \times$): *Óþenn á jarla* 24^{3a}, *hykk at þú ljúger* 49^{2b}; in dem dritten musste das am schlusse stehende adverb getilgt werden: *bóta skal þér þat* (*þá*) 42^{1a}.

14. Von den dreihebigen schwellversen ist AA ($\underline{\times} \times | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) durch 11 belege (4,18%) vertreten. Korrekt überliefert sind 3: *fóþek þik á morgon* 3^{1b}, *verþra matr enn betre* 3^{2b}, *rúþ monk þér nú ráða* 53^{1a}; geringer nachhilfe (durch streichung überflüssiger wörter oder silben) bedurften die folgenden 4: *stýrþu hingat eikjo(nne)* 7^{1a}, *heldr hefr* (*þú*) *nú mik dvalþan* 51^{1b}, *hugþak aldre(ge) munda* 52^{1b}, *ró þú hingat báte(nom)* 53^{1b}. 18^{1a} *sparkar óttom (vér) konor* und 18^{2a} *horskar óttom (vér) konor* war nicht nur das pronomen zu tilgen, sondern auch das substantiv durch das synonyme *snóter* zu ersetzen, weil dieses 17¹: *hverso snúnoþo yþr | snóter (konor R) yþrar* als zweites reimwort zu substituieren war. 4^{1b} *hrósar (þú) verþe þínom* (*verþenom R*) war die besserung schon von Bergmann gefunden.

Anm. Vielleicht gehört hierher auch 41^{1b}, wo ich schreiben möchte: *es þú fórt ólíp oss ljóða* 'dass du es warst, der uns verdross bereitete'. AA-verse mit auftakt kommen allerdings im liede sonst nicht vor, auch nicht in der ljóhátt-dichtung.

15. Ein korrektes BA ($\times \underline{\times} | \times \underline{\times} | \underline{\times} \times$) ist 1^{1b}: *es stendr fyrir sundet handan*, und 56^{3a}: *halt(u) svá til vinstra vegsens* brauchte nur das enklitische pronomen getilgt zu werden (A liest *vegs*, bietet also ein regelmässiges BB). 13^{4b}: *skalk launa kangenyrþe* wurde durch umstellung gewonnen (s. oben die fussnote zum texte). 3 belege (1,14%).

16. Normale CA ($\times \underline{\times} | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) sind 42^{2b}: *þeirs okr vilja sátta* (*sátt hafa* A verstösst wider den rhythmus; Sievers kombiniert aus beiden lesarten ein unmögliches *sátta hafa*) und 58^{2a}: *at upresande sólo* (verschleifung der 2. hebung). 30^{1b}: *ok víþ einhverja dómþak* wäre wegen der 2silbigen eingangssenkung als C*A zu bezeichnen. 8^{2b}: (*es býr*) *í Ráþseysarsunde* tilgte bereits Finnur Jónssen (in der Hallischen ausgabe) die ersten beiden worte. 4 belege (1,51%).

17. DA ($\underline{\times} | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) kommt nur einmal vor: *satt hykk (hygg ek RA) mik segja* 50^{1a}.

18. AB ($\underline{\times} \times | \underline{\times} | \underline{\times}$) findet sich 5mal (1,98%): *es ór steine ras hófoþet á* (aAB; verschleifung des auftaktes, der 1. senkung und der 2. hebung) 15^{2b}, *góþar illom huga* (durch umstellung gewonnen; verschleifung der schlusshebung) 21^{1b}, *kláke vantú* (*þá*) *þórr* 38^{1a}, *þesse en hnófelego* (durch umstellung gewonnen; verschleifung

der 1. senkung und der schlusshebung) 43^{1b}; *þús (ef R) ek komomk of sund(et)* (verschleifung der 2. hebung) 13⁵ (vollzeile in einer ljóðaháttir-strophe).

19. Verhältnismässig häufig (16 belege = 6,06 %) ist BB ($\times \perp | \times \perp | \times \perp \times$). 12 von diesen versen sind vollzeilen in ljóðaháttir-strophen, wo dieser typus besonders beliebt war (Ljóðah. § 135 ff.). Normale BB1 (schlusshebung einsilbig) sind darunter die folgenden: *hann gaf (gaf hann RA) mér gambantein* 20⁴, *en þórr á þrála kyn* 24⁴, *ef (þú) hlýtr af hamre hogg* 47⁴; dazu: *at vaða of vág(enn) til þín* (verschleifung der 1. hebung) 13²; ferner (nach vorgenommener umstellung): *es í slíko hvern of sik (of sik es hvern í slíko RA)* 22² (verschleifung der eingangssenkung), *ef ek seilask máttu (máttu seilask RA) of sund (sundit A)* 27² (verschleifung der eingangssenkung) und (mit stärkerer emendierung): *es þú heimes hauga heitr (es þú kallar þér heimis skóga^{1!!} RA)* 45² (2silbige eingangssenkung). – Zum typus BB2 (schlusshebung verschleift) gehören: *á þann ein heifa heimen* 19³, *es (þá er RA) ek vélta þér frá verom* 20², *en ek vélta hann ór vite* 20⁵, *ef ek ráð á vág at vaða* 47² und (mit umstellung) *es í heimes haugom bua (es bua í heimis skógom^{1!!} RA)* 44². In den 4 letzten versen ist die eingangssenkung verschleift.

Als 1. oder 2. teil der langzeile begegnet BB nur 4mal: (BB1) *sem húpskór forn á vár* (schwere senkung – nebenhebung? – nach der 1. hebung) 35^{1b}, *alz vilta mik ferja of vág* (umstellung: *alz þú vill mik (nú add. A) eigi of váginn ferja RA)* 55^{1a} (verschleifung der 1. und 2. senkung), [*þá*] *vísa þú leipena mér* (umstellung: *vísa þú mér nú (om. A) leipina RA)* 55^{1b}; (BB2) *vas þér í hanzka tropet* 26^{3b}.

20. CB ($\times \perp | \perp | \times \perp \times$) ist viermal vertreten (1,51 %). Einer von diesen versen ist eine vollzeile: *þaus (aller) menn sípan of sé* (verschleifung der binnensenkung) 19⁵; von den übrigen 3 haben 2 die letzte hebung aufgelöst (CB 2): *sá enn stórúþge jötunn* (verschleifung der eingangssenkung) 15^{2a}, *enn þrúþmóþga jöton* 19^{1b}; der dritte ist reguläres CB1: *es af annarve skefr* (verschleifung der eingangssenkung) 22^{1b}.

21. Die zahl der AC-verse ($\perp \times | \perp | \perp \times$) ist 17 (6,44 %). Normale AC1 (3. hebung auf langer silbe) sind die folgenden 8: *hlyk of nafu sjaldan* 10^{1b}, *þórr á afl óret* 26^{1a}, *Sif á hör heima* 48^{1a}, *hans mont(u) fund vilja* 48^{1b}, *þann mont(u) þrek drýgja* 48^{2a}, *sein' st (seinn ertu RA) at for þínne* 50^{1b}, *farþu firr sunde* 54^{1a}, *þér skal fars synja* 54^{1b}.

1) Dieser lächerliche fehler feiert in der 'herstellung' von Sievers seine fröhliche auferstehung.

Verschleifung der 1. hebung findet sich 6^{1b}: *þriu búi góþ eiger*; verschleifung der binnensenkung 29^{3b}: *gagne þó lítt fegner*, 49^{1a}: *máler (þú) at munz ráþe*, 59^{2a}: *launa monk (þér) fursynjon*; verschleifung der 2. hebung 53^{2b}: *hittu fýþor Magna*; verschleifung der 1. und 2. hebung 11^{1b}: *nema þú sakar eiger*. Tilgungen entbehrllicher wörter oder silben waren 48^{1b} 48^{2a} 49^{1a} 50^{1b} 59^{2a} erforderlich. Eine stärkere änderung dürfte 60² vorzunehmen sein, um der langzeile den 2. reimstab zu schaffen: *farþu (nú) þars gorrallan | gramer þik hafe* (*farþu nú þars þik hafe allan – allir A – gramir*).

AC2 (3. hebung auf kurzer silbe) ist nur einmal überliefert: *þat's þér skyldara* 48^{2b}. Dazu käme noch 13^{1b}: *harm ljótan | hykk mér í því [vesa]*; die überlieferung (*harm ljótan mér þykkir í því*) ist ungrammatisch.

22. Von den 12 BC-versen (4,54^{0/0}) haben die 7 BC1 ($\times \perp | \times \perp | \perp \times$) mit einer ausnahme verschleifungen. Auflösung der eingangssenkung ist 2mal bezeugt: *þapat (hunn) hlennemenn flytja* 8^{3a}, *nema (þú) mik í trygþ rélter* 34^{1b}; auflösung der 1. hebung einmal: *es sakar'o ulz ongrar* 28^{1b}; auflösung der binnensenkung 3mal: *af hrézlo ok hugbleyþe* 26^{2a}, *hvat skaltu of sund seilask* 28^{1a}, *scát mér skytle verst þykkja* 49^{1b}. Der 7. vers ist unregelmässig, da sowohl die eingangssenkung wie die binnensenkung zwei nicht verschleifbare silben enthalten: *ef vit finnomsk í sinn annat* 59^{2b}. – Ein katalektisches BC1 ist die vollzeile 13³: *at véta ogor minn* (verschleifung der 2. hebung).

Auch die 4 BC2 ($\times \perp | \times \perp | \circ \times$) haben durchweg mehrsilbige senkungen: *ef of sundet rill fara* (auflösung der eingangssenkung) 8^{5b}, *ek hafþa við myrkriþor* (auflösung der binnensenkung) 20^{1b}; *ok þóttéska (þú þá) þórr vesa* (2silbige nicht verschleifbare binnensenkung) 26³ (vollzeile); *mundak þik í hel drepa* (2silbige, nicht verschleifbare eingangssenkung) 27^{1b}.

23. CC ($\times \overset{\perp}{\times} | \perp | \perp \times$) kommt nur einmal vor: *ok heþan þín (þín heþan R) bíþa* (verschleifung der 1. hebung) 14^{1b}.

24. Ein DC2 ($\circ \times | \perp | \circ \times$) wäre, wenn meine herstellung richtig ist, 60^{1b}: *gramer þik hafe* (auflösung der 1. hebung).

25. EC ist 4mal belegt (1,51^{0/0}). Auf E1C ($\perp \perp \times | \perp | \perp \times$) und E2C ($\perp \times \perp | \perp | \perp \times$) kommen je 2 halbzeilen: *hvat skalt(u) of nafn hylja* 11^{1a}, *mikel munde útt jótua* (auflösung der 1. hebung) 23^{3a}; *dopr'o þín heimkynne* 4^{2a}, *skamt mon nú mál okkat* 59^{1a}.

26. Die beiden typen von AE ($\perp \times | \perp \perp \times | \overset{\perp}{\times}$ AE1, $\perp \times | \perp \times \perp | \overset{\perp}{\times}$ AE2) sind nur je einmal vertreten: *gleþja farhirþe farar* 52² (vollzeile mit

auflösung der letzten hebung); *veita mundak þér þat* (so von mir hergestellt; *ek munda þér þá þat – þat þá A – veita RA*).

27. BE ($\times \uparrow \times \uparrow \times \uparrow \uparrow$) ist nur durch eine vollzeile bezeugt: *ef (þú) ótter vilge mikels vald* (versehleifung der nebenhebung) 25².

28. CE findet sich 3mal (1,14^{0/0}). Ein CE*1 ($\times \uparrow \uparrow \times \uparrow \uparrow \times$) ist 6^{2b}: *ok hefr brautinga gørve*, ein CE*2 ($\times \uparrow \uparrow \times \uparrow \uparrow \times$) 9^{4b}: *vip þór knáttu hér dóma*, ein C*E*1 ($\uparrow \times \uparrow \times \uparrow \uparrow \times \uparrow \uparrow \times$) 59^{1b}: *alz (þú) mér svarar skótingo einne* (so von mir hergestellt; *alz þú mér skótingu einni svarar R, er þú vill skótingu einni svara A*).

29. DE*2 ($\uparrow \uparrow \times \uparrow \uparrow \uparrow \times$) und E1E1 ($\uparrow \uparrow \times \uparrow \uparrow \times \uparrow \uparrow$) begegnen nur je einmal: *þess (hins R) viljak (vil ek R) nú spyrja* 9^{5a}; *daup hykk (hygg ek R) at þín móþer sé* 4^{3b}.

29a. Enjambement ist selten: 'feste' bindung findet sich 3^{5,6} 23^{1,2} 26^{4,5}; 'lose' 9^{1,2} 16^{1,2} 19^{2,3}.

30. Die Hárbarþsljóþ, eine einzigartige dichtung – ein keim, aus dem unter günstigeren verhältnissen ein altnordisches drama sich hätte entwickeln können – mussten für die bewegteren partien des dialogs, in denen frage und antwort, invective und abwehr, hohn und drohung schlag auf schlag blitzartig aufeinander folgen, auf die verwendung regelmässiger stropfen verzichten. Aber auch diese stellen sich ein, wenn die beiden gegner in ihrem *mannjafnaþr* ausführlicher ihrer kämpfe und abenteuer sich rühmen; nur sind sie nach form und umfang recht verschieden. Die zahl der zeilen steigt von 2 bis zu 7 und neben stropfen, die fornyrþislag (F), málahátr (M) und schwellverse (S) mischen oder nur eins oder zwei dieser metra verwenden, stehen andere in ausgesprochenem ljóþahátr (L) oder galdralag (G), in denen also langzeilen (l) mit vollzeilen (v) wechseln. Die nachstehende übersicht gibt ein bild von der zusammensetzung des denkmals.

I. Einzelzeilen: (F) 31. 46. 57. (M) 2. (S) 11. 28. 41. 54. 55. 60. (FM) 17. (FS) 21. 34. 51. (MS) 1. 10. 33. 35. 38.

II. Stropfen.

a) zweizeilige: (M) 37. (S) 48. 59. (FM) 5. 12. 32. 39. 40. 42. (FS) 58. (MS) 49. 50. 53. (FMS) 7. 14. 43. (L) 22. 25. 27. 52.

b) dreizeilige: (FM) 39. (FS) 4. 6. (FMS) 15.30.

c) vierzeilige: (FM) 16. (FS) 3. (FMS) 23. 29. (L) 44 + 45. 47. (G) 24 (3l + 1v).

d) fünfzeilige: (FMS) 8. 9. (G) 13 (l + 2v + l + v). 19 (2l + v + l + v). 20 (l + v + l + 2v). 26 (2l + v + 2l).

e) sechszeilige: (FMS) 56.

f) siebenzeilige: (FMS) 18.

2. Alliteration und reim.

31. Doppelalliteration in der 1. halbzeile findet sich in A 5mal: 19^{2a} 24^{2a} 32^{1a} 39^{2a} 56^{2a}; in E einmal: *þeyges sem þú* 6^{1a} (doch ist es möglich, dass 6^{2a} *berbeinn þú stendr* auch die nebenhebung mit reimen sollte); in F einmal: *ek vas austr* 23^{1a} (= 29^{1a} 30^{1a}); in aA 2mal: 12^{2a} 32^{2a}; in B* einmal: *þau'ro merke mest* 19^{4a}; in C* 4mal: *hverr's sá sveinn sveina* 1^{1a}, *hverr's sá karl karla* 2^{1a} (in beiden fällen annomination); 9^{2a} 18^{5a}. In D* (nur D*1 ist bezeugt) ist die doppelalliteration in der ersten halbzeile ohne ausnahme durchgeführt: 8^{2a} 20^{1a} 23^{2a} 24^{1a} 30^{2a} 30^{3a} 37^{1a} 39^{3a} 49^{2a} 53^{2a}; in E* kommt sie 4mal vor: 8^{1a} 10^{1a} 24^{3a} 39^{1a}. Von den schwellversen hat AA einmal doppelreim: *ráp monk þér nú rápa* (annomination) 53^{1a}; ebenso einer von den 3 BA-versen: *halt svá til vinstra vegsens* 56^{3a} und der einzige DA-vers: *satt hykk mik segja* 50^{1a}. AC hat in den a-versen mit einer ausnahme (59^{2a}) immer zweifachen stabreim: 1. und 2. hebung reimen 48^{2a} *þann mont þrek drýgja*, 49^{1a} *máler at munz rápe*, 54^{1a} *farþu firr sunde*; 2. und 3. hebung 26^{1a} *þórr á afl óret* und 48^{1a} *Sif á hör heima*: dass in diesen beiden versen das an der spitze stehende nomen gegen die regel am stabreime nicht teilnimmt, darf nicht als fehler bezeichnet werden, da auf dem zweiten (*afl, hör*) ein besonders starker nachdruck ruht, s. Sievers, Altgerm. metrik (1905) § 21, 3b. Von den 2 BC-versen mit doppelalliteration hat der eine stabreim auf der 1. und 2. hebung (*af hrézlo ok hugbleyfe* 26^{2a}), der andere auf der 2. und 3. (*hvat skaltu of sund seilask* 28^{1a}). Endlich kommt auch in EC ein vers mit stabreim auf 2. und 3. hebung vor (*mikel munde átt jötna* 23^{3a}): hier ist es fehlerhaft, dass das am anfang stehende adjektiv von der alliteration ausgeschlossen wurde.

32. Die vollzeile der ljóðaháttir-strophen hat der regel entsprechend fast immer 2 reimstäbe. Die 1. und 2. hebung alliterieren: (BB) *at vaða of vág til þín* 13², *hann gaf mér gambantein* 20⁴, *en þórr á þrála kyn* 24⁴, *es í heimes haugom bua* 44²; (BC) *ok þótteska þórr vesa* 26³; die 1. und 3.: (BB) *es ek vélta þér frá verom* 20², *en ek vélta hann ór víte* 20⁵, *es í slíko hverr of sik* 22², *ef ek seilask máttu of sund* 27²; die 2. und 3.: (BB) *á þann enn heiða himen* 19³, *ef ek réþ á vág at vaða* 47², (CB) *þaus menn síþan of sé* 19⁵. — 3 stäbe finden sich 47⁴: *ef hlýtr af hamre hogg* (BB) und, wenn meine herstellung das richtige getroffen hat, 45²: *es þú heimes hauga heitr* (BB).

Anm. Der katalektische BC-vers *at véta oggor mín* 13³ reimt entweder v: vokal (vgl. unten § 33 und 35 anm.) oder ist an die voraufgehende vollzeile, in

der 2 mit *r* anlappende wörter träger der alliteration sind, angereimt. Eine solche anreimung findet sich auch in dem AB-verse 13⁵ *þás ek komomk af sund*, dem eine langzeile mit 2 *k*-stäben vorausgeht.

33. Mehrmals ist in der 1. halbzeile die alliteration auf die 2. hebung beschränkt. In A-versen findet sich dies 5mal: *þér ór sande* | (*síma undo*) 18³ (wo übrigens durch umstellung leicht ein B herzustellen wäre (*ór sande þér*), *ek drap þjaza* | (*enn þrúþmóþja jǫton*) 19¹, *þás mik sóttó* | (*þeir Svárangs syner*) 29² (vgl. § 35), *namk at jtom* (*mönnum R*) | (*enom aldrónom*) 44¹; auffallend ist der vers 4¹ *árlegom verkom* | (*hrósar verþe þinom*), da das am anfangе stehende adjektiv an der alliteration teilnehmen sollte, vgl. jedoch § 35 anm. — In einem F-verse reimt nur die 2. hebung 22¹: *þat hefr eik* | (*es af annarre skefr*).

34. Gekreuzte alliteration ist 2mal überliefert: *meis hefk á bake* | *verþrat matr eun betre* 3², *át ek í hvílþ* | *áþr heiman fórk* 3³. Wenn die umstellungen 18⁴ (*ok grund ór dale* | *djúpom grófo*) und 18⁷ (*ok geþ áttak* | *alt þeira ok gaman*) mit recht vorgenommen sind, würden auch 2 fälle mit chiastischem stabreim zu verzeichnen sein.

35. Verstösse gegen die alliterationstechnik sind selten. 2mal ruht der stabreim auf konjunktionen: | *áþr* 3^{3b}; *nema* 11^{1b} (vgl. dagegen 12^{2b}). 9^{1b} und 29^{2b} stehen zwei gleiche reimstäbe in der 2. verschälte (*þít ek sekr seak*; *þeir Svárangs syner*). 23^{3a} hätte das an der spitze des verses stehende adjektiv an der alliteration teilnehmen sollen (§ 31 am ende); dass *menn* 19⁵ von ihr ausgeschlossen ist, erklärt sich aus der abgeschwächten bedeutung des wortes. Über 26^{1a} und 48^{1a} s. oben § 31.

Anm. *r* mit vokal zu reimen hat der dichter, wie es scheint, für zulässig gehalten (*váta: ogor* 13³, *víl: erfíþe* 58¹, *árlegom: verkom: verþe* 4¹). Vgl. § 32 anm.; 33.

II. Sigdrifomól.

1. In den 2^{1/2} fornyrþislag-strophen der Sd (20 halbzeilen) ist typus A 9mal vertreten (45^{0/0}).

A2k kommt nur einmal vor: *brynþings apaldr* 5^{1b}, wo auch der 2. fuss eine nebenhebung hat.

2. Verschleifungen fehlen. Überladung der 1. senkung ist 2mal bezeugt; sie ist in dem einen verse leicht zu beseitigen: *fullr es* (*hann*) *ljóþa* 5^{3a}, nicht aber in dem andern: *annarr hét Agnarr* 4a^{1a}.

3. Der einzige B-vers: *hærr felde af mér* 1^{2a} hat verschleifung auf der binnensenkung.

4. Unter den 6 C-versen (30%) findet sich ein C2: *ok líknstafa* 5^{3b}. Verschleifung der 1. hebung ist 2mal bezeugt: *ok megentíre* 5^{2b}, *ok gamanrúna* 5^{4b}.

5. Von den 2 D-versen (10%) ist der eine normales D1: *hráflunder* 1^{4a}, der andere hat in der 2. hebung eine kürze: *hjórr Sigurþar* 1^{4b}.

6. Die beiden E-verse sind normale E1: *Sigmundar burr* 1^{3a}, *bjór förek þér* 5^{1a}.

7. Von den typen-kombinationen der langzeile sind nur die folgenden belegt: A + C (3), E + A (2), A + A (1), B + A (1), C + A(1), C + C (1), D + D (1).

8. Enjambement kommt 3mal vor ('feste' bindung 1^{3.4}, 'lose' 5^{1.2} 5^{3.4}).

9. Doppelalliteration in der 1. halbzeile findet sich in A 2mal (4a^{1a} 5^{4a}), in C einmal (1^{1a}) und in D einmal (1^{4a}). Auf die 2. hebung beschränkt ist der stabreim in dem A-verse 5^{3a}.

Die '12zeilige, aus málaháttur und fornryðislag gemischte þula' erfordert eine gesonderte betrachtung.

10. Die A-verse, 11 an zahl, haben sämtlich auftakt, sind also 'málaháttur': *á Sleipnes tönnum* 15^{4a}, *á bjarnar hramme* 16^{1a} usw. (16^{3a} 16^{4a} 17^{3a} 17^{4a}).

11. Verschleifungen finden sich öfter, 2mal auf dem auftakt (*ok á Alsvinz hófe* 15^{2b}, *ok á gumna heillom* 17^{1b}); 1mal auf der 1. hebung und der binnensenkung (*á glere ok á golle* 17^{1a}); 1mal auf der binnensenkung (*í víne ok í virtre* 17^{2a}; das e in *víne* muss vor dem nachfolgenden vocale elidiert werden).

12. Einmal findet sich nebenhebung im 1. fusse (A2l): *ok á Alsvinz hófe* 15^{2b}, einmal auch im 2. fusse: *á eyra Árvaks* 15^{2a}.

13. Die 4 B-verse sind alle viersilbler, denn auch 15^{3a}: *á þói hvéle es snýsk* ist das demonstr. sicher zu tilgen, und 15^{3b}: *und reif Hrungrnes bana* (*bana* ist die treffliche ergänzung von Finnur Jónsson) muss das wider das alliterationsgesetz verstossende *reif* unbedingt gestrichen werden. — 2mal ist die eingangssenkung aufgelöst (*ok á arnar nefu* 16^{2b}, *ok á líknar spore* 16^{4b}) und in diesen beiden versen, sowie 15^{3b} (wenn *bana* richtig ergänzt ist) auch die schlusshebung, was sonst streng verpönt ist.

14. Auch die 7 C-verse sind fornryðislag. 6mal sind eingangssenkung und 1. hebung verschleift: *ok á slepa fjötrom* 15^{4b}, *ok á*

Braga tungo 16^{1b} usw. (16^{3b} 17^{2b} 17^{3b} 17^{4b}). Einmal ruht die 2. hebung auf kurzer silbe: *á ulfs kloom* 16^{2a} (einziger vers ohne verschleifung).

15. Der vers 15^{1b}: *þeim̄s stendr fyr skínande goþe* bleibt auch, wenn man die ersten beiden wörter streicht, höchst auffallend (ein E-vers mit auftakt und aufgelöster schlusshebung?).

16. Doppelalliteration im 1. halbverse kommt nur in A vor (5 fälle): 15^{2a} 16^{4a} 17^{2a} 17^{4a}; beschränkung des stabreims auf den 2. fuss niemals.

III. Atlakvíða.

(341 halbzeilen.)

Da das lied als eine kompilation aus mehreren gedichten, die in verschiedenen versmassen abgefasst waren, anzusehen ist, müssen das fornyrþislag einerseits, málaháttir und schwellvers andererseits, gesondert behandelt werden.

I. Fornyrþislag.

A. Versbau.

1. Von den 116 halbzeilen, die dem 'alten metrum' angehören, fallen 69 (59,6%) auf den typus A.

Nebenhebung im 1. fusse vor nachfolgender länge (A2l) findet sich 4mal: *úglikr hjarta* 24^{3a} 26^{3a}, *heiptmóþr hǫrpo* 34^{4a}, *vápnsongr virþa* 35^{4a}, *forn timbr fello* 45^{3a}; vor nachfolgender kürze (A2k) ebenfalls 4mal: *menvorþ bitols* 33^{1b}, *ólreifr (ólreifa R) tvaá* 40^{2b}, *banorþ boret* 46^{4a}, *fjarghús ruko* 45^{3b}.

2. Verschleifung der 1. hebung ist auf 2 fälle beschränkt: *fiqndom sínom* 20^{3b}, *sona hefr þinna* 39^{1a}. Weit häufiger (18 belege) ist auflösung der binnensenkung: *kallaþe (þá) Knefróþr* 2^{3a}, *hris þat et mára* 5^{4a}, *hver* (fehlt R) *ero þeira* 7^{2a}, *kvadde þá Gunnarr* 9^{3a}, *séter (þú) í soþlom* 17^{3a}, *skóro þeir hjarta* 23^{3a}, *Hjalla ór brjóste* 23^{3b}, *(ok) bóro (þat) fyr Gunnarr* 23^{4b} 25^{4b}, *Hjalla ens blauþa* 24^{2b} 26^{3b}, *Hogna ens frókna* 24^{3b} 26^{2b}, *ey vǫromk (vas mér R) tija* 28^{3a}, *Atle enn ríke* 31^{1a}, *dynr vas í garþe* 35^{3a}, *dröslom of þrunget* 35^{3b}, *séra þú* (das þú ist entbehrlich) *síþan* 40^{3a}, *bróþra at hefna* 46^{2b}; dazu ferner die beiden verse: *þá kvaþ þat Gunnarr* 24^{1a}, *márr kvaþ þat Gunnarr* 26^{1a}, in denen die beiden zusammenstossenden þ gewiss nur einmal artikuliert wurden: s. Ark. 40, 13 (§ 5 a). 185 (§ 4 b). Beide verschleifungen neben einander finden sich nur einmal: *lifera nú Hogne* 28^{2b}, wo jedoch das adv. zu streichen sein wird.

Anm. 20² *en enom átta | hratt (hann) í eld heitan* ist *en* ohne zweifel zu streichen und die zäsur hinter *hratt* zu legen, wodurch 2 normale viersilbler (B + C) gewonnen werden. Dass die konj. *en* die 1. hebung tragen sollte, ist überdies höchst unwahrscheinlich. Die ganze strophe war ursprünglich gewiss fornyrþislag.

3. Überladung der binnensenkung ist ein paarmal überliefert, sie lässt sich jedoch durch tilgung entbehrlicher wörter überall beseitigen: *kallaþe (þá) Knefröþr* 2^{3a}, *sáter (þú) í soþtom* 17^{3a}, *svá skalt(u) Atle* 27^{1a}, *kallara (þú) síþan* 40^{1a}.

4. Typus B ist auf 3 halbzeilen (2,6 %) beschränkt, von denen 2 eine 2silbige verschleifbare eingangssenkung haben: *es á bjóþe ligr* 24^{4b} (= 26^{4b}), *es und einom mér* 28^{1a}. In dem 3. verse: *es hón áva grét* 41^{3b} ist das pron. vollkommen entbehrlich.

Anm. Über den vers 20^{2a}, der vermutlich ebenfalls hier einzuordnen ist, s. oben § 2 anm.

5. Die zahl der C-verse beträgt 24 (20,6 %). Von ihnen haben 5 die nebenhebung auf kurzer silbe (C2): *skoret baldriþa* 22^{2b}, *es mjök bifask* 24^{4a}, *es lítt bifask* 26^{4a}, *es ek einn lifek* 28^{4b}, *ok meirr þaþan* 33^{1a}.

6. Verschleifung der eingangssenkung ist 4mal bezeugt: *skoret baldriþa* 22^{2b}, *meþan (vit) tveir lifþom* 28^{3b}, *es ek einn lifek* (das *ek* ist entbehrlich) 28^{4b}, *nema ein Guþrún* 41^{3a}. Häufiger ist die auflösung der 1. hebung (9 belege): *ok staþe Danpar* 5^{3b}, *á Gnitahejþe* 6^{3b}, *né nǫungr annarr* 9^{1b}, *sem konungr skyldo* 9^{3b}, *viþ firu halda* 34^{6b}, *til knea þinna* 40^{1b}, *í sete miþjo* 40^{3b}, *né mara keyra* 40^{5b}, *ok bure svása* 41^{4b}.

7. Überladung der eingangssenkung kommt nicht vor, denn 28^{3b} *meþan vit tveir lifþom* ist das pers. pron. entbehrlich und in den beiden versen: *blóþogt ok á bjóþ lögþo* 23^{4a}, *blóþogt þat á bjóþ lögþo* 25^{4a} ist das wort *blóþogt* ohne zweifel beide male interpoliert, da die überlieferten worte in kein schema sich fügen. — Über 20^{2b} s. oben § 2 anm.

Anm. 38¹ hält Sijmons die worte: *Skévaþe þá en skírleita*, von denen er *þá* streicht, für die erste hälfte eines verstümmelten langverses; ich möchte dagegen einen vollständigen fornyrþislag-vers E + C annehmen: *skévaþe þá | en skírleita*.

8. Typus D ist auf 8 halbverse (6,9 %) beschränkt. Ein normales D1 ist 28^{2a}: *hodd Niflunga*; dazu käme 41^{4a}: *bróþr (þína) berharþa*, wo das pron. zu streichen sein wird, da auch die 2. halbzeile (*ok bure svása*) ein fornyrþislag-vers ist, und 17^{4a}: *nár nauþfólva* (die ganze langzeile ist jedoch sinnlos und nur durch konjektur zu heilen; ich schrieb: *nars norner léter | nauþfólva gráta*). — D2 ist durch

2 verse vertreten: *frókn hringdrife* 34^{6a}, *jó eyrskaan* 35^{2a}. — Für den unertypus Dlnk ist ein beleg zu buchen: *þjóþkonunga* 46^{3b}.

Anm. Ob die 5 verse mit verschleifter 1. hebung: *boga bekksóma* (D1) 7^{4a}, *slegenn sessmeiþom* (D1) 14^{3b}, *syne þjóþkonungs* (D2) 22^{3b}, *slegenn róg-þornom* (D1) 31^{2a}, *gumar gransþer* (D1) 37^{3a} hier einzuordnen sind, ist zweifelhaft: sie gehören eher zum typus D* (s. unten § 24).

9. Auch die E-verse sind nur sehr spärlich bezeugt (5 belege = 4,3^{0/0}). Auf E1 fallen davon 4: *dolgrögne dró* 33^{2a}, *lifanda gram* (verkürzung der 1. hebung) 34^{1a}, *lands síns á vit* 35^{1b}, *sólheiþan dag* (die überlieferte halbzeile *sólheiþa daga* ist unmöglich) 17^{3b}. Ein Elnk ist 38^{1a}: *skávape þá* (s. oben § 7 anm.).

10. Von den ebenfalls seltenen dreisilblern (7 belege = 6,0^{0/0}) gehören 3 zu dem unertypus F1: *geirniþlungr* 26^{1b}, *golz miþlendr* 40^{4a} (in diesen beiden versen hat die 3. silbe einen nebenictus), *manar meita* 40^{6a} (verschleifung der 1. hebung). F2 und F3 sind durch je 2 beispiele bezeugt: *lagþe í garþ* 34^{1b}, *Atla í gogn* (vgl. jedoch § 39) 36^{1b} (in beiden versen ist die senkung verschleift); *tíl dauþs skókr* 33^{2b}, *þanns skriþenn vas* (auflösung der 1. hebung) 34^{2a}. Hierher gehört wohl auch noch 20^{3a}: *svá skal frókn | (fiþdom verjask* (s. § 33 anm.).

Anm. Der halbvers 35¹ *Atle lét* ist ohne zweifel verderbt (s. unten § 14).

11. Verstösse gegen die natürliche betonung kommen kaum vor. Dass 34^{2a} *þanns skriþenn vas* das hilfverbum eine hebung trägt, ist nicht besonders störend, da der zweite ictus weniger nachdruck besitzt als der unmittelbar voraufgehende erste. Vgl. auch unten § 14.

B. Alliteration und reim.

12. Doppelalliteration in der 1. halbzeile ist nur für B und C nicht bezeugt. In A findet sie sich 2^{3a} 17^{3a} 21^{3a} 24^{2a} (= 26^{2a}) 25^{1a} 34^{3a} 34^{4a} 35^{4a} 40^{2a} 40^{3a} 45^{3a} 46^{2a} 46^{4a}; in D 17^{4a} 35^{2a} 41^{4a}; in E nur einmal (32^{2a}); in F ebenfalls nur einmal (40^{5a}). — Gekreuzte alliteration kommt 2mal vor: *sjau hjó Høgne | sverþe huosso* 20¹ (die zwei anlautenden *h* in der 1. halbzeile sind störend, daher wird *hjó* durch *vá* zu ersetzen sein), *nema ein Guþrún | es (hón) áva grét* 41^{3a}; chiasmische einmal: *es lítt bifask | es á bjóþe liggr* 26^{4a}.

Anm. Ein zweiter fall von chiasmischer alliteration lässt sich vielleicht 5⁴ herstellen: *hrís þat et méra | es Myrkviþr heiter*; die überlieferte 2. halbzeile (*es meþr Myrkviþ kalla*) ist kaum möglich.

13. Nicht selten ist in A der stabreim in der 1. halbzeile auf die 2. hebung beschränkt: 17^{7a} 23^{3a} 24^{1a} 24^{3a} (= 26^{3a}) 27^{1a} 28^{3a} 28^{4a} 31^{1a} 46^{3a}. Einmal findet sich derselbe fall auch in C: *es mjök bifask | es á hjóþe liggr* 24⁴. — Gegen die regel ist zweimal auch der hauptstab in A auf die 2. hebung gelegt: *hodd Niflunga | lifera (nú) Høgne* 28^{2b}, *glumþo strengur | svá skal golle* 34^{5b}.

14. Von sonstigen verstößen gegen die alliterations-technik ist nur noch zu notieren, dass 2mal das 1. nomen der 1. halbzeile am stabreime nicht teilnimmt: *márr kvap þat Gunnarr | geirniþlungur* 26^{1a}, *Atle enn ríke | reip glaume mþonom* 31¹ (die ganze zeile ist vermutlich verderbt; vgl. unten § 32). Fehlerhaft überliefert ist offenbar auch 35¹: *Atle lét. | lands síns á vit*, da der am eingange stehende eigename die alliteration tragen müsste (durch die einfügung von *rinna* hinter *lét* wird nichts gebessert); ob meine konjektur (*lét þá Atle*) das richtige getroffen hat, erscheint freilich auch zweifelhaft. Über 20^{2a}, wo nach der verstellung bei Sijmons die konjunktion *en* trägerin der hebung und des stabreims wäre, s. oben § 2 anm.

II. Málaháttur und schwellverse.

A. Versbau.

15. Von den 172 málaháttur-versen gehören 35 (20,3 %) zu typus aA (A mit auftakt), darunter 17 normale (ohne verschleifung und nebenhebung): *ok skafna aska* 4^{1b}, *ok Húna menga* 4^{2b}, *af móþe stórom* 9^{4b}, *meþ gunna hǫndom* 10^{2b}, *ef Gunnars misser* 11^{2b}, *ef Gunnar (né) kǫmrat* 11^{4b}, *of fjöll at þyrja* 13^{1b}, *en Atla sjalfan* 17^{6a}, *ok bundo fastla* 19^{4b}, *i hende liggja* 22^{1b}, *ok úr of nefnda* 32^{2b}, *meþ gyldom kalke* 36^{2a}, *i þinne hóllo* 36^{3b}, *hón beþjom brodde* 44^{1a}, *gaf blóþ at drekka* 44^{1b}, *ok hvelpa leyste* 44^{2b}, *es inne vóro* 45^{1b}.

Anm. 20⁴ ist verstümmelt überliefert: [sem] *Høgne varþe . . . (sem ergänzte Bugge)*. Ich vermute, dass die langzeile ursprünglich gelaute habe: *sem hendr sínar | Høgne varþe* (C + A). Die ganze strophe bestand wohl aus fornyrþislag.

16. Nebenhebung im 1. fusse vor nachfolgender länge (aA2l) findet sich 3mal: *en dyþjendr þogþo* 2^{1b}, *es Myrkviþr heiter* (konjektur; *es meþr Myrkviþr kalla R*, was schon wegen der 2 *m* unmöglich ist) 5^{4b}, *ok at Sigtýs berge* 32^{3b}; vor nachfolgender kürze (aA2k) einmal: *i ormgarþ koma* (die in der hs. vorausgehenden worte: *léter þú* sind aus z. 4 ungeschickt von einem schreiber herübergenommen) 17⁶. Im 2. fusse ist nebenhebung einmal bezeugt: *sore golle Guþrún* (s. unten § 17) 42^{1a}.

17. Verschleifung im auftakt ist 8mal bezeugt: *ok at Gunnars hóllo* 1^{3b}, *ok at bjóre svósom* 1^{4b}, *ok af gyldom stofnom* 5^{2b}, *at (þú) í brynjo förer* 17^{1b}, *ok í fjöttra (fjötör R) setto* 19^{3b}, *ok at Sigtýs berge* 32^{3b}, *ok at hringe Ullar* 32^{4b}, *söre golle Guþrún (golle söre G. R, was ein recht unwahrscheinliches AC wäre)* 42^{1a} (§ 16); verschleifung der 1. hebung einmal: *viþ hunang of tuggen* 39^{2b}; verschleifung der binnensenkung 2mal: *en brynjor ör golle* 7^{4b}, *svá gange þér Atle* 32^{1a}.

18. Überladener auftakt liesse sich einmal (17^{1b}) durch tilgung eines entbehrlichen pron. beseitigen: *at (þú) í brynjo förer*; aber 32^{1b} *sem (þú) viþ Gunnar átter* lässt sich durch streichung des pron. der 3silbige auftakt nur auf einen 2silbigen reduzieren. Auch 45^{2a}: *es frá morþe þeira Gunnars* kann der 2silbige auftakt nicht angetastet werden, dagegen ist *þeira* eine offenbare, schon von Finnur Jónsson mit recht gestrichene interpolation: dass auch Gunnars gefährten ermordet wurden, wird sonst nicht berichtet. Über 17^{6b} s. oben § 16. 11^{4b} *ef Gunarr né kómrat* ist das die binnensenkung überfüllende *né* vollkommen entbehrlich, da das verbum bereits durch das enklitische *-at* negiert ist.

19. Der typus B* ($\underline{\times} \times \underline{\times} | \times \underline{\times}$) kommt nur 3mal vor (1,7 %): *þás í brjóste lá* 24^{6b} 26^{6b} (an der 1. stelle hat R *es* statt *þás*), *þás (hón) viþ Atla gat* 41^{5b}, *þau lét (hón) bróþra gjöld (gjöld bróþra R gegen das metrum und die alliterationsregeln)* 44^{4b}. In den letzten beiden versen müssen die entbehrlichen pronomina entfernt werden.

20. Typus C* ($\overline{\times} \times \underline{\times} | \underline{\times} \times$) ist durch 19 halbzeilen (11,0 %) vertreten, darunter nur 3 C*2 (2. hebung auf kurzer silbe): *komenn ör höll Kjár's* 7^{6b}, *lát(tu) á fleþ vaþa* 10^{1b}, *þás í höll saman* 37^{2a}. Die nebenbetonte 1. silbe ist 3mal verschleift: *komenn ör höll Kjár's* 7^{6b}, *vriþet í hring rauþom* 8^{3b}, *huigo í eld heitan* 45^{5b} (das verbum nimmt am stabreime nicht teil). — Mehrmals werden überschüssige wörter zu tilgen sein: *lát(tu) á fleþ vaþa* 10^{1b}, *(at) vekja gram hilde* 15^{4b}, *ijkvesk (ér) hvélvognom* 30^{1a}, *(at) reiþa gjöld rogne* 36^{2b}, *opt vas (sá) leikr betre* 43^{3a}.

Anm. Ein unmögliches monstrum mit 4 hebungen ist v. 45^{2b}: *komner vóro ör Myrkheime*; es ist gewiss zu lesen: *krómo ör Myrkheime* (verschleifung der 2. und 3. eingangssilbe). — Über v. 20^{2b}, der nicht hierher gehört, s. oben § 2 anm.

21. Der beliebteste typus unter den málahátt-versen ist D* (73 belege = 42,5 %). Der normale vers D* 1 ($\underline{\times} | \underline{\times} \underline{\times}$) findet sich 31mal: *hjalma gollhroþnu* 4^{2a}, *serke valrauþa* 4^{3b}, *sal of suþrþjóþom*

14^{3a}; 2^{2a} (= 15^{2a}) 2^{4a} 4^{4b} 7^{6a} 9^{4a} 10^{2a} 11^{1b} (= 29^{2b}) 11^{2a} 11^{3a} 11^{4a}
 12^{1a} 12^{1b} 13^{4a} 13^{4b} 17^{5a} 18^{4b} 22^{3a} 25^{2b} 32^{4a} 36^{4a} 37^{1a} 37^{1b} 39^{2a}
 39^{3b} 41^{2b} 41^{5a} 44^{2a} 44^{4a}.

Mehrmals hat auch der 1. fuss eine nebenhebung: *Myrkvið ókunnan* 3^{2b} (= 13^{2b}), *silfrgyld sǫþolkláþe* 4^{3a}, *mínn veitk mar baztan* 7^{3a}, *hár fannk heiþingja* 8^{3a}, *ó* (fehlt R) *svinn áskunna* 29^{2a}, *Guþrún sigtíva* 31^{3a}.

22. Verschleifung der 1. hebung ist 3mal bezeugt: *dafar [ok] darraþar* 4^{4a}, *vopn i þyshóllo* 31^{4b}, *eta at ólkrósom* 39^{4a}; verschleifung der 2. hebung 3mal: *bekkjom arengreyppom* 1^{4a}, *silfrgyld sǫþolkláþe* 4^{3a}, *víþrar Gnitakeiþar* 5^{1b}; verschleifung der binnensenkung 3mal: *mar enom mélgreyppa* 3^{2a}, *björe vas (hón) lítt drukken* 16^{2b}, *brunno ok skjaldmeyjar* 45^{4b}; verschleifung der 1. hebung und der binnensenkung einmal: *mara ena mélgreyppo* 13^{2a}.

23. Überladung der binnensenkung ist selten und lässt sich durch tilgung entbehrlicher wörter immer beseitigen: *drukko (þar) drótmeger* 2^{1a}, *vróko (þeir) vandstyggva* 13^{4a}, *klökkva (hann) síz hugþe* 25^{2b}, *reifþe (hón) húskarla* 42^{2b}.

24. Verkürzung der 1. hebung findet sich 5mal (7^{4a} 14^{3b} 22^{3b} 31^{2a} 37^{3a}). Man könnte diese verse natürlich auch als einfache D1 mit verschleifung des einsilbigen fusses betrachten (§ 8 anm.), da sie jedoch mit einem 2. málahátt-ers verkoppelt sind, dürfte es richtiger sein, sie mit Sievers (Beitr. 6, 348; Proben 47; Altgerm. metrik § 49 anm. 2) als zulässige spielart von D* aufzufassen. — Verkürzung der nebenhebung (D*1nk) ist 6mal bezeugt: *drukko (þar) drótmeger* 2^{1a}, *dafar[ok] darraþar* 4^{4a}, *grátendr gunnhvatan* 12^{2a}, *syne þjóþkonungs* 22^{3b}, *naufog neffólom* 38^{4a}, *inne aldrstamar* 45^{5a}.

Anm. Der vers 6⁴ *þats vit éttema | annat slíkt* ist offenbar unrichtig überliefert, aber Finnur Jónssons änderung (*annat jafnmiket*) ist verfehlt, da sie 2 reimstäbe in die 2. halbzeile bringt. Ich schrieb: *þats vit jafnmiket | annat né heppem* (C* + D*). — 45^{4a} *bór buþlunga* ist, da er in einer málahátt-str. steht, um eine silbe zu kurz, aber Sijmons' ergänzung (*bór brann B.*) ist kaum zulässig, da die 3 *b* störend wirken; ich würde daher *rauk* st. *brann* vorziehen. — 32^{2a} *eifa opt of sarpþa* wird das *of* zu streichen sein; falls die überlieferung richtig sein sollte, müsste die halbzeile als schwellvers (AA) gelten.

25. D*2 ist nur durch 5 halbzeilen vertreten: *lýþa sinnes til* 18^{3b}, *bifþesk hólfo meirr* 24^{5a}, *kríkvan kumblasmíþ* 25^{2a}, *bifþesk sváge mjök* 26^{5a}, *hratt fyr hallar dyrr* 44^{3a}.

26. Der typus E* (von Sievers in den proben als erweitertes E aufgefasst, später aber — minder richtig — als A* bezeichnet¹⁾) zählt

1) Altgerm. metrik (1905) § 47, 2. 50, 8. Einfaches E (e × × | e) verhält

42 verse (24,5 0/0). Normales E*1 ($\underline{\text{L}} \text{L} \times | \underline{\text{L}} \times$) begegnet 8mal: *goll rissak etke* 6^{3a}, *bróþr hennar báþer* 16^{2a}, *blóþogt ór brjóste* 22^{2a}, *rógmalmne skatna* 29^{1b}, *hapti's nú í þöndom* 30^{1b}, *ymr varþ á bekkjom* 41^{1a}, *skop lét hön vaxa* 42^{3a}, *fullrótt's of þetta* 46^{1a}. Dazu kommen noch die folgenden 3 halbzeilen, in denen überschüssige wörter zu streichen sind: *Knefróþr vas (sá) heitenn* 1^{2b}, *betr hefþer (þú) bróþer* 17^{1a}, *vóþn hafþe (hann) etke* 43^{2a}, endlich 18^{3a}, wo ich das pron. *oss* einsetzen möchte, um einen 5silbler zu gewinnen, da *fornyrþislag* in der ganzen strophe nicht vorkommt: *langt's [oss] at leita*.

27. Einige male findet sich in E*1 auch im 2. fusse nebenhebung: *rýnendr né ráþendr* 9^{2a}, *út gekk þá Guþrún* 36^{1a}; dazu noch (mit streichung eines entbehrlichen pron.) *sþau eigom (vit) salhus* 7^{1a} und vielleicht 19^{4a}, wo die hs. in einem helmingr, der sonst nur málahátt-verse enthält, ein D bietet, das überdies gegen die alliterationsregeln verstösst: *vin Borgunda | (ok bundo fastla)*, wofür ich *Borgunda hollvin* in den text setzte (das compos. begegnet Frg. hist. 4³ und öfter bei den skalden). — Nebenhebung auf kurzer silbe (E*1nk) ist einmal bezeugt: *varnaþe víþ tórom* 31^{4a}. — Verschleifungen sind selten: einmal ist die 1. hebung aufgelöst: *fetom léto frókner* 13^{1a}, einmal die nebenhebung: *land (lies: holl) sþo þeir Atla* 14^{1a}, und einmal die binnensenkung: *varnaþe víþ tórom* 31^{4a}.

28. Normales E*2 sind die folgenden 10 verse: *sverþa full hverjo* (lies: *hver 'ro?*) 7^{1b}, *erfevörþr Hogná* 12^{3b}, *syster fann þeira* 16^{1a}, *seinal's nú syster* 18^{2a}, *fengo þeir Gunnar* 19^{3a}, *afkór díe jófre* 38^{3a}, *afkúrr songr virþa* 41^{1b}, *óþan sik drukkit* 43^{1b}, *optarr umb faþmask* 43^{4a}, *ferrat svá síþan* 46^{1b}; dazu noch 12 andere, in denen streichungen, ergänzungen oder andere leichte nderungen notwendig erscheinen: *vreiþe sþosk (þeir) Húna* (hier verschleifung der nebenhebung) 2^{2b}, *hofþe vatt (þú) Gumarr* 6^{1a}, *vóþom ulfs varþan (varenn ulfs vóþom R, was schwerlich richtig ist, da der abhängige und am stabreime nicht beteiligte genet. besser in der nebenhebung einen platz findet)* 8^{2a}, *níþjarge hvötto* (wo die hs. noch *Gunnar* hinzufügt, was unbedingt unmöglich ist) 9^{1a}, *ráþenn est(u nú) Gunnar* 16^{3a}, *holl gakk (þú) ór snúmna* 16^{4b}, *Rín skal (nú) ráþa* (das *nú* ist mit recht von Sievers eingesetzt, da die ganze strophe aus 5- und 6silblern besteht) 29^{1a}, *þ'ggja knátt(u) þengell* 36^{3a}, *Húna þörn tólþosk* (*Húna* R ist unwahrscheinlich, da die übrigen 5 halbzeilen der strophe nicht dem *fornyrþislag*

sich doch zu dem erweiterten E* ($\underline{\text{L}} \times \times | \underline{\text{L}} \times$) genau ebenso wie einfaches D ($\underline{\text{L}} | \underline{\text{L}} \times \times$) zu dem erweiterten D* ($\underline{\text{L}} \times | \underline{\text{L}} \times \times$).

angehören) 37^{2b}, *gengo inn hvasser (hwater R) 37^{3b}, melta knátt(u) móþogr 39^{3a} (§ 29), elde gaf (hón þá) alla 45^{1a}.*

29. Eine 2. nebenhebung im 2. fusse findet sich 3mal: *hristesk öll Húnmörk 13^{3a}, út gekk þá Guþrún 36^{1a}, melta knátt(u) móþogr 39^{3a} (§ 28).*

30. Von den 53 schwelversen fallen auf den typus AA ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) 12 halbzeilen (22,6 %): *kunnan segg at ríða 1^{2a}, Buþla greppar standa 14^{2a}, verþer sóto úte 15^{2b}, léter norner gráta 17^{4b}, hjarta skal mér Högna 22^{1a}, Húna þornom skíne (sk. H. b. R) 29^{4b}, óvarr hafþe Atle 43^{1a}; dazu ein vers mit verschleifung der 1. senkung: Atle mik hingat sende 3^{1a}, einer mit verschleifung der 2. hebung: skoldo knegoþ þar velja 4^{1a}, und 2 mit überladener 1. senkung, die sich durch tilgung eines entbehrlichen pron. heilen lässt: hvat hyggr (þú) brúþe bendo 8^{1a}, hykk at (hón) vörnóþ bjóþe (byþe R) 8^{2b}.*

Anm. 35^{4b} *vóro af heiße komner* (der einzige schwelvers in einer fornyrpislags-strophe) ist höchst wahrscheinlich fehlerhaft überliefert. Ich schrieb: *es af víþe kvómo* (C). Vgl. § 40.

31. CA ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) zählt ebenfalls 12 halbzeilen (22,6 %): *an see allra Húna* (verschleifung der 1. hebung) 7^{6b}, *né þeirs ríker vóro 9^{2b}, þars harþmóþger föro 13^{3b}, ok hliþskjalfar djúpar 14^{1b}, á borg enne hóvo 14^{2b}, í veltanda vatne 29^{3a}, ok ókráser valþe 38^{3b}, en níþ sagþe Atla 38^{4a}, ok ór onduge at senda* (verschleifung der 2. hebung) 39^{4b}, *ok húskarla vakþe 44^{3b}; dazu zwei weitere, in denen das metrum überfüllende wörter gestrichen werden mussten: hvat ráþr (þú ok) seggr enn óre 6^{2a}, ef (þeir) hans vitja kváme 15^{3b}.*

32. Als DA ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) sind vielleicht zu fassen 12^{3a}: *þá kvapþ (þat) enn óre* und 31^{1b}: *reiþ Glaume méróm* (so Finnur Jónsson statt des unmöglichen *monóm*). Aber die ganze langzeile ist offenbar verderbt (§ 14): wahrscheinlich stand in der 1. halbzeile nicht der eigennamen, sondern eine minder genaue bezeichnung Atles, die ein mit *g* anlautendes wort (*geirvaldr?*) enthielt, und ein schreiber hat geändert. — 2 belege (= 3,8 %).

33. Sichere AC ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) sind die beiden halbzeilen: *ylfskr es vegr okkar 8^{4a}, ristú nú Fjörner 10^{1a}; dazu kommt ein vers mit verschleifung der 2. hebung: ulfar mono ráða 11^{1a} und ein paar andere, in denen das metrum überfüllende wörter zu streichen sind: sat (hann) á þekk hóvom 2^{4b}, völl lézk (ykr ok) gefa mundo* (verschleifung der 2. hebung) 5^{1a}, *heiler fareþ (nú ok) horsker (horsker ist vocat.!) 12^{4a}. Schwerer verderbt ist 16^{1b}: snemst at þeir í sa!*

kvómo, da in b doppelalliteration nicht zulässig ist; ich vermute: *þegars í sal kvómo*. Summa 7 verse (13,3 %).

Anm. 20^{3a} *svá skal frókn verjask* gehört kaum hierher, da die ganze strophe gewiss ursprünglich im fornyrjislág abgefasst war; der 2. helmingr lautete wohl: *svá skal frókn | fiðndom verjask || sem hendr sínar | Högne varþe*.

34. Zum typus BC ($\times _ _ | \times _ _ | _ \times$) werden die folgenden 18 verse (33,9 %) zu stellen sein: *at gorpom kvam (hann) Gjúka* 1^{3a}, *at biþja ykr Gunnarr* 3^{3a}, *at it á bekk kómeþ* 3^{3b}, *at sókja heim Atla* 3^{4b}, *af (bez. meþ) geire gjallanda* 5^{2a} 15^{4a}, *ok Högna til sagþe* 6^{1b}, *en máke hvassastan* 7^{3b}, *at riþa eyrende* 8^{4b}, *ór garþe Niflunga* 12^{2b}, *vif Húna harmbrögðom* 16^{4a}, *at samna Niflungom* 18^{2b}, *of rosmofjöll Rínar* 18^{4a}, *at sólo suprhóllo* 32^{3a}; dazu 2 halbzeilen mit verschleifung der 2. hebung: *meþ (bez. sem) hjolmom arengreypom* 3^{4a} 17^{2a}; 2 mit kurzer silbe in der 3. hebung: *at varþa (þeim) Gunnare* 15^{3a}, *en skíran malm raþa* 42^{2b}. Den vers überfüllende wörter mussten 2mal gestrichen werden (1^{3a} 15^{3a}).

35. CC ($\times _ _ | _ _ | _ \times$) kommt nur einmal vor: *at sæ heim Atla* (verschleifung der 1. hebung) 17^{2b}.

36. Auch AD ($_ \times | _ _ | _ _ \times$) ist nur durch ein beispiel bezeugt: *hjaln ok skjold hvítastan* 7^{5a}. Vielleicht gehört aber auch 43^{2b}, der verderbt überliefert ist, hierher: *varnaþet hann vif Guþrúno*; ich vermute: *sáska hann vél Guþrúnar*.

B. Alliteration und reim.

37. Doppelalliteration im 1. halbverse ist für die mála-háttzeilen in aA nur 2mal bezeugt: *sore golle Guþrún* (s. oben § 16. 17) 42^{1a}, *hón beþjom brodde* 44^{1a}; dagegen ist in D* der doppelreim geradezu regel, da von 50 a-zeilen nur 7 (1^{4a} 4^{2a} 7^{6a} 17^{5a} 24^{5a} 26^{5a} 31^{3a}) sich mit einem stabe begnügen; die beispiele sind: *drukko (þar) drótmeger* 2^{1a}, *vín í valhóllo* 2^{2a}; [ó] *svinn áskunna* (das unentbehrliche ó ist von mir ergänzt) 29^{2a}; 2^{4a} 3^{2a} 4^{3a} 4^{4a} 7^{3a} 7^{4a} 8^{3a} 9^{4a} 10^{2a} 11^{2a} 11^{3a} 11^{4a} 12^{1a} 12^{2a} 13^{2a} 13^{4a} 14^{3a} 15^{2a} 22^{3a} 25^{2a} 32^{2a} 32^{4a} 36^{4a} 37^{1a} 38^{4a} 39^{2a} 39^{4a} 41^{2a} 41^{5a} 44^{2a} 44^{3a} 44^{4a} 45^{4a} (vgl. § 24 anm.) 45^{5a}. Häufig ist die doppelalliteration auch in E* (16 belege in den 31 a-versen): *sjau eigom (vít) salhús* 7^{1a}, *vóþom ulfs varþan* 8^{2a} (vgl. § 28); 9^{2a} 13^{1a} 13^{3a} 16^{2a} 17^{1a} 18^{2a} 18^{3a} 22^{2a} 29^{1a} 36^{3a} 38^{3a} 39^{3a} 45^{1a}.

38. In den schwellversen ist doppelalliteration in der 1. halbzeile ebenfalls nachzuweisen; 2mal in AA: *hvat hyggr (þú)*

brúpe bendo 8^{1a}, *hjarta skal mér Hogná* 22^{1a}; einmal in CA: *i veltanda vatne* 29^{3a}; 2mal in AC: *ylfskr es vegr okkarr* 8^{4a}, *heiler fareþ (nú ok) horsker* 12^{4a} (§ 33); 6mal in BC: *at gorpom kvam (hann) Gjúka* 1^{3a}; 5^{2a} 15^{4a} 16^{4a} 18^{4a} 32^{3a}; einmal in AD: *hjalm ok skjöld hvítastan* 7^{5a}.

39. Gekreuzte alliteration ist in den 5- und 6-silblern nur 2mal bezeugt: *svá gange þér Atle | sem (þú) við Gunnar áttar* (aA + aA) 32¹, *út gekk þá Guþrún | Atla í gogn* (E* + F?) 36¹. Der 2. fall ist jedoch bedenklich, da die verkoppelung eines 5-silblers mit einem 3-silbler höchst auffällig ist und die ganze strophe gewiss ursprünglich im málahátt gedichtet war. Ich schrieb daher in der handausgabe: *Atla at móte* (vgl. Haustlǫng 2² = Sk. B I, 14; Vellekla 19⁴ = Sk. B I, 120 u. ö.).

40. Ein schlimmer verstoss gegen die alliterationstechnik findet sich 14^{3b}: *sal of suþrþjóþom | slegenn sessmeiþom* (4 gleiche reimstäbe in der langzeile!), wo doch wohl vorderbnis vorliegen dürfte. Dass das part. an der alliteration nicht teilnehmen sollte, wie Sijmons meinte, ist gewiss nicht anzunehmen (vgl. auch 31^{2a}); vermutlich hat *sessmeiþom* an stelle einer anderen kenning (*bekkmeiþom?*) sich eingeschlichen. Kaum erträglich ist es ferner, dass 35⁴ (*vápnsongr virþa | vóro af heiþe komner*) das hilfsverbum den hauptstab trägt (s. § 30 anm.). Dass einmal ein poss. pron., auf dem kein rhetorischer nachdruck liegt, den stabreim trägt (*þiggja knáttu þengell | í þinne hóllo* 36³) ist technisches ungeschick.

IV. Atlamól.

(749 halbzeilen.)

Über die metrik dieses liedes haben Sievers in seinen 'Proben' (s. 45–62) und Rud. Leonhardt in seiner fleissigen dissertation: 'Der málahátt der Atlamól' (Halle 1907) ausführlich gehandelt, doch wird, wie ich hoffe, meine eigene darstellung, in der ich von meinen vorgängern mehrfach abweiche, nicht für überflüssig angesehen werden. Vor allem muss ich dagegen einspruch erheben, dass Leonhardt sich beständig auf seinen eigenen 'angemessenen' vortrag beruft, ohne uns sagen zu können, worin diese 'angemessenheit' beruht, und dass er konjekturen abzulehnen sich erkühnt, weil sie nach seiner meinung 'das melodische kolorit der strophe zerstören', ein ding, das ebenso wenig definierbar ist. Es muss einmal mit allem nachdruck betont werden, dass der vortrag einer dichtung durchaus eine subjektive leistung des vortragenden ist. Zwei verschiedene tüchtige schauspieler. von denen jeder den anspruch erheben darf, einen 'angemessenen'

vortrag zu besitzen, werden dennoch den monolog des Hamlet nicht in derselben weise rezitieren, und der geniale mime oder der geschulte rhapsode werden feinheiten im detail herausarbeiten, an die vielleicht der dichter selbst (der bekanntlich keineswegs der beste rezitator seiner eigenen schöpfungen zu sein pflegt) nicht im entferntesten gedacht hat. Es darf auch nicht vergessen werden, dass der dichter eine variable (affekten und stimmungen unterworfenen) person ist, die nicht, wie der fink, immer wieder dieselbe weise pfeift, und öfter auch fremden einflüssen ausgesetzt ist, wie z. b. Sighvatr, nachdem er längere zeit in Schweden sich aufgehalten hatte, in seinen späteren poesien durch unverkennbare suecismen diese einwirkung verrät. Es dürfte daher nicht unwahrscheinlich sein, dass isländische skalden, die jahre lang am norwegischen hofe lebten, auch sprache und tonfall norwegisierten, so dass ich schon aus diesem grunde die kühne behauptung, dass man heute noch imstande sei, unzweifelhaft festzustellen, ob eine strophe von einem Isländer oder von einem Norweger herrühre, für durchaus unglaubwürdig halte. Wir wissen auch nicht – und werden es nie wissen – wie ein þulr seine kvíða oder ein skáld seine drápa vorgetragen hat, da die kunst, die menschliche stimme auf der platte des grammophons zu fixieren, damals noch nicht erfunden war.

Sowohl Sievers wie Leonhardt haben es verkannt, dass in Am neben eigentlichen málaháttversen (d. h. versen von den typen aA, C*, D*, E* – B* hat der dichter gemieden –) auch eine nicht unbeträchtliche zahl von dreimal gehobenen schwellversen sich findet. Durch diese erkenntnis erledigen sich verschiedene von den in der Sieversschen rhythmisierung angebrachten fragezeichen und mehrere fälschlich als aD oder aE bezeichnete verse finden ihre richtige erklärung.

1. Versbau.

1. Der um die auftaktssilbe vermehrte A-vers (aA) ist fast ganz auf die zweite halbzeile beschränkt: von den 83 belegen (11,1%) fallen nur 3 auf die erste. Von diesen ist 69^{2a}: *i kné gengr hnefe | (ef kvíster þerra)* ein im ganzen liede sonst nicht wieder vorkommender typ, nämlich ein aA2k. Auffallend ist auch 74^{3a}: *enn frétte Atle | (hvert farnar väre)*, da bei natürlicher betonung das adv. *enn* einen hauptictus und das folgende verbum nur einen nebenictus tragen sollte; wahrscheinlich hatte der dichter einen vers E*1 mit doppelalliteration beabsichtigt, da aber ein vokalischer reimstab für den 2. halbvers sich

ihm nicht ohne weiteres darbot¹, machte er aus der not eine tugend und liess das hierfür nicht geeignete *frétte* mit dem partizip der 2. halbzeile alliterieren. In dem 3. verse 90^{2a}: *meþan lund þau lógo* ist die auftaktssilbe aufgelöst.

2. Verschleifung des auftaktes ist auch in den aA-versen der 2. halbzeile häufig (12 fälle): *þegars hón réþ vakna* 10^{4b}, *ef it brálla krámeþ* 12^{4b}, *eþa valda aþrer* 12^{5b}, *nema launa eigem* 13^{2b}, *ef it stundeþ þangat* 14^{1b}, *eþa ella hráþomk* 14^{4b}, *meþan hokk (ek högg R) yþr galga* 36^{4b}, *meþan sjalfer lifþo* (vgl. jedoch unten § 25 anm.) 48^{3b}, *meþan heiler vórom* 56^{3b}, *meþan Høgne lifþe* 67^{4b}, *ok í lunde órom* 68^{2b}, *ok á teine steikþak* 78^{1b}. Auflösung der 1. hebung kommt nur einmal vor: *at vega þik sjalfan* 81^{1b}; auflösung der binnensenkung 2mal: *ok fóro í brynjor* 39^{1b}, *ok fengo í snóre* 42^{2b} (Leonhardt stellt diese beiden verse mit unrecht zu E*2).

3. Zweisilbiger, nicht verschleifbarer auftakt lässt sich meist durch tilgung überflüssiger wörtchen beseitigen: *þars(þú) blájo hugþer* (so schrieb Sijmons mit recht statt des hsl. *þars þú blájo sátt*, (vgl. unten § 4) 15^{4b}, *svát (vér) máttum etke* 16^{3b}, *es (hón) ekka heyrþe* 43^{3b}, *es (þú) harm þínn (þínn harm unrichtig R) tíner* 53^{4b}, *at (hón) sér né ynþet* 54^{4b}, *(ok) réþ heldr at bregþa* 64^{2b}, *es (hann) sá þá hverge* 74^{4b}, *ef (þú) gorva reyner* 75^{3b}, *þats (nú) áþan frógom* 81^{5b}. Durch umstellung wird 9^{4b}: *at vas vant at ráþa* zu heilen sein (lies: *at vant vas at ráþa*); den unmöglichen vers 81^{3b}: *þats menn dóme vissot til* besserte Sijmons durch tilgung von *menn* und *til*; 90^{2b} *es mér leifþe Buple* ist gewiss mit Sijmons (fussn.) *es leifþomk B.* zu lesen.

Anm. Zu aA gehören gewiss auch die 3 als viersilbler überlieferten verse 31^{3b} 35^{4b} 59^{2b}, s. § 26.

4. Typus B* ($\underline{\text{z}} \times \underline{\text{z}} | \times \underline{\text{z}}$), der in Akv ein paarmal vorkommt, wurde von dem dichter der Am gemieden. Das einzige 'sichere' beispiel, das Sievers (Altgerm. metrik § 50, 2) aufführte (*þars þú blájo sátt* 15^{4b}) wird ebenfalls zu streichen sein, da *sátt* vermutlich das ursprüngliche *hugþer* (vgl. 15^{1a}) verdrängt hat. Dass derselbe gelehrte in den 'Proben' auch 49^{2b} *ok ondurþan dag* und 88^{1a} *alt vas itarlekt* als B-verse bezeichnete, ist natürlich nicht richtig: der erste vers ist ein CB (§ 23), der zweite ein D*2 (§ 14).

1) Ein gewandter poet hätte sich zu helfen gewusst, z. b.:

*enn frétte Atle, hvert unger fóre
sveinar at leika . . .*

5. Die zahl der C*-verse ($\underline{\text{v}} \times \underline{\text{v}} | \underline{\text{v}} \times$) beträgt 113 (15,1 %). Der nebeton der 1. silbe ruht häufig auf einem verbum: *felde stop stóru* 2^{3a}, *fellskat saþr sviþre* 6^{4a} (ebenso 3^{4a} 5^{2a} 7^{1a} 8^{1a} 10^{4a} 12^{1b} 13^{2a} 21^{4a} 24^{4a} 34^{4a} 44^{4a} 48^{2a} 50^{3a} 51^{2a} 59^{1a} 66^{1a} 84^{1a} 84^{2a} 85^{2a} 85^{4a} 87^{4a} 87^{4b} 90^{1a} 90^{5a} 95^{1a} 98^{4a}); zuweilen auch auf einem verbalnomen (part., inf.): *frétt hefr öld ófó* 1^{1a}, *reifa glóþrauþo* 13^{3b}, *ganga mon (ykr) andáres* 14^{4a}, *skópo* (inf. praet., das überlieferte *skapa* – es wäre der einzige beleg für den eingang $\text{v} \times$ – ist unrichtig) *sókn sverþom* 48^{4a}; öfter auf einem pronomen: *hvat (þeir) á laun máltó* 3^{2b}, *hvat þá varþ vitre* 12^{2a}, *okr mon gramr golle* 13^{3a}, *þaus ér litt rókeþ* 15^{3b}, *þau mono brátt brinna* 15^{4a}, *þat mon oss drjúgt deilask* 18^{2a}, *sú vas hinzt keppja* 44^{3b}, *sú mon erfþ epter* 65^{3a}, *hverr vá sun Buþla* 85^{3b}, *þanns þér vel truer* 86^{5b}, *þats til hags skylde* 91^{5b}; am häufigsten auf adverbien und konjunktionen (*hvarges* 99^{4b}, *hvars* 46^{4b}, *nú* 56^{4a} 69^{4a} 76^{4a} 81^{5a}, *opt* 23^{2a}, *svá* 12^{3a}, *þá* 3^{3a} 33^{2a}, *þar* 88^{4a}, *þeyge* 47^{5b}; *alz* 26^{3b}, *at* 18^{4b} 20^{2b} 39^{2b} 46^{1b} 56^{4b} 59^{5b} 64^{4b} 68^{5b} 83^{4b} 95^{2a}, *auk* 38^{1b} 41^{3b} 58^{4a}, *íþr* 4^{2b} 33^{1b} 34^{4b}, *ef* 7^{1b} 7^{2b} 30^{3b} 30^{4b} 37^{4a} 59^{4b} 65^{2b} 69^{3b} 70^{2b} 84^{2b}, *ella* 36^{4a}, *es* 5^{3b} 28^{2b} 42^{1b} 53^{5b} 58^{5b} 67^{2b} 86^{3b} 95^{1b} 96^{4b}, *hvé* 32^{4b}, *meþan* 38^{2b}, *nema* 65^{4b}, *sem* 8⁴ 48^{5b} 66^{4b} 80^{3b} 97^{4b} 99^{2b}, *svát* 47^{4b}, *unz* 28^{4b} 92^{4b}, *þót* 13^{4b} 50^{1b} 91^{1b}). Echte nomina, die am eingange des verses hätten alliterieren sollen, erscheinen hier nur selten (22^{2a} 37^{1a} 73^{4a} 86^{5a} 94^{2a}); s. darüber unten § 30.

6. Verschleifung der nebetonsilbe ist nur 3mal bezeugt: *búþo þeir heim Hogna* 7^{1a}, *meþan í ond hixte* 38^{2b}, *nema ek auk deyja* 65^{4b}. Häufiger ist die auflösung der binnensenkung (13 belege): *skyldo of sír sigla* 3^{4a}, *ganga mon (ykr) andáres* 14^{4a}, *þau mono brátt brinna* 15^{4a}, *þat mon oss drjúgt deilask* 18^{2a}, *auk hófom einn feldan* 41^{3b}, *nú erom svá súrur* (wo jedoch, um den hiatus zu beseitigen, besser *nú 'rom* geschrieben wird) 56^{4a}, *at hafe svá genget* 64^{4b}, *kannka ek slíks synja* (wo aber das *ek* wohl zu streichen ist) 66^{1a}, *at være grimmr Atla* 83^{4b}, *kvómo í hug henne* 84^{1a}, *fylgþe oss herr manna* 87^{4b}, *fannka í hug heilom* 90^{5a}, *kvamtat (komtaþu R) af því þinge* 95^{1a}.

Anm. Ob in den drei versen: *at være hamr Atla* 18^{4b}, *at være grand svefna* 20^{2b}, *es voro sakar minne* (§ 7) 67^{2b} auflösung der verbalform anzunehmen sei, ist mir zweifelhaft; sie könnten auch als schwellverse von dem typus BC angesehen werden.

7. Selten ist die verschleifung der 1. hebung: *alz þó's fara áttlat* 26^{3b}, *ella heþan bíþeþ* 36^{4a}. Dazu vielleicht noch 67^{2b}: *es voro sakar minne* (§ 6 anm.).

8. Der nebetypus C*2 ($\underline{\text{v}} \times \underline{\text{v}} | \underline{\text{v}} \times$) kommt nur 5mal vor: *ef at*

yþr lyge 30^{3b}, *vórom þrír teger* 50^{3a}, *sem þú sjölf viler* 66^{4b}, *þanns þér vel truer* 86^{5b}, *þar vas fjölf fear* 88^{4a}.

9. Nebenhebung auf der schlussilbe ist ein einziges mal bezeugt: *frétt hefr öld ófó* 1^{1a}. Da dieser fall ganz singulär ist, dürfte doch vielleicht *ófo* statt *ófó* zu lesen sein.

10. Typus D* ist durch 197 halbzeilen (26,3%) vertreten, darunter 140 normale D*1 (⊥×|⊥×) wie *segger samkundo* 1^{2a}, *kunne skil rúnu* 9^{1b} usw. Der untertypus mit der nebenhebung auf kurzer silbe (D*1nk) begegnet 24mal: *hugþe at manvite* 3^{1b}, *kvam þá Kostbera* 6^{1a}, *hømlor slitnoþo* 34^{3a}; 9^{1a} 9^{2a} 20^{1a} 25^{4a} 27^{3a} 45^{3a} 46^{1a} 49^{3a} 50^{3b} 54^{2a} 61^{3b} 64^{4a} 72^{1a} 74^{2a} 78^{4a} 83^{1b} 84^{1b} 87^{3a} 89^{2a} 98^{2a} 99^{2a}, dazu noch (wenn richtig ergänzt ward) [*fjarre*] *of fjorþ Lima* 4^{4a}.

11. Einen anderen untertypus (D*1h1k) bilden die den Am eigen tümlichen verse mit verkürzter erster hebung (⊥×|⊥×): *kona kapps gáleg* 6^{2a}, *bryte fötr ykra* 24^{3a}, *rifo kjøl halfan* 34^{1b}, *fareþ fir huse* 36^{1a}, *hlaþen halsmenjom* 43^{4a}, *lifa íþrötter* 63^{2b}, *Bero tveir sveinar* 49^{5a}, *spyreþ litt epter* 73^{1a}, *kurom land þaþra* 93^{1b}, *hlute hváregra* 96^{2a} (10 belege). Man darf diese halbzeilen gewiss nicht als viersilbler mit verschleifter erster hebung betrachten, da die spärlichen viersilbler, die sonst in dem liede sich finden (§ 26) sämtlich fehlerhaft überliefert und meist leicht zu heilen sind.

4mal ist in diesen versen ausserdem die nebenhebung verkürzt (D*1h1knk): *hryte hór loge* 15^{2a}, *haer brotnoþo* 34^{3b}, *skuto skarplega* 42^{3a}, *kono válega* 51^{4a}. — Ein singulärer vers mit verkürzung der 2. hebung findet sich 92^{2b}: *fylgþom Sigorþe*; er darf jedoch nicht angetastet werden, da eigennamen auch sonst unregelmässigkeiten veranlasst haben. Ganz unmöglich dagegen ist 32^{1a}: *Hogne svararþe* (2. hebung und nebenhebung auf kurzer silbe!); hier muss durch konjektur geholfen werden (lies: *hitt kvaþ þá Hogne*, vgl. *Sg* 31¹ *Hm* 6¹ u. ö.).

12. Verschleifung der 1. hebung findet sich allerdings ebenfalls (8 belege): *boþet í sinn þetta* 11^{4b}, *borenn ór serk þinom* 22^{1b}, *vesall lézk vígs þeira* 58^{3a}, *þrifo þeir þjóþgóþan* 61^{1a}, *alen vit upp vórom* 68^{1a}, *faret við gram slíkan* 81^{2b}, *fura í ljós annat* 82^{4b}, *segeþ et sannasta* 85^{3a}. Selten (2mal) ist die 2. hebung verschleift: *skilþosk veyer þeira* 33^{2b}, *þrúla þria togo* 89^{2a}, dazu (wenn die besserung richtig ist) 49^{4b}: *ofre firom urþo* (*ofre þeir urþo* R). Häufig ist dagegen auflösung der binnensenkung (23 fälle): *hugþe at manvite* 3^{1b}, *sýste of þorþ gesta* 6^{4b}, *allar 'o illþýgar* 13^{1a}, *eige í sinn þetta* 14^{2b}, *liggja hér linkléþe* 15^{3a}, *munni[e] oss mörþ hefþe* 16^{3a}, *voknoþo*

vellboren 20^{1a}, veitkak ef (veitkat ek hvárt R) verþ launef 29^{3a}, fyrr vrom fultrápa 40^{2a}, enn eroþ óbínur 41^{3a}, málte af manvite 45^{3a}, hugþe á harþraþe 46^{2a}, vinna et vergasta 59^{4a}, hví mynem hér vilja 60^{4a}, hráþþak of hotvetna 67^{4a}, golle ok halsmenjom 68^{3b}, kunne of hug mála 70^{3b}, fíro í fufm móþor 72^{5a}, bróþra en kappsvinna 74^{1b}, hafþa at ólskýlom 77^{3b}, sagþak at kalfs váre 78^{2b}, hugþe á stórráþe 83^{3b}, hersar á hönd gengo 93^{2a}. — Verschleifung der 1. und 2. hebung nebeneinander ist nur einmal bezeugt: fare sem (ek) fyrrer málek 31^{4a}.

13. Überladung der binnensenkung findet sich nur 4mal und lässt sich durch tilgung überflüssiger wörter stets beseitigen: sér réþ (hann) lítt eira 30^{1b}, fare sem (ek) fyrrer málek 31^{4a}, suns est(u)-sjalfskapa 64^{4a}, afkór (ek) úþr þóttak 67^{3a}. Dass der dichter sich in dem 4. verse statt der senkung eine nebenhebung gestattet hat, ist singulär: sie wurde beim vortrage gewiss nicht markiert.

14. Der typus D*2 mit nebenhebung auf der schlussilbe ($\underline{\times} | \underline{\times} \underline{\times}$) ist sehr selten (4 belege): alt eas ítarlekt 88^{1a}, varr at vettoge 37^{2a}, oomk ek aldreye 13^{4a}, bóta aldreye 68^{4b}. In den wörtern vettoge und aldreye müssen natürlich die icten auf die beiden glieder des kompositums verteilt werden: die betonung vèttòge, álðrège wäre unnatürlich (R schreibt auch stets *aldregi, ávagi, vettugi*, niemals *-ge*). — 13^{4a} ist die hebung aufgelöst.

15. E* ist von den málahátt-typen der Am weitaus der häufigste (303 belege = 40,6 0/0), besonders aber E*2 ($\underline{\times} \underline{\times} | \underline{\times} \underline{\times}$), das vor E*1 ($\underline{\times} \underline{\times} | \underline{\times} \underline{\times}$) in auffälliger weise bevorzugt wird (244: 59).

Von den E*1 sind 35 völlig normal, wie lag heyrþe orþa 3^{2a}, gldrer urþo 5^{1a} usw. In dem verse 35^{3a}, der ohne zweifel auch hierher gehört, ist eine umstellung vorzunehmen, um die beiden stebenden wörter in die hebungen zu bringen: hóttr grinder hrikþo (hóttr hrikþo grindr R: die seltenere zweisilbige form des plur. verlangt das metrum). — Der untertypus mit verkürzter nebenhebung (E*1nk) begegnet 5mal: emjofþo ulfar 22^{4a}, forþoþo fingrom 42^{2a}, lokkaþe (hón) líttla 72^{3a}, glúþnoþo grimmer 72^{4a}, orkoþom at auþno 92^{4a}. Sievers (Proben) betrachtet diese verse als E2, aber C-verse des fornyrþislag wie es vaknaþe, of saknaþe Þrk 1^{1.2} beweisen, dass die präteritalformen der alten verba auf -ón ursprünglich gewiss den nebenton auf der 2. silbe hatten. Allerdings können die beiden schlussilben auch verschleift werden (leitapak í líkna 45^{1a} kann kaum anders als ein E2 mit verschleifung der binnensenkung aufgefasst werden).

Ann. Nebenhebung auf der schlussilbe ist zweimal durch den eigenamen Guþrún veranlasst: grimn vastu Guþrún 80^{1a}, fróþ vilde Guþrún 98^{3a}.

16. Von verschleifungen ist nur die der 1. hebung häufiger bezeugt (13 belege): *saving föro síþan* 10^{1a}, *bane ykkarr beggja* 12^{4a}, *konor hugþak dauþar* 25^{1a}, *syner vóro (þeir) Högna* 28^{1b}, *Bera kvaþ at orþe* 31^{1a}, *roa nómo ríke* 34^{1a}, (*ok*) *skoloþ þó hér komner* 45^{2b}, *fegenn lézk þó Hjalle* 59^{5a}, *yfer róþomk ganga* 75^{1a}, *vafet hefr (þú) at ríge* 86^{4a}, *þriu vórom systken* 92^{1a}, *konung drópom fyrstan* 93^{1a}, *fara sér at spilla* 98^{3b}. Auflösung der nebenhebung begegnet nur einmal: *hóg vasat [at] hjaldre* (die notwendige ergänzung der präposition ist von Sijmons vorgenommen) 46^{4a}; 35^{2a} *bó svo þeir standa* ist die auflösung – vielleicht unnötigerweise – erst von den neueren herausgebern statt des überlieferten *sá* in den text gesetzt. Verschleifung der binnensenkung ist 2mal zu buchen: *Glaumvör kvaþ at orþe* 29^{1a}, *orkoþom at auþno* 92^{4a}.

17. Überladene binnensenkung kommt ein paarmal vor, ist jedoch durch streichung überflüssiger wörter stets zu heilen: *lokkaþe (hón) lílla* 72^{3a}, *mér látr (þú) ok sjölfom* 80^{4a}, *brend mont (mundu R) á bále* 82^{1a}, *vafet hefr (þú) at ríge* 86^{4a}.

18. Von den versen des typus E*2 ist die weitaus grössere mehrzahl (189) normal: *sendemenn Atla* 4^{3b}, *hvitabjörn hugþer* 17^{2a}; *hjóna vatr síþan* 90^{5b}, *ekkjó nafn hljóta* 94^{2b}; *illa rézk Atla* 2^{2a}, *átte þó hygju* 2^{2b}, *fóro þá síþan* 4^{3a}, *hengþo á sálo* 5^{4a} usw. Der untertypus mit verkürzter 1. hebung (E*2h1k) begegnet 23mal: *stopalt monof ganga* 14^{1a}, *bryte upp stokka* 16^{1b}, *seom þá roþro* 19^{1b}, *loket þvi léto* 19^{4a} (= 71^{3a}), *þyte af þjóste* 24^{2a}, *lito es lýste* 27^{1a}, *sosk til síþan* 33^{1a}, *hvater fyr hóllo* 43^{2a}, *skopom vífr mange* 45^{2a}, *slitask (slitask R) af brynjor* 48^{4b}, *fee opt svikvenn* 52^{3b}, *goþom þat þakkak (ek þat þakka R)* 53^{5a}, *sea þat méttak* 54^{4a}, *takeþ ér Högna* 55^{1a}, *skereþ ór hjarta* 55^{2a}, *skoloþ þess gorver* 55^{2b}, *tøkom vér Hjalla* 57^{2a}, *dgo þá djrver* 63^{1a}, *fegenn est(u) Atle* 65^{1a}, *lagat vas drykkjo* 71^{3b}, *maga hefr (þú) þinna* 77^{1a}, *nutom af stórom* 88^{3b}, *hofom øll skarþan* 96^{2b}.

Anm. Nebenhebung im 2. fusse ist auf eigennamen von der form $\pm \pm$ beschränkt (7 belege): *gloþ vas auk Glaumvör* 6^{3b}, *géttesk þess Glaumvör* 20^{2a}, *øtol vas þá Guþrín* 43^{3a}, *gódde okr Grímhíldr* 68^{3a}, *kropp vas þá Guþrín* 70^{3a}, *lýgr þú nú, Guþrín* 96^{1a}, *gorþu nú Guþrín* 96^{3a}.

19. Verschleifungen sind nicht häufig. Auflösung der 1. hebung kommt 12mal vor: *koma í nótt hingat* 25^{1b}, *hugat vas þvi illa* 27^{4b}, *øtol vas þá Guþrín* 43^{3a}, *bera varþ þann síþan* 47^{2b}, *bryte vas hann Atla* 57^{1b}, *lifera svá lenge* 57^{4a}, *mane monk þik hugga* 66^{3a}, *bana mont mér bróþra* 68^{4a}, *glapa mon (þik) minzt Atle* 75^{3a},

vile mér enn väre 81^{1a}, vegenn vas þá Atle 84^{3a}, lifu mon þat epter 99^{3a}; auflösung der binnensenkung 11mal: dreifþe (hann) oss ǫll blóþe 18^{2b}, létoat heldr segjask (es liegt jedoch nahe, létot zu schreiben) 28^{5b}, málte hón við Vinga (das pron. haben die neueren herausgeber gestrichen) 29^{2a}, bragþs skoloþ[ér] hoggner 36^{2b}, hafðu þat fram sjaldan (die neueren herausgeber schreiben haf þat) 37^{3b}, helta in lengr rúme 58^{1b}, heyra á þá skrákton 60^{4b}, keppa hann svá kunne (das pron. wird von den neueren herausgebern getilgt) 61^{4a}, á mono þér iþrar 65^{2a}, lyst vromk þess lenge 73^{2a}, hyggja á þorf hverja 97^{4a}; auflösung der nebenhebung 2mal: heiman gøresk (þú) Høgne 11^{1a}, stopalt monóþ ganga 14^{1a}.

20. Überladung der binnensenkung ist immer durch streichung überflüssiger wörter zu beseitigen (7 fälle): dreifþe (hann) oss ǫll blóþe 18^{2b}, ilt mont (mondu R) þér lengja 37^{4b}, lóskr mon (hann) á heitenn 57^{4b}, sté (hann) óf þá báþa 64^{1b}, mist hefr (þú) þér hollra 64^{3b}, glaþa mon (þik) minst Atle 75^{3a}, drýggþak (þér) svá drykkjo 77^{4a}; ebenso überladung der nebenhebung (10 fälle): rúnar nam (at) rísta 4^{1a}, gáta varþ (hón) tungo 9^{3a}, heiman gøresk (þú) Høgne 11^{1a}, nokþan tók (hón) máke 46^{3a}, bróþor hjó (hón) Atla 47^{2a}, maga hefr (þú) þinna 77^{1a}, etke rétt(u) leifa 78^{3b}, barna veizt(u) þinna 79^{1a}, dylja monk (þik) eige 86^{1a}, sváro lézt(u) þina 90^{4a}.

21. Auftakt ist in E*-versen so selten überliefert, dass es rätlich scheint, ihn zu beseitigen: (ok) fagnaþe komnom 44^{2b}, (ok) skoloþ þó hér komner 45^{2b}, (ok) kvadde þá báþa 6^{2b}, (ok) myrþer til hnossa 53^{2b}, (ok) hyldeþ meþ knífe 55^{1b}, (ok) lagþe við stokke 72^{3b}.

22. Dass in den Am auch eine beträchtliche zahl von schwellversen vorkommen, ist nicht zu leugnen. Sichere AA ($\underline{\times} \times | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) sind die folgenden: lotto ávalt ljósar 28^{5a}, barna þinna blóþe 80^{2a}, vilder ávalt vágja 95^{3a}; dazu ferner blájo hugþak þina 15^{1a}, blóþgan hugþak máke 22^{1a} (in beiden versen ist es nicht nötig, hugþak durch sík zu ersetzen) und vesa mon þat fyrir nekkve (verschleifung der 1. hebung) 24^{4b}. Wahrscheinlich gehört auch 21^{1a} hierher: gorrán hugþak þér galga, wo entweder þér zu streichen oder sík statt hugþak zu schreiben ist.

23. CA ($\times \underline{\times} | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) ist durch 2 verse vertreten: at endlongo húse 18^{1b} (= 24^{1b}) und es lípr þina áre 86^{2b}. Ein DA ($\underline{\times} | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) ist 92^{3b}: skipe hvert rárt stýrþe (verschleifung der 1. hebung); ein CB ($\times \underline{\times} | \underline{\times} \times | \underline{\times} \times$) 49^{2b}: ok ondurþan dag (von Sievers in den 'Proben' wohl nur versehentlich als B bezeichnet, während er es Altgerm. metrik § 50, 1 als aE erklärt). Ich habe die langzeile, die auch Leonhardt als inter-

poliert ansieht, als unecht eingeklammert, wie ich jetzt glaube mit unrecht, da auch der viersilbige 1. halbvers sich ohne mühe vervollständigen lässt (*óttó gorralla*): eher wird die 3. zeile mit dem auffälligen endreime auszuschalten sein (s. unten § 33).

24. Von den C-versen ist AC ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) nur durch éinen beleg bezeugt: *þeire vas víþ brugþet* (verschleifung der binnensenkung) 48^{1b}. Besonders häufig ist dagegen der typus BC ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) (39 beispiele): *es vóro sannrápner* 1^{4b}, *af bragþe boþ sende* 2^{4a}, *at kuáme brátt mágar* 2^{4b}, *unz þótte fulldrukket* 8^{2b}, *es skylde vilt rísta* 12^{2b}, *at segja nauþmánn* 22^{2b}, *sem henne vert þótte* 29^{2b}, *at firra yþr lífe* 40^{2b}, *ef hófþoþ áþr ráþet* 41^{2b}, *at letja ykr heiman* 45^{1b}, *ok niþja fjor varþe* 46^{3b}, *i heljo þann hafþe* 47^{5a}, *es unno þörn Gjúka* 48^{2b}, *unz niþjan dag lídde* 49^{1b}, *siz kvamt i hendr ossar* 52^{1b}, *es skylde váss gjalda* 58^{3b}, *at árna ánauþgom* 60^{2a}, *at frenja leik þenna* 60^{3b}, *es kunno górst heyra* 62^{3b}, *né vinna þess etke* 68^{5a}, *at erfa bróþr sína* 71^{1b}, *víþ svorfon ófnikla* 71^{4b}, *at lyfja ykr elle* 73^{2b}, *es górra svá máttar* 80^{1b}, *at biþja þin Guþrún* (man beachte die durch den eigennamen veranlasste nebenhebung auf der schlussilbe!) 87^{1b}, *at koma i húss Atla* (verschleifung der 1. hebung) 94^{3b}, *at verja þitt líke* 97^{3b}.

25. Für CC ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) sind 7 belege zu buchen: *ok et sama sunom Gjúka* (verschleifung der eingangssenkung und der beiden ersten hebungen) 1^{4a}, *at munem skammáer* (verschleifung der 1. hebung) 26^{4b}, *at i sundr hruto baugar* (verschleifung der eingangssenkung und der 2. hebung) 43^{5b}, *es vátt bróþr mína* 75^{4b}, *ok bareþ áþr grjóte* (verschleifung der 1. hebung) 82^{1b}, *en sumo sunr Hogná* (verschleifung der 1. hebung) 86^{3a}. EC ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) kommt 2mal vor: *þjörn hugþak inn komenn* 16^{1a}, *örn hugþak inn fljúga* 18^{1a}. Endlich ist auch noch ein DD* ($\underline{\times} | \underline{\times} | \underline{\times}$) zu notieren: *skop óro (óxtó R) skjöldunga* 2^{1a}.

Anm. Nach der überlieferung wäre auch 48^{3a} ein DD, aber die ganze langzeile (*svá kvóþo Níftunga | meþan sjalfer lífþo*) ist ohne zweifel verderbt; ich schrieb: *Hníftunga kvóþo | meþan heiler lífþo* (E*1 + aA).

26. Die wenigen viersilbler, die in dem liede sich finden, sind gewiss sämtlich verstümmelt beziehungsweise fehlerhaft überliefert. 31^{3b} *ok sigr árneþ* und 59^{2b} *áþr ods kende* können einfach durch die einsetzung der partikel *of* vor dem verbum zu regelmässigen aA vervollständiget werden (vgl. 1^{1 7 4}); 30^{1a} *sór þá Vinge* ist das starke präteritum durch die schwache nebenform *svarþe* zu ersetzen; 81^{6a} *greipt glóþ stóran* ist hinter dem part. das verbum *hefr* ausgefallen; 35^{4b} *þats ón váre* ist der von Sijmons eingesetzte compar. *betr* (der jedoch besser hinter *ón* seine stelle ündet) gar nicht zu entbehren (die

ergänzung ergibt allerdings den sonst nicht vorkommenden typ aA21); 49^{2a} *ótto alla* wird das simplex durch das von dem dichter zweimal (30⁴ 43⁴) gebrauchte kompositum (*gorvalla*) zu ersetzen sein (§ 23); 43^{2a} *hótt fyrir hóllo* ist mit Sijmons *hwater* statt *hótt* zu schreiben und hinter *hóllo* stark zu interpungieren; 61^{3a} *hló þá Høgne* hat der eigenname vermutlich ein dreisilbiges appellativum (*herstillir*?) verdrängt. Auch die beiden zu einer langzeile verbundenen viersilbler 84⁴: *sunr vǫ Høgne | ok sjólf Guþrún* sind schwerlich, wie Sijmons meinte, aus einem älteren liede herübergenommen: Finnur Jónsson änderte ansprechend: *sunr vǫ hann Høgne | sjólf olle Guþrún*.

27. Die natürliche betonung ist nur selten verletzt. 1⁴ ist die hebung auf die copula gelegt (*es vǫro sannráðner*); dagegen ist 24⁴ *vesa mon þat fyrir nekkre* der starke ictus auf dem verbum nicht zu beanstanden, da dieses eine ausgeprägtere bedeutung hat (*vesa fyrir eho* 'etwas bedeuten'). Sonst hat nur die alliteration den dichter oft veranlasst, wörtern einen ungewöhnlichen nachdruck zu geben (§ 30).

27 a. Enjambement ist verhältnismässig selten: 'feste' bindung findet sich 1^{1.2} 12^{3.4} 27^{1.2} 27^{3.4} 43^{1.2} 48^{3.4} 49^{4.5} 54^{1.2} 61^{1.2} 66^{1.2} 74^{3.4} 81^{3.4} 96^{1.2} 96^{3.4} 99^{1.2}; 'lose' 1^{3.4} 4^{3.4} 6^{1.2} 35^{1.2} 37^{1.2} 41^{3.4} 43^{3.4} 58^{4.5} 60^{1.2} 66^{3.4} 99^{3.4}. — Die sinnespause zwischen den beiden helmingar fehlt str. 24. 25. 28. 30. 42. 97. — Dass das lied ursprünglich nur aus vierzeiligen strophen bestand, darf als sicher gelten, da in allen fünfzeilern eine zeile als entbehrlich gestrichen werden kann und strophen, die das normale mass nicht erreichen, meist auf den ersten blick als verstümmelt erkennbar sind, was in mehreren fällen die Völsungasaga, die einen vollständigeren text paraphrasiert hat, bestätigt.

27 b. Von den typen-combinationen ist in Am E* + E* die häufigste (56); es folgen E* + aA (42), D* + E* (41), E* + D* (39) E* + C* (30), D* + D* (24), D* + aA (22), D* + C* (22), C* + E* (16), C* + aA (14), E* + BC (12), C* + D* (10), C* + C* (7), D* + BC (7), aA + aA (3), AA + E* (3), C* + BC (3), D* + CC (3), BC + C* (2), E* + CC (2), EC + CA (2). Nur je einmal belegt sind: AA + aA, AA + BC, AA + D*, BC + BC, BC + E*, C* + AA, CC + BC, CC + C*, D* + AA, D* + CA, D* + CB, DD + aA, DD* + E*, E* + AC, E* + DA, EC + E*.

2. Alliteration und reim.

28. Doppelalliteration in der 1. vershälfte ist für aA (das bis auf 3 fälle auf die zweite halbzeile beschränkt ist: § 1) einmal bezeugt: *mefan lönd þau lögo* 90^{2a}. In C* und D* ist doppelalliteration

die regel: in C* haben von den 51 a-versen nur 4 einfache stabung (23^{2a} 36^{4a} 50^{3a} 90^{1a}), in D* von 122 a-versen nur 8 (24^{3a} 32^{1a} 34^{3a} 49^{5a} 51^{1a} 51^{4a} 56^{1a} 73^{1a}); dazu noch – falls meine konjektur *óttogorvalla* richtig ist – 49^{2a}). In E* halten sich verse mit doppelter und einfacher stabung ungefähr die wage: von den 52 a-versen in E*1 haben 24 nur einen stab, in E*2 von 132 a-versen 61. Dass von diesen 85 einstabigen versen nicht weniger als 29 einen eigenamen enthalten, ist gewiss kein zufall. – Was die schwellverse anbetrifft, so haben von 5 AA-versen 4 doppelalliteration (auf der 1. und 5. silbe): 21^{1a} 28^{6a} 80^{2a} 95^{3a}; von 5 BC-versen wiederum 4 (auf der 2. und 4. silbe 2^{4a} 50^{4a} 60^{2a}, auf der 2. und 5. silbe 47^{5a}); von den 2 CC-versen einer (auf der 2. und 3. silbe, 1^{4a}). Endlich hat auch der einzige DD*-vers (2^{1a}) stabreim auf der 1. und 4. silbe.

Anm. Die einfache alliteration in dem auffallenden verse 32^{1a}: *Hogne svaraþe* (§ 11) verstärkt den verdacht fehlerhafter überlieferung.

29. Dass in dem 1. halbverse der stabreim auf die 2. hebung beschränkt ist, kommt nur in E*2 ein paarmal vor: *föro þá síþan* | (*sendimenn Atla*) 4³, *tóko þeir fórnir* | (*es þeim fríþr sende*) 5³, *málte (hón) víþ Vinga* | (*sem henne vert þótte*) 29², *takeþ ér Högna* | (*ok hyldeþ meþ knífe*) 55¹, *tókom vér Hjalla* | (*en Högna forþom*) 57².

30. In der alliterationstechnik erweist sich der dichter der Am im übrigen als ein stümper, da er sehr oft den stabreim auf wörter legt, die schlechterdings nicht hervorgehoben werden durften. Besonders häufig sind hilfsverba¹ träger desselben: *hugþo vátr véla* | (*es (þeir) vóro komner*) 5², *voknoþo velboren* | *vas þar sams dóme* 20¹, *váre vert búnar* | *vilde þik kjósa* 25², *varr at vettuge* | *es varþ at reyna* 37², *málte af manvite* | *ef mundo sáttask* 45³, *skereþ ór hjarta* | *skoloþ þess gorver* 55², *hét ek þér horþo* | *hefk þik nú mintan* 76², *vegenn vas þá Atle* | *vas þess skamt bíða* 84³, *vaþet hefr at víge* | *þót vár et skaplegt* 86⁴, *varþa vón lyge* | *es vér of reyndom* 87³, *gróftu svá under* | *gørþet* ('did not') *hlut þigga* 90³; öfter auch andere bedeutungsschwache zeitwörter: *gorvan hugþak þér galga* | *genger at hanga* 21¹, *rakkar þar rinna* | *ráþask mjök geyja* 23¹, *kröpp vas þá Guþrún* | *kunne of hug mála* 70³, *hausá veizt þeira* | *hafþa at óskólom* 77³, *lótomk því valda* | *es líþr þína óre* 86², *leyfþ vastu ekkja* | *létu stórráða* 87², *þorþosk bráþr unger* | *bórosk róg mille* 91³, *vógom ór skóge* | *þanns vildom syknan* 93³, *hlute héðregra* | *þyfofom oll skarþan*

1) Fälle, in denen diese verba eine prägnantere bedeutung haben, sind nicht mitgerechnet: *hrat þá varþ vitre* 'was ihr zustieß' 12², *verþa (mon) ótt sninna* 'wird eintreten' 17¹.

96²; zuweilen endlich personal- und possessiv-pronomen ohne rhetorischen nachdruck: *sju vas svipvise | ef þeir sín gáþe* 7², *sagþe horsk hilme | þegar's hón réþ vakna* 10⁴, *scarþe þá Vinge | sér réþ lítt eira* 30¹, *sea þat máttak | at sér né ynþet* 54¹, *sju vas svipvise | ef hann sín gáþe* 70², *settom þann sélan | es sér né áttet* 93⁴; *sving föro síþan | sína þau Hogne* 10¹, *alt vas ítarlekt | of órar ferþer* 88¹. Gegen die regel verstösst es auch, dass 3mal das 1. nomen des verses an der alliteration nicht teilnimmt: *orþ kvaþ hitt Hogne | hugþe lítt vágja* 37¹ (vgl. dagegen 35⁴: *orþ kvaþ þá Vinge | þats ón betr váre*), *skómm mon ró reiþe | ef reyner gorca* 73⁴, *strangt vas angr ungre | ekkjo nafn hljóta* (lies: *vas angr strangt ungre?*) 94². Anders zu beurteilen sind 22²: *ilt es svefa slíkan | at segja nauþmanne* und 86⁵: *ilt es ein véla | þanns þer vel truer* (vgl. Ark. 40, 198 § 24). Fehlerhaft ist es ferner, dass das dem nomen folgende pronomen alliteriert, jenes aber keinen stabreim bildet: *hyggja á þorþ hverja | sem vit holl várem* (lies: *á hverja þorþ hyggja?*) 97¹. Ungeschickt ist endlich die wiederholung des zeitworts 56²: *roskr monk þér reynask | reynt hefþ fyrr brattan.*

Anm. Einmal nimmt, wie es scheint, auch die nebenhebung eines E-verses an der alliteration teil, was sonst nicht üblich ist: *tré tekr at hnúga | ef hoggr tóg undan* 69³ — oder liegt hier ein schwellvers DA vor?

31. Gekreuzte alliteration findet sich 4mal: *svá vas á visat | sem under váre* 12³, *spyreþ lítt epter | spilla áttak bóþoni* 73¹, *þá hefþ þú árnat | þats þú á beiddesk* 82², *nár carþ þá Atle, | niþjom stríþ árté* 98¹.

32. Hypertrophische alliteration, die 5mal vorkommt, ist kaum beabsichtigt: 8¹ *bóro mjóþ márer | margs vas a'z beine* ist also schwerlich eine nebenalliteration (*bóro: beine*) anzunehmen, ebenso wenig 12¹: *eitt ek mest undromk | mákat enn hyggja* (*mest: mákat*), 69³ *tré tekr at hnúga | ef hoggr tóg undan* (*hnúga: hoggr*), 87⁴ *förtu heim hingat | fylgþe oss herr manna* (*förtu: fylgþe*), 98⁴ *urþo deól dógra | dó (hón) í sinn annat* (*urþo: annat*).

33. Der einzige endreim des liedes: *flóþe vollr blóþe* 49^{3b} kann kaum als lautmalerei betrachtet werden und wirkt daher störend. Er vermehrt den verdacht, dass die überschüssige langzeile interpoliert ist (§ 23).

V. Hamþésmól.

(212 halbzeilen.)

Dass die Hm nicht das einheitliche werk eines dichters sind, liegt auf der hand. Dem ersten aufzeichner waren nur noch bruch-

stücke verschiedener lieder bekannt (darunter fragmente eines sehr alten liedes vom untergange Hamþérs und Sörles, das málahátrr und schwellverse mischte, und eines jüngeren gedichtes im fornyrþislag, das denselben stoff behandelte, sowie wohl auch einzelne strophen einer Guþrúnarhvöt in dem letzteren metrum), die er, so gut es gehen wollte, miteinander zu verbinden und chronologisch zu ordnen versuchte. Die kontamination ist unentwirrbar, da nicht nur málahátrr- und fornyrþislag-strophen nebeneinander stehen, sondern auch innerhalb einer strophe und sogar innerhalb einer langzeile die beiden metra abwechseln. Als jüngste interpolationen werden der aus dreisilblern bestehende helmingr 2^{1.2} und die ljóðahátrr-strophe 29 zu betrachten sein.

Unter diesen umständen müssen die beiden metra: fornyrþislag (nebst dreisilbler) und málahátrr (nebst schwellvers) gesondert behandelt werden.

A. Fornyrþislag und dreisilbler.

1. Versbau.

1. Von den 117 halbversen, die wir dem 'alten metrum' zuweisen müssen, fallen 59 (50,4%) auf den typus A.

Nebenhebung im 1. fusse vor nachfolgender länge (A2l) findet sich 3mal: *fullting frándom* 13^{2a}, *máfingr málte* 22^{2a}, *vargtré vindköld* (hier nebenhebung in beiden füssen) 17^{3a}; vor nachfolgender kürze (A2k) 4mal: *hornung vesa* 14^{4b}, *Jónakrs suno* 26^{4b}, *þoll róþ koma* 27^{3b}, *svalt þá Sigurþr* 7^{3a} (einziger beleg für den versausgang ∘ ∘). Ausserdem ist nebenhebung im 2. fusse noch 4mal bezeugt: *hitt kvaþ þá Hamþér* 6^{1a} (= 25^{1a} 27^{1a}), *hvé mon jarpskamr* 12^{4a}, *trýtte á trono hvót* 17^{4a} (vermutlich verderbt, s. § 2 anm.), *hitt kvaþ þá hróþrgloþ* 22^{1a}.

2. Verschleifung der 1. hebung begegnet nur 3mal: *joom of tradde* 3^{2b}, *vapen at vilja* 4^{3a}, *liþo þá unger* 11^{3a}. Weit häufiger ist die verschleifung der binnensenkung (18 belege): *hvítom ok srortom* 3^{3a}, *fallen at frándom* 4^{2a}, *epter es þrunget* 5^{2a}, *satzu á beþjom* 6^{4a}, *bókr vora þinar* 7^{1a}, *satzu of dauþom* 7^{3b}, *vilka (vilkat ek R) við móþor* 9^{2a}, *gengo ór garþe* 11^{1a}, *gorver at eiskra* 11^{1b}, *fundo á stráte* 12^{1a}, *drógo (þeir) ór skípe* 15^{1a}, *sáran á meíþe* 17^{2b}, *glaumr vas í hollo* 18^{1a}, *segger und hjolmom* 19^{2b}, *ríker'o komner* 19^{3b}, *grýteþ (ér) á gunna* 26^{3a}.

Anm. In dem verse 17^{4a}: *trýtte á trono hvót* ist sowohl die binnensenkung als auch (was sonst streng verpönt ist) die 2. hebung verschleift. Dieser

umstand bestätigt die Vermutung, dass diese schwer verständlichen worte nicht richtig überliefert sind.

3. Überladene binnensenkung lässt sich öfter durch tilgung entbehrlicher wörter beseitigen: *vilka* (*vilkat ek R*) *viþ móþor* 9^{2a}, *drógo* (*þeir*) *ór skíþe* 15^{1a}, *síll* | (*ek*) *þá þóttomk* 21^{1a}, *grýteþ* (*ér*) *á gunna* 26^{3a}. In den beiden versen: *hitt kvaþ þá Hamþér* 6^{1a} (= 25^{1a} 27^{1a}) und *hitt kvaþ þá hróþrglōþ* 22^{1a} wurden die beiden zusammenstossenden *þ* gewiss nur einmal artikuliert. (Ark. 40, 13 § 5 a). Die zweisilbige senkung in dem verse 23^{3a} *binda eþa berja* ist wenig störend, erträglich auch 10^{4a} *sitjom hér feiger* (*á morom* ist sicher interpolation).

4. In der langzeile 5¹ *lifeþ einer ér* | *þátta áttar minnar* ist das erste nomen der 2. vershälfte, weil es am stabreime nicht teilnimmt und überdies völlig entbehrlich ist, sicher zu streichen, wodurch ein normaler A-vers gewonnen wird.

5. Verse mit auftakt sind unten § 18 unter den fünfsilblern behandelt.

6. Typus B ist nur schwach vertreten (9 kurzzeilen = 7,6^{0/0}). Normalverse ohne verschleifung begegnen 5mal: *sús Jörmonrekr* 3^{2a}, *ill's blaupom hal* (vgl. unten § 17) 14^{3a}, *ok systorsun*¹ 17^{2a}, *i horn of þaut* 18^{3b}, *en Hamþér hné* 31^{2a}, dazu auch 14^{2a} *es mór of lék*, wo die relativpartikel mit recht von Sijmons ergänzt wurde. Verschleifung der eingangssenkung kommt 2mal vor: *lifeþ einer ér* 5^{1a}, *kveþa harþan mjok* 14^{4a} (das überlieferte *króþo* ist sicher unrichtig, da nur das sprichwort ('basterde pflegen tapfere leute zu sein') einen guten sinn gibt²).

Anm. Ob der vers 23^{1b} *at hlýþege myne* hier einzuordnen ist, erscheint höchst fraglich. Die doppelte singularität (verschleifung der binnensenkung und der schlusshebung) macht es sehr wahrscheinlich, dass eine verderbnis vorliegt. Sicher aber dürfte 11^{3b} hierher zu stellen sein, wo *of úreg fjöll* statt *úreg fjöll yfer* zu lesen ist (§ 26).

7. Die zahl der C-verse beträgt 30 (25,6^{0/0}). Von ihnen haben 7 die 2. hebung auf kurzer silbe (C 2): *en glýstomo*³ 1^{2b}, *á hervege*

1) Wisén wollte *systor stjúpson* schreiben. Aber wenn man es für wahrscheinlich hält, dass der dichter das verwandtschaftliche verhältnis zwischen Svanhildr und Randvér genau angegeben habe, würde es genügen, *sun* durch *stjúp* zu ersetzen, um nicht unnötigerweise einen fünfsilbler mit einem regelmässigen A-verse zu verkoppeln.

2) Boer entscheidet sich im entgegengesetzten sinne, ich bin also völlig sicher, das richtige getroffen zu haben.

3) Die überlieferte langzeile ist jedoch kaum möglich; ich schrieb in der handausgabe: *at glýstomo* | *gróte alfa* (d. i. *at morne*).

3^{3b}, *né holdgroen* 13^{4a}, *á mars bake* 14^{2b}, *i goþsefe*¹ 16^{2b}, *sem björn hryte* 26^{2b}, *at húsbake* 31^{2b}.

8. Verschleifung der eingangssenkung ist 4mal bezeugt: *enar bláhvíto* 7^{1b}, *smugo góþborner*¹ 16^{2a}, *ef ek sea knáttak* (das überflüssige *ek* wurde von Sijmons gestrichen) 21^{1b}, *es (es vit R) á braut vógom* 28^{2b}. Etwas häufiger ist die auflösung der 1. hebung (8 belege): *enn hugomstóre* 6^{1b}, *en banar hlógo* 6^{4b}, *ok bure svása* 10^{1b}, *ok til gota etke* 18^{2a}, *ef (ek) sea knáttak* 21^{1b}, *með boga strengjom* 21^{3b}, *enn regenkunne* 26^{1b}, *at salar gafle* 31^{1b}.

9. Überladung der eingangssenkung lässt sich 2mal durch streichung entbehrlicher wörter beseitigen: *es (þú þann) bely leyster* 27^{2b}, *es (vit) á braut vógom* 28^{2b}. In einem dritten falle werden die beiden schwach betonten wörtchen der eingangssenkung beizubehalten sein: *ok til gota etke* 18^{2a}.

Anm. Ein C-vers war ursprünglich wohl auch 23^{3b}: *i borg enne hóro* (lies: *i borg hóro* oder *i borg hóre*).

10. Von den 7 D-versen (5,9^{0/0}) sind 3 normale D1: *stórbrogþóttan* 12^{1b}, *okr fulltingja* 12^{4b}, *hönd annarre* 13^{4b}. Verschleifung der 1. hebung findet sich 3mal: *groom gangtomom* (D1nk) 3^{4a}, *mýrom hínlenzkom* (D1) 11^{4a}, *haler ólreifer* 18^{1b} (*haler* ist natürlich in *gumar* zu ändern, da das am eingange der 1. halbzeile stehende nomen — *glaumr* — an der alliteration teilnehmen muss). Der 7. vers ist *þjóþkonunga* 5^{2b} (D1 mit 2. hebung auf kurzer silbe): das in der hs. dem compositum voraufgehende *ykr* ist ohne zweifel zu streichen.

11. Normale 4silbige E-verse kommen nicht vor.

12. Von den 12 dreisilblern (10,5^{0/0}) gehören 10 zu dem typus F2: *sprutto á tae* 1^{1a}, *vása þat nú* 2^{1a}, *né í gár* 2^{1b}, *þat hefr langt* 2^{2a}, *Gjúka boren* 2^{5b}, *hvat mege fótr* 13^{3a}, *þá kvap þat Erpr* 14^{1a} (vgl. oben § 3), *skóko loþa* 16^{1a}, *róþeþ (ér) of ráþ* 19^{3a}, *vel hófom (vit) veget* 30^{1a}. F1 und F3 sind nur durch je éinen beleg vertreten: *líþet síþan* 2^{2b}; *es Sigorþ þeir* (oder *þinn*?) 6^{3a} (die hs. kürzt ab: [*er þ. sig.*]). Verschleifung der 1. silbe findet sich 2mal (2^{1a} 2^{2b}), verschleifung der 2. silbe 4mal (6^{3a} 13^{3a} 14^{1a} 19^{3a}), verschleifung der 3. silbe 2mal (2^{5b} 16^{1a}). 2. und 3. silbe sind 2mal aufgelöst (1^{1a} 30^{1a}). Streichungen überflüssiger worte mussten 2mal vorgenommen werden (19^{3a} 30^{1a}).

1) Ich lese mit Niedner: *smugo góþborner* | *i goþsefe* (ok *góþb. smugo i goþr. R*). Das C* in der 2. verschäfte ist hier unwahrscheinlich.

13. Verstöße gegen die natürliche betonung kommen kaum vor. 2^{1a} *vasa þat nú* ruht die hebung auf dem verbum substantivum, das jedoch durch die negierung an gewicht gewonnen hat.

2. Alliteration und reim.

14. Doppelalliteration in der 1. halbzeile ist für A, B, D und F bezeugt; in A findet sie sich 4^{2a} 4^{3a} 6^{1a} (= 25^{1a} 27^{1a}) 7^{3a} 11^{1a} 13^{2a} 15^{3a} 17^{3a} 17^{4a} 22^{1a} 22^{2a} 23^{3a} 26^{2a} 26^{3a} 26^{4a}; in B nur 2mal: 5^{1a} 31^{2a}; in D nur einmal (*gröom gangtómom* 3^{4a}); in F 2mal: 19^{3a} 30^{1a}. – Gekreuzte alliteration (a b | a b) findet sich nur einmal: *möróm húnlenzkom | morþs át hefna* 11⁴. Der vers 5²: *epter es þrunget | ykr þjóþkonunga* zählt nicht mit, da das pronomen ohne zweifel gestrichen werden muss.

15. Mehrmals ist in A der stabreim in der 1. halbzeile auf die 2. hebung beschränkt: 1^{3a} 5^{2a} 6^{4a} 9^{2a} 11^{3a} 12^{1a} 12^{4a} 15^{1a} 23^{1a} 31^{1a}. Fehlerhaft ist es, dass einmal auch in der 2. vershälfte der stabreim (also der hauptstab) auf der 2. hebung ruht: *hitt kvaþ þá hróþrglōþ | stóþ of hléþom* 22¹.

16. Auch in F trägt 5mal die schlussilbe der 1. halbzeile allein einen stabreim: *sprutto á tae | (tregnar íþer)* 1¹, *vasa þat nú | (né í gúr)* 2¹, *þat hefr lanyt | (liþet síþan)* 2², *hvat mege fótr | (fóte veita)* 13^{3a}, *þá kvaþ þat Erþr | (eino sinne)* 14¹.

17. Dass in dem verse 18¹: *Glaumr vas í hóllo | haler ólreifer* das an der spitze stehende substantiv an der alliteration nicht teilnimmt, ist gewiss nur ein fehler der überlieferung, der durch eine leichte änderung (*gumar* statt *haler*) beseitigt werden kann. Dagegen darf 14³: *ilt's blaupom hal | brauter kenna* nicht geändert werden, s. Ark. 40, 198 § 24. Ein ungeschick des dichters ist es aber, dass 18² *ok til gota etke | gorpot heyra* das auxiliare an stelle des vollverbuns die alliteration trägt. Beabsichtigt ist offenbar die annomination *fótr: fóte* 13³.

Anm. *skípe skípeisarn* 15¹ ist eine so grobe ungeschicklichkeit, dass wir sie dem dichter nicht zutrauen können: ich habe daher *skípe* durch ein synonym (*skoptom*) ersetzt¹.

1) Selbst Boer meint, dass Bugge das wiederholte *skípe* 'wohl mit recht' für unrichtig halte, er unterschlägt aber natürlich meine konjektur.

B. Málaháttir und schwellverse.

1. Versbau.

18. Unter den 75 málaháttir-halbzeilen finden sich 15 (d. i. 20 %) A-verse mit auftakt (aA), davon 7 normale (ohne verschleifung und nebenhebung): *sem osp í holte* 4^{1b}, *til moldar hníga* 15^{4b}, *fyr mótkom monnom* 19^{4a}; 4^{3b} 8^{4b} 19^{2a} 21^{2b}. Zweimal begegnet nebenhebung im 2. fusse: *es hvatte Guþrún* 2^{6a}, *hvers biþr þú (nú) Guþrún* 9^{4a}. Verschleifung im auftakt ist zweimal überliefert: *hafesþ (ér) mey of tradda* 19^{4b}, *megot tveir menn einer* 23^{2a}; verschleifung der 1. hebung und der binnensenkung je einmal: *sem fura at kviste* 4^{2b}; *sem erner á kviste* 30^{2b}. Nur 2mal ist die entfernung überflüssiger wörtchen notwendig (9^{4a} 19^{4b}, s. o.); einmal eine umstellung: *á galga festa* 21^{4b} (die hs. gibt einen vers A3 mit dem hauptstab auf der 2. hebung: *festa á galga*). Eine lückenhaft überlieferte halbzeile ist von Finnur Jónsson glücklich ergänzt: *þá hraut við [ráðser] | enn regenkunng* 26¹.

19. Ein vers B* ($\perp \times \perp | \times \perp$) lässt sich durch umstellung und durch tilgung eines überflüssigen wortes herstellen: *lét í hende sér | (hvarfa ker gollet)* 20^{4a}. Die hs. bietet eine halbzeile, die nur als schwellvers (AA) mit alliteration auf der 3. hebung erklärt werden könnte (*lét hann sér í hende*), was zwar nicht unmöglich (vgl. 19^{1a}), aber doch unwahrscheinlich ist.

20. Der typus C* ($\cup \times \times \perp | \perp \times$) ist durch 10 halbzeilen (13,4 %) vertreten, darunter 7 normale: *þá's en kvistskóþa* 4^{4a}, *roþnar valundom* 7^{2a}, *leidda nér róge* 10^{2b}, *skaltu auk Guþrún* 10^{3a}, *léto mög ungan* 15^{4a}, *sá á skjöld hvítan* 20^{3b}, *opt ór belg orþgom* 27^{3a}. Verschleifungen kommen nur in den der 1. hebung voraufgehenden eingangsilben vor: *fluto í vers dreyra* 7^{2b}, *støndom á val Gotna* 30^{1b}. Ein vers mit dreisilbiger eingangssenkung: *at hefna Svanhildar* 2^{6b} ist sehr bedenklich; Bugge konjizierte: *systor at hefna*.

21. Typus D* ($\perp \times | \perp \cup \times$ D*1; $\perp \times | \perp \times \perp$ D*2) zählt 20 halbzeilen (26,6 %). Normales D*1 begegnet 11mal: *kóm of dag varman* 4^{4b}, *leyfa dóþ Hogná* 6^{2b}; *Gunnarr (þér) svá vilde* 7^{4b}, *sverþe sárbeito* 8^{4a}, *nifja náborna* 10^{2a}, *fundo vástígo* 17^{1b}, *skók hann skor jarpa* 20^{3a}, *hvarfa ker gollet* 20^{4b}, *stukko ølskúler* 24^{1b}, *bróþra sammóþra* 25^{3a}, *verr enn víþfráge* 28^{3a}; der untypus D*1nk nur einmal: *fátt es (es fátt R) fornara* 2^{4a}. Verkürzung der 1. hebung (Sievers, Beitr. 6, 348; Proben s. 47; Altgerm. metrik § 49 anm. 2) ist einmal bezeugt: *ofan eggmóþom* 30^{2a}; die halbzeile könnte natürlich auch als einfaches D (mit verschleifung des 1. fusses, s. oben § 10) erklärt werden,

da sie aber mit einem aA zu einem langverse verkoppelt ist, dürfte die andere auffassung wahrscheinlicher sein. Verschleifung der 1. hebung kommt einmal vor: *gume enn gunnhelge* 28^{4a}, die der 2. ebenfalls einmal: *fjarre munom deyyja* 10^{4b} und einmal auch verschleifung der senkung: *bróþer enn bóþfrókne* 28^{2a} (die hypertrophie des überlieferten verses – *bróþer okkarr enn bóþfrókne* – musste durch tilgung des pron. poss. beseitigt werden). Eine nebenhebung im 1. fusse von D*1 hat v. 21^{4a}: *gób þorn Guþrúnar*. – D*2 findet sich nur 3mal: *ykro hvóroge* 9^{3b}, *hló þá Jormonrekr* 20^{1a}, *áster Jormónrekr* 25^{2a}.

22. Von den 29 E*-versen¹ (38,6 %) sind die folgenden 9 normales E*1 ($\underline{\text{L}}\underline{\text{L}}\times|\underline{\text{L}}\times$): *Svanhildr of heiten* 3^{1b}, *einstóþ enk orþen* 4^{1a}, *bróþr grátr þú þína* 10^{1a}, *fram lógo brauter* 17^{1a}, *Hambé ok Sörla* 21^{2a}, *stýrr varþ í ranne* 24^{1a}, *okkarrar kvómo* 25^{2b}, *þol vant þú bróþer* 27^{2a}; dazu auch wohl der von Bugge geänderte vers 30^{3a}: *góþs fengom tírar* (die hsl. überlieferung: *góþs hófom tírar fenget* – ein schwellvers AA – wäre übrigens nicht unmöglich). – Nebenhebung im 2. fusse ist 3mal zu buchen: *litt munder (þú þú) Guþrún* 6^{2a}, *orþs þykkar enn vant* 9^{3a}, *hug hefr þú Hambér* 27^{4a} (§ 26); verschleifung der 1. hebung 3mal: *suno sína unga* 2^{6a}, *bure mundak (þú) binda* 21^{3a}, *tio hundroþ Gotna* 23^{2b}; verschleifung der binnensenkung einmal: *aþ vére nú haufóþ* (das nú ist jedoch entbehrlich) 28^{1a}.

Normales E*2 ($\underline{\text{L}}\times\underline{\text{L}}|\underline{\text{L}}\times$) ist 9mal belegt: *fremr vas þat hófó* 2^{4b}, *syster vas ykkor* 3^{1a}, *svefne ór vóþþo* 6^{3b}, *glyja (þú) né gáþer* 7^{4a}, *hitt kváþ þá Sörle* 9^{1a}, *beiddesk at bröngo* (verderbt und unverständlich; ich vermutete: *beinde skóg vanga*) 20^{2a}, *Jormonrekr orpet* 25^{5a}, *óttomk* (besserung statt *hvóttomk* R) *at diser* 28^{3b}, *gørþomk at víge* 28^{4b}. Verschleifung der binnensenkung kommt 2mal vor: *bóþvaþesk at víne* 20^{2b}, *kveld lifer maþr etke* 30⁴. – Unmöglich sind die beiden zu einer langzeile vereinigten verse 25⁴: *fótr sér (þú) þína | hönðom sér (þú) þínom*, da die an der spitze stehenden substantiva nicht vom stabreim ausgeschlossen werden konnten und der wechsel der konstruktion nicht minder unglaublich ist; ich änderte daher: *hoggnom sér hönðom | hoggnom sér fótom*.

Anm. Das metrum überfüllende und entbehrliche wörter brauchten nur selten getilgt zu werden (6^{2a} 7^{4a} 21^{3a} 25^{4a, b}).

23. Unter den 20 schwellversen sind die AA ($\underline{\text{L}}\times|\underline{\text{L}}\times|\underline{\text{L}}\times$) die häufigsten (7 belege): *Atla þáttesk (þú) stríþa* 8^{1a}, *svinna hafþe (hann)*

1) Über die bezeichnung dieses typus s. s. 151 § 26.

hyggjo 9^{1b}, svá kvazk veita mundo 13^{1b}, segja fóro árer (das nomen ist von Sijmons ergänzt, Bugge hatte jarlar vorgeschlagen) 19^{1a}, hende drap á kanpa 20^{1b}, komet ór brjóste Gotna (verschleifung der 1. hebung) 24^{4b}, innen borgar þinnar 25^{3b}; dazu vielleicht auch noch 30^{3a}: góþs hofom tírar fenget (verschleifung der 1. senkung; s. § 22).

DA ($\perp | \perp \times | \perp \times$) ist 2mal vertreten: okr gráta báþa¹ 10^{3b}, blóþ bragnar óþo² 24^{4a}; AB ($\perp \times | \perp | \times \perp$) einmal: mikels es á mann hvern vant (verschleifung der 1. hebung und der 1. senkung) 27^{5a}; AC ($\perp \times | \perp | \times$) 3mal: þat vas (þér) enn verra 8^{2b}, verja til aldrлага (verschleifung der 1. senkung) 8^{3b}, úreg fjöll yfer (vgl. jedoch unten § 26) 11^{3b}; BC ($\times \perp | \times \perp | \times$) 5mal: ok at Eitels aldrlage (verschleifung der eingangssenkung) 8^{2a} (vgl. jedoch meine note z. st.), es (þú) at gráte né fárat 9^{4b}, alz geivar né bita 26^{3b}, ef (þú) hefþer hyggjande (s. u. § 27) 27^{4b}, þót nú eþa í gár deyem (verschleifung der binnensenkung und elision des a von eþa vor dem folgenden vokal³) 30^{3b}; EC ($\perp \perp \times | \perp | \times$) einmal: svá skylde hverr oþrom 8^{3a}.

Ann. 1. Der vers 13^{1a}: svarape enn sundrmóþre liesse sich ebenfalls als ein AC erklären, aber die ganze strophe ist so lückenhaft überliefert, dass ihr nur durch eingreifende konjekturen aufgeholfen werden kann. Schon Bugge änderte gewiss richtig: svarape Erþr | enn sundrmóþre.

Ann. 2. Streichung entbehrlicher und den vers überfüllender wörter brauchte nur 5mal vorgenommen werden (8^{1a} 8^{2b} 9^{1b} 9^{4b} 27^{4b}).

2. Alliteration und reim.

24. Doppelalliteration im -1. halbverse ist für die málahátttrzeilen in aA nur einmal bezeugt: fyr mótkom monnom 19^{4a}, in B* und C* gar nicht, während sie in D* und E* häufig auftritt. In D* haben sie von 12 versen 10 (83,3 %): fátt es fornara 2^{4a}, sverþe sárbeito 8^{4a}, niþja náborna 10^{2a}, skók hann skor jarpa 20^{3a}, góþ börn Guþrúnur 21^{4a}, áster Jormonrekr 25^{2a}, bróþer enn boþfrókne

1) Die langzeile lautet in R: okr skaltu ok Guþrún | gráta báþa; die umstellung skaltu auk Guþrún | okr gr. b. haben Finnur Jónsson und Sijmons vorgenommen. Ich schrieb: gr. okr báþa (E*2). was 2 málaháttverse ergäbe (C* + E*2 mit gekreuzter alliteration).

2) In R lautet die langzeile: í blóþe bragnar lógo | komet ór brjóste Gotna, was schon deshalb nicht richtig sein kann, weil nach dieser lesung die bragnar und die Gotar identisch wären. Die besserung (von mir vorgenommen) gab das part. komet an die hand, das nicht als interpolation getilgt werden darf. Möglich wäre auch: í blóþe bragnar stóþo | komna ór brjóste Gotna (BA + AA).

3) Oder streichung des í? Vgl. Þjóðolfr Arnórsson, Magnúsl. 18⁵ (Sk. B I, 336): gér flugo mold ok mýrar . . . flaugardorr; ders., lausav. 1¹ (Sk. B I, 347): - gér sák . . . steine . . . harþlega kastat.

28^{2a}, *verr enn víðfráge* (*verr* ist besserung von Bugge statt des hsl. *varr*¹⁾ 28^{3a}, *gume enn gunnhelge* 28^{4a}, *ofan eggmóþom* 30^{2a}; in E* von 20 versen 8 (40 %): *einstóþ emk orþen* 4^{1a}, *glýja (þú) né gáþer* 7^{4a}, *orþs þykker enn vant* 9^{3a}, *beiddesk at þrongo* (verderbt) 20^{2a}, *bure mundak (þú) binda* 21^{3a}, *Jormonrekr orpet* 25^{5a}, *þol vant þú bróþer* 27^{2a}, *hug hefr þú Hamþér* 27^{4a} (vgl. jedoch § 26).

25. Auf die 2. hebung der 1. halbzeile ist der stabreim in aA zweimal beschränkt: *es hvatte Guþrún | Gjúka boren* 2⁵, *hvers biþr þú (nú) Guþrún | es (þú) at gráte né fírat* 9⁴.

26. In den schwellversen kommt doppelalliteration in der 1. halbzeile 2mal vor: *ok at Eitels aldrlage* (vgl. jedoch oben § 23) 8^{2a}, *mikils es á mann hvern vant* 27^{5a} (über 13^{1a} s. § 23 anm. 1). 2mal ist gegen die regel doppelalliteration auch in der 2. halbzeile bezeugt, sie beruht jedoch in beiden fällen sicher auf fehlerhafter überlieferung: *liþo þú unger | úreg fjöll yfer* (lies: *of úreg fjöll*, B, was auch deswegen sich empfiehlt, weil die übrigen 5 halbzeilen der strophe ebenfalls fornyrþislag sind) 11^{3b}; *hug hefr þú Hamþér | ef (þú) hefþer hyggjande* (lies: *hug áttu Hamþér | ef átter hyggjande*) 27⁴. Es fragt sich, ob nicht noch eine weitere änderung (*bróþer* statt *Hamþér*) vorzunehmen wäre, um die 5 reimstäbe auf 4 zu reduzieren.

27. Gekreuzte alliteration findet sich in den málahátt- und schwellversen 10³: *skaltu auk Guþrún | okr gráta báþa*, vielleicht auch 27⁴ (§ 26).

28. Verstösse gegen die alliterationstechnik sind selten. 4⁴ *þás en kvistskóþa | komr of dag varman* ist der hauptstab ungeschickterweise auf das bedeutungsschwache verbum gelegt und 30³ *góþs fengom tírar | þót nú eþa (i) gír deyem* hätte das erste adverbium (*nú*) eher anspruch auf den stabreim als das zweite (*gír*).

Die Eddaausgabe von E. Sievers ('Die Eddalieder klanglich untersucht und herausgegeben von E. S.', Leipzig 1923) kam erst in meine hände, als die vorliegende arbeit beendet war, und zu nachträglichen änderungen fühlte ich keine veranlassung, da ich gegen die richtigkeit der von S. aufgestellten neuen theorien sehr erhebliche zweifel hege, die in meiner anzeige des buches (Zeitschr. 50, 93) begründet wurden. Nicht zugänglich war mir die schrift von R. C. Boer,

1) Boer schreibt *halr* statt *verr*, wodurch die änderung von *hvottomk* in *ottomk* überflüssig würde. Man beachte jedoch, dass auch in z. 2 und 4 die attributiven adjektiva mit dem zugehörigen substantiv alliterieren.

Studiën over de metriek van het alliteratievers (Amsterdam 1916), was ich für keinen besonderen schaden halte, da die metrischen bemerkungen in seiner Edda (Haarlem 1922, 2 bde.) gewöhnlich verfehlt sind.

KIEL.

HUGO GERING.

DIE NORDISCHE UND DEUTSCHE HILDEBRANDSAGE.

(Schluss.)

II.

III. Ásmundarsaga und Hervararsaga.

Es ist nun an der zeit, die eingangs gestellte frage zu wiederholen: ist in der erzählung der Ásmundarsaga, so wie wir sie aus der verwucherung mit rein deutschen Hildebrandmotiven herausgelöst haben, noch anlass vorhanden, an der identität der nordischen und deutschen Hildebranddichtung festzuhalten¹?

Ein wichtiges moment bleibt der name Hildebrand selbst. Ich habe, oben s. 151, zu erweisen versucht, dass nicht Saxos Hildigerus, sondern Hildebrand der saga und des liedes die älteste, uns erreichbare nordische namensform ist. Das ist immerhin beachtenswert, denn obwohl der name gelegentlich im norden auch sonst belegt ist², so ist er als typ unnordisch, wie übrigens auch Saxos *Hildigeirr*, und er dürfte überall, wo er auftritt, aus der verwendung in der dichtung herzuleiten sein. Beide namenskomponenten sind dem norden jedoch geläufig und in der form korrekt (vgl. einerseits *Ásbrand*, *Guðbrand*, andererseits *Hildiglúmr*, *Hildihjorg* und ähnl.)

An diesen Hildebrand ist das motiv des verwandtenkampfes geknüpft, wie an den deutschen Hildebrand des Dietrichkreises, und zwar in derselben weise wie in der ältesten deutschen version. Hildebrand selbst weiss, dass sein gegner ein naher angehöriger ist, wird aber endlich durch das gebot der ehre gezwungen, den kampf mit dem nah verwandten gegner aufzunehmen. Der konflikt ist also ebenso wie im deutschen Hildebrandlied angelegt auf die zur tragik getriebene kontrastierung von sippengeböt und einem der gefolgschaftsethik entwichenen ehrgeböt, das das sippengeböt bricht.

1) Heusler, Einleitung zur übersetzung von Hildebrands sterbelied in Genzmers Edda (heldenl. s. 211) leugnet die identität der beiden stoffe; der nordische Hildebrand hat 'mit dem deutschen fast nur den namen gemein'.

2) Die belege stellt H. Naumann, Altnordische namensstudien, s. 47 zusammen.

Ein dritter vergleichspunkt ist die beziehung zum Hunnenkönig. Der eine der beiden kämpfenden verwandten tritt in dem streit als 'vorkämpfer der Hunnen' auf, wie auch Hadubrand seinen vater als solchen auffasst und anredet. In beiden fällen ist der Hunnenkämpfer der siegreiche.

Diese drei punkte bleiben, soviel ich sehe, immerhin recht bedeutsam. Freilich darf man die auffälligen abweichungen daneben nicht vergessen. Dem tragisch tieferen, deutschen vater-sohn-konflikt steht der nordische bruderkonflikt gegenüber. Der wechsel liesse sich immerhin begreifen. Es sind in beiden fällen epische formeln, die jeweils mit persönlichem gehalt gefüllt wurden. Die varianten des kampfes zwischen vater und sohn in der indogermanischen heldendichtung hat Busse (PBB. 26, 1 ff.) zusammengestellt und verglichen. Die Häufigkeit des tragischen bruderkampfes betont H. Schück in seinem schon oben 49, 167 zitierten rektorprogramm über die Hervararsaga, Upsala 1918.

Schwerer wiegt die umkehr von glück und unglück im kampf der verwandten. Hildebrand ist in der nordischen version der sterbende, er, der das unselige des streites einsieht; auf dem überlebenden lastet der vorwurf törichter vorsehnelle. Die kraftvolle tragik der deutschen version, in der Hildebrand, der wissende, seinen sohn dem gebot der ehre folgend, tötet, ist in der nordischen ermattet. Erleichtert wird diese umkehr durch die indifferenz des bruderverhältnisses gegenüber den differenzierten gestalten vater und sohn. An stelle der stimmung einer unerbittlichen tragik tritt ein weicher, elegischer fatalismus, der sich in Hildebrands sterbelied ausdrück sucht. Aber damit ist nichts für die haltung der älteren nordischen Hildebrandsdichtung bewiesen. Solche wehmütigen rückblickslieder sind junge versuche, alte herbere stoffe in weichere beleuchtung zu rücken. Sie sind nicht denkbar ohne eine ältere epische tradition, die stützend dahintersteht. Ob die erzählte oder geschriebene saga unbedingt erfordert wird, um gebilde wie Hjalmars oder Hildebrands sterbelieder lebensfähig zu machen, wie Heusler, *Eddica minora* behauptet, möchte mir doch zweifelhaft scheinen. Auch die rückblickslieder des eddischen corpus waren nur dem begreiflich, der in dem stoff der Siegfried- und Gudrun-dichtung zu hause war, das zeigt schon die prosaisch angedeutete situation, die der sammler skizzieren zu müssen meint. Auch gedichte, wie Hildebrands sterbelied, verlangen nur eine episch geprägte und bekannte tradition, keine reale prosaerzählung, von der sich für den kundigen das rückblickslied abhebt. Diese epische tradition ist uns

für den Sigurdstoff direkt, für den Hildebrandstoff nur in der späten prosaumprägung der saga erhalten. Ihr verfasser erachtete es aus seinem jüngeren geschmack heraus für nötig, gerade nur das sterbelied mit seiner lyrischen stimmungsweichheit vollständig mitzuteilen. Wie die ältere epische tradition aussah, wissen wir nicht. Hildebrands tod wird durch das aus ihr erwachsene sterbelied jedenfalls auch für sie festgelegt und bleibt eine bedeutende, wenn auch nicht entscheidende abweichung von der deutschen Hildebrandversion.

Es scheint mir also wohl möglich, doch zunächst noch verfrüht, sichere parallelen zur deutschen dichtung zu ziehen. Ihre nächste stoffverwandtschaft hat die Ásmundarsaga vielmehr auf nordischem boden, in teilen der Hervararsaga. Diesen nachweis hat Schück in seinem genannten programm erbracht. Die analyse des gesamten bunten konglomerates erneut zu versuchen, das diese saga darstellt, ist hier nicht meine aufgabe. Auch habe ich nicht das verhältnis der beiden stark abweichenden rezensionen zueinander näher zu bestimmen, um so weniger, als der hier allein in betracht kommende schluss der saga in cod. reg. 2845 4to ziemlich im anfang der uns interessierenden partie, der Hunnenschlacht, abbricht, die Hauksbók uns schon vorher im stich lässt und wir im übrigen auf junge papierhss. angewiesen sind.

Die hier zu besprechende schlusspartie der Hervararsaga grenzt sich so klar gegen die vorangehenden abschnitte ab, dass ihre alte selbständigkeit längst erkannt ist. Aus der masse typischer Wikingerdichtung hebt sich der schluss durch milieu und stimmung ganz heraus. Von der Wikingergeographie der Ostseeländer (Sámsey, Reidgotaland, Saxland, Upsala, Garðariki) wendet er sich entschlossen mit könig Heidreks tode südwärts, indem er ihn *'undir Harvaðafjöllum'* verlegt, d. h. in ein gebiet, das der namensform nach genau den Karpathen entspricht. Die neue lokalisierung setzt sich konsequent in dem weiteren erzählungsverlauf fort, dessen poetisches rückenstück das lied von der Hunnenschlacht ist. Aus der meeresstimmung der Sámseyszenarie, aus dem weiten umherschweifen der übrigen Wikingerperspektive treten wir in eine typische binnenlandschaft; ein einsamer see, von einem fluss durchströmt, weite flächen mit grossen strömen, und umgrenzt von dunklen waldgebirgen. Die geographischen deutungsversuche der ortsangaben, die namentlich Heuzels scharfsinn geliefert hat, (sitzber. d. Wiener Ak. W. 1887 phil. hist. kl. bd. 114, 417 ff.) und die dann Boer (PBB. 22. 342 ff.) und zuletzt G. Schütte (arkiv 21. 30 ff.) fortgeführt haben, sind zwar nur in wenigen punkten zu wirklicher klarheit gelangt, während die meisten ortsnamen, so sehr sie nach wirk-

lichkeit, nicht nach fiktion aussehen, eine zweifellose deutung nicht zulassen. Aber die beiden wirklich klaren lokalitäten, *Danpar(staðir)* und *Dun(heidr)*, Dniepr und Don oder Donau, verweisen die ereignisse ebenso sicher nach Südosteuropa wie die *Harvadafjöll*. Daher ist Heinzels gesamtdeutung des Hunnenschlachtliedes auf die katalaunischen gefilde verfehlt und Schücks polemik dagegen berechtigt. Die nationalen, hunnisch-gotischen gegensätze und die grosse entscheidungsschlacht des gedichtes haben sich in Osteuropa, nicht in Frankreich abgespielt. Auf diese frage wird noch zurückzukommen sein, hier sei nur erwähnt, dass schon Heussler in den Eddica minora mit der möglichkeit östlicher lokalisierung rechnet, ohne ihr doch weiter nachzugehen oder die katalaunische hypothese aufzugeben, an der er vielmehr auch im artikel 'Hunnenschlacht' des Hoopsschen reallexikons entschieden festhält. Neckels kleine altnordische literatur (Natur und geisteswelt 782) scheint ebenfalls mit der östlichen herkunft zu rechnen. Jedesfalls ist die scheidelinie zwischen dem Hunnenschlachtteil und der übrigen saga unleugbar und in geographie, stil und pathos von Heusler in den Eddica minora genügend scharf herausgearbeitet.

In diesem schlussteil der Hervararsaga liegen die vergleichspunkte zur nordischen Hildebranddichtung. Die möglichkeit, dem nationalen konflikt persönliches gepräge zu geben, findet die Hunnenschlacht-dichtung in dem tragisch endenden zwist zweier brüder. Das ist auch das zentralmotiv der Ásmundarsaga. Beweisender für unmittelbaren zusammenhang ist die tatsache, dass die streitenden brüder nur halbbrüder sind. Ich kann nicht mit Schüek einen wesentlichen unterschied darin finden, dass in der einen version die mutter, in der anderen der vater gemeinsam ist, und ich sehe mich nicht veranlasst, hier Schüecks konstruktionen zu folgen, der die gemeinsame mutter für das ältere motiv hält. Ich sehe nämlich nicht, dass die mutter in der Ásmundarsaga ein 'konstitutives element' ist. Sie wäre es, wenn sich aus dem Ásmund-Hildebrandkomplex irgendwie als leitmotiv herauslesen liese: 'die mutter, die, ohne es zu ahnen, den tod des sohnes verschuldet'. Das kann aber Schüek nur mit gezwungenster interpretation hineinlegen. Den einzigen halt nach dieser richtung überhaupt gibt die Saxovariante, gegen die wir ein berechtigtes misstrauen haben. Hier erhält wirklich Haldanus das verhängnisvolle schwert von der mutter. Aber von poetischer ausnutzung des motivs ist auch bei Saxo keine rede; auch bei ihm wird nicht der eine sohn von der mutter in den verhängnisvollen kampf 'geschickt'. Die schlusszene zeigt auch hier nicht die mutter verzweifelt vor dem ausgang

des kampfes. Sie ist vielmehr im schluss ganz verschwunden und vergessen, nachdem sie ihre einzige aufgabe, mutter der beiden söhne, einmal in gezwungener ehe, zu werden, erfüllt hat. Die tragische schlusspointe liegt vielmehr auch in Saxos darstellung bei Hildebrand, der im bewusstsein, sippenheiligkeit zu verletzen, dem gebot der ehre folgt und in den kampf eintritt, in dem blut von nah verwandter hand vergossen werden muss. Vollends ist es unmöglich, das tragische motiv der mutter in die Hervararsaga hineinzuzinterpretieren und Hervor, die schlachtjungfrau, zur mutter Hlōðs und Angantýrs zu machen. Die Sámseyepisode, in der Hervor das schwert aus dem grabhügel des vaters hervormahnt, ist eine in sich geschlossene dichtung, die mit der Hunnenschlacht erst in sehr später zeit äußerlich verbunden ist und für diese keine konstitutive bedeutung haben kann. Im Hunnenschlachtlied ist nur der gemeinsame vater überliefert und ist dort auch allein sinngemäss. Denn wenn irgend etwas in diesem gedicht alt ist, so ist es die eindrucksvolle erbforderung Hlōðs, und die auseinandersetzung der brüder über das vatererbe ist erfüllt von der wuchtigen und knappen spannung altgermanischer dichtung. Die erbansprüche als treibendes motiv bedingen aber den gemeinsamen vater als den erblasser von reich und gut.

Wohl aber wird uns im Hunnenschlachtlied der sinn der halbbruderschaft klar. Er liegt in der unebenbürtigkeit, der bemakelung eines der brüder. Nur Angantýr entspringt anerkannter verbindung und fühlt sich als berechtigten erben. Hlōðr, der sohn der verstossenen Hunnin, muss sich von dem alten pflegevater Angatýrs, Gizurr, den höhnnenden und die tragische wendung unvermeidlich herbeiführenden vorwurf anhören, dass er ein *þýjjar barn* sei, emphatisch zweimal hintereinander dem erbanwärter entgegengeschleudert. Da haben wir dasselbe *cognomen plenum ignominiae*, auf das Saxo anspielt, und das in dem nah verwandten *kellingarson* des färöischen liedes wiederkehrt.

Auch die Ásmundarsaga oder wenigstens ihre verse haben eine schwache erinnerung an die nationalen gegensätze bewahrt, die hinter den persönlichen der brüder stehen. Während die Goten in dem skandinavisch-wikingischen milieu der saga aufgegeben und willkürlich durch Schweden ersetzt sind, bleibt die beziehung des anderen bruders zu den Hunnen gewahrt, die sich in den Rutheni des Saxo verbergen, und die mit Boers richtiger interpretation in der ersten strophe seines preisgedichtes vor seiner braut direkt als seine freunde bezeugt sind. Die bezeichnung *kappi Húnmaga*, vorkämpfer der Hunnen, bezieht sich auf Ásmund. Die massenwirkung freilich, mit deren wuchtiger

und plastischer schilderung das Hunnenschlachtlied in der altgermanischen kunst überhaupt alleinsteht, ist hier verschwunden; der üblichere einzelkampf ist an die stelle getreten.

Der kampf der brüder endet in beiden darstellungen tragisch. Der persönliche zwist der brüder, der im Hunnenschlachtlied vor den nationalen gegensätzen zurückgetreten war, drängt im schluss wieder in den vordergrund. Die sagaprosa, der die gestaltungskraft völlig mangelt, gibt eine blasse und schablonenmässige darstellung des entscheidungskampfes der beiden brüder. Aber die schlusszene des gedichtes, der bruder an der leiche des bruders, lässt eine stärkere poetische behandlung des kampfes selbst erwarten. Mit dem ererbten väterlichen schwert, das im eingang des liedes als symbol der unteilbarkeit der väterlichen herrschaft verwendet worden war, war Angantýr dem bruder entgegengetreten und hatte ihn gefällt. An seiner leiche spricht er die nachdenklichen worte:

*bólvat er okkr bróðir:
bani em ek þinn orðinn!
þat mun æ uppi;
illr er dómr norna¹.*

In der Hildebranddichtung wird der kampf der brüder von vorne herein ganz in den mittelpunkt gestellt und in Hildebrands sterbelied noch einmal reflektierend beleuchtet. Auch hier ist es das erbsschwert in der hand des einen bruders, das dem andern den tod bringt. Und die fatalistische schlussbetrachtung in Saxos versen (Holder s. 245) steht dem schluss des Hunnenschlachtliedes überraschend nahe:

*sed quaecunque ligat Parcarum praescius ordo,
quaecunque arcanum superae rationis adumbrat . . .
nulla caducarum rerum conversio tollet.*

Wir sahen (s. 176), dass diese nornenformel, die so auffällig an den schluss des Hunnenschlachtliedes anklingt, nicht nur Saxos eigentum

1) Neckel, Beiträge zur Eddaforschung s. 256 ff. sieht diese strophe mit ihren scharf geschnittenen kurzzeilen als jüngere stilistische nachahmung von Gizurs fluch str. 24 an, indem er hier die stilform in der atemlosigkeit der stimmung begründet findet. Eine solche beurteilung schliesst naturgemäss immer ein subjektives element in sich und kommt über eine gewisse annehmbarkeit nicht hinaus. Auch die tief gepresste stimmung des bruders, der bruderblut vergiessen musste, kann sich wohl in solchen gehackten, den glatten redefluss durchbrechenden formen ausdrück suchen.

ist, sondern durch das färöische lied für die älteste, uns erreichbare fassung des sterbeliedes bestätigt wird¹.

Dieser schluss mit seiner fatalistischen ergebung legt es nahe zu fragen, ob nicht auch das motiv des fluches, der in beiden dichtungen auf dem schwert lastet, und mit ihm die eingangserzählung von der herkunft der schwerter mit ihrer starken ähnlichkeit auf alter verwandtschaft beruhen. Die übereinstimmung ist in der tat sehr gross. In beiden erzählungen zwingt der ahnherr des geschlechts zwei zwerge, ihm ein schwert von besonderen qualitäten zu schmieden; das fertige schwert wird von den zwergen mit einem fluch belegt, der sich an den nachkommen erfüllen soll. Auf die einzelausgestaltung, die in der Hervararsaga ein geläufiges motiv aus dem volksglauben, in der Ásmundarsaga das ebenfalls weiterverbreitete novellistische motiv des wettschmiedens aufgreift, kommt es dabei nicht an, noch weniger auf die entstellung, die es in der saga erfahren hat. Der fluch, den die Ásmundarsaga auf das schwert legt, steht in klarer beziehung zu ihrem inhalt; es soll den beiden tochter söhnen Budlis zum unheil werden, bezieht sich also auf Ásmund und Hildebrand; er ist nur insofern falsch, als er beiden brüdern gleichmässig gilt, eine folge der entstellung, die beide schwerter zu zwergenwerk macht. Liegen somit die dinge bei der Ásmundarsaga klar, so sind sie bei der Hervararsaga verworrenener, einmal, weil die beiden alten versionen beträchtlich voneinander abweichen, und dann, weil es sich fragt, zu welcher der verschiedenen episoden, die sich an das schwert Tyrfing knüpfen, die einleitende geschichte gehört. Nur die Hauksbók berichtet ausführlicher über die zwerge, nur sie kennt auch den fluch, den die zwerge auf das schwert legen. Dieser bestimmt erstens, dass damit drei 'níðingsverk' ausgeführt werden sollen; zweitens, dass es dem ersten besitzer, könig Svafrlami, den tod bringen solle. Die drei níðingsverk hat Schüek (a. a. o. s. 37) mit recht als ein fremdes, formelhaftes element aus der saga ausgeschieden, denn nur gezwungenste interpretation kann die drei untaten darin entdecken, und die greifbarste solche, die ermordung Angantýrs II. durch seinen bruder Heiðrek, findet sich nur in der version der Hauksbók an das schwert Tyrfing geknüpft; in der Regiusversion sieht die darstellung zweifellos individueller so aus, dass Heiðrek den bruder zufällig mit einem stein tötet, den er ins dunkle hinein gegen eine schar von männern schleudert, deren reden ihm

1) Auch die erste strophe von Hildebrands sterbelied in der saga zeigt dieselbe fatalistische schicksalsbetrachtung, nur dass die nornen als ihr symbol hier fehlen.

bedrohlich erscheinen. Ebenso ist die erzählung von könig Svafrlamis tode, die aus dem fluch der zwerge folgt, nur der Hauksbók eigen. Der Regius kennt weder fluch noch gewaltsamen tod des ersten schwertbesitzers. Dagegen ist beiden versionen eine dritte, von den zwergen an das schwert geknüpft bestimmung gemeinsam: jedesmal, wenn das schwert gezogen wird, soll es einen menschen töten. Gemeinsam ist ferner die in Hanksbók von Svafrlami geforderte eigenschaft, immer sieg zu geben. Mit diesen zwei durch die beiden versionen bezeugten eigenschaften wäre das schwert fähig, im rahmen der erzählung vom bruderzwist zu wirken.

Es bleibt indessen zunächst weiter zu fragen, welche Tyrffingepisode die schwerterwerbung von hause aus eingeleitet habe. Eine konstitutive rolle spielt das schwert im verlauf der Hervararsaga an zwei stellen, in der Sámseydichtung und in der Hunnenschlacht. Zu beiden kann das zwergenmotiv gehört haben. Dass es in den Sámseystrophen erwähnt wird (str. 7, 10, 18 der Edd. min.), besagt bei dem relativ jungen lied nichts für die ursprüngliche stoffzugehörigkeit, da in strophe 7 auf Svafrlami, in strophe 10 auf den zwergennamen Dvalinn angespielt wird, auf namen also, die nicht älter als die sagaproza sein werden. Dagegen ist es wichtig, dass die Sámseyepisode gegen den tatsächlichen verlauf der saga aus sich heraus einen fluch auf das schwert legt, der von dem zwergenfluch abweicht. Das gespenst Angantýrs, das an Hervor das schwert widerwillig ausliefern muss, verkündet ihr zugleich den darauf lastenden fluch:

*sjá mun Tyrffingr,
ef þu trúa mattir,
ett þinni, mér,
allri spilla.*

Dieser fluch stimmt nicht zu dem weiteren verlauf der saga, nach der Hervors enkel Angantýr die Hunnenschlacht siegreich überlebt und der ahnherr des Skjoldungengeschlechtes wird. Der zweimal (str. 16 und 25) wiederholte fluch erhält an beiden stellen eine nähere ausführung. In strophe 17 verkündet der *haugbúi* seiner tochter, dass sie einen sohn haben werde, der Heidrek heissen und der reichste mann unter der sonne werden solle. In strophe 26 entgegnet Hervor selbst dem fluch des vaters: 'wenig bekümmert es mich, wie sich meine söhne später entzweien'. Heusler in seiner einleitung zum Hervorlied hebt mit recht hervor, dass die Sámseydichtung episodischen charakter trage und auf eine zukunft hinweise, die notwendig folgen muss, die aber

anders verlaufen ist, als die sagaerzählung. Die andeutungen der fluchstropfen über den weiteren verlauf führen leider nur wenig weiter. Strophe 26 mit Hervors hinweis auf den zwist ihrer söhne ist nicht aus dem dialog heraus entwickelt, sondern aus der saga abstrahiert. Nichts in Angantýrs warnenden worten hatte den späteren zwist der Hervorsöhne berührt und die trotzig antwort der tochter herausgefordert. Die andere stelle, wenn sie wirklich älter ist, nennt nur den einen sohn Heidrek. Sie widerspricht damit dem sagaverlauf, hat also einen gewissen anspruch auf beachtung. Wie und warum aber dieser Heidrek oder seine nachkommen von dem fluch betroffen werden, ist aus dieser strophe nicht zu erfahren.

Da die Sámseydichtung also ihren fluch auf dem schwert aus sich selber trägt und dieser seine eigene richtung nimmt – ausrottung des ganzen geschlechtes –, lässt sich sehr wohl mit der möglichkeit rechnen, dass die zwergenepisode zwar gewiss nicht von anfang an, aber doch, um das fatalistische element der ganzen dichtung zu unterstreichen, schon sehr früh zu der dichtung von Angantýr und Hlòð gehört hat. Dann wäre die herkunft des schwertes und seine verfluchung ein weiteres gemeinsames glied der Angantýr- und der Hildebranddichtung. Ein klarer beweis für einen wirklichen zusammenhang wird sich indessen bei einem letzten endes formelhaften schema schwerlich führen lassen. Ich verzichte daher auf diese gemeinsamkeit der einleitung und sehe den parallelen aufbau der beiden dichtungen auch ohne sie als erwiesen an.

Gegenüber diesen übereinstimmungen darf man indessen nicht vergessen, dass die beiden dichtungen einige konstitutive züge aufweisen, in denen sie auseinandergehen. Die art, wie völkerkampf und bruderzwist gegeneinander abgestimmt sind, mag immerhin nur ein stilunterschied sein. Die grosszügige, alte dichtung von der Hunnenschlacht hat poetische voraussetzungen zur schilderung eines zusammenstosses der massen, die dem schematischen sagamann absolut fehlen. Die Fornaldarsaga arbeitet statt dessen mit ihrem Lieblingsmotiv des persönlichen zweikampfes, das ja der Hunnenschlächtdichtung nicht gefehlt hat. Als vertreter der kämpfenden völker stellt der sagaverfasser die brüder gegeneinander.

Sehr viel wesentlicher ist der unterschied, dass nur der eine bruder weiss, was in diesem kampf eigentlich geschieht, und dass er darum auszuweichen sucht, solange es geht. Das gibt der pointe des stoffes eine ganz andere wendung, sie vertieft die tragik des einen bruders auf kosten des anderen, indem sie ihn in einen tieferen

seelischen konflikt hineinstellt. Davon kann in dem bruderzwist der Hunnenschlacht keine rede sein. Da zerreißt das band bei den erbverhandlungen, wo sich anspruch unausgleichbar neben anspruch stellt und schliesslich nur die waffen entscheiden können. Beide brüder wissen im kampf voneinander, und keiner will den andern schonen. Auch die elegische schlusstrophe Angantýrs ändert daran nichts; im kampf selbst gab es für ihn im vollbewusstsein seines rechtes kein bedenken, und der konflikt zwischen brudergefühl und ehre, den Hildebrand durchzumachen hat, bleibt ihm fremd.

Von gewicht ist ferner die scheinbar mehr im äussern haftende tatsache, dass im Hunnenschlachtlied der unebenbürtige hunnische bruder dem echt geborenen gotischen, dem besitzer von reich und schwert unterliegt, in der Hildebranddichtung dagegen der hunnische vorkämpfer Ásmund im besitz des schwertes den bruder überwindet. Aber dieser zug ist doch in beiden dichtwerken konstitutiv. Die Hunnenschlacht mit ihrer gotisch-nationalen wärme kann nur so endigen, wie sie es tut; Hlōð ist im unrecht und büsst dafür. Die Hildebranddichtung dagegen ist in der form, wie wir sie kennen, auf die rechtfertigung des unebenbürtigen aber tapferen Ásmund eingestellt, und kann ihn, den eigentlichen helden, nicht am schluss durch Hildebrand fallen lassen. Da der nationale gegensatz sehr verblasst, die nationale anteilnahme ganz geschwunden ist, begegnet der sieg des hunnischen partners aus diesem gesichtspunkt keinen schwierigkeiten mehr.

Es ist nun kein zufall, dass diese drei wesentlichen abweichungen der Hunnenschlacht von der Hildebrandversion ausgemacht nach der richtung der deutschen Hildebranddichtung hin liegen. Das Hildebrandslied hebt vater und sohn aus dem gedränge der kämpfenden heere heraus, das mit den worten *untar heriun tuēm* nur als hintergrund in knappster kontur gezeichnet wird. Ehrismanns ausgezeichnete aufsatz zum Hildebrandslied (PBB. 32, 260 ff.) hat die grundlage der ethik und des handlungsaufbaus des gedichtes im germanischen rechtsstreit erwiesen, sofern dieser durch den zweikampf entschieden wird. Die private einrichtung des gerichtlichen zweikampfs wird zur öffentlichen, wenn politische machtansprüche dadurch zum austrag kommen. Hildebrand und Hadubrand fühlen sich als die gegner in einem streit um recht und unrecht zunächst in ihrem rein privaten zusammenstoss und fechten ihren kampf als einen rechtsstreit durch, in dem die gotttheit über recht und unrecht zu entscheiden hat. Aber in ihrem privaten zwist fühlen sie sich zugleich als die politischen vertreter ihres volkes oder ihrer partei und empfinden den ausgang

ihres persönlichen kampfes als bedeutungsvoll für den kampf ihrer heere. Ein offizieller zweikampf in stellvertretung des kampfes der beiden heere scheint mir dagegen in dem gedicht nicht dargestellt oder beabsichtigt zu sein. In gleicher weise stehen sich Hildebrand und Ásmund als die vertreter politischer ansprüche gegenüber. Ásmund kämpft für das recht seiner auftraggeber, der sächsischen herzöge, die nur an stelle der älteren Hunnen getreten sind, Hildebrand für das seines schwiegervaters Lascinus. So entstellt der hergang hier rein stofflich ist, indem Ásmund, der den versen nach für die *Hünmegir* kämpft, in der prosa zwei persönlichkeitslosen sächsischen herzögen dient, so veräusserlicht der sittliche gehalt, so unverstanden der sinn des zweikampfes ist, wenn er in stofflicher und äusserlicher kraftmeierei durch Ásmunds kämpfe mit der sich immer mehrenden anzahl berserker eingeleitet wird, der grundgedanke dieses holmganges ist derselbe wie der des deutschen Hildebrandliedes. Saxos darstellung steht der eigentlichen politischen zweikampfformel näher, wenn bei ihm Hildigerus als vorkämpfer der Schweden einen Ruthenen zum kampf herausfordert.

In diesem rechtsstreit dem nah verwandten manne mit bewusstsein gegenüberzustehen, ist das harte schicksal Hildebrands hier wie im Hildebrandliede. Erst diese auffassung als rechtsstreit gibt Hildebrands lage die färbung bitterer notwendigkeit; vor dem kampf zurücktreten, heisst nicht nur sich, sondern auch seine partei ins unrecht setzen. Darum muss Hildebrand den kampf durchfechten. Auch hier ist die saga äusserlich und unklar; äusserlich, indem der apparat der berserker vorangehen muss, um Hildebrand endlich zum eingreifen zu bewegen, unklar, weil man nicht erfährt, wie Hildebrand zur kenntnis von Ásmunds namen und herkunft und damit zur feststellung ihrer blutsverwandschaft gekommen ist, die er unvermittelt in seinem sterbelied offenbart. Denn der in der vorangehenden scene an die sachsenherzöge ausgesandte *Voggr* bereitet zwar den leser auf die erkenntnisszene vor, indem er die wunderbare ähnlichkeit von mann und schwert mit seinem herrn und dessen waffe nachdrücklich bestaunt und berichtet. Aber er erfährt und nennt auch Hildebrand keinen namen, so dass dessen kenntnis uns verwundern muss. Es ist kaum vermeidlich, vor dem zweikampf die formelhafte namensfrage und -nennung vorauszusetzen, die das Hildebrandlied einleitet. Etwas logischer ist Saxos darstellung aufgebaut. Wir hören hier gleich nach der alten herausforderung, dass Hildigerus den wahren sachverhalt irgendwie weiss und daher zunächst dem kampf auszuweichen sucht. Woher seine

kenntnis stammt, verrät auch Saxo nicht, es folgt vielmehr auch hier erst einmal Haldanus' kampf mit den berserkern, erfunden und durchgeführt unter dem zwang der jüngeren grundtendenz der sagadarstellung: 'erkämpfung eines ehrennamens (*kappabani*) durch den unebenbürtigen Haldanus-Ásmund'. Erst als diese kämpfe vorüber sind, treibt nun das ehrgefühl Hildebrand in den bruderkampf. Die alte, unerbittliche ethik des gottesgerichts ist also auch hier gebrochen, wenn ein herausforderer andere an seiner stelle in den kampf schicken kann. Aber der konflikt zwischen verwandtschaftsgefühl und ehre ist hier doch deutlicher das treibende moment geblieben.

Das alte deutsche Hildebrandslied hat im kampf des vaters mit dem sohne zweifellos Hildebrand, den Hunnenvorkämpfer, siegen lassen. Die deutschen elemente in der nordischen darstellung, vor allem das färöische lied, stehen ja unter der nachwirkung dieses schlusses. In der nordischen behandlung ist Hildebrand der unterliegende. Aber wir sahen, dass entgegen der ganzen tendenz des Hunnenschlachtliedes auch hier der vertreter der hunnischen partei siegreich aus dem kampf hervorgeht. Und das entspricht der deutschen Hildebranddichtung.

Als resultat der untersuchung ergibt sich also folgendes: die älteste nordische form der Hildebranddichtung ist eine stoffliche parallele zu der im schluss der in der Harvararsaga verwendeten Hunnenschlachtichtung. Sie zeigt jedoch abweichungen davon ausser in dem namen Hildebrand selbst in drei wichtigen punkten, die sämtlich eine übereinstimmung mit der deutschen Hildebrandtradition bedeuten. Wir werden also die entstehung der nordischen Hildebranddichtung so zu verstehen haben, dass der stoff vom gotisch-hunnischen bruderkampf, den das Hunnenschlachtlied überliefert, von einem dichter zu einer einheit verschmolzen wurde mit der alten dichtung vom tragischen zweikampf Hildebrands mit seinem sohne, den wir aus dem Hildebrandsliede kennen.

4. Die gotischen wurzeln.

Wie und wo hat sich dieser verschmelzungsprozess vollzogen? Zunächst liegt es nahe zu fragen, ob nicht auch diese Hildebrandsmotive dem deutschen schub angehören, den wir in abschnitt 1 und 2 aus Saxo, saga und lied ausgeschieden haben. Darauf ist zu antworten, dass dort nur dinge zur erörterung und zum abscheiden gekommen waren, die sich als ein leicht entbehrlicher, oft dem übrigen inhalt widersprechender anflug erwiesen hatten. Hier dagegen handelt es sich um züge, die in gefüge und komposition der dichtung unent-

behrlich sind. Die tragik Hildebrands, des wissenden bruders, ist die schlusspointe, auf die die ganze erzählung zustrebt, und die nicht entbehrt werden kann, ohne das ganze zu entwurzeln. Hildebrands sterbelied und seine stimmung ist nur so denkbar. Die auffassung des kampfes als beauftragter rechtsstreit, nicht als erbstreit, ist ebenfalls im gefüge der ganzen erzählung vorbereitet; die landlosen Wikinger sind von vorneherein nicht danach angelegt, ihren kampf als erbzwist auszufechten. Besonders deutlich liegen die zwei schichten zutage bei der beziehung zu den Hunnen. Die jüngere ist *'enn hári Hildibrandr, húnakappi'*. Sie kann nicht ebenso alt sein wie die vorstellung: Ásmund, der *kappi* der *Húnmegir*. Wir stossen vielmehr auf eine weit ältere, zu wirklich organischer verschmelzung geführte schicht Hildebranddichtung, die in den stoff des bruderzwistes einverleibt ist. Nach ihrer herkunft, nach ihrem alter haben wir zu fragen.

Zwei möglichkeiten kommen in betracht. Erstens kann deutsche Hildebranddichtung mit tragischem ausgang schon in sehr viel früherer zeit, etwa gleichzeitig mit der ältesten wanderung des Nibelungenstoffes nach dem norden gekommen und dort mit dem bruderzwiststoff verarbeitet worden sein. Gegen diese an sich plausible auffassung steht immerhin das bedenken, dass Hildebrandsdichtung in Deutschland nur als eingegliedert in den stoffkreis von Dietrich von Bern gedacht werden kann. Von der ganzen reichen Dietrichdichtung hat der norden aber vor dem 12. jahrhundert nichts aufgenommen, vermutlich weil die pflege der Dietrichdichtung zur zeit der lebendigen kultur- und literaturübernahme der frühen Wikingerzeit noch nicht in fränkischen händen war. Das Hildebrandslied in Fulda ist ein erster früher vorstoss bayrischer dichtung nach westen und norden. Eine so frühzeitige übernahme der Hildebranddichtung nach dem skandinavischen norden unter sekundärem verlust von Dietrichs namen stellte ein isoliertes faktum dar, dessen möglichkeit man nicht leugnen kann, das aber aus dem rahmen des wahrscheinlichen herausfällt.

Daneben besteht eine andere möglichkeit. Alle werden darüber einig sein, dass das Hunnenschlachtlied ursprünglich gotische dichtung sei. Heinzel, der vater der als grundlegend anerkannten katalaunischen hypothese, braucht doch eine östliche durchgangsstufe für die Hunnenschlacht dichtung, um ihr südöstliches lokalkolorit zu erklären. Seinem gedanken, diese bei den russischen Warägern des 11. jahrhunderts zu suchen, wird niemand mehr gerne folgen. Auch die anhänger seiner grundanschauung haben hier seinen standpunkt verlassen. Die lokali-

sierung weist, wie gesagt, ausgemacht auf pannonische und russische, nicht auf gallische ereignisse. Von den versuchten namensdeutungen nimmt Neckel (Beiträge zur Eddaforschung) nur *Danparstaðir*, Heusler (Reallexikon) daneben *Dínheidr* und zweifelnd *Jassarfjöll* (= südl. Karpathen) als geglückt auf. Auch sie müssen also mit dem östlichen moment rechnen, das sie nun aber nicht mit Heinzl als späten zuwachs betrachten, sondern umgekehrt als besonders alt ansehen. Eine alte, aus den pannonischen sitzen mitgebrachte dichtung vom gotischen bruderzwist ist in der als westgotisch anzusehenden Hunnenschlacht-dichtung mit den jüngeren ereignissen der katalaunischen schlacht verschmolzen worden. Auch an den historischen parallelen Heinzels, die an einem überspitzten scharfsinn leiden, hat bereits Neckel eine berechtigte, aber nicht durchgreifende kritik geübt. Die gleichsetzung der zwei unbedeutenden fränkischen prinzen, die in einem zwist hilfe bei Aëtius und Attila gesucht haben und in der katalaunischen schlacht auf verschiedenen parteien standen, mit den gotischen königssöhnen Angantýr und Hlōð, ist nicht haltbar. Ebenso unmöglich aber scheint mir der historische synkretismus, durch den römisch-fränkische und römisch-westgotische wirren der jahre 428 und 439 in die Hunnenschlacht-dichtung eingespielt hätten; ausfallen muss auch der 'prophe-tische einsiedler' und der bischof von Orleans mit seiner voraussage des schlachttages als spezifisch christlich legendenhafte arabesken an den ereignissen. Am meisten halt hat die beliebte, auch von Neckel und Heusler aufgenommene gleichsetzung des Vandalenkönigs Geisericus, Attilas bundesgenossen, mit dem Gizurr Grytingalídi des liedes. Aber die parallele verlangt eine radikale verschiebung dieser persön-lichkeit, nicht nur von der hunnischen auf die gotische seite, sondern eine ganz besonders krasse umstellung ihres ethos, indem dieser Gizurr zur verkörperung des gotisch-völkischen überlegenheitsgeföhls über das Hunnentum wird, und einen entsprechend gebildeten, stabenden beinamen erhält. Dieser poetische frontwechsel nimmt der gleichung ihre wahrscheinlichkeit. Es bleibt letzten endes von allen parallelen nur die grosse völkerschlacht selbst mit einem warmen ton gotischen siegergeföhls. Gerade der gotisch-nationale einschlag ist aber, selbst wenn man westgotische herkunft des Hunnenschlachtliedes annimmt, bei dieser internationalen römischen begebenheit weniger verständlich, als wenn man einen der freiheits- und existenzkämpfe der Goten mit den Hunnen in den durch *Danpr*, *Dínheidr* und *Jassarfjöll* festgelegten pannonischen gegenden als historische grundlage ansieht. Die hier ausgefochtenen schlachten, uns ferner gerückt und weniger bekannt,

weil sie die römische welt und ihre chronisten wenig interessierten, müssen mit gotischen augen gesehen und mit gotischem herzen durchfochten als ereignisse von zentraler bedeutung erschienen sein, die in der nationalen phantasie gewaltige masstäbe annahmen. Der süd-östliche einschlag ist einmal da, warum soll man nicht versuchen, auf ihm von grund aus aufzubauen? die mischungshypothese ist ja nur eine verlegenheitsauskunft, die schon in Heinzels darlegungen gegeben war. Von Schütte, der an der katalaunischen hypothese festhält, wurde sie straffer herausgearbeitet, blieb aber formlos und ohne umgrenzung der konkreten bildungselemente. Neckel sucht die künstlerisch geformten einheiten herauszuschälen, aus denen das mischprodukt entstand¹. Alle versuche aber erwachsen aus dem bestreben, Heinzels bestechende hypothese zu halten, auch nachdem sich ergeben hatte, dass sie allein für die analyse der ganzen Hunnenschlächtdichtung nicht ausreichte. Hier hat denn Schück den richtigen griff getan, indem er die Heinzelsche hypothese entschlossen beiseite tat und versuchte, mit den gotisch-pannonischen ereignissen allein auszukommen. Da die meisten eigennamen jede historische anknüpfung verweigern, ist eine klare historische festlegung nicht möglich. Die auf Heinzel zurückgehende gleichung Angantýr = Aëtius, Hlōðr = Chlodio ist in ihrem ersten teil sprachlich so weit hergeholt, dass man allenfalls von einer sonst ganz sicheren basis aus versuchen könnte, die beiden namen in übereinstimmung zu bringen; um eine selbst noch unbewiesene annahme zu stützen, ist die gleichung unbrauchbar. Weit einleuchtender ist die gleichsetzung Hlōðr-Chlodio, nur ist leider der von Heinzel herangezogene Franke Chlodio an der katalaunischen schlacht nicht beteiligt, sondern schon 428 von Aëtius besiegt, während 451 die Franken nicht seine gegner, sondern seine verbündeten sind. Hier

1) Hier entspringt auch Neckels versuch, den namen Tyrfingr als schwertnamen für unursprünglich zu erweisen und ihm im alten lied die bedeutung eines völker- oder ländernamens im anschluss an die bezeichnung der Westgoten als 'Tervingen' beizulegen. Er gewinnt so einen ostgotisch-westgotischen bruder- und erbwist als inhalt des alten 'gotischen liedes, das sich mit der dichtung der katalaunischen schlacht verschmolz. Mir will diese konstruktion weder nötig noch glücklich erscheinen. Soviel ich sehe, ist der name Tyrfing zunächst gut der Sámseydichtung, wo das schwert die entscheidende rolle spielt, und wo der name seine etymologische berechtigung erhält (Tyrfingr zu an. *torf* = torf, rasen, d. h. also das unter der rasenscholle verborgene, aus der erde gewonnene schwert). Dass Tyrfingr in den katalogaufzeichnungen der Arngrimsöhne mehrfach als name eines sohnes auftritt, ist für mich nur so aufzufassen, dass der name des ihnen zugehörigen schwertes missverständlich in die aufzählung eingedrungen ist.

stimmt also zwar die etymologische, aber nicht die historische parallele. Um diesem mangel abzuhelpfen, hat Heinzl weitere parallelfignren herbeigezogen, nämlich Litorius, den Aëtius im jahre 439 besiegte und Laudarius, einen verwandten Attilas, der in der katalaunischen schlacht fiel. Dieser synkretismus der gestalten und namen zu dem einen Hlōdr entbehrt für mich jeder inneren wahrscheinlichkeit und beweist nur die unmöglichkeit, auf diesem wege das wirkliche historische vorbild für Hlōdr zu gewinnen. Nun fehlen freilich auch auf ostgotischem boden alle möglichkeiten einer anknüpfung der namen Angantýr und Hlōð, und es ist zu erwägen, ob sie nicht erst nordischen ursprungs sind¹. Ihre frühe existenz wird jedenfalls durch den Widsid

1) Die namen Hlōð und Humli sind bekanntlich auch in die dänische vorgeschichte an der spitze der Skjoldungenreihe aufgenommen worden. Die aufnahme ist nicht für beide namen gleichzeitig erfolgt. Saxo kennt beide, aber auch hier zeigen sich die dän. königsreihen nur sehr z. t. von Saxo beeinflusst. Seine reihe ist: Humblus — Dan et Angul — Humblus et Lotherus als söhne Dans — Skyoldus als sohn des Lotherus. Diese reihenbildung mit zwei Humblus und einem Lotherus als enkel des älteren Humblus hat von den ausführlichen dän. reihen nur der ganz von Saxo abhängige Petrus Olai und die Ry-annalen (Chronikon Erici, f bei Olrik), die auch in der einföhrung des Haldanus Saxos einfluss verrieten. Sonst haben den älteren Humblus nur noch die längere runenreihe (Olrik e), die ebenfalls Saxos Haldanus aufgenommen hatte, den jüngeren Humblus ohne verwandtschaftsangabe a in seiner reihe: Dan-Humli-Löther-Skjold, und wieder sahen wir a von Saxo abhängig in der aufnahme des Østmarus, der bei Saxo Borcarus von Schonen ersetzt. Dagegen fehlt Humblus nicht nur in den kürzeren reihen (Sven Ågeson, Lunder annalen, Catalogus regum in Script. rer. dan. I, 13 f) die auch Lotherus nicht kennen, sondern auch unter den längeren reihen in b und c. Die kürzere runenreihe (Olriks d) ist im anfang verstümmelt und kommt deswegen nicht in betracht, wird aber durch z (Kongetalet bei Rordam, Mon. hist. dan. 453—456) ersetzt. z stellt sich trotz einiger entstellungen zu b und c mit seiner genealogie: Dan, der erste Dänenkönig — Dans sohn Lothar — Dans sohn Skjoldæ. Lothar und Skjold werden hier also brüder statt vater und sohn. Das ist vielleicht ein schwacher anklang an Saxos brüder Lotherus und Humblus. Ebenso konnte die erföndung eines Herr Pethar als Dans vater durch Saxo veranlasst sein. Aber der name Humli ist z unbekannt. Dagegen ist Lotherus der ganzen gruppe der längeren reihe eigen, auch b, c und z kennen ihn; er ist also älter als Saxo. Die reihenfolge Lotherus-Skjold als vater und sohn ist das festeste, was die königsreihen in dieser ältesten zeit überhaupt haben, schon Müllers Notae ubiores machen darauf aufmerksam. Da der folge Lotherus-Skjold in isl. quellen eine folge Ódinn-Skjöldr entspricht, besteht Müllers schluss zu recht, dass auch der Lotherus der königsreihen mythologischen wert habe, wenn auch seine noch von Heinzl aufgenommene gleichung: Lotherus = Lódur wenig wahrscheinlichkeit hat. Der gang der entwicklung war also der, dass Saxo den Lotherus, den er in den königsgenealogien vorfand, mit dem Hlōdr der Hervararsaga gleichsetzte, ihm ganz richtig einen grossvater Humli zuschrieb und ihn in einen bruderzwist verwickelte, wobei der Saxo sichtlich unbekannt name des

erwiesen. Das nebeneinander von *Heaþoric*, *Sifeca*, *Hliþe*, *Inegenþeow* kann nicht zufällig sein. Dagegen steht *Wyrmhære* bedeutend weiter ab und braucht nicht zu dieser gruppe zu gehören. Jedesfalls kann ich aber mit Heusler (reallexikon) nicht einverstanden sein, dass der sechs zeilen später erwähnte kampf mit *Ætlan leodum* sich gerade auf diese gruppe beziehen und zusammenhang mit der niederlage Attilas auf den katalaunischen gefilden erweisen solle. Dem widersprache schon der alte gotische erbsitz *Wistlawudu*, der weit vor Attilas zeit fällt. Ich kann auch hier nur erinnerungen an sehr frühe gotisch-hunnische gegensätze im östlichen Europa erkennen, in denen die gesamt-, in den voraufgehenden zeilen genannten Gotenhelden als vertreter ihres volkes den Hunnen gegenübergestellt werden. Die bezeichnung *Ætlan leode* = Attilas volk ist rein periphrastisch ohne bestimmte historische festlegung. Von hier aus ist also weder eine anknüpfung an die katalaunische schlacht noch eine klärung der namen zu gewinnen¹. Es ist also einstweilen am vorsichtigsten, von einer deutung der namen überhaupt abzusehen. Der einzige wirklich greifbare personenname ist der beiname *Griftingalidi*, der schon längst und wohl allgemein anerkannt auf den völkernamen der Greutungen = Ostgoten gedeutet ist, also auf ostgotisches milieu verweist und von den vertretern der katalaunischen hypothese in dem westgotischen gedicht erst einem radikalen umwandlungsprozess unterworfen werden muss. Über das ansprechende der namensgleichung *Gizurr* = Geisericus ist bereits gesprochen. Aber auch die ostgotische tradition liefert eine parallele, die einen wenigstens ähnlichen namen mit einer stofflich weit besser passenden persönlichkeitsverbindung verbindet. Es ist der bekannte Ge(n)simundus des Cassiodor, den Müllenhoff (ZE II) als historisches vorbild des deutschen Hildebrand erkannt hat. Er hat immerhin denselben ersten namenanteil aufzuweisen wie Geisericus – in ostgotischer lautgestalt *Gāsi* –, der in *Gizurr* entstellt nachleben könnte. Er hat aber daneben dieselbe rolle, die *Gizurr* im Hunnenschlachtlied zufällt, die eines älteren erfahrenen schützers und beratens eines jungen ost-

bruders durch den des grossvaters *Humli* ersetzt wurde. Diese aus der *Hervararsaga* vermehrte genealogie hat einzelne der uns erhaltenen längeren königsreihen beeinflusst, ist aber erst von spezifischen Saxoepigonon wie *Petrus Olai* voll anerkannt worden.

1) Auf deutschem boden ist der name *Angandeo* nur sehr spärlich belegt. Von den beiden stellen bei Förstemann fällt die aus Einharts *Annalen* (Scr. I, 198) fort, da es sich hier um einen dänischen königsohn handelt. Es bleibt nur der vereinzelt fuldische beleg bei Dronke.

gotischen königsohnes; der beiname Grýtingalídi = Greutungenschutz ist damit historisch gerechtfertigt. Die poetische verklärung des Gësimundus bezeugt uns Cassiodor an jener stelle ausdrücklich. Er ist ostgotischer held und verweist uns in die zeit der brüder Valamir, Vidimir und Theodemir, in die gleiche zeit also, in der die Ostgoten das hunnische joch unter Attilas schwachen söhnen kräftig abschüttelten. Das stimmt wieder gut zu dem siegesfrohen klang, der durch die Hunnenschlachtdichtung geht, sodass Schücks hinweis gerade auf die kämpfe dieser zeit volle beachtung verdient. Eine zug für zug durchgeführte historische vergleichung, dessen ist sich auch Schück wohl bewusst, ist damit nicht gewonnen. Sie ist auch vielleicht nicht das wesentlichste. Viel wichtiger ist es jedesfalls, die stimmung von feindschaft zwischen Goten und Hunnen vom zusammenbruch des grossen reiches Ermanarichs bis zur abschüttelung der Hunnenherrschaft unter Attilas söhnen kräftig hervorzuheben. Das nationale überlegenheitsgefühl eines selbstbewussten und kulturell hochstehenden volkes gegenüber seinen unzivilisierten und hässlichen oberherrn ist auch in dem sympathischen Attilabild der mittelhochdeutschen epik nicht ganz vergessen. Bei den zeitgenossen muss der widerspruch geistiger überlegenheit und politischer unterwerfung zu heftigen inneren spannungen geführt haben, die sich auch tatsächlich in wiederholten befreiungsversuchen entluden. Das bild des grossen germanischen völkerhirten Attila, das gewiss seine berechtigung hat, ist in der deutschen dichtung schon frühzeitig so in den vordergrund getreten, dass man nur zu leicht vergisst, dass germanische völker und herrscher schwer unter dem politischen und moralischen druck der unfreiheit gelitten haben. Der Attila der eddischen dichtung mit seinen zügen wilder grausamkeit, masslosigkeit und heimtücke, — das sollte man nicht vergessen — ist nicht weniger als der Attila der Dietrichdichtungen eine germanische poetische gestaltung, die in ihren anfängen auf zeitgenössisch-germanischer beurteilung des grossen Hunnenkönigs beruht. Das eddische Attilaporträt wurde zuerst entworfen in kreisen gotischer edler, denen sein tod eine erlösung, und denen die früh von der dichtung ergriffene Hildico eine heldin war. Wir haben keinen grund zu zweifeln, dass dié fast hundertjährige Hunnenherrschaft und die unter ihr brennenden nationalen gegensätze poetische verarbeitung gefunden haben. Aber auch innere zersplitterung und parteigänger der Hunnen sind uns aus dieser zeit bekannt (z. b. die geschichte von Vinitharius bei Jordanes) und können anlass gegeben haben zu einer dichtung von gotischen bruderkämpfen. Der Hervararsaga haben wir es zu

danken, dass sie uns ein stück gotisch-nationaler dichtung⁷ bewahrt hat, deren pragmatisch-historische grundlage nicht mehr eindeutig bestimmbar und vermutlich überhaupt mehrdeutig ist, deren ganzer psychologischer quellboden aber deutlich und verständlich uns vor augen steht.

Eine besondere stütze hatte die katalaunische hypothese darin, dass sie die vermittlung des stoffes nach dem norden gut erklären konnte. Die westgotische Hunnenschlachtdichtung, die alte gotische erinnerungen (erbstreit der brüder) mit dem gewaltigen eindruck der katalaunischen schlacht zusammenarbeitete, ist von den benachbarten und in der schlacht verbündeten Franken aufgenommen und wie der Nibelungenstoff von ihnen dem skandinavischen norden weitergegeben, in Deutschland selbst aber später vergessen worden. Dagegen bliebe bei einer ostgotischen entstehung die weite wanderung über Bayern und Franken nach dem norden schwer verständlich, die dem so populären Dietrichstoff nicht geglückt ist.

Indessen haben wir den richtigen kulturellen hintergrund für die bewahrung eines stückes in poetischer formung von seiner ostgotischen entstehung bis in die isländische saga hinein erst in letzter zeit recht verstehen gelernt. Seit wir wissen, wie lebhaft kulturbeziehungen sich von den russischen und pannonischen Goten die ostdeutschen ströme hinab nach dem skandinavischen norden erstreckt haben, wird uns auch die wanderungsstrasse des Hunnenschlachtliedes klar. Diese östlichen kulturzusammenhänge sind zuerst den germanischen archäologen aufgefallen und von Bernhard Salin in seinem buch über die altgermanische tierornamentik für das germanische kunsthandwerk näher verfolgt worden. Die lagerung des zentrums und der wege dieser kulturströmungen erwiesen sich dabei als ziemlich entsprechend den zügen und verschiebungen der Goten in ihren versuchen, den von osten andrängenden Hunnen auszuweichen. Erhöhte kulturgeschichtliche bedeutung erhielt die östliche verbindung des nordens mit südgermanischen völkern durch von Friesens nachweis, dass die kenntnis des runenalphabets dem skandinavischen norden auf diesem wege zugekommen sei. Auf mythologischem gebiet haben u. a. Olrik seine Ragnarökstudien und Neckel sein buch über Baldr auf der tatsache dieses östlichen weg es aufgebaut. Neckel denkt dabei an wanderung der mythologischen vorstellungen in poetisch festgeprägter form. Auch die erforschung der heldendichtung wird sich diesen weg zunutze machen müssen. Sie wird die seinerzeit auf zu schmaler basis auf-

gebaute hypothese Mogks¹ von einer direkten vermittlung der gotischen, durch Jordanes vertretenen Ermanarichdichtung an die skandinavischen völker wieder aufnehmen müssen, woran Neckel in seiner kleinen alt-nordischen literaturgeschichte andeutend zu denken scheint. Und sie wird sich fragen müssen, ob nicht auch die nordische darstellung von Attilas tode und vom Burgundenuntergang diesen weg gegangen sein kann. So erst tritt auch die ostgotische herkunft der nordischen Hunnenschlachtdichtung in einen breiteren kulturgeschichtlichen zusammenhang, durch den sie organisch und wahrscheinlich wirkt. Sie ist ein zeuge für die östliche kulturwelle, die neben einer in so alter zeit übrigens noch schwächeren westlichen welle dem skandinavischen norden die erweiterten weltkenntnisse, erfahrungen und kulturgüter der Germanen vermittelte, die mit der römisch-griechischen welt in berührung getreten waren. Es ist dabei unnötig, wie Schüek es in Heinzels fusspuren tut, warägische zwischenstufen vorauszusetzen. Das festgeformte gotische Hunnenschlachtlied des 5. jahrhunderts ist auf östlichen wegen dem norden zugekommen, und in den hochaltertümlichen teilen des arg zersetzten gedichtes dürfen wir einen direkten nachklang alter gotischer verse verehren.

Viel kürzer kann die heimat der Hildebranddichtung behandelt werden. Es besteht wohl nirgends ein zweifel, dass sie ostgotischer herkunft ist, und Müllenhoffs hinweis auf den ostgotischen Ge(n)simundus als historisches vorbild für den alten Hildebrand hat wohl allseitige zustimmung gefunden. Damit stellt sich neben die eine möglichkeit, dass deutsche, durch die Franken übermittelte Hildebranddichtung im norden mit dem bruderzwiststoff verschmolzen sei, die andere, dass diese verschmelzung sich schon in der hand der Ostgoten vollzogen habe. Welche von beiden möglichkeiten vorzuziehen ist, muss die untersuchung erweisen. Für die zweite hätte man sich zu entscheiden, wenn auch die deutsche Hildebranddichtung selbständige und von der nordischen Hildebranddichtung unabhängige beziehungen zum Hunnenschlachtliede aufwiese. Dann ergäbe sich ein gotisches lied, das Hunnenschlacht und Hildebrandsschicksal in eins verschmolzen hätte, als der wahrscheinliche quellpunkt. Und das ist in der tat der fall.

Im Hunnenschlachtlied hebt sich als markante persönlichkeit der alte ziehvater Angantýrs, Gizurr, heraus. Er hat im lied zwei indi-

1) E. Mogk, Die älteste wanderung der deutschen heldensage nach dem norden. Festgabe für Rud. Hildebrand s. 1 ff.

viduelle auftritte, die scheltrede gegen Hlōð, in der er ihm den vorwurf seiner unechten geburt entgegenschleudert, und den kundschaftsritt zum feindlichen heer. Dieser zweite auftritt verläuft so, dass der könig mit freigebigem anbot vergebens einen seiner mannen zu dem gefahr-vollen ritt zu werben versucht, bis sich endlich Gizurr ohne goldenen lohn dazu erbietet. Er trifft das Hunnenheer und ruft es an; den speer schleudert er hinein und weiht damit die feinde Ódinn zum opfer. Da ruft Hlōð, man solle Gizurr Grýtingalíði ergreifen, Humli aber wehrt ab, dass die masse über den einzelnen herfalle. So kommt Gizurr unverletzt davon und berichtet seinem herrn von der unüber-sehbaren Hunnenschar. Nach dieser scene der Hunnenschlacht hat Saxo eine episode seines sechsten buches gestaltet und sie an Frotho III. (= Angantýr) und Ericus (= Gizurr) geknüpft. Auch hier finden wir den prächtigen auftritt des einsamen späher's gegenüber den wimmelnden massen. Aber es ist eine zweifellose störung, wenn hier Ericus das sittengebot: einer soll nicht von vielen angegriffen werden, im eigenen interesse selbst geltend macht.

Der soeben näher analysierte auftritt Gizurs hat seine deutliche entsprechung in der deutschen Hildebrandtradition, die eine typische scene herausgearbeitet hat: 'Hildebrand auf der wart'. Und zwar ist diese scene im kontext der Rabenschlachtdichtung entwickelt, deren kern entschieden ostgotischen ursprungs ist. Am klarsten ist die situation in der fassung der Rabenschlacht bewahrt, die, vielfach von der Heinrich des Voglers abweichend, der Thidrekssaga als vorlage gedient hat. Die sehr ausführliche und keineswegs klare darstellung der saga reflektiert hier nur den ebenso gearteten, angeschwellten und breit epischen aufbau der deutschen quelle, die mit den komplizierten und schwankenden freundschafts- und feindschaftsverhältnissen arbeitet, die der historisierenden Dietrichdichtung eigen sind. In der nacht vor der grossen schlacht reitet Hildebrand durch eine furt auf kund-schaft gegen Erminriks lager jenseits des flusses, er stösst auf einen anderen einsamen reiter, in dem er seinen alten freund Ræinald er-kennt, der doch Erminrik treu geblieben ist. Ræinald erklärt Hildebrand die gliederung von Erminriks heer. Als sie zu Dietrichs lager um-kehren wollen, damit Hildebrand Ræinald denselben dienst erweise, begegnet ihnen eine bewaffnete schar, *vardmenn* Sifkas, mit denen es zu einem vorübergehenden zusammenstoss kommt. Doch gelangen Hildebrand und Ræinald über den fluss zu Dietrichs lager, über dessen aufbau Hildebrand dem freunde umständlichen bericht gibt. Dann trennen sich beide in freundschaft und kehren zu ihren lagern

heim¹. Als Ræinalld bei den seinen ankommt, findet er Sifkas zelt in aufruhr und zurüstung zur verfolgung des von den *vardmenn* gemeldeten Hildebrand. Da tritt Ræinalld Sifka entgegen und droht, dass der weg zur verfolgung Hildebrands nur über den kampf mit ihm selbst und seiner schar gehe; er wolle Erminrik wohl treue halten, 'aber nicht kann ich euch das gestatten, dass ihr Hildebrand erschlagt, während er allein davonreitet'. Hildebrand kommt zu Dietrich und berichtet, was er gesehen hat. Reduziert man diesen episch verbreiteten und in mehrere auftritte zerdehnten bericht auf seinen kern, so erhält man die Gizurrepisode des Hunnenschlachtliedes. Hildebrand-Ræinalld-Sifka entsprechen Gizurr-Humli-Hlōð. Der alte königspfleger reitet einsam aus, dem feindlichen heer entgegen, um es zu erforschen. Als man seiner ansichtig wird, will Sifka-Hlōð ihn angreifen und erschlagen, aber Ræinalld-Humli tritt für ihn ein; man soll den einsam reitenden kundschafter nicht mit übermacht überfallen. So kehrt er heim und kann berichten, was er gesehen hat.

Die scene: 'Hildebrand auf der wart' ist in der deutschen dichtung typisch geworden. Für die Rabenschlacht haben wir das zeugnis der saga anzurufen, da die deutsche Rabenschlachtdichtung die scene abgeblasst hat bis auf eine blasse aufzählung der feindlichen scharen durch Hildebrand vor Dietrich (str. 474 ff.), also den alten schluss. Aber Dietrichs flucht, die überall die Rabenschlacht ausschreibt, macht sich das motiv zweimal zunutze; sie schickt Hildebrand jeweils selbst auf die wart (3150 ff., 6141 ff.), ohne doch das motiv 'einer gegen viele' poetisch auszuwerten. Abermals sehen wir Hildebrand auf der wart in Alpharts tod (str. 327 ff.) bei dem entsatzzug von Breisach her. Auch hier reitet Hildebrand zunächst mit vier andern aus, aber von str. 338 an löst er sich von den genossen los, und bei dem zusammenstoss mit dem feindlichen haufen ist er allein. Wie Ericus bei Saxo verbirgt er seinen namen, wird aber erkannt und bedroht. Das motiv 'einer gegen viele' kommt zur entfaltung, doch in der stereotypen form der mhd. epik, dass der held den massenkampf aufnimmt. Die alte kriegerethik des Gizurrauftrittes ist verklungen. Aber der hauptinhalt des gedichtes, die wart des jungen Alphart ist

1) Nebenbei ein interessanter beleg für die wandlung der gefolgschaftsethik mit ihrer leidenschaftlichen parteinahme für den gefolgsherren zu einer mechanisch nüchternen lehenauffassung, die den einzelnen zwar zur heerfolge bei dem lehns herren zwingt, aber auf seine persönlichen neigungen und abneigungen keinen einfluss hat. Wie anders tiefgreifend behandelt noch das Nibelungenlied dasselbe problem in Rüdigers seelenkonflikt.

ganz darauf aufgebaut. Er selbst schlägt das thema vor dem ausritt an:

str. 99. *sol einer nâch dem andern an mich ze strîte gân,
alsô ez von alter her reht ist gewesen,
in stürmen und in strîten getrûwe ich harte wol genesen.*

Das alte ehrenhafte kampfgebot wird denn auch hier wie im Hunnenschlachtlied von dem anständigsten seiner feinde zu seinem schutze geltend gemacht. Als hüter alter sitte tritt ein grauer ritter für ehrlichen kampf ein.

str. 162. *si wolten alle ze mâle ûf in geslagen hân.
dô sprach ein altêr ritter des müest wir immer laster hân.*

str. 163. *in bestê der man besunder, als ez reht sî gewesen.*

Das ist ganz die alte scene, die dann freilich mit der gefühllosigkeit dieser epik für stil doch wieder zu dem üblichen kampf des einen gegen die masse weitergeführt wird. Noch einmal wird der grundsatz in Alpharts letztem kampf mit Witege und Heime hervorgekehrt. Alphart selber sagt:

str. 279. *ez geschach nie mêr daz zwêne einen sint an gegân:
welt ir ez an mir heben, des müezet ir immer laster hân.*

Das mhd. Alphartlied hat freilich so wenig wie der dän. geistliche Saxo gefühl für den ethischen ernst der alten kriegeregeln, wenn er sie dem angegriffenen, nicht dem angreifer in den mund legt¹. Hören wir nun dieselbe maxime dem kampf Ásmunds und Hildebrands in der Ásmundarsaga als leitwort vorangestellt (*hann kvað einn skyldi einum ímót koma*), so schliesst sich hier ein fester kreis von dichtungen zusammen. In allen drei gedichten der historisierenden Dietrichdichtung, Rabenschlacht, Flucht und Alphart, kommt die typische scene 'Hildebrand auf der wart' zur verwendung; sie wirkt sich in der eigentlichen wartdichtung, Alpharts tod, weiter aus und ist hier sowie in der Rabenschlachtvariante der Thidreksaga am stärksten, nicht nur auf das epische bild: 'einer gegen viele', sondern spezieller auf das ehrgebot: 'einer ist vor dem angriff vieler sicher' eingestellt, das endlich in der nordischen Hildebrandsdichtung wieder hervortritt. Schliesslich wäre es verlockend, das alte Hildebrandslied selbst in diesen kreis einzuziehen und sich die rahmensituation zu dem tragischen

1) Diese ausführungen decken sich, wie ich erst nach ihrer niederschrift feststellen konnte, zum teil mit dem, was Neckel in seinem hübschen aufsatz über christliche kriegerethik (Zfda. 58, 233 ff.) zu dieser stelle gesagt hat.

kampf so zu denken, dass sie durch Hildebrands wartmotiv bestimmt ist. Als späher und bote wie im Hunnenschlachtlied vorausreitend, trifft Hildebrand auf seinen sohn und tritt in den verhängnisvollen kampf ein¹.

Der quellpunkt dieses motivs und seiner dichterischen handlung nach beiden seiten hin ist das Hunnenschlachtlied, das also die deutsche dichtung in einer ihrer typischen Hildebrandsituation beeinflusst hat. Das ist um so bedeutsamer, als Hildebrands repertoire nicht eben reich ist. Die allgemeine und überall wiederkehrende aufgabe des alten waffenmeisters und königspflegers ist nur zu wenigen, speziell umgrenzten und charakteristischen auftritten ausgemünzt. Neben dem kampf mit dem eigenen sohn, der aber älter und tiefer ist als seine waffenmeisterrolle, sind es eigentlich nur der wartmann, der länderkundige wegweiser und der besorgt seinem abenteuernden herrn nachreitende erzieher, während die scene, in der Hildebrand Dietrichs verzagtheit durch einen aufreizenden schlag in wilden kampfzorn verwandelt, wohl erst jünger ist: die doppelte wirkung der Hunnenschlacht auf nordische und deutsche Hildebranddichtung, die damit erwiesen ist, bringt nun auch die entscheidung der zuvor gestellten frage nach dem ort der berührung. Sie kann nur in gotischen händen stattgefunden

1) Die beziehungen zwischen Hunnenschlachtlied und Rabenschlacht sind mit dem oben ausgeführten vielleicht nicht erschöpft. Es ist nicht undenkbar, dass die grosse entscheidungsschlacht überhaupt nach dem Vorbild der älteren völkerschlachtdichtung gestaltet wäre. In dem nachlass von W. von Unwerth fand ich ein notizblatt, aus dem hervorgeht, dass er an eine solche möglichkeit gedacht hat. Zweifellos hat die gesamtsituation eine starke ähnlichkeit. Ein gotischer reichs- und thronprätendent tritt auf, um mit hilfe des hunnischen königs seine ansprüche zu verwirklichen. In ältester dichtung konnte wohl auf Dietrich, dem sohn der beischläferin Erelieva, der vorwurf unechter geburt lasten wie auf Hlød des Hunnenschlachtliedes. Über Dietrichs mütterliche herkunft schweigen ja noch die mhd. dichtungen mit ausnahme der töricht konstruierenden 'Flucht' hartnäckig. Die ansprüche Dietrichs werden in einer gewaltigen schlacht ausgetragen, deren dimensionen zum teil mit ähnlichen formeln geschildert werden wie die der Hunnenschlacht. Beide dichtungen kennen endlich die oben eingehender analysierte scene des alten königspflegers auf der wart. Die beziehungen sind also wirklich nicht gering. Für eine breitere wirkung des Hunnenschlachtliedes auf deutsche dichtung ist ferner die bekannte stelle des Waltharius manu fortis heranzuziehen, in der Etzel seinen Hunnen überreichen lohn verspricht in ganz ähnlichen formeln wie Angantýr seinem bruder reichen anteil am erbe zusichert. Diese schon von J. Grimm erkannte gleichheit der formel hat zuletzt G. Neckel (Germ.-rom. mtschr. 9, 216 ff.) behandelt und weiteren zusammenhang der beiden dichtungen wahrscheinlich zu machen gesucht. Bei dem hohen alter der Hunnenschlachtdichtung ist die richtung der beeinflussung von vorneherein festgelegt, der Waltharius ist der nehmende.

und von dort aus nach Deutschland und Skandinavien hinüber gewirkt haben.

Wir gewinnen so eine gesamtübersicht über die älteste entwicklung. Im zusammenhang der Hunnenschlächtdichtung mit ihrem bruderzwist wird Gesimundus, – in nord. form Gizurr Grýtingalidi besungen, Cassiodors notiz damit bestätigt. Ein anderer ostgotischer held in ähnlicher königspflegerrolle ist Hildebrand, zugleich träger des tragischen motivs vom kampf des vaters mit dem sohn. Hildebrand, als poetische schöpfung der jüngere, erfährt bald entscheidende beeinflussung von der dichtung über Gesimundus, sodass ein gotischer dichter eine volle verschmelzung der beiden tragischen sippenkämpfe unter Hildebrands namen vollzog. Diese dichtung hat der norden direkt von den Goten übernommen und sie wesentlich umgestaltet. Eine auf dieser grundlage ruhende nordische Hildebranddichtung ist die epische folie zu Hildebrands sterbelied und der liedmässige kern der späten prosadarstellung in der Ásmundar saga kappabana, deren spezifisches, romantisches Wikingermilieu natürlich abzuziehen ist. Sehr viel später, nicht vor dem 11. jahrhundert ist die deutsche Hildebrandversion dem norden bekannt und oberflächlich mit der vorhandenen Hildebranddichtung verflochten worden.

5. Die deutsche entwicklung.

Nachdem so die nordische entwicklung und ihr zusammenhang mit der deutschen dichtung klargestellt ist, bleibt es noch übrig, auf die wandlungen des deutschen zweiges einen blick zu werfen. Auch dieses oft besprochene problem lässt sich doch unter einen neuen gesichtspunkt stellen.

Wir haben ja hier das seltene glück, einer 700jährigen entwicklung folgen zu können, indem am eingang und schluss der deutschen heldendichtung im älteren und jüngeren Hildebrandslied derselbe stoff nicht nur dichterisch verwendung gefunden hat, sondern auch in derselben form als geschlossenes einzelglied behandelt wird. Zwischen diesen beiden endpunkten der entwicklung steht die erzählung der Thidrekssaga, die schon starke verwandtschaft mit dem jüngeren Hildebrandslied (j. H.) zeigt und uns einen terminus ante quem für die umgestaltung der alten tragischen dichtung in die gemütliche des j. H. liefert. Die formal gleichartige behandlung desselben stoffes in so weit geschiedenen zeiten pflegt als ein musterbeispiel dafür zu gelten, wie derselbe stoff über alle wandlungen des stils und der anschauungen hin doch seine liedhafte grundform durch die jahrhunderte

bewahrt. Die entwicklungsgeschichte des Hildebrandstoffes zu verfolgen, bedeutet also hauptsächlich, dem wandel des zeitgeschmacks nachzugehen, der sich innerhalb desselben rahmens verschieden auswirkt. So etwa hat, freilich nur kurz andeutend, zuletzt Heusler in Hoops reallexikon unter dem stichwort Hildebrand die sache gefasst. Das j. H. dient damit gleichzeitig als eines der faktischen beweisstücke für das fortleben der altgermanischen liedtechnik, für das als zweiter beleg das niederdeutsche lied von Ermenrikes dôt gilt. In der festschrift zum sechzigsten geburtstag von Th. Siebs¹ habe ich diese bewertung des Ermenrikliedes zu erschüttern und dieses selbst in einen ganz andersartigen zusammenhang mit der ausgebildeten dänischen volksliederdichtung zu setzen versucht. Für das j. H. kommt ähnliches nicht in frage; seine entwicklung hat sich in der tat ganz auf deutschem boden vollzogen, aber doch vermutlich anders, als man im allgemeinen annimmt.

Der entscheidende unterschied zwischen dem alten fragment und dem j. H. liegt in dem ausgang, der dort tragisch, hier versöhnlich ist. Aber dieser ausgang ist natürlich keine isolierte erscheinung, sondern die ganze anlage muss auf ihn eingestellt sein. Im alten fragment hat der vater den sohn getötet in einem ernsthaften kampf, trotzdem er ihn erkannt und sich ihm zu erkennen gegeben hat, dem gebot der ehre folgend, da der sohn ihm kränkend den glauben verweigert. Im j. H. weiss Hildebrand von vorne herein, mit wem er kämpfen wird, noch ehe er mit dem sohn zusammenstösst, und er sucht den kampf nur, um die kraft des sohnes zu erproben, seinen übermut zu dämpfen. Dagegen weiss der sohn nicht, wer sein gegner ist, die ganze pointe ist vielmehr, dass jeder den eigenen namen verschweigt und den andern zu zwingen versucht, sich durch nennung seines namens als überwunden zu erkennen. Dieser zwang gilt gegenüber der freiwilligen und selbstverständlichen selbstpräsentation der kämpfenden im alten lied als eine ritterliche schande. Der sohn verweigert also, auch als er überwunden ist, dem vater die namensnennung, sodass Hildebrand schliesslich keinen andern ausweg weiss, als sich freiwillig selbst zuerst zu nennen, was ihm als sieger kein vorwurf sein kann. Sobald diese frage ritterlicher ehre gelöst ist, erfolgt unmittelbar die versöhnung und der fröhliche heimritt.

Es ist also nicht nur eine verschiebung der tatsächlichen vor-

1) Beiträge zur deutschkunde, festschr. Th. Siebs zum sechzigsten geburtstag dargebracht. Emden 1922 s. 22-38.

gänge, sondern eine umstellung und veräusserlichung des ethos in den beiden Hildebrandsliedern, oder vielmehr die vertauschung ethischer gegen konventionelle triebkräfte. Im alten fragment ist es das ernste gebot der mannesehre, das den vater dazu zwingt, das schwerste schicksal auf sich zu nehmen und den sohn wissentlich mit eigener hand zu töten. Im j. H. ist der kampf von vornherein als ein ritterliches messen der kräfte gedacht, ein spiel, dessen pointe eine rein ritterlich höfische und formelle ehrenfrage, die namensnennung ist; der altgermanische held kannte diese ehrenpflicht nicht, noch dem Nibelungendichter ist sie unbekannt, als Siegfried herausfordernd an den Burgundenhof kommt; auch die Kudrun kennt sie nicht, verwendet vielmehr die selbstpräsentation z. b. in Ludwigs letztem kampf, str. 1432. Das höfische epos dagegen arbeitet ständig mit diesem aus Frankreich stammenden paragraphen des ritterlichen ehrenkodex, und wo der höfische stil das volksepos beherrscht, wie etwa im Biterolf, dringt auch diese anschauung mit ein. Insbesondere scheint mir Wolframs so populär gewordener Parzival für die umgestaltung des Hildebrandliedes von bedeutung geworden zu sein. Ich denke dabei an den zusammenstoss zwischen Parzival und Feirefiz (15. buch, 745 ff.). Parzival trifft hier unerkannt auf seinen bruder Feirefiz, und da keiner dem anderen seinen namen nennen will, kommt es zum kampf. Parzival wird besiegt, will aber lieber sterben, als seinen namen kundtun. So entschliesst sich der sieger, Feirefiz, sich zuerst zu nennen, und das führt zu unmittelbarer erkennung und versöhnung. Dies ritterliche schema des verwandtenkampfes hat die darstellung des j. H. hervorgerufen. Wie beliebt und zugkräftig es war, ersieht man daraus, dass es in der deutschen heldendichtung noch einmal verwendung fand in Siegfrieds kampf mit seinem neffen Amelung, den die Thidreks-saga in ihren Bertangazug eingefügt hat, und der nur eine variante des schemas des j. H. ist, denn auch hier weiss Siegfried von vornherein, wer ihm gegenübersteht und unternimmt den kampf nur, um seinem übermütigen neffen einen denkbettel zu erteilen. Auch der scherzhafte kampf zwischen Alphart und Hildebrand im Alphartliede dürfte zu derselben gruppe mit demselben schema gehören, worauf Jiriczek in seiner Heldensage aufmerksam macht. Jedesfalls wird durch die zentrale stellung der namensfrage im verlauf der ereignisse das j. H. in eine gruppe von produkten gerückt, in denen die alten heldenstoffe sich bis in ihren kern hinein stärker als etwa das Nibelungenlied mit ritterlichem denken und wesen durchsetzt haben, eine gruppe, deren hauptvertreter der Biterolf ist. Schon diese erwägung

macht es zweifelhaft, ob das j. H. tatsächlich nur als ein rein volkstümliches, kurzes lied existiert hat.

Man kann in dieser richtung der kritik weitergehen. Das alte fragment beginnt mit dem zusammenstoss zwischen vater und sohn *undar heriun tuóm*. Das jüngere lied hat eine vorbereitende scene von vier stropfen davorgeschoben. Hildebrand äussert seinen wunsch, nach Bern zu frau Uote zu reiten. Da warnt ihn herzog Abelon vor dem jungen Alebrand, von dem er 'angerannt werden würde'. Hildebrand aber freut sich auf diese begegnung und will dem sohn einen tüchtigen denkzettel geben, an dem er ein jahr lang zu tragen haben soll. Dietrich von Bern legt jedoch ein gutes wort ein, da der junge herr Alebrand ihm von herzen lieb sei. Die scene führt also in das kleine stück mit seinen zwei oder — frau Uote eingerechnet — höchstens drei personen, zwei weitere persönlichkeiten, herzog Abelon und Dietrich von Bern unvermittelt ein, ohne dass sie im verlauf der haupthandlung eine rolle spielen. Die liedhafte einheitlichkeit und geschlossenheit der fabel wird damit nach vorne zu völlig durchbrochen. Eine ähnliche durchbrechung der liedmässigen abrundung ist auch für den schluss erweislich, wo nur die korraption des textes den überblick erschwert. Von dem MSD³. II, 26 ff. mitgeteilten kritischen text der drucke können die abschlüsse beider gruppen als ganz jung nicht in betracht kommen. Weder die flickzeilen der gruppe aik, noch die entlehnung aus der Möringerballade im rest der drucke gehen über die archetypi zurück. Etwas besser steht es mit den handschriften, die einen vollständigeren schluss bieten. Von ihnen kommt in erster linie Kaspar von der Rhön in betracht, demnächst die niederländische version und die Wolffenbüttler hs. Letztere war mir hier nicht zugänglich. Das kleine Wiener fragment, mitgeteilt in von der Hagen-Primissers Heldenbuch ist verworren und wenig aufschlussreich. Kaspars text ist in vielem natürlich wieder ein greuliches machwerk, ist uns aber hier wichtig als der vertreter einer längeren version, die sonst nur noch in niederländischer übersetzung vorhanden ist¹. Weder

1) Die längere version verteilte die reden zwischen mutter und sohn (str. 19 der drucke) auf zwei stropfen. ebenso sah die vorlage der druckversion aus, denn str. 20, 1 gehört noch zum alten bestand. Den rest schnitten die drucke zugunsten ihrer verkürzenden schlüsse weg. Kaspar macht drei stropfen (24—26) daraus, von denen 26 ganz und 25, 5—8, seine eigene mache sind. 24—25, 5 werden grösstenteils durch das verworrene Wiener fragment gedeckt, von dessen 16 halbzeilen 11 teilweise stark umgestaltet, bei Kaspar wiedererscheinen. Die letzte zeile der ersten strophe des Wiener fragments ist ausgemachtes flickwerk, ebenso die zweite halb-

Kaspar noch N. schliessen mit der erkenntnisszene zwischen Hildebrand und Uote ab, die ein gegebener schluss für den versöhnlichen ausgang waren, wenn es nicht mit dem abschluss des kampfes genug sein sollte. Vielmehr beschliessen die herren und Uote nach der erkenntnisszene, sich nunmehr nach Bern zu begeben. Trotzdem die eingangsstrophe also voraussetzte, dass Hildebrand in Berner gebiet bineintritt, um mit seinem sohn zusammenzutreffen, ist Uotes burg nicht Bern, sondern es schliesst sich ein ritt dorthin an. Bei Kaspar lautet die strophe:

*Sie het irn hoff alleine, fraw Gut und auch ir sun
der alt Hilprant gemeine, der must zu hoff sein nun
inn Lamparten zu Berren, do hin stund im sein syn,
er gesegnet si in eren vnd reit do mit do hin.*

Wie der anfang eine nicht liedmässige personenerweiterung, so bringt also der schluss eine unnötige lokale erweiterung, die aus dem lied allein nicht zu verstehen ist. Anfang und schluss des j. H. überschreiten den alten rahmen in einer weise, die nicht aus stil- und formgründen motiviert werden kann, sondern auf reste einer umfanglicheren darstellung mit einer grösseren menge von auftritten, personen und schauplätzen weist.

In einen breiteren epischen rahmen, der geeignet ist, anfang und schluss des j. H. zu erklären, spannt den stoff nun tatsächlich die Thidrekssaga ein. Der kampf Hildebrands mit seinem sohn wird hier zu einer episode in dem gesamtverlauf von Dietrichs heimkehr, in einer form, die dem versöhnlichen ausgang des j. H. sehr nahe steht. Edzardi, Germania 19, 316 f. hat die wörtlichen parallelen zusammengestellt. Der nordische text des 13. jahrhunderts ist mehrfach besser als das j. H.; dass das junge lied den ausruf Hildebrands *'den streich lert dich ein wib'* missverstanden hat, während die saga den richtigen zusammenhang bietet, ist schon früh erkannt und zur erklärang des alten liedes mit benutzt worden. Die dreifach gestaffelte anlage des kampfes, jeweils mit einer ruhepause und dem versuch eines gütlichen ausgleichs, ist sicher nicht erfindung des sagamannes sondern grössere epische ausführlichkeit seiner quelle. Dem kampf Hildebrands mit Alebrand geht in der saga eine andere episode voran. Als Dietrich und Hildebrand auf ihrem einsamen ritt in der nähe des heimatlandes ankommen, treffen sie auf eine burg, die dem herzog Ludwig und

zeile der ersten langzeile. Die längere version Kaspars wird also gegenüber der knapperen der drucke als ursprünglicher erwiesen.

seinem sohn Konrad gehört. Ihnen als alten getreuen gibt sich Dietrich zu erkennen, hört von ihnen die freudenkunde von Ermenrichs tode und erfährt die erste huldigung als rechtmässiger herr des landes. Nach dieser begegnung will Hildebrand nach Bern voranreiten, um womöglich seinen dort waltenden sohn zu treffen. Konrad begleitet ihn ein stück weg, und schildert ihm warnend die stärke und kampf-lust Alebrands. Und als Hildebrand nun gerade beschliesst, den jungen helden zu bestehen und ihn zur nennung seines namens zu zwingen, rät Konrad ihm an, dem jungen recken gegenüber lieber freundschaftlich aufzutreten. Der ausführliche, auf breiter deutscher quelle beruhende bericht der saga gibt uns die erwünschte erklärung für den anfang des jungen Hildebrandsliedes. Der rätselhafte herzog Abelon, der warner, ist der junge Konrad der Thidrekssaga. Er führt im lied den herzogtitel wie Ludwig und Konrad in der saga. Der sagamann kann seine erzählung nicht den kurzen eingangsstrophen des j. H. entnommen haben, allein die namen Ludwig und Konrad verbieten eine solche annahme. Sie müssen vielmehr der saga in ihrer deutschen quelle bekannt geworden sein, deren episch-breite erzählungsweise die saga getreulich widerspiegelt. Die Ludwigepisode und die Alibrandepisode haben in dieser quelle ein ganzes gebildet, und dieses liegt zeitlich und quellenmässig vor dem jüngeren Hildebrandsliede. Damit ist die liedhafte überlieferung bereits durchbrochen, eine solche zusammenstellung zweier ganz heterogener episoden gehört der epischen darstellung an.

Man kann jedoch weiter gehen. Die deutschen namen Ludwig und Konrad konnte der Norweger nur aus seiner deutschen quelle haben. Wenn das j. H. statt Konrad einen anderen namen zeigt, so weicht es damit von der zu erschliessenden vorstufe des 13. jahrhunderts ab. Das lied nennt den warner Abelon oder ähnlich (eir, Kaspar von der Rhön, N), Amelon (l), Abelunc oder ähnlich (abedfgmop), Amelung (knqWV). Von diesen formen gibt nur Amelung (dazu die leichten entstellungen Abelunc, Awelung) einen guten reim und eine vernünftige anknüpfung an bekannte deutsche heldendichtung und ist daher vorzuziehen.

Wiederum kann die rückkehrdichtung der Thidrekssaga zur erklärung herangezogen werden. Unmittelbar vor der erkenntnisszene mit herzog Ludwig hat Dietrich einen feindlichen anfall durch den jungen jarl Elsung zu bestehen, der alte unbill rächen möchte. Mit ihm reitet sein junger schwestersohn Anlungr = Amelunc. Diese kampf-szene ist durch die trotzig-verweigerung aller auskünfte auf dasselbe

ritterlich-höfische niveau gestellt, wie die Alebrandepisode, und zeigt überhaupt keine geringe verwandtschaft mit dieser. Doch ist ihr ausgang blutiger. Elsung und die meisten seiner ritter fallen. Nur Aumlungr hat ein freundlicheres geschick; er kämpft mit Hildebrand, der ihn überwindet, aber verschont, und dem er zum dank von Ermenrichs schwerer krankheit kunde gibt, wie nachher Konrad von Ermenrichs tode. Auch Aumlungr ist keine erfindung des sagamannes. Mit Elsung und Amelung stehen wir vielmehr, was hier nur kurz angedeutet werden kann, auf dem boden des Bayernabenteuers des Nibelungenliedes. Dort wird neben dem herzog Else der 'Elses man Amelrich' genannt, für den sich Hagen auf rat der meerfrauen ausgibt. Die hier behandelte episode von Dietrichs heimkehr in der saga muss also irgendwelche deutschen vorstufen haben, die dem Nibelungenliede nahe standen. Wir haben also folgende konstellation: die Thidrekssaga kennt aus ihrer deutschen quelle einen Amelung, der sich in seiner rolle mit dem gleich darauf folgenden Konrad stark berührt. Das j. H. bietet an einer stelle, die der Konradepisode der saga entspricht, den Namen Amelung. Dieser befund lässt nur den einen schluss zu, dass dem j. H. eine dichtung voraufliegt, die Amelung und Konrad nebst ihren von der saga überlieferten rollen gekannt hat, und dass das j. H. die beiden figuren zu einer einzigen verschmolzen hat. Wir werden damit auf eine deutsche dichtung geführt, in der die drei szenen: Amelung – Ludwig und Konrad – Alebrand in derselben reihenfolge wie in der saga zu einer erzählungskette verbunden waren, und diese deutsche dichtung ist die vorstufe des j. H., d. h. aber, dass wir noch weiter fort von einer liedhaften zu einer epischen darstellung geführt werden und zwar zu einem epos, das Dietrichs heimkehr zum stoff hatte¹. Die Aumlungrszene der saga hat mit dem j. H. ausser dem namen noch den auffälligen zug gemein, dass der junge gegner den ergrauten helden Hildebrand verächtlich androht, ihm den bart auszuraufen. Solange das j. H. als vertreter einer stets liedmässigen tradition gelten konnte, war man in der tat berechtigt, von zerdehnung in der saga zu sprechen. Der alte stoff vom kampf des vaters mit dem sohne hätte dann eine reihe ausgeprägter motive besessen, die in der saga auf zwei auftritte verteilt wurden, von denen der des jungen Aumlungr der jüngere war. Solche

1) Auch die phantastische, nach spielmännischer gewohnheit schmeckende lokalisierung Aumlungs in Babylon dürfte der deutschen quelle der saga angehört haben. Sollte es möglich sein, dass sie den anstoss zu der namensform Abelon gegeben hat?

epische zerdehnung mag wirklich einmal eingespielt haben, doch nicht in der saga, sondern in deren epischer quelle. Sobald aber auch für das j. H. eine episch breite vorstufe feststeht, ist auch für das bartmotiv das verhältnis des j. H. zu der Aumlungrepisode anders zu beurteilen. Es muss auch dies motiv beim zurechtschneiden der jungen liedform aus der älteren epischen darstellung von der Aumlungrepisode herübergelohnt worden sein.

Wie die einleitenden, so führen auch die schlusstrophen in die episch breite darstellung der Thidreksaga hinein. Die längeren versionen des j. H. schliessen wie erwähnt mit einer kurzen andeutung, dass die wiedervereinigten sich nun nach Bern aufmachen. So berichtet auch die saga im anschluss an die erkenntnisszene und als einleitung der nun folgenden ereignisse: *epter þat taka þeir sína hesta og ríðu til Bernar*. Man sieht, dass der schlusstrich des liedes nicht an einer markierten grenzstelle im sagatext gezogen werden kann. Der aufbruch nach Bern ist nicht der beruhigende abklang des aufregenden zusammenstosses zwischen vater und sohn, sondern der auftakt zu den nun folgenden kriegerischen schlussereignissen. Bern ist der ausgangspunkt der aktion Dietrichs gegen Sibeche und der versammlungsort des heeres, mit dem die aktion durchgeführt werden soll. Hier empfängt Dietrich die ersten öffentlichen lehnsuldigungen und regelt die lehnsverhältnisse neu. Von dieser sehr breiten darstellung ist begreiflicherweise nichts in dem lied vorhanden. Aber der erste schritt des ganzen, der aufbruch Hildebrands nach Bern ist doch berichtet und ist uns ein zeugnis dafür, dass das j. H. auch hier nur ein ausschnitt aus einer ausführlichen epischen darstellung ist. Die art, wie dieser zug nach Bern bei Kaspar v. d. Rhön berichtet wird, dass Hildebrand in *'Peren inn Lamparten zu hoff'* sein musste, lässt doch den offiziellen charakter dieser lehnsversammlung noch sehr wohl empfinden.

Als gesamtresultat ergibt sich also, dass das j. H. kenntnis der ganzen heimkehrdichtung von der Amelungepisode bis zum beginn der schlusskämpfe verrät und am anfang und schluss überschusstücke hat, die sich genau in den sagaverlauf einpassen. Da die saga selbst als quelle des j. H. natürlich nicht in frage kommt, so werden wir auf eine deutsche epische dichtung des 13. jahrhunderts gedrängt, die als gegenstück zu Dietrichs Flucht als *'Dietrichs heimkehr'* bezeichnet werden kann. Dieses epos machte sich eine reihe älterer episoden verschiedener herkunft zunutze, und hatte die absicht, den zyklus von Flucht und Rabenschlacht, so wie er sich unter dem eindruck von

Dietrichs teilnahme an der Nibelungenkatastrophe gestaltet hatte, zum abschluss zu führen¹. Das so erwiesene epos näher zu analysieren, fällt aus dem rahmen dieser untersuchung. Nur andeutend sei gesagt, dass es zunächst mit motiven der Klage arbeitet und nach dem abschied von Etzel dem weg der Klage über Bechlarn nach Bayern folgt. Das Bayernabenteuer des Nibelungenliedes oder damit zusammenhängende dichtungen werden in dem vorsichtigen reiten der einsamen heimwanderer und in dem Elsungabenteuer ausgenutzt. Nach der sonst unbekanntem erzählung von Ludwig und Konrad wird dann Hildebrands kampf mit seinem sohn, der ja von anfang an seinen chronologischen hintergrund in Dietrichs rückkehr hatte, dem gesamt-komplex der rückkehrdichtung einverleibt. Für das entscheidende schlussgefecht bei Raan ist die Rabenschlacht selbst, für den ganzen historisch-politischen anstrich der grossen schlussaktion zeitpolitisches interesse massgebend gewesen. Dieser aufbau aus grösstenteils nachweisbaren motiven anderer dichtungen und der mehrfach betonte höfische einschlag in der ganzen lebensform und lebensauffassung bestimmen das epos von Dietrichs heimkehr als ein relativ spätes produkt und weist es der schicht später quellen zu, die wir neben recht altertümlichen in der saga beobachten können (herzog Iron, Herbut und Hilde u. a.).

Aus dem rahmen, in den so das j. H. tritt, verstehen wir nun auch besser die umstellung von tragischer zu freundlicher anlage. Sie geschah nicht aus einem allgemeineren, behaglicheren zeitgeschmack heraus, sondern aus der speziellen künstlerischen notwendigkeit der gesamtstimmung des werkes, in dem es nur episode war. Das alte fragment hat als deutlich gefühlten historisch-poetischen hintergrund Dietrichs kriegerische heimkehr, die in der Rabenschlacht, dem schweren und blutigen sieg über Otacher, gipfelte. Dazu stimmt die tragik des alten, getreuen waffenmeisters. Das mittelhochdeutsche epos der späten rückkehr führt Dietrich und Hildebrand als einsame wanderer in die heimat zurück, nachdem die Nibelungenkatastrophe die letzten getreuen hingerafft hat. Es ist die wehmütig stille erfüllung eines lebenstraumes, den die kraftanstrengungen der Rabenschlacht nicht hatten verwirklichen können, und die nun als späte frucht dem alternden helden von selber zureift. Die ergebung und wehmut dieses letzten glücks

1) Prinzipiell richtig ist das j. H. schon in v. Unwerth-Siebs Ahd. literaturgeschichte s. 67 bewertet, wo jedoch verständlicherweise die ausführliche einzelanalyse nicht gegeben werden konnte. Meine darstellung gibt das wieder, was in häufigen besprechungen mit W. v. Unwerth über die komposition der Thidrekssaga von uns für eine partie der saga gewonnen worden ist.

klings in den worten nach, mit denen Dietrich nach gewonnener schlacht den getreuen Alebrand begrüßt: 'gewiss ein glücklicher tag, aber wenn das glück neun jahre früher gekommen wäre, stände es besser um Amlungenland.' Die ganze heimkehr ist in matte, wolkenlose herbstbeleuchtung getaucht; wie sollten da grelle kontraste und starke schatten platz finden! Dietrich kehrt heim wie Odysseus; das schwerste ist durchlitten, die bösewichter haben ihren lohn dahin, das späte glück darf nichts mehr trüben. Unter dem druck dieses stimmungsmoments wurde die alte, hier unmögliche tragik des Hildebrandstoffes umgestellt auf eine darstellung, die den glücklichen ausgang von vorne herein verbürgt. Auch das Bayernabenteuer der saga hat deutlich diese freundliche und versöhnliche neigung. Dem dichter gieng es freilich nicht auf, wie sehr er den zur tragik geschaffenen stoff des kampfes von vater und sohn damit entwurzelte.

Ich glaube, dass diese neue beleuchtung des j. H. auch eine veränderte beurteilung der bekannten Marnerstelle verlangt, an der er sein repertoire aus der heldendichtung aufzählt. Unter den angeführten stücken befindet sich nach der Kolmarer handschrift auch: *von wittich und von heimen strit, von des jungen albrandes tot*. Holtzmann wollte Germania 5, 445 hier einen schreibfehler für 'Alphartes' erkennen, die stelle* also zusammen mit der vorangehenden zeile auf das Alphartlied beziehen. Strauch in seiner Marnerausgabe s. 36 drückt sich über die stelle höchst unklar aus. Er führt mit recht gegen Holtzmann aus, dass ein 'junger Alebrand' im bereich der deutschen heldendichtung als sohn Hildebrands existiere, der hinweis auf Alphart also unnötig sei. Zuletzt aber hebt er selbst diesen hinweis wieder auf und meint: 'die annahme eines versehens hat hier die grösste wahrscheinlichkeit'. Die gesamtDarstellungen von Jiriczek und Sijmons übergehen das Marnerzeugnis, scheinen sich also Holtzmann oder Strauch anzuschliessen. Aber wie soll man sich ein solches versehen denken? Wie soll aus dem text der Pariser Marnerhandschrift: *Sigfriedes ald hern Eggen tot* die Kolmarer fassung durch ein versehen entstanden sein? Oder wenn man wirklich von Alphart ausgeht, wie kommt dann Alebrand, der held eines glücklich endenden kampfes, durch ein versehen an diese stelle, die gerade nur seinen tod erwähnt? Ich glaube, man muss das Marnerzeugnis einfach nehmen wie es dasteht, nämlich als einen beweis für das fortleben der tragischen kampfversion noch um die mitte des 13. jahrhunderts. Dann wäre die Pariser version so aufzufassen, dass sie von einem aufzeichner stammt, der die glückliche form des rückkehrepos kannte, und der darum den

jungen Alebrand durch zwei bekannte tragische helden, Siegfried und Ecke, ersetzte. Nach der oben entwickelten entstehungsgeschichte der versöhnlichen version des Hildebrandstoffes ist diese nicht älter als die erste hälfte des 13. jahrhunderts, und ist in dem zusammenhang eines einzelnen, ganz bestimmten dichtwerkes entstanden. Das ältere einzellied mit tragischem ausgang, das noch im 12. jahrhundert dem skandinavischen norden bekannt wurde, hat natürlich daneben noch weiter existiert und kann um 1250 sehr wohl zum repertoire des fahrenden Marners gehört haben. Später ist es vergessen worden; die Pariser variante des Marnerspruches ist ein zeugnis dafür.

Ich habe hier versucht, der entwicklung des Hildebrandstoffes, sofern wir damit den kampf des vaters mit dem sohn bezeichnen, möglichst genau zu folgen, und stelle hier noch einmal kurz die resultate zusammen. Der Hildebrandstoff ist ostgotische lokalisierung eines alten epischen motivs vom kampf des vaters mit dem sohn auf eine vermutlich historische persönlichkeit. Indem der alte Hildebrand mit dem Gesimundus der ebenfalls ostgotischen Hunnenschlachtdichtung vermenget wurde, trat er auch in den dort geschilderten tragischen bruderkampf ein. Er wurde der held eines solchen, doch unter beibehaltung der alten Hildebrandtragik vom wissentlichen kampf innerhalb der sippe. Diese dichtung gab die grundlage für die weitere behandlung des stoffes im norden.

Der deutsche zweig zeigt die berührung der beiden genannten dichtungen in anderer form; der eigentliche Hildebrandstoff bleibt frei davon, der kampf des vaters mit dem sohn entfaltet ungehemmt seine tragik, indem er in den historisch-poetischen zusammenhang von Dietrichs schwererkämpfter rückkehr (Rabenschlacht) gestellt wird. Diese selbst zeigt wenigstens in der scene von Hildebrands wart, vielleicht aber in weiterer ausdehnung einfluss der Hunnenschlachtdichtung. Die tragische form des Hildebrandstoffes bleibt in Deutschland lange lebendig; sie wird im 12. jahrhundert dem skandinavischen norden bekannt, der sie seiner Hildebranddichtung äusserlich und ungeschickt einverleibt; sie ist noch für das 13. jahrhundert durch den Marners bezeugt. Die umgestaltung der Rabenschlachtdichtung, die mit rücksicht auf Dietrichs teilnahme an der Nibelungenkatastrophe mit freiwilliger neuer landflucht endigt, führt in der immer konsequenter ausgebildeten Dietrichbiographie zu einer letzten dichtung 'Dietrichs heimkehr'. Bewahrt ist uns diese in dem bewusstesten versuch einer harmonisierenden gesamt-darstellung von Dietrichs schicksalen, der norwegischen Thidrekssaga. In dieser dichtung wird der Hildebrandstoff

episode, die sich der gesamtstimmung anpassen, ihren tragischen schluss aufgeben und höfische motive aufnehmen muss. Die eignung des stoffes zum inhalt eines einzelliedes führt dazu, dass die episode, nun mit gemütlichem ausgang, aus dem epischen gesamt-komplex von neuem herausgelöst wird (j. H.). Die unsichere schnittführung lässt aber die angrenzenden teile der epischen darstellung noch wohl erkennen. Das j. H. kann also nicht als zeuge für eine fortdauernde liedhafte tradition auf dem gebiet der heldendichtung dienen.

GREIFSWALD.

H. DE BOOR.

DER ENGELBERGER PREDIGER

(Schluss.)

Fehlerhafte flexion in fremdworten und eigennamen wird oft dem abschreiber, der hie und da auch in der kapitel- und versangabe der perikopen irrt (Sb 1a, 7. 12a, 4), zur last zu legen sein: *vil ceremoniis* (acc. pl.) Sa 84b, 24; *dien phariseus* (dat. pl.) Sa 88b, 12. 21; Sb 74b, 13 (daneben aber auch richtige flexion); *novicius* (dat. pl.) Sb. 40b, 8; *das büch Genisi* (acc.) Sb 9b, 13; *und dar umbe liset man nach libri Regum libri Sapiencia* Sb 10b, 3; *vocabulum* als acc. masc. Sa 75b, 25; *fantasma* (nom. pl.) Sb 153b, 18; *Nemo assirū* (nom.) Sb 80a, 28 statt Naaman Syrus (Reg. 4, 5), vgl. die varr. *nennian*, *neuman* Sb 80b, 15. 16 = Wackernagel nr. 70 var. zu z. 136. 151. 152; *Yessi fannili* (= *famuli*) *Hely(sei)*: *Yessi was ein knecht Heliseus* Sb 80b, 13. 14. Dagegen kommen folgende entgleisungen auf rechnung des predigers: Sa 2a, 2 *uff den berg in montana*, vgl. Luc. 1, 39; Sb 204b, 30 *in der stat Cyrino* beruht auf einem missverständnis von Luc. 2, 2 *a praeside Syriae Cyrino*; Sb 205a, 14 ist *turris* (Cant. 4, 4) mit *currus* verwechselt (siehe oben s. 42); Sb 145b, 17. 22 *Zachäus ein fürste der sunderen* eine vermischung von Luc. 19, 2 *princeps publicanorum* und Luc. 19, 7 *peccator*; siehe übrigens p. A. Schott, Das messbuch der h. kirche (Missale romanum), 21. aufl., s. [74] anm. Die übersetzung der 9. strophe aus der fronleichnamssequenz *Lauda Sion salvatorem* (Sb 31b, 14 ff., siehe unten s. 215) greift fehl, indem sie vermutlich bei *interitus* an *interius* denkt und dieses durch *inwendig* wiedergibt: *in* (den fronleichnam) *nement bós und nement in güt, aber das los valt ungelich in inwendigem leben. er ist ein tot der bösen und das leben dien*

güten. – Vgl. auch Sb 135^a, 25 f.; 136^a, 8 f. *in die teil des keisers (Cesaris) Philippi* für *partes Caesareae Philippi* (Matth. 16, 13). Auf-
fallen muss auch die *fröw von Samaritun* Sb 63^a, 11. 14 (Joh. c. 4).

Schon Rieger hat bei Wackernagel s. 436 aus gelegentlichen anspielungen in den predigten unseres anonymus die zeit ihrer ent-
stehung nach 1350 angesetzt, da Sb 199^a (= Wackern. s. 595 z. 12 oben)
vom jubeljahr – nur dieses jahr kann neben der erwähnung von Avig-
non (Sb 198^a, 5. 199^a, 4. 15 = Wackern. s. 594 z. 3 unten, 595 z.
11 oben) in betracht kommen – geredet wird. Die *mannigvaltigen*
freisen, die ietzant sint in aller der cristenheit und wie recht sorgklich
es ietzant stat umb die lüt (Sa 121^b, 16 f. = Wackern. 69, 40 f.) kennen
wir auch aus Tauler und der Gottesfreundliteratur. Über die Strass-
burger verhältnisse zeigt sich der prediger wohlorientiert, wenn es
heisst: (Sa 92^a, 8 ff. = Wackern. s. 583 unten z. 3 ff.) *nu macht du*
niut gesprechen, das du sin (gottes wort) niut habest und du im niut
mugest nach gelouffen, so wirt es dir aber nach getragen subtilklicher
und minneclicher denne din die ze Strasburg in der stat sint und en-
mitten dar under sint. Es wirt dir nach getragen von den lieben
frunden gottes. Unt wirt dir menig lieplich buoch gesendet. Er will
damit wohl sagen, dass die weltabgeschiedenen nonnen von Engelberg
ihr geistliches leben nachhaltiger fördern könnten als die, welche dem
unruhigen städtischen getriebe in Strassburg ausgesetzt seien. Und
ähnlich lautet es Sb 82^a 7 ff. = Wackern. 70, 221 *es ist vil geistlicher*
menschen, die wenent inen well himelrichs und ertrichs gebresten, und
louffent mit ir sinnen und sorgen har und dar. ja! si louffent gen
Basel, gen Rom und gen Strasburg. ina! min kint, was wiltu gen
Strasburg umb holtz, du vindest sin doch hie genuog!: du bleibst doch
im gedränge, wenn du dich nicht ‘lassen’ willst. S. auch Sb 25^a, 22 ff.
(Wackern. s. 594, abschnitt 2, z. 13 ff.) man kann nicht zwei herren
dienen, nicht gott und dem reichthum. *min kint, nu muostu doch disú*
zergangklichen unnützen ding gar tiure kouffen, das du dinen got dar
umbe verliuest und dinen fride zersterest und din hertze (25^b) ver-
wirrest und din inwendikeit zerstræwest und du recht Strasburg wirst,
das alles das, das dise zit geleisten mag, guot und bæs, das das alles
stat in dir vindet. Davon wende dich ab und gehe zu dem, wo du
allein ewiges leben, freude und friede findest *ane alls kouffen.* Auch
hier ist also Strassburg als stätte des unruhigen verkehrs gedacht und
Wackernagel gab dem exzerpt den titel ‘Strassburger messe’.

Den bevorzugten heiligen des Engelberger klostere, s. Andreas und s. Benedikt, gelten besondere predigten an ihren festtagen: dem ersteren Sa nr. 3-5, s. Benedikt Sa nr. 8. 9 in anknüpfung an des Gregorius Vita s. Benedicti, vgl. auch Sa 102^b, 11. Gelegentlich sind zitate aus der Benediktinerregel¹ und zwar aus der deutschen im 13. jahrhundert zu Engelberg verfassten übertragung (Geschichtsfreund 39 (1884), 1 ff., s. dazu Braunes Beiträge 44, 483 ff.) entnommen: Sb 27^a, 6f. *die mönschen - die, do heissent selbweller* (sarabaitae) = 15, 23. 16, 7; Sb 131^b, 20 *ez ist úns ietz zit uf ze stan von dem slaffe* = 12, 7f.; Sb. 170^a, 19f. *der tot und das leben ist in dem gewalt der zungen* = 24, 18f. - Auf die legende der h. Agnes wird Sb 106^a, 18 angespielt: *Induit me dominus cyclade*, vgl. Mombritius, Sanctuarium 1, 41, 3, auf die h. Katharina Sb 152^a, 20 (Waekernagel s. 591, 286 ff.), auf die h. Teela und Paulus Sb 162^b, 1. Zusammen genannt werden des öfteren die h. jungfrauen Agatha (Sb 14^b, 7), Agnes(a) (Sb 14^b, 6. 79^a, 16. 106^a, 18. 132^b, 26. 205^b, 65), Ceecilia (Sb 92^a, 20. 132^b, 25. 205^a, 66), Katherina (Sb 79^a, 16. 92^a, 19. 99^a, 4. 132^b, 24. 205^a, 65), Margareta (Sb 14^b, 7. 79^a, 16. 92^a, 19. 99^a, 3. 132^b, 24. 205^a, 65).

Wie in der Gottesfreundliteratur spielt auch in unsern predigten Maria Magdalena eine vorbildliche rolle. Sie hat den vortritt vor allen jungfrauen: mögen auch die h. Margareta und Katharina *luterer von jugent* (lies *tugent*?) gewesen sein, so leuchtet sie doch vor allen *und das sighest du wol, das man si in aller der cristenheit an der letanie* an erster stelle nennt (Sb 99^a, 3 ff.). Nicht nur, dass ihrem gedenktage eine besondere ansprache (Sb 92^a nr. 12) gewidmet ist, auch sonst wird an zahlreichen stellen (Sa 83^a, 15 ff. 123^b, 4 ff. 141^b, 3 ff. Sb 19^a 23 ff. 58^a, 6 ff. 123^a, 15 ff. 191^a, 22 ff. 193^a, 23) auf sie hingewiesen, wie sie in ihrem schamgefühl blindlings auf den herren zustürzt *als ein löwin der ir kint genomen sint*, Sa 123^b, 22 (= Sb 94^b, 21) *si gieng in ein súnderin und viel zú dien fússen Christi ein rúwerin und stúnd uf zú dem höpt Christi als ein schowerin* (*won bi dem höpt verstat man ein schowent leben* Sb 94^b, 25), wie sie dann als bote (*bóttin*) des herren ganze königreiche bekehrte und, als man ihr das predigen untersagt, sich in die wüste zurückzieht, wo sie von gott mit himmelsbrot gespeist, aus der sie füglich siebenmal durch engel in den himmel entrückt wird, das dreifache Sanetus der Seraphin und Cherubin zu

1) Von ihr, einer auswahl, einer zusammenstellung aus der patristik heisst es Sa 66^b, 3: *won es ist besser ein búch wol gelernet und gelesen und das wol behalten denne vil búchren lesen und si nít behalten.*

hören (vgl. Heinzel zu Heinrichs von Melk Erinnerung v. 26). Der prediger beruft sich, um seinen ausführungen grösseren nachdruck zu geben, für einzelnes auf Gregor (Sa. 123^b, 8) und Origenes (Sb 99^b, 19. 25). Im allgemeinen folgt er der legende, wie wir sie bei Hrabanus Maurus und anderen lesen. Hervorgehoben zu werden verdient jedoch Sb 101^a, 1 ff.: *Nach der urstendü Christi do gieng si uss brödien und bekert als vil lüte zû kristenem gelöben als kein apostolus. – si bekert von Marsylia der stat alle die lüt untz gegen Zürich und die minren stat Zürich, nüt das si gegen Zürich keme, si bekert aber den künig (Turicus), des dü stat was, si und ir swester Martha und cecus natus der blint geborn was (Joh. 9, 6) und dü frowe dü do sprach zû Christo: Beatus venter. Selig ist der lib der dich trüg (Luc. 11, 27). Disü frowe hies Maximilla (recte Marcilla oder Marcella).* Dem Engelberger prediger mochte als Schweizer diese legendenvariante aus volkstümlicher überlieferung geläufig sein, vgl. die gründungssagen von Zürich in der Chronik der stadt Zürich, herausgegeben von Joh. Dierauer (Quellen z. Schweizer gesch. bd. 18), Basel 1900, s. 6, 2 ff. und s. 7 anm. 1.

Im übrigen hat die legende vom missionswerk der h. Magdalena, Martha und des Lazarus in der Provence, insbes. in Marseille und Aix weite verbreitung gefunden, s. L. Clarus, Gesch. der h. geschwister Magdalena, Martha und Lazarus, Regensburg 1852, s. 254. 140 anm.; Ch. Barthélemy, Les vies de tous les saints de France 1 (1860), 1 ff. 83; La grande encyclopédie 21, 1078 art. Lazare; Analecta Bollandiana 15, 84 f.; B. Altaner, Venturino von Bergamo s. 112 anm. 9.

Auf den h. Franziskus nimmt Sb 34^b, 35 bezug, eine stelle, für die sich Herman von Fritzlar im Heiligenleben 215, 9 ff. auf Bonaventura (wo? ich finde nur ähnliches) beruft, Sb 80^a, 17 (Wackernagel 70, 127 ff.) gibt ein zitat aus der Vita Augustini (Mombritius, Sanctuarium 1, 115, 14 ff.), das sich ebenfalls in Hermanns Heiligenleben 186, 39 ff. findet. Vgl. auch Sb 161^b, 25 ff. – Auch die altväter sind bisweilen dem prediger erwünschte gewährsmänner: Sa 94^a, 20 ff. (vgl. Väterbuch, herausgegeben von Reissenberger v. 14 105 ff.)¹, Sb 105^b, 7 ff. (Reissenberger v. 2407 ff.), 107^a, 4 ff., 178^a, 4 ff. (Reissenberger v. 12747 ff.? 21095 ff.?). – Auf ein handschriftliches Marienleben beruft er sich Sb 204^b, 77².

1) Dasselbe exemplum auch bei Hartung von Erfurt s. J. Werner, Aus Zürcher hss. 1919 s. 16 f.

2) *Es stat öch geschriben, dz si von der ubertreffenden schöni so ir minnenklich antlit hat die wil si dz gemint kindeli Jhesus trüg, da si (205^a) Joseph ir ge-*

Um seinen lehren grösseren nachdruck zu geben, beruft sich der belesene prediger auf die kirchenväter, *die lieben heiligen und die hohen lerer* Ambrosius, Augustin, Beda (den *erwirdigen*), Gregor (den *süssen lerer*) und Hieronymus, sowie auf Ori(g)enes (Sb 99^b, 19. 25. 100^b, 11) und den *hochwirdigen lerer* s. Dionysius (Sb 69^b, 7. 176^b, 24), denen sich Leo M. (Sb 72^b, 3), *der hoche himelfürste und heilige vater* Benedictus und s. Bernhart (*der minnent B.* Sb 204^b, 46) anreihen. Wie viel mehr nutzen haben die schriften dieser väter gestiftet, in denen wir *allen den underscheid finden des wir bedürffen zû ewigem leben*, als die heiden Aristoteles, Tullius und Plato, deren weisheit und vernunft doch nur zeitlich war und daher auch mit der zeit *verlöffen* ist (Sa 65^a, 2 ff. Sb 72^b, 2 ff. 140^b, 27 ff. 142^a, 16 ff. 148^a, 22 ff.)¹⁾! Ausser diesen zitatzen ist Ambrosius auch noch Sb 205^b, 9 genannt, Augustin ist ausserdem noch neunmal mit aussprüchen vertreten, auf seine regel Sa 65^a, 12 bezug genommen; einer weihnachtshomilie wird Sb 151^a, 11 gedacht, seine Vita zweimal (Sb 80^a, 17 = Wackern. 70, 127 ff., Sb 161^b, 25 ff.)²⁾ berührt. Aussprüche des Gregor sind 16mal zu verzeichnen, auf eine osterpredigt ist Sb 115^b, 26 (Migne 76, 1169 homil. XXI), auf eine pfingsthomilie Sb 208^b, 23 (Migne 76, 1220 homil. XXX, s. oben s. 44) angespielt. Auf Hieronymus fusst pred. 13 in Sa: die 15 vorzeichen des jüngsten gerichtes, zwei aussprüche von ihm werden Sb 102^b, 13.³⁾ 166^a, 21 (*Virginitas est angelorum societas*)⁴⁾ zitiert. Als Lieblingsautor unseres seelsorgers hat der h. Bernhard zu gelten, auf den er sich nicht weniger als 29mal

maehel recht nie bekant e dz si ir liebes kindli gebar: do wart er si erst recht bekennt, won er si do erst volkomenlich mocht angesehen. Vgl. inhaltlich des Schweizers Wernher Marienleben v. 2491–2500.

1) Tauler denkt hier anders, s. Vetter 332, 19 ff.

2) Sb 161^b, 24 *also liset man von dem hohen lerer sancto Augustino, das er also behüt was (162^a) in allem sinen wandel, dz man nie gesach, wo er lachtet, dz sin antlüt sich ie dar zû geschafti.*

3) Sb 102^b, 12 *und dar umbe so liset man, das eins küniges tochter, dū was ein heidnin und kerte sich zû kristenen gelöben und es wart ein also gross sechen uf si in allen dien landen, das ir der hoch lerer sanctus Jeronimus enbot und sprach zû ir: bereite dich und mache dich uf mit einem tugentlichen götlichen wandel und leben, won allū mōnschen hant ein ufsechen uf dich, und dar umbe so lüg, das si nützit an dir sechen, das si geergren muge, oder si wellen sich denne an gūten dingen ergren. des stand du ze friden.*

4) Ich finde die stelle nicht bei Hieronymus. Vgl. auch Ambrosii De virginibus lib. 1 c. 9; Joh. Damasceni De fide orthodoxa IV, 24 (Migne, Patrol. graeca 94, 1210) *Virginitas anglicum est vitae genus.*

beruft, s. auch Wackernagel s. 597. — Sb 13^b, 3.¹ 156^a, 24² geben ohne nähere bestimmung zitate eines *heiligen*; vgl. auch Sa 76^a, 7 *ich han gehört von einem mōnschen, der zū mir sprach*, Sb 82^b, 12 *ich weis einen M. in der zit noch lebet*. — Sb 46^b, 12 wird sanctus Urbanus zitiert, *der do schribt von dem sacrament*: gemeint ist papst Urban IV. und seine einföhrung des fronleichnamfestes, s. oben s. 20 anm. 2. Aus der dem Thomas von Aquin zugeschriebenen fronleichnamsequenz *Lauda Sion salvatorem* werden Sb 3^b, 13. 31^b, 15 strophe 9 und aus der 8. v. 4 ausgehoben, s. Kehrein, Lat. sequenzen des mittelalters 1873 s. 125 nr. 150; Chevalier, Repertorium hymnologicum 2 (1897), 19 f.; Thalhofer-Eisenhofer, Handbuch der katholischen liturgik 2, 83. — Neben den zehn geboten und den glaubensartikeln, an die der prediger selbstverständlich öfter gemahnt, werden Sb 198^b, 23 auch die zwölf räte erwähnt, vgl. Sb 78^a, 18. 78^b, 12 *Galilea = ein volbringen der XII reten*. S. darüber Banz, Christus und die minnende seele s. 122. 373, wo auf die Engelberger hs. 155 bl. 161 *Dis sint die zwelf räte des heiligen geistes* aufmerksam gemacht ist, s. auch Engelb. 243 bl. 80³. — Mit der Physiologus- und Lapidarius-literatur ist er vertraut, s. Sb nr. 13 und unten s. 231 f., auch sonst finden wir bisweilen mit *wir lesen* eingeleitete zitate: Sa 55^b, 16. Sb 8^b, 4. 89^a, 22. S. unten s. 236.

Mit besonderer vorliebe wendet der prediger auf die verschiedenen gewährsmänner die bezeichnung *frunde gottes* im sinne von Joh. 15, 15. Jac. 2, 23 an, für David (Sb 176^a, 11), Jesaias (Sb 45^b, 20), Petrus (Sb 129^a, 23), Nicodemus (Sb 55^a, 14), für die *wissagen*, patriarchen (Sb 190^b, 7), apostel (Sb 119^a, 11) und märtyrer (Sb 58^b, 23) wie für Gregor, Augustin, Benedictus und s. Bernhard (Sb 151^b, 11. Sa 64^b, 3. Sb 4^a, 3), bald ohne (Sa 56^a, 32. 115^a, 22. Sb 64^b, 16. 70^b, 10. 85^b, 13. 90^b, 24. 104^a, 27. 134^a, 13. 151^b, 22), bald mit hinzugefügtem epitheton: *heimlich* (Sa 64^b, 3. Sb 55^a, 14), *minneclich* (Sa 78^b, 7. 129^b, 18. Sb 135^a, 2. 142^b, 7), *uzerwelt* (Sb 200^a, 22), *volkomen* (Sb 127^b, 27), *war* (Sb 8^a, 9. 14), *die rechten gewaren armen*

1) *Es spricht ein heilig: und hab ich allú ding gelassen und han ich mich selber nüt gelassen, so han ich nüt gelassen.*

2) *So spricht ein heilig: o edlú sele, erkenne dich, dz allein an got lit din leben und (156^b) din heil und allú din selde, und erkenne dich, dz du din tugent und alle din selde allein von ime hast und wie krank du wirst, wenn got sin gnade underzúchet.*

3) Das kleine stück begegnet auch sonst hshlich, wie es scheint, in verschiedenen fassungen: Trier hs. 627 (Keuffer 5, 83 f.). 2017 nr. 5 (Verzeichnis der deutschen hss. 7, 58); Strassburg L. germ. 516 2^o bl. 168 (Becker s. 27); Stuttgart hs. Brev. 88 4^o bl. 62^b? (Simon, Schwester Katrei s. 26); Zeitschr. 14, 82.

fr. g. (Sb 13^a, 18f.). Eine sammlung der wichtigsten stellen gibt Wackernagel s. 583–588, vgl. auch Sa 127^b, 1 f. = Wackern. nr. 69, 226 ff., Sb 82^a, 22 = Wackern. nr. 70, 232, Sb 135^a, 3 ff. = Wackern. 588, 160 und s. 438: *gelebter gotesvriunt*, auch bei Tauler (Schmidt, Joh. Tauler s. 38 anm. 2, fehlt bei Vetter), Seuse (*geleptú menschen*, Bihlmeyer 338, 2), Bannerbüchlein ed. Jundt 398, 12; Sb 151^b, 22 ff. = Wackern. 590, 271 ff., Sb 153^b, 6 ff. = Wackern. 592, 328 ff. Genau wie bei Tauler (Wackernagel s. 437, Schmidt s. 167, Denifle, Taulers bekehrung s. 30, Preger, Gesch. der deutschen mystik 3, 229. 395) erscheinen auch hier die gottesfreunde als *die sül der heiligen kristenheit, uf die die heilig kristenheit gebuwen ist, und enweren dis mōn-* (Sa 29^b)*schen nüt, dú heilig kristenheit gestünd ein stund nüt* (vgl. Tauler ed. Vetter 169, 28 f. wörtlich ebenso, s. auch 407, 5 f.; *die sulen der welte* 24, 4. 80, 18. 406, 35), als *ein fundament der heiligen kristenheit, won got hat gebuwen und gesatzet sin kilchen* (Sb 142^a) *uf disú volkomen mōnschen, won sù sint ein ufenthalt der kristenheit, won ane disú minnenklichen mōnschen so möchte dú kilche ein stund nüt gestan*; Sb 127^a, 15 *also ist es umb das schowlich leben, das ein ding ist dar in got grossen lust hat an den mōnschen und die heilig kilch grossen nutz, und dú möchte nüt bestan ane disú mōnschen, won etlichú von inen sint sül der kristenheit*. Auch das Bannerbüchlein¹ (Jundt 401, 33 ff.) hat den terminus von Tauler übernommen (s. übrigens Gal. 2. 9). Das widerspiel dieser wahren gottesfreunde sind *die fryen geist, die sich fry machent mit valscher lidikeit* Sa 87^b, 5 f., vgl. Tauler ed. Vetter 219, 1. 250, 4; Schmidt, Tauler s. 140.

Mehrfach wird auch auf lehrmeinungen (Wackernagel s. 597 's. Bernhard') eingegangen unter berufung auf die *meister* und *lerer*. So heisst es:

Sa 26^b, 4 mit bezug auf 1. Cor. 2, 9: *hie ist ein hoch disputieren von den grossen meistren und lererren, was dis si das nieman gesprechen mag und doch der lieb sanctus Paulus so minnenklich dar us gesprochen hat. ist das war? ja! hat ers aber gesprochen als ers berand? nein! er hatz gesprochen als ers mocht;*

Sa 51^a, 26 *won die meister sprechent, das der mōnsche me ist do er minnet denne do er leben git, ebenso* Sb 2^a, 9 *als die meister schribent;*

Sa 59^a, 26 *dar umb die heilig cristenheid ist genemet von den lerern die strittend kilch, won si in iren gelidern strittend wider alles dz got nüt ist;*

Sb 13^b, 19 mit bezug auf Matth. 19, 27: *dar umbe spricht ein lerer: O Petre, du hast wol geret, won du hast das aller liepste gelassen das du hattest, und das wert du selber, und alles das du in diner begirde möchtest han gehebt;*

1) Überhaupt kommt die ganze Strassburger Gottesfreund-literatur hierfür gleichfalls in betracht. S. Bauz, Christus und die minnende seele s. 56 zu v. 136 ff.

Sb 4^b, 17 mit bezug auf Jes. 45, 8: *dis sprechent die lerer, das es nochten was nündhalbhundert jar e das Christus dis spis bereit;*

Sb 109^a, 11 *ein lerer* (ganz ähnlich Sa 69^b, 8 *ein hocher meister*) spricht: *ein abt ist nüt dar umb siner münchen abt noch ein eptischin ir frowen meistrin, dz si inen erlöben süllen dü ding dü die regel verbütet, sunder si sünd es inen werren als verre si mugen* (Joh. 10, 12). — *e das man das unrecht in geistlichē orden sülle lassen für gan, won sülle e den tot do für kiesen;*

Sb 136^b, 3 *nu spricht ein lerer, das der mōnsche ist microcosmus*¹ *das ist dü minder welt und der mōnsche ist der ander himmel* Luc. 17, 21). Vgl. Sa 107^b, 19 f. = Wackernagel 68, 33 f. 41 ff.; *Paradisus anime intelligentis* s. XXXI anm. zu 34, 20; Sb 138^a, 27 *Hie sprechent die lerer*, 138^b, 19. 26. 139^a, 5. 13 *aber sprechent die lerer*, desgleichen in derselben predigt Sb 140^b, 15 *nu sprechent die lerer*, s. oben s. 33;

Sb 62^a, 9 f. *nu sprechent die lerer*, s. oben s. 22;

Sb 95^b, 1 ff. Maria Magdalena hat den herren mit kostbarer edelsalbe gesalbt, was Judas als verschwendung bemängelt *und von der stunde do stalte er iemer mer dar uf, wie er Christus verriet und verköfte, da er ime selber das wider leite und vergulte das ime do was engangen. dis was zwey jar vor Christus tot. aber etlich lerer sprechent, dz es were anderhalb jar. aber es ist gelöplicher das es zwey jar werin, won es ist ane zwivel daz Maria Magdalena in der vasten bekert wart.*

Allein bei aller ehrfurcht vor den 'meistern' und 'lehrern': es gibt noch ein höheres!² Was allen 'meistern von Paris' verborgen ist *nach der geschrift*, vermag gottes gnade zu offenbaren (Sa 78^a, 2). — Mit bezug auf 1. Cor. 9, 20 ff.: die schlichteste predigt des *ōdesten paffen* kann das gleiche wirken wie die *aller vernünftigeste brōdie eines hohen meistres von Parys*: *ich* (Paulus) *bin mit allen dingen alles das si sint dur das ich si bringe zū der minn Christi und ich bin doch Paulus* (Sa 115^a, 13 ff. = Wackernagel 68, 260 ff.). — Mit bezug auf Joh. 4, 16 heisst es: Johannes, der so tief eingedrungen ist in das *tunsterlich wesen der gotheit*, was seine zunge dann so *subtilklich* und lieblich ausgesprochen hat: wäre es noch tiefer *ingefüret*, es were allen hohen meistren *ze unergriffenlich und ze tieffe ze verstan* (Sb 1^a, 11 ff.); *als ein kranker mōnsche erschriket ab dem touwschlag, also erschrikent* (mit bezug auf Marc. 3, 17 *Johannes filius tonitru*) *alle lerer, so si ze grunde uss süllent sprechen das er geschriben und* (1^b) *gesprochen hat von dem verborgnen heimlichen wesen der gotheit* (Sb 1^a, 21 ff., ähnlich auch Sb 138^b, 12 ff.). S. auch Sa 118^b, 21 = Wackernagel 68, 376 ff.; Sb 123^b, 10 = Wackernagel s. 586, 109 ff.

In hervorragendem masse versteht es der prediger, seiner seel-sorgerischen aufgabe gerecht zu werden. Taulers predigten, wenn auch überwiegend in der klosterkirche gehalten, haben immerhin eine

1) Hs. *nyrococosmus*.

2) Vgl. Banz a. a. o. s. 57 zu v. 186 f.

zuhörerschaft im auge, die sich nicht auf klosterinsassen beschränkt. Er' gibt seinen lehren eine auf weitere kreise berechnete färbung. Des Engelberger predigers worte richten sich an die seiner geistigen führung anvertrauten ordensschwernern, sein ton wirkt persönlicher, er bemüht sich, die früchte seines studiums wie seine reiche erfahrung inhaltlich wie formell fasslich und anziehend seinen zuhörerinnen mitzuteilen. Trotz des scholastisch-allegorisierenden beiwerks in so mancher seiner predigten bricht immer wieder das streben hervor, die nutzanwendung aufs rein menschliche zu stimmen, sie gemütsvoll und warmherzig zum ausdruck zu bringen. Es liegt ihm daran, nicht als lehrer, sondern als seelenführer, als gottes- und menschenfreund seinen schützlingen nahe zu kommen und sie per Christum hominem ad Christum deum hinzuleiten. Er ist von der hohen aufgabe des geistlichen berufes nicht nur seiner vertreter, sondern auch derer, die noch im aufstieg begriffen sind, ganz erfüllt und stellt an ihn nicht geringe anforderungen, dabei beobachtet er aufmerksam die dinge des täglichen lebens auch ausserhalb der klostermauern und verwertet sie zur veranschaulichung seiner betrachtungen.

Die folgenden exzerpte, die nur in kleiner auswahl hier geboten werden können, mögen dies erhärten.

Das verantwortungsgefühl der vorgesetzten wird nachdrücklich betont:

Sa 105^b, 3. *Artzat, artzen dich selber! wilt du andern lüten werren wit höbtloch und gesnebel schüch, so solt du öch sechen, daz du dich selber gesunt machest. das gezimet einem artzat wol das er öch gesunt si. es ist menig gross sündler von geistlichen lüten gesunt worden; sölte er die artznie geköft han, es hette in gross güt gekostet. und dar umbe soltu, geistlicher mönsche, öch vor din selbs artzat sin, daz du tügest das du öch lerest.* Das ist die aufgabe der haupter der heiligen kristenheit, der prälaten und priester, und in den klöstern der meisterin und priorin: sie sollen gute hirten sein (Joh. 10, 12), *uss götlicher minn und nüt uss zornmütikeit strafen, und haben gott darüber rechenschaft zu geben;*

Sa 135^b, 15. *Weisst du nicht den weg, der zu gott führt, so frag die lerer; gebristet dir an leben, so frag die die usser dien welden koment und das leben gehet han, aber fragest du mich, ich wiste dich und lerte dich noch wol nach der geschrift, aber sicher nüt nach dem leben;*

Sb 7^b, 5. *Der prediger darf sich seine mühe nicht verdriessen lassen; wollte er es tun, weil seine lehre nicht befolgt wird, er predigte besser überhaupt nicht mehr. Ein prediger wirkt bei 500 zuhörern in der kirche vielleicht auf keinen, wohl aber auf dem felde, do man höwet und gross arbeit hat und wo nur zwei oder drei (empfängliche) menschen sind: si werdent allú enphenglich der brödie;*

Sb 106^b, 1 heisst es mit bezug auf Matth. 12, 45: *wilt du nn wissen, ob du mit disen 6 (richtiger 7) bösen geisten besessen siest, das merk: bist du lang ein geistlicher mönsche gewesen und bist du hür nüt besser denne vern, so soltu wissen*

ane allen zwivel, das du mit dissen siben bösen geisten allen besessen bist. bist du aber hür besser denne verne, und hast du joch da zwischen hundert totsünden getan, ich wil dir einen witen weg geben, so bist du doch nüt besessen, won der gerecht mōnsche valt ze siben malen an einem tag;

Sa 12^a, 13 *mōnsch, hast du nüt gantzen willen din büss ze leisten und dich fürbas vor sünden hütten und vor allen den dingen, die dir ursach der sünd bringent, so mugen dir alle die bebst die ie wurden, ob sy doch alle dir applas sprechin, so mügent si dich nüt entpinden (vgl. Tauler ed. Vetter 202, 34 ff. 282, 10 f. 296, 27. 356, 24 ff.). wilt du dich aber bessren, so wirt dir applas gesprochen von dinem bichter, wer er doch ist, und dir wirt der himmel uf entschlossen und got sol dir sin minneklichen hant uf din höbt legen;*

s. auch Sa 129^b, 4 ff. 130^b, 3 ff. (oben s. 13) und weitere charakteristische stellen Sa 134^b, 4 = Wackernagel s. 596 'buchstabe und geist', Sb 199^a, 1 = Wackernagel s. 594 f. 'pilgerfahrten'.

Allgemeine betrachtungen, ratschläge und belehrungen.

Sb 79^a, 21 ff. = Wackernagel nr. 70, 77 ff. (s. 203); Sb 80^b, 22 ff. über simonie (Wackernagel nr. 70, 156 ff.);

Sb 29^b, 14 *min kint, es ist nüt als du wenest: man kumet nüt mit vinselwerk zû got. sicher! ane zwivel: man muss hut umb hut geben;*

Sb 197^a, 14 ff. *Wer noch in alte fehler zurückfällt, ist noch nicht wieder völlig gesund. wöltest du sprechen oder gedenken mit wolgefallen oder mit lust: do were du verne oder dâ oder dâ, an dem hofe oder dem tanz, oder bi diser fróide oder bi der wollust, und du mit begirde daran gedechtist und dich lusti aber do ze sin, so müstest du schriien mit her David (ps. 38, 6);*

Sa 45^a, 21 *wem got de vernunft geben hat, das er weis was er tûn und lassen sol, der ist öch verschult das er es tûge;*

Sb 43^a, 14 ff. *Wer das altarsakrament unwürdig empfängt, martert und kreuzigt den herren aufs neue. dis ist nüt von mir erdacht, mere von dem h. geiste der es durch s. Paulum (1. Cor. 11, 27) gesprochen;*

Sa 78^a, 4. *Gott ist bereit allen menschen gnade zuteil werden zu lassen, wären wir nur bereit sie zu empfangen;*

Sa 87^b, 4. *Von der christenfreiheit heisst es: dis ist nüt ein fryheit, als die fryen geist sich fry machent mit valscher lidikeit;*

Sa 47^a, 5 *hie vor in der alten E do was gebotten, das man die minneti die einem mōnschen wol taten. Aber nu in der nūwen ist gebotten, daz man die sol minnen die uns übel tând. S. auch oben s. 31.*

Sa 126^a, 21 ff. *Bist du redselig (gerede) und redest gern von dingen, die dich nichts angehen, so bringe deinen mund zum schweigen: gesweigest du den mund, got gesweiget das hertze;*

Sa 135^a, 3 f. *du musst durch gottes wort dringen, soll dir gott werden;*

Sb 107^b, 16. *Es ist kaum ein geistlicher mensch so vollkommen, wollte er so oft sehen, was er entbehren könnte, was er oft sieht, was er nötig hat und gern besässe; man entbehrt oft manches, was man für sehr nötig (zu besitzen) hält;*

Sa 86^a, 7. *Der gemahl Christus tut nicht so wie der zeitliche mensch. Verlässt diesen sein gemahl, so nimmt er sie nicht wieder auf. Das tut Christus nicht: als dike sin gemachel kumet dur das sacrament der rúwe, so wirt si wider enphanngen;*

Poetisch empfunden heisst es Sa 35^a, 4 *dem es hüt wol gat, dem gat es morn übel, der hüt gesunt ist, der ist morn siech. min kint, sich an! war ist der meig komen mit aller siner blüst? war ist der suner worden mit aller siner sumerweun? war ist der herbst worden mit aller siner frucht? es ist alles zergangen als der schne vor der sunnen.* Vgl. die sehr ähnliche stelle Sa 122^a, 3 ff. = Wackernagel 69, 47 ff.;

Sb 137^a, 28. *ie einklicher sich der mōnsche haltet, ie heimlicher im got ist. ie friier, ie lediger aller creature, ie rōller gottes. ie me du flüchest allen trost der creatur, ie süsslicher dir der trost gottes werden* (137^b) *sol in zit und in ewikeit;*

Sa 25^b, 5. *ein mōnsch hat den andren lieb, der ander schön gewant, der dritt gütti blücher und recht schlechtlich: was der mōnsch lieb hat, da gerüwet er e niemer e es im wirdet: so ringent und rechtent dem vollkommenen leben zustrebende menschen tag und nacht, dass ihnen der gemahl Christus zuteil werde;*

Sa 78^a, 14. *do ein kurzer mōnsche wer, der mit einem langen mōnschen reden wölt, so müste er nemen einen stül und dar uf stan, und noch denne so were er ze kurtz, so müste sich der lange mōnsche gediemütigen und müste sich har nider tün zû dem kurtzen mōnschen also daz er mit im gereden möcht und er in gehören mocht. also neiget sich got ze dem andren male zû dir, so du dich zû dem ersten hin uf zû im erhebest, also das du din gedenke mit im vereinst.*

Gern knüpft die belehrung an sprichwörtliche wendungen an:

Sa 2^a, 14. *bi wissem bekennet man schwarz;*

Sb 25^a, 22 f. *nieman mag zwein herren gedienen* (Matth. 6, 24. Luc. 16, 13);

Sa 142^a, 13. *git dir got, nint dir got* (Job 1, 21);

Sb 164^a, 2. *waz du wellest, dz dir nieman tûge, daz tû ðch du nieman* (Luc. 6, 31. Matth. 7, 12);

Sb 102^b, 24 f. *als man sprichet: fac juste et neminem time. tû recht und fürchte nieman;*

Sa 9^a, 2. Sb 122^a, 16. *in gottes weg still stan, ist hinder sich gan gibt einen gedanken s. Beruhards wieder.*

Sa 103^b, 20. Von den lauen geistlichen menschen, die weder warm noch kalt sind, heisst es: *disen m. geschicht recht als einem m. der zwüschent zwein stülen nider sitzet und zû emwedrer siten nüt enhat do er sich müge enthalten;*

Sa 105^b, 3. *artzat, artzen dich selber!*

Sa 135^a, 1. Wer den kern haben will, muss erst die schale zerbrechen (auch M. Eckhart 333, 25 f.); ebenso von der nuss Sb 178^a, 24;

Sb 2^a, 2. *Amor vincit omnia. Minne überwindet allü ding.* Wenn dies für zeitliche dinge gilt, wie viel mehr noch in göttlichen!

Sb 104^a, 24. *und machent also ein tugent uss der notdurft;*

Sa 42^a, 11 ff. *als man sprichet: got ist allü ding in allen dingen, und ist doch nüt got allü ding;*

Sb 27^a, 11. *die geschrift lat sich biegen als das wachs und dar umbe spricht man, si habe ein wechsin nasen* (Deutsches wörterb. 13, 130 f.);

Von guter beobachtungsgabe zeugen stellen wie

Sa 44^b, 26 ff. Wir sollen gottes gebote erkennen lernen *als man den kinden zû dem ersten, so man si leren wil, das (45^a) ABC für leit und man si leret einen bûchstaben nach dem andren;*

Sb 33^b, 15. *kiinder rachent mûngerhande an das den lüten kurtzwil machet;*

In der predigt nr. 22 in Sb zeigt sich der redner völlig vertraut mit der kinder-, spez. säuglingspflege, s. oben s. 44 f.;

Sb 87^b, 16. *recht als man dú kint lert gán mid einen fás für den andren setzen, also mús der mensche von tugent ze tugent gan.* S. auch Sa 130^b, 18 (oben s. 14), Sb 211^a, 41. 56 ff. (oben s. 45 anm.).

Sb 162^a, 3. *Es ist vil frowen die sich hütent daz si ir wirt ungeru erzürndin mit grossen sachen, aber si hütent sich nüt wan das si si mit kleinen dingen erzürnent. und dien wirt etzweim ein zornlich antlüt erzóiget von ir wirten.* So geschieht es auch dem menschen, der sich vor grossen sünden hütet, aber unachtsam ist kleiner dingen;

Sb 100^b, 7. *wir sechen das wol, wenne es brúnnet, das die lúte gross burdi tragent, die si vor kum uf erhúben, und das geschicht von ernst me denne von eigener craft.* So auch Maria Magdalena: die wollte auch aus inbrünstiger liebe des herren leichnam, den vier männer kaum gehoben hätten, getragen haben;

Sa 75^a, 14. *so man ballot, so löffent licht zwentzig mónschen einer ballen nach, das si iekliches gerne rienge: also solt du din consciencie rich machen mit úbunge und mit gütikeit der tugend was du siehest oder hórest das notdürftig sii, dz du doch der tugent nieman bas gunnest und der arbeit ze volbringen als dir selber;*

Sa 84^a, 19. *was man mit dem besem wúschet, do nimt nüt wan das grob obnan ab und das clein gestúpp wirt nüt gerúret. und dis nimet¹ nüt wan das gross obnan abe, das sint die groben sünde. aber das gestúppe und das bulver der kleinen schulde das belibet do, das der (84^b) M. sin selbers nüt gar kleinlichen weur nimet;*

Sa 77^a, 1 ff. (ebenso Sb 67^a, 31) wird die bescheidenheit als 'frau der seele' (Zeitschr. 16, 45) bezeichnet. *dú ist recht als ein erber husfrówe, dú vil jungfrówen under ir hat, und wenne dú frówe da heim ist, so sint si alle gar zúchtig und wolbehú. aber wenne dú frówe ienent gat, so sint si alle vil bas gemúter denne so dú frówe har wider kumet. wie das ist, das si nützit túgint das ungenem[es] si, so sint si doch frólicher und liechter denne so es du frówe siehet: recht als do óch ein grosser schúlmeister ist: so der von sinen schúlherren gat, so springt si und sint gar frólich, wenne aber der schúlmeister har wider kumet und si sin erst gearwerdent, so gand si wider in die schúle und sint gar zúchtig.* So fühlen sich auch die seelenkräfte, die 'jungfrauen der seele' lichtvertiger und unbehüter denne si vor und nach sin, so dú bescheidenheit (die 'frau der seele') — *uß gat (uß löffet).* An anderer stelle (Sb 67^a, 25) wird die bescheidenheit einem erber biderman verglichen: *so der in sinem hus ist, so richt er alles sin husgesind, daz si sich zúchtig und redlich mússend halten;*

Sb 4^a, 17 heisst es (ähnlich M. Eckhart 297, 1 ff.): ein grosses stück holz, in den ofen geworfen, geht im feuer völlig auf, wird dem feuer gleich, sich selbst ungleich: so auch der mensch in der göttlichen minne. S. Wackernagel s. 595. — Ähnlich Sa 140^b, 9 f.: die menschen, die in der fürinen minne sind, die tánd recht als der swarz kol der bi dem fúre lit. *lasset man in stille ligen, so lit er óch stille, der in aber in das fúr wirfet, so flammet er mit dem fúr uf untz das er gantzlich dem fúr gelich wirt, der in nüt wider úß dem fúre nimet. aber ze jungste so erwindet das fúr niemer, e das der kol gantzlich verwirdet und ze eschen wirdet²:*

1) Hs. *meinet* oder *niemet*.

2) Dieser naturprozess wird dann ausführlich bis zum absonderlichen an Maria Magdalena veranschaulicht. Sa 140^a, 18 ff.: auch sie liess sich 1. *wellen als*

Sb 77^b, 10 *recht als ein kechbrunn quilt lang in dem ertrich, als quilt dú sünd in dem inwendigen mónschen lang e si harus brech and sie der mónsch usüb mit werken;*

Sb 31^a, 25 ff. mit bezug auf Luc. 14, 16 ff.: es war ein nachtmahl, kein imbiss: ersteres ist edler und kostbarer und man ladet dazu seine allerliebsten freunde, während der imbiss für reich und arm ist, insbesondere für das 'gemeine volk' und man gibt auch *gemein spise*. Man reicht ihn nach dem schlafe zur kräftigung (32^a 2) *ze dem strit, won es ist gewonlich, das man nach dem imbis gan sol ze labor, das ist dz man arbeiten müß des man bedarf;*

Sb 42^a, 15. *won recht als einem mónschen beschicht das einen untówigen magen hat: was spise er isset, wie güt si ist, so wirt si doch ze ungesuntheit in dem mónschen:* so geschieht es auch dem, der das heilige sacrament mit 'ungesundem', weil sündenvollen herzen empfängt. Da hilft kein irdischer arzt, denn er ist geistlich ungesund. Nur der ewige arzt im sakrament, der da ist ein heiler aller wunden, kann dir helfen;

Sb 105^a, 16 ff. Die jungfrau Humilitas 'beschuhet' die zur königin erhobene Esther (die reine klosterjungfrau): *und dis sint nüt gemein schüch: es sint sunderlich schüch und heissent sandalia und leit man si dien byschoffen an so si wichent, und ritter tragent si öch und dis schüch sint undnan gantz, dz si den fús behútent vor dien steinen. aber obnan sint si minnenklich zerschnitten, dz man do dur sicht wz man dar under treit grún oder rot. 105^b, 3 also behútet diemút den mónschen vor dem gestúppe zítlicher dingen, da von des m. gemút und hertz zerzert mócht werden. 105^b, 18. als man rot oder grún oder ander rarw sicht lúchten dur dis schüch, also lúchtet alle tugent minnenklich do bi diemút ist.* In ähnlicher weise wird Sb 110^a, 21 ff. in allegorischer deutung ausgeführt, wie ein guter gürtel beschaffen sein soll und wozu er dient;

Sb 59^b, 6 ff. *wenne man nu an kilchwinen (beim kirchweihfest) wil die tempel loblich zieren, so stost man usß usserthab des tempels rot guldin renli, dur das das usser antlit des tempels geziert werde, das es lustlich werde an zesechen, aber inwendig so ziert man das inwendig antlit des tempels mit heiltám und mit schönen altartúchen und mit aller der gezierte so man kan erdenken, das es rin und lustlich werde dien ógen an zesechen: also was óch der tempel her Salomons aussen und innen klarlich geziert usw.* Es folgt dann die nutzanwendung für den äusseren und inneren menschen, dessen herz den altar im tempel Salomos bedeutet und allein dem herren geweiht sein soll.

der kol und ihrer schwester Martha klage über sich ergehen; sie schwieg, weil sie a) darauf nichts zu antworten wusste, b) ihre zeit besser vertreiben zu können meinte, und c) weil Christus für sie die antwort gab, sie entschuldigte (Luk. 10, 38 ff.), *und dis tünd noch die lieben fründe gottes: die lassent sich ir lieben mimmer Christus verantwúrtten.* 2. Wie die kohle so flammte auch M. M. auf, als sie, wie wir lesen, auf der kanzel predigte, ganze kónigreiche zum christentum bekehrte, mehr als dies einem der apostel gelang, und als man ihr das predigen untersagte, in die wüste gieng, um keine kreatur fortan sehen zu müssen. Und endlich 3. Wie die kohle im feuer vergeht und zu asche wird, so ward auch M. M. in dem feuer göttlicher liebe so völlig *versmeltzet*, dass sie, sich selbst und aller kreatur ent-rückt, *alle tag ze siben malen erhöcht wart über alles ertrich uf in die luft von den heiligen englen also das si hort singen (142^a) Cherubin und Seraphin vor dem kóniglichen tron 'sanctus, sanctus, sanctus'* (letzteres ebenso Sa 83^a, 19 ff. Sb 58^b, 16 ff. 123^a, 17 ff.).

Die kulturgeschichte kann einigen gewinn aus dem ziehen, was der prediger seinen beichtkindern von weltlichem tand aufzählt, dem sie nicht anhangen, ihn wenigstens nicht überschätzen sollen. An verschiedenen stellen kommt er darauf zu sprechen und nennt Sb 29 a, 7 ff. 68 a, 13 f. (= Wackern. 593, 27 f. 50) *kleider, kleinæde, spis, trunk, gespilschaft, ungeordnote geselleschaft*, Sb 76 a, 6 f. *schõni messer, paternoster, gemeltz*, Sb 82 a, 27 ff. (= Wackern. nr. 70, 236 ff.) *schõni messer beschlageni, rôti und agsteinû paternoster, guldini schlösser an den büchren*, Sb 29 a, 19 ff. (= Wackern. 593, 35 ff.) *die linden betti, die grossen küssi, kannen und schön kôphe, paternoster die kar-rallin sint, beschlagen kôphe und beschlagen messer und silbergeschirre und lind gewant*. Vgl. auch *wit höbtloch und gesnebel schûch* Sa 105b, 4 f.

Der prediger lebt ganz in der mystischen tradition. Die drei stufen des anfangenden, zunehmenden und vollkommenen lebens, des übenden, inwendigen und minniglich mit gott vereinten menschen sind ihm geläufig, und er wird nicht müde, die einzelnen entwicklungsstadien, die nicht eigentlich aufeinander folgen, sondern oft parallel laufen, immer und immer wieder und doch abwechslungsreich zu schildern. Vgl. Sa 20 a, 3. 9. 24 a, 4 ff. 33 a, 17. 65 a, 8. 73 a, 2 ff. Sb 70 b, 23. 25. 71 a, 4. 119 a, 16. 119 b, 13. 126 b, 10 ff. 128 a, 14 ff. 136 b, 19 ff. 138 a, 17 f. 191 a, 5 f. 207 a, 5 ff. und oben die inhaltsanalysen der predigten Sa nr. 8. 9., Sb. nr. 14. 21.

Auch von unserm prediger gilt, was Linsenmayer (Gesch. der predigt in Deutschland s. 72) von meister Eckhart sagt, dass er fast in jeder seiner predigten, auch wenn der text zunächst keinen anhaltspunkt bietet, auf seine mystischen spekulationen über die dreieinigkeit, die gottesgeburt, die seelenkräfte und den seelenfunken überzuleiten weiss. In der trinität vereinigt sich die gewalt und kraft des vatters, die weisheit des sohnes, die gûte des h. geistes:

Sa 42 a, 21 ff. *Christus ist ain bild des vatters und ain person der drivaltikait und ain glantz des ewigen liechtes und dû minn des heiligen geistes und ain almechtikait aller volkomenheit* (Sb 204 b, 67); *er ist der weg nach der menscheit, dû warheit nach der gothat* (Sb 207 a, 23), *daz ewig word und der ainborn sun des vatters* (Sb 209 a), *von dem der vatter spricht: Filius meus es tu. ego hodie genui te. min sun bistu. hût hab ich dich geborn* (Ps. 2, 7). *dis hût ist nu. in ainem ieklichen ougenblik so gebirt der vatter sinen sun, und daz ist an anwang und ist auch an end und ist der ewig tag der niemer end genimet. daz ist daz vetterlich geben, in dem allû ding sint geschaffen und us geflossen und wider in fliessen und in im und dur in werdent behalten und ewig leben mit im besicent* (Sb 208 b, 82 ff.). *Christus ist us gefrûchtet us dem ringarten, den der himelschlich vatter vor angeng der welt gezwûget und gepflanzet hut und fûrsehen in siner ewigen ordnung, dz si (Maria) w(e)rd ain mûter sines kindes, dû do wz ain tochter des vatters und ain gemachel*

des heiligen geistes und ain mitgebererin mit dem vatter sins ewigen wortes, daz er an underlas gebirt us sinem vaterlichen hertzen und doch in belibet in sinem ewigen istigen ungewordenen wesen götlicher natur, in dem er (Christus) dem vatter und dem hailigen geist ewklich gelich ist gewesen und ewklich wesen sol an end (Sb 205^b, 21 ff.). Das thema der gottesgeburt im menschen wird oft berührt: Sb 210^b, 28 also geschicht disen menschen: so si sich wüst und quit haltend aller creatur, so gebirt der vatter sinen einbornen sun an underlas in inen. Sb 208^a, 23 do wirt er (der mensch) also minnenklich veraint mit dem stat gottes — dz is dz wesen gottes —, dz er in selber und aller creatur entwirdet und ain mit got wirdet, also dz got sin ewig wort in im gebirt. Vgl. auch Sa nr. 6.

Auf die seelenkräfte kommt der prediger verschiedentlich zu sprechen, vgl. Preger, Mystik 1, 411 ff.; Tauler ed. Vetter 9, 9 f. 300, 11 f.; Schmidt, Tauler s. 100; A. Vogt-Terhorst, Der bildliche ausdrück in den predigten Joh. Taulers s. 35.

Sb 38^b, 23. *sel ist do sele, do si dem lip leben git und dien gelidern bewegunge. aber denne ist si ein geist, so si erhaben wirt mit dien obren kreften in das einig ein der gotheit. Durch diese drei oberen (königlichen) kräfte äussert sich im menschen die trinität: der memoria (gehügnüst, anyedenknuust) gibt der vater alvermugentheit, dem intellectus (vernunft, verstantnüst) gibt der eingeborene sohn des vaters ewige wisheit, dem frien (eigenen) willen gibt der heilige geist, dz er ein einigu minn wirt mit der minn des h. geistes¹. Vgl. Sa 26 a, 5 ff. Sb 83^b, 21 ff. (s. oben die inhaltsangabe der predigt nr. 10). 125, 9 ff. 154^b, 6. 162^b, 20 ff. 201, 21 ff. — Sb 139^b, 17 ff. Sie, die hohe dreifaltigkeit ist gebilt in dy dry kreft der sele als ein ingesigel in ein wachs (anm. zu A. Langmann 67, 29 ff.; Paradisus animae intelligentis 103, 28 f.) und dar umb so bliket das edel fünkeli der sele von sinem naturlichen adel ane underlus wider in das ungeschaffen götlich wesen uss dem es geflossen ist und vergicht sich ein istig wesen sin mit der istikeit gottes. Nach Sb 19^b, 16 ff. sind vater, sohn und heiliger geist ein einig wesen und ein einvaltig substancia in driheit der personen. Hie werdent die dry krefte der sele versöft in ir ersten geschaffenheit und verliereut sich selber in got in ir ersten ursprung, uss dem si geflossen sint, und das bild der hohen drivaltigkeit wirt ingetruket in die dry crefte der sele, nach der und uss der die sele gebildet wart in ir ersten (20^a) geschaffenheit. Hie gebirt der vatter sinen eingebornen sun in die (sele) und die sele sich wider durch den sun in den vatter und wirt gar und gantzlich mit inen als si was do si in inen eins was vor ir geschaffenheit.*

1) Vgl. Eckhart 511, 2 ff.; Lasson, Meister Eckhart s. 121. 149.

Über den drei kräften der seele steht aber noch ein höheres: der schon eben genannte seelenfunke¹, *der adenlich spiegel der hohen drivalteit* (Sb 140^a, 11 ff.), *der gneiste von Syon, das ist das edel fúnkli der sel, us dem der mónsch wúrket alles das gótlích (ist) und in dem ist verborgen das rich gottes, in dem got richset und lebet* (Sa 7^a, 12 ff.), *der gneiste von Syon, der aus dem eitoven von Jerusalem – das ist got selber, dú weslich minne uss dero allú minne entspringet – kommt, aus dem feuer, das gottes antlitz ausstrahlt* (Sa 129^a, 23 ff., vgl. Sb 4^a, 25 ff. = Waekern. s. 595, 5 ff.). Sb 117^b, 14 ff. 119^a, 27 ff. *der gneist oder das fúnkli der sele, das da komen ist uss dem stat gottes, das hat alwegen ein widerneigen in got in sinen ersten ursprung*, Sb 129^b, 12 ff. = Wackern. s. 595, 20 ff. *synderisis hat alwegent sinen widerglast und sin lúchten in got und in den stat gottes dz ist das wesen gottes; dies fúnklein erlischt niemals, auch nicht in denen, die in der hólle sind* (vgl. Eckhart 113, 38, vgl. auch 395, 20. 11, 31), es kann wohl verdunkelt werden durch sünde, wie die sonne durch die wolke, aber ihr (der sonne) schein und ihr glanz vergeht niemals. – Zur lehre von der synteresis vgl. Paradisus anime intelligentis s. XXXIV zu s. 58, 37; Lasson, Meister Eckhart s. 348.

Mit besonderer eindringlichkeit betonen die predigten immer und immer aufs neue als hauptziel des menschlichen, vor allem des geistlichen lebens wieder zum ersten ursprung zurückzukehren², aus dem wir geflossen sind: Sa 28^a, 2. 79^b, 12. 148^b, 23. Sb 6^a, 3. 19^b, 22. 90^b, 10. 117^b, 17. 21. 158^a, 20 ff. 163^a, 3 f. Da heisst es z. b. Sb 2^b, 13 *der (das) wasser fragte, war umb flússest du stettenklich? kónde es reden, es spreche: das tûn ich dar umb das ich kom in minen ursprung, uss dem ich geflossen bin. der das fúr fragte, war umbe flammest du über dich? das tûn ich dar umb das ich wider kome in den fúrin himel, uss dem ich komen bin. min kint, also durgang alle creaturen, so sichest du und hórest du, das ein ieklich ding wider illet in sinen ursprung uss dem es komen ist, und also soltu gereitzt werden von allen creaturen wider ze keren in dinen ursprung uss dem du geflossen bist.* Ganz ähnlich auch Sb 117^b, 23 ff., wo auch noch die *wilden tierlin* genannt sind, die aus scheu vor den menschen wieder in den wald oder die *wústi*, *dannan si komen sint*, fliehen.

Den begriff der 'wüste' (desertum) zerlegt gleich die erste predigt in Sa (s. oben s. 6) in drei arten, indem eine leibliche, geistliche und

1) S. Zeitschr. 16, 43 f.

2) S. Lasson, Meister Eckhart s. 158.

göttliche unterschieden wird, auch auf die drei ordensgelübde der armut, des gehorsams und der lauterkeit wird er vergleichsweise angewandt (Sb 78^b. 79^a = Wackern. nr. 70 z. 47 ff.). In erster linie ist aber unserm prediger die bei Eckhart, Seuse und Tauler so beliebte mystisch-allegorische deutung auf das absolute, unbestimmbare wesen der gottheit¹ gleichfalls geläufig: er ist geradezu unerschöpflich in der variation der terminologie für das göttliche wesen. Vgl. die breite ausführung Sb 123^a, 6 ff. = Wackern. s. 586 f. z. 89–147; *inre wüsti* Sb 85^a, 5; *hoche wilde wüsti der gotheit* Sb 200^a, 4; Sb 124^a, 4. 7. 157^b, 23 *die (stille) wüsti der gotheit; ie höher man gat in die wüsti, ie süsser weid man vindet und ie bas die vögelli do singent und ie wolgesmaker krut und ie schöner blümen man do sicht. und dar umbe so zücht der himelsche vatter das grün zwyli, sinen einbornen sun, dem mōnschen vor, dur das der mōnsche im nach gange in die wüsti, ja dur die mōnscheit in die gotheit, dur den sun in den vatter, ja dur bild und forme in unbild. hie gat der mōnsche in in die wüstunge der hohen gotheit, (Sb 157^a) in das tünsterlich istig wesen, in dem allü wesen anevang und ende nement: das ist dü still wüsti, in der der mōnsche wüst und quit wirt aller creature und ime ab vallet alles das man gewörten mag und wirt in der wüsten gotheit also minnenklich vereint mit dem einigen ein der gotheit und wirt also enzünzt, dz er ein liecht wirt und ein glantz und ein spiegel der gotheit. Ähnlich auch Sb 114^a, 1 ff. in auslegung von Joh. 10, 9. In diesem längeren excerpt haben wir bereits alles vereinigt, was an anderen stellen vereinzelt, jedoch bei grosser abwechslung, ausdruck findet:*

Sb 69^a, 20. *ein lütter hertz dz sol uf gan in got und in anbetten mit einem minneclichen vereinen in dz istig einig ainu² der gotheit und in die ungenatürten natur gottes die anvang nie gewan und end niemer gewünnet;*

Sa 3^b, 2. 7^b, 3. 15^a, 21; Sb 6^b, 17. 38^b, 26. 157^a, 7. 188^b, 12 *das (bloz) einig ein der gotheit (das got ist);* Sb 188^b, 12 *das einig ein der verborgen gotheit;*

Sb 19^b, 14. 32^b, 20. 212^b, 12 *das (bloz) einig wesen der gotheit (gotes);* Sb 85^a, 15 *ein istig wesen mit got werden;* Sa 26^a, 11. Sb 1^a, 15. 114^a, 14. 157^a, 1. *das tünsterlich (istig) wesen der (hohen) gotheit;*

Sb 205^b, 22 *in sinem ewigen istigen ungewordnen wesen götlicher natur;* Sa 55^a, 32 *die tünsterhait der ungeschaffen gohait.*

Sb 1^b, 5 *das einig güt das got ist;* Sa 144^b, 24 *das grundlos mer der hohen gotheit.*

1) Vgl. zu Marg. Ebner 76, 18 f.; Denifle in seinem Archiv 2, 455; Bihlmeyer, Seuse im glossar s. 626^a; A. Nicklas, Die terminologie des mystikers H. Seuse s. 143; Zeitschr. 16, 24. 46, 420 f.; Bech, Granum sinapis s. XII zu V. 35. 38. 70.

2) Vgl. A. Nicklas a. a. o. s. 47; Zeitschr. 46, 395; A. Gebhard, Die briefe und predigten des mystikers H. Seuse. 1920. s. 52.

Der gleichen terminologie gehören auch im sinne der in gott aufgehenden kreatur wendungen wie *bildlos und formlos* Sa 4^a, 14. 26^a, 15. Sb 114^a, 15, *über bild und über form* Sa 82^b, 6. 84^a, 2, *ein istig wesen sin mit der istikeit gottes* Sb 139^b, 23 an.

An allegorischen, vereinzelt auch etymologischen namensdeutungen hat der prediger besonderes gefallen gefunden:

Sb 164^a, 25 *nu ist abba als vil gesprochen als ein apt oder ein vatter;*

139^a, 26 *Christus ist als vil gesprochen als ein gesalbter (Joh. 1, 41);*

129^b 8. 184^b, 18 *Herodes daz ist der schalk der natur;*

64^b, 2 *Jacob ist als vil gesprochen als ein striter oder ein rechter und ouch ein überwinder*, denn er rang mit dem engel; ebenso Sb 138^b, 23;

Sa 2^a, 20. Sb 184^b, 16 *Johannes (Baptista): ich bin geheissen dú guad gottes;* ebenso Sb 138^b, 17 auch *Johannes evangelista*: seit Hieronymus geläufig, s. die register in Schönbachs Altd. pred. bd. 1–3; Sa 28^a, 21 *Johannes evangelista: vox tonitruí ein stim des tonren*, vgl. Sb 1^a, 22. 123^b, 9. 138^b, 9 *filíus tonitruí ein sun des tonren* (Marc. 3, 17).

Sb 64^b, 10 *Joseph (Jakobs sohn) der — ist als vil gesprochen als ein senftmütiger;*

110^a, 19 *Josepf der was bekleidet mit einem rok, der gieng ime untz an sin anklawen und der bezeichnet öch gehorsami;*

204^b, 28 ff. *Maria: in ebraischer sprach nemet man si Meo oleo, in der stat Cyrino do nemet man si domina gentium, dz ist als vil gesprochen als ain fröw der geschlechten — Maria ist öch als vil gesprochen als merstern.* S. oben s. 42.

81^a, 13 *Ozias das ist als vil gesprochen als ein schower der dingen;*

129^b, 5 *so ist Petrus als vil gesprochen als ein bekennen gottes*, vgl. 138^b, 17 ff. (*cognoscens Hieronymus*);

140^a, 23 *Symon ist als vil gesprochen als ein gehorsamer mōnsche (obediens Hieronymus, s. Schönbach zu Altd. pred. 1, 366, 29 f.);*

Sa 20^b, 21 *Egypten ist als vil gesprochen als dis zerganklich leben (sonst = tenebrae, angustiae, tribulatio);*

Sb 78^a, 18. 78^b, 12 *Galilea betüt als vil als ein volbringen der XII veten;*

Sa 52^b, 14 *Jerusalem ist als vil gesprochen als ain stat des frides (sonst visio pacis), vgl. Eckhart 342, 6 f.;*

Sb 154^a, 18 *der Jordan ein gross flissent wasser und das betütet bekorunge und anrechunge (apprehensio Hieronymus);*

Sb 78^a, 16. 78^b, 2. *Samariam ist als vil gesprochen als ein hüt der gebott gottes (custos, custodia, custodita Hieronymus);*

Sb 102^a, 15 *Syon ist als vil gesprochen als ein geistlicher spiegel, in dem man dú ding sicht (specula, speculatio, traditionell seit Hieronymus).*

Des predigers sprache ist bildreich. Wenn er vom 'adel', vom 'antlitz der seele' (Sa 3^b, 9. Sb 17^b, 20. 18^a, 6), von der 'galle des hasses und neides' (Sb 144^a, 16), der 'schale der bitterkeit' (Sb 193^b, 2), vom 'schatten des todes' (Sb 206^a, 72), vom 'kleid der unschuld' (Sb 195^a, 17) spricht, so sind das auch uns noch geläufige metaphern.

Dem Engelberger prediger aber ist bildersprache ein bewusst geübtes stilmittel der belebung und veranschaulichung, wobei wir gelegentlich gesuchtes, ja für unser gefühl geschmackloses mit in kauf nehmen müssen. So redet er vom 'den wein der ewigkeit schenken' (Sb 159 a, 17), vom 'schenken aus der quellenden quelle der dreifaltigkeit' (Sb 33 a, 1), vom 'pfenning des ewigen lebens' Sb 204 b, 2, von dem 'sauren wein der reue' (Sb 195 b, 1), vom 'hammer des leidens' (Sa 120 a, 19), vom 'kerker unseres leibes' (Sb 184 b, 18), von der 'mauer der geduld' (Sa 13 a, 12), von dem *phulment* rechter demut (Sa 6 a, 15), von dem *bulver* der sünde, der schuld (Sa 5 a, 15. 34 a, 3), von 'der natur den hals abwürgen' (Sa 111 a, 23. 126 a, 8), vom *gestüppe* zeitlicher dinge (Sb 105 b, 4), von den 'abgöttern *zitlicher liebi*' Sa 50 b, 20 (veranlasst durch Gen. 31, 19), vom herzen als dem 'sessel der seele, dem thron gottes und dem lustlichen paradies der dreifaltigkeit' (Sb 55 b, 12. 131 a, 17), von dem 'tiefen abgrund', der 'arche des väterlichen herzens' (Sb 157 b, 24. – Sa 7 b, 4), *von der wol riechenden appotek des himschlichen vatters* (Sa 6 b, 21, vgl. Seuse, Zeitschr. 46, 429), vom 'roten purpur des rosenfarbenen blutes' Christi (Sa 42 a, 7), von der 'pforte der durchlittnen menschheit Jesu Christi', dann aber auch der 'pforte seiner *vinen klaren gottheit*', durch die der weg zu gott führt (Sb 114 a, 2 f., vgl. Joh. 10, 9), vom 'spiegel', von der 'sonne der gottheit' (Sb 157 a, 9. 140 a, 10), vom 'mark der göttlichen natur' (Sa 28 a, 14), vom 'grundlosen meer der hohen gottheit' (Sa 144 b, 24), vom *beschlossnen* 'brunnen der ewigen weisheit' (Sa 28 a, 12), vom 'regen göttlicher gnade' (Sa 84 b, 19), von den *grülichen waswetren dirre zerganklichen zit* (Sa 114 b, 25), von den *sturmwinden der zerganklichen welt* (Sa 16 b, 18), vom 'winde des heil. geistes' (Sa 84 b, 18). – Der *füchtikeit zitliches lustes* (Sb 153 b, 21) wird die *türri der creften* (Sb 153 b, 19), die die *tiefelslichen fantasma(ta) – si sint gern an fuchten stetten* – vertreiben soll, gegenübergestellt: die natur des menschen neigt zur 'feuchtigkeit' zeitlicher lust, gottes freunde dagegen sind *gederret* von den flammenden winden göttlicher minne' (Sb 153 b, 4. 24, vgl. 95 a, 21. 23). Vgl. auch die *fühtikait* Adams, die im begnadeten menschen *trucken wirt* (Sa 55 b, 4) und 'die feuchten wolken des sündigen lebens' der Maria Magdalena (Sb 93 b, 11). – Das feuer, das gottes antlitz ausstrahlt, kommt aus dem *eitoven* von Jerusalem und entzündet den *gneisten* in Syon, – auf dass sie ein feuer werden (Sa 129 a, 23 f., vgl. 7 a, 7 f. Sb 4 b, 1). – Vom 'winkel der seele' ist öfter die rede (Sb 93 b, 17. 130 b, 27. 201 a, 2; auch bei Tauler: A. Vogt-Terhorst a. a. o. s. 44 f.), vgl. dazu *hie gat der mōnsh under die steyen der sel und wischet* (hs.

wisheit) *har für das bulcer der schuld* (Sa 5^a, 14. 123^a, 9). – Der nam Jesus ist – von der jungfrau Maria *us gesproset us dem paradys irs megdlichen hertzen und us gefruchtet us dem wingarten des himmlischen vaters* (Sb 205^b, 17 ff.). – Gesucht wirkt: *und wirt den vinger sines verstants in tunkent in den honigwaben göttlicher nature* (Sb 19^b, 4) oder *wo dir das saf sines lidens zeküwen werde under die zene diner verstantnisse, do belib* (Sa 50^b, 4, vgl. dazu David v. Augsburg, Pfeiffer 1, 375, 25, Sieben staffeln des gebetes, ebenda 1, 389, 34), dagegen wird treffend bei der auslegung von Matth. 3, 3 die stimme als das 'kleid des wortes' (Sa 2^a, 20) bezeichnet. Neben der bekannten auffassung von Jesus als dem himmlischen arzte, dem *medicus celestis* (Sa 121^b, 9. 11. Sb 196^a, 18. 196^b, 5), oder dem hirten (Sb 123^b, 20 ff. 156^b, 9 ff.) wirkt auf uns befremdend und spielerisch der vergleich mit einem niemals versagenden vocabular, mit einer *liberie*, die über alles, was zu wissen ist, aufschluss gibt (Sb 207^a, 14 ff. s. oben s. 43). Die rote rose versinnbildlicht den 'roten, in göttlicher liebe allzeit brennenden', die weisse den 'weissen' gott, *in seiner luteren unvermascgoten menscheit* oder die 'minnigliche menscheit Christi' (Sa 17^b, 10 ff. 41^b, 23 ff.). Für das minnigliche leiden Christi ist die rote rose in ihrer schönsten röte und ihrem süssesten dufte ein beliebtes symbol (Sa 97^b, 12 f.), wie sie an anderer stelle (Sa 128^a, 6 ff. = Wackern. 69, 246 ff.) den menschen daran erinnern soll, dass alle kreatur *ein ingang in den schöpfer* ist. Auch sonst versenkt sich der prediger gern in die pflanzenwelt und entnimmt ihr wie auch der feld- und gartenkunst seine bilder und vergleiche.

Sb 126^b, 18 *Der bläm ist ein schön lustlich ding dien ögen an ze sechen, die wil er uf dem velde stat. aber wenne er wirt abe gebrochen, so wirt er dürr als das höw. also ist es umb die gnade gottes und die süssigkeit, die der mensch empfängt die wile er in zit ist: dü ist recht als das türre höw, das hütt ist grüne, morn ist dürr wider der fröide dü uns geben wirt nach disem leben, so wir werden sechent von ögen ze ögen, von antlit ze antlit* (127^a) *unverdacht in iemer werender sicherheit. do ist nüt hüt fröide, morn leid: es ist unwandelber fröid ane alles truren.* Vgl. auch oben s. 220; Sa 35^a, 4. – Sb 30^a, 20 ff. Christus erschien der Maria Magdalena *in gartners wise zü einem urkünde, das si den garten und das paradys ir sele umbezünen sölte – und öch alles unkrut uss jeten.* Sa 112^a, 11 *e das sich dü natur gantzlich liessi, si hafti sich e an einen roten aphel oder an einen blämen und neme da lust oder genügde als vil ir werden möchte,* ebenso Sb 68^a, 9 ff. (s. Wackern. s. 593, 47 ff. mit dem zusatz *und das sicht man wol in geistlichen orden*). – Sb 5^b, 10 ff. findet das bild vom ppropfen eines grünen zweiges auf einen *stok* verwendung: die frucht artet nach dem grünen zweige und nicht nach dem alten stamm: *also ist dü nature des mönschen got gezwiget* und ähnlich Sb 52^b, 18 *recht als der alt stok des bömes sin alten natur lat und an sich nimet die kraft des jungen zwilts, also wirst du abziechent din alten natur und den alten mönschen.* –

Sa 16^b, 10 *hie w rket disi gab (fortitudo-göttliche sterki) an dir, das du din richlichen sin und din fünf sin recht ze samen bindest als einr t t, der einen b m zwiit (lies mit Sb 132^b, 4. 8 zwinget). der bindet die jungen est ze samen enyegen dem himel, uf das si sich n t ze witt teilen, dur das si von dem regen und ron dem wint nicht verderben. also solt du  ch hätten, das du von dien sturmwinden dirr zerganklichen welt n t werdest ber bet diner sinnen uswendiger noch inwendiger, oder, wie es Sb 132^b, 6 heisst, also sol der m nsche mit der tugent continentia beheblichkeit zesamen zwingen sin fünf sinne und alle sin krefte usswendig und inwendig. — Sa 6^b, 4 ff. der zederb m ist ein gar schöner b m mit vil esten und l ber und ein gar schöner told (s. Tauler 274, 10 und wortregister; Seuse 254, 10; Zeitschr. 46, 423), und die wil er ufrecht stat, so ist er ze nicht n tz, wand er bringet kein frucht, wenn er aber nider wirt geschlagen, so ist er ze menger artznie g t, recht als  ch der maser, der in dem wald stat: der ist  ch ze nicht g t die wil er in dem wald stat. wen man in her us bringet, so machet man k pff dar us und ander ding die man gern hat. So gleicht auch der mensch dem zederbaum: erst wenn er niedergeschlagen, demütig geworden ist, wird er eine wobriechende appotek des himelschlichen catters und ein artznie aller s nderen. Derselbe vergleich mit fast den gleichen Worten auch Sb 27^b, 4 ff. mit der nutzanwendung: also m stu din stoltz hofertig gem te biegen und undertruken under das joch der gehorsam  (Matth. 11, 30). — Sb 104^a, 9. 169^a, 10. 169^b 18 = Waackern. s. 598, 34 f. geben eine deutung des feigenbaums, mit dessen blättern Adam im paradiese bekleidet war. — Sa 95^b, 1 ff. wird der prediger mit einem g ten ackermann verglichen, der alwegent seijet. er achtet n t, ob im eins jares nützit wirt, er seijet aber des andren, ob im einest n t werde, das ime doch des andren jares etwas werde. also sol der br dier alwegen seijen, und were joch, das es an dem m nschen n t hulfe vor sinem tode, got gebe doch e dem m nschen einen r cen an sinem tode, das der same des br diers doch n t gentzlich verdirbet. Sb 7^b, 17 heisst es ebenso mit bezug auf den prediger, der predigt, auch wenn das, was er lehrt, nicht befolgt wird: und also t t  ch der g t akerman. der lat  ch n t abe dar umbe das die vogel den samen essent. doch belibet ime iemer etwas da von. Hier mag auch Sa 95^a, 12 eine stelle finden: nu ist ein br dier recht als ein kenel, der das wasser leitet und ist der kenel dik das er n t won mies bringet, und wenne der brunne uf das ertrich dur den kenel fl sset das zem ersten t rre und unfruchtber ist, so wirt es denne fruchtber und grüne und bringet menger hande frucht. das geb ume und alles das uf dem ertrich ist, da der brunne hin fl sset, das wirt fruchtber. also geschieht  ch dien m nschen die das wort gottes gerne h rent. die joch vor t rr und unfruchtber sint, die werdent denne gr nent und bl uigent. — Sa 89^b, 23 es stat menger m nsche einen gantzen tag und hakket und (90^a) rötet, das im der sweis über allen sinen lip nidergat. dem git man licht ze nacht n t wan einen schilling phenningen, und er hat licht siben kint und der git dir die phenning, der sinu kint licht vil notd rftiger werin und er si  ch so strangklich verdienet hat. und dar umbe ist es billich, das du dankber sigest, won du n t w ssen macht, wie sure es (hs. er) erarnet ist, e es dir werde, wan du m st lange betton und kn wen e das dir der sweis also creftenlich dur dinen lib nider rinne als einem werkenden m nschen dik und vil eines tages geschicht. Deshalb sei dankbar für das kleinste wie für das grösste, das dir gott oder die menschen zufügen.*

Die tierwelt wird mannigfach zu ausführlichen vergleichen

herangezogen, wofür der Physiologus die hauptquelle abgibt, aber auch eigene beobachtung kommt in frage.

Die schlange¹, die im alter durch zwei 'enge' steine schlüpft, sich die alte haut abstreift und eine neue bekommt (Sa 126^b, 1 = Wackern. 69, 192 ff.), wird unter hinweis auf gottes strenges gericht am jüngsten tage (die steine) auf den alten sündhaften menschen gedeutet, der einen neuen anlegen soll. In etwas anderer auslegung, in der die zwei 'harten' steine auf gottes strenges gericht und Christi *wirdigez* leiden bezogen werden, auch Sb 169^a, 23 ff. (s. oben s. 36).

Sa 148^b, 4 ff. Der begnadete mensch hat sich von den zeitlichen zu den göttlichen dingen erhoben, dass er mit dem adler uf flüget und inblikket in der sunnen rat der hohen gotheit (ebenso Sa 145^a, 18. Sb 69^a, 18 f.). *hie flüget der mōnsche der sunnen als nach als der adler: von dem liset² man, das er der sunnen als nach flüget, das er sin gevider besenget in der hitz der sunnen und er blikket in das rad der sunnen.* — Sa 126^b, 19 ff. = Wackern. 69, 203 ff. wird auf den adler angespielt, der den durchs alter krumm gewordenen schnabel abwetzt³). *also sollt du dinen mund billen. an dem herten stein der gerechtikeit gottes, dū kein un-müssig wort ungerochen lat eintweder (127^a) in zit oder in ewikeit. dis leret dich swigen von allen unnützen worten und allein von Christo sprechen.* Ganz ähnlich auch Sb 170^a, 22. — Sb. 116^b, 27 ff. Bei der speisung der 4000 (Marc. 8, 1 ff.) heisst es: *Jesus tet recht als der adler: wenne der einen rōb genimet, so lat er alle die vogel mit ime essen, die bi ime sint, recht klein und gross. und also tet der sūsse Jhesus. er liess alle die mit ime essen die zū ime kamen, böse und gāt, Judas als Johannem, Judas als Petrum.*

Wiederholt begegnet die beliebte deutung vom hirsch und vom einhorn auf Christus. Zunächst drei besonderheiten des hirsches als vorbild für den menschen: Sa 8^a, 18 *der hirtz hat drū dīng an im, die sol öch ein gütter mōnsch an im haben. das erst: er hat die aller lüttesten ögen, die kein tier an im hat. ze dem andren mal: er hat den aller schnellsten löff wen man in vachen wil, den kein tier hat, und sichet nüt hinder sich als andrū tier tūnt. zū dem dritten mal so löffet (8^b) er uff das aller hōchste gebürg und birget sich nüt in die hülinen als ein ander tier.* — Auf Christus⁴ bezogen: Sa 25^a, 13 *so man in (den hirsch) jaget, so lat er sin fūsstaphen einen sūssen geschmack nach, und so des die jaghant gewar werdent, so löffent si im iemer me nach, untz das si den hirtzen gevachent. also tūnt öch dis mōnschen: die löffent disem edlen hirtzen nach, untz das si in gevachent.* Ebenso Sb 157^b, 3 ff. = Wackern. 59S, 10 ff. — Sb 96^b, 8 ff. Christus entzog sich der Maria Magdalena von innan, *das si (im) denne stetklich und hitzklich nach jagt als der jaghant dem sūssen spor des hirtzen nach jagt untz daz er in ergriffet.* — Sb 157^b, 20 Der gottsuchende mensch läuft dem hirsch (Christus) nach *untz in die hōchi des gebirges und der wūsti recht als dū küncklich mütter Maria, dū da in der wūsti der gotheit und in dem tieffen abgründe des vätterlichen hertzen und in der schos der gotheit gevieng den wilden einhörn⁵ (158^a) und ring in in ir schos und*

1) Vgl. Lauchert, Gesch. des Physiologus s. 15; Tauler 95, 7 ff.; Vogt-Terhorst s. 122.

2) Vgl. Lauchert s. 9.

3) Vgl. Lauchert s. 9 anm. 3.

4) Vgl. Banz s. 58 zu v. 213; Vogt-Terhorst s. 126. S. auch Rieder, Der sog. St. Georgener prediger 236, 1 ff.

5) Vgl. Lauchert s. 22 ff.; Historisches taschenbuch 1867, 224 ff.; Zeitschr. 46, 438.

beslos in ir hertze. Ebenso Sb 207, 70 ff. — Typologisches vom bären: Sa 81^b 7 = Wackern. s. 597.

Sa 148^a, 11 *Dú tube*¹ *hat die gewonheit das si nienent gerner wonhaft ist denne in dien riglöchren der muren* (ebenso Sb 144^a, 18 ff.): *also tünd disú minnenlichen mónschen: die fliegend uf mit ir anducht und mit ir gemüte in die minnrichen wunden Christi und sunderbar in das ufjetan minnrich hertz Christi.* — Sb 143^b, 19 ff. Petrus gleicht der taube in dreierlei weise: 1. sie wandelt gern auf dem wasser, vor dem habicht verbirgt sie sich. So auch Petrus: das wandeln auf dem wasser bedeutet die h. schrift, die ein schutz ist vor *der minn craft der natur* (habicht). 2. Auch Petrus war ohne galle. 3. Auch Petrus wohnte stets mit seinem gedanken in Christi herzen wie die taube in den hohlen mauerlöchern. — Sb 6^a, 4 ff. werden rabe und taube in der arche Noe gedeutet: der rabe meint die menschen, die ihre natürliche minne *uf das tot as creaturlicher minne kerent*. Die erste taube fand keine ruhe, flatterte in dem wasser hin und her und kehrte zurück: so soll es auch der mensch machen: findet 'die seele keine ruhe im zeitlichen, so kehre sie zurück in die arche des väterlichen herzens und berge sich dort vor aller 'mannigfaltigkeit'. Die zweite taube brachte den ölbaumzweig als friedenszeichen gottes: so komme auch du in die arche mit dem grünen zweig aller tugendlichen werke und des minnighichen 'verdienens' Christi, *so wirt ein gantzer sün zwischen dir und gott, deine natürliche minne wird vereint mit seiner göttlichen weslichen minne*.

Sa 8^a, 6 *du solt tån als der schneg: wenn dú sunn undergat, so schliffet er in sin hütli und schmüket sinú örli untzent früge, dz aber der sunn uf gat, so kumet er aber har us: so sollst auch du warten, bis die sonne der gerechtigkeit aufgeht: ortus est sol iustitiae* (Mal. 3, 20).

Sa 146^a, 14 *der mónsche tåt recht als der esel, den müß man triben oder er gat nüt den rechten wey, won alle die wile so der esel ungeladen ist, so gat er niemer einen rechten wey, und wenn er geladen wirt, so kumet er fürbas niemer us dem rechten wey. und recht also müß got den menschen triben mit bitterkeit: nu nimet er dem mónschen sin fründe, denne gibet er im liden, nu dur den fründ, denne dur den vigent. nu gibet er im siechtagen, denne versmecht, denne ellende, nu hunger, nu durst, nu dis, nu das, denne frost, denne (hitze): (147^b, 2) so wirt der mónsche getriben von der welt zú got.*

Sa 103^b, 23 ff. Die lauen geistlichen menschen gleichen der fledermaus², die nicht vogel, nicht maus ist. Sie *vernam zú einem male, das die vogel ein gericht wolten haben, und si kam geflogen zú inen — das sint mónschen di got lieb habent —, und sprachen zú ir: gang balde von uns, du hórest nüt zú uns, won du hast zene — dz ist: du bist mit dinen fründen und mit zitlichen dingen als gar bekümbert, das du zú uns gentzlich nüt hórest — und hast nüt vedren als wir. und also wart si von den voglen vertriben. do kam si zú den misen, die wolten öch einen tag haben. die sprachen zú ir: gang, gang balde von uns, du hórest gentzlich nüt zú uns, du hast doch vetken.* (104^b, 8) *also tünd die weltlichen mónschen. die sprechent: gang von uns, du bist ein brüder oder ein minne. du hórest nüt zú uns, won du verkertest uns alles das wir teten.*

Sa 64^b, 23 *recht als das minnenlich bygli ze samen treit das honig uss*

1) Vgl. Lauchert s. 26.

2) Vgl. E. Peters, Der griechische Physiologus s. 77. 45 c; Renner 11 982 f.; Megenberg 226, 27 ff.

allen blümen und treit es in einen winkel, so hat der h. Benedict aus den kirchenvätern seine 'regel' zusammengetragen, s. oben s. 10, ebenso Sa 73^b. 12 ff., desgleichen s. Peter *uss dem fließenden honigraben der hohen gotheit alles sin bekennen* gesogen (Sb 141^a, 4 ff.). Sb 19^b, 9 *recht als sich ein roller wabe nüt enthalten mag, das honig das müsse usstrophen und zerfliessen: also trophet die götlich süßskeit her abe uf dis mönschen.*

Sb 90^b, 1 ff. Gott hat alles hier auf erden minniglich geordnet. *man rint in der zit einen vogel, der mag nient leben denn in dem für (der phönix¹), so ist ein stein (bernstein): der den enzunti, er brunne ewclich, die wil dú zit stat, so rint man einrhant blümen, die sint winter und summer grün, so rint man ein krütli²: weler mönsch dz hetti in siner hant, dem gieng lachend sin sel us: so ist alles lustlich und minniglich geordnet und alles weist wieder auf den göttlichen ursprung, aus dem alle creatur gekommen ist.*

Weiterer aufhellung bedarf der vergleich mit igel und löwe: Sa 60^b, 21. *Ze dem sibenden mal so bekorend uns unseri güten werch, wenn uns die von versmechung der creatur, unser ersten fründen, Adams und Eren, nüt lustet ze vollbringen und ze wirkend. von alles güt ist uns mütlich ze tünd, es sig denn, dz wir es mit ensiger übung ze gewanheit bringen. von den geschriben stat: der igel bi der sellen und der löw an dem weg. bi dem igel schiiken güter werk, (61^a) bi dem löwen forcht der selben werch, wan güti werch hand schühen in anvang und forcht in volbringen.*

Unter den naturerscheinungen, die für bildliche verwendung nahe liegen, nimmt die sonne und ihr glanz, in dem sich das göttliche widerspiegelt, die erste stelle ein.

Die 6. predigt in Sa verfolgt ihren lauf von aufgang bis zum niedergang in allegorischer ausdeutung. Der aufgang vollzieht sich mit *brasten*, mit lautem getöse – sie *brastet und schriget als lut das die menschen ze Orient sich verbergen müssen* – und ist ein symbol für die ewige hohe geburt Christi (Sa 53^a, 14 ff.) – Poetisch empfunden ist es, wenn Sb 93^b, 2 das erröten der Maria Magdalena (innerlich aus schamgefühl, äusserlich im antlitz) mit dem morgenrot verglichen wird: *so der tag uf tringet und die sunne begint glentzen, so widertribet si die füchten wulken und vom widerglast der sunnen so si dur die wulken gletet, so werdent si rot. und dis hat die lieb M. M. geistlich an ir.* Sb 96^b, 13 ff. Beim morgenrot singen die vöglein minniglich und loben ihren schöpfer: so auch sang und jubilierte und freute sich M. M., nachdem der herr zu ihr gesprochen (Luc. 7, 50). Sb 97^b, 2 ff. Wie die sonne ihren schein über die ganze erde ausgiesst, so auch M. M., *won si alle tugent volkomenlich usgeübet hat.* – Auch mit dem monde wird bei Maria Magdalena der vergleich fortgeführt, s. oben s. 27. – Über die bildliche verwendung des donnèrs s. oben s. 217.

1) Vgl. Lauchert s. 10.

2) Welches kraut ist gemeint? wohl kaum saffran (Megenberg 392, 28–33).

Sa 109^b, 20. Der mensch ist unstät wie das meer. *hüt ist er güt, morn ist er bös, hüt ist er gesunt, morn siech. nu hungert in, nu türstet in, nu frürt in. nu wil er dis (110^a), denne wil er das, und ist im ein stund nüt ze müt als die andren. einest ist er wolgemüt, so balde wirt, so ist er trurig. nu lachtet er, so balde wirt, so weinet er. und recht schlechtlich geret: an dem menschen ist nützit von unvetikeit in worten, in werken, in allem sinen tån und lassen. — Sa 59^a, 22 als weny dz wild mer belibet ün gewill, als weny belibet öch des menschen leben än bekörung.*

Aus dem berufsleben sind einige vergleiche entnommen.

Der himmlische arzt, so oft auf gott und Christus bezogen (Sb 42^b, 2 *got der ewige arzat, der da ist ein heiler aller wunden.* 168^a, 17. 194^a, 12. 196^a, 19. 196^b, 5. 206^b, 32) gibt anlass zu weiteren ausföhrungen über die ärztliche kunst: Sb 186^b, 3: der arzt gibt dem kranken die mittel, die der krankheit 'am widerwärtigsten' sind. So zieht der strebende mensch mit tugenden gegen die vorhandenen untugenden und laster zu felde. — Sa 121^b, 4 *wellen wir nu gesunt werden von dem ritten, so bedurffen wir wol eins gütten artzatz, der uns den magen wol rumen kunne und von dem ritten gehelfen könne.*

Sb 162^b, 4 ff. Gott tut wie der kaufmann, der in fremde länder fährt und seiner frau *kleinöde und krenlin* mitbringt, und ist si ime getrüw gewesen, so git er ir dis minnenklich gaben und si ist im vil lieber denne vor. So tut Christus seiner gemahlin, der seele.

Sb 126^a, 2. Wie ein schütze, der *sins zils war ninet*, so soll der mensch auf ein vollkommenes leben sein ziel richten. Vgl. Tauler 9, 23. 212, 9.

Sa 17^a, 1 *wer möcht nu einem hafner sines hafens vor gesin oder einen kanner sin kammern, die er gemacht hat? das ist nieman, won er hat si gemacht und sol billich mit ir tån was er wil. leit er si an ein sitten, stützet er si uf: wie er mit ir tåt: das mag er wol tån, wond si ist sin, er hat sie gemacht. also solt du öch din hertz lassen dem des es öch ist, won er es selber höschet.*

Sb 41^b, 3 ff. Vom bildschnitzer. Der mönsche der solt recht tån als einer der ein bild wil machen, der schlecht zü dem ersten abe einen böñ. zü dem andren so howet er abe die grossen spene mit grossen waffnen. zü dem dritten mal so nimet er ein kleinü waffen und begint (hs. gebint) nu die gelider und die ringer machen und müss denne gar subtklich sin selbs war nemen: won wölt er nu mit grossen waffnen das bild an komen, er zertzarte es gar und gantzlich. min kint, also solt du dich selber besniden, wellest du dis osterlembli wirdenklich niessen. Du musst 1. abschlachen den mürdigen stammen her Adams, 2. abhowen die grossen spen (sünden), 3. kleinü waffen nemen und die kleinen gelider beschniden, das ist das du din selbs subtklich war nemest recht der minsten sünde als der meisten usw. Hier mag sich Sa 88^b, 3 ff. anreihen: (si) *tånd öch recht als da man ein hölzen bild übergüldet. so schinet es gar schön, aber wenne man das gold ab schabet, so ist das bilde kleines schatzes wert. also ist öch der mönsche: wenne man im sin ussren übunge ab spreche, so ist er nit won blos nature, und in dem grunde do es alles solt hur uss quellen, da ist weder got noch götlich meinung.*

Sb 17^b, 2. Das purpurgewand des reichen mannes im evangelium veranlasst den prediger zu folgenden ausföhrungen: *purpurkleid ist das rinvest kleid das man rinden mag, und es wirt gemacht von der rinvesten wullen, so man hat in der zit. und zü dem ersten ist dú wulle wis und denn ninet man ein tierli, ist in dem*

mer, heisset coccus, und das tödet man und trukt man sin blüt uss und trukt man die wullen oder das kleid von der vinen wullen gemachet dar in und es wirt denne rot, einer brunen rōti, und wirt der aller edlest purpur den man in der zit hat. So soll auch der mensch seinen natürlichen adel truken in das rosenfarbene blut des lammes Jesu Christi. Vom *bissus* heisst es ebenda Sb' 18^b, 22: *flechtsin tîch ist gar fin under allem linin tîche und es tragent gerne edel lîte an der hut, wan es hat die nature an ime, wer es treit, das der niemer als unrein mag (19^a) werden an der lich als ein ander mōnsche.* Die deutung geht auf ein luter gewüsseni, ein reines gewissen, mit dem der mensch bekleidet sein soll.

Nicht selten sind die vergleiche weit ausgesponnen; so z. b. Sa 86^b, 18: *min kint, nu solt du sechen, das du dich vor gewarnot habest: als einer der ein burg buwen wil, der muss vor sechen, das er die kost hab da mit er es volbringen müge. von gebreste im kost, so müste es under wegen beliben. also müst du vor gedenken waz du gelobest (wenn du dein gelübde ablegst), das du das ðch dar nach vol (S7^a)bringest. du müst uf einen grunt buwen, sol es ein phūment werden, wan buwet man dar uf nüt, so ist es ein grunt und nüt ein phūment. das ist du müst din antheis volbringen mit gūten werken oder es mag nüt ein geistlich leben heissen.* Der schleier und die kutte machen es nicht und dass du ins reventer, zu kor und kapitel gehst: du must auch ein inwendig capitel han. — Sa 12^b, 9 ff. *wilt du nu din hertz behütten, so müst du recht tūn als einr der ein schön burg hat. so dem sin viant die burg icent besitzen, so müs er drier hant hüt han. zū dem ersten so müs er han zwo ringmuren umb die burg. zū dem andren mal so müs man haben gūt waffen, zū dem dritten mal so müs man haben lütt uf der bürg die der bürg hüten, und die lüt müssen haben gnūg spis, dur das in ir kreften nüt gebrest.* Die burg ist das herz, gegen das drei feinde kämpfen: der teufel, die welt und die eigen natur. Die beiden ringmauern sind *paciencia*¹ (*gedultikeit*) und *continentia* (*beheblikeit*; 13^a, 5 steht irrtümlich *consciencia*), die waffen demut und sanftmut, die speise das würdig sacrament, mit dem din geistlichen kreft gespiset müssen werden, won dis ist das volk, daz diner burg hütet. — Sa 87^b, 12 *nu solt du sechen, das du tūgest als einer der ein ũrlig wil haben. der muss zū dem ersten sechen, das er gūt waffen und vil lüten habe. wan hat er ze wening, so er gegen den vigenden keme, müst er denne erst um frid senden, das were im unerlich.* So mache auch dir klar, ehe du in ein geistliches leben eintrittst, das du dinen vigenden mugest angesigen, won du hast dry vigent die stettenklich wider dir sint: die welt, den teufel und den schalk der nature. *aber si mugent dir niemer angesigen, die wil du inen das waffen dines frien willen nüt lichest.* Vgl. auch Sb 38^b, 20 *das wort gottes ist — durchsnident als ein spitzig swert, vgl. Seuse 270, 18 f.; Zeitschr. 46, 425 f.*

Ein beliebtes bild ist auch der spiegel.

1) Sa 13^a, 9 *Paciencia — sol hütten der burg dins hertzen vor allen den geschossen der vigenden, won wa die phil har schiessen, das das die mur der gedultikeit gedulteklich enphache, wond wenn dem mōnschen ein phfil geschossen wirt von sinem vigent, es sin zornlich wort oder geberd, und das der mōnsch gedultenklich enphachtet, so keret sich der phfil wider umb und schüsset den mōnschen wider durch sin hertz, von dem er zū dem ersten kam (hs. kan) und enphachest aber du den phfil ungedultiklich, so blibet er dir, und wen du des gewar werdest, das du von krankheit diner natur habest vergessen der mur diner gedultikeit, so solt du behendklich griffen zū der andren mur di da heisset continentia.*

Sa 93^b, 1 *recht als man in einem spiegel die masen des antlites sichtet, also sichtet man in dem spiegel der heiligen geschrift alle masen, die da sint an dem antlüt der sele (ebenso Sa 15^b, 22. Sb 144^a, 6). und dar umb hat Salomon¹, do der den tempel buert, do hic(z) er im spiegel usserthalb des tempels machen: alle die in den tempel giengen, das sich die ersehen, ob kein masen an ir antlüt werin, das sie sich denne wüschene, e dz si in den tempel giengen. also soltu: was dir der spiegel der heiligen geschrift zeigt, das soltu mit rüwe und mit bicht abe weschen. — Sb 139^b, 26 *wenne man nem einen spiegel oder einen guldin schilt (ebenso Sb 17^b, 22. 54^a, 23) und hette man si (140^a, 1) gegen der sunnen, so git dü sunne iren glantz in si und si widerglestent gegen der sunnen von ir minnenklichen schön, so si allü wider einander habent: also geschicht dem mōnschen, der do ist in der unvermaskeit sines wesens und do stat in dem minnenklichen bekennen sines herren.**

Auf profane quellen gehen letzten grades folgende mit *wir lesen* eingeführte beispiele zurück.

Sb 89^a, 22 *wir lesen², dz zū einem mal die von Rom und die von Cartagine lang zit mit einander stössig waren, dz sie nieman verschlichten kond, und do es lang zit gewert, do wurden si versünt, und ward alles dz dz in dien zwein stetten was gar fro denn ein einiger man, der was gar ein wütziger biderman. und er ward gefraget, wz er do mit meindi. do sprach er: do fürcht (89^b) ich, dz unser sün nu lernen spülen und ander unnützi ding, die inen schedlich werdent an sel und an eren, und des taten si vor nüt: si müsten alwegyen bereit sin ze striten. So läuft auch der mensch gefahr, träge und unachtsam in göttlichen dingen zu werden, wenn er nichts mehr zu bekämpfen hätte.*

Sb 8^b, 4 *wir lesen³, das ein mōnsche übergieng ein veld und im kam ein stude in ein öge, das im das öge gar uss kam, das es nüt wider in mochte komen. und do stünd ein geis und si namen die geis die bi im waren und brachen der geis ir öge uss und sasten es dem mōnschen in sin höpfe, und wo der mōnsche ie gieng für einen zun do löb was, so sach er alwegent mit der geisse ög dar, und das ög stünd alwegent nach geisse natur ob sich dem löbe nach, aber der mund mocht sin nüt essen, wan es nüt sin nature was. und der mōnsche wart do von als hertzlich getrenget, das er im hies das öge wider uss brechen, dur das (er) ze fride keme. also müss der mōnsche tūn, er müss der geisse öge uss brechen (Matth. 5, 29).*

Die innere anteilnahme und gemütswärme, die des predigers gedankenwelt und weltanschauung durchströmt und in bildern, ausgeführten vergleichen und allegorien ihren ausdruck findet, wird nun

1) Für das folgende vermag ich ebensowenig die quelle anzugeben wie für Sa 55^b, 16 *Wir lesen, das Salomon sinen tempel inwendig von vinem golt zierot und von edelm gestain, aber usnan umbhant er (in) mit hüton der tieron. also tūnt disū (begnadeten) menschen: si zieront den tempel ired hertzen von innen mit allen tugonden (1. Cor. 3, 16). — und wenn der tempel gezierot ist, so behenkend in disū menschen mit hüton ir selbes krankhait.*

2) Wo?

3) Ähnliches erzählen die Gesta Romanorum (Oesterley c. 76 s. 393). Vgl. auch Br. Grimm, Kinder- und hausmärchen nr. 118 und die anmerkungen dazu: Bolte-Polivka 2, 552. — Cod. Pal. germ. 341 bl. 274^b (Rosenhagen s. 119 nr. 147) erzählt die gleiche geschichte, jedoch vom katzenauge. — Engelberg besitzt eine hs. (259, 12) der Gesta aus dem 14. jahrhundert.

auch durch die frische und lebendigkeit seines stils auf das glücklichste unterstützt. Es ist nicht mangel an stilgefühl, wenn er häufig einen bereits ausgesprochenen gedanken, selbst wörtlich, wiederholt: gerade dem prediger steht eindrucksvolle rede wohl an. Aber auch im kleinen liebt er wortwiederholungen: der wiederholte wortklang begünstigt das aufmerken des hörers ebenso wie es ein anruf tut (*sich an* Sb 117^b, 26. 118^a, 2. 5, *sechent* Sb 128^b, 26. 130^b, 12), eine verstärkende bejahung oder verneinung (*ja!* Sb 117^b, 3. 11. 118^a, 13, *nein es!* Sa 122^a, 20. Sb 117^b, 13, *inâ!* Sa 17^a, 24. Sb 66^b, 26 und sonst). Von formelhaften wortwiederholungen begegnen:

aber und aber Sb 99^a, 25, *anders und anders* Sb 116^b, 5. 118^a, 17. 136^b, 22, *billich billich* Sb 153^b, 3. 197^a, 1, *dicke und dicke* Sa 112^b, 19. Sb 21^b, 24, *so dick und so dick* Sa 34^a, 5. Sb 47^a, 14, *gang, gang* Sa 104^a, 8, *gang für, gang für* Sa 42^a, 14. 128^a, 2. Sb 2^b, 10, *gantz gantz* Sb 131^b, 4, *gar und gar* Sb 93^a, 7, *ie oder ie* Sa 118^a, 17. Sb 22^a, 15. 180^a, 1. 209^a, 67, *me und me* Sb 66^b, 17, *sicher sicher (ane allen zwiwel)* Sa 117^b, 12. 145^b, 26. 147^a, 24. Sb 6^a, 22. 112^a, 1. 142^a, 15. 176^b, 20; vgl. auch *du wilt dich morn oder denn oder denn bessron* Sb 84^b, 4, *do weere du verne oder dû oder dû (an dem hofe oder dem tantz usw.)* Sb 197^a 16. — Zum reim führt der wortklang: *liden und miden* Sa 35^b, 18, *in m. in l.* Sb 168^b, 9, *liden miden swigen* Sa 117^b, 3. 132^b, 12 (vgl. Tauler 206, 27. 376, 12 f.), *liden miden, haben oder darben* Sa 103^a, 10 (vgl. Tauler 146, 5).

Die rhetorische frage findet häufig verwendung:

warumbe? Sa 105^a, 16. 22. 116^a, 16. 20. Sb 5^a. 7. 15^a, 25 ff. 107^a, 22, viermal einander folgend Sb 117^b, 6. 8. 13. 19; *wie nu?* Sb 69^b, 23, *ob nüt?* Sb 70^a, 3, und *sechent ein ander an recht als was wil hie werden?* Sa 113^a, 21. 116^a, 25, *wie sicht man got?* Sa 118^a, 23, *waz geschach?* Sb 77^b, 2.

Mit seinen zuhörerinnen, die er mit *min kint, minû (lieben) kinder* anredet, steht der prediger in lebendiger wechselbeziehung. die sich stilistisch zum dialog gestaltet. Da fragt er wohl: 'willst du hören?' und antwortet selbst im sinne des gefragten mit einem 'ja gerne' (Sb 146^a, 17), begegnet einer etwaigen frage mit *das wil ich dir sagen* (Sa 8^b, 13), oder schaltet in der erwägung, vielleicht kümmern sich deine freunde (verwandte) gar nicht mehr um dich, haben dich vergessen ein 'môchtest du ihrer vergessen!' (Sa 104^a, 23) ein. Die möglichkeit, dass, wer die klostergelübde einmal abgelegt, jemals wieder aus dem kloster austreten könnte, weist er selbst sofort zurück mit den worten: *ich wil vergessen* (gar nicht daran denken), *dz er ez tûge!* (Sb 174^a, 14). Um nicht zu ausführlich zu werden, bringt er seine erörterungen oft mit einem 'schlechtlich geret' zum abschluss oder überlässt ein weiteres ausmalen der hörerin, so wenn er von Jesu werken und taten sagt: *dû ich dir ietz nüt allû zellen mag, ich lasse dich si zellen* (Sb 176^a, 8).

In die kategorie des wortspiels weisen folgende wendungen:

sinü verk waren so minnerich, das si menig geladen hertze entlâden und entbunden (Sb 54^b, 17); *koment zû mir alle die geladen sint und ich wil ich entladen* (Sb 61^b, 1 — Matth. 11, 28); *exaltare-exultare* Sb 174^b, 7 ff. (s. oben s. 36); *got ist allû ding in allen dingen und ist doch nüt got allû ding* (Sa 42^a, 11); *hat ein geistlicher m. eins helblings wert, so ist er nüt eins helblings wert, ich mein an urlop oder an noturft* (Sb 80^a, 30 = Wackern. 70, 138, ebenso Sa 69^a, 8, s. oben s. 10); s. *Benedictus gieng uss der schûl ungelert wol gelert und wol gelert ungelert* (Sa 65^b, 18 nach der Vita des Gregorius).

Von weiteren mitteilungen über den dialekt der handschriften sowie über den wortschatz muss mit rücksicht auf den mir zur verfügung stehenden raum zunächst abstand genommen werden. Ich habe das hierfür gesammelte material der universitätsbibliothek zu Halle übergeben.

NACHTRÄGE.

S. 6 z. 21. Zur siebenfachen *vox domini* verweist Bihlmeyer auf Ps. 28, 3—9.

S. 6 anm. 2. Für das 14. jahrhundert möchte Bihlmeyer eher an Aachen als an Einsiedeln denken. Vgl. meine anm. zu Heinrich von Nördlingen 44, 41 ff.

S. 10. Zu pred. nr. 8: Sa 71^a, 3 *dar umb so hat der heilig vatter sant Benedict also minnendich allû ding geordnet in sinem orden, das man sol ze metti gan und das quinquagena lesen und disciplin nemen und wachen, rasten und nachtes in dem gewande slaffen, das man alles dar umbe tûn sol, das man das fleisch und den schalk der natur do mit überwinde.*

Ich kann die wendung *das quinquagena lesen* sonst nirgends belegen, es kann sich aber doch wol nur um die 50 psalmen, ein drittel des psalters, handeln, wenn auch für ein litaneuartiges gebet der ausdruck *lesen* kaum passt. Bihlmeyer schreibt mir dazu: 'in den alten poenentialien kommt wiederholt vor, dass, wer einen tag nicht fasten kann, dafür 50 psalmen zu beten habe. Siehe H. J. Schmitz, Die bussbücher und die bussdisziplin der kirche 1883 s. 144. So heisst es in einem römischen poenentiale des frühmittelalters, im Poenentiale Valicellanum I can. 104 *si quis jejunare non potest quando debet jejunare, pro uno die in pane et aqua cantet cum venia psalmos L, et sine venia LXX* (Schmitz a. a. o. s. 323). Ähnlich bei Burchard von Worms († 1025), *Decretorum lib. XIX c. 12* (Migne 140, 981): *pro uno die quem in pane et aqua jejunare debet, L psalmos genibus flexis in ecclesia decantet.* Diese stelle zitiert auch der liturgiker Radulph de Rivo († 1403) in seinem *Tractatus de psalterio observando*, s. C. Mohlberg, *Radulph de Rivo II. Texte* (1915), 237, 17 ff. Man wird also annehmen dürfen, dass die übung noch im 14. jahrhundert bestand. Die zahlreichen, wenn auch bisher meist ungedruckten *Summae confessorum* (vgl. Dietterle in der *Zeitschr. f. kirchengesch.* 1903—1907 bd. 24—28) dürften noch weiteren aufschluss geben.

S. 11 z. 6 *einen gantzen vocabulum*: vielleicht ist das berühmte und weit verbreitete *Vocabularium des Papias* (saec. XI) gemeint. Engelberg besitzt mehrere vocabularien, s. z. b. *Catal. s. 132* (K. B.).

S. 17 z. 11 s. auch J. Bernhart, *Bernhardische und Eckhartische mystik.* Würzburger diss. 1913 s. 20 anm. 1.

S. 21 z. 36 *conversacion*: Bihlmeyer verweist mich auf M. Rothenhäusler und J. Herwegen, Studien zur benediktinischen profess (heft 3 der Beiträge zur gesch. des älteren mönchtums und des Benediktinerordens. Münster 1912) I, 20 ff. II, 47 ff. und B. Linderbauer, S. Benedicti regula monachorum. Hg. und philologisch erklärt. Benediktinerstift Metten 1922 s. 144 f. Die *conversacio* (*sive conversio*) *morum* ist neben der *stabilitas* und *obedientia* ein hauptstück des benediktinischen professgelübdes. *Conversatio* (so nach der besten überlieferung, nicht *conversio*) kommt ausser einmal im prolog 10mal in verschiedener bedeutung vor, meist handelt es sich um den asketischen lebenswandel im kloster.

S. 23 z. 44 *wil*: vgl. den ritus der professablegung der nonnen im Pontificale romanum: De benedictione et consecratione virginum. Bei überreichung des schleiers spricht der bischof: *accipe relamen sacrum, quo cognoscaris mundum contempsisse et te Christo Jesu veraciter humiliterque toto cordis annisu sponsam perpetualiter subdidisse*. S. auch s. 29 z. 34: den nonnen wurden benedizierte *torques sive coronae* bei der profess aufs haupt gesetzt (K. B.).

S. 34 z. 37 f. 214 z. 15 f. Sb 151^a, 7 ff. und *were ioch der mónsche nüt gellallen, das doch got mónsche wolt sin worden von rechter liebi die er zú uns hat, und das bewert der hoch leter sant Augustinus in einer siner Omelya, die man list uf den heiligen wienachttag. und der liep Christus bewert es selber in dem heiligen ewangelio* (Joh. 10, 14). 'Die stelle bereitet erhebliche schwierigkeit. Soviel bis jetzt bekannt, ist Rupert von Deutz († 1135) der erste, der die hier vorgetragene lehre vertritt: De gloria et honore filii hominis super Matth. I. XIII (Migne 168, 1628) und De gloriñicatione Trinitatis III, 20 (Migne 169, 72 C). Sie wurde von Albert dem grossen wieder aufgegriffen und von Duns Scotus weiter ausgebildet, in dessen schule sie (auch hierin im gegensatz zur thomistischen) zur herrschaft gelangte. Vgl. L. Thomassinus, Dogmata theologica, ed. nova III (Paris 1866). De incarnatione I. II c. 5–7; J. Pohle, Lehrbuch der dogmatik II⁶ (1914), 179 ff.; Fr. Diekamp, Kath. dogmatik II² (1918), 165 ff. Die auffassung, dass gott die menschwerdung seines sohnes unabhängig von der vorausicht des sündenfalles beschlossen habe, ist ganz und gar unaugustinisch. Es liegt also ein irrtum des predigers vor. Es ist auch wohl nicht eine pseudoaugustinische homilie gemeint, da die obige lehre im christlichen altertum unbekannt war. — Wie kommt aber der prediger zu seiner falschen anschauung? Die ausführungen bei A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands 4 (1903), 418 anm. 1 dürften den schlüssel zur lösung geben. Rupert beruft sich nämlich im zusammenhang obiger stelle De gloria et honore filii hom. auf Augustin, De civitate dei XIV, 23, allerdings für etwas anderes, aber ein oberflächlicher leser des Rupert konnte meinen, er zitiere Augustin auch für die lehre der sog. unbedingten prädestination des gottmenschen. Eine solche verwechslung war um so leichter möglich, als der name der zitierten theologischen autorität, Augustin, am blattrande vermerkt sein konnte.

Übrigens liegen, wie Hauck hervorhebt, in gewissem sinne doch die voraussetzungen zu Ruperts lehre bei Augustin. Der augustinische gedanke aus dem Tractatus in Joannem I. n. 17 (Migne 35, 1387), dass die weisheit gottes der idee nach alles enthalte, bevor sie es verwirklicht — also auch die menschwerdung Christi als bestandteil eines ewigen göttlichen dekrets! —, schwebt ihm augenscheinlich vor, so namentlich an der zweiten stelle De glorif. Trinit. III. 20. Nun aber wird ein stück aus dieser augustinischen homilie im brevier (nämlich Tract.

in Joannem I. c. 1 im alten konstanzer, n. 10–11 [teilweise] im heutigen römischen) an weihnachten als lectio III der 3. nocturn gelesen. Man kann also immerhin verstehen, wie der Engelberger prediger oder sein gewährsmann zu der meinung kommen konnte, Augustin vertrete jene lehre. Übrigens nimmt Rupert I. c. auch auf die augustininische auslegung von Joh. 1, 3 in dessen Tract. in Joannem I. n. 16 bezug. Vgl. auch Schönbach, Altd. pred. 3, 246, 18 ff.' (K. B.).

S. 34 z. 42 *fantasmata*: vgl. in dem alten hymnus *Te lucis ante terminum* im completorium, das die benedictinernonnen verrichten (Chevalier, Registrum hymnologium 2, 646; Wackernagel, Kirchenlied 1, 15): *Procul recedant somnia, Et noctium phantasmata* (K. B.).

S. 41 z. 13. Über die drei seelenkräfte (nach Augustin) s. J. Bernhart, Die philosophische mystik des mittelalters. 1922 s. 58 f. und die anmerkungen dazu.

S. 41 pred. nr. 21. Zu Maria = oleum vermutet Bihlmeyer als unmittelbare quelle Jacobus a Varagine, *Mariae sive sermones de beata Maria Virgine. Venetiis 1497* (Universitätsbibl. Tübingen, Gb. 216): bl. XLV^r ein sermo über das thema: *Oliva signat Mariam*, bl. XLVI^r ein sermo mit der aufschrift: *Oliva signat Mariae misericordiam*. — In der ann. 2 z. 3 sowie s. 42 ann. 2 z. 3 lies 'Manser'.

S. 43 ann. 3. Bihlmeyer verweist auf die worte in dem hymnus *Jesu[s] dulcis memoria* (vesper des festes s. nominis Jesu an Dominica II post Epiph.) aus dem 13. jahrhundert, fälschlich öfter dem h. Bernhard zugeschrieben (s. Chevalier, Registrum hymnologium 1, 574; Wackernagel, Kirchenlied 1, 117 ff.): *Jesu[s] dulcis memoria, Dans vera cordi (alias cordis) gaudia, Sed super mel et omnia, Eius dulcis praesentia. Nil canitur suavius, Nil auditur jucundius, Nil cogitatur dulcius, Quam Jesus Dei Filius*. — Str. 23 *Jesu, decus angelicum, In aure dulce canticum, In ore mel mirificum, In corde nectar coelicum*.

S. 43 ann. 5. Im mysteriösen Eobanus möchte Bihlmeyer auf grund ihm zur verfügung gestellter notizen des h. p. A. Manser vielleicht doch eine verderbnis von Alanus annehmen. Alanus ab Insulis († 1203) war in S. Blasien sehr bekannt, s. die Chronik des Otto von S. Blasien (Mon. Germ. SS. 20, 327, 17 ad a. 1194). S. Blasien aber ist das mutterkloster Engelbergs. Im cod. 234 der Engelberger klosterbibl. (Cat. s. 179 f.) findet sich ein stück von Alanus, Bern besitzt mehrere Alanus-codices. S. auch Seuse s. 178, 12 ann. und den Traktat von der minnenden seele. Banz s. 364 f. Das zitat an unserer stelle findet sich zwar nicht direkt in den schriften des Alanus, wohl aber klingen ähnliche gedanken an im Hohelied-kommentar (Migne 210, 51 ff.) und in der Summa de arte praedicatoria (Migne 210, 151 ff.).

S. 211 z. 12 ff. s. noch R. Durrer, Das frauenkloster Engelberg als pflegestätte der mystik, seine beziehungen zu den Strassburger gottesfreunden und zu den frommen laienkreisen der Innerschweiz. Geschichtsfreund 76 (1921), 195 ff. bes. s. 212, 213, nach Bihlmeyer auch als exkurs in des verfassers bruder Klaus. Die ältesten quellen des sel. Nikolaus von Flüe 2 (Stans 1921), 1053 ff. Dass der Engelberger prior Joh. von Bolsenheim die predigt Sa 11 selbst gehalten hätte, ist wenig wahrscheinlich.

S. 213 z. 29 ff. s. auch in einer predigt des minoriteu Konrad von Sachsen: A. Franz, Drei deutsche minoritenprediger 1907 s. 29.

S. 214 z. 18 f. und zwar Homil. XXI in evang. n. 6 (Migne 76, 1172): *si membra nostri Redemptoris sumus, praesumamus in nobis, quod gestum constat in capite*.

S. 214 anm. 3. Es will keiner der Hieronymusbriefe recht passen, es müsste denn nur ganz frei zitiert, *dü was ein heidnin* ein irrtum des predigers oder seiner vorlage sein. Man könnte denken an Ep. 22 ad Eustochium (Migne 22, 394 ff.) oder Ep. 79 ad Salvinam (Migne 22, 724 ff.), die eine tochter des mauretanischen fürsten Gildo war — *eines küniges tochter*, — oder namentlich an Ep. 130 ad Demetriadem (Migne 22, 1107 ff.), vgl. dort c. 1: *Demetrius virgo Christi quae et nobilitate et divitiis prima est in orbe Romano*; ihre hinwendung zur askese machte grosses aufsehen, die Hieronymus zu seinem briefe veranlasste (K. B.).

HALLE A. D. S.

PHILIPP STRAUCH.

MISZELLEN.

Auszüge aus briefen der brüder Grimm an Salomon Hirzel.

Aus Hans Gürtlers nachlass, herausgegeben von Albert Leitzmann.

(Fortsetzung.)

64. Lieber freund,
[Anzeiger 17, 244.]

Die bogen der briefe an Lotte lege ich wieder bei, dem vernehmen nach hat nun Cotta doch alles flott gemacht und es soll bald erscheinen. ein blatt der Kölner zeitung mit einem aufsatz Dünzers über Göthes liebesverhältnisse ist Ihnen vielleicht noch unbekannt, Sie können es, wenn Sie wollen, behalten. ist denn das Candidusbüchlein fertig geworden?

31 jan. 1854.

Ihr Jac. Gr.

65. Hier bekommen Sie, lieber Hirzel, manuscript 61—80, das nächstmal, hoffe ich, soll der schlusß folgen. falls das Webersche wörterbuch, wie Sie äuszerten, im februar erscheinen sollte, wäre mirs ganz recht, damit ich mich darüber aussprechen kann. ich denke auch dasz man im publicum erwartet, dasz ich mich über die sauberen leute, den Sanders und Wurm erkläre.

Müssen Sie das athenaeum zurück haben?

Jahns aufsatz Göthe in Leipzig¹ war hübsch. vor einigen wochen versprochen Sie den Candidus zu schicken; da Sie es nicht getan haben und sonst nicht pflegen dergleichen zu vergessen, musz es damit besonders bewandt sein.

Hier verbreitet sich das gerücht, Carl Reimer wolle Leipzig verlassen und hierher ziehen. werden Sie dann sein haus kaufen oder auch kommen?

montag 21 febr. [1854]

Ihr Jac. Grimm.

Dort bei Otto Wigand ist der ungrische simplicissimus erschienen, ein ganz interessantes buch, auch mit allerhand brauchbaren wörtern. [Anzeiger 17, 244.]

[Bittet, von der vorrede keine aushängebogen an ihn zu übersenden.]

66. L. H. ich schicke hier manuscript p. 123—134. [druckfehlerverbesserung zu besengen. Zitat der Jenaer Lutherausgabe und aus Andreae.]

montags. [1854]

Ihr J. Gr.

1) Goethes briefe an Leipziger freunde² s. 59.

67. Lieber freund,
sonst pflegen Sie mir den empfang des manuscripts ungehend anzuzeigen; vorigen montag sandte ich die fortsetzung ab, habe aber bis jetzt keine benachrichtigung erhalten. sollte es nicht in Ihren händen sein?

Donnerstag nachm. [1854]
J. Gr.

68. Sie haben recht, lieber Hirzel, und Ihrem verlangen nach ist alles, woran Sie anstosz nehmen, gefilgt, wodurch auch hinreichender raum gewonnen worden, dasz die vorrede nun bequem auf p. LXVIII auslaufen kann. Die eingänge der abschnitte 23 und 24 müssen aber nun ausgefüllt werden, wie auf beifolgendem blatt angegeben ist.

Vor den klatschblättern habe ich zwar keine angst, denn die wissen sich doch material zu bereiten; und halte es auch für recht, andern, wo sie mich im stich gelassen haben, das offen zu bekennen. doch wird nun alles besser sein.

eben schreibe ich an Zacher, dasz er die jahrzahl des von ihm ausgezognen Agricola unmittelbar nach Leipzig melden solle. vielleicht wäre auch von Rückert, falls er noch in Zittau wohnt, die jahrzahl der drei von ihm excerpierten bände Luthers am kürzesten durch einen brief zu erfragen. unter den von Wilhelm bisher aufbewahrten briefen kann ich keine von ihm entdecken.

J. V. Andreae reformation ist nach einem citate Meusebachs, gevis also richtig, ich will bei der correctur alles wahren und ordnen, musz aber auch von der vorrede noch eine haben.

Gestern empfiengen Sie das verzeichnis bis Loher, der schlusz des ganzen folgt in drei oder vier tagen.

freitag mittag. [10. märz 1854]

Ihr Jac. Gr.

69. [Anzeiger 17, 244.] Die drei von Rückert excerpierten bände hat Hermann durch vergleichung der ausgaben auf der bibliothek glücklich ermittelt: [nähere angaben.] [Anzeiger ebenda.]

Grosze last verursacht das fehlende citat der ausgabe von Agricola. Zacher meldet eben, dasz er ihn gar nicht excerpiert hat; es geschah durch Günther, der fast wie Zacher schreibt (sehen Sie beiliegenden brief an), was den irrthum veranlaszte. ich schreibe heute an Günther, wenn er nur noch in Halle ist.

Unter die excerpten gehören noch

Müller in Wiesbaden

Callin in Hannover.

wollen Sie druckfehler anzeigen? ich kann noch mit mehr aufwarten.

15 merz [1854]

Ihr Jac. Gr.

70. Hierbei übersende ich manuscript 3419–66. gestern abend sind Freitags journalisten hier mit groszem beifall gegeben worden. ich habe sie durchgelesen und besonders die trinkszene und die erzählung der feuersbrunst wirksam gefunden. in diesen tagen erscheint von Hermann ein gedicht traum und erwachen. Den Candidus will professor Weisz in der hiesigen theologischen zeitung beurtheilen, ein weiszer den andern.

montag 27 merz
1854

Ihr Jac. Gr.

71. Lieber freund,
 Hermann behauptet Ihnen sein jetziges gedicht, freilich noch in gestalt einer
 nouvelle, gesandt zu haben, die aber damals von Ihnen abgewiesen worden sei.
 [Anzeiger 17, 245.]

Jac. Gr.

Klee, höre ich, soll hierher kommen und Böcking¹, wohnen beide bei Haupt.
 [Ende märz oder anfang april 1854.]

72. [1854.]
 [Wegen zitat der Agricolaausgabe im quellenverzeichnis. Druckfehler in der
 vorrede verbessert.]

73. [Die zitate Günthers aus Agricolas sprichwörtersammlung seien aus Sebastian
 Frank.] Von Agricola ist kein druck von 1570 bekannt. folglich sind alle seine
 citate Agr. spr. falsch, und enthalten Frank . . . dieser irrtum ärgert mich ungemain
 . . . beim nächsten verzeichnis musz die sache berichtet werden. ich will sobald
 ich dazu kommen kann citate und buch selbst vergleichen, und — Agricolas sprich-
 wörter von neuem durchlesen, denn was nach capiteln aus Voss angeführt wird
 genügt lange nicht.

In den bänden von Luther wollen wir Hermanns angaben folgen, die richtig
 sind. [Andere drucke.]

Es stimmt durchaus nicht zu dem stil meiner vorrede, dasz ich Hildebrand
 als lehrer an der Thomasschule bezeichne. das wird schon hinreichend bekannt
 werden, und Zarneke könnte es allenfalls in der anzeige demnächst bemerken.
 höchstens lässt sich für den fall; dasz es mehrere Hildebrände zu Leipzig gäbe,
 der vorname beisetzen.

[Dankt für büchersendung (Freytag, Usteri, Hebel).]

die geschichte mit Agricola ist fatal, ich denke mir aber am schlusz musz
 das ganze verzeichnis berichtet und erweitert neu gedruckt werden, das jetzige
 ist nur ein provisorisches.

[1854.]

Ihr Jac. Gr.

74. Lieber freund, ich hoffe, Sie sind durch den eingenommenen Günther voll-
 ständig hergestellt; diesem müste dafür dasz er uns so angeführt hat auferlegt
 werden die gedichte seines weltlichen namensverwandten neu herauszugeben. Der
 angerichtete schade ist so grosz nicht, weil dadurch die egenolfische sammlung, so
 gut ers verstand, ausgezogen wurde. geärgert habe ich mich aber auch über Zacher,
 der in einer *ex professo* angestellten untersuchung der sprichwörter² die egenolfischen
 abdrücke nackt hinstellt, ohne etwas über ihr verhältnis zu ermitteln und zu sagen.
 ich bitte folgendes einzuschalten: [folgen die im quellenverzeichnis gedruckten
 angaben über die benutzte Agricolaausgabe.]

im 16. jahrhundert, wie ich auch spalte XXXVII sage, verfuhr man ohne
 alle umstände mit den büchern, kürzte ab oder erweiterte nach gutdünken.

Ich habe nichts dawider, dasz Sie Alxinger und Derling einschalten, von
 letzterm aber müssen beide werke angeführt werden, denn ich weisz nicht aus

1) Eduard Böcking (1802–70), professor der jurisprudence in Bonn.

2) Die deutschen sprichwörtersammlungen, Leipzig 1852.

welchem die spalte 512 nach Campe gegebne stelle stammt. Campe citiert nirgend genau, immer nur die namen.

[Wegen Lisch, wörterbuch 1, LXXX.]

Hoffentlich sind wir mit dem register bald fertig. mein gestolner Hebel war auf ordinaiрем papier nicht schreibpapier.

[1854.]

Ihr Jac. Gr.

Ahlfeld musz unangeführt bleiben, ich und Wilhelm wissen nichts von ihm. er kann nicht die ganze schar eröffnen.

75. [Anzeiger 16, 229.]

Hierbei sende ich manuscript 3467–3552 und eine anzeige von Zensz, in deren eingang Pott¹ sich auch angemessen über das wörterbuch ausläszt. Sie dürfen das blatt, wenn Sie wollen behalten. an den dummen recensenten in der Darmstädter schulzeitung (es ist Wagner² selbst) lassen Sie doch kein höchst unverdientes exemplar weiter verabfolgen? er hatte sich herausgenommen für den umdruck des cartons besserungen zu empfehlen, die lauter grobe fehler gewesen wären.

[Wegen Goethezitate. Dank für bücher.]

17 apr. 1854.

Jac. Grimm.

76. Lieber freund,

ich übersende Ihnen manuscript 3553–3648, welches drei bogen geben wird. ferner einen brief an Dasent³ mit einem exemplar des wörterbuchs an ihn abzusenden, wie Sie es wollten.

Dank für die Zürcher sachen. Auch Ihnen wünsche ich künftig einmal für Ihre Otilie einen solchen bräutigam wie Mommsen⁴ ist, doch müssen Sie sie noch nicht sobald hingeben. Zarncke hat sich zwar sehr gut und freundschaftlich, aber auch kurz gefaszt⁵; mir ist bang, dasz er sich, wie Haupt, zu viel auf einmal auflädt. Die übrigen sachen habe ich noch nicht angesehen.

Sonntag mittag [1854].

Ihr Gr.

77. [schickt manuskript 3649–3748.]

27 mai [1854].

78. Gleich einem fürsten sind Sie ja, l. H., beständig auf reisen. da Sie den umschlag zum neuen heft vielleicht schon zurüsten, bitte ich beifolgendes⁶ mit darauf setzen zu lassen und mir die insertionsgebühr anzurechnen.

donnerstag [23. juni 1854]

Ihr Jac. Gr.

79. [Anzeiger 17, 245.]

Die artikel aus der Hannoverschen zeitung habe ich schon gelesen, ich schrieb es Ihnen blosz, damit Sie sie auch einsähen.

1) August Friedrich Pott (1802–87), professor der sprachwissenschaft in Halle.

2) Karl Wagner (1802–79), lehrer am gymnasium in Darmstadt.

3) Sir George Dasent (1818–96), advokat in London, dann hilfiredakteur der *Times*, auch als germanist tätig.

4) Mommsen hatte eine tochter Karl Reimers zur frau.

5) Im Literarischen zentralblatt nr. 18.

6) Kleinere schriften 8, 543.

Auf spalte 218 bitte ich, wie beifolgt, setzen zu lassen.

Ihrer guten nachrichten mich freuend

Jac. Gr.

Sonnabend. [1854]

80. Hierbei manuscript 3843—3874 und den band Voss mit dank zurück. Zeitung für Norddeutschland Hannover no. 1516, 1523 eine anzeige des wörterbuchs.

[1854]

Jac. Gr.

81. Ich hoffe dasz Ihre augen wieder hergestellt sind und sende manuscript 3901—3952, sowie den Daterich¹ mit dank zurück.

7 sept. [1854]

Ihr Jac. Gr.

82. Mittwoch 13 sept. [1854] abends.

Lieber Hirzel,

da heute so schönes wetter war, habe ich mich entschlossen und reise in einigen stunden nach Danzig ab, das ich noch nicht gesehen habe; was dann weiter geschieht, soll von meinem befinden abhängen, doch denke ich nicht viel über acht tage auszubleiben. von meiner rückkehr gebe ich sogleich nachricht. ich hoffe Ihre augen sind ganz hergestellt, obgleich Sie der heutigen correctur nichts, es sei dann ein einziges t, hinzugefügt haben.

Ihr Jac. Gr.

[Anzeiger 16, 230.]

83. Ich bin ohne sonderlichen vorthail, scheint es mir, für mein wolbefinden wieder glücklich heimgekehrt und hoffe mich an der arbeit besser zu erholen. dort in ganz Westpreuszen und Ostpreuszen, wo alles saudig und unheiter, und fern von dem belebenden hauch der Appenzeller natur ist, möchte ich meine tage nicht hinbringen, bin vielmehr froh sie anderswo hingebracht zu haben.

Hierbei sende ich alles manuscript was ich habe 3953—3988, die correctur 18a, einen zusatz zu spalte 271 und die mitgetheilten recensionen zurück. Zarncke hat sich wieder freundlich ausgesprochen², ich hoffe aber, dasz er sich auch an meinen etymologien gewaltig versieht.

Schön dasz Sie zu Kösen waren, und grüenzen Sie Ihre gute Frau.

Donnerstag.

Jac. Gr.

[Ende september oder anfang oktober 1854.]

84. hierbei manuscript 4047—4108
und eine anzeige Stöbers wegen Göthischer briefe.

eilig J. G. freitags [1854].

85. [Stellenangabe zu dem im wörterbuch 2, 479 unter büchlein angeführten beleg. 12. november 1854.]

86. Lieber freund, ich danke für das geld, für das interessante buch von

1) Niebergalls Darmstädter lokalposse (1841).

2) Im Literarischen zentralblatt nr. 37.

Dümmler¹, und für das brauchbare badische landrecht (hätte ichs doch schon früher gehabt!)

Sie erhalten hierbei manuscript 4185–4252, das beinahe fürs heft ausreichen wird und schon tapfer in BU eingreift.

Auf der bibliothek war Richards frankfurter archiv verliehen, in dessen drittem band 365 die redensart ins büchslin blasen vorkommt. ich musz aus dem zusammenhang beurtheilen, was sie bedeutet. vielleicht findet sich das buch auf dortiger bibliothek, und Sie thun mir den gefallen nachzusehn.

Wissen Sie, oder können Sie erfahren, ob Hildebrand meine mythologie hat? ich würde ihm sonst die neue ausgabe² schenken.

Sie selbst haben das buch wol in der ausgabe von 1844, welche correcter als die neue ist, und völlig einstimmt; sonst würde ich auch Ihnen ein exemplar zugehn lassen. Schlemmers einziger sohn, ein angehender buchhändler, hat sich zu Wien erschossen.

Mit meiner gesundheit wills immer nicht gehn.

montag 13 nov. [1854]

[Anzeiger 17, 245.]

Ihr Gr.

87. Lieber Hirzel,

Ihr exemplar der mythologie sowie fortsetzung des manuscripts liegen bereit. sein Sie so gut die einlage an Zarncke zu besorgen. das bröschchen haben Sie noch angebracht gefunden. von spalte 442 bitte mir vor dem abdruck noch einen abzug aus, ich bin unsicher, ob etwas recht eingetragen ist.

[1854]

J. Gr.

88. [Anzeiger 17, 245.]

Schlieszen und fangen Sie gut an.

30 dec. [1854]

Ihr Jac. Gr.

89. [Anzeiger 16, 230.] ein neues drama, Rotrudis, hat er wieder als manuscript drucken lassen, zur versendung an bühnen.

[Anzeiger 16, 231.]

am 5 jan. abends [1855]

90. Hierbei 4411–42 und ein paket an professor Jacobi zu gütiger abgabe.

23 jan. [1855]

Jac. Gr.

Rotrudis hat Hermann durch Dietrichs beischluss abgesandt.

91. L. H. ich sende hierbei p. 4443–4464, wenn allenfalls der bogen 37 nicht ausgedruckt worden wäre aus mangel an manuscript, wozu meiner meinung nach das früher gesandte hinreichte. [Anzeiger 16, 231.] Waren denn unter den schwer bezahlten zetteln aus der HGO keine C? jetzt ists zu spät dazu.

mittwoch 14 febr. [1855]

Ihr Jac. Gr.

92. [Anzeiger 16, 232.] der setzer hat den ausgang des B zu meinem verdrusz auf spalte 598 eng zusammen gedrängt, mir wäre lieb gewesen, dasz er einigen

1) Pilgrim von Passau und das erzbistum Lorch, Leipzig 1854.

2) Göttingen 1854.

raum für zusätze gespart hätte, wie sie sich am ende eines buchstabs leicht pflegen einzufinden. es sieht so auch nicht gut aus, freilich besser als der schlusz des ersten bands. [Anzeiger 16, 233.] bestellen Sie beim setzer, dasz er das C nur auf der zweiten blattseite schliesze und D auf die erste eines neuen blattes bringe. [Anzeiger ebenda.]

Die Jacobsbrüder sind für Sie.

Viel herzliche grüße von Ihrem

Jacob Grimm.

Hermann hat eine novelle im morgenblatt drucken lassen, die mir mehr gefällt als seine Rottrud.

[Am kopf des briefs von Hirzels hand: 3 März 55.]

93. [Bittet, die unvollständige Ptolemaeusausgabe nicht für ihn zu kaufen, wenn sie nicht zu erniedrigtem preise zu haben sei. 22. august 1855 nachmittags.]

94. Lieber freund,
ich danke schönsten für die beiden Ulpiane. es ist mehr ein kunststück, als dasz ich groszen nutzen davon absähe. sonst gab man die classiker aus den handschriften heraus in druck, jetzt sucht man sie aus den drucken wieder in die handschrift zurückzutreiben.

Sie haben sich wegen des Ptolemaeus bemüht. bald wird sich für Bädeker ein gelehrter finden, der dem werk die abgehende 7. 8. lieferung zufügt, ich weisz schon wer oder vielmehr welche, denn es werden ihrer zwei sehr dazu passende sein. käme Ihnen unterdessen ein gutes exemplar der 6. ersten lieferungen vor die augen, so gäbe ich wol 4 thaler darum.

Das zu Wolfenbüttel vorrätige nachbüchlein in 2 bänden ist von einem Leipziger setzer oder schriftgieszer, Valentin Schüman.

[Anzeiger 17, 245 (lies 'Göttingen, Hannover, vielleicht').]

3 sept. 1855.

Ihr Jac. Grimm.

95. [Anzeiger 17, 245.]

Habe ich Ihnen für die gütige besorgung des Ptolemaeus noch nicht gedankt? es wäre schändlich.

Mit den *Northern Antiquities* kann ich Ihnen in keiner der drei auflagen dienen, auch nicht mit Herbertz *miscellaneous poetry*. diese beiden stehn in zu geringem rufe, als dasz ich mich je darum bemüht hätte; man kann sie, glaube ich, entbehren. doch enthalten Sie mein urtheil dem herrn Möbius vor, aus dessen feder eben eine *Blomsturvallasaga*¹ hervorgegangen ist.

freitag 12 oct. [1855]

Stets Ihr

Jac. Gr.

96. Lieber freund,

Berlin 6 dec. 1855.

ich danke schönsten für die neuen geschenke, Sie werden ja ganz zu einem juristischen verleger. Stobbe² hatte mich hier besucht und mir wol gefallen, um so angenehmer kommt mir sein buch³. Huschke⁴, dem Bücking den Gajus mit

1) Leipzig 1855.

2) Otto Stobbe (1831–87), professor der jurisprudenzen in Königsberg.

3) Zur geschichte des deutschen vertragsrechts, Leipzig 1855.

4) Philipp Eduard Huschke (1801–86), professor der jurisprudenzen in Breslau.

zugeeignet, hat eben ein unglückliches werk über die oskische sprache geliefert¹.
[Anzeiger 16, 234.]

In Ihrem process werden Sie sicher ehrenvoll freigesprochen. Zu anfang neujahrs . . . hoffe ich Sie hier zu sehen.

Stets Ihr Jac. Grimm.

[Frage nach einer von Serrure in Gent herausgegebenen zeitschrift über alt-niederländische literatur, in der das neugefundene Nibelungenstück stehe (*Vaderlandsch museum* 1, 1).]

97. Liebster Hirzel,

es soll mich freuen, wenn ich durch Ihre vermittlung das belgische buch bald erlangen kann.

[Anzeiger 17, 246.]

Lesen Sie beiliegenden himmlischen brief, der geprüder schreibt und nach Göttingen geschickt war; er hat entdeckt, dasz unser alphabet aus 25 buchstaben besteht (wobei sieben vergessen sind) und bittet seinen namen noch geheim zu halten. Sie können mir den brief wieder mitbringen, wenn Sie herkommen.

Gestern erhielt ich aushängebogen 49, doch 46. 47. 48 haben Sie mir nicht gesandt, auch will sie Wilhelm nur einfach, nicht doppelt empfangen haben.

10 Dec. 1855.

Jac. Gr.

98. [Anzeiger 16, 237.]

In der *revue des deux mondes* vom 15 *fevrier* rühmt ein Saint René Taillandier Ihren verlag, bespricht das werk von Prantl² und fügt auch einige sätze über das wörterbuch an.

Dahlmann soll männliche fassung beweisen, sein schwiegersohn Reyscher war gerade hier, als die todesbotschaft ankam³. eine früulein Schramm, höre ich, wird das hauswesen besorgen.

[Anzeiger ebenda.]

Ihr. Jac. Grimm.

18 febr. 1856.

99. [Anzeiger 16, 237.]

Zum verlegerlied hätten Sie einige namen beisetzen sollen, ich verstehe nicht was mit dem bock gemeint ist, auch nicht was der hanswurst neben soll und haben bedeutet.

[Anzeiger ebenda.]

Immer Ihr treu ergebner Jac. Gr.

26 mai abend [1856]

100. Lieber frend,

hier schicke ich die neulich schon angekündigte abhandlung⁴, plage Sie aber zugleich mit der bitte, das weiter beigelegte dutzend abgeben und versenden zu lassen.

[Anzeiger 16, 238.]

Ihr Jac. Gr.

11 juni 1856.

1) Die oskischen und sabellischen sprachdenkmäler, Elberfeld 1856.

2) Geschichte der logik im abendland, Leipzig 1855–70.

3) Dahlmanns frau war am 9. februar gestorben.

4) Über den personenwechsel in der rede (Kleinere schriften 3, 236).

101. Liebster freund,

das centralblatt spalte 611 hat in einem auszug von no 35 des auslands: 'Lord Neaves über den ursprung und das vaterland der ossianischen gesänge'. ich kann das ausland hier nicht auftreiben (das lesezimmer der bibliothek hält es nicht), wahrscheinlich liegt es dort vor, und ich hätte gern eine abschrift jenes artikels über Lord Neaves. es werden nur einige zeilen sein.

Sollte die dortige universitätsbibliothek besitzen:

Dana Oisein mhic Fhinn. Duneidin 1818

(gedichte Ossians. Edinburg 1818)

so bitte das buch zu leihen und mir zu senden. ich würde es auch kaufen, falls es Weigel hätte.

Neulich bin ich von einem photographen etwas besser behandelt worden und ich hebe Ihnen einen abdruck des bildes auf. Ihr Grimm.

Wilhelm ist zurück und wird es Ihnen schon gemeldet haben.

[Auf der rückseite von anderer hand: October 1856.]

102. Lieber Hirzel,

wenn Sie da sind, vergesse ich meistens einige Ihnen aufgesparte fragen . . . wer hat die Gallischen alterthümer oder samlung alter gedichte. Leipzig bei Weidmanns erben und Reich 1781 in zwei bänden übersetzt? das buch war ganz gut und ist es später durch seine damals unbrauchbaren noten geworden. vielleicht wurde es durch Herder veranlaszt.

Haben Sie den band landkarten, worin ich Ihnen das bild legte, bei Georg oder Dietrich zurückgelassen? . . . Haupt ist wieder krank und es scheint wieder das nervenübel, von dem er 1849 zu Leipzig heimgesucht wurde.

Ihr Jac. Gr.

montag [auf der rückseite von Hirzels hand: November 1856].

103.

Berlin 21 febr. 1857

Lieber freund, den band Herder werden Sie durch Ihren sohn, der mich auf meinen geburtstag besuchte, zurückerhalten haben, ich bin Ihnen schon lange dank und antwort schuldig. diesmal kam freilich kein seltnes büchelchen, das Sie sich selbst weggenommen hatten, zum angebinde, fürs nächste mal erbitte ich mir aus Ihrem verlag eine abhandlung von Droysen über Windeck, wenn sie unter den schriften der leipziger gesellschaft der wissenschaften¹ besonders ausgegeben wird. Zum neuen Jahrbuch des deutschen rechts wünsche ich Ihnen glück, ich wüste wol auch beiträge dazu, wenn ich zeit hätte. ich spüre, im alter nehmen die pläne und gedanken nicht ab, sondern zu, aber die ausführung wird schwieriger, die gelenke werden steifer.

[Anzeiger 16, 240 lies 1 'ungeordnet' und 8 'sehr' hübsches].

Neulich liesz ich Sie durch Möbius bitten erkundigung über die hinterlassene bibliothek von Zeus einzuziehn. Carl Reimer, an den ich dasselbe ersuchen gerichtet hatte, meldet mir, dasz in ermanglung naher verwandten alles noch versiegelt liege, vernehmen Sie in zukunft etwas, so theilen Sie es mir mit.

[Anzeiger 16, 242.]

Ihr Jac. Grimm.

104. L. H.

hoffentlich sind Sie von Ihrer reise wieder daheim. [Bitte um bestellung von abzügen seines aufsatzes 'Recht von Hinsfeld' (Kleinere schriften 7, 454).]

24 juni [1857]

Jac. Gr.

105. [Anzeiger 16, 244.]

Jetzt stecke ich gerade in dem von der *Ossianic society* zu Dublin diesen augenblick edierten *Tornigheacht Dhiarmuda agus Ghrainne* 315 seiten 8°. das hängt zusammen mit Ossian, leider aber ist der angekündigte band of *Ossianic poems* noch *in preparation* und unerschienen. ich würde meine arbeit zwei, drei monate hinlegen, dürfte ich nur die von Göttingen und von hier geliehenen bücher länger mit gutem gewissen behalten. Ich bitte nur in Ihrem herzen den Ossian nicht zu verwünschen, er ist genug verwünscht gewesen.

Wir haben besuch von professor Weigand aus Gieszen mit seiner tochter Mathilde. vorgestern führte ich sie in den zoologischen garten, was mir einen vollen nachmittag wegnahm und mich abmüdete; besser getaugt dazu hätte einer meiner neffen, wären sie hier. mit Wilhelm, Dortchen und Gustchen ist bei solchem anlass nichts anzufangen. leider ist die letzte weniger gesund von Carlsbad zurückgekommen als hingereist. Herman weilt noch in Rom, soll aber im november heimkehren.

30 sept. 1857 abends. Vielmal gegrüzt

Jac. Gr.

106.

am zweiten ostertag 1858 [5. april]

[Anzeiger 16, 245.]

Nun folgen doch gleich ein paar bitten. der pastor Friedrich Schrader zu Hörste bei Bielefeld ist einer der treuesten, sorgfältigsten und uneigennützigsten arbeiter zum wörterbuch, seine auszüge sind zehnmal tauglicher, als die von Göttinger waren. Es wäre mir lieb, wenn Sie ihm 50 thaler senden könnten, er ist glaube ich arm und ohne vermögen, hat jedoch nie das geringste verlangt, so dasz er sich über das geld wundern wird. diese 50 thaler werden natürlich, wie bisher geschehen, verrechnet und abgezogen.

Bei Brockhaus ersuche ich einen mir fehlenden bogen zu fordern . . . Einliegender brief ist an Möbius, er wird Ihnen darauf ein kleines büchlein für mich übermachen.

Bleiben Sie gut Ihrem freunde

Jacob Grimm.

mir nöthigt bewunderung ab, wie schnell Sie sichere nachricht aus Dublin einzuholen vermochten.

107. [Anzeiger 16, 245.]

Erst dieser tage hat mir Schrader seine nützlichen zettel für E geschickt . . . darüber kommt nun einiges zu spät, doch konnte noch auf dem letzten correcturbogen, der den setzer sehr geplagt haben wird, einzelnes nachgetragen werden.

Das regenwetter scheint eudlich nachzulassen. möge nun auch die viele trauer in Ihrem haus aufhören und ungestörte freude folgen.

freitag 6 aug. [1858]

Jac. Gr.

[Anzeiger 16, 246.]

108. L. H. hierbei manuscript 49–152, ich bin fleiszig gewesen. es heiszt Sie giengen nach Kreuznach. Jac. Gr.

Dank für den Dentzler. haben Sie dem Schrader das geld geschickt, wol lange schon? bei ei! liesz mich Klee gewaltig im stich, er hatte keinen einzigen zettel dafür.

[1858.]

109. Lieber freund,
lassen Sie doch spalte 42 zeile 17 von unten hinter Mathesius 104a noch einrücken (vgl. Uhland 618).

ich habe, als Sie neulich hier waren, vergessen Ihnen zu erzählen, was Sie interessieren wird, dasz unser gemeinschaftlicher bekannter Candidus Nancy verlassen hat und mit sack und pack nach Odessa reist, wo er deutscher und französischer prediger geworden ist. er wird anfang septembers bereits dort anlangen.

Wissen Sie aus dichtern beispiele von wie einer = welch einer, was für einer? z. b. wie ein schöner tag! (was für ein schöner tag).

er ist ein guter mann? 'und wie einer!' analog dem öfter vorkommenden so einer = ein solcher.

[1858.]

110. 1 October 1858

[Anzeiger 17, 250.]

Dortchen und Wilhelm erwarte ich heute abend von Harzburg zurück, beide befinden sich leidlich . . .

Dem neuen unternehmen der staatengeschichte wünsche ich alles gedeihen, Wurm¹ wird etwas gutes liefern. einige andere namen kenne ich nicht. Mordtmann² ist verschiedentlich hart angegriffen worden.

In dem päckchen war ein neues gedicht Corrodis, de herr Vicari³, das zu lesen ich mich freue.

Den bogen p. 89–96 hatte ich mir nochmals zur ansicht erbeten, es wird unnötig gewesen sein.

Herzliche grüße an Sie, frau, schwiegermutter, die braut und den sohn.

Jac. Grimm.

111. Was ist das? lieber freund, Sie haben den druck eingestellt, widerspricht das nicht Ihrem frühern verlangen nach einem baldigst erscheinenden 2 heft? erst vermutete ich ein hindernis in der druckerei, allein dasz Sie im letzten brief völlig über die zögerung weggleiten, das fällt mir auf. unterdessen habe ich tüchtig fortgearbeitet und werde in dieser woche mit dem manuscript für den bogen 15 fertig, meine schuld ist es also nicht, wenn das heft diesen winter nicht erscheint.

Dank für John und das neuste stück der bekkerschen zeitschrift.

am 1 nov. 1858

Ihr

Jac. Grimm.

1) Christian Friedrich Wurm (1803–59), professor der geschichte in Hamburg.

2) Andreas David Mordtmann (1811–79), spanischer geschäftsträger in Konstantinopel.

3) Winterthur 1858.

112. Das schwere wort ein macht einige zusätze nöthig. der erste gehört gleich in den bogen, woran jetzt gesetzt wird, das andere blatt wird sich leicht einschalten lassen.

sonntag 7 nov. [1858]

Gr.

113. [Anzeiger 16, 246.] ob das angebliche erste heft¹ zu Leipzig angelangt ist, weisz ich nicht, hier hat es noch niemand. ein solches heft soll 20 silbergroschen für 10 octavbogen kosten, auf jeden fall viel theurer als unser buch.

[Anzeiger ebenda.] seit anfang september bis heute sind anderthalb bogen gesetzt.

Sie stecken jetzt in andern buchbändlerischen geschäften, wozu ich Ihnen glück wünsche. die *epistolae obscurorum virorum* müssen Ihnen freude gemacht haben.

Mit besten grüßen

Jac. Gr.

mittwoch 17 nov. [1858]

114. hierbei folgt manuscript p. 309—412. [Anzeiger 16, 246.]

Jac. Gr. 26 nov. 1858.

115. Lieber freund

lassen Sie den bogen 9 immer abdrucken, ohne die änderung; Sie sollen mir bald einen andern gefallen erweisen.

Dieser tage sende ich das übrige manuscript für dies heft.

Ihr Jac. Gr.

was nennt der buchdrucker denn ablegen?² . . .

bitte, lassen Sie sich doch von Hildebrand aufschreiben, was das für ein buch ist: Rädlein sprachschatz³ mir noch unbekannt.

[november 1858?]

116. Ich habe, lieber Hirzel, das einzig noch zugesetzt und sogar einen beleg aus Hippel beigefügt. schade, wenn Ihre zettel für E verloren gegangen wären, bei der ausarbeitung sind mir allerdings keine vor die augen getreten, einbändig ausgenommen, das Sie mir einzeln in einem briefe mittheilten. Sie pflegten immer stozweise Ihre beiträge für die eintretenden buchstaben zu senden, die für spätere zurückzubehalten. ich entsinne mich nicht etwas aus dem E von Ihnen empfangen zu haben, zwar liegen in meinem beschränkten raum zwei körbe voll eingelaufner auszüge übereinandergeschichtet, ich will sie nächstens einmal revidieren, ob sich etwas eingeschoben haben könnte.

[Anzeiger 16, 247.]

Der setzer wird spalte 165. 166 nicht segnen. ich habe hoffentlich genug eingeschaltet was in die lücke treten soll. ist noch mehr nöthig oder bleibt etwas unklar, so bitte ich um noch eine revision . . .

[Anzeiger ebenda.] Ich rede nicht von der äusseren, uns gleichfalls zum vortheil ausschlagenden einrichtung, es war wesentlich notwendig die dichterstellen

1) Wurm, Wörterbuch der deutschen sprache von der druckerfindung bis zum heutigen tage, Freiburg 1858—59.

2) Vgl. Wörterbuch 1, 70.

3) Vgl. ebenda 2, XIV.

abzusetzen und damit dem auge vorzuführen. bei Wurm wie bei Hoffmann¹ verschwimmt alles. [Anzeiger ebenda (lies 'durch die arbeit').]

Dank für das geschenk der zierlichen Valentine², die ich sehr gern lesen werde. den Götthe an Zelter 4. brauchen Sie ja nicht gleich zurück?

Jac. Grimm.
3 dec. 1858.

117. Lieber Hirzel,

ich bitte um rücksendung des manuscripts von dem blatt an, worauf EINS steht (wird etwa p. 403 sein) bis zu p. 412 *incl.*; ich habe etwas nachzutragen, was ich bei der correctur nicht gut bewerkstelligen kann. dieses manuscript wird ohnehin noch nicht gebraucht und soll bald zurückkehren.

Die verlorenen zettel sind wiedergefunden, sie hatten sich in den unrechten korb geschoben.

Die Valentine habe ich gelesen, es ist mir zuviel hofleben darin und der spitzbübische diener eine sehr gewagte figur. auf wörter und redensarten habe ich ein auge gehabt, doch gar nichts fürs wörterbuch darin gefunden, so leicht kommen selbst gute schriftsteller mit dem gewöhnlichen aus.

Schönste grüße

Jac. Gr.

die letzte Tübinger sendung musz allzulang bei Ihnen oder hier bei Guast gelegen haben, ich war über das ausbleiben des Karlmeinet³ betroffen, den andere hier 2 wochen früher hatten, und schrieb darum hin. jetzt ist er da. das 34.000 verse lange gedicht zog mich an und ich habe es von anfang bis zu ende genau durchlesen und ausgezogen. wenn nur die plagenden kopfschmerzen nicht zu oft einträten, ich bin manchmal ganz angegriffen davon.

[dezember 1858]

118. Lieber freund, da es sich nun mit dem heft bald zu ende neigt, so kommt der gefallen, den Sie mir thun sollen, vielmehr wollen. lassen Sie auf des gelben umschlags rückseite, nicht in zwei spalten, sondern in breiten zeilen, die beifolgende treffliche erzählung⁴ drucken, sie zieht an sich an, enthält aber einen wesentlichen, erst später von mir aufgefundenen beitrug zum artikel eh, der alle leser freuen wird. ich musz aber eine correctur davon erhalten.

[Postschwierigkeiten.]

Leben Sie wol und vergnügt.

18 dec. [1858]

Jac. Gr.

man kann sich nichts naiveres denken als das selbstgespräch des bettlers und die schätzung des mantels.

119. Lieber freund, dem correcturbogen füge ich manuscript 401-500 hinzu und danke für die übersandten, zierlich gedruckten bogen der neun felsen⁵. was den inhalt anlangt, so liest man solche werke und weisz nicht was man gelesen hat. der von Pfeifer herausgegebne meister Eckhart⁶ ist ungleich günstiger und sprach-

1) Vollständigstes wörterbuch der deutschen sprache, Leipzig 1859-61.

2) Von Gustav Freytag.

3) Stuttgart 1858.

4) Kleinere schriften 8, 544.

5) Von Merswin, Leipzig 1859.

6) Leipzig 1857.

gewandter; doch selbst aus einer so seltsamen schreibung wie der in Schmidts handschrift befolgten lässt sich sprachlich allerhand lernen.

Da Ihr letzter brief glücklicherweise von einer krankheit der braut nichts weiter gedachte, durfte ich schlieszen, dasz sie gehoben sei, das hat mir hernach auch frau Hirzel mündlich bestätigt.

Wie hat es sich denn bei Ihnen über Kindlebens studentenlexikon¹ aufgeklärt? besinnen Sie sich, dasz ich Ihnen des Candidus versetzung nach Odessa 'meldete' auf dem nemlichen blatt meine ich Ihnen auch den empfang des Kindleben angezeigt zu haben, von dem Sie zwei, vielleicht gleich eingebundne exemplare erworben haben mussten.

[Anzeiger 16, 251.]

Ihr

Jac. Grimm.

donnerstag abend [1859].

120. [Anzeiger 16, 248.] selbst Hoffmann füllt 6 bände und Wurm, falls er, was der himmel verhüte, zum ende gelangt, würde nicht mit wenigern ausreichen; was sollen die greulichen, das buch unlesbar machenden abkürzungen, zusammenziehungen und strichlein! wie edel sieht dagegen unser druck aus. [Anzeiger ebenda.]

Schönsten grusz. 1 febr. abends 11 uhr [1859].

Jac. Grimm.

121. folgt manuscript 501—602.

Berlin 22 febr. 1859.

122. Hinterher fällt mir ein, dasz die dem spalte 296 eingeschalteten einsiegel zugefügte erklärung von emballage und einsiegeln wahrscheinlich falsch ist. Streichen Sie sie aus und setzen bloz: vermuthlich nichts . . .

Das achte [der] gegenwärtig unter presse befindlichen deutschen wörterbücher ist das von Gutzeit in Riga², dessen verlag Sie früher abgelehnt haben, ein sehr fleisziges und willkommnes werk.

Schön, dasz Sie in der nachdruckssache der märchen uns beraten und einen tüchtigen advokaten schaffen wollen. ich weisz nicht wie die Leipziger gesetze lauten, aber der compiler hat über dreiviertel aus unserm buch gestolen und dann zur versteckung des handels noch einiges anderwärts entnommen. meines erachtens müste Wigand verurtheilt werden, den ertrag beider ausgaben herauszugeben und zu erstatten.

Ihr

Jac. Gr.

manuscript liegt fertig, ich kann es nächste woche absenden.

[februar 1859?]

123. Lieber freund,
ich danke für die Fabier³ und werde sie schon lesen. das päckchen enthielt gute auszüge von Wolf in Stuttgart.

1) Halle 1781.

2) Wörterbuch der deutschen sprache Livlands, Riga 1859.

3) Von Gustav Freytag, Leipzig 1859.

Von Wurm sollen nun 2 und 3 heft heraus sein. es wäre gut gewesen, wenn mein zweites heft sich auch zur ostermesse gezeigt hätte, doch wirds kaum möglich sein, der setzer ist zu langsam gewesen. das schon über den schlusz des hefts hinausreichende manuscript liegt bereit.

Ich bin begierig darauf was Wigand thun wird. die nachdruckssache mag ihn doch ärgern.

[Anzeiger 17, 250.] heute war das wetter so schön warm, dasz ich eine stunde lang spazieren gewesen bin.

[von Hirzels hand: 22/4 59.]

124. Lieber freund, den artikel entalinen möcht ich nicht gern tilgen, es kam darauf [an] in einem guten beispiel zu zeigen, wie man verba mit ent und eigenamen bildet, im gegensatz zu beliebreichen, bejunkern 1, 1203. wer auf derselben seite spalte 489, 4). entalinen bereits gelesen hat, wird an kein kleidungsstück denken. im grunde legt Aline nicht blosz die verkleidung in Aline ab, sondern entalint sich selbst wieder durch ein andres kleid, denn sie ist ja eigentlich Aline. ich meine also wir können alles jetzt so lassen wie es steht, ohne schaden, freue mich aber Ihrer steten aufmerksamkeit.

[Anzeiger 16, 249.]

17 juni 1859

Jac. Gr.

125. Lieber freund, hierbei sende ich Ihnen manuscript 835—928, das durch eingelegte zettel ein wenig kraus geworden ist, doch sind alle bezüge genau und der setzer wird sich schon darein finden. der leidige krieg macht einen unruhig und entrichtet, wie es im letzten wort heiszt, die gedanken.

[Anzeiger 16, 251.] man hört ja gar nichts über die lage des Wigandschen processen.

Leben Sie wol und so glücklich als es jetzt angeht.

mittwoch [1859].

Ihr Jac. Gr.

126. [Anzeiger 16, 250.]

Hierbei sende ich p. 1091—1106, damit wenigstens boge 42 ausgedruckt werden kann, das manuscript zu den drei letzten bogen folgt absobald es mir möglich ist.

Ihr

Jac. Gr.

22 oct. 59.

ich sehe der Sanders lässt auf seinen unschlägen allerhand aufsätze über sein machwerk drucken. wäre unsre kritik nicht so träg und faul, so hätte ihm einer längst das maul gestopft und schlagend nachgewiesen, dasz in seinem verworrenen buch sich kein leser, auch kein praktischer herausfinden kann und dasz er überall grobe fehler macht. Sollen wir das alles ruhig hingehen lassen? ich kann zu dem wörterbuch selbst nicht auch recensionen abfassen, falls ich es wollte und dürfte. was die Cölner zeitung vorbrachte, war alles ungenügend und unnützlich.

127. Lieber freund, es ist mir von unsrer academie auferlegt worden eine rede auf Schiller zu halten, was mir leid thut, weil es doch mühe macht. schreiben Sie mir doch umgehend, wann das privileg von Cotta auf Schillers und Göthes verlag erlischt? wie viel jahre nach dem tod der dichter sollte es wahren? und ist nicht

schon einmal erstreckung eingetreten? ob Cotta für gegenwärtige Schillerfeier, die ihm offenbar sehr groszen vortheil bringt, irgend etwas seinerseits geleistet oder zu leisten verheissen hat?

sonnabend 29 oct. [1859].

Gr.

128. Hier folgt, lieber freund, meine rede¹, zugleich mit der plage sieben andere exemplare an Hildebrand, Möbius abgeben und nach Dresden und der Schweiz besorgen zu lassen, es eilt ja damit nicht und kann zugleich mit dem nächsten heft des wörterbuchs geschehen. in Dresden und Stuttgart wird die rede übel vermerkt werden, ich bin aber ein alter, unabhängiger mann, der kein blatt vor den mund zu nehmen nöthig und sich einmal herausgenommen hat, dem buchhändler pabst die wahrheit zu sagen. dank für die mir mitgetheilten nachrichten, Sie werden sie wörtlich gebracht finden.

In Ihrem exemplar liegt fortsetzung des manuscripts 1179–1202. bereits vor einigen tagen werden Sie 1161–1178 empfangen haben, sodass nun der zu vollendenden lieferung nichts im wege steht. die beiden correcturen des bogens 45 erwarte ich die nächste woche, denn heute über acht tage reise ich nach Hamburg zu einem lappenbergischen² jubiläum, werde aber schnell heimkehren.

26 nov. 1859.

Ihr Jac. Gr.

ich war fast zu erb geworden, gerathe aber nun in erd.

die Cölner nimmt sich der Schillerstiftung an! aus dem grunde weil sie sich einbildet H. Kleist sei durch noth und armut untergegangen. jetzt ist zuviel geld gesammelt worden und sie werden nicht wissen was damit zu machen.

129. [Anzeiger 17, 252.] meine rede wird schon in zweiter auflage gedruckt, in kleinerem format. die letzte correctur folgt hierbei zurück.

Ihr Jac. Gr.

2 decemb. [1859].

130. [Anzeiger 16, 251.]

Ich danke Ihnen, lieber Hirzel, für die meinem geburtstag zur ehre herausgegebenen briefe von Göthes eltern³. Ihre samlungen, glaube ich, sind unerschöpflich. bei diesem anlass erfuhr ich, dasz professor von Henning⁴ hier neun oder zehn ungedruckte, längere briefe von Göthe besitzt, die sich sehr interessant über die farbenlehre verbreiten. er gibt nur stellen daraus her zum besten, soll aber neulich seinem sohn geäuszert haben, nach seinem ableben könne er ein paar louisdor dafür erlangen.

Auch habe ich noch nicht für Freytags bilder⁵ gedankt, das ist ein anziehendes, unterhaltendes buch, mir waren freilich die meisten zum grunde gelegten aufsätze bereits bekannt, doch hat auch die nebeneinanderstellung, und was sich daran von betrachtungen anknüpft, seinen werth.

1) Kleinere schriften 1, 375.

2) Johann Martin Lappenberg (1794–1865), archivar in Hamburg.

3) Zwölf briefe von Gothes eltern an Lavater, als manuskript für freunde zur feier des 4. januar 1860 in druck gegeben.

4) Leopold Dorotheus Henning (gen. von Schönhoff, 1791–1866), professor der philosophie in Berlin, anhängler der Goetheschen farbenlehre.

5) Bilder aus der deutschen vergangenheit, Leipzig 1859.

Lieber Hirzel, Wilhelm hat eine zweite ausgabe des Freidank¹ fertig hinterlassen, die aber nur text, lesarten und reimregister enthalten soll, so dasz einleitung und anmerkungen zum text diesmal wegbleiben, da noch exemplare der ersten ausgabe vorhanden sind. Dieterich soll daher diese zweite ausgabe gratis erhalten, 550 exemplare in Leipzig, im format und mit den lettern von Haupts Neidhart², drucken lassen. [dr. Hildebrand soll ersucht werden die korrektur zu übernehmen.]

Dieterich ist einverstanden und ich werde ihm das manuscript zugehen lassen. hätten Sie wol die güte bei Hildebrand anzufragen? und falls ers nicht abschlägt, nach den bedingungen sich zu erkundigen? diese correctur ist allerdings mühsam, doch Wilhelms handschrift sauber und Hildebrand geläufig. ich will dann an Schlemmer das nähere melden. ich selbst kann auf correctur und durchsicht derselben keinen einfluss haben, aus mangel an zeit und weil es mich zu sehr bewegt und angreift.

[Anzeiger 16, 252 (lies 'noch nicht wieder').]

Mommsen meinte dieser tage Ihr sohn Heinrich stehe auf dem sprung seine reise nach England anzutreten, ich wünsche ihm glück und heil.

Unveränderlich

Ihr Jacob Grimm.

12 jan. 1860.

131. Lieber freund, es thut mir leid dasz Ihnen die titel [der im zweiten band ausgezogenen quellen] so viel mühe machen, ich bekomme doch eine revision davon zu gesicht? [Zitat von J. Fr. von Tröltsch.]

[Anzeiger 17, 252.]

6 febr. 1860.

Ihr Jac. Gr.

132. Lieber freund, mir war unbekannt, dasz Seidemann³ je einen beitrug zum wörterbuch geliefert und meinen bruder zu Pillnitz besucht hat; seinen letzten band von Luthers briefen besitze und brauche ich. auch Hildebrand habe ich, wie Sie wünschen, nun ausdrücklich erwähnt, in meinen gedanken erstreckte sich das zu band 1 gesagte von selbst auf die fortsetzungen. dagegen finde ich jetzt keinen platz von 'Tobler'⁴ zu sprechen, der seit vielen jahren nichts mehr von sich hören lässt, es kann besser ein andermal geschehen. das quellenverzeichnis meine ich beginnt besser auf der rückseite des zweiten blattes der vorrede.

[Frage nach der ersten ausgabe und dem verfasser der Gestriegelten rockenphilosophie.] es ist ein dummes, doch für aberglauben und sprache nicht uebnes buch.

18 febr. [1860]

Jac. Grimm.

133. Lieber Hirzel, heute thue ich eine Ihrer würdigere frage als meine letzte war. bei Göthe kommt irgendwo vor, was ich zu meiner abhandlung über das alter⁵ brauche und jetzt

1) Göttingen 1860.

2) Leipzig 1858.

3) Johann Karl Seidemann (1807—79), pfarrer in Eschdorf, der begründer der modernen Lutherforschung.

4) Ludwig Tobler (1827—95), privatdozent in Bern, dann professor in Zürich.

5) Kleinere schriften 1, 189.

durchaus nicht wiederfinden kann, die aus einem französischen schriftsteller entnommene und in einer recension? oder sonst angeführte äusserung, dasz im alter wieder eine neue jugend anfangen und ähnliches mehr darüber.

Entsinnen Sie sich das gelesen zu haben und in welchem bande findet es sich?

Jac. Gr. 21 febr. [1860]

ich arbeite an dem manuscript worauf der setzer wartet.

134. Hierbei folgt endlich manuscript 1203–50. die beiden bücher, rockenphilosophie und Lewes¹ werde ich nächstens wiederschicken.

Der autor der rockenphilosophie musz aus Thüringen stammen und vermutlich zu Arnstadt in dem letzten drittel des 17. jahrhunderts gelebt haben. zuletzt kam er nach Obersachsen und starb wahrscheinlich da, vielleicht zu Chemnitz. für Thüringen zeugen besonders 3, 49 und 4, 29.

Humboldts briefe an Varnhagen² und dessen eingemischtes tagebuch machen grosses aufsehn.

Jac. Gr. 25 febr. [1860]

135. Lieber freund,
der titel scheint mir unrichtig, es sollte stehen:

biermörder—dwatsch.

im quellenverzeichnis sind unangenehm die druckfehler Haszmann und Zorndorfer. es fehlt Sriver, Christian, seelenschatz. vierte auflage Leipzig 1708. 2 bände folio. bei Otho Krankentrost sollte stehn nach der ausgabe Nürnberg 1722. die erste ausgabe erschien 1664 (1671 wird die zweite sein).

ich hätte mir sagen sollen, dasz die ausgabe [von Goethe] von 1840 dinge enthält, die sich in [einer ausgabe] von 60 bänden schwer nachweisen lassen, z. b. band 3 s. 201 die stellen über die alten

s. 252 über das alter. [am rande Hirzels nachweise 49, 84. 56, 139.]

wie viel mühe mache ich Ihnen, Sie können aber alles unbeachtet lassen.

sonnabend abend [1860]

Gr.

136. [Auf eine 'ehrerbietige anfrage' Hirzels, ob 3, 780 noch erdschliff hinzugefügt werden könne, mit der begründung: 'es ist ein in der Schweiz verbreitetes wort, weil erdschliffe sehr häufig vorkommen', schrieb Jacob auf demselben blatt unter Hirzels nicht ausgedruckten beleg:]

ich habe nichts dagegen, wenn es der setzer noch hineinbringt, es ist gleichviel mit erdlawe und erdrutsch.

Was will denn Dahlmann mit seinem tadel des artikels erbkönigtum? (s. Rudolfs beiliegenden brief), es steht ja in correcturbogen und abdruck kein wort von Hohenstaufen, und auf fr. rev. s. 4 würde weder Hohenzollern noch Hohenstaufen passen.

übrigens sind seit ende november vorigen jahres bis auf heute von wörterbuch 3 nicht mehr als fünf bogen gesetzt worden, was auf jeden monat einen bogen bringt.

Bitte die einlage abzugeben.

Jac. Gr.

14 april [1860].

1) Goethes leben und werke, Berlin 1857–58.

2) Leipzig 1860.

137. hierbei manuscript 1351–1450.
22 apr. [1860] Gr.

138. eben bekomme ich ein hübsches buch, Hebel von Friedrich Becker. Basel 1860 mit 95 bisher ungedruckten briefen Hebels und mit angenehmen bildern. Jac. Gr.
11 mai 1860.

139. Lieber freund,
ich danke für das mir durch Ihren schwiegersohn richtig übermachte honorar. da jetzt rascher gesetzt wird, füge ich der heutigen correctur manuscript 1451–1550 bei, die nächste sendung wird dann das heft vollmachen.

die einschlagbänder sind alle.

Ihr Jac. Grimm
20. mai 1860.

schon einmal mündlich berührte ich die von Franz Sandvoss (hier zu Berlin. Jüdenstrasse 7) für das wörterbuch gelieferten sehr brauchbaren auszüge, die er fortzusetzen bereit ist. ich wünsche deshalb, dasz ihm vorläufig zwanzig thaler, die dann gewöhnlichermassen verrechnet werden, zugienge. das nach Paris an Dollfus gesandte exemplar der beiden ersten bände ist wahrscheinlich jetzt schon in dessen händen.

140. Berlin 7 juni 1860.

Lieber freund, es ist bestimmt worden, dasz ich in vier wochen nach der Schweiz reisen soll, um meine gesundheit zu stärken. Da vom nächsten heft noch fünf bogen fehlen, so müste in der druckerei vorkehrung getroffen werden, den satz und die correctur noch bis dahin fertig zu bringen, wenn dadurch nicht ein aufschub des hefts für mehrere monate entspringen sollte. das noch mangelnde manuscript liegt bereit.

[Postschwierigkeiten.]

Ihre frau hat uns noch nicht besucht. wenn wir nach Ihrer schwiegermutter fragen lassen, so heiszt es dasz die schwäche fortdaure, doch keine verschlimmerung eingetreten sei.

Jac. Gr.

141. Lieber freund,
schönsten dank für das reisebüchlein in die Schweiz. [Anzeiger 16, 253.] man hat jetzt in Stockholm den schlusz drucken laszen, der 19 1/2 thaler kostet, die ich dennoch darauf wende.

Ihr Jac. Gr.
25 juni [1860].

142. Lieber freund,
statt nach der Schweiz geht es nun nach Ems, welch ein niederschlag! das elende schwankende wetter hat noch dazu aufgehalten und verdirbt vielleicht noch alles. Vorher sende ich Ihnen noch allen meinen vorrath, p. 1639–1670 und füge F zettel bei, die der ordner wol noch einschalten kann. auch ein paar K zettel für Hildebrand.

Leben Sie wol, ich bin etwas unsicher an mir geworden.

20 aug. 1860.

Ihr Jac. Grimm.

143. [Anzeiger 16, 253 (lies 'weisz geschleierten bäuerinnen', 'heimreise rathsam', 'kleineren' 'Scherfers').] Dahlmann war zur zeit der abreise noch nicht zurück, sollte aber in den nächsten tagen anlangen.

[Anzeiger ebenda.] Lassen Sie mir was unterdessen gesetzt wurde allmählich zugehen.

[Anzeiger ebenda.]

Wie liegt denn der unselige märchenprocess? wird denn das gericht keinen spruch finden? ich erlebe das ende des handels vielleicht ebensowenig als Wilhelm. ist Zarnke nach Leipzig zurück?

Ihr Jac. Grimm.

18 sept. 1860.

144. Ihr heutiges telegramm lief nach neun minuten ein, wir alle dachten, Wigand sei nun verurtheilt worden, sein termin scheint von neuem aufgeschoben.

Schon vor elf uhr heute morgen hatte ich die zweite correctur, die mich sehr geplagt hat, abgesandt. der setzer oder Hildebrands einsicht mag nun herausbringen, wie sich beide correcturen einigen lassen. denn es wäre doch übel, wenn sie mir noch einmal zugehen müsten. Wir lernen täglich unsere erfahrungen erweitern. besten grusz und dank für alle mühe und sorge.

Jac. Gr. in eile

[Anzeiger 17, 252]

[1860.]

145. Lieber freund, ich lege den letzten correcturbogen manuscript 1671—1724 hinzu. diese bogen haben mir mühe gemacht und werden dem setzer noch grözere machen. das rührt daher, dasz ich mit dem manuscript vor meiner reise gedrängt wurde und nicht alles ordentlich eintragen konnte, was ich nun nachzuholen suche.

Eine beilage von Gustchen werden sie finden.

Ein herr Blessig, dessen ritornelle¹ Sie verlegt haben, scheint die neusten hier einschlägigen bücher gar nicht gekannt zu haben.

Das verschleppen des processes ist freilich befremdlich, ich begreife kaum, dasz unser sachwalter, der anfangs so guten mut hatte, unterlassen hat den gang der verhandlung zu betreiben, da ihm doch selbst an seinem honorar und an den kosten liegen müste.

30 sept. 1860.

Jac. Gr.

146. Lieber freund

ich gebe der heutigen correctur neues manuscript 1725—1780 mit und bin froh aus dem erz erlöst zu sein, obschon ich in das sehr häcklige es gerathe.

Sein Sie ja nicht böse so mit dem fatalen märchenprocess geplagt zu werden, der Sie eigentlich nichts angeht. gestern stack ich so im wörterbuch, dasz ich Hermann bat einige zeilen an Sie zu richten. Wir haben nemlich bedacht, dasz uns sehr daran liegt, Brunners manualacten einzusehen, ehe die appellation eingereicht wird. ich gestehe, seine briefe und äusserungen flöszten mistrauen in seine behandlung der sache ein, ich fürchte er hat eine matte, schwache klage und replik übergeben und nicht alles nöthige gewahrt. Wie kam es überhaupt, dasz er von anfang an uns nie das geringste mittheilte, weder seine klag-

1) Römische ritornelle, Leipzig 1860.

schrift noch des beklagten antwort, noch seine erwidernung? ich hätte wahrscheinlich einiges zu rathen und anzugeben vermocht. appellieren wir jetzt, so kann der oberrichter wieder zurückweisen was in der klage selbst unausgeführt blieb. an welches gericht wird dann appelliert? an ein anderes zu Leipzig? oder nach Dresden? es soll nach einsicht der acten hier gleich alles beschlossen und besorgt werden, dasz die appellation noch zu rechter zeit erfolgen kann.

Nr 41 der grenzbotten soll eine beurtheilung des wörterbuchs stehen, ich bekomme die zeitschrift nicht zu gesicht; [bittet ihm das heft zu schicken.]

[1860.]

Grüße

Jac. Gr.

147. Lieber freund, schon in diesen tagen sollte Ihnen neues manuscript zugehn, der artikel es ist aber einer der schwersten im ganzen wörterbuch und ich musz einiges umschreiben, bedarf aber nochmals dazu die zufrühe von mir gegebne pag. 1779. 1780. sein Sie so gut mir das blatt zu schicken. ich bedauere den kleinen aufschub.

Ich habe noch mehr zu bitten.

Der Sandvoss hat mir verschiedentlich wieder mehrere brauchbare auszüge geliefert und es liegt ihm, wie einlage zeigt, an neuem honorar. ich weise ihm also nochmals 25 thaler an, will ihn aber bitten nun einzuhalten, denn es wird nachgerade des materials allzuviel, so dasz es sich nicht bezwingen lässt.

Besinnen Sie sich darauf wo der vers steht:

leis auf zehen kommts geschlichen?

in den letzten heften der Leipziger gesellschaft findet sich ein auszug eines orientalischen sagenbuches¹, den ich gern haben möchte. professor Brockhaus² hat ihn gemacht. könnten Sie das heft entbehren?

wo hat Göthe gesagt: es hat sich ausgegnädigt? das wort fehlt uns, weil es von Klee übersehen wurde. ich kanns eben noch unterbringen.

Ich musz auch wieder etwas akademisches liefern.

Unter herzlichen grüßen

donnerstag 15 nov. [1860]

Jac. Gr.

148. Lieber freund, ja, das citat aus Göthe 30, 107 zu erziehen 3 ist sehr passend, und ich bitte es einzuschalten. auch die worte
der heutigen schriftsprache abhanden
zu streichen.

ich danke Ihnen immer im stillen für Ihre viele mühe, jetzt einmal ausdrücklich für das heft der sächsischen berichte und für Mörkofer³, der mir etwas zu weitläufig schreibt. die verhältnisse Bodmers und Klopstocks untereinander machen uns heute langeweile. über Breitinger hätte ich lieber etwas ausführlicheres gehabt. Meyers von Knouau fabeln habe ich nie gesehen, da Sie ohne zweifel das buch besitzen, leihen Sie mirs gelegentlich wol einmal.

Geben Sie Scheuchenstuel und Gätzschmann an Hildebrand, der sich die K darin näher ansehen mag. ist denn der Freidank bald fertig gedruckt? auch einen brief an Härtel lege ich bei.

1) Von Somadewa (12, 101, 13, 203).

2) Hermann Brockhaus (1806–77), professor der orientalischen philologie in Leipzig.

3) Die schweizerische literatur im 18. jahrhundert, Leipzig 1861.

mich ärgert, dasz ich mit dem manuscript in rückstand bin, ich werde aber gerade von mehr als einer seite bestürmt.

Ihr Jac. Gr.

23 nov. [1860]

149. Lieber freund,

Das jahr soll nicht zu ende gehn ohne manuscriptsendung, hierbei 1779–1833. ich danke für das schöne bild, das mich mahnen und warnen soll. von Wilhelms Freidank waren mir 50 exemplare zugegangen, was mich in briefschreiben stürzt, ich lege auch eins für Sie bei. beschwert es Sie, wenn ich bitte fünf exemplare nach Basel und Zürich andern Ihren sendungen beizulegen? die tage schon vor weihnachten bis neujahr und zu meinem geburtstage sind immer unruhige für mich.

28 dec. 1860.

Ihr Jac. Gr.

150. Lieber freund, ich wollte erst das ganze manuscript zum E schicken und es fehlen nur ein paar blätter. um doch den setzer nicht warten zu lassen folgen hierbei p. 1879–1914 und der rest folgt noch diese woche nach. ich hätte beim beginn des buchstabs nicht gedacht, dasz ich über 1900 seiten von ihm anfüllen müste.

5 febr. [1861]

Gr.

151. Die stelle aus Scheuchzer ist gut anzuführen, es kann aber erst nach langer zeit von meinem nachfolger, unter W, geschehen. Jetzt bleibt höchstens zu erstellen noch zu bemerken:

s. wiedererstellen . . .

[1861.]

152. [Anzeiger 17, 253.]

Hierbei schicke ich den schlus des E, welcher meiner ansicht nach den bogen 75 fast ausfüllt. Lassen Sie den setzer berechnen, wie viel jetzt noch leer bleibt, damit ich noch einige spalten aus dem F nachliedere.

Legen Sie sich nicht wieder zu bette, sondern halten sich aufrecht.

15 febr. 1861.

Ihr Jac. Grimm.

153.

Berlin 23 merz 1861.

Lieber Hirzel, ich habe schon eine woche lang nicht dazu kommen können, Ihnen zu schreiben. das heft ist nun fertig geworden, meine kunst hat aber nicht zugetroffen, dasz ich den buchstab E rein damit abschlieszen wollte, da noch ein halber bogen übrig blieb. [Anzeiger 17, 255.] mit dem anrückenden sommer geht hier meine plage an, dasz sie mich in ein bad schicken wollen, wozu ich nicht die geringste lust habe, zumal nach den übeln erfahrungen des vorigen jahrs. [Anzeiger ebenda.]

Der Güdeke wird wahrscheinlich keine recension zu stande bringen, er ist nicht sprachkenner genug und ich glaube, so freundschaftlich er gesinnt ist, er befindet sich in verlegenheit. fordern Sie also die ihm gesandten bücher mit guter art zurück.

Über Ihre Bonner reise lassen Sie sich gar nicht aus, ich hätte gern genommen, ob sich von Dahlmann¹ druckfertige manuscripte vorgefunden haben. der

1) Der am 5. dezember 1860 gestorben war.

catalog seiner bibliothek ist mir dieser tage zugelangt, er enthält wenigens von bedeutung und seltenheit.

Es hiesz Sie seien zur hochzeit Ihrer nichte hier, wenn auch ganz flüchtig, gewesen. ich glaube es nicht.

Ihr Jac. Grimm.

154. 30 merz 1861.

[Anzeiger 16, 257.] . . . weisthümer übernommen, wie in den öffentlichen bekanntmachungen euthalten ist, ich dachte einen jungen mann zu gewinnen, der grosztheils für mich einträte, aber niemand ist da, der mir genau zusagt, Schlemmer will den druck in Leipzig veranstalten, hoffentlich versagt Hildebrand nicht seine hülfe bei der correctur, ich habe ihn noch nicht darum angegangen (fragen Sie ihn doch einmal), das manuscript liegt schon bereit und bedarf nur mäßige bearbeitung; sobald die sache in gang kommt, früher nicht, kann ich absehen, wie viel zeit und raum mir bleibt, alles soll dann dem wörterbuch zugewandt werden. [Anzeiger ebenda.] Wann nun manuscript zum F erfolgen wird, läßt sich nicht voraus bestimmen. im april kann der setzer anderes vornehmen, hernach werde ich plötzlich kommen. Viele grüszte und erfreuen Sie mich doch gelegentlich mit der photographie von Ihrer frau, die zu der von Ihnen in meine samlung gehört.

Ihr Jacob Grimm.

[Anzeiger ebenda.]

155. Ich danke schönstens für die bilder, beide sind ähnlich, die stellung hätte nur mehr geändert werden sollen.

Hermann wird Ihnen seine vorlesung gesandt haben. wenn Sie bald herkommen, können Sie bei ihm einige zwanzig originalbriefe Göthes an die Laroche einsehen, die später auch ausgestellt werden sollen. ich schreibe auch an den könig von Baiern, dasz er uns Stielers porträt von Göthe leih.

Mir ist unwahrscheinlich, dasz Göthe alle römische elegien erst in Weimar und auf die Vulpinus gemacht haben solle.

Ins letzte heft ist eine kleinigkeit nicht gekommen, weil ich unterlassen hatte Sie um auskunft zu fragen. gegen den schlusz des 17 jahrhunderts und im anfang des 18 war sehr üblich, namentlich in Leipzig, dasz die verleger auf die titel ihrer bücher setzten:

verlegts N. N.

druckts N. N.

statt des gewöhnlichen bei, wol nach dem lateinischen *typis expressit, excudebat*. waun hat das genau angefangen und aufgehört?

Hildebrand soll von mir ein exemplar der drei ersten bände weisthümer erhalten. wer sagte mir doch neulich, durch Stallbaums¹ tod habe sich seine äuszere stellung verbessert?

11 apr. [1861]

Ihr Gr.

156. L. H.

hierbei 1955²76. die nachricht aus Koblenz und Ihre zerstörte frohe hofnung hat mich betrübt. vorigen dienstag ist zu Linz Hermann Dahlmanns neugeborner sohn

1) Johann Gottfried Stallbaum (1793–1861), rektor der Thomasschule in Leipzig.

unter dem namen Christoph getauft worden und ich bin neben Gervints, Reyscher und der Bluhme gevatter gewesen.

Heute zuerst bricht endlich der mai ein. die Göttheausstellung soll den 15 beginnen, könig Ludwig hat meinem gesuch willfahrt und das schöne bild von Stieler geschickt, es sind auch andere von Weimar eingegangen und eins von Cotta. das alles wird reichhaltigen eindruck machen. Wann Sie zu Moriz Reimers hochzeit herkommen, müssen Sie auch die ausstellung gründlich besuchen. in diesem augenblick läuft ein brief Göthes an gräfin Fritsch aus Teplitz 1813 ein.

[auf der rückseite: Mai 1861.]

Ihr Gr.

157. Es ist schön dasz Sie spalte 1227 noch etwas hinzusetzen, mir ist facken und facke ball gänzlich, nach wort und sache, unbekannt, ich kann auch hier in Berlin nichts davon erfragen. der *orbis pictus* unter billardspiel hat nicht das geringste.

[Anzeiger 16, 257.]

Die Göttheausstellung dauert noch und ist eine neue ausgabe des catalogs erschienen, mit nachträgen und berichtigungen. [Anzeiger ebenda.]

Ihr Jac. Gr.

sonntag 9 juni 1861.

158. Hierbei folgt manuscript 2009–2048.

[Anzeiger 16, 258.]

anno 1808 erschien zu Ronneburg und Leipzig J. G. Haas lateinisch deutsches und deutsches wörterbuch (für schüler). wahrscheinlich liegen bei dortigen anti-quaren exemplare davon, es enthält viele obersächsische provincialismen, oder soll sie enthalten, wäre also sehr brauchbar für unsere zwecke. Ihr sohn oder Hildebrand werden es leicht ermitteln.

[auf der rückseite: Juni 1861.]

159. Dank, lieber freund, für die beiden bilder, diesmal sind Sie besser getroffen, obgleich die brille immer ein wenig entstellt, Ihre liebe frau sieht aus, als schreite sie kühn über das meer, denn der teppich hat den schein von krausen wellen. Weigands recension des Sanders habe ich längst gelesen; hingegen müssen Sie die hübsche und emphatische unseres wörterbuchs in der illustrierten zeitung no 936 vom 8 juni noch nicht zu gesicht bekommen haben, Weber schickte sie mir, ohne zweifel auf des guten verfassers befehl alsobald zu; ich bin aber auf die folgende, wahrscheinlich des sandersschen buches gespannt, die wol von einem andern ver-fasser herrührt und möglicherweise unnützes vorbringt. sie musz aber letzten sonnabend noch nicht gedruckt gewesen sein, oder Weber gründe haben sie mir nicht zu senden. den Rochholz¹ würde kränken, wenn sein ehrliches lob hinterher abgeschwächt würde.

Die Göttheausstellung hat ihre längste zeit gewährt. von den briefen unter glas könnten Sie doch nur die aufliegende seite lesen. es war unvorsichtig von Herman no 159 a herzugeben, denn man sieht gleich die interpolationen, die freilich in den übrigen unaufgelegten oder unauflegbaren noch viel dichter kommen. dieser sache ist nicht zu helfen und wer sie zu beschönigen unternimmt, thuts auf seine gefahr.

1) Ernst Ludwig Rochholz (1809–92), lehrer der deutschen sprache und literatur in Aarau.

das facken des balls musz undeutsch sein. mir ist noch das engl. *to fag* (sprich *fagg, fak*) eingefallen, das erklärt wird *to grow weary, to beat, to drudge*. kenner des ballspiels würden das beurtheilen. das billardspiel hat nichts damit zu thun.

im Haas ist allerdings das eigenthümlichste aus Nennich genommen, doch ist das buch nicht unbrauchbar und ich hasche auch nach kleinem gewinn. Sie verrechnen doch alles in unsern auslagen?

[Anzeiger 16, 258.] ich bitte einliegende photographie herrn Quandt zu übergeben, er möge darin meinen dank sehen für die viele mühe, die ihm das wörterbuch verursacht.

meine pläne für sommer oder herbst laufen ins ungewisse, ich wehre mich gegen alle reisen.

Ihr Jac. Grimm.

18 juni [1861].

160. Hierbei lieber freund folgt manuscript 2049–2094, es wäre schon einige tage früher abgegangen, wenn ich Sie nicht hier erwartet hätte, ich wollte es dann mitgeben. die ausstellung hatte noch einige schöne bilder erhalten, eins in pastell von Göthes mutter aus Cöln, und Tischbeins groszes bild von Göthe im weissen mantel, was mir wol gefällt; es ist zwar eine gute copie aus Frankfurt gesandt, das original wollte Rothschild nicht herleihen.

Schon mein voriger von Ihnen unbeantwortet gelassener brief wollte hören, welchen eindruck Rochholz über mich und Sanders auf Sie gemacht hat. kaufen Sie mir doch das zweite blatt der illustrirten zeitung.

Sie sind so ein ordentlicher mann, dasz bei Ihnen nichts verschoben (verlegt allerdings sehr viel) wird. das letzte mal nahmen Sie Kleists abendblätter und Blömers unpassenden vorschlag über ein Lessingsdenkmal mit. im letztern hätte ich ein paar zeilen nachzusehen. Beide stücke habe ich nicht zurückerhalten und den Kleist brauche ich vorläufig nicht.

Herman ist mit seiner frau in den Harz abgereist.

Mit herzlichem grusz J. Gr.

donnerstag 27 juni [1861].

161. [Anzeiger 16, 258.]

Mir war bang, wie es mit correcturen und revisionen gehen sollte, seit Hildebrand nach Arnstad ist, mich berubigt, dasz sie ihm, nach Ihrem schreiben, hingeschickt werden. sonst könnte mir auch die berichtigung meiner correctur hierher zur revision zugehen: ich bitte die einlage an Hildebrand abgehen zu lassen und seine mir unbekannte adresse beizufügen.

Mit den weisthümern scheint es nun in ordnung gekommen und ich danke für die mühe, die Sie damit gehabt.

Das sind leidige nachrichten von der krankheit Ihres schwiegersolns in Koblenz¹; hoffentlich haben Sie bald bessere.

Aushängebogen empfieng ich nur 76 und 78, aber nicht 77. der kaun mit 79 kommen. im manuscript ist bis 85 *incl.* fertig.

Ihr Jac. Gr.

[auf der rückseite von andrer hand: Juli 1861.]

1) Ernst Baedeker (1833–61), soln des bekannten reisehandbuchverlegers.

162. Lieber freund, darf ich Sie mit etwas plagen, was Sie gar nichts angeht? vor ungefähr drei wochen schickte ich manuscript an Hildebrand, das ich einnähen lassen musste, sodasz der dazu geschriebne brief nicht ins paket kam. deshalb sandte ich den 9 juli einen andern nach und legte 20 thaler bei. vielleicht hält Hildebrand für unnöthig darauf zu antworten, ich möchte aber doch wissen, ob das geld in seine hände gelangt ist, weil, wie ich höre, geldbriefe oft verloren gehn. reisen Sie nicht nach Frankfurt zur preisvertheilung? es ist ganz recht, dasz die geschickten Schweizer alle gewinste davontragen. den zettel bitte ich an Kreysing gelangen zu lassen.

Ihr J. G.

Herman ist mit seiner frau zu Heinrichsbad, unterwegs war sie in Zürich unwol . . .

[juli 1861?]

163. Lieber freund, ein schweres leid haben Sie erfahren¹, wir nehmen herzlich theil, haben uns oft nach Ihnen erkundigt und unsere gedanken an Sie gerichtet . . . nun nehmen Sie die arme junge witwe aus dem öden haus wieder zu sich ins väterliche, das ist traurig und doch auch tröstlich. ich wuste nicht ob ein früherer brief Sie in Koblenz oder Salzungen aufzusuchen hätte, und was hilft schreiben? jetzt vermute ich Sie selbst wieder daheim . . .

[Anzeiger 17, 253.]

Hier waren dieser tage viele besuche. ich bin nicht recht wol auf und habe einen geschwollnen backen.

Richten Sie Ihr gemüth auf und finden sich in das was uns unabänderlich begegnet.

Ihr treuer freund

Jac. Grimm.

Berlin 4 aug. 1861.

Sein Sie so gut, mir vom manuscript die letztgesandten seiten 2178–84 zurückgehen zu lassen, ich will noch etwas hinein legen.

164. Lieber freund, schon vor vierzehn tagen hatte ich Hildebrand ersucht sich in der Kreysingschen druckerei zu erkundigen, was ja beim empfang oder absenden einer correctur leicht geschehn konnte. er hat es nicht gethan oder mir zu melden vergessen. ich bitte daher den beiliegenden zettel zu Kreysing tragen und die antwort abholen zu lassen.

Ob Ihre frau und tochter wieder bei Ihnen oder noch zu Salzungen sind. möchte ich wissen. auch wir haben die letztere woche in sorge zugebracht, Dortchen hatte einen schweren anfall ihres herzübels, jetzt scheint er zurückgeschlagen, sie fühlt sich aber noch sehr matt.

[Anzeiger 17, 253.]

Sie sehen diesen zügen die eile an.

5 sept. [1861.]

Jac. Gr.

165. Ich eile Sie zu beruhigen², lieber freund, der wind hat sich vorgestern bei mir umgedreht und ich reise nun gar nicht. bisher war ich schwankend und hatte

1) Ernst Baedeker war am 23. juli gestorben.

2) Einer früheren manuskriptsendung hat anscheinend das in dem sammelband später eingehaftete blatt beigelegen: 'Gegen den 1 oct. werde ich nach München müssen, was einige wochen kostet. Gr.' [auf der rückseite: 1861]

mich endlich aus mehr als einer ursache entschieden, nun ist aber ein neuer für mich überwiegender grund dagegen eingetreten. Sybels entlassung¹ wirft wahrscheinlich die ganze gemachte anstalt über den haufen und ich mag lieber nichts mehr damit zu thun haben. Doch schütze ich alter und kränklichkeit vor und falls die sache zur sprache käme, bitte ich auch nichts anderes anzugeben.

Unser setzer kann also ganz ruhig seinen weg wandeln.

Jac. Gr. 19 sept. [1861.]

den Federwitz habe ich noch glücklich ausgeworfen.

166. manuscript 2287—2326.

ich lege der zurückgehenden correctur etwas manuscript bei, worin sehr viel feld steht. die bemerkung 'schade dasz man über ohrfeige nichts erfährt' war ungegründet, es steht ja spalte 1412. 1413, ich habe aber zum überflusz darauf verwiesen.

Sein Sie so gut das manuscript zu den weistümern an Hildebrand zu besorgen.

9 oct. 1861 abends.

167. Hierbei, Lieber Hirzel, 2357—92, was schon weit in den sechsten bogen eingelt.

M. H. hat eine freundschaftliche anzeige des letzten hefts in die vossische zeitung einrücken lassen, aber nichts als die wörter excellenz und extramensch hervorgehoben.

Sie sind sehr aufmerksam. Overbecks bienenwörterbuch² besitze ich schon . . .

Lassen Sie doch die einlage an Kreysing abgeben.

Ich bin auf morgen abend in die urwählerversammlung eingeladen, kann mich also des öffentlichen lebens noch immer nicht entschlagen.

12 nov. 1861.

Jac. Grimm.

168. Lieber freund,

hier sende ich 2421—2466 und bin froh, dasz Sie jetzt mit mir zufrieden sind. das neue buch von Freytag³ freut mich sehr, zum lesen konnte ich noch nicht kommen. feiern Sie weihnachten vergnügt . . .

Ihr Jac. Gr.

bitte die einlage gleich an Kreising zu senden, das scheint ein ungefälliger mann zu sein.

[dezember 1861.]

169. Nachtrag zu Fellbein wörterbuch 3, 1498 aus den weistümern.

170. Von dem eben übersandten manuscript musz ich mir p. 2511—18 noch zurückerbitten, er ist etwas abzuändern, was ich bei der correctur nicht bewerkstelligen kann . . .

14 jan. [1862.]

Gr.

1) Nach Dahlmanns tode entschloss sich Heinrich von Sybel, dessen lehrstuhl in Bonn zu übernehmen, da in München das verhältnis zwischen ihm und könig Max durch Sybels politische anschauungen getrübt war. Anstoss gab ihm auch Döllingers wahl zum sekretär der historischen klasse der akademie, die von seiten der gegner Sybels betrieben war.

2) Bremen 1765.

3) Neue bilder aus der deutschen vergangenheit, Leipzig 1862.

171. Lieber freund, der setzer kann auf ein paar wochen zu anderm greifen, ich musz einen kleinen aufschub machen. den 10 merz habe ich in der akademie einen vortrag zu halten und der dafür ausgedachte gegenstand lenkt mich in andere, zum theil schwierige untersuchungen ab. Sein Sie nicht ungeduldig, nachher sollen die am heft noch mangelnden drei bogen schnell geliefert werden.

Haben Göthe und Schiller irgend eine ihrer schriften jemals mit zueignung oder dedication versehen? ich wüste nicht, und für dichter, die sich der ganzen welt hingeben, will es sich auch nicht schicken. fände sich doch ein dedicatiönchen, so wäre mir die angabe lieb.

Die ganze zeit, seit Sie abreisten, bin ich auch mit schnupfen und husten geplagt und noch nicht zu ende damit.

Bestens gegrüzt

Jac. Gr.

6 febr. [1862.]

172. Lieber Hirzel, hierbei endlich 2527–38, damit der boge 102 auslaufen kann, der verfolg soll nicht auf sich warten lassen.

Von meinem unfall wird Ihnen schon kunde geworden sein, es hätte damit viel schlimmer werden können. bei einrichtung meiner bibliothek fiel ich rücklings von einer leiter und wider einen schrank. das gab ein loch in den kopf mit heftigem blutverlust, weil eine pulsader durchschnitten war. der schädel konnte verletzt sein, was sich hernach nicht gezeigt hat. ein paar tage mussten kalte tücher aufgelegt werden und ich still auf dem sophä liegen, so bin ich glücklich davon gekommen und schon ist alles vernarbt, nur eine spannung zuckt hin und wieder nach.

Auch meine vorlesung wurde abgehalten, sie handelt vom schlafe der vögel¹ und ich habe eine menge von büchern dazu nachschlagen und lesen müssen. die einleitung ist freilich auch sprachlich.

Sein Sie so gut das beiliegende paket an Hildebrand gelangen zu lassen.

Ihr Gr.

hier lebt man in sorgen um die kammer. es ist traurig dasz Preussen, das den kammern in Schleswig und Hessen helfen soll, mit seiner eignen kammer in zwiespalt geräth.

auch ein briefchen an Albrecht.

[märz 1862.]

173. Hierbei folgt manuscript 2539–2554.

ich danke für das bild von Uhland, den seine frau die nachtigall nennt, die nun schon zwanzig jahre nicht mehr schlägt.

die fortschrittspartei hat sich, glaube ich, verständig benommen, die sogenannten constitutionellen oder gouvernementalen argumentieren blosz, thun aber nichts und fangen an sich um allen credit zu bringen.

Im februarheft der preussischen jahrbücher steht ein aufsatz über Savigny² und eine samlung interessanter briefe zwischen Schlegel und Schiller.³ ich möchte das heft gern haben . . .

samstag morgen [märz 1862.]

Ihr Jac. Gr.

1) Kleinere schriften 7, 485.

2) Von Stintzing (Preussische jahrbücher 9, 121).

3) Ebenda 9, 194.

174. Berlin 20 merz [1862], hierbei schicke ich 2555—2574, womit ich schon anfang auf den bogen 105 zu rücken, wir werden vermutlich dies heft unter den fischen im meer schlieszen. der schlusz folgt nächste woche.

Ihr schwager hat mir, wahrscheinlich auf Ihre empfehlung, wofür ich danke, Stintzings Savigny, wovon besondere abzüge gemacht worden sind, gesandt. gelegentlich leihen Sie mir nun ihr exemplar zum lesen der schlegelschen briefe.

Jac. Grimm.

175. Lieber freund, ich habe gestern genug manuscript, um das heft zu schlieszen, beigelegt.

vor der nächsten lieferung fürchte ich mich, weil darin unangenehme wörter kommen müssen und eine menge langweiliger composita mit fort . . .

Jac. Gr.

28 merz [1862.]

176. Hier folgt das heft zurück. meinethalben hätten die schlegelschen briefe ungedruckt können bleiben, für unser wörterbuch war nicht das geringste daraus zu nehmen.

ich lege Ihnen ein heft bei, worin Sie wol einen von mir voriges jahr an Simson über die verkehrte trilogie Schiller, Göthe, Lessing geschriebnen brief lesen mögen¹. dasz je etwas daraus werde kann ich mir gar nicht denken.

unser fertiges heft wird wol erst nach dem fest ausgegeben werden. ich danke Ihnen für den zusatz zu fipern aus Reiske.

14 apr. [1862] abends.

Jac. Gr.

177. Lieber freund,

ich verreise auf etliche wochen und bitte erst dann wieder correcturen hierher abgehen zu lassen, wann ich Ihnen nachricht von meiner rückkehr gegeben habe. die achte lieferung könnte schon jetzt fertig sein, wenn der druck im letzten vierteljahr nicht allzu schläfrig gegangen wäre; ich weisz nicht aus welcher ursache, einmal waren Sie mit Hirschfeld unzufrieden, es ist aber hernach, als das beseitigt schien, nicht besser geworden. ich lege den schlusz des manuscripts 2915—50 hier bei, denn auszer dem quellenverzeichnis, das Sie wie mir Ihr sohn meldete bearbeiten, und einer vorrede, die ich nach meiner rückkunft schreiben will, wird nichts weiter platz finden.

Leben Sie wol und sein Sie schönstens begrüzt.

Jac. Gr.

19 aug. [1862.]

ich besinne mich nicht, ob ich schon für das bild von Rahn gedankt habe, es freute mich sehr. wollen Sie mir den empfang anzeigen, so thun Sie es nach Arnstadt (in die Henne).

178. Lieber freund, ich bin wieder da. Ihren brief habe ich unter den flügeln der henne richtig erhalten. Ihr wunsch des schönsten wetters ist eingetroffen.

1) Zur begründung des in der sitzung des Goethecomités am 7. april 1862 von Hotho, von der Hude und Hermann Grimm eingebrachten antrags. Als manuscript gedruckt (Berlin 1862). S. 8, vom 29. mai 1861 (vgl. Goethejahrbuch 2, 459).

Arnstadt hat auf allen seiten reizende spaziergänge. ich traf auch da den guten Fritz Reuter und empfieng von ihm den zweiten band von olle kamellen, der eine rührende höchst lebendige beschreibung seiner ungerechten gefangenschaft enthält. doch ohne diese ausgestandne noth wäre er ja nie dichter geworden und hätte nie das gefühl seiner anerkennung gehabt. so bereitet mitten aus dem unglück sich oft ein unerwarteter ersatz.

beiliegende weigandische zettel können Sie gebrauchen.

6 september [1862]. Jac. Gr.

179. Lieber freund, ich habe die mir zugesandten zettel, so gut ich konnte, ausgefüllt, einige unerledigte mögen ganz wegbleiben. doch bitte ich mir das aufgestellte verzeichnis, bevor es abgedruckt wird, zugehen zu lassen, weil ich vielleicht ein und das andere einzuschalten habe.

Dieser tage her lebe ich so unruhig, dasz ich noch nicht an die vorrede gekommen bin, die kammerverhandlungen regen auf und viele besuche trafen ein. es soll aber baldig geschehen.

Ich habe mich ganz verrechnet und dachte, dasz auch das fort noch in den band gehen würde.

Lassen Sie doch die revisionsbogen unbeschnitten. der schmälere rand hindert oder erschwert die correctur.

In der Wiener wochenschrift für wissenschaft finden Sie eine anzeige des fünften und sechsten heftes unterm 12 juli dieses jahres.

herzlichen grusz Jac. Gr.

sonntag 21 sept. [1862.]

180. Lieber freund, es hat sich wider erwarten so gewendet, dasz ich nach München musz, und heute mittag 12 uhr mich aufmache. ich reise aber gleich durch und kann bei Ihnen nicht vorsprechen, eher wirts auf der rückreise in etwa zehn tagen möglich sein.

in der letzte habe ich Sie hier vergebens erwartet, denn Zeller¹ sagte mir Sie würden kommen. ich wollte Ihnen also mündlich vortragen, dasz ich überlegt habe und unangemessen finde dem dritten band, der mitten im F abbricht, eine vorrede beizufügen. was alles zu melden ist, kann lieber später folgen. Sie dürfen also abschlieszen.

da erst bogen 116 gedruckt ist, 117–120 zurückstehen, werden wir nicht vor ende dieses monats fertig sein. aus dem langsamen druck fast des ganzen hefts könnte man folgern, dasz das wörterbuch abzehre, was ich doch nicht hoffe und wozu ich nicht mitgewirkt habe. Ihren entwurf des quellenverzeichnisses werde ich wol bei der heimkehr vorfinden.

ich wünsche mir fortdauer des schönen wetters und verbleibe unter herzlichem grusz

Ihr Jac. Grimm.

am 1 october [1862].

181. Lieber freund, auf der hinreise am 1 oct. kamen wir (ich und Guste, denn ich sollte durchaus nicht unbegleitet reisen) von Bitterfeld an bis Leipzig in den heftigsten platzregen, der noch bis Hof anhielt, wo uns um mitternacht der Brandenburger hof nicht zum besten aufnahm. der folgende tag war besser und zu München

1) Eduard Zeller (1814–1908), professor der philosophie in Heidelberg.

gieng alles gut bei schönem wetter und aushaltender gesundheit von statten, nur dasz ich froh war. dasz fünf tage mit zehn sitzungen, eine reihe von besuchen, einladungen und gastmahlen endlich vorübergiengen. einige tage musten zugesetzt werden. Die heimreise sollte auf Leipzig zu gehen, unterdessen hatte ich, weisz nicht wo, vernommen, dasz Ihr haus mit besuchen von Coblenz her überfüllt sei. in Nürnberg, wo ein tag gerastet wurde, traf ich mit einem Schweden und dessen frau zusammen. die uns bei herrlichem wetter baten, von Bamberg aus über Lichtenfels, Coburg, Meiningen die mir völlig unbekannte Werrabahn zu versuchen, welches glücklich ausgeführt wurde, sodasz wir abends Eisenach erreichten, einen halben tag, wie in sommerluft verweilten, und 10 uhr nachts in unsrer heimat eintrafen. Dortchen war die ganze zwischenzeit kränker gewesen, als wir es durch ihre eintreffenden briefe geteusch voraussetzen konnten; unsere ausreise, die mit Rudolfs rückkehr aus der Schweiz und Hermans reise von Montreux über Genua nach Rom zusammenfiel, hatte ihr manche sorgen eingeflößzt. jetzt fühlt sie sich beruhigt, getröstet und erholt sich wieder. Herman ist glücklich zu Rom angelangt.

Bei mir selbst ist es hinterher doch nicht so leicht abgegangen. [Anzeiger 17, 253.]

Die hairischen sitzungen haben mir doch, wie es nicht anders sein kann, einige pflichten und versprechungen auferlegt und ich musz ernstlich dran gehn, die vorrede und einleitung zum vierten band der weisthümer zu schreiben, was mich ein wenig aus der sprache in das recht verrücken wird. der druck des wörterbuchs musz daher in der weise lässig fortgehen, wie er in der letzten zeit betrieben wurde. wenn ich wieder gesund bin, will ich mich sehr zusammenhalten.

Die rückständigen 600 thaler habe ich richtig erhalten. [Anzeiger 17, 254.]

[Anzeiger 17, 253.] des Aufsess¹ ruf ist völlig zerstört und Wuttkes² aufforderung zu seiner wiederwahl war höchst verkehrt, wird auch erfolglos bleiben. von herzen

Ihr Jac. Gr.

25 oct. [1862.]

Nun thut mir doch leid, dasz ich keine vorrede hinzugegeben, es lag mir soviel in gedanken und auf dem herzen, wer kann wissen, ob es jemals zum vorschein kommt. die vorhabende reise trat störend dazwischen.

182. Korrekturzusätze zu dem auf den umschlagseiten des ersten hefts des vierten bandes gedruckten nachtrag zu Frevel, Friedel (Kleinere schriften 8, 545).

[1863.]

183. Lieber herr Heinrich Hirzel,

ich lege der correctur wieder manuscript 3019–3042 bei. [Anzeiger 17, 254.] am

16 apr. 1863.

Jac. Grimm.

184. [Anzeiger 17, 254.] da Littré³ mitglied der academie ist, wird das früher begonnene academische wörterbuch⁴ wol beim ersten heft stecken bleiben. vom neuen sind schon drei lieferungen erschienen, mich solls wundern, ob das so fortgeht.

[1863.]

Jac. Gr.

1) Hans Freiherr von und zu Aufsess (1801–72), gründer des germanischen museums, dessen vorstandschafft er 1862 niederlegte.

2) Heinrich Wuttke (1818–76), professor der geschichte in Leipzig.

3) Maximilien Paul Emile Littré (1801–81), der lexikograph.

4) Dictionnaire de la langue française, Paris 1863–72.

185. Wenn beim eintrag meiner correcturen, deren auf dem letzten blatt ziemlich viele sein mussten, schwierigkeit oder unsicherheit entspringt, lassen Sie lieber noch eine revision an mich gehen. ich stelle mir nemlich vor, dasz Hildebrand jeden bogen vor dem abdruck einsieht, ob alles in ordnung ist. ich hoffe, dasz seine krankheit bald vorübergeht.

krankheiten und todesfälle sind sehr angreifend. ich habe vorigen monat meinen letzten bruder zu Cassel verloren¹ und bin nun von den neun kindern meiner eltern allein noch übrig. Sie brauchen also auch keine hefte des wörterbuchs weiter nach Cassel zu schicken.

vor einigen tagen ist die alte Savigny gestorben, mit der ich den grössten theil des jahrs 1805 zu Paris verlebte². auch das ganze damalige brentanosche haus ist nun fort.

von Littrés *dictionnaire* habe ich schon vier lieferungen in 576 seiten. Hachettes pressen gehn viel schneller als Hirschfelds.

20 mai [1863.]

Jac. Gr.

186. Lieber freund, hierbei folgt manuscript 3125—82. die letzten, von Hildebrand unberührten bogen waren ganz ordentlich, es hat wol ein anderer dabei geholfen oder der setzer ist jetzt gut eingeschossen.

des professor Hagen³ einfall, dasz die vier letzten verse der elegie Hermann und Dorothea von Schenkendorf gedichtet seien, scheint mir einfältig. von wem anders könnten sie sein als von Göthe? Schenkendorf hat sie in ein stamblatt ausgeschrieben, ohne Göthes namen beizusetzen. das braucht man auch nicht, wenn man eines berühmten und allgemein bekannten dichters worte anführt.

unser landtag ist nun gestern geschlossen, was ferner folgen wird, weisz gott, hier ist alles erfüllt von unruhen. eilig mit stumpfer feder.

28 mai [1863].

Jac. Gr.

187. Ich wünsche zur reise in die Schweiz gutes wetter. Ihre abwesenheit wird uns einiger zusätze und citate berauben. die correctur von 11 a ist von mir richtig besorgt und gleich abgeschickt worden. sollte sie sich verirrt haben und noch nichts eingetroffen sein, so musz mir ein neuer abzug zugehen und ich mich der mühe nochmals unterziehen. dergleichen ist schlimm, weil einzelne einträge vernichtet sind.

raptim Gr. 19 juni [1863].

188. [An Heinrich Hirzel?]

Ich verstehe nicht, was mit bogen 12 a vorgegangen ist. er schloz mit m) lassen auf spalte 184. die eben eingehende revision von 12 b schiebt aber eine ganze halbe spalte noch auf 185, ohne dasz ich auf 184 zusätze gemacht habe, die dazu nöthigten.

daher bitte ich um einen neuen abzug von 12 a, denn ich kann die revision von 12 b erst nach einsicht von 12 a unternehmen.

1) Ludwig Emil Grimm starb als professor an der akademie der bildenden künste am 4. april.

2) Gundel Brentano.

3) Ernst August Hagen (1797—1880), kunst- und literarhistoriker.

Wie ist es mit 11 a? die revision sollte verloren sein und nochmals geschickt werden? ich habe nichts erhalten. hat sie sich hinterher noch aufgefunden? "

ergebenst Gr.

28 juni [1863].

189. Werthester herr Heinrich Hirzel,

hierbei sende ich p. 3231—62, welches dem heft zur ausfüllung dienen wird; da ich möglicherweise noch in diesem monat verreise, so darf der setzer nicht zaudern, damit die beiden noch fehlenden bogen zustande kommen.

Wahrscheinlich kehrt Ihr vater noch diese woche zurück, ich hoffe der ausflug hat ihm wolgethan und seine gesundheit völlig hergestellt.

Kannten Sie den London Buchheim, den herausgeber des Wallenstein? ich habe ihm neulich zu einer stelle in *Kings College* verholfen.

Ihr ergebenster

Jac. Gr. 8 juli 63.

190. ich freue mich Ihrer heimkehr nach vergnügter reise. Hildebrand war für die letzten bogen auch durchgegangen. Herman, der jetzt auf dem Rigi verweilt, musz erst nach Ihnen dort eingetroffen sein. herr professor de Vries¹ aus Leiden, der herausgeber des neuen niederländischen wörterbuchs² will sich mit Ihnen besprechen, stellen Sie ihm doch 'über meine entlassung' zu³. ich habe für den umschlag ein paar zeilen nachtrag geschickt, da Hildebrand fort ist, schicken Sie mir doch den satz zur correctur, damit ich sicher bin.

eilends

Gr. mittwoch 22 juli [1863].

191. Lieber freund, ich bin noch da und eine correctur kann mir geschickt werden, mehr manuscript habe ich nicht ausgearbeitet, sondern ein paar andere sachen vorgenommen. [Anzeiger 17, 254.]

meine schwägerin befand sich noch nicht recht zur reise und das wetter war zu unstät. wohin wir ausfliegen, weisz ich selbst nicht, so vielerlei pläne sind gemacht und immer wieder aufgegeben worden, höchstens 2 oder 3 wochen soll es dauern.

das paket mit den fertigen exemplaren ist heute nicht eingetroffen, wird also erst morgen zu erwarten sein.

die sechs thaler mochte ich nicht an Carl August und Göthe⁴ wenden, die sammlung ist viel unbedeutender als ich mir dachte und für Göthe wird wenig daraus gewonnen. das meiste sind briefe von Carl August und geschäfts oder gelegenheitsbriefe, hätten meinewegen können ungedruckt bleiben. von Göthe aus seinen zehn ersten jahren zu Weimar nur wenig, und wie verrückt, dasz herr Vogel nicht einmal den schönen (bekanntnen) brief voransetzt, auf welchen des herzogs

1) Matthias de Vries (1820—92).

2) *Woordenboek der nederlandsche taal*, Leiden 1864—65.

3) Basel 1838 (Kleinere schriften 1, 25).

4) Nach einer bemerkung Hermann Grimms (Jacobs Kleinere schriften 1. 186) fand sich nach Jacobs tode in dessen schreibetisch ein frischgefalteter bogen mit der überschrift des buches als erstem anfang der beabsichtigten anzeige.

antwort folgt! Göthes dictierte briefe im zweiten theil sind meistens ohne bedeutung. fürs wörterbuch gar nichts zu schöpfen, auszer finzlich 1, 2.

Jac. Gr. 30 juli 1863.

um die bevorstehenden turneraufzüge beneide ich Sie nicht.

192. der halbe bogen dauerte mich, ich habe also noch die andre hälfte hinzu geschrieben.

auf funfzöhn, wenig bedeutende parabeln Göthes, die ihm Lützow lieferte, hat nun auch Carus eine lange brühe gegossen¹.

dies könnte schon heute abgehn, der Leipziger feste wegen lasse ichs erst morgen. bevor ich abreise sollen Sie noch nachricht erhalten, es wird wenigstens noch eine woche damit anstehn.

Ihr Jac. Gr.

sonntag 2 aug. [1863.]

leider war das grosze exemplar der letzten lieferung wieder geheftet.

193.

15 aug. 1863.

[Anzeiger 17, 254.]

der Moskauer brief folgt zurück und ich habe mein bild hineingelegt. dem mann könnte man wol künftig einige bücher zu besorgen aufgeben.

Bleiben Sie mit den Ihrigen gesund und vergnügt.

Jac. Gr.

Runensachen.

1. Zu Arkiv 14 (1898) s. 101–136.

Die nachzeichnung H. Kerns der jünger nordischen runenreihe im Codex Voss. lat. no. 83, 4^o der U. B. zu Leiden, die ich für meinen aufsatz benutzte, hat sich als nicht ganz zuverlässig herausgestellt und wird durch eine für mich von J. Goedeljee in Leiden ausgeführte photographie in natürlicher grösse, die nach der versicherung des konservators der hss. herrn P. C. Molhuysens vom 5. 4. 10 fast noch deutlicher als das original ist, in einigen punkten berichtigt.

Die eintragung steht auf der sonst leeren reversseite des blattes 24, beginnt das fuþark in erster zeile in der tat mit der *T/ys ðett* und schliesst es in der zweiten zeile mit der *Hagals ðett*, während die buchstaben der *Froys ðett* zu je 3 auf die erste und zweite zeile verteilt sind.

(3) ᚠᚢᚱᚰᚰ (1) ᚠᚠᚠᚠᚠ (2) *ᚠᚠᚠ

Dafür, dass im Leidener fuþark, so wie im Abecedarium Nordmannicum, das *k* der *Hagals ðett* zugerechnet und die zahl der zeichen dieses abschnittes auf 3 erhöht, gleichzeitig die zahl der vorbergehenden partie um eine vermindert worden wäre, findet sich keinerlei graphische anzeige. Neben jeder rune steht in der tat der name voll in runen ausgeschrieben und über jeder rune abermals der name in kleineren, lateinischen buchstaben. Die dritte zeile ordnet wirklich die runen noch-

1) Goethe, dessen bedeutung für unsre und die kommende zeit s. 91.

mals umgeschrieben in eine art von 4 physiologischen kategorien: *b c d t - f l m n r r f - a e i u - h* und ist sowohl hinsichtlich der runen als der in lateinischen buchstaben übersetzten lautwerte vollkommen deutlich.

Zu den in runen geschriebenen namen ist zu bemerken, dass sich bei **B** nur **ᚼᚱᚱᚱᚱ** (biarkan) lesen lasse, d. h. kein lat. C, sondern das gewöhnliche runische **Y** und kein **i** |, dem ein **a** **F** übersgeschriebenen wäre, an zweiter stelle, sondern blosses, direkt auf der zeile stehendes **a** **F**¹, das runische **R** in **IR** ist aber in der tat so platt gedrückt, dass man es für eine sorte von A halten könnte und das schliessende **ᚱ** in **ᚱᚱᚱᚱ** bereitet dem auge die wechselnde täuschung eines **F** oder auch **B**. Die in lateinischen buchstaben geschriebenen namen sind mehrfach undeutlich. Der erste scheint indessen komplett *tyur* gelesen werden zu sollen.

Dass dem fuþark des Abecedarium Nordmannicum gegenüber der sonstigen zählung 6, 5, 5 in den 3 abschnitten vielmehr die zählung 5, 6, 5 zukomme, sagt der text² selbst, indem er das *r rät* als endbuchstaben (*endós[t]*) der ersten reihe *f, u, þ, o, r* und *m man* als mittleren (*midi*) buchstaben der dritten reihe *t, b, m, l, R* bezeichnet, wonach sich die zweite reihe mit notwendigkeit auf 6 zeichen *k, h, n, i, a, s* berechnet.

Zur syntaktischen gliederung trage ich nach: als interpunktion nach zeile 1 ist besser komma zu setzen denn semikolon und in dieselbe kein besonderes verbum hineinzudenken, sondern copula und participium aus zeile 2 einzubeziehen. Da sich zeile 2 offenkundig in *ós ist himo* (nämlich dem *thuris*) *oboro* [*uuritan*] und *rät* [*ist*] *endós[t]* *uuritan* ergänzt, so gewinnen wir bei weiterer ausfüllung die vollkommen einleuchtenden sätze *feu* [*ist*] *forman* [*stabu uuritan*], *úr* [*ist*] *after* [*uuritan*], *thuris* [*ist*] *thritten* *stabu* [*uuritan*] und entnehmen eine wendung **stabu writan* 'mit einem buchstaben bezeichnen', die der ags. Beow. 1695 *þurh rúnstafas gemearcian* gleich ist und für *stab* die bedeutung des einzelnen runenzeichens belegt. Das widerspricht jedoch nicht der meinung, dass 'stab' als schriftzeichen eine abstraktion aus 'stab' als körperlicher träger eines geschriebenen textes sei.

2. Der brakteat von Vadstena.

(Photographie in 2:1, mir überlassen von F. Löffler in Djursholm.)

1. aversseite: buchstaben von links oben (vom beschauer) herumlaufend bis rechts oben. Zu beginn **ᚠ**, kein **ᚡ**, zu ende **ᚨ**. Ein buchstabe kann durch das unter dem henkel aufgelötete ornament (nach oben offener winkel mit kugelsegmenten an der spitze und an den enden der schenkel, die ein grösseres kugelsegment zwischen sich einschliessen, kein dreieckiges blatt, sondern zusammengesetztes stab- und scheibenornament in hochrelief) gedeckt sein. Es könnte aber auch diesem aufzulötenden ornamente zuliebe ein buchstabe von vornherein weggelassen sein. Die buchstaben der aversseite mit in hellerem ton hervortretendem hasten sind augenscheinlich erhöht, es muss also die kreisförmige fusslinie und es müssen die als helle linien erscheinenden détails der figuralen darstellung im mittelfelde (schematisiertes bild eines reiters und eines vogels) erhöht sein. Der prägestempel

1) Demgemäss ist auch Bugge, *NI m. de ældre runer* Indledning s. 51, z. 6-7 v. o. richtig zu stellen.

2) Ludv. F. A. Wimmer, *Die runenschrift*, Berlin 1887 s. 235-236 nach der zweiten zeichnung von Arx aus W. Grimm, *Zur lit. der runen - Arkiv för nord. filol.* 14 (1898) s. 109.

ist demnach in hochrelief geschnitten und von rückwärts her appliziert, d. h. die aversseite des brakteaten ist der den prägestempel wiederholende durchdruck, während sich die reversseite des brakteaten zur stempelprägung als negativer abdruck verhält. Der zweite, obere, punkt nach der ersten der 4 buchstabengruppen \mathfrak{g} war da, ist aber verloren gegangen, mindestens undeutlich geworden. Die figur zwischen \mathfrak{J} und \mathfrak{Y} in der dritten gruppe tritt bei besserer beleuchtung als \mathfrak{S} hervor. Wenig scharf umrissen ist das zeichen \diamond in der vierten gruppe, das wie eine einheitliche erhebung mit abgerundeten ecken aussieht.

Die aversseite abgebildet auch bei E. Brate¹ in 2:1, also gleich dem masse der photographie, zusammen mit der aversseite der doublette in 3:1. Brate bemerkt s. 168 und 172: sichere spuren eines \mathfrak{M} zu ende seien auf der kehrseite des vermutlich dem ausgange des 5. jahrhunderts angehörigen, 1774 gefundenen brakteaten nr. 178a nicht mehr wahrnehmbar.

Der mit demselben stempel geprägte, 1906 vom historischen staatsmuseum erworbene goldbrakteat nr. 178b ist an der eisenbahnstrecke nordwärts von Motala gefunden. An demselben ist der angelötete henkel etwas mehr nach rechts gesetzt. Vor den 10 strichen des komplexes *luatuuwa* sieht man einen unteren punkt als trennungszeichen und die untere hälfte des \mathfrak{M} , nämlich der linken aufrechten hasta und der beiden inneren diagonalen. Diese angabe ist an der abbildung Brates tafel 59 jedoch nicht nachprüfbar.

2. reversseite: genau unter dem henkel zwei parallele, aufrechte hasten, beziehungsweise balken in weissen linien, senkrecht auf die kreisförmige grundlinie gestellt. Sie lassen, nach den jeweils äusseren begrenzungen gemessen, oben wie unten eine distanz von 4 mm zwischen sich. Das ist ganz genau die distanz zwischen den äusseren begrenzungen des \mathfrak{M} der umschrift nach der photographie der vorderseite gemessen. Die sichtbare höhe der beiden hasten — sie sind auch auf der kehrseite durch einen absinkenden teil des angelöteten henkels gedeckt — beträgt gleichfalls 4 mm, nicht sehr verschieden von der höhe des \mathfrak{M} zu 5 mm. Dass die diagonalen des \mathfrak{M} , das man als einzigen, im fußpark des brakteaten noch fehlenden buchstaben erwarten muss, nicht deutlich sichtbar seien, soll nicht gelegnet werden. Ich konstatierte aber am 22. VII. 17, 5 uhr 25 nachmittags bei zerstreutem tageslicht ohne direkte sonne vollkommen klar und unzweifelhaft die von rechts unten nach links oben aufsteigende diagonale \mathfrak{N} in ihrer ganzen erstreckung, soweit sie nicht von oben her durch den mittleren bügelteil des henkels überdacht wird. Hinsichtlich der von links unten nach rechts oben ansteigenden diagonale, die theoretisch gefordert ist, denn eine andere ergänzung des torsos als die zu \mathfrak{M} gibt es nicht, vermochte ich nicht zur gleichen sicherheit vorzudringen. Vom unteren teile dieser diagonale bis zum kreuzungspunkte sah ich überhaupt nichts und der obere teil, den ich zwar wahrnahm, wurde mir in seiner geometrischen konfiguration nicht ganz überzeugend.

In ähnlicher weise habe ich früher: Freilaubersheim, zeile 2, schluss in **götiu* den dem $\mathfrak{l} \mathfrak{t}$ angehörigen, allein persistierenden seitenstrich \sim zum kopfe des vorhergehenden \mathfrak{S} gerechnet, ohne aber jemals die entsprechende geometrische überzeugung gewinnen zu können. Es hat sich nachträglich gezeigt, dass dieselbe falsch gewesen wäre, denn das \circ der inschrift ist ein solches mit sehr schmalen

1) Östergötlands runinskrifter 2dra bandet, Stockholm, 1911, 4^o, tafel 59 nr. 178a und 178b.

kopfe, und der seitenstrich des l gehört nicht zu ihm. Es scheint aber doch, dass der vermutliche, obere, rechte teil der diagonale am d -torso von Vadstena nach links unten verlängert die linke aufrechte hasta am fusspunkte treffen würde. Man wird also auch die zweite diagonale des buchstaben als zum teil sichtbar bezeichnen können.

3. Die abkunft der \widehat{ng} -rune.

Nach der zusammenstellung bei Otto von Friesen¹ wird für die urnord. und ags. \widehat{ng} -rune, deren typische einheitlichkeit in den formen Vadstena und Övre Stabu \diamond^2 , Opedal X^3 , ags. in fuþarken, Themsemesser und hsl., auch in epigraphischen texten wie Bewcastle X^4 unmittelbar zutage liegt, ligatur zweier aneinander gerückter griechischer gamma, cursiv und buchschrift Γ behauptet, wonach man geneigt sein könnte, die gelegentliche form dieses buchstaben im fuþark von Kylfver⁵, im wesentlichen ein auf einer schmalseite stehendes rechteck \square , mit v. Friesen als die ursprünglichste zu betrachten. Die umbildung würde man demnach als ersatz des rechteckes durch ein quadrat oder raute und drehung der geometrischen figur auf der grundlinie um 45° definieren müssen.

Gegen diese annahme macht Bugge⁶ die sichtliche inkongruenz der gamma-ligaturen v. Friesens und des \widehat{ng} -zeichens von Kylfver geltend und leitet seinerseits die rune, für die er die in der queraxe geöffnete und nach links verschobene form des horns von Gallehus \diamond^7 zugrunde legt, aus 2 einander zugewendeten griechischen gamma ab, i. b. in dieser meinung bestärkt durch das von ihm silbisch als \widehat{ing} gelesene paar \gg des brakteaten 17. So wie dieses zeichen eine nebeueinandersetzung zweier griechischer gamma, sei das andere, gewöhnlichere eine griechische ligatur zweier gamma und die ags. form, zweifellos später, in übereinstimmung mit Wimmer eine ineinanderschiebung zweier einander zugewendeter gamma \langle .

Am meisten entspräche in diesem falle das gamma der chalkidischen kolonien von Veji \langle^8 , das als graphisches element mit dem eckigen lateinischen \langle und der aus diesem bezogenen german. rune k \langle identisch ist. Wie dieses zeichen aber mit dem lateinischen und mit dem bezeugten runischen lautworte k alphabetisch nicht brauchbar ist, um in seiner doppelung kk den lautwert \widehat{ng} vertreten zu können, so ist es anderseits schwer, an eine nebenher laufende, besondere entlehnung des griechischen gamma \langle mit dem runischen lautworte g zu glauben, sowie in den anscheinend einfachen graphischen gebilden der urnord. und ags. rune \widehat{ng} irgendeine orthographische absicht und zwar i. b. eben jene wieder zu erkennen, die dem griechischen $\gamma\gamma$ entspräche. Nur die doppelschreibung $\gg = (i)\widehat{ng}$ des brakteaten 17 würde dieser anforderung genügen. Die möglichkeit, sämtliche \widehat{ng} -zeichen aus einer grundform zu erklären, bietet sich bei darstellung der griechischen orthographie $\gamma\gamma$ mit den mitteln des runischen typenvorrates. In der runischen doppelschreibung gg XX ist sowohl die paarung $\langle\langle$ des brakteaten 17 als auch die urnord. raute \diamond

1) Om runskriftens härkomst, Uppsala 1904(–1906).

2) G. Stephens, The oldnorthern runic monuments 2 (1867–68) p. 533 und S. Bugge, Norges Indskrifter med de ældre runer 1, 416.

3) Bugge, NI. 1, 298 und 300.

4) Bugge, NI. Indledning s. 28 und Stephens 1 (1866–67) p. 399.

5) Bugge, NI. Indledning s. 7.

6) Bugge, NI. Indledning s. 113–115.

7) Stephens, 1, 325.

8) Wilhelm Larfeld in Handb. d. klass. altertumswiss. I² (1892) s. 505.

enthalten und durch weglassung von je 4 strich-elementen zu gewinnen, während die ags. form durch verlängerung der neuen kreuzungsstriche an der form von Opedal zustande kommt.

Silbisch gebraucht findet sich \widehat{ng} in Opedal *Birgngu*¹ und im namen Bewcastle $\mathfrak{M}\mathfrak{H}\mathfrak{P}\mathfrak{I}\mathfrak{N}\mathfrak{X}$ ², der nach dem vorbilde von Beowulf 2921 *Merecwioing* in *Óswining*: *Óswiu* 7 jh., auch *Óswio*³ auszuschreiben ist. Ferner in der umschrift des brakteaten 17⁴, die ich mit benutzung des von Bugge zusammengetragenen materiales

(r.) $\overset{1}{\diamond} Ak \diamond \overset{5}{aEk} - (l.) \overset{10}{\widehat{elw}r} \overset{15}{Aeek} \diamond \overset{20}{\widehat{ng}E} \overset{25}{nhu} nge(s)$ lese und gleich Bugge als besitzvermerk erkläre. dabei ist das zeichen 1, 4, 16, eine geschlossene raute, mit Bugge als interpunktion verstanden, das zeichen 2 und 11 aber \dagger , das Bugge $\overset{i}{}$ transliterierte, vielmehr nach M. Olsen bei Bugge⁵ als eine form der *jāra*-rune, die ich aber hier nicht mehr mit dem alten lautwerte *j*, sondern nach vollzogener anlaut-apokope mit dem späteren lautwerte *A* ansetze. Hinsichtlich der dritt- oder viertletzten bis vorletzten rune, für die man den holzschnitt bei Stephens nicht zugrunde legen darf, wohl aber die phototypische reproduktion Bugges, bin ich zu der mit eben diesem übereinstimmenden lesung $\mathfrak{Z}\mathfrak{M}\mathfrak{K}$ gelangt, nur dass ich von dem angenommenen *s* an vorletzter stelle nichts wahrzunehmen vermag und das von Bugge als *g* bewertete zeichen \mathfrak{K} lieber als dritte form von \widehat{ng} — so auch auf der spange von Balingen! — in anspruch nehme. Der schluss des komplexes (l.) $se\mathfrak{M}\mathfrak{N}\mathfrak{g} \dots$ ergänzt denselben zum genitiv eines mask. personennamens **Ingēunge(s)*.

Die formel **ā ek < *aih ek* 'possideo ego' ist zweimal gesetzt, in verschiedener orthographie und in dem längeren teile der gesamtlegende mit unverkennbaren namenselementen, einem beinamen **Elwa* im nominativ und einem patronymischen genitiv mit silbischer lesung des anlautes* *[i]ngēn(h)unges* verbunden, während die erklärung des komplexes *Ak* im kürzeren teile noch nicht mit sicherheit gegeben werden kann. Möglicherweise ist er als kürzung des auf den brakteaten nr. 35, 36, 39, 41 a, 84, 96⁶ erscheinenden, glaublichen personennamens *Aakar* und varianten zu verstehen. Der name *Elwa* ist vom brakteaten von Sötvét⁷ her bekannt, der patronymische name urnord. **Ingiungar* ist als ableitung aus einem compositum mit *inghe-*, *ingi-* zu betrachten. Nach an. Egilsson 173 *fitjúngr*, gen. *fitjúngrs* m. 'vir dives', sowie ebenda 602 *nidjúngr* m. 'filius, cognatus, consanguineus', auch eddischer personennamen zum *ja*-stamm *nidr* ist germ. **ingwīa-*, repräsentiert auch durch den ags. namen *Ingui*⁸ als basis des mit \widehat{ng} -suffix abgeleiteten namens anzustellen. Die beiden namen in der gesamtlegende **Ák < ar > á - ek*, *Elwa á - ek < I > ngēunges* müssen sich dabei keineswegs auf 2 personen verteilen, da gleich dem *Elwa Onla* oder *Onla Elwa* von Sötvét sehr wohl auch eine kombination *Akar Elwa* als benennung einer person möglich ist.

Sämtliche figuren des runischen \widehat{ng} enthalten den winkelhaken \mathfrak{K} als graphisches element und werden in ihren vollen formen mit doppelsetzung eben dieses in ver-

1) Bugge, NI. 302 und Indledning 14.

2) Stephens 1, 399 und Vietor, Die northumbrischen runensteine (1895) s. 15.

3) Searle, Onomasticon (1897) s. 380.

4) Stephens 2, 529 und Bugge in Aarbøger 1905 s. 222–231.

5) Aarbøger 1905, 229–230.

6) Stephens 2, 544–6; 3, 255 und 464–66; Bugge Aarbøger 1905, 199–200 und 266–269.

7) NI 1, 168–174; 2, 535–6.

8) Searle 1, 317.

schiedener anordnung geschrieben. Mit einem solchen elemente operierte schon Julius Zacher¹, bei dem nur das eine festzuhalten ist, dass dieses graphische element nicht zugleich auch als alphabetisches genommen werden darf. Die bemerkung Zachers, es müsse eine zeit (auch ort fügen wir hinzu) gegeben haben, zu der der winkelhaken < auch die geltung von *g* hatte, ist zwar an sich betrachtet ganz richtig, wie das griechische gamma < von Lokris, Korinth und Korkyra² lehrt, aber von unmittelbarer zugrundelegung desselben für das runenzeichen wird man besser absehen und i. b. die typische entstehung der *ng*-rune, von der die jeweils graphische ausführung immer zu scheiden ist, kann nicht auf diese zeitlich entlegenen und lokal beschränkten gammaformen begründet werden. Sie ist nach dem vorgetragenen als eine nachbildung zu verstehen, die das germanische runenalphabet bereits zur voraussetzung hat.

Der name des zeichens ags. *ing*, var. (h)*inc*³, got. *enguz*, d. i. **iggws*, sollte im got. alphabete, das die velare nasalis *ng* durch die alphabetisch noch durchsichtige geminata *gg* ausdrückt, eben dieser in ihrer besonderen funktion zukommen. Bekanntlich ist aber der name vielmehr mit dem χ ? X des got. alphabetes, var. \dagger verbunden⁴, worin ich, wahrscheinlich mit recht, freie übertragung des im got. alphabete überschüssigen runennamens gesucht habe⁵. Das schliesst aber nicht aus, dass der name im germ. runenalphabete nicht erst für die stilisierten vereinfachungen der als velare nasalis funktionierenden, graphischen geminata *gg*, sondern schon für eben diese erfunden ist.

4. Zu den ags. münzinschriften.

Die verschiedene behandlung ein und desselben german. diphthongen *au* in den beiden ags. namen *Scānomōdu* und *Ænivolufu*, zusammengestellt von Bugge⁶ ist auffallend. Sie erklärt sich doch ohne schwierigkeit nach analogen vorgängen in der ags. lautentwicklung. Der übergang des diphthongen *au* im namelemente *auno-*, *auni-*⁷, ags. *éan-*⁸ zu *æ* schliesst sich den beispielen der ebnung (smoothing) bei Bülbring⁹: *læc* 'lauch', *flæh* 'floh', *tæg* 'das tau' an, bei denen der urags. diphthong *æo* zu urangl. *æ*, später verengt *ē*, monophthongiert wurde; jener des *au* im elemente *scauni-*, *scōni-*¹⁰ aber der monophthongierung ags. *ēa* (wg. *au*) > *eā* > *ā*, die in *scaūnung* 'anblick' < *scēawung* vorliegt und nach Bülbrings darstellung¹¹ durch akzentverschiebung bedingt ist. Diesem gesicherten beispiele gegenüber kann es nichts ausmachen, dass diese separate umbildung des urags. *æo* weder in den varianten zum appellativschen adjektiv *scēne*¹², noch in personennamen, wozu nur *Scēnulf* pt. LVD¹³, ein zweites mal auftaucht.

1) Das got. alphabet Vulfilas 1855, s. 30–31.

2) Wimmer, Die runenschrift, tafel 1.

3) Arkiv f. n. fil. 15 (1899), s. 8.

4) Wilh. Grimm in Jahrbücher der lit. 43; 6.

5) PBB. 21, 219.

6) Aarbøger f. nord. oldkyndighed 1870, s. 207.

7) Förstemann nbch. I², sp. 207–209.

8) Searle s. 208–212.

9) Ae. elementarbuch 1. teil: lautlehre, Heidelberg, 1902, § 193, auch § 200.

10) Förstemann sp. 1306.

11) A. a. o. § 333.

12) Bosworth-Toller s. 833.

13) Searle 410.

An den rechtsläufigen runen des compositums mit *mōd*, dessen lesung bei Stephens¹ in der 'additional note on bracteate nr. 74' an der zweitzitierten stelle berichtet ist, interessiert das 4-elementige *s*: \mathfrak{S} , die vorform \mathfrak{A} des ags. *cēn* \mathfrak{h} und die alte geltung 0 des zweimaligen \mathfrak{X} , an denen des linksläufig geschriebenen compositums mit *wulf* des brakteaten nr. 75 aber das wie ein \mathfrak{P} aussehende *w* mit voller spannweite des seitendetails und das einem nordischen *k* gleichende *f* mit einfachem aufstriche. Beide namen in runen finden sich neben lateinischen legenden auf den brakteaten und sind jeweils von zweiter hand angebracht; der name *Scānomōdu* in einen freien teil der umrandung eingeflickt, der name *Eniwulufu*, wie es scheint, direkt über eine andere legende gesetzt, von der noch der komplex **LIO** stehengeblieben ist.

Beide namen sind masculin und im auslaut *-u* nicht ags., sondern vulgäre latinisierung statt sonstigem *-us*, die nach den beispielen germanischer herkunft *Alpulfu*, *Anshelmu*, *Landeradu*, *Signaldu*, *Sindipertu* neben echt lateinischen namen *Martinu*, *Mauru*, *Moderatu*² zu beurteilen ist. Man wird nicht fehlgehen, sie auf rechnung jenes vulgärlateinisch sprechenden bevölkerungsteiles zu setzen, der von den Angelsachsen während der ersten zeit ihrer einwanderung in Britannien getroffen wurde³.

Der themavokal in *scāno-* gehört einer ursprünglicheren gestalt des adj. westgerm. *skawnia-*⁴ an, die ein *ō-* oder ein *u-*stamm gewesen sein kann. Ja es wäre wohl möglich, da in der got. adjektivdeklinaton bekanntlich bei den *u-*stämmen ein teilweiser ersatz durch formen der *ja-*deklinaton eingetreten ist, dass die beiden bezeugten casus des wulfilanischen adjektivs nom. pl. masc. *skawnjai* Röm. 10, 15 und dat. sing. neutr. *ibnaskawnjamma* Phil. 3, 21 mit einem nominativ sing. des einfachen adjektivs nicht **skauneis*, sondern **skaunus* zu kombinieren sind.

5. Ein runisches monogramm.

Die auf tafel 58 seines werkes⁵ nr. 173, 2 verkleinerte abbildung einer rippe mit runeninschrift und die unter nr. 173, 3 gegebene nachbildung der inschrift in natürlicher grösse begleitet Erik Brate 1, 163–164 mit der angabe: in der alten kirche zu Skärkind wurde eine rippe von 77,5 cm länge aufbewahrt, vermutlich von einer grösseren delphinart, ähnlich dem delphinus orca Lin. mit inschriften auf der konkaven seite des knochens nahe dem schmalende, 10 cm von demselben beginnend in zwei gruppen. Die eine (A) gelesen *þættrefen*, aufgelöst **þætte ær refen*, übersetzt 'das ist eine rippe', die andere (B) ein monogramm, über welches Brate nur vage vermutungen vorgebracht hat.

Die umschrift der ersten gruppe bei Brate erfordert, dass sowohl die in der ligatur mit *t* enthaltene *æ*-runen als auch das folgende *r* haplographisch bezogen werde. Das erste *æ* der inschrift \mathfrak{A} wird im unteren teile von einer parallele zum mittleren, kreuzenden striche durchschnitten, die sich auch durch das folgende \mathfrak{I} fortsetzt und sich mit dem linken abstriche des zweiten \mathfrak{I} nahezu vereinigt. Allem anscheine

1) 2, 879 und 1, LXVIII–LXIX.

2) *Libri confraternitatum Sancti Galli* . . . ed. Paulus Piper. Berolini 1884. 4^o pag. 243–44.

3) Bülbring § 14.

4) Wortschatz der germ. spracheinheit von Alf Torp. Göttingen 1909, s. 465.

5) Östergötlands runinskrifter granskade och tolkade, 2dra bandet, Stockholm, 1911, 4^o.

nach gehört sie in der tat dem ductus eben dieses abstriches an und ist daher in ihrer ganzen, 2 buchstaben durchschneidenden ausdehnung als zufällige verletzung ohne literale bedeutung anzusehen. Die phrasierung der aufschrift 'das ist eine rippe' vergleicht sich u. a. der stoffbezeichnung ohne pronomen auf der stirnseite des Clermonter kästchens *hrones bân* 'walfischbein', oder der umschrift des ringes von Coquet-iland: + *pis is siulufur*. $\times \times$ ¹ 'das ist silber', einer ags. sonst nicht weiter bezeugten form des stoffnamens mit schaltvokal vor dem *f*, wie *siolufur*, *siolofr* einerseits und mit eben solchem nach dem *f*, wie *sylfor*, *seolfur* anderseits².

Das in frage kommende demonstrativpronomen generis neutrius verzeichnet Noreen³ unter *þatta*, *þættie* als seltene nebenform zu gewöhnlichem *þætta* und erklärt *refen*, indiziert s. 586 als n. *reben* = aschwed. *re(f)bēn* als sporadische assimilation von *b* an *b* > *bb*⁴. Wieso indessen bei Noreen a. a. o. *lb* aus *bb* als regressive assimilation bezeichnet wird, ist mir nicht verständlich. Sie ist ja doch vielmehr progressiv! regressiv aber allerdings die *refen* geschriebene form der inschrift, die offenbar eine aussprache **rebbēn* verlangt. Die runen dieser partie gehen von links nach rechts. Dagegen entwickelt sich das monogramm (B) in zwei teilen (runen 1 und 2-6) von rechts nach links. Ich zerlege dasselbe in 6 buchstaben $\Psi \text{H} \Gamma \text{D} \star$,

6 5 4 3 2 1

von denen 3 gegen die schriftrichtung orientiert als wenderune, 4 als sturzrunen erscheint. Die übrigen runen 1, 2, 5, 6 entsprechen der schriftrichtung.

Ich translitteriere 1 mit silbischem werte *ha*, 2-6 als *þlak* und erhalte demnach, indem *k* zu ende als *g* funktioniert, den frauennamen **Haplauḡ*. Silbischen wert *ha* hat die rune \star beispielsweise auch in der inschrift des steines von Tuan an erster stelle des komplexes $\star \text{R} \star \Gamma \text{H}$, genitiv des bekannten namens könig *Harald(s)*⁵, einen frauennamen mit *-lauḡ*: *Kilauḡ* 'Gillög' enthält die inschrift eines steines zu Bromstad, derselbe name findet sich im genitiv *Kinlaukar* (Ginlög) auf einem steine zu Ölstad, zwei andere composita *k[u]þl[auk]* 'Gudlög' und *hjelmlauk* 'Hjälmlög' gewährt ein stein zu ö. Selö⁶. Das verzeichnis runischer wörter bei Noreen bietet ausserdem *Faslauḡ*, acc. *Fastlauku* und *Hulmlauk*, in späterer form *-lōgh*, *-logh*⁷. Von deutscher seite entspricht *Hadalaoc* 9 St. P. oder *Hadalaug* u. a. schreibungen⁸. Eine wirkung des umlautes vom *u* der mittelsilbe (themavokal!) her vermisst man gegenüber aisl. eddisch *Höþbroddr*, woraus zu entnehmen ist, dass diese form des frauennamens schon vor wirkung des *u*-umlautes den themavokal synkopiert oder durch *a* ersetzt hat. Brate bezeichnete dieses monogramm als *h* mehr einer binderune, die zu ende ein R enthalte.

Das vermeintliche R erschiene als wende- und sturzrunen zugleich. In der gegebenen auflösung hat dasselbe, das durch die abstriche des *a* und den kreuzenden aufstrich des *k* vorgetäuscht wird, keinen platz. Die nicht abgebildeten inschriften der rückseite der rippe bestehen nach Brates angabe C aus einem R , 3·5 cm vom schmalende, und D aus 2 mit dem stabe gegeneinander gekehrten R , 15 cm von eben diesem entfernt, woraus ich vorläufig nichts machen kann.

1) Stephens 1 (1866-67), 480-1.

2) Bosworth-Toller s. 864.

3) An. grammatik II: aschwed. gramm. Halle 1904, § 509 und a. 4.

4) Ebenda § 284.

5) v. Friesen, *Två Småländska runstenar* 1907, s. 17-18.

6) E. Brate, *Skansens runstenar* 1897 s. 5, 9, 13.

7) An. gramm. II, § 81, 2, b.

8) *Libri confraternitatum* 452.

6. Zu den runischen exsecrationen.

a.

Drei inschriften mit dem charakter von defixionen hat Magnus Olsen¹ zu einer kleinen gruppe vereinigt: die von ihm schon früher veröffentlichte inschrift des webeblattes von Lund² sowie zuletzt von H. Gering behandelte des beinernen weberkammes von Drontheim³ und die durch v. Friesen bekanntgemachte der kupferdose von Sigtuna⁴, sämtlich um das jahr 1000 zu datieren und auf losen gegenständen vorfindlich, die nichts mit grabausstattung zu tun haben.

Dem texte des webeblattes von Lund *Skuarat:iki | mar: afa: | (m) an: mn: krat: | aallatti*, in 'an. sprachform **Sigvarar-Ingimarr hafa man meingrat* 'der Sigvǫr-Ingimarr soll durch schaden verursachtes leidwesen haben', seien 8 runen ohne sprachliche bedeutung angehängt.

Es hat sich aber Olsen entzogen, dass dieselben aus ihrer gegebenen anord-
^{1 2 3 4 5 6 7 8}
 nung *a a l l a t t i* in die folge 1, 3, 6, 2, 4, 5, 7, 8 gebracht, nicht nur sprechbare komplexe *alt a lati*, sondern auch deutbare wörter ergeben, die sich mit den entsprechenden einrichtungen in der gestalt **allt a landi* 'überall im lande' ausserdem sinngemäss dem vorhergehenden texte angliedern und ihn ergänzen. *allt* ist als adverbium zu verstehen und *á landi* als zweite, örtliche bestimmung. Da das webeblatt in einem glaublichen frauengrabe gefunden ist, jedesfalls ein frauengeräte darstellt, so liegt der schluss auf der hand, dass die verwünschung einem ungetreuen liebhaber zgedacht sei.

Die kombination mit dem genitiv eines frauennamens *Sigvarar-Ingimarr* ist von M. Olsen in seiner ersten publikation s. 9 metronymisch verstanden, wogegen v. Friesen⁵ in *Sigvǫr* den namen der neuen geliebten des *Ingimarr* erkennen wollte. Möglich ist das eine wie das andere.

Die vermutung M. Olsens, dass der runenkomplex zu ende: *atti* mit der inschrift der steinaxt von Veile, 13. jh., *lyfatyo* etwas zu schaffen habe, ist durch nichts gestützt. Ich behaupte vielmehr, die 8 runen am ende des textchens seien eine auflösung der beabsichtigten worte in ihre elemente und demnach eine versteckschrift, der nicht notwendig irgendwelche andere, 'magische' absichten inne- wohnen müssen. Eine ähnliche auffassung dürfte wohl auch für die neben und zwischen manifesten worten stehenden buchstabengruppen: 8 *a*, 3 *R*, 3 *u*, *bmn*, 3 *t*⁶ des beingerätes von Lindholm geltend zu machen sein, unbeschadet allfälliger, besonderer beziehung und bedeutung der gewählten zahlen, die man für die von S. Bugge⁷ verglichene formel gegen *kvennagaldur Risti eg þér | ása atta, | naudir niu*, nicht ohne grund vermuten kann.

1) Om Troldruner: Edda Kristiania 5 (1916) s. 225—45.

2) Tryllerunerne paa et Vævspjeld fra Lund i Skaane: Videnskaps-selskaps forhandling. Christiania. 1908, nr. 7.

3) Arkiv f. nord. fil. 33 (1917), s. 63.

4) Fornvännen 1912.

5) Ur våra fäders magi. Upsala Nya Tidning. 1911.

6) Edda, s. 228.

7) Bemærkninger om runeindskrifter på guldraketeater: Aarbøger for nordisk oldkyndighed . . . 1871, s. 185.

b.

Aus dem gesichtspunkte einer verwünschung empfängt auch der ags. text der beinlamelle des British Museums neues licht, für dessen buchstabenbestand die von mir gegebene lesung¹: $\overset{1}{g}\overset{5}{\bar{a}}\overset{10}{d} \overset{15}{g}\overset{20}{\bar{e}}\overset{25}{c}\overset{24}{\bar{n}}\overset{24}{\bar{a}}\overset{24}{\bar{p}} \overset{24}{\bar{a}}\overset{24}{\bar{u}}\overset{24}{\bar{a}} \overset{24}{H}\overset{24}{a}\overset{24}{d}\overset{24}{d}\overset{24}{a} \overset{24}{\bar{p}}\overset{24}{\bar{i}} \overset{24}{\bar{p}}\overset{24}{\bar{i}}\overset{24}{\bar{s}} \overset{24}{w}\overset{24}{r}\overset{24}{\bar{a}}\overset{24}{t}$ zugrunde gelegt werden muss. Diese modifizierte einteilung der 24 lettern (eingerechnet 2 binde-runen!) empfiehlt sich angesichts der sprachlichen einwände F. Holthausens², von denen mir namentlich die einforderung des wortes *gecnāþ* als verbalform von gewicht erscheint. Da man aber von dem satze in Holthausens fassung 'mangel kennt immer Hatto, der dies schrieb' nicht wüsste, welche art notiz das sein sollte und die damit in verbindung stehende erklärung von *þi* als relativpronomen 'der' von Holthausen selbst in seiner zweiten miszelle zugunsten meiner deutung als adv. *þi* 'deshalb' aufgegeben ist, befürworte ich für *gecnāþ* nicht 3. sing. praes. indicativi, sondern 2. plur. imperativi, d. h. contraction aus **gecnāwaþ* und somit anrede des verwünschten mit dem plural des verbums 'ihr', nicht 'du'. Der charakter der defixion tritt bei einer übersetzung 'inopiam noscite semper Haddo, ea de causa hoc scripsi' unverkennbar hervor und es ist durchaus verständlich, dass zwar der vom fluche zu treffende mit namen genannt, der urheber der verwünschung aber in anonymität gehüllt ist.

c.

In der vorgenannten Drontheimer inschrift: 'ich liebte sie als mädchen, ich will nicht poussieren des dreckigen Erlends weib' äussert sich dieser charakter, wie von M. Olsen s. 234 mit recht bemerkt ist, in den worten des zweiten halbverses 'als witwe würde sie mir passen', die ja das ableben des gatten *Ællendr fíli* zur voraussetzung haben. An der auch von Gering in ihrer gänze aufgenommenen lesung Bugges³ finde ich die konjektur *ek* nicht überzeugend. Beide abbildungen des textes auf der tafel Bugges zeigen keinen aufstrich am vermeintlichen *k* und eine verhältnismässig enge distanz zum folgenden *u*, während der zwischenraum zum vorhergehenden *i* relativ weit ist. Nach Bugges meinung s. 10–11 wäre im

10111213141516

komplexe $\text{II} \text{N} \text{I} \text{I} \text{I} \text{I}$ zwar *ik* geschrieben, aber *ek* zu sprechen, wogegen das zweimalige vorkommen der punktierten *e*-rune \downarrow (in *req* und *ælens*!) nicht eingewendet werden könne, da auch anderwärts beide zeichen das ursprüngliche *i* und das daraus differenzierte *e* in ein und derselben inschrift zusammen mit dem werte *e* auftreten.

Aus gründen der raumverteilung halte ich es für näher gelegen, dass nicht an der zweiten hasta (11) ein seitlicher aufstrich, sondern an der ersten (10) ein mittlerer punkt rückerstattet werden müsse, so dass sich vielmehr die negationspartikel an *ei*, gekürzt aus *eigi* und eine lesung des halbverses *ei rilat req* ergibt, die der bisher angenommenen schon deshalb vorzuziehen ist, weil bei ihr die durch die allitteration bedingte, ungerechtfertigte hervorhebung des persönlichen pronomens 1. person, 'ich will nicht poussieren', vermieden bleibt.

1) Zeitschr. 41 (1909), s. 428–431.

2) Zeitschr. 42 (1910), s. 331–32 und 43 (1911), s. 378.

3) Et benestykke med runeskrift . . . Det kgl. norske Videnskabers Selskabs Skrifter 1901 (1902) nr. 4, 19 ss.

LITERATUR.

Dr. Katharina Schreiner. Die sage von Hengist und Horsa. Entwicklung und nachleben bei den dichtern und geschichtschreibern Englands. Germanische studien, herausgegeben von Dr. E. Ebering. Heft 12. Berlin, Emil Ebering, 1921. XII, 166 s. 24 m.

In dieser sehr gründlichen und sorgfältigen arbeit wird das schicksal einer sage, die mit recht als 'gelehrtsage' (s. 25) bezeichnet wird, über einen zeitraum von mehr als 1200 jahren verfolgt. Die frühesten quellen bewahren geschichtscharakter. Als ältester zeuge für Hengist kommt der sog. Kosmograph von Ravenna (7. jahrh.) in frage. Die berichte von Gildas (kurz vor 547; ohne den namen) und Beda (731) unterscheiden sich in der färbung nach der nationalität ihrer verfasser. Die sagenbildung ist dann werk der Britten: sie erscheint zuerst in der *Historia Brittonum* des sog. Nennius (ca 800) und wird dann von Gottfried von Monmouth in seiner *Historia Regum Britanniae* (1135) nach inhalt und form vollendet. Gegen den ungeheuren einfluss Gottfrieds, der ja die Hengistsage in stark brittischer färbung vorträgt, kommen die stimmen anderer historiker nicht auf. Die gründe sind (s. 50): die vorliebe der zeit für die romantische geschichtsschreibung, wie er sie bot, und die politische haltung der herrschenden Normannen gegen die besiegten Sachsen. Ausser einigen unbedeutenden chroniken (s. 81) sind die zahlreichen quellen bis zum ende des 15. jahrhunderts, meist durch vermittlung einer normannischen bearbeitung, von Gottfrieds sagenform abhängig. Eine fortentwicklung der sage bringen nur wenige erweiterte darstellungen, hauptsächlich Layamons *Brut* (ca. 1205). Gottfrieds sagen sind bestandteil nationaler überlieferung geworden.

Anschliessend an den scharfen einspruch Wilhelm von Newburys (nach 1198) gegen Gottfried erwacht die historische kritik bei Polydor Vergil (1534), jedoch ohne durchgreifenden erfolg gegenüber der beliebtheit der sagen auch in den dichtungen der renaissancezeit. Erst um 1800 wird die herkömmliche darstellung als sage erkannt in der *History of the Anglo-Saxons* von Turner (1799–1805), der zuerst den anfang der nationalen geschichte nicht bei den Britten, sondern bei den Angelsachsen sucht. Kemble treibt die kritik in seinem werk 'The Saxons in England' (1849) bis ins äusserste, indem er, ein schüler Grimms, die sagen als mythen ohne geschichtliche wahrheit darstellt, bis durch tiefer eindringende forschungen das richtige mass erreicht, geschichte und sage geschieden werden. Die verteidiger der im kern germanischen herkunft des englischen volkes zerstören endlich die brittische sage, welche die eigenen vorfahren in so ungünstigem lichte zeigte (letztes viertel des 19. jahrhunderts).

Die ganze untersuchung ist historisch-politisch gerichtet, was im 'rückblick' (s. 163 ff.) besonders hervortritt. Sie erörtert die merkwürdige tatsache, dass eine vom feind geschaffene sage bei einem volke so lange geltung haben konnte. Die Hengistsage ist aber auch dichtung. Es genügt nicht, sie als brittische erfindung nachzuweisen. Es lässt sich zwar durch quellenvergleich zeigen, dass Hengist viel angedichtet ist; aber verrät, hinterlist und grausamkeit, die ihm nicht nachzuweisen sind, haben sicherlich bei der eroberung Brittanniens durch die Germanen hundertmal eine rolle gespielt. Die römische kolonisation der insel hatte wie die spanische in Amerika oder die französische in Marokko die formen militärischer besetzung

und wirtschaftlicher ausbeutung, die germanische war dauernde besiedelung unter ausrottung und verdrängung der einwohner, genau wie die englische in Nordamerika. Auch wenn uns nicht bezeugt wäre, dass die eroberer recht unchristlich zu werke gingen (manchmal, wie bei der vernichtung des jütischen reichs auf der insel Wight durch die Sachsen, sogar untereinander), könnten wir es daraus erschliessen, dass die brittische sprache keinen einfluss auf das angelsächsische erlangt hat. Die tiefe erbitterung gegen die gewalttätigen eindringlinge war gestaltende kraft der Hengistsage und gibt ihr dichterische wahrheit trotz der verfälschung geschichtlicher tatsachen. Als übernommenes erzählgut aus sächsischer stammestradiation ist die hinterlistige ermordung der 300 brittischen edlen beim gastmahl nachweisbar (s. 20f.). Hier ist zu erinnern an das beliebte motiv des hallenkampfes in altgermanischer heldendichtung, der ja auch stets zwischen wirtin und gästen beim festlichen gelage entbrennt, unter bruch aller sitten und eide.

HAMBURG.

WALTER A. BERENDSOHN.

Friedrich Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. II. Von der einföhrung des christentums bis zum beginn der neueren zeit. 3. vermehrte und verbesserte auf. Halle a. S., buchhandlung des waisenhauses, 1921. X, 314 s. 36 m.

Dass verfasser und verleger in der heutigen zeit den mut haben, die im jahr 1913 begonnene dritte aufgabe des bewährten Seilerschen buches fortzusetzen, verdient allein schon anerkennung. Nicht weniger löblich ist aber auch die art der bearbeitung, die dem buch einen zuwachs nicht nur an äusserem umfang (von etwa drei bogen), sondern auch an innerem wert gebracht hat. Die zusätze erstrecken sich auf artikel über *mährte*, *remter*, *öl* und *lampe*, *kelch*, *patene* und *hostie*, *gründonnerstag*, *legende*, *bastard*, *erker*, *fee*, *panse*, *rosmarin*, *enzian*, *hederich*, *löwenzahn*, *vergissmeinnicht*, *bocksdorn*, *spargel*, *sklave*, *messing*, also grösstenteils kulturgeschichtlich wichtige dinge; die besserungen betreffen viele einzelheiten. Natürlich bleibt auch jetzt noch manche wörterklärung und darauf begründete kulturgeschichtliche schlussfolgerung unsicher; aber verfasser versucht nie, seine meinung als die allein richtige aufzudrängen, und macht sehr oft auf abweichende auffassungen aufmerksam. Es mag gestattet sein, auf einige fälle hinzuweisen, in denen genauere fassung des wortlauts missverständnissen vorbeugen könnte oder in denen noch auf andere deutsche lehnwörter zur verdeutlichung bezug zu nehmen wäre. S. 32 anm.: *clerk* im modernen englisch ist nicht direkte entlehnung aus dem lateinischen, sondern aus dem französischen. Bei *Schüler* könnte an die ältere unumgelantete nebenform *Schuler* erinnert werden, die im familiennamen, aber auch in schweizerischen zusammensetzungen wie *schulerbub*, *schulertuch* noch fortlebt; auch dem verhältnis zu der viel späteren entlehnung *Scholar* könnte ein wort gewidmet werden. S. 37 ergäbe die berücksichtigung der altengl. form *luden* statt ahd. *latinisc* mit ihrem stammvokal und erweichtem dental kulturgeschichtlich interessante unterschiede zwischen England und Deutschland. — Wo findet sich im altengl. ein beleg für *beam* = urkunde? Ist das nicht ein missverständnis des satzes *was se bēam* (= das kreuz!) *bōcstafum* *āwriten*? — Dass die

ableitung von *bior* (bier) aus *bibere* beziehungsweise romanisiertem *birere* die wahrscheinlichste unter den verschiedenen vorgeschlagenen sei, werden wohl wenige gelten lassen; darum sind auch die anschließenden geschichtlichen ausführungen abzulehnen. — S. 68–70 verdienen die schweizerischen und rheinfränkischen bezeichnungen für 'pfanne', 'kachel' *düppi* beziehungsweise *dippe*, die wohl mit *topf* stammverwandt sind, erwähnung: ebenso das rheinfränkische *doppich* = kreisel, das wohl mit dem gleichbedeutenden französischen *toupie* auf umwegen zusammenhängt. — S. 63 ist die ableitung von *riegel* aus latein. *regula* doch umstritten; sollte nicht stammverwandtschaft mit *reihe* bestehen? — Bei *Vogt* s. 115 ist nicht nur der anlautende konsonant bemerkenswert, sondern auch der erweichte guttural im innern, der ebenso wie *f* = lat. *r* beweist, dass die entlehnung nicht zur älteren schicht gehört. — S. 227 wäre das verhältnis von *laberdan* zu *lebertran* erörterenswert. — Dass die Nürnberger uhren ihrer form wegen '*eierlein*' genannt werden (s. 248), scheint mir zweifelhaft; vermutlich ist *eierlein* eine deminutivform zu *auer* = uhr, das verfasser selbst erwähnt. — Dass *schöps* (s. 275) allgemein deutsch geworden sei, ist wohl nicht richtig. Das Schwäbisch-Alemannische kennt das wort meines wissens nicht, auch nicht in der schriftdeutschen umgangssprache. — S. 14 führt verfasser *mährte* auf *merenda* zurück, das ein aus wein mit eingebrocktem brot bestehendes vesperbrot bezeichnete, und im ahd. als *merata*, *mereda*, auch als mask. *merôt* begegnet; landschaftlich kommt ihm heute noch die übertragene bedeutung 'breites gerede' zu. Es ist bemerkenswert, dass auch im Schweizerd. *märt* diesen sinn hat, aber hier wohl mit recht als übertragung aus *märt* 'markt' gilt. Freilich ist die gutturallose form *märt* und noch mehr die berndeutsche *märit* mit kurzem stammvokal nicht so einfach aus *mercatum* abzuleiten, als man in der regel sagt.

Nach S.s überzeugung muss der geschichtsunterricht an deutschen schulen in zukunft ganz andere bahnen einschlagen als vor 1918. Er möchte mit seinem buch dem lehrer den stoff an die hand geben, um sach- und sprachunterricht in fruchtbringender weise miteinander zu verbinden. Möchte seine anregung auf günstigen boden fallen! Auch für schülervorträge und aufsätze ist das buch vielfach mit erfolg verwertet worden; um diese art der benutzung zu erleichtern, stellt S. im vorwort eine ganze reihe von passenden themen zusammen, die sich nicht auf diesen zweiten band beschränken, sondern das ganze werk berücksichtigen. Auch dieser wink verdient erfolg.

BERN (jetzt BASEL).

GUSTAV BINZ.

Humbert Dell'mour, Altdutsche sprachlehre für an fänger. Erster teil: Wortlehre. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1920. XV, 43 und V s.

Neben Braunes 'Ahd. grammatik' und dessen 'Abriss' hievon, die durch ihre klassische vollendung nach der wissenschaftlichen wie der pädagogischen seite und zugleich durch ihre wiederholten, aufs sorgfältigste gebesserten neuauflagen heute so unerreicht wie vor drei jahrzehnten dastehen, eine neue zu stellen, gehört wohl zu den schwierigsten und heikelsten aufgaben in der deutschen philologie. Das haben denn bisher alle, die dies — meist im auftrag — unternahmen, ganz offensichtlich deutlich genug empfunden. Eigentlich gab es zunächst nur zwei möglichkeiten, um nicht ganz überflüssige arbeit zu leisten: erstere durch mehr oder minder vollständige stellennachweise zu erweitern (was ja Braune selbst ursprüng-

lich für die 3. auflage beabsichtigt) oder letztern für die zwecke des nur flüchtig interessierten auf die allerwichtigsten grunderscheinungen zu reduzieren. Dies hat Schauffler schon kurz nach erscheinen des Braunischen 'Abrisses' für die 'Sammlung Göschen' unternommen und sich der aufgabe meiner ansicht nach — trotz der kürzlich im entgegengesetzten sinn geäußerten meinung — wie nach dem urteil solcher, die sich dieses hilfsmittels für ihre besondern zwecke bedienten, recht glücklich entledigt. Jenes ist erst viel später durch den ungenannten herausgeber der 'Grammatiken der althochd. dialekte' unter durchführung der vortrefflichen idee der arbeitsteilung nach den grossen dialekten — ein weg, auf dem über kurz oder lang auch die mhd. und frnhd. gramm. werden folgen müssen, — in die wege geleitet (leider durch das noch heutige ausstehen von Bohnenbergers 'Altalem. grammatik' noch nicht zur vollendung gebracht) worden; diesen gedanken hat dann zum teil wiederum Naumann als Schaufflers nachfolger auf die kleinen masse der 'Sammlung Göschen' projiziert. Die zwei letzten mit der bearbeitung des themas betrauten verfasser sind aber, um der gefahr und dem vorwurf, eulen nach Athen zu tragen, zu entgehen, sogar nicht davor zurückgeschreckt, den rahmen der sammlung zu sprengen: Mansion, indem er die grammatik zu einer blossen orientierenden einführung zu den lesestücken (allerdings mit der hinzufügung einer syntaktischen skizze) zusammenzog, Baesecke dadurch, dass er in ebenso genialer wie kühner weise an stelle der darstellung der tatsachen eine solche der probleme setzte; ob freilich die benutzer, für die diese sammlungen zunächst bestimmt sind, damit ganz einverstanden sind, mag dahingestellt bleiben. Ein mangel an bequemen hilfsmitteln zum studium der ahd. sprache nach jeder richtung hin, wie dies vor dem erscheinen von Braunes grammatiken der fall war, besteht also heute keineswegs.

Wohl aus diesem gefühl heraus hat denn auch Dell'mour gleich von vornherein alle etwaigen bedenken im sturm zu beseitigen gesucht: 'Während zur bewältigung anderer eingeführter lehrbücher monate nötig sind, muss es möglich sein, das vorliegende in zwei bis drei wochen [durchschuss vom verf.] vollständig durchzuarbeiten', heisst es gleich zu anfang des vorworts. Ein entscheidendes urteil über die richtigkeit oder unrichtigkeit dieser behauptung können eigentlich nur ein über reiche pädagogische erfahrung verfügender hochschullehrer oder vielleicht noch besser ein beziehungsweise mehrere mit der ahd. sprache noch ganz unbekannt studierende, die die sache an sich selbst praktisch erproben, fällen. Soviel darf aber immerhin gesagt werden, dass sich das erlernen nicht nach monaten oder wochen, sondern nach der zahl der stunden, welche man innerhalb derselben darauf verwendet, und dann wieder nach der intensität, mit welcher man diese ausnützt, richtet.

Zur erreichung seines zweckes, 'die ahd. sprachlehre [gemeint ist: sprache] leicht und rasch zu erlernen', sah sich nun der verfasser gezwungen 'eine neue lehrart einzuführen', die nach seiner angabe zwar nicht von ihm erfunden, 'jedoch zum erstenmal in einem für anfänger bestimmten buche folgerichtig angewendet' ist. Demgemäss behandelt nun der verfasser in dem vorliegenden teil zunächst die 'Wortlehre' d. h. die flexion, der dann laut schlussanzeige als zweiter die 'Satzlehre' und erst als dritter und letzter die 'Lautlehre' folgen soll, woran sich schliesslich noch eine 'Einführung in das lesen der altd. schriftsteller' anschliessen möchte. Bei der 'neuen lehrart' scheint es sich — über deren eigentliches wesen bin ich mir offengesagt nicht recht klar geworden, — um die verbindung einer systematischen darstellung mit einer art Berlitz-system zu handeln, nur dass die übungsstücke nicht

gleich eingefügt sind, sondern der zusammenhang zwischen theorie und praxis wohl erst durch den angekündigten schlussteil hergestellt werden soll. Ob sich so etwas bei einer toten sprache, bei der nach der ganzen art der überlieferung das studium mehr auf die sprachwissenschaft als auf die literatur eingestellt ist, empfiehlt, darüber kann man immerhin geteilter meinung sein. Andererseits wiegt bei all den vom gewöhnlichen schema abweichenden systemen die grössere logische konsequenz die mängel für die praxis bei weitem nicht auf: man braucht sich hier nur des gebiets der lexikographie zu erinnern, wo das wissenschaftlich zweifellos einzig und allein stichhaltige system der stammanordnung schon nach sehr kurzer zeit wieder dem alten, rein mechanischen der alphabetischen aneinanderreihung wegen der doch notwendigen beigabe umfangreicher und teurer indices alten systems auch in der strengen fachwissenschaft völlig weichen musste. Hier zeigt sich als folge der umstellung der drei grammatischen hauptteile gleich der nachteil, dass zwischenlinien überall schon eine ganze reihe wichtiger lautgesetze kurz behandelt oder doch angedeutet werden oder, was noch misslicher, auch bloss verweise auf die künftige lautlehre den mangel verdecken müssen. Einen teil von Dell'mours system bildet auch die teilweise umbenennung der bezeichnungen für die zeitliche und mundartliche gliederung der deutschen sprache, wie sie schon auf dem titel des buches ersichtlich. Sie ist streng logisch und besitzt ganz unstreitig grosse vorzüge; deshalb wäre auch ihre allgemeine annahme in der germanistischen fachwissenschaft wie auch in weitem kreisen nur zu begrüssen. Indess vergisst der verfasser, wie unsere ganze neuerungsfrohe zeit, einen hauptfaktor in der rechnung: die stille, aber unbezwingliche macht der tradition, die nicht die willkürliche ausgeburgt rücktständiger gesinnung, sondern ein über uns allen stehendes ewiges gesetz ist — selbst in so kleinen dingen. Es lassen sich eben nicht von heute auf morgen eine ganze anzahl seit Grinims zeiten mit einem festen begriff verbundene ausdrücke durch neue verdrängen und noch weniger alte begriffe eines ausdrucks durch neue ersetzen: dem steht einerseits, wie gerade der philologe am besten weiss, das unabänderliche sprachentwicklungsgesetz, andererseits aber auch die praxis, die vor allem den anfänger beim lesen älterer werke völlig verwirren müsste, entgegen. Damit kommen wir auf einen andern, viel wesentlicheren punkt von Dell'mours system, von dem man sogar den eindruck hat, als sei dieser grammatische abriß nicht in letzter linie um seinetwillen geschrieben, nämlich die zum grössten teil von ihm neu angefertigten verdeutschungen der grammatischen termina; denn 'die lat. fachausdrücke', so erklärt er, 'wollte ich nicht gebrauchen, da mir die sprachmischung als unkünstlerisch ein grenel ist'. Hier wird man — mag man über die sache selbst denken, wie man will, — sich damit begnügen dürfen, den verfasser auf die überaus treffende äusserung Behaghels anlässlich der kriegspolemik über diese viel umstrittene frage hinzuweisen, dass die einföhrung einer deutschen terminologie in die fachwissenschaft so lange völlig aussichtslos ist, als man sich nicht auf eine allgemein anerkannte verdeutschung geeinigt hat; ja man darf vielleicht sogar noch weiter gehen und behaupten, dass die sache für die fachwissenschaft erst dann spruchreif ist, wenn diese anerkannte verdeutschung wie die orthographie staatlich in allen volks- und mittelschulen ein- und eine generation lang durchgeführt ist. Denn so lange — und das gilt in erster linie für ein anfängerbuch wie das vorliegende — bedeutet die deutsche terminologie für den benützer nur eine starke und ganz unnötige hemmung, die ihn von der sache selbst abzieht, und aufgabe des ohnehin zu knapp bemessenen akademischen unterrichts kann es

heute weniger als je sein, in so elementare dinge der grammatik einzuführen, die von jeher ein wesentlicher unterrichtsbestandteil der untern schulstufen waren. Mit immer neuen verdeutschungen eines einzelnen ist jedesfalls nichts gedient, da sich diese ja gerade dadurch gar nicht einbürgern können. Dass die des verfassers besonders dazu berufen seien, eine rolle in der ganzen frage zu spielen, glaube ich nicht, da sie die nachteile aller übrigen teilen: sie sind grossenteils sprachlich hässlich und auch nicht praktisch (so zur herstellung fester siglen); auffallend ist, dass er für 'verb', dem er sonderbarerweise diesen ausserhalb der romanistik ganz ungebräuchlichen französischen anstrich gegeben hat (oder meint der verfasser durch das abhacken der endung ein deutsches wort daraus gemacht zu haben?), keine übertragung gefunden hat. Im übrigen fallen seine öftern auseinandersetzungen mit andern (vielfach auch ganz unüblichen) übersetzungen ganz aus dem knappen rahmen seiner eigentlichen aufgabe. In der tendenz des buches — es ist eine völkerpsychologisch auffällige, aber kaum noch wissenschaftlich erforschte erscheinung, dass die träger dieser idee sich häufig durch ihren namen als nichtdeutscher abkunft dokumentieren, — begründet ist offenbar auch die wahl des frakturdrucks: das bietet den nachteil, dass alle paradigmene und belege in einer grössern halbfetten gotischen type und zwar sogar diejenigen in den mit petitdruck hergestellten teilen mit diesem doppelt so grossen satz (ein recht hässliches bild!) gedruckt werden mussten. So und durch die auch sonst nicht zu sparsame raumverwendung — auch eine heute recht bedeutsame sache — erklärt es sich, dass hier auf einem um ein reichliches viertel grössern raum erheblich weniger als in Braunes 'Abriss' (man denke bloss an dessen völlige berücksichtigung des got., as. und mhd.) geboten wird.

Am beginn stehen sechs paradigmementafeln mit der flexion des verbums, des subst. und adj., während sich am ende des buches zwei weitere mit der des pron. und zahlw. und den zahlwörtern von 1—2000 finden; ein grund für diese zerreissung ist (auch drucktechnisch) nicht einzusehen. Unrichtig ist die bemerking der ersten fussnote zu tafel I vor allem für eine historische grammatik. Die flexion der eigenamen muss auf alle fälle nach der des subst. (also wenigstens am kopf der tafel VI) untergebracht werden.

Die an die spitze der darstellung selbst beziehungsweise deren einzelner abschnitte gestellten ausführungen über 'Wortarten' und 'Vorbegriffe' d. h. die definitionen der einzelnen satzteile nebst der zum selben zweck auf tafel I gegebenen mhd. konjugation (die entsprechenden nominal- und pronominalflexionen fehlen) gehören meines erachtens nicht in eine — zumal so kurzgefasste — ahd. flexionslehre (eher vielleicht noch zum teil in die satzlehre), daran ändert auch der lediglich deshalb gewählte titel nichts. Zunächst wird nun das verbum behandelt; die darstellung ist in der anordnung ziemlich konfus, indem zwischen die behandlung der stämme zerstreut angaben über die endungen gemacht werden, eine zum vorhergehenden und nachfolgenden gehörige übersicht (§ 25) mitten hineingesetzt wird, am schluss wieder nachträge zu allen klassen gegeben werden usw. Auch dass die schwache konjugation vor der starken (im gegensatz zum nomen) behandelt wird, erscheint unberechtigt. In der anordnung der starken verbalklassen schliesst sich der verfasser wieder an die ältern schemen, aber auch nicht ohne änderungen, an. Die abschweifungen § 11 führen zu weit; § 36 z. 9 *n* (< *m*) statt >. Viel klarer ist die flexion der subst., adj., pron. und zahlwörter dargestellt; wie aber die fem.-abstr. auf *-i* mitten zwischen die starke *ô*- und *i*-deklination hineingeraten, bleibt wieder unverständlich. Indess sind alle diese abschnitte fast nur eine ziemlich

leichte überarbeitung der entsprechenden von Braunes 'Abriss'; ja es muss sogar eine — zumal im Hinblick auf das hochgemute vorw. — recht peinliche feststellung gemacht werden, nämlich dass manche stellen (abgesehen von der verdeutschung der termina) geradezu buchstäblich aus Braune nachgeschrieben sind (so § 89, abs. 2 = Braune § 70, anm. 2; ebenda abs. 4 = § 71, anm. 1; § 90, abs. 2 = § 75, anm. 1; § 91, abs. 2 = § 72, anm. 2 [mit der charakteristischen Wendung!]).

Über das alts. werden trotz des erweiterten titels (altd. = ahd. + altndd. d. i. ndfr. und ndsächs.) nur am schluss auf etwa $\frac{3}{4}$ seiten einige bemerkungen gemacht; dass 'die zu diesem anhang gehörigen tafeln später erscheinen', spricht nicht für die pädagogischen vorzüge des buches. Vom altudr. ist überhaupt nicht mehr die rede.

Stellt man die bedürfnisfrage, die ja in dem heutigen schweren existenzkampf der deutschen wissenschaft eine frage allerersten ranges ist, so glaube ich, sie nach dem vorher angedeuteten, unbeschadet der zweifellos besten absichten des verfassers, mit gutem gewissen nicht bejahen zu können. Fehlt es doch trotz der gewaltigen arbeitsleistungen der junggrammatiker, die uns immer wieder mit bewunderung und ehrfurcht erfüllen, wahrlich nicht an themen in der deutschen philologie, die dringend einer orientierenden — und sei es auch einer zunächst (wie von jeher) nur provisorischen — zusammenfassung, nicht allein für den anfänger, bedürften. Solche lücken hat gar mancher studierende schon vor zwei jahrzehnten (auch wohl schon früher) recht schmerzlich empfunden und heute ist das doch kaum anders: ich brauche bloss abgesehen von einer (im Hinblick auf das offensichtliche nicht mehr erscheinen des Streitbergschen werkes dringend notwendigen) urgerm. grammatik etwa an eine deutsche paläographie, eine die weitverzweigte literatur knapp zusammenfassende frühnd. grammatik und als fortsetzung hierzu eine ebensolche der deutschen sprache von der mitte des 17. bis ins 19. jahrhundert, eine gedrängte darstellung der geschichtlichen entwicklung der nhd. schriftsprache, eine die ebenfalls ganz unübersehbare einzelliteratur sichtende und kurz verarbeitende grammatik der hochd. und eine entsprechende der ndd. mundarten (da Lessiaks für die Streitbergsche sammlung längst angekündigtes 'Handbuch der deutschen dialekte' so wenig wie Jellineks 'Einl. i. d. studium des ält. nhd.' in bälde zu erwarten sein dürfte) zu erinnern. In diesem zusammenhang ist es um so erfreulicher, dass kürzlich Baesecke in seiner 'Deutschen philologie' (1919), jener köstlichen kriegsbibliographie mit ihren in ein paar worten zusammengefassten zielsicheren kritiken und meisterlichen charakteristiken¹, einen den zeitverhältnissen genial angepassten gedanken (s. 7) — leider nur zu kurz — angeregt hat: den plan eines grundrisses der Deutschen philologie.² Das wäre kein konkurrenzwerk zu Pauls grossem

1) Bei dieser gelegenheit darf ich vielleicht in eigener sache noch bemerken, dass meine beurteilung von H. Schulz's 'Abriss der deutschen grammatik' (Zeitschr. bd. 47, s. 296), zu der B. (s. 16) stellung nimmt, in erster linie durch den schon im vorwort zum ausdruck kommenden und auch von B. angedeuteten widerspruch im system, das von B. (s. 25) bei Naumann gerügte proportionale missverhältnis, die unklarheit der stoffanordnung, die lückenhaftigkeit der darstellung und die in einem lehrbuch für anfänger äusserst schwerwiegenden direkten unrichtigkeiten, erst dann durch seine stellung zum problem der mhd. und nhd. schriftsprache bedingt war; nun bedaure ich doch einigermaßen, die ziemlich ausführlichen begründungen aus der ursprünglichen, ungedruckt gebliebenen anzeige nicht in die gekürzte fassung übernommen zu haben.

2) Äusserst zeitgemäss scheinen mir auch B.s vorschläge (s. 8) zur öko-

werk, das bedauerlicherweise schon vor dem krieg aus rein geschäftlichen gründen aufgelöst wurde und wohl für immer auf die neuauflage der wenigen rentierlichen teile beschränkt bleiben wird, sondern eine höchst willkommene ergänzung zu ihm. Hoffentlich gelingt es dem vater dieses gedankens recht bald, einen ähnlich idealen verleger wie sein grosser vorgänger zur verwirklichung seines hochbedeutenden planes zu finden!¹

MÜNCHEN.

V. MOSER.

Walther Ziesemer, Das Grosse ämterbuch des Deutschen ordens. Mit unterstützung des vereins für die herstellung und ausschmückung der Marienburg. Danzig, A. W. Kafemann 1921. XXIV, 992 s. m. 165.—

Das Grosse ämterbuch oder grosse bestellungsbuch des Deutschen ordens enthält die inventarverzeichnisse aller im jahre 1700 bestehenden komtureien und selbständigen vogteien und pfleger mit ausnahme des gebietes von Marienburg, für das ein besonderes, bereits 1916 von Z. herausgegebenes ämterbuch geführt wurde. Angelegt an fasten 1400 greift das GAB. zurück ins 14. jahrhundert, indem es jeweils aus dem alten ämterbuch die früheren verzeichnisse übernimmt, und führt dann die sammlung fort bis ins erste viertel des 16. jahrhunderts. Der druck gibt die hs. des buches vollständig wieder. Einige ergänzungen sind hinzugefügt: die sachlichen abweichungen der im Deutschordensbriefarchiv erhaltenen einzelvorlagen der im GAB. enthaltenen eintragungen sind in fussnoten angeführt, ferner wurde das grosse Zinsbuch sowie einige visitationsverzeichnisse herangezogen, so dass der band nun alle verzeichnisse bis zum ende des ordensstaates umfasst.

Die bedeutung der auch bisher schon oft benutzten, aber noch nicht voll ausgenutzten quelle liegt auf denselben gebieten wie beim Marienburger ämterbuch. Sie übertrifft dieses aber durch ihre ungleich grössere reichhaltigkeit. Wir erhalten hier materialien für die geistige und materielle kultur des gesamten staates, in gleicher ausführlichkeit erfahren wir von den beständen an lebensmitteln, an geräten und werkzeugen in wirtschaft, höfen und mühlen, an kleidung und waffen usw., wie von der ausstattung der kirchen und bibliotheken.

Sprachlich betrachtet ist das GAB. ein wertvolles dokument der amtssprache, wie sie seit ca. 1400 in der ordenskanzlei in wesentlich einheitlicher form geschrieben wird: auf md. grundlage erwachsen, zeigt sie nur wenige niederdeutsche eindringlinge, wozu indessen *dith* (Insterburg 1487) nicht unbedingt, wie Z. will, gerechnet werden muss, da es auch md. nicht selten auftritt. Auch polnische und preussische ausdrücke sind recht spärlich vorhanden. Während die lautliche gestalt keine besonderen eigentümlichkeiten aufweist, bietet der wortschatz zahlreiche besonderheiten, viel bisher unbelegtes, auch nicht wenig noch unerklärtes, wie schon die fragezeichen bei Z. andeuten. Aber auch, wo kein solches steht, ist noch nicht immer sicherheit vorhanden, während sich manche frage wohl schon beantworten

nomischen umgestaltung und vereinfachung der bibliographischen hilfsmittel. [Sie scheinen nun unterdessen durch die dazu berufene stelle der verwirklichung entgegengeführt zu werden. Korr.-note.]

1) Auch die neue, von Wilhelm und Mausser geplante grammatiksammlung wird sich hoffentlich die auffüllung eines teils der oben bezeichneten lücken zum ziel setzen. (Korr.-note!)

lässt. *ertschuh*, wozu Z. fragend 'am wagen'? setzt, wird der hemmschuh sein. — *gesuntte glut* ist gewiss material für herstellung von brandpfeilen, wie sie gerade vorher genannt werden. Man wird den ausdruck als ein wort der damaligen soldatensprache betrachten dürfen. — Die *36 elen hostenczichen* mit Z. als überzug zur hostie zu erklären, scheint mir nicht möglich; vielleicht liegt eine verschreibung vor. — *lantisen*, Z: im lande Preussen gewonnenes eisen. Zusammenhang und ausdrucksweise deuten an den beiden folgenden stellen eher auf ein bestimmtes geräte hin: *ein zymmarbeil, ein lantheysen, 1 eyshoke* 372,32; *2 schoj landyzen* 656,32, während 79,12 zu Z.s deutung passen könnte, und 595,17 kaum einen anschluss gibt. — *ludisch* 697,19 vielleicht verschrieben aus *lubisch*; — oder steckt der name Lüttichs darin? — es folgt gleich $\frac{1}{2}$ *laken mechelisch*; — *sweynschare* ist wahrscheinlich das beim schlachten des sehweines zum abrasieren der borsten benutzte schabeinstrument, nicht ein küchengerät. — *thuribulum* ist natürlich nicht ein gefäss zur aufbewahrung der eucharistie, wie Z. angibt, sondern des weihrauchs. — Das *ubirgewelle*, das Z. in der mühle vermutet, wird dem zusammenhang nach (*2 eisen eiden, 12 czome, czu 3 pflugen all gerethe, 1 ubirgewelle*) wohl eine walze zur landbearbeitung sein. — Worte wie *abeschatz, fake, gebuy, kimost, methornung* und manches andere werden ebenso wie vieles im Marienburger ämterbuch wohl erst mit der fortlaufenden arbeit am wörterbuch des preussischen wortschatzes ihre erklärung finden. Der druck ist sorgfältig und korrekt (*beleufflig*, im text *beleufftig, groweckskorse*, im text *groweckskorse* sind die wenigen mir aufgefallenen druckfehler), die ausstattung gut, freilich der preis der zeit entsprechend hoch; man muss dem unterstützenden verein dankbar sein, dass er die drucklegung des wichtigen textes überhaupt ermöglicht hat.

FRANKFURT A. M. (jetzt Marburg).

KARL HELM.

Albert Köster (†), Die meistersingerbühne des 16. jahrhunderts, ein versuch des wiederaufbaus. Halle, Max Niemeyer 1920. V, 111 s. 20 m.

In den ersten kapiteln seiner umfänglichen, von reicher gelehrsamkeit und kritischem scharfsinn zeugenden 'Forschungen zur deutschen theatergeschichte' hat 1914 Max Herrmann die bühne, auf der Hans Sachs während der jahre 1545–1560 seine komödien und tragödien in Nürnberg zur aufführung brachte, rekonstruiert. Da die kleine Marthakirche, welche damals mehrfach als spiellokal diente, noch heute in etwas umgebaute gestalt besteht, so passte er die bühne dem grundriss dieser kirche genau an und setzte sie vor den chorraum; das 0,80 m über dem fussboden befindliche bühnenfeld war nach seiner ermittlung vorn 12, hinten 6 m breit und 2,2 m tief und nach dem altar zu durch vorhänge abgeschlossen. An dem beispiele des Hürnen Seufrid (1557) suchte er zu zeigen, wie sich unter diesen verhältnissen die inszenierung des stückes im einzelnen gestaltete.

Gegen diese darlegungen Herrmanns wendet sich nun Köster in dem vorliegenden, E. Sievers zum 70. geburtstage gewidmeten büchlein. Anfangs freudig zustimmend, hatte er für seine sammlung von theatermodellen eine grosse nachbildung der Marthakirche anfertigen lassen, um das Herrmannsche podium mit allem zubehör darin einzubauen; dann aber kamen ihm erhebliche zweifel. K. beginnt seine durchaus achtungsvoll und vornehm gehaltene polemik mit der feststellung, dass sich aus den Nürnberger ratsverlässen keine aufführung des Hans Sachs in der Marthakirche nachweisen lässt; vielmehr spielten dort 1550, 1551, 1557 und 1558

die messerschmiede und später (1560, 1561, 1567) Jörg Frölich und seine mitgesellen. Hans Sachs dagegen scheint für seine aufführungen vom rate den geräumigen remter des predigerklosters, von dem Herrmann s. 20 einen grundriss gibt, erhalten zu haben. Ferner erhebt Köster gegen die einzelnen stücke von Herrmanns bühnenaufbau (höhe, eingänge, treppen, chorgestühl, kanzel u. a.) so viele kritische einwände, dass dieser vor den augen des aufmerksamen lesers völlig zusammenbricht. Die bühne, die Köster selber auf grund einer genauen betrachtung der texte des Hans Sachs rekonstruiert und auf s. 36 und 94 im grundriss und in vorderansicht veranschaulicht, ist ein 2 meter hohes gerüst, das an drei seiten von vorhängen umschlossen wird, die auf jeder seite einen durchgang gewähren. Ein stück des podiums ragt über den von gardinen umschlossenen teil vor; in dieses vordere drittel, das die stehenden zuhörer von drei seiten umgeben, schneiden zwei treppen ein, an deren oberem ende zwei standplätze für die darsteller sich befinden, die den zuschauern sichtbar sein, den mitspielern aber verborgen bleiben müssen. Im hintergrunde des podiums ist eine versenkung angebracht. Dieser bühnenbau, dessen scharfsinnige begründung im einzelnen hier nicht verfolgt werden kann, ist jedesfalls praktisch möglich und würde gewiss vor den augen des Hans Sachs billigung finden. Ob er sich aber, wie es s. 93 heisst, in jedem kirchlichen und weltlichen raume ohne weiteres errichten liess, ist eine frage, die ich nicht unbedingt bejahen möchte. Bei dem von K. unternommenen einbau in die Marthakirche wenigstens entsteht die schwierigkeit, dass die auffallend tiefe, ungefähr quadratische bühne fast das ganze schiff einnimmt und dass für die zuschauer, die hinter der bühne eintreten und an ihr vorbei zum altar hinschreiten müssen, nur ein verhältnismässig kleiner raum bleibt. Und so werden anderwärts oft andere hindernisse der verwirklichung der idealen meistersingerbühne in den weg getreten sein.

Zu s. 7 des ungemein anregenden und fördernden buches bemerke ich, dass der Züricher Heinrich Wurer kein anderer als der bei Baechtold näher charakterisierte H. Wirri ist, zu s. 34, dass sich von Puschmanns Josephdrama ein zweites exemplar ohne titelblatt in Wernigerode und eine abschrift auf der Breslauer stadtbibliothek befindet; zu s. 40, dass über den 'processus publicus' der schauspieler einige nachweise in Wickrams werken 6, XCI stehen.

BERLIN.

JOHANNES BOLTE.

Bruder Rausch, Faksimileausgabe des ältesten niederdeutschen druckes (A). Nebst den Holzschnitten des niederländischen druckes (J) vom Jahre 1596 eingeleitet und mit einer biographie versehen von prof. dr. Robert Priebisch (= Zwickauer faksimiledrucke nr. 28). Zwickau i. S. verlag von F. Ullmann 1919. 72 s. druck und 15 s. facsimile.

Die geschichte vom teufel als klosterkoch, der die frommen möuche zum genussleben verführt, aber schliesslich doch durch ein bauerlein entlarvt wird und zu kreuze kriechen muss, hatte eine lange geschichte hinter sich, als endlich Wilhelm Herz (1882) dem 'Klostermärchen' mit überlegenem humor die letzte, sozusagen klassische form gab. Den manigfachen windungen der mündlichen und literarischen überlieferung ist u. a. R. Priebisch seit jahren mit unermüdlicher ausdauer und sorgfalt nachgegangen und legt uns heute das ergebnis seiner forschungen in an-

spruchsloser und doch ansprechender form auf den weihnachtstisch. Das bändchen war freilich schon vor dem kriege fertig und erscheint hier in verstümmelter form, wovon unten die rede sein soll. Unversehrt aber ist die einleitung gedruckt. Sie gibt zunächst¹ einen knappen und doch farbigen überblick über die überlieferung (zugrunde liegt eine vermutlich lateinische teufelslegende von der frömmigkeit der mönche, die den verführer anlockt, wir denken dabei an die Theophiluslegende), von der belauschung der teufelsversammlung (später beliebtes märchenmotiv, vgl. R. Köhler, Kleine schriften, bd. I s. 281 ff.) und von der demütigung des bösen vor dem frommen abt, wie sie dem optimismus der älteren legende entspricht². Alle wesentlichen züge der ältesten unbekanntten fassung dieser legende³ (D) erscheinen noch in einer dänischen volkssage V (bei Thiele, Danske Folkesagn 1819), doch tritt hier zuerst der name Ruus auf (in D: 'Bruder Albrecht'), den man fast allgemein von 'rauschen' = 'stürmen' ableitet, und der teufel verwandelt sich zuletzt in ein rotes pferd. Zugrunde liegt wohl eine niederdeutsche volkssage (X nennt sie Priebisch), die sich vielleicht, wie spätere fassungen, schon an ein Cisterzienser-kloster anschloss (in V: kloster Esrom). Andererseits aber gab X wohl die grundlage für eine niederdeutsche reimdichtung her, auf die wieder die auf uns gekommenen nnd. Drucke (A, B und C) zurückgehen. Hier waren aber schon einschneidende änderungen vorgenommen worden. Die geschichte hatte eine antipfäffische tendenz in der art der dunkelmännersatire erhalten und war um eine reihe novellistischer, magischer und schwankhafter züge vermehrt worden: im mittelpunkt stand nun das motiv der unkeuschheit der klosterinsassen. Die niederdeutsche dichtung drang dann auch nach dem süden vor, ohne dort wesentliche bereicherung zu erfahren. Dagegen ist eine niederländische bearbeitung des 16. jahrhunderts von grösster bedeutung für die weiterbildung des alten stoffes geworden. Leider wissen wir von ihrer ältesten form (J) nur den titel, mit dem wir wenig genug anfangen können: der Index librorum prohibitorum führt unter dem jahre 1569 an: 'De Historie van⁴ Broer Ruysche, by Claes van den Walle. Sine nomine authoris et privilegio'. Aber von einem späteren druck J (Antwerpen 1596) hat K. Meyer ausführliche kunde gegeben⁵. Priebisch nutzt diese wichtige ausgabe in der vorliegenden arbeit zum ersten male aus. Zugrunde liegt der ndrl. fassung ein nnd. druck, aber keiner der uns bekannten. J regte nun aber seinerseits wieder eine äusserst lebendige darstellung (E) in englischer sprache an (den 'Frier Rush'⁶), die auch stilistisch ihre eigenen wege geht. Sie lässt die reichlichen zugaben von lyrischen, didaktischen und dramatischen 'rederijkersversen' der ndl. vorlage grossenteils weg und setzt anderes in prosa um. Dankbarer benutzt der Engländer weitere zutaten seines vorgängers. Dieser hatte einmal eine reihe von possenhaften motiven aufgenommen, zum teil im anschluss an die Eulenspiegelüberlieferung und andererseits einige

1) Z. t. im anschluss an den aufsatz des verfassers über die grundfabel und entwicklungsgeschichte der dichtung vom bruder Rausch, in den 'Prager deutschen studien', heft 8, s. 423 ff.

2) Vgl. meinen aufsatz über 'Magussage und Faustdichtung' in der 'Zeitschrift für deutschkunde' 1920, besonders s. 513 ff.

3) In der 'Heiligenregel für ein vollkommenes leben', Deutsche texte des mittelalters XVI.

4) Nicht *von*, wie irrtümlich gedruckt ist.

5) 'Niederländische volksbücher' nr. 8, in Dziatzkos sammlung bibliothekswissenschaftlicher arbeiten, heft 8. 1895.

6) Vgl. E. Schulz, Englische schwankbücher. Palästra 117, 1912.

teufelsschwänke eingefügt, die weniger dem geist der legende entsprachen, als dem leser derbe, aber erwünschte kost bereiten sollten. Ich möchte freilich den widerspruch dieser teile zu dem geist der legende, wie er sich nun einmal entwickelt hatte, nicht so sehr betonen, wie P. es tut: wenn auch der teufel hier einmal gutes stiftet, indem er einem bauern den ehebrecher aus dem hause hext, so spielt er doch damit zugleich dem verbuhlten paffen einen streich und das passt doch wieder in den ton des ganzen. Es handelt sich um jene wohlbekannte geschichte, die Hans Sachs in seinem fastnachtspiel vom 'fahrenden schüler mit dem teufelsbannen', ergötzlich genug behandelt hat¹. E. hat das letztere motiv im grossen ganzen kühl und kurz behandelt, die Eulenspiegelschwänke aber kräftiger und eigenartiger herausgearbeitet. Seine lust am fabulieren zeigt sich auch sonst und bringt oft mehr klarheit und bessere motivierung in die geschichte. So regte das englische prosabüchlein denn auch spätere dichter an, unter denen vor allem Decker mit seiner übermütigen teufelsfarce 'If this be not a good Play the Divell is in it' (1612) hervorrägt. Es ist bekannt, dass gerade dieses spiel nachher zur erweiterung von Marlowes 'Faust' benutzt wurde; und bei aller verschiedenheit berühren sich ja auch beide dramen in der satire gegen die üppige geistlichkeit (vgl. die römischen szenen des 'Faust'). In Deutschland freilich dauerte es lange genug, bis 'bruder rausch' durch S. Lipiner (nicht Lipener, wie s. 47 gedruckt ist) und W. Hertz seine neubelebung erfuhr.

Dafür hat nun die deutsche forschung das ihrige getan, um die geschichte des stoffes aufzuhellen: vor allem hat H. Anz mit seinem aufsatz 'Broder Rusche' (Jahrbuch für niederdeutsche sprachforschung 24) wertvolle vorarbeit geleistet. Ihm verdanken wir die erste kritische ausgabe des 1. niederdeutschen druckes, der dem faksimile im vorliegenden hefte zugrunde lag. Priebisch gibt in dem 2. teil seiner einleitung ('Bibliographie', S. 51–72) eine aufzählung und genaue beschreibung der ihm bekannten ndd., hd., dänischen, schwedischen, niederländischen und englischen drucke und ihrer bildlichen beilagen.

Der faksimiledruck selber ist nicht durchweg klar lesbar, was wohl auf die beschaffenheit der vorlage zurückgeht, verdient aber im übrigen alles lob. Im höchsten grade zu bedauern ist es aber, dass der verleger die auf dem titelblatt verheissene und sehr erwünschte wiedergabe der holzschnitte des holländischen buches sich einfach geschenkt zu haben scheint, ohne dies verfahren mit einem worte zu entschuldigen. Die weglassung wirkt um so ärgerlicher, als s. 65 der einleitung jede nähere beschreibung im hinblick auf die reproduktion unterblieb. Das ist das einzige, was unsere freude an der trefflichen ausgabe beeinträchtigen kann. Gelegentliche unklarheiten im faksimile gehen auf solche der vorlage zurück, von der nur ein exemplar (im besitz von professor Anz) vorhanden ist.

1) P. betont (s. 35 ff.) die nahe stoffliche verwandschaft der darstellung in J mit einem calabresischen schwanke (Arch. p. l. studio d. tradiz. popol. VI 368 ff.), der vielleicht wieder auf ein lateinisches original zurückgehe und mit einer italienischen schwanksammlung nach Deutschland gelangt sei. Er hat aber diese sammlung nicht auffinden können. Sollte nicht dem italienischen wie dem (deutschen und dann) holländischen texte eine gemeinsame lateinische erzählung zugrunde liegen?

Hans Schauer, Christian Weises biblische dramen. Görlitz. Verlagsanstalt Görlitzer nachrichten und anzeiger 1921. X, 124 s. und ein unbez. blatt.
 Christian Reuters werke, herausgegeben von Georg Witkowski. 1916. Im Inselverlag zu Leipzig. 2 bände. 342 und 463 s. In halbpergament geb. 30 m.

Wenn Christian Reuter neben Christian Weise gestellt wird, so fällt dabei am wenigstens ins gewicht, dass der jüngere poet im einzelnen ersichtlich von dem älteren gelernt hat. Viel eher erscheint eine gemeinsame betrachtung dadurch gerechtfertigt, dass Reuter und Weise geschichtlich zusammengehören. Denn beide streben von der unnatur des schwulstes zum einfachen, natürlichen zurück. Aus der tatsache, dass sie unter dem banne der gleichen zeitströmungen stehen, erklären sich daher die wichtigsten übereinstimmungen zwischen ihnen. Dass diese sich trotz der verschiedenartigkeit der persönlichkeiten und ihrer absichten geltend machen, steigert ihren wert. Denn bestimmte seiten der epoche würden gerade dadurch am sichersten festgestellt werden, wenn man, eine eingehende vergleichung durchführend, zeigte, wie sie sich in zwei innerlich weit voneinander getrennten männern gespiegelt haben. Die zusammengehörigkeit der beiden poeten mag es rechtfertigen, dass der besprechung einer in jüngster zeit erschienenen abhandlung über Weises dramatik eine zeitlich schon weiter zurückliegende gesamtausgabe von Reuters werken angeschlossen wird. Infolge der ungunst persönlicher und allgemeiner verhältnisse ist es dem berichterstatter erst jetzt möglich, auf dieses wichtige quellenwerk aufmerksam zu machen; er meint aber, dass ein verspäteter hinweis schliesslich besser als gar keiner ist.

1. Schauer geht nicht darauf aus, in jedes einzelne der biblischen dramen Weises einzuführen, sondern er fasst die gesamte stoffmasse ins auge und sucht aus ihr eine vorstellung von Weises absichten und deren durchführung zu gewinnen. In der tat schliessen sich die zahlreichen einzelzüge zu einem anschaulichen bilde zusammen. In Weises weltlichen dramen fehlt es, wie bekannt, nicht an versuchen, dem gegenstande von innen her beizukommen; die biblischen stücke begnügen sich meist damit, den stoff durch äussere zutaten aufzuschwellen. Aber gerade wegen dieser schematischen art erschliesst sich in ihnen das verfahren Weises leichter, so dass die beschränkung auf das biblische schauspiel durch die sache gerechtfertigt wird. Beschreibend legt die arbeit die ergebnisse einer fleissigen sammeltätigkeit dar und dient damit ebenso der literatur- wie der kulturgeschichte des endenden 17. und beginnenden 18. jahrhunderts.

Die stoffliche begrenzung erscheint auch deshalb zweckmässig, weil durch sie ein vergleich mit dem älteren deutschen drama nahegelegt wird. Der verfasser hat, der anlage seiner arbeit entsprechend, derartige geschichtliche parallelen nur gestreift. Ein kapitel über das biblische drama des 17. jahrhunderts, das wohl dazu dienen sollte, Weises stellung schärfer zu unreißen, ist leider ausgelassen worden; bei der bedeutung dieses gegenstandes wäre es zweckmässig, diese übersicht noch nachträglich zugänglich zu machen. Empfehlenswert wäre auch ein hinweis auf das schauspiel der wandertruppen. So schroff Weise über die fahrenden abgeurteilt hat, er berührt sich mit dem volksdrama oft so nahe, dass ein zusammenhang kaum in abrede gestellt werden kann. Wenn er beispielsweise einen ernsthaften vorgang durch einen lustigen oder possenhaften parodiert, so entspricht das durchaus der weise des volksdramas. Auch bei typischen situationen und figuren drängen sich ähnliche beobachtungen auf. Die bedeutsamkeit einzelner

fortschritte Weises für die folgezeit tritt in den zusammenstellungen klar heraus; es sei namentlich auf die errungenschaft einer freieren ausgestaltung des dialogs hingewiesen (s. 95); wer die spätere entwicklung ins auge fasst, wird die nachwirkung der von Weise erzielten fortschritte schwerlich verkennen, wenn auch vorläufig die kanäle noch nicht festgestellt sind, durch die ihre verbreitung erfolgt ist.

2. Für eine gesamt Ausgabe der werke Reuters wird jeder freund unserer älteren literatur dankbar sein, namentlich wenn sie in so prächtiger typographischer ausstattung dargeboten wird wie in dem unternehmen des Inselverlags. Der reizvollen aussenseite entspricht die gediegenheit der ausführung; der herausgeber hat so viel liebe und umsicht auf die arbeit verwendet, dass eine vortreffliche leistung zustande gekommen ist. Dieses urteil voranzuschicken, hält der berichterstatter für seine pflicht, da er im einzelnen manche von den entscheidungen des herausgebers abweichende ansichten vorbringen muss.

Die frage nach der besten anordnung von Reuters werken bietet einige schwierigkeiten. Am nächsten scheint eine chronologische aufeinanderfolge zu liegen. Würde eine solche versucht, dann müsste sich an Reuters literarischen anfang, d. h. die komödie 'Die ehrliche frau' (der noch das nachspiel: 'Harlekíns kindbetterinschmaus' beizufügen wäre), sofort die erste fassung des 'Schelmuffsky' anschliessen; hierauf hätten 'Der ehrlichen frau krankheit und tod', das 'Letzte denk- und ehrenmahl der ehrlichen frau' (siehe unten!) und die oper zu folgen; die zweite fassung des 'Schelmuffsky' könnte dann den vorläufigen abschluss bilden. Eine derartige chronologische anordnung hat den vorteil, dass sie einen einblick in die entwicklung des dichters eröffnet und eine vorstellung davon gewährt, wie die einzelnen erfindungen sich ausgewachsen haben; insbesondere gilt das von der gestalt Schelmuffskys. Nun gibt es aber für die anlage einer ausgabe keine allein-seligmachenden grundsätze; insbesondere erweist es sich keineswegs immer als nötig, die werke eines künstlers nach ihrer entstehungszeit aneinanderzureihen. Auch der herausgeber schlägt einen anderen weg ein. Er gruppiert die werke nach ihrer dichterischen form und stellt zunächst alle dramatischen bearbeitungen des gleichen stoffgebietes zusammen, wobei das 'Letzte Denk- und Ehren-Mahl' wegen seiner unmittelbaren beziehung zu der zweiten komödie mit einbegriffen wird. (Dieses werkchen könnte auch bei einer chronologischen anordnung nicht von der zweiten komödie getrennt werden, obgleich es in der ersten hälfte 1697, also nach der zweiten fassung des 'Schelmuffsky' entstanden ist.) Erst nachdem alle dramatischen versuche vorgeführt sind, die der gegnerschaft Reuters zu der familie Müller ihre entstehung verdanken, lässt Witkowski die erste fassung des 'Schelmuffsky' folgen, also das, was sich allein von allen behandlungen des gleichen stoffes als dauernd erhalten hat. Bis zu diesem punkte könnte man sich mit den die reihenfolge bestimmenden grundsätzen durchaus einverstanden erklären; wesentliche einwände sind gegen die stellung zu erheben, die der zweiten fassung angewiesen ist. Diese bezeichnet Witkowski als 'verbreitert und künstlerisch minderwertig'; er hält sich daher für berechtigt, sie in eine art von anhang zu verweisen und zuvor den einer ganz anderen stoffgruppe angehörenden und beträchtlich später entstandenen 'Grafen Ehrenfried' zu bringen. Das urteil, auf das sich diese ausscheidung gründet, darf kaum auf allgemeine zustimmung hoffen. Die zweite fassung hat die erste nicht bloss aufgeschwemmt, sondern sie hat vielfach erst durch einfügung der bezeichnenden und typischen züge das charakterbild fertig hingestellt. Freilich lässt es sich nicht bestreiten, dass nicht alle änderungen der zweiten aus-

gabe als glücklich bezeichnet werden können (vgl. Zarncke, Chr. R. 1884, s. 516 ff. Allg. deutsche biogr. bd. 28 s. 316). Aber es geht kaum an, deshalb die zweite 'künstlerisch minderwertig' zu nennen; höchstens kann man das urteil Zarnckes soweit modifizieren, dass licht und schatten in beiden fällen gleichmässig verteilt sind. Nach der meinung des berichterstatters liegt also ein innerer grund nicht vor, dem werke eine solche ausnahmestellung anzuweisen. Aber auch wenn man Witkowskis beurteilung des werkes für zutreffend hielte, müsste man gegen eine trennung der beiden fassungen bedenken äussern; sie gehören zusammen und zwar um so mehr als der in der späteren ausgabe schwerlich stark veränderte zweite teil nur in dieser erhalten ist.

Eine ähnliche einwendung hat der berichterstatter gegen die dem nachspiel: 'Des Harlequins kindbetterin-schmauss' angewiesene stellung zu erheben. Der herausgeber erklärt es für apokryph und reibt es in den noch zu besprechenden anhang ein, der spätere gelegenheitsarbeiten Reuters mit verwandten stücken aus Reuters kreise vereinigt. 'Des Harlequins kindbetterin-schmauss' habe, wie der herausgeber sagt, 'schon Zarnckes bedenken erregt'. Soviel dem berichterstatter bekannt ist, bezogen sich Zarnckes bedenken nur auf die handschrift des stückes; an der autorschaft Reuters hat er nie gezweifelt, zumal schon die verwendung des namens Hilarius, den auch 'Die ehrliche frau' (nicht aber das alte nachspiel 'Harlequins hochzeitsschmauss') trägt, für Reuters autorschaft spricht. Witkowski meint 'aus inneren gründen' das stück Reuter aberkennen zu müssen; nur eine leichte überarbeitung des (doch wohl dann ebenfalls älteren) nachspiels habe in Reuters kreise stattgefunden. Der berichterstatter kennt diese 'inneren gründe' nicht, kann daher zu ihnen keine stellung nehmen, sieht aber nach einer nochmaligen prüfung des materials keine möglichkeit, von seiner bisherigen ansicht abzulassen und kann daher eine ausscheidung des nachspiels aus den anerkannten werken Reuters nicht für berechtigt halten.

Dankenswert ist der den bezeugten werken beigegebene anhang; er enthält ausser dem 'Kindbetterin-schmauss' noch die in der Wiener handschrift befindlichen gedichte aus dem kreise des Schelmuffsky; zur kennzeichnung der lebensluft, innerhalb deren Reuters poesien erwachsen, sind sie in der tat von hoher wichtigkeit. Die sammlung der schriften Reuters aus der Berliner zeit bringt auch die 'Unbeständig-beständige Spree-schäferin Miramis', die schon Zarncke in die unmittelbare nähe Reuters rückte; dem herausgeber gebührt für die aufnahme des stückes dank; auch wenn man nicht mit so unbedingter sicherheit wie er für die verfasserschaft Reuters eintreten kann, wird man doch die auffallende ähnlichkeit in sprache und situationen nicht leugnen wollen.

Eine besonders wertvolle gabe hat Witkowski selbst beige-steuert, das biographische nachwort. Absichtlich knapp gehalten, gewährt es doch gründlichen aufschluss über alle fragen, auf die der benützer der werke antwort erwartet. Es unterrichtet über den lebenslauf, die persönlichen und sachlichen voraussetzungen der werke, den kulturgeschichtlichen hintergrund von Reuters schaffen in einer weise, dass ein lebendiges bild der dichterischen persönlichkeit vermittelt wird.

1. Lebensansichten des Katers Murr. Nach E. T. A. Hoffmanns ausgaben herausgegeben von **Hans von Müller**. Im Inselverlag zu Leipzig. 1916. 320 s. Preis 1916: 7 m.
2. Zwölf berlinische geschichten aus den jahren 1551–1816. Erzählt von E. T. A. Hoffmann. Nach der folge der handlung zusammengestellt und erläutert von **Hans von Müller**. München. Georg Müller verlag. 1921. Iviij (LVII) und 416 s.

1. Die beiden vorliegenden ausgaben erheben keine wissenschaftlichen ansprüche. Gleichwohl sollte der philologe nicht an ihnen vorübergehen. Denn er kann überall von dem herausgeber lernen, auch da, wo er den von ihm befolgten grundsätzen nicht zuzustimmen vermag. Die einkleidung von Hoffmanns 'Kater Murr' harrt noch genauerer untersuchung. Dem dichter kam es darauf an, in zwei nebeneinanderlaufenden handlungen den tiefen gegensatz zwischen der welt des künstlers und dem treiben des philisters zu zeigen. Wie nun die eine handlung die andere teils ironisch parallelisiert, teils deutlich parodiert, das im einzelnen darzulegen wäre eine reizvolle aufgabe. von Müller vertritt die in dem vorliegenden buche allzukühne vermutungen zeitigende ansicht, dass zwischen den beiden bestandteilen, d. h. zwischen Kreislers lebensgeschichte und Murrs selbstbekenntnissen, nur ein ganz loser zusammenhang obwalte. Er hat daher bereits 1903 in seinem 'Kreislerbuch' die eine der beiden hälften herausgenommen und gesondert veröffentlicht. Man kann dieses verfahren bei den Kreislerfragmenten billigen, da sie den mit Hoffmann nicht vertrauten manches rätsel aufgeben, und da der herausgeber ebenso durch die anordnung wie durch seine erläuterungen das verständnis wesentlich gefördert hat. Eine einzelausgabe der lebensansichten Murrs erscheint dagegen auf den ersten blick als nicht so notwendig, weil es sich bei diesen teilen um eine fortlaufende, leicht verständliche erzählung handelt. Trotzdem kann eine sonderausgabe des humoristisch-satirischen teiles nicht als überflüssig bezeichnet werden. Wer das werk in der urgestalt liest, wird immer geneigt sein, die Murrabschnitte im hinblick auf die Kreislerbruchstücke zu betrachten. Gewiss war das auch Hoffmanns absicht, aber ebenso sicher ist es, dass er die katerhandlung mit besonderer liebe ausgeführt und dementsprechend auch für sie eine ungeteilte aufmerksamkeit des lesers erwartet. In dieser tatsache liegt der innere grund für die notwendigkeit einer einzelausgabe, und da in Deutschland bloss ein unzureichender sonderdruck vorhanden war, wird man von Müller für die inangriffnahme einer aufgabe dankbar sein, die bisher nur im auslande zureichend gelöst worden ist (durch den Engländer John Hazeland, von dem sonderbarerweise eine gute dänische bearbeitung der Murrabschnitte herrührt. 1870).

Bei der ausgabe eines älteren werkes erscheint es als eine selbstverständliche forderung, dass der bearbeiter dem benutzer jede mögliche erleichterung gewährt, die sich ohne vergewaltigung des in betracht kommenden schriftstellers erzielen lässt. Es ist nicht einzusehen, weshalb man dies verfahren nicht auch bei einem neueren dichter anzuwenden berechtigt sein sollte, nnter der selbstverständlichen voraussetzung, dass es innerlich begründet ist. Bei Hoffmann liegt nun unzweifelhaft eine solche möglichkeit vor. Er hat in den letzten jahren seines lebens ungewein schnell gearbeitet. Auf die äussere anordnung, auf satzbildung und interpunktion ist daher wenig wert gelegt werden. Da er selbst meist die korrektur nicht gelesen hat, so sind augenfällige fehler in der bezeichnung des aufbaus

stehengeblieben. Wie dadurch auch der spätere bearbeiter des textes auf eine falsche fährte gelockt werden kann, hat von Müller s. 309 anm. 1 lehrreich gezeigt, wobei er dem berichterstatter gegenüber, der in seiner ausgabe von Hoffmanns werken (Berlin o. j. [1912]) sich ebenfalls die durch Hoffmanns absatzbildung nahegelegte auffassung zu eigen gemacht hatte, unzweifelhaft im rechte ist. Man wird daher zugeben, dass in den späteren werken Hoffmanns der herausgeber einen freieren standpunkt einnehmen darf, namentlich, wenn es sich um eine art von liebhaberangabe handelt. von Müller hat nun den versuch gemacht, durch eigene absatzbildung die gliederung des ganzen deutlicher hervortreten zu lassen. Ohne dass man sich mit jedem vorschlage einverstanden zu erklären braucht — dem berichterstatter erscheint z. b. auf s. 68 und 139 die vorgenommene trennung nicht innerlich gerechtfertigt — muss man doch anerkennen, dass dieser versuch einer gruppierung des stoffes, einer aufdeckung des inneren zusammenhanges sorgfältige beachtung verdient und von jedem, der sich mit dem aufbau des werkes beschäftigt, berücksichtigt werden muss. Das inhaltsverzeichnis stellt zusammenfassend die grundzüge der handlung dar, während das allerdings nach der weise des herausgebers allzusehr ins einzelne gehende register eine vollständige übersicht über den stoff gewährt. Zur unterstützung des benutzers ist noch mancherlei geschehen; nicht alles kann hier aufgezählt werden. Die von Hoffmann als fortlaufende prosa gegebenen verse hat von Müller abgesetzt. Das sollte man zur vermeidung von missverständnissen überall tun. In der erzählung 'der zusammenhang der dinge' springt der schöngeistige, gern in hochtrabender sprache sich bewegende Ludwig plötzlich aus der prosa in vierfüssige jamben über: 'Lass dir wenigstens erzählen, was mir begegnet,

Und sprich das urteil, wenn du glaubst,
Dass ich verloren bin total'.

Die absicht des dichters ist klar: sowohl durch die verse wie durch die wunderliche wortstellung will er die gespreizte sprechweise des schöngeistes festhalten. Trotz dieses nicht zu verkennenden mimischen charakters wird in einer neueren deutschen stilistik, die sich ebensowohl durch beneidenswerte sicherheit wie durch diktatorischen ton auszeichnet, die stelle als beispiel dafür angeführt, dass Hoffmann oft in undeutscher weise die adverbiale bestimmung nachschleppt! — Aufschlussreich ist die eingehende entstehungsgeschichte des werkes. Dass auch in der katerhandlung autobiographische bestandteile enthalten sind, hatte von Müller schon in seiner ausgabe des 'Meister Floh' (1908) an einem wichtigen beispiele nachgewiesen, das nunmehr wiederholt wird. Manches andere könnte hinzugefügt werden: so geben die erlebnisse Murrs in der hundegesellschaft ersichtlich den überdruß wieder, der Hoffmann (während seines letzten Berliner aufenthaltes) in den schöngeistigen kreisen der hauptstadt befiel; ja man glaubt, in den herablassenden äusserungen der vornehmen hunde über Murrs schriftstellerische leistungen die schnarrenden stimmen der offiziere und elegants zu hören. Das verhältnis Murrs zu Minona parodiert (wie es scheint) die seelenverwirrung, in die Hoffmann durch die liebe zu Julia Mark gestürzt worden war.

Wenn vom kater Murr die rede ist, so wird man immer wieder gern auf das allerliebste büchlein verweisen, in welchem Franz Leppmann den literarischen katzentypus von Tieck bis an die schnelle der gegenwart verfolgt hat. (Kater Murr und seine sippe von der romantik bis zu V. Scheffel und G. Keller. München 1908 C. H. Beck'sche verlagsbuchhandlung.)

Eine ungewöhnliche vertrautheit mit seinem stoff befähigt den verfassers, jede den gegenstand streifende literarische anspielung zu buchen; aber höher als diese gewiss nicht zu unterschätzende belesenheit ist die geschmackvolle art der behandlung zu bewerten. Als muster einer feinsinnigen, ebenso belehrenden wie unterhaltenden monographie verdient die arbeit weite verbreitung. — Zu s. 25 f. kann v. Müller s. 293 verglichen werden.

2. In der zweiten publikation stellt Hans von Müller eine reihe der in Berlin spielenden erzählungen Hoffmanns zusammen und ordnet sie chronologisch, jedoch nicht nach ihrer entstehung, sondern nach ihrem inhalt. Da mit ausnahme des ersten stückes ein jedes autobiographische bestandteile enthält, so bietet das werk zugleich einen fortlaufenden poetischen kommentar zur lebensgeschichte des dichters, soweit diese sich in Berlin abspielt. von Müller verfolgt keineswegs die absicht, mit den bisherigen ausgaben in wettbewerb zu treten, sondern er will eine ergänzung zu ihnen liefern. Deshalb sondert er aus seinen texten alles aus, was die grenzen des von ihm gewählten stoffgebietes überschreitet, niemals aber, ohne sein verfahren genau zu begründen. Auf diese weise wird in der tat eine gewisse einheit des ganzen erreicht, aber auch für das einzelne stellen sich die örtlichen und zeitlichen bedingungen deutlicher heraus als da, wo es in der grossen masse verschwindet.

Der herausgeber hat nun den versuch gemacht, mit ähnlichen mitteln wie in seiner ausgabe des 'kater Murr' dem leser aufbau und gliederung der erzählung zu verdeutlichen. Er zerlegt die geschichten in einzelne teile, denen er zusammenfassende titel gibt, und er setzt die zerlegung dann innerhalb der kapitel durch die bildung neuer abschnitte fort, während er zugleich durch sperrung entscheidende vorgänge oder gedanken kenntlich macht. Nicht überall vermag man dem herausgeber zu folgen; aber der wert der arbeit wird dadurch keineswegs beeinträchtigt. Nur möchte man das buch nicht sowohl als eine ausgabe, denn als beiträge zur erkenntnis der inneren struktur der erzählungen Hoffmanns bezeichnen. So aufgefasst, wird das werk seinen dauernden wert behalten und dem ein guter führer sein, der den für Hoffmanns erzählungskunst massgebenden gesetzen nachspürt.

Nicht in gleichem masse kann man sich mit der herstellung des textes einverstanden erklären. Der herausgeber legt meist die ersten fassungen zugrunde, weil er sie für die individuellen, unverkünstelten hält, und weil er meint, dass in ihnen das stoffliche (autobiographische und lokalgeschichtliche) element am urwüchsigsten hervortrete. Dagegen wäre bei einer ausgabe, die keinen anspruch erhebt, eine kritische zu sein, nichts zu sagen. Bedenken erregt aber der grundsätzliche standpunkt, der zur rechtfertigung dieses verfahrens eingenommen wird. 'Eine dichtung', sagt v. Müller, 'wird durch ihre erste veröffentlichung gemeingut. und kein autor kann verlangen, dass man seine nachträglichen änderungen unbesehen hinnimmt'. Diese ansicht kann nicht als richtig anerkannt werden. Die grundlage jedes textes muss die fassung sein, die der autor für die endgiltige und vollkommene gehalten hat; von diesem grundsatz kann nur ausnahmsweise und unter besonders zwingenden verhältnissen abgewichen werden. Zu welcher verwirrung im kunstleben der entgegengesetzte standpunkt führt, das haben wir bei den neuinszenierungen älterer poetischer und musikalischer werke schauernd selbst erlebt. — Während sonst der herausgeber zweifelhafte stellen der entscheidenden fassung durch heranziehung der urgestalt zu verbessern sucht, schlägt von Müller den umgekehrten weg ein: er legt zwar die erste fassung zugrunde, entnimmt aber un-

bedenklich aus der späteren form stilistische änderungen, die ihm als wirkliche verbesserungen erscheinen, und sucht auf diese weise zu einer art idealgestalt des textes vorzudringen. Bei allen grundsätzlichen einwendungen gegen ein solches verfahren kann man doch nicht umhin, zuzugestehen, dass auf die abwägung der verschiedenen lesarten ein erstaunliches mass von scharfsinn, sorgfalt und verständnis für die eigenart des dichters verwendet worden ist. Daher ist auch diese arbeit nichts weniger als verloren, und jeder künftige herausgeber wird von ihr zu lernen und sich mit ihr auseinanderzusetzen haben.

In den anmerkungen ist eine fülle wertvollen stoffes aufgespeichert worden. Wie unsere kenntnis des dichters durch diese auf genauester durchdringung des gegenstandes beruhenden forschungen überall förderung findet, kann nicht im einzelnen nachgewiesen werden. Ebenso wenig ist hier der ort, auf die gegensätze in der auffassung näher einzugehen, die zwischen dem herausgeber und dem bericht-erstatte obwalten.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

Übersicht über wichtigere erscheinungen des letzten jahrzehnts auf dem gebiete der deutschen lyrik des 17. und beginnenden 18. jahrhunderts.

1. **Hermann Petrich**, Paul Gerhardt. Ein beitrage zur geschichte des deutschen geistes. Auf grund neuer forschungen und funde. Gütersloh Bertelsmann 1914. XIV und 360 s.
2. **Hans Heinrich Borchardt**, Andreas Tscherning. Ein beitrage zur literatur- und kulturgeschichte des 17. jahrhunderts. München und Leipzig 1912. Hans Sachs-verlag. Gotthilf Haist. 10 unbezifferte und 375 s.
3. **Karl Th. Strasser**, Der junge Czepko. Göttinger inauguraldissertation. Göttingen 1912. Druck von Kastner und Callway in München. XI und 99 s.
4. **William freiherr von Schröder**, Studien zu den deutschen mystikern des siebzehnten jahrhunderts. I. Gottfried Arnold (beiträge zur neueren literaturgeschichte, neue folge, herausgegeben von M. freiherrn von Waldberg, IX.). Heidelberg, Karl Winters universitätsbuchhandlung. 1917.
5. **Rudolf Zwetz**, Die dichterische persönlichkeit Gerhard Tersteegens. Jenaer inauguraldissertation. Halle a. S. 1915. Buchdruckerei Schmidt und Edel.
6. **Philipp Witkop**, Die deutschen lyriker von Luther bis Nietzsche. 1. bd. Zweite veränderte auflage. Von Luther bis Hölderlin. Leipzig, Teubner 1921 (erste auflage 1910).

Die in der nachfolgenden besprechung vereinigten arbeiten zeigen im stofflichen wie in der fragestellung viel gemeinsames. Namentlich die in der zweiten hälfte behandelten schriften schliessen sich eng zusammen und sind auch durch eine immer wieder auftauchende dichterpersönlichkeit miteinander verbunden. Der bericht-erstatte hat zeitlich sehr weit zurückgegriffen. Zum teil liegt die schuld an ihm; zur erklärung des sachverhaltes möge auf die bemerkungen in dieser zeitschrift, bd. 48, s. 140 f. verwiesen werden. Indessen lässt sich die berücksichtigung längst erschienener schriften auch sachlich rechtfertigen. Es ist nicht ohne nutzen, wenn man einmal in einer gesamtübersicht das, was innerhalb eines grösseren zeitraumes auf einem bestimmten gebiete geleistet worden ist, an sich vorüberziehen lässt. Zumal wenn die in betracht kommenden arbeiten gelegenheit zur besprechung

einiger wichtiger fragen geben, deren völlige lösung erst ein wirkliches eindringen in entwicklungsgang und zusammenhänge ermöglichen wird.

1. Unter den zu besprechenden schriften nimmt dem gegenstande wie der ausführung nach Petrichs buch den ersten platz ein. Die verdienste des verfassers um die Gerhardtforschung sind bekannt; seine wertvolle schrift: 'Paul Gerhardt, seine lieder und seine zeit' (1907) hat er zu einem gesamt-bilde des äussern und innern lebens Gerhardts ausgestaltet. Obgleich manches aus der älteren darstellung herübergenommen worden ist, erscheint das ganze doch als eine neue, selbständige leistung. Entscheidend für diese bewertung sind nicht die manufachen einzelfunde, soviel licht sie auch über zahlreiche der aufklärung bedürftige punkte in Gerhardts leben und schaffen verbreiten. Weit mehr fällt ins gewicht, dass die darstellung von echt geschichtlichem geiste zeugnis ablegt; das hauptbestreben des biographen ist darauf gerichtet, den dichter aus seiner zeit heraus zu erfassen. Werden dabei, wie es sich von selbst versteht, in erster linie die umstände berücksichtigt, die aufbauend und fördernd auf den helden des buches eingewirkt haben, so können doch die widerstreitenden mächte um so weniger entbehrt werden, als auch durch sie das leben Gerhardts entscheidend beeinflusst worden ist. Im letzten grunde handelt es sich dabei allerdings nur um ein einziges ereignis, nämlich um den konflikt mit dem grossen kurfürsten. Das im mittelpunkte von Gerhardts schicksalen stehende erlebnis findet eine sachliche würdigung. Es liegt dem verfasser fern, vom lutherisch-orthodoxen standpunkt aus das urteil zu fällen, wie es noch vor gar nicht langer zeit geschehen ist. Er hat vielmehr für die höheren gesichtspunkte, die auch in dieser angelegenheit die handlungsweise des grossen kurfürsten bestimmten, volles verständnis; freilich hebt er mit recht hervor, dass die staatsgewalt hier auf dinge übergriff, die jenseits ihrer berechtigungssphäre lagen — ein vorwurf, der allerdings fast allen fürstlichen zeitgenossen des grossen kurfürsten gemacht werden kann. Letzten endes kommt das urteil des verfassers darauf hinaus, dass beide parteien recht hatten, und dass jeder der streitenden aus seiner denkart heraus nicht anders handeln konnte. — Durch das märtyrertum, in das Gerhardt hineingedrängt wurde, rückt doch wenigstens für eine zeitspanne seine persönlichkeits in eine etwas hellere beleuchtung, zumal ausser seinen aufzeichnungen von 1667 namentlich der seit 1909 bekannt gewordene unschätzbare brief an die gräfin von Lippe einen tiefen einblick in die empfindungen ermöglicht, die ihn während jener zeit bewegten und die durchaus der grundstimmung seiner dichtung entsprechen. Im übrigen kann selbstverständlich die gestalt Gerhardts nicht plastisch heraustreten. Die quellen zur erkenntnis des inneren lebens der deutschen poeten des 17. jahrhunderts fliessen ja überhaupt äusserst spärlich; bei Gerhardt kommt als erschwerender umstand noch hinzu, dass er sich offenbar absichtlich zurückhielt und in seiner dichtung jede beziehung auf die eigene person vermied. So kann von irgendwelchen lebendigen farben in seinem lebensbild nicht die rede sein. Aber wenn man den bericht über den tod seiner frau oder der ihm offenbar wesensverwandten schwester liest, dann atmet man doch etwas von der lebensluft des Gerhardtschen hauses, und das zusammenhalten dieser urkunden mit einzelnen liedern ermöglicht es bis zu einem gewissen grade, eine genaue vorstellung auch von der art zu gewinnen, in der sich die äusseren daseinsvorgänge abgespielt haben.

Die würdigung der poetischen tätigkeit wird auf das beste durch die frage nach den zwecken vorbereitet, die Gerhardt mit seinen liedern verfolgte. Sagen

die grundzüge der von dem verfassers erteilten antwort auch dem freunde des deutschen kirchenliedes nichts neues, so fasst seine auseinandersetzung doch die in betracht kommenden gesichtspunkte so übersichtlich zusammen, dass in zukunft auf sie als die klarste darstellung dieser probleme verwiesen werden kann. Gerhards lieder waren nicht für den gottesdienstlichen gebrauch der gemeinde, sondern für den chorgesang und die häusliche andacht bestimmt. Wer die eigenart Gerhards und seine stellung innerhalb der deutschen lyrik feststellen will, muss diese absicht des dichters kennen. Denn sie ist für die richtung seiner poesie ausschlaggebend geworden. Die rücksicht auf rein kirchliche zwecke würde ihm zu enge fesseln angelegt haben. Mit recht weist der verfassers darauf hin, dass erst in dieser freieren form des liedes sich der eigentümliche charakter seiner lyrik voll entwickeln konnte.

Die ruhige sachlichkeit, die den biographischen teil auszeichnet, kommt auch der eingehenden würdigung von Gerhards poesie zu gute. Um es gleich im voraus zu sagen: diese zweite hälfte der arbeit ist eine musterhafte leistung. Alle für Gerhards schaffen wichtigen fragen werden sorgfältig berücksichtigt; der ästhetische und der geschichtliche masstab ergänzen einander. Obgleich der freund der deutschen literaturgeschichte des 17. jahrhunderts durch diese gediegenen ausführungen gleichmässig gefesselt wird, möge doch als ganz besonders fördernd die darlegung von Gerhards theologie und frömmigkeit hervorgehoben werden: dem berichterstatter ist kein beitrag zur geschichte der deutschen poesie im 17. jahrhundert bekannt, der in gleich anschaulicher weise die inhaltlichen voraussetzungen der dichtung zu vergegenwärtigen wüsste.

Nur wenige punkte können herausgegriffen werden; die auswahl berücksichtigt namentlich solche anschauungen, die noch nicht oder doch wenigstens nicht in dieser fassung dargeboten worden sind. Mit recht wird die ausschliesslich lyrische begabung Gerhards betont und an beispielen dargetan, wie wenig ihm ansätze zu epischer behandlung glücken. Dagegen braucht man die durch wechsel und gegensätze hervorgerufene innere bewegung seiner lyrik nicht auf dramatische anlage zurückzuführen, da Gerhardt sich in dieser beziehung kaum von anderen grossen lyrikern unterscheidet. Petrich reiht die geistlichen lieder im wesentlichen dem gebiet der gedankenlyrik ein; das ist gewiss richtig, nicht minder der hinweis, dass es Gerhardt meist gelungen ist, die reflexion von jeder lehrhaften trockenheit zu befreien und das bloss gedachte in poetisch angeschautem umzusetzen. Die vortreffliche betrachtung von theologie und frömmigkeit liefert den für die gesamtcharakteristik wichtigen nachweis, dass die sünde bei Gerhardt aus der zentralen stellung herausgedrängt wird, die sie z. b. bei Johann Heermann einnimmt; sie tritt durchaus hinter der gottesgnade und deren wirkungen zurück; auch diese tatsache bekundet die 'innigliche herzenslust und freudigkeit des geistes', die nach dem zeugnis seines testamentes über die 'äusserliche trübsal' obgesiegt hat. Die bedeutung, die der Gerhardschen dichtung für das erwachen des naturgefühls zukommt, wird gut dargelegt; stärker dürfte vielleicht noch betont werden, wie auch die deutlich erkennbare begrenzung von Gerhards naturschilderung durch die ihn umgebende welt bedingt ist; was die spärlichen reize der landschaft an anregungen boten, hat er reichlich ausgeschöpft, darüber hinaus ist er nicht gegangen; nur was ihn unmittelbar berührte, wurde ihm zum gedicht. So zeugt auch diese wichtige seite seines schaffens dafür, dass ihm im wesentlichen nur das äussere und innere erlebnis die zunge gelöst hat.

Das mehrfach hervorgehobene kapitel über des dichters theologie und frömmigkeit bringt die wertvolle beobachtung, dass der begriff der kirchlichen gemeinschaft bei Gerhardt vollständig zurücktritt. Die gründe für diese tatsache sucht der verfasser einerseits darin, dass die lieder hauptsächlich für die private erbauung bestimmt waren; anderseits kann er sich aber der erkenntnis nicht verschliessen, 'dass die religiöse und die kirchliche gemeinschaft in seinem glaubensleben, das doch in seiner dichtung sich ausspricht, überhaupt keine mitbestimmende stellung hat'. In dieser zwar nicht ausgesprochenen, aber tatsächlichen beschränkung auf die bedürfnisse der einzelpersonlichkeit erscheint die grundstimmung des pietismus schon so weit vorbereitet, dass dieser nur noch die letzten folgerungen zu ziehen hatte. Auch das geringe mass von aktivität in Gerhardts eigenart und frömmigkeit weist vordeutend auf züge, die dem pietismus eigen sind, wenn sie ihn auch nicht ausschliesslich beherrschen. In der hauptsache erklärt sich diese annäherung an die geistesluft des pietismus aus der anlage von Gerhardts wesen. Aber der seltsame vorgang, dass derselbe mann, den die verhältnisse zum märtyrer der lutherischen orthodoxie machten, dem pietismus die wege bahnte, erscheint gleichwohl nicht unvermittelt. Denn die mystischen strömungen, die im pietismus wieder lebendig wurden, sind auch auf Gerhardt nicht ohne einfluss geblieben. Einige seiner lieder schliessen sich bekanntlich auf das engste an Johann Arndts 'Paradiesgärtlein' (1612) an, und wenn sich auch Gerhardt, was bei Petrich durch hübsche einzelnachweise belegt wird, bemüht hat, die weitgehenden mystischen formeln Arndts umzubiegen und in die herkömmliche sprache der lutherischen frömmigkeit zu übertragen, so bleibt doch die einwirkung der in Arndt verkörperten mystik bestehen und macht den dichter zu einem der mittelglieder zwischen jenen älteren mystischen strömungen und dem pietismus, so dass er also nach dieser richtung hin in die nähe des ihm so unähnlichen Scheffler rückt. Dem bericht-erstatte sind schon vor jahrzehnten diese zusammenhänge aufgegangen; obgleich sie bei Petrich etwas anders formuliert werden, freut er sich, in der hauptsache mit dem verfasser übereinzustimmen.

Sehr einsichtige auseinandersetzungen sind der frage gewidmet, ob sich der dichterische werdegang Gerhardts mit einiger wahrscheinlichkeit bestimmen lässt. Das material bietet zu der beantwortung dieser frage keine handhabe. Dass eine eigentliche entwicklung bei den meisten dichtern des 17. jahrhunderts nicht festzustellen ist, wird dem verfasser zugegeben werden müssen. Unter den von ihm genannten poeten möchte man nur Fleming ausnehmen, bei dem doch ein fortschritt vom angeeigneten zum eigenen zu beobachten ist. In ähnlicher weise scheint sich bei Gerhardt die entwicklung vollzogen zu haben; vielleicht liesse sich die auf seite 275 gegebene, durchaus einleuchtende stufenfolge noch durch reichlichere zeugnisse belegen, wenn die datierung noch weiter auf demselben wege gefördert würde, den der verfasser mit so vielem glück und verständnis bei der zeitbestimmung des liedes: 'Was soll ich doch, o Ephraim', beschritten hat (anfang 1641, ebenso wie wahrscheinlich die beiden lieder: 'Ist Ephraim nicht meine kron?' und 'Kommt ihr traurigen gemüter').

Das fehlen einer eigentlichen entwicklung bei den poeten des 17. jahrhunderts wird nicht übel aus der starrheit ihres papierenen ideals erklärt: die massgebende gelehrte überlieferung gestattete nur eine geringe bewegungsfreiheit. In dieser beziehung erweisen sich die deutschen poeten des 17. als die wahren erben der neulateinischen dichter des 15. und 16. jahrhunderts, denn bei diesen hat der

mangel an einer entwicklung des poetischen talents den gleichen grund. Das gilt auch von den hervorragendsten vertretern der neulateinischen poesie, z. b. von Pontanus, nicht minder von den deutschen neulateinern; ausnahmen, wie Melissus, bestätigen die regel.

Die beeinflussung, die Gerhardt durch seine vorgänger auf dem gebiet des geistlichen liedes sowie durch Johann Gerhardts *Quinquaginta meditationes*, durch die altchristliche hymnenpoesie und die neulateinische dichtung erfahren hat, wird durch eine reihe von parallelstellen veranschaulicht. Der verfasser ist sich der schwierigkeit dieses unternehmens wohl bewusst und äussert sich über die zu erwartenden ergebnisse mit grosser vorsicht. Gleichwohl bedeuten diese nachweise eine wesentliche förderung; sie sind auch da aufschlussreich, wo sie nicht überzeugen. Es war ein glücklicher gedanke, für die hymnenpoesie und die neulateinische dichtung die sammlungen heranzuziehen, die Gerhardt auf der schule benützt hat, d. h. die ausgabe der hymnen von Georg Fabricius und das *Passionale* Adam Sibers. Wie stark die in dem *Passionale* enthaltenen stücke Stigels bei Johann Heermann widerklingen, ist in den Neuen jährbüchern für das klassische altertum usw. bd. 39 s. 378 (1917) gezeigt worden; vielleicht ist es die in betracht kommende stelle aus Johann Heermanns 'Herzliebster Jesu' gewesen, die Gerhardt bei den s. 222 zitierten worten: 'Nun was du, Herr, erduldet usw.' vorgeschwebt hat. Aber eine einwirkung der neulateinischen dichtung auf Gerhardt wird gewiss nicht zu bestreiten sein. Inwiefern unser dichter mittelbar oder unmittelbar von den herkömmlichen einkleidungen der neulateinischen poesie des 16. jahrhunderts abhängig ist, möge zur ergänzung der darlegungen des verfassers noch an einem beispiel gezeigt werden. In den beileidsgedichten der neulateiner bildet es eine stehende erfindung, dass der (oder die) tote selbst erscheint und das wort zu tröstender ansprache an den (oder die) hinterbliebenen ergreift (vgl. *Neue jährbücher für das klassische altertum* usw. II. abteilung bd. 24 s. 154). Nicht selten ist es der verstorbene kleine sohn, der den eltern herzlich zuspricht, sie mahnt, vom trauern abzulassen, da er jetzt die leiden der welt mit den dauernden wonnen des himmlischen reichs vertauscht habe. Ein gedicht dieses inhalts findet sich bei dem Nürnberger Heinrich Eckard (*Varia quaedam poemata*. Nürnberg 1553); der zeit nach näher an Gerhardt heran rückt Hardwig von Dassel, *Poematum libri IV*. *Bremae* 1603, s. 110, vgl. auch die verwandte einkleidung s. 99. Hält man Gerhardts schönen trostgesang in der person eines verstorbenen kindes neben diese stücke, so ergibt sich in anlage und ausführung eine so auffallende verwandtschaft, dass man an eine abhängigkeit von der neulateinischen dichtung glauben muss, was selbstverständlich volle ursprünglichkeit im einzelnen nicht ausschliesst. Wie sehr die formen der neulateinischen literatur für die deutsche poesie des 17. jahrhunderts vorbildlich gewesen sind, hofft der berichterstatter noch darlegen zu können.

Nur wenige einzelbemerkungen mögen sich noch anschliessen. Den freunden der Gerhardtschen muse war das einem lateinischen gedichte des Nathan Chyträus nachgebildete lied: 'Herr, ich will ja gerne bleiben' von jeher ein ärgernis. Petrich möchte es in Gerhardts jugend verweisen, und gewiss, in die so einleuchtenden aufstellungen des verfassers über die entwicklung der dichtkunst Gerhardts würde sich diese annahme gut einfügen. Gleichwohl wird man hinter diesen datierungsversuch ein fragezeichen setzen müssen. Der verfasser hat selbst mit recht darauf hingewiesen und an guten beispielen dargetan, wie wenig das 17. jahrhundert das ästhetisch unschöne der behandelten vorstellungen empfand. Wenn Gerhardt sozu-

sagen in einem unbewachten augenblick die seine zeit beherrschende stimmung auch über sich selbst herr werden liess, so wird schwerlich zu bestreiten sein, dass dies auch bei dem reifen dichter geschehen konnte. — Noch ein weiterer hinweis möge folgen. Gerhardts grossvater, Kaspar Starcke, hat sich auch als dichter versucht. 1593 erschien ein dünnes bändchen seiner lateinischen gedichte unter dem titel: *Casparis Starckii Lipsiensis carmina sacra ab autore nonnihilo aucta et denuo confessionis loco edita. Lipsiae 1593. 4.* Nur diese zweite ausgabe scheint sich erhalten zu haben; von bekannten poeten haben Nikolaus Selnecker, Johannes Albinus und Adam Siber, in dessen schule Paul Gerhardt später seine vorbildung für die universität erhalten sollte, empfehlende verse mit auf den weg gegeben; die nicht erhaltene erste ausgabe muss also vor 1584 (Sibers todesjahr) erschienen sein. Poetischen wert kann die sammlung nicht beanspruchen, und die geringe begabung für die neulateinische poesie scheint demnach bei Paul Gerhardt erblich gewesen zu sein. Starcke hat seine gedichte 'als bekenntnis', 'confessionis loco' herausgegeben. Und so wenig schwer die kleinen betrachtungen über religiöse gegenstände auch wiegen, anziehend ist doch die persönlichkeit, die hier von ihrem innenleben zeugnis ablegen will. Im sinne Luthers warnt er vor der frage nach dem warum, vor dem vertrauen auf menschenkraft und -witz; der heiligen schrift zu glauben, ist die höchste weisheit. Seine leitsterne bilden gottes wort und Luthers lehr'. Doch schliesst die hingabe an Luther die anerkennung Melanchthons nicht aus, obgleich es wunderlich anmutet, dass auf ein gedicht zum lobe der Loci Melanchthons sogleich eine überschwengliche verherrlichung der konkordienformel folgt, also auch nach dieser richtung hin die anschauungsweise des enkels vorbereitet wird. Manches unter den religiösen gedichten allgemeinen inhalts zieht durch seinen individuellen ton an: wie der feldherr die hervorragenden kriegler mit ehrezeichen bedeckt, so zeichnet mich der höchste, allmächtige gott mit mannigfachem kreuz, damit ich ein kämpfer des himmels werde und dermaleinst für mein streiten den siegespreis empfangen. Ersichtlich ist auch vieles andere durch das unmittelbare erlebnis angeregt worden. Was Starcke bei bestimmten gelegenheiten, etwa vor der hochzeit, empfand, hat er in verse gebracht, und vielleicht hat er selbst oft das für den zur Kanzel hinaufsteigenden prediger bestimmte gebet gesprochen:

Os mihi, vive deus, mihi sis sapientia! Care
Christe, veni sanctamque tui da flaminis auram
Terrestri famulo, docturo dogmata caeli!

Gewiss heben sich diese versuche nicht aus der durchschnittsmasse der neulateinischen dichtung heraus, aber dass der grossvater Paul Gerhardts zu worte kommt, verleiht ihnen doch eine besondere bedeutung. Und darum wird man wohl fragen dürfen, nach welcher richtung Paul Gerhardt hier bereits vorgebildet ist. Entscheidend sind dabei nicht äusserliche anklänge, sondern die übereinstimmung in der grundrichtung. Auch Starcke strebt danach, sein innenleben aufzuschliessen; man erkennt, wie die daseinsvorgänge dazu die äussere veranlassung bieten, ohne dass das persönliche sich irgendwie vordrängte. Auch bei ihm lässt sich also das erwachen der persönlichkeit und doch zugleich die zurückhaltung im persönlichen beobachten. Beides weist schon auf Gerhardts art, ebenso wie die subjektive färbung der frömmigkeit. Man wird also vielleicht berechtigt sein, von einer geistigen familienüberlieferung zu sprechen.

2. Als die dichter, denen Gerhardt am meisten verdankt, nennt Petrich mit recht Johannes Heermann, Rinckhart und Matthäus Apelles von Löwenstern. Joh.

Heermann, der auch in nahen beziehungen zu dem helden des gleich zu besprechenden buches stand, hat durch Hitzeroth (Marburg 1907) eine eingehende und aufschlussreiche darstellung erhalten; Löwenstern wartet noch seines biographen. Wichtige züge zu seinem charakterbild bietet Borcherts lebensbeschreibung Tschernings; als väterlichen freund des jüngeren dichters lernt man Löwenstern hier von einer ungemein erfreulichen seite aus kennen. Der verfasser hat den biographischen stoff so vollständig wie möglich zusammengebracht und baut auf ihm eine genaue darstellung von Tschernings leben und schaffen auf. Schon dem rein biographischen folgt man mit vergnügen; wohl haben manche dichter des 17. jahrhunderts wenigstens für einzelne zeitabschnitte zusammenhängende daseinsvorgänge festgehalten; im allgemeinen erweist sich aber die überlieferung als recht dürftig, so dass man schon an sich jede vermehrung des materials freudig willkommen heissen würde. Auch bei Tscherning gestaltet sich selbstverständlich das bild nicht lückenlos, allein es reicht doch aus, um die wesentlichsten züge erkennen zu lassen. Tscherning erscheint als eine liebenswerte persönlichkeit, treuherzig und hilfsbereit, fromm und bescheiden; wie die vorzüge, so springen aber auch die grenzen ins auge: er ist eine durchschnittsnatur ohne tiefe und eigenart. Den ergebnissen der lebensgeschichte entspricht durchaus der eindruck seiner poetischen leistungen. Wohl redet aus diesen versen ein harmloser, biederer mensch; andererseits erkennt man jedoch deutlich, dass der poet so gut wie nichts zu sagen hat; daher sein anlehnungsbedürfnis, das zuweilen in wunderliche hilflosigkeit ausartet. Käme es nun beim lyriker lediglich darauf an, dass der poetische ausdruck sich mit dem innenleben deckt, so müsste der wert von Tschernings schaffen hoch veranschlagt werden. Aber da selbstverständlich kraft und umfang dieses innenlebens entscheidend sind, kann er nur einen sehr bescheidenen platz beanspruchen. Das lob, das dem dichter Tscherning, 'dem sohn der ewigkeiten', wie ihu sein schüler Morhof nannte, von seinen zeitgenossen freigebig gespendet wurde, erscheint uns heute unbegreiflich; meist bleibt diese reimerei im allertrivialsten stecken. Gleichwohl wird man dem verfasser recht geben müssen, dass es sich um den typus eines renaissancepoeten handelt. Von diesem standpunkt aus rechtfertigt sich die ausführlichkeit, mit der das schaffen Tschernings vor dem leser ausgebreitet wird. Den dichtungen, namentlich den lyrischen, werden eingehende charakteristiken zuteil, wobei besonders die abhängigkeit Tschernings von Opitz ins licht tritt. Überhaupt ist der verfasser den beziehungen Tschernings zu seinem dichterkollegen mit erfolg nachgegangen. Das kapitel, das die literarischen verbindungen Tschernings feststellt (mit den nachträgen s. 366 ff.), erscheint daher als besonders fördernd. In der gesamtbeurteilung der poetischen arbeiten trifft der verfasser das richtige und gibt zugleich die zutreffende erklärung für den einfluss, den Tscherning auf seine zeit ausgeübt: das hauptgewicht beruhte auf der form; die sauber gefeilte poetische sprache hat vorbildlich gewirkt und mit dazu beigetragen, die überzeugung von der notwendigkeit eines reinen und regelmässigen verses einzuschärfen. Man kann daher Tschernings versuchen trotz ihres ärmlichen inhaltes eine gewisse bedeutung innerhalb der entwicklung der deutschen literatur des 17. jahrhunderts nicht absprechen. Ähnlich verhält es sich mit seinen theoretischen bemühungen. Seine poetik bietet wenig neues und will auch nichts neues geben. Sie begnügt sich, die von Opitz und von Buchner aufgestellten regeln nochmals zusammenzufassen und durch eigene beobachtungen zu ergänzen. Innerhalb des wirrwarrs der damals durcheinanderfahrenden theorien war die nochmalige einprägung des revidierten

Opitz-Buchnerischen standpunktes weder unfruchtbar noch unnützig; denn dieser gewährte noch immer den sichersten halt. Unnützlich ist also Tschernings konservative vermittlertätigkeit auf dem gebiete der poetik nicht gewesen.

Unter den männern, mit denen Tscherning freundschaftlich verbunden war, hätte wohl auch Christoph Freitag, hofprediger zu Oels, einen platz verdient; denn Freitag war ebenfalls nicht ohne literarischen ehrgeiz. Der literaturgeschichte ist er allerdings hauptsächlich als gegner der anschauungen des kreises wichtig, der sich um Abraham von Franckenberg sammelte. Für Freitags beziehungen zu Tscherning liefert sein auf der Breslauer stadtbibliothek befindlicher briefwechsel mit Tscherning das nötige material.

Ogleich manches, so z. b. die lehrreichen zusammenstellungen über die metrik, zu näherer betrachtung lockt, kann hier doch nur auf einen punkt noch eingegangen werden. Ein wirkliches verständnis der deutschen dichtung des 17. jahrhunderts wird erst dann möglich sein, wenn einige vorfragen ganz geklärt sind. Zu ihnen gehört in erster linie das verhältnis zwischen der neulateinischen und der deutschen dichtung. Die neulateinische lyrik des 17. jahrhunderts setzt aber die des 16. unmittelbar fort und ist ohne sie nicht zu verstehen. Wenn der verfasser es s. 268 als bemerkenswert bezeichnet, dass Opitz, Heinsius, Fleming und Tscherning bei der geburt Christi die landschaft als mit schnee bedeckt schildern, so ist darauf hinzuweisen, dass diese dichter hier nur einen stehenden zug der lateinischen weihnachtsgedichte des 16. jahrhunderts wiederholen. — Die feststellung des einflusses, den die neulateinische poesie auf die deutsche dichtung ausgeübt hat, wird wesentlich durch eine würdigung der lateinischen dichtung der deutschen poeten des zeitalters gefördert werden. Nach dieser richtung hin ist aber bisher noch wenig getan. Nur für Gryphius' jugendepen liegen die sorgfältigen untersuchungen Ernst Gnerichs vor (Leipzig 1906); doch kommt gerade die — an sich nicht unwichtige — epik der neulateiner für das 17. jahrhundert am wenigsten in betracht. Eine behandlung der andern lateinischen dichtungen des Gryphius war durch Manheimer versprochen, ist aber, soweit dem berichterstatter bekannt, nicht geliefert worden. Für Opitz', Flemmings, Laurembergs lateinische gedichte fehlen bisher nähere untersuchungen, obgleich es ungemein lohnend wäre, ihre deutsche und ihre neulateinische hervorbringung miteinander zu vergleichen. In Tschernings lebenswerk nimmt die neulateinische dichtung keine allzu bedeutende stellung ein; gleichwohl wird man nicht um die aufgabe herumkommen können, die beiden gebiete seiner poetischen tätigkeit nebeneinander zu halten. Den angriff auf einen verkleinerten Tacitus hat Tscherning sowohl in lateinische wie in deutsche verse gekleidet. Die lateinischen distichen (Schediasmata bl. v. B 3) führen zunächst den vergleich des kritikasters mit einem esel in der bekannten weise der neulateiner durch und gehen dann erst zu dem eigentlichen gegenstande, der verkehrten beurteilung des Tacitus, über. Irgendwelche wirkung wird nicht erzielt; immerhin übertrifft die lateinische bearbeitung noch ganz erheblich die deutsche (Vortrab des sommers s. 389); diese ist offenbar nach dem lateinischen gedichte entstanden; beide fassungen decken sich nicht vollständig, sondern das deutsche gedicht benutzt nur einige wendungen des lateinischen, aber schwerfällig und ungeschickt:

Nec vivet per eum Tacitus, nec morte peribit,
Casurum nullo tempore nomen habet.

O glaube mir gewiss, er wird bei weisen gelten,
 Ob du ihn auch schon nicht durch deinen mund erhöhst.

Auch sonst lassen sich beziehungen zwischen der lateinischen und deutschen dichterei Tschernings feststellen. Schediasmata nr. 15 fordert in einem ganz hübschen anakreontikon zum ablassen von den klassischen studien, zur ruhe, zu scherz, trunk und gesang auf. Das gedicht, das freilich einen damals viel besungenen gegenstand behandelt, hat analogien in den deutschen gedichten, z. b. Deutscher gedichte-früling, s. 317 ff., s. 320.

Entsorge deine brust,
 man muss die arbeit mengen
 Mit einer freien lust
 Und auch der ruh verhengens.

Ein vergleich führt zu demselben ergebnis wie bei dem vorher besprochenen gedicht: Tscherning bewegt sich im lateinischen viel ungezwungener als im deutschen; das ist bei sehr vielen deutschen poeten des 17. jahrhunderts in ihren anfangszeiten der fall, z. b. bei dem gleich noch zu besprechenden Czepko. — Die frage, welche ältere richtung der neulateinischen poesie Tscherning fortsetzt, ist nicht schwer zu beantworten. Vor allen hat Friedrich Taubmann auf ihn gewirkt; das s. 169. zitierte gedicht lehnt sich in seiner anfangszeile ersichtlich an den anfang von Taubmanns hochzeitgedicht für Melissus an:

Heri deambulabam
 Horis meridianis.

Auch der titel *Anacreon latinus* stammt aus Taubmann. Will man nach einem vermittler zwischen Taubmann und Tscherning suchen, so wird auch der nicht schwer zu finden sein: es ist Jakob Fabricius (vgl. namentlich s. 316). Fabricius, in der poesie schüler des Nathan Chyträus, aber seinem lehrer durchaus unähnlich, ist neben Gabriel Rollenhagen und dem jüngeren Mynsinger der wichtigste vertreter der späteren neulateinischen anakreontik. Zu Taubmann hatte er, wie seine zweite gedichtsammlung bezeugt, persönliche beziehungen. — Für das 'Lob der buchdruckerei' wird wohl ebenfalls am besten auf die zahlreichen neulatinischen behandlungen des gleichen gegenstandes seit dem ende des 15. jahrhunderts verwiesen werden, denen Tschernings alexandrinier näher stehen als seinen deutsch schreibenden vorgängern.

3. Daniel von Czepko ist lange zeit unbeachtet geblieben. Nachdem ihn Kahlert zuerst der vergessenheit entzogen hatte, vermittelte Palm in seinem wertvollen aufsatz (Beiträge zur geschichte der deutschen literatur des 16. und 17. jahrhunderts. Breslau 1877 s. 261 ff.) einen begriff von dem umfang seines wirkens; Koffmanne gab die drei ersten bücher der für den gang der literarischen entwicklung wichtigsten schrift Czepkos, der 'Sexcenta monodisticha sapientum' heraus, während eine auswahl aus dem ganzen werke, nach sachlichen gesichtspunkten angeordnet, in der ausgabe von Schefflers 'Cherubinischem wandersmann' (Halle 1895, Braunes neudrucke nr. 135–138) dargeboten wurde. Allein was bisher zugänglich geworden ist, genügt zu einer genaueren erkenntnis dieser merkwürdigen persönlichkeits keineswegs. Es ist daher zu begrüßen, dass in Strassers arbeit der anfang zu einer biographischen darstellung vorliegt. Die frühzeit Czepkos von seinen wenig versprechenden anfängen an bis zum jahre 1636 wird sorgfältig verfolgt und in einer weise vorgeführt, dass die entwicklung des menschen und poeten so deut-

lich heraustritt, wie es die lückenhafte überlieferung gestattet. Namentlich das persönliche erscheint greifbarer, als man es sonst im 17. jahrhundert gewöhnt ist, und die versuche, diese persönlichen beziehungen bei den liebesgedichten herauszuschälen, dürfen besonderer beachtung empfohlen werden.

Czepakos entwicklung war verhältnismässig früh abgeschlossen. Auch die nach 1636 entstandenen werke, so die 'Sexcenta monodistica', wurzeln in der vom verfasser behandelten lebensperiode. Es lässt sich daher aus dieser ein bild seines könnens auf den verschiedenen gebieten gewinnen. Sein dichterisches vermögen ist in der tat nicht gering anzuschlagen. Es konnte aber bei der leichtigkeit seines schaffens nicht anders sein, als dass er sich mehrfach an gegenständen versuchte, die ihm nicht gemäss waren. Dazu kam, dass sich der tyrannische zeitgeschmack der wirklichen entfaltung seiner gaben als hinderlich erwies. Beides lässt sich in der an kulturgeschichtlich wichtigen zügen reichen schäferdichtung: 'Coridon und Phyllis' deutlich erkennen. Wo aber Czepko dem antriebe des innern folgt, da sind ihm manche treffer gelungen. Das gilt, wie bereits hervorgehoben, namentlich von seiner fragmentarisch erhaltenen liebeslyrik. Den schon von Palm a. a. O. s. 265 in ihrem wert richtig erkannten 'Unbedachtsamen einfällen' und den 'Drey rollen verliebter gedanken' widmet Strasser lehrreiche analysen, die die tatsächlichen grundlagen dieser dichtungen aufdecken und sie nach gehalt und form bestimmen. Wie sehr diese stücke vom erlebnis diktiert sind, tritt erst jetzt hervor; wir haben hier einen der wenigen nachweisbaren fälle im 17. jahrhundert, bei denen es sich nicht um schemenhaft konventionelle erfindungen, sondern um gelegenheitsdichtung im guten sinne handelt.

Aus der gleichen zeit wie diese dichtungen stammen nun die wichtigsten mystischen schriften dieser ersten periode, vor allem die schon in proben bekannten poetischen werke, das 'Inwendige himmelreich' (1633; von Palm s. 290 richtig datiert; die s. 45 Palm erteilte rüge gilt wohl Koffmanne, der 1638 angibt) und die 'Gegenlage der eitelkeit' (wohl ebenfalls 1633). Neben diesen bedeutsamen schöpfungen steht ein von dem gleichen geiste getragenes, bisher so gut wie unbekanntes umfängliches prosawerk, die 'Consolatio ad Baronissam Cziganeam' (wohl frühjahr 1634), in der Czepko die auch im mittelpunkt seiner liebesdichtung stehende junge adlige dame über den tod ihrer schwester zu trösten sucht. Nach den von Strasser gegebenen auszügen gehört die Consolatio zu Czepakos hervorragendsten leistungen; von den mystikern, zuweilen bis zum wortlaut, abhängig, trägt sie doch den stempel der persönlichkeit, die sie geschaffen hat. Ebenso wie in der genauen untersuchung der liebeslyrik wird man in der analyse dieses werkes das hauptverdienst der vorliegenden arbeit zu sehen haben.

Es ist nun in hohem masse anziehend, zu beobachten, wie Czepakos mystische neigungen auch in seine liebeslyrik eindringen. Da es sich hier um eine erscheinung handelt, die im 17. jahrhundert ganz vereinzelt dasteht und auch sonst sich wohl nicht allzu häufig findet, sei auf die nachweise s. 84 f. und s. 88 noch besonders hingewiesen.

Der verfasser ist auch der frage nach den quellen der mystischen schriften Czepakos nachgegangen. Als ergebnis seiner untersuchung stellt sich heraus, dass Czepko in erster linie von meister Eckhart abhängig ist. Namentlich die für die Consolatio gelieferten nachweise erheben die einwirkung Eckharts zur gewissheit. Neben Eckhart kommt Weigel in betracht, dann folgen die anderen mystiker in ähnlicher abstufung wie bei dem von Czepko beeinflussten 'Cherubinischen wanders-

mann' Schefflers. Die aufstellung des berichterstatters über Schefflers quellen (in der einleitung zu der ausgabe des 'Cherubinischen wandersmanns', Halle 1895) bestreitet Strasser in einem wesentlichen punkte, indem er mit Kern als hauptquelle Schefflers ebenfalls meister Eckhart annimmt. Der berichterstatter kann dem verfasser entgegenkommen; denn wiederholte nachprüfung hat ihn davon überzeugt, dass in der tat der unmittelbare einfluss Eckharts grösser gewesen ist, als er früher angenommen hat. Daneben aber bleibt die ungemein starke abhängigkeit von Weigel bestehen, so dass schwer zu entscheiden ist, wer die grössere macht auf Scheffler ausgeübt hat, meister Eckhart oder Weigel; die einwirkung beider wird sich ungefähr die wage halten. — Die Monodisticha können an dieser stelle deshalb berücksichtigt werden, weil ihre anfänge noch in die hier behandelte periode gehören, und weil sie die frühere mystische schriftstellerei Czepkos fortsetzen. In der erwähnten ausgabe des 'Cherubinischen wandersmannes' ist schon darauf hingewiesen worden, wie sehr Czepko unter dem banne Weigels gestanden hat. Für die benutzung der 'Deutschen theologie' (vgl. Strasser s. 61 f.) sind ebenfalls dort zwei bezeichnende beispiele angeführt worden; die parallelstellen liessen sich indessen mit leichtigkeit vermehren. Nur auf zwei übereinstimmungen möge hingewiesen werden: aus naheliegenden gründen wird die 'Deutsche theologie' nach einer späteren, von Johann Arndt besorgten ausgabe (Magdeburg 1605) zitiert.

Deutsche theologie, kap. 51 s. 166. Aber in der helle wil jederman seinen eigen willen haben, darumb ist da alles unglück unnd unseligkeit.

Czepko, Monodisticha, V, 16.

Dort in der höllen hat ein jeder freien willen,
Drum steckt sie voller pein, und nichts nicht kan sie stillen.

Deutsche theologie, kap. 14, s. 43. Und möchte der Teuffel zu dem wahren Gehorsam kommen, er würde ein Engel.

Monodisticha I, 27.

Der Teuffel wann er könt in den Gehorsam gehn,
Würd itzo fornen an dort untern Engeln stehn.

In gedankengehalt, anlage und wortlaut knüpft Scheffler so an Czepko an, dass seine abhängigkeit von ihm ausser frage steht. Aber er bezieht sich im 'Cherubinischen wandersmann', was noch nicht bekannt ist, auch unmittelbar auf Czepko. Im 'Cherubinischen wandersmann' heisst es, IV, 90:

Die Tugend, spricht der Weis', ist selbst ihr schönster Lohn;
Meint er nur zeitlich hier, so halt ich nichts davon.

Der weise ist Czepko; die in betracht kommende stelle steht Monodisticha II, 49:

Die Tugend, die du wirkst, ist selbst ihr grösster Sold.

Eine erneuerung der wichtigsten werke Czepkos, wie sie schon Palm plante, würde keine unnütze ausgrabung sein. Augenblicklich ist die zeit einem derartigen unternehmen freilich nicht günstig; vielleicht aber lassen sich die aus unserer unglücklichen lage entstandenen schwierigkeiten bei gutem willen überwinden. Ein abdruck aller arbeiten Czepkos erweist sich nicht als nötig; 'Coridon und Phyllis' ebenso wie die 'Semita oder das heilige dreieck' könnten ohne schaden fehlen, auch die satirischen gedichte wären zu entbehren oder doch nur auf eine kurze auswahl zu beschränken. Vollständige aufnahme müssten finden: 1. die 'Unbedachtsamen einfälle'; 2. die 'Drey rollen verliebter gedichte'; 3. das 'Inwendige himmelreich';

4. die 'Gegenlage der eitelkeit'; 5. die 'Consolatio'; 6. die 'Sexcenta monodistica'. Zu diesen grösseren werken sollten noch einige der kleineren stücke treten, so das Exulantenlied Palm s. 270, die gedichte an Köler, Rohr und Donath, Strasser s. 34, 42 ff. Die angegebenen leistungen würden genügen, ein bild des dichters zu vermitteln, der es mehr als mancher bekannte poet des 17. jahrhunderts verdient, mit seinem schaffen fortzuleben. Unsere sammlungen älterer literaturwerke seien auf diese lohnende aufgabe ganz besonders hingewiesen.

4. Ein dankbares gebiet hat von Schröder mit seiner betrachtung der religiösen lyrik Arnolds betreten. Er sucht die verschiedenen abschnitte der geistigen entwicklung Arnolds festzustellen und dessen poetische tätigkeit in diese einzugliedern. Dadurch wird eine gute übersicht erzielt. Eine andere frage ist freilich, ob sich die stufen in Arnolds entwicklung so genau scheiden lassen, wie der verfasser meint. Die neigung zu theosophischer spekulation, die sich in der hinwendung zu Jakob Böhme offenbart, ist doch wohl schon von anfang an bei ihm stark ausgeprägt und tritt nur scheinbar hinter der schwärmerischen mystik zurück.

Der wunsch, den anschauungskreis genau zu kennzeichnen, innerhalb dessen sich Arnold in den verschiedenen lebensperioden bewegte, führt notwendigerweise zu der frage nach seinem verhältnis zu den verwandten geistigen strömungen. Sie zu stellen ist nötig, da Arnold der einwirkung von gedankenkreisen, in denen er etwas seinem geiste entsprechendes wiederfand, sehr leicht zugänglich war, ohne dass freilich die nachhaltigkeit des eindrucks dieser raschen hingabe entsprochen hätte. Allein eine entscheidung über die frage, welche mystischen ideen ihn in dem jeweiligen stande seiner entwicklung die bestimmende richtung gegeben haben, ist ungemein schwierig, und man wird billigerweise nicht verlangen, dass die verwickelten probleme sofort eine einleuchtende lösung finden. Überzeugend sind die nachweise für die tatsache, dass Arnold von Ruysbroek angeregt worden ist. Aber auch die anderen vertreter der älteren deutschen mystik (in die Ruysbroek eingerechnet werden darf) sind sicher von nachhaltigem einfluss auf Arnold gewesen. Dem verfasser kommt es mehr darauf an, zu zeigen, in welcher weise die spanische mystik des 16. und die französische des 17. jahrhundert Arnolds gefühlweise bestimmt hat. Dass ein solcher zusammenhang stattgefunden hat, kann nicht in abrede gestellt werden. Die quietistische mystik Spaniens ist während des 17. jahrhunderts auf dem umwege über Holland auch in Deutschland eingedrungen; es wird eine dankbare, allerdings auch sehr schwierige aufgabe sein, festzustellen, wie sie sich im einzelnen geltend gemacht hat. Schwierig vor allen dingen deshalb, weil sich viele von den gedanken der spanischen mystik auch bereits bei den älteren deutschen mystikern finden. Wenn der verfasser in der tatsache, dass Arnold die gottheit Christi hinter seiner menschlichkeit zurücktreten lässt, eine veräusserlichende anlehnung an die mystik der spanischen heiligen, Teresa von Jesu (1515–1582), sieht, so muss doch hervorgehoben werden, dass es sich bei dieser anschauung um ein altes mystisches erbgut handelt, welches Arnold ebenso gut von anderer seite zukommen konnte und höchst wahrscheinlich auch zugekommen ist; es genügt, an die allbekannten worte Susos zu erinnern: 'Je höher man ohne das durchgehen durch meine menschheit aufklimmt, desto tiefer fällt man. Meine menschheit ist der weg, den man gehen muss'. Nicht anders verhält es sich mit den weiteren, Arnold und der spanischen mystik gemeinsamen vorstellungen. Demnach wird man sagen dürfen: Arnold fühlte sich zu der spanischen (und französischen) mystik hingezogen, weil er hier ideen ausgeprägt fand, die schon früh in ihm erweckt

worden waren. Bei der nun eintretenden näheren beschäftigung mögen einzelwirkungen eingetreten sein; die grundanschauungen werden sie kaum verändert haben.

Dass die meisten der aufgeführten vorstellungen vor Arnold in Deutschland bereits vorhanden waren, lehrt z. b. Schefflers 'Cherubinischer wandersmann'. Nun ist ja freilich auch Scheffler von der spanischen mystik berührt worden (vgl. die angeführte ausgabe des Ch. w. Halle 1896 s. CLf.), aber allzuviel hat er ihr nicht entnommen; der kern des von ihm verarbeiteten geistesgutes stammt aus der älteren deutschen mystik. Dass einige wesentliche anschauungen Arnolds im Cherubinischen wandersmann vorgebildet sind, hat der verfasser nicht übersehen; er weist auf sie hin, ohne aber auf das verhältnis Arnolds zu Scheffler einzugehen. Tatsächlich aber ist nicht im mindesten daran zu zweifeln, dass Arnold zeitweise unter dem banne des älteren dichters gestanden hat. Denn Arnold war ein glühender bewunderer Schefflers ('dieser autor hat Christum lebendig gehabt', heisst es in der 'Historie der mystischen theologie') er hat selbst eine ausgabe des Cherubinischen wandersmanns veranstaltet, und wie sehr er in der gedankenwelt des werkes lebte, beweist die bisher nicht bekannte tatsache, dass er noch auf dem totenbette sich der von Scheffler geprägten wendungen bediente (er sagte unmittelbar vor seinem ende: 'ich esse gott in jedem bissen brot'; vgl. Cher. wand. II, 120); es ist also keineswegs ausgeschlossen, dass einige seiner grundanschauungen durch Scheffler angeregt oder doch wenigstens verstärkt worden sind. Um so weniger als ja Arnold tatsächlich von dem Cherubinischen wandersmann und der hohenliedspoesie der 'Heiligen seelenlust' abhängig gewesen ist. Diese beziehungen zu Scheffler lassen sich deutlich erweisen, auch in dem gedichte, das der verfasser s. 103 f. als besonders gelungen hervorhebt; es zeigt in stimmung, anlage, versmass eine auffallende verwandtschaft mit der Heiligen seelenlust, wobei man noch nicht einmal besonderen wert auf die ähnlichkeit des wortlautes zu legen braucht

Arnold: Komm, komm, mein schöner,

Du Nazarener

Scheffler: Ich liebe dich, du schöner;

III. 90 Ich sehne mich nach deinem Mund,

Du süsser Nazarener.

Da von Scheffler die rede ist, sei beiläufig bemerkt, dass die von dem verf. seite 74 angeführte, in Rosenthals ausgabe enthaltene angebliche unterschrift Schefflers unter dem bilde Jakob Böhmes nicht einwandfrei bezeugt ist; zeile 1 bis 3 stammt, was man bisher meist übersehen hat, aus dem Cherubinischen wandersmann IV, 32, wo sich auch die der konstruktion entsprechende schlusszeile findet; der endvers der angeblichen inschrift erweckt den eindruck, als ob es sich um eine unorganische und nicht von dem autor bewirkte anleimung handle. Damit soll natürlich Schefflers verehrung, ja begeisterung für Jakob Böhme nicht bestritten werden, so sehr sich der katholische Scheffler auch bemüht hat, seine beschäftigung mit Böhmes schriften als etwas zufälliges hinzustellen. — Auch wer, wie der berichterstatte, über die quellenfrage anders urteilt als der verfasser, wird sich doch durch die übersichtliche gliederung gefördert fühlen und es begrüssen, dass die frage nach der einwirkung der spanischen mystik auf die gleichartigen deutschen strömungen des 17. jahrhunderts aufgerollt worden ist.

5. Einen kurzen lebensabriss Arnolds und eine summarische, die wesentlichsten züge gut zusammenfassende charakteristik seiner lieder gibt auch die schrift von Zwetz über Tersteegen. Der hauptteil dieser arbeit beschäftigt sich ebenfalls mit

einem gegenstande, der ungebührlich vernachlässigt worden ist. Der verfassers entwirft eine durch eigene kenntnis von land und leuten belebte biographische skizze Tersteegens und schafft so den untergrund für seine literarhistorische darstellung. Er unterrichtet über den gehalt der einzelnen werke, erörtert das verhältnis Tersteegens zu den bedeutendsten geistlichen liederdichtern des 17. jahrhunderts und bringt aufschlussreiche abschnitte über metrik, sprache sowie über die natur-schilderungen. Alle diese untersuchungen dienen aber ebenso wie die anderen beigaben zur vergegenwärtigung der persönlichkeit, und es ist lehrreich zu beobachten, wie sich in kleinen und kleinsten zügen die eigenart dieses schlichten mystikers und seelenberaters offenbart. Um ein beispiel herauszugreifen: der verfassers trifft durchaus das richtige, wenn er feststellt, dass Tersteegen in der auswahl der versmasse die dem wesen seiner natur entsprechende empfindung zeigt; sein innerstes gefühl richtete sich, wie der verfassers es ausdrückt, auf einfachheit und klarheit des strophenbaus, obgleich er, dem zeitgeschmack folgend, seine in künstlichen massen sich bewegendem gedichte für die besten hielt.

Tersteegens liederdichtung wird neben die Gerhardts, Schefflers, Neanders, Arnolds gehalten und eine genaue vergleichung durchgeführt. Was sich, von der verwendung derselben oder ähnlicher masse abgesehen, an übereinstimmung zwischen Tersteegen einerseits, Gerhardt, Neander und Arnold andererseits findet, führt über allgemeine ähnlichkeiten nur wenig hinaus. Trotzdem sind die zusammenstellungen fruchtbar, weil sie die möglichkeit bieten, das wesen des einen dichters durch die betoneung des verwandten oder des gegensätzlichen bei dem anderen zu erhellen. Nach dieser richtung hin werden die sorgfältigen beobachtungen des verfassers gute dienste leisten.

Arnold hat weniger durch seine gedichte als durch seine wissenschaftlichen und erbaulichen schriften auf Tersteegen gewirkt. Was Scheffler betrifft, so schliesst sich der verfassers dem urteil des verdienstvollen herausgebers von Tersteegens liedern, W. Nelle, an, der eine gemeinsamkeit zwischen Scheffler und Tersteegen nur auf ästhetischem gebiete zugestehen will. Es wird sich empfehlen, bei der behandlung dieser frage die verschiedenen dichtungsorten zu scheiden. Tersteegens spruchdichtung, seine 'Schlussreime', wie er sie in anknüpfung an Scheffler nennt, lehnt sich offensichtlich an den Cherubinischen wandersmann an. Dass trotzdem der grundgehalt von Tersteegens sammlung sich sehr wesentlich von Schefflers art unterscheidet, springt in die augen und ist auch wohl noch nie bestritten worden. Aber obgleich in der sinnesweise ein grundsätzlicher unterschied unverkennbar ist, so wäre doch eine so bis ins einzelne gehende anlehnung nicht erklärlich, wenn eben nicht Tersteegen für einen teil seiner religiösen anschauungen bei Scheffler den vollkommensten ausdrück gefunden hätte. Denn Scheffler ist ja der erste, der die quietistische stimmung poetisch festgehalten hat, und nicht umsonst hat ihn Leibniz mit Molinos verglichen. Dass die sehnsucht nach ruhe und stille dem wesen Tersteegens weit mehr entsprach als dem Schefflers, und dass sie daher bei Tersteegen zur beherrschenden und verklärenden grundanschauung wurde, ändert an der tatsache nichts, dass Tersteegen auch inhaltlich von Scheffler abhängig ist. Es kann daher nicht zugegeben werden, dass Scheffler lediglich einen ästhetischen einfluss auf Tersteegen ausgeübt hat. — Bei weitem nicht in gleichem masse wie die sprüche vom 'Cherubinischen wandersmann' sind die lieder Tersteegens von Schefflers 'Heiliger seelenlust' beeinflusst; der grundsätzliche unterschied macht sich hier deutlicher bemerkbar. Gleichwohl hat auch Schefflers liederdichtung auf

Tersteegen stark gewirkt, und wie sie ihm im ohre klingt, das zeigt sich sogar in kleinigkeiten: wenn der verfasser in seinen bemerkungen zur sprache des dichters das im reim auf 'nichts' gebrauchte 'geschichts' aus der sprache der bibelübersetzungen ableiten will, so erscheint wohl die annahme gerechtfertigter, dass Tersteegen bewusst oder unbewusst die verse Schefflers vorgeschwebt haben (Heilige seelenlust, III, 83):

Liebe Jesum und sonst nichts,
Meine Seele, so geschichts.

Einer künftigen gesamt-darstellung werden diese beiträge zur geschichte der pietistischen lyrik die besten dienste leisten. Als universale religiöse bewegung verlor der deutsche pietismus seit dem ersten viertel des 18. jahrhunderts seine kraft; er blieb nur in einzelnen gebieten lebendig, so z. b. am Niederrhein, wo Tersteegen sein poetischer vertreter wurde. Aber wenn auch die richtung religiös als ganzes zurücktrat, ihre rolle war bekanntlich damit keineswegs ausgespielt, vielmehr begann die entscheidende wirkung sich erst jetzt zu vollziehen. Wie es dem pietismus gelungen war, die hervorstechendsten züge seines empfindungslebens der orthodoxie aufzuimpfen (Joh. Sebastian Bach!), so teilte sich die durch ihn herbeigeführte verfeinerung des seelischen lebens der allgmeinheit mit. Dass aus diesem wandel des gemütsstandes gerade der lyrik die nachhaltigste nahrung zuffloss, leuchtet ein. Ein teil des dadurch erzielten fortschrittes muss sich demnach auch schon in der pietistischen lyrik zeigen. Aus diesem grunde drängt sich die notwendigkeit der inangriffnahme einer geschichte der pietistischen lyrik unabweisbar auf. Ein derartiges unternehmen müsste in möglichst umfassender weise auch die vorgeschichte der pietistischen lyrik im 17. jahrhundert berücksichtigen (vgl. oben s. 305), wobei zu beachten wäre, was der pietismus von dem älteren liedergut als seinen eigenen bedürfnissen entsprechend beihehalten hat (gute fingerzeige nach dieser richtung hin liefert namentlich das Freylinghausensche gesangbuch). Deutlicher als bisher würde sich bei berücksichtigung der ganzen stoffmasse ergeben, wie sehr die durch die schöpferischen geister etwa von Pyra an herbeigeführte blüte der lyrik vorbereitet war.

6. Nicht über das ganze werk Witkops, sondern nur über die in das gebiet dieser besprechung fallenden teile kann hier berichtet werden. Den ausgangspunkt bildete in der ersten auflage Friedrich Spee; eine einleitung suchte über die wichtigsten punkte der vorangehenden und gleichzeitigen entwicklung auskunft zu geben. Diese einleitenden bemerkungen hat der verfasser jetzt zu einem abriß der deutschen lyrik von Luther bis Spee erweitert. Man kann nicht sagen, dass die arbeit durch dies verfahren wesentlich gewonnen hätte. Wenn der verfasser zunächst von der renaissancepoesie ausgeht und ihre vertreter in der allerelementarsten weise charakterisiert, sich aber dann erst zum kirchenlied wendet und Luther behandelt, so lässt sich zwar die absicht verstehen, aber man erhält trotzdem ein schiefes bild. Dazu kommt noch ein anderer mangel. Das erwachen des individuellen gefühls bereitet sich schon im 16. Jahrhundert vor. Die wesentlichsten merkmale dieses vorgangs dürfen daher nicht übergangen werden, auch wenn es sich nur um einzelzeugnisse handelt. Huttens 'Ich habs gewagt mit sinnen' sollte deshalb ebensowenig fehlen wie Schwarzenbergs 'Kummer Trost'; das letzte würde trotz der verwendung der reimpaare gerade deshalb einen platz verdienen, weil hier deutlich zu spüren ist, wie das gefühl sich aussprechen will, aber noch mit dem ausdrück ringt. Auch in Huttens spruchdichtung müssten die individuellen

bestandteile, wie die bekannten stellen in dem vorwort und der schlussrede zum 'Gesprächbüchlin' herbeigezogen werden. Da das deutsch des 16. jahrhunderts im ganzen noch zu unfertig war, als dass es den feineren empfindungen des innenlebens hätte gerecht werden können, fiel diese aufgabe einer anderen sprache zu, deren jeder gebildete mächtig war, der lateinischen. Wie stark in der neulateinischen poesie des 16. jahrhunderts das individuelle gefühl sich regt, bezeugen beispielsweise Micyllus und sein schüler Petrus Lotichius Secundus; wer also die moderne deutsche lyrik aus ihren wurzeln ableiten will, darf auch die neulateinische dichtung nicht vergessen. — So wichtig Luthers lied ist, der individuelle drang macht sich auch in den liedern der täufer geltend, und namentlich die märtyrlieder bilden wichtige parallelen zu Luthers erstem singbaren gedicht. — Den gegensatz zwischen Luthers und Gerhardts persönlichkeits und zeit vergegenwärtigt der verfasser an der oft hervorgehobenen tatsache, dass Luther im plural, Gerhardt im singular spricht; ganz trifft das nicht zu: bei Luther heisst es: 'dem teufel ich gefangen lag', 'aus tiefer not schrei' ich zu dir'; aber es ist richtig, dass diese lieder aus den anfängen der reformation stammen (1523); eine tiefer dringende betrachtung würde bei dem ersten liede: 'Nun freut euch, liebe christen gemein' festzustellen haben, wie die absicht Luthers, die empfindungen der christengemeinde zum ausdruck zu bringen, bereits vorhanden ist, aber durch das neuerwachte individuelle gefühl niedergedrückt wird, das dann doch schliesslich unter dem einfluss der forderungen des tages dem anderen prinzip weichen muss.

Wie für die erste hälfte des 16. jahrhunderts, so sind auch für die zweite die massgebenden faktoren nicht ausreichend berücksichtigt; das gesellschaftslied wird zwar einmal flüchtig erwähnt, aber von der bedeutenden wirkung, die es auf das zustandekommen der lyrik des 17. jahrhunderts ausgeübt hat, ist mit keinem worte die rede.

Bei der behandlung des 17. jahrhunderts wird die raumverteilung nach dem platze bestimmt, der nach der meinung des verfassers dem dichter innerhalb der entwicklung zukommt. Man kann die berechtigung dieses standpunktes anerkennen, muss aber doch einwenden, dass das subjektive urteil seine grenzen hat. Paul Gerhardt erhält zwar eine kurze charakteristik (nicht ganz 1½ seiten gegenüber 14, die Spee gewidmet sind), wird jedoch als noch nicht völlig reif befunden; dazu ist zu bemerken, dass ähnliche schranken wie bei Gerhardt bei allen dichtern des 17. jahrhunderts, auch bei Spee und Scheffler, vorhanden sind. Durchaus unrichtig ist es, die beiden für den entwicklungsgang der lyrik so wichtigen dichter, Fleming und Gryphius, nur mit etwa 10 zeilen abzuspeisen. Eine darstellung, die lediglich von gipfel zu gipfel schreitet, mag für wahrhaft produktive zeiten allenfalls zulässig sein, im 17. jahrhundert erscheint sie als durchaus unangebracht, da die persönlichkeits damals noch nicht so ausgebildet war, dass sie die wesentlichsten regungen des zeitalters in sich hätte vereinigen können. Deshalb sind zur herstellung eines gesamtbildes der lyrik des 17. jahrhunderts die kleineren geister unentbehrlich; findet die darstellung des 18. jahrhunderts raum für die anakreontiker, ja sogar für Miller, so dürften im 17. jahrhundert Grefflinger, Stieler, Finkelthaus und Schoch nicht fehlen.

Ausführliche charakteristiken erhalten nur Spee, Scheffler, Brockes, Haller, Hagedorn, womit wir zu den durch das stoffgebiet dieser besprechung gezogenen grenzen vorgedrungen sind. Es ist rühmenswert, dass der verfasser sich bemüht, diese dichter als typen innerhalb der fortschreitenden entwicklung aufzufassen. In

diesem bestreben wird man einen fortschritt sehen, auch wenn man sich nicht mit allen formulierungen des verfassers befreunden kann.

Der berichterstatter hat es stets für seine pflicht gehalten, das gute namentlich in den arbeiten derer aufzusuchen, die das recht zu haben vermeinen, von oben herab über ihn abzuurteilen. Mit diesem vorsatz ist er auch an das vorliegende buch herangetreten, und es ist nicht seine schuld, dass er trotz redlichen bemüehens nicht allzuviel günstiges hat hervorheben können. Bei der besprechung des 'Cherubinischen wandersmanns' findet sich der folgende satz: 'Es ist müssig — wie man getan hat — eine stufenfolge der einflüsse herzustellen und in ihr etwa Valentin Weigel, Eckart, Tauler, pseudotaulerische schriften und die deutsche theologie nacheinander zu ordnen: in den 1676 epigrammen, meist alexandrinischen zweizeilern, ist ohne den versuch einer systematik fast der gesamte ideengehalt der mystik krystallisiert'. Gemeint ist die mehrfach erwähnte einleitung zu der ausgabe des 'Cherubinischen wandersmanns' in Braunes neudrucken. Die hochfahrende art, in der die arbeit des berichterstatters als unnütz abgelehnt wird, kann diesen nicht abhalten, die tatsache, auf die der verfasser sein urteil gründet, in aller ruhe nachzuprüfen. Zwei richtungen beherrschen die mystik; die eine lässt sich als schwärmerisch gesteigerte kirchlichkeit bezeichnen, die andere verarbeitet spekulative, in der hauptsache aus dem neuplatonismus stammende ideen. Nur wo beide richtungen gleichmässig vertreten sind, kann man von einem lebendigwerden des gesamten mystischen ideenschatzes sprechen. Die frage, ob die beiden richtungen im Cherubinischen wandersmann nachzuweisen sind, muss bejaht werden. Aber in den ersten fünf büchern, auf die es hier allein ankommt, treten die äusserungen der schwärmerisch gesteigerten kirchlichkeit durchaus hinter den theosophischen spekulativen zurück. Scheffler ist daher von den theosophisch gerichteten mystikern ungleich mehr abhängig als von den geistesverwandten Susos. Aus dieser tatsache ergibt sich die notwendigkeit des nachweises einer stufenfolge von selbst. Ein solcher nachweis erscheint auch deshalb unentbehrlich, weil Scheffler seine massgebendsten quellen verschwiegen, dagegen andere in den vordergrund geschoben hat, denen er nur wenig oder so gut wie nichts verdankt. Diese darlegung zeigt, wie unzutreffend die annahme der verfassers ist, so dass auch hier der hochmütige ton der überlegenheit, wie so häufig, im umgekehrten verhältnis zu der kenntnis des gegenstandes und zu der richtigkeit der behaupteten tatsachen steht.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

Johannes Günther. Der theaterkritiker Heinrich Theodor Röttscher. Theatergeschichtliche forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. 31. Leipzig, L. Voss 1921. 164 s. m. 15.—

Sein buch möchte Joh. Günther dem schauspieler in die hand geben, nicht nur dem kritiker und literaten, und das ist gut. Er will der kunst damit dienen, die hinter allen schriften seines kritiklers Röttscher als der grosse gegenstand seiner untersuchung liegt, der schauspielkunst, nicht nur der literatur. Und ich glaube, er könnte das erreichen, könnte die kunst beträchtlich fördern, wenn nur die künstler von den kritikern, den literaten, gefördert werden wollten. Dass aber unsere künstler sich so ungerne in deren hände begeben, liegt nicht nur an einer oft kindlich anmasslichen selbstgerechtigkeit der schauspieler, sondern ebensowohl daran, dass es so wenig kritiker gibt von der überzeugenden sachlichkeit und der

aus bildung entstehenden güte Rötchers. Und woher kommt seine starke wirkung? Man könnte meinen, dass er mit seiner philosophisch-ästhetischen theorie aus Hegelschule auf die praktische kunst abstossend wirken müsste. Und doch scheint mir, dass gerade darin die bedeutung von Rötchers charakteristiken beruht, dass er immer und unbeirrt von dem innerlich festen standpunkt der idee des kunstwerks ausgeht. Das führt Günther in seinem nicht umfangreichen, aber gründlichen büchlein überzeugend durch.

Gut einführend in seinen stoff gibt Günther zunächst in 3 kapiteln einen überblick über Rötchers stellung in der theaterkritik seiner zeit, insbesondere in Berlin, und weist als grundlage seines wirkens eben den philosophischen standpunkt seiner kritiken auf. Die idee des dramas suchte Rötcher zunächst aufzuweisen und davon die idee der darstellung des ganzen kunstwerks abzuleiten. Ihm ordnet er dann die idee jeder rolle folgerichtig ein und unter und vergleicht an diesem masstabe die einzelleistung jedes darstellers. Wir sehen, wie auf diese weise Rötcher theoretisch-philosophisch als gelehrter oder äthetischer betrachter zu demselben standpunkt kommt, der sich praktisch immer mehr in der auffassung ernster bühnenleiter wie Schröder, Goethe und Immermann durchsetzte: der des gesamtkunstwerks im kampf gegen das virtuosentum; und mit'genugthuung sehe ich Rötcher so auf derselben seite stehen, auf der ein vertreter der schauspielerwelt, Eduard Devrient, eben damals am werke war, aus standesinteresse seiner kunst ihre ungeschminkte geschichte zu schreiben. Ich betone das um so mehr, als der verfasser einer im vorigen jahre erschienenen schrift über Rötcher sich bemüht, einen gegensatz zwischen Rötcher und Ed. Devrient zu finden, von dem keine rede war. Devrient blickte 'mit achtungsvoller dankbarkeit und inniger freude' zu dem wissenschaftlichen helfer und vorkämpfer für die ehre und bedeutung der schauspielkunst hinüber, dem er sich in seinem wirken für seinen stand und seine kunstwahl verwandt fühlte. Leider war Ed. Devrient gerade (1844) von Berlin fortgezogen, als Rötcher (1845) von Bromberg nach Berlin kam und die stelle des bedeutendsten kritikfers übernahm, so dass beide männer sich nicht persönlich begegnet sind, um sich wechselseitig zu fördern. Ein einziger brief Rötchers an Ed. Devrient ist nur vorhanden. Ich darf ihn hier veröffentlichen, um den ton der beziehung beider männer zu kennzeichnen. Er ist die antwort auf Devrients briefliche besprechung der ersten ausgabe von Rötchers 'Kunst der dramatischen darstellung' (Berlin 1841), eine kundgebung, die grundsätzlich und inhaltlich den worten in seiner 'Geschichte der deutschen schauspielkunst' (V. 288 f. 1874) entsprechen haben muss. Von besonderer bedeutung ist in diesem briefe auch noch Rötchers mittheilung eines gedankens von Dav. Fr. Strauss, die schaubühne in hervorragendem masse mit in die staatlichen bildungsstätten des deutschen volkes zu ziehen, gedanken, die den gleichen ideen bei Rötcher und bei Ed. Devrient begegneten, aus denen 1848 Devrients reformschrift 'Das nationaltheater des neuen Deutschlands' hervorgegangen ist.

Bromberg, den 16t. Oktober 1841.

Sie haben mir, geehrter Herr, durch Ihr freundliches Schreiben eine wahrhafte Freude bereitet. Ein ausübender Künstler und ein wissenschaftlicher Mann fühlt sich in meiner Arbeit befriedigt und spricht dies mit einer Wärme und Energie aus, welche mich auf das wohlthuendste berühren. Sie glauben mir, denk' ich, aufs Wort, wenn ich Ihnen bekenne in Ihren Zeilen eine grosse Genugthuung, einen schönen langefortwirkenden Lohn für meine Thätigkeit gefunden zu haben.

So viel günstige Stimmen sich auch bisher öffentlich, wie privatim, besonders von Seiten meiner philosophischen Freunde, über meine Leistung haben vernehmen lassen, so darf ich Ihre Äusserungen über mein Werk noch in einem ganz besonderen Sinne epochemachend für mich nennen, da es die erste gewichtige Stimme aus der Künstlerwelt selbst ist, welche sich in einer für mich so erhebenden Weise über meine Entwicklungen äussert. Der Werth Ihrer Beistimmung steigert sich aber noch durch die Erwägung, dass Sie selbst, geehrter Herr, alle von mir zur Sprache gebrachten Probleme, alle Momente der dramatischen Darstellungskunst ebenfalls zu Objekten Ihres Sinns und Denkens gemacht, dass Sie seit Jahren sich selbstbewusst in die Welt Ihres künstlerischen Schaffens hineingelebt haben. So gilt mir Ihr Wort als das Wort eines Repräsentanten des edelsten Kunstlebens und des sittlichsten Ernstes in der Ansübung der Kunst. Ich freue mich im voraus der Zeit, wo meine Anwesenheit in Berlin mich in nähere Beziehung zu Ihnen bringen wird, und ich verspreche mir aus unseren Discussionen die mannigfaltigsten Anregungen und den dauerndsten Gewinn. Vielleicht betreffen Ihre Differenzen in Rücksicht einzelner Partien des besonderen Theils Punkte, in denen ich jetzt selbst schon die Schwäche meines Werks anerkenne und welche bei einer nochmaligen Arbeit wohl noch anders gefasst und tiefer begründet werden möchten. Um aber nicht selbst übermaunt zu werden muss man eine Arbeit, welche ein ganzes Gebiet dem Gedanken zu unterwerfen unternimmt, für fertig erklären, selbst wenn man weiss, dass eine längere Vertiefung in einzelne Theile, eine nochmalige Umgestaltung derselben herbeiführen werde. Was auf der einen Seite an Gründlichkeit gewonnen würde ginge dabei vielleicht an Frische und Unmittelbarkeit verloren. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie, geehrtester Herr, mir gleich vorläufig den einen oder den anderen Differenzpunkt bezeichneten. Meine Arbeit ist mir jetzt schon so objektiv geworden, dass ich Ihnen eine ganz unbefangene und rücksichtslose Prüfung versprechen darf. — Ihr Schreiben spricht die ganze Trostlosigkeit über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne aus. Dabei mögen Sie schmerzliche Erfahrungen durchdrungen haben, die sich gewiss täglich wiederholen werden, so lange der Zustand der Bühne unverändert bleibt! Dass ich bei der Entwicklung im letzten Abschnitt auch konkrete Verhältnisse vor Augen gehabt wird Ihnen nicht entgangen sein. Wer mir im allgemeinen Theile zum Routinier gessenen hat, denke ich wird auch zu errathen sein. Es wird Ihnen nicht uninteressant sein zu hören, dass Strauss mir in einem Briefe die Absicht zu erkennen gegeben hat über die notwendige Reform der Bühne mit besonderer Rücksicht auf mein Buch einen Aufsatz zu schreiben. Bei der universellen Geistesdisposition und der umfassenden philosophischen Bildung des grossen Theologen überraschte es mich nicht auch für diese Sphäre das lebhafteste und geistigste Interesse bei ihm zu finden. Soll die Bühne anders werden, sagt er wörtlich, so ist dies nur möglich 'wenn auch zugleich von oben her geholfen wird. Das Theater, fährt er im Briefe an mich fort, muss schlechterdings aufhören Hoftheater d. h. ein Theil fürstlicher Belustigung von dem meistens schlechten und unreinen Geschmack eines allerhöchsten Individuums und seines Hofes abhängig, zu sein; es muss Nationaltheater d. h. integrirendes Glied des Staatsorganismus werden, unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts stehend, es seine wahre Bestimmung erreichen soll'. Sie werden zugeben, dass der grosse Alleszermalmer die würdigste und edelste Vorstellung von der Bedeutung der Bühne hat. Liest man im zweiten Theil seiner Dogmatik zwischen

den Zeilen, so sieht man, dass er den Kultus der Kunst und auf seiner höchsten Stufe ein wahrhaftes Nationaltheater an die Stelle der Kirche setzen will und dies nicht undeutlich als die nothwendige Gestalt der Zukunft bezeichnet. Indem ich mich Ihnen zu fernerm Wohlwollen freundlichst empfehle füge ich nur noch den Wunsch hinzu, dass es Ihnen, geehrtester Herr, genehm sein möge mich recht bald durch eine Zuschrift zu erfreuen. Sie sollen in mir keinen saumseligen Mann finden. Mit ausgezeichnetster Hochachtung ergebenst

Dr. H. Theodor Roetscher.

Man könnte ja fragen, ob es richtig sei, mit einer von vornherein bestimmten ansicht — wie der Hegelschen idee des kunstwerks bei Rötischer — an die beurteilung eines kunstwerkes heranzutreten. Aber J. Günther zeigt, wie Rötischer nie gewaltsam dem kunstereignis seinen standpunkt aufgedrückt hat, sondern gerade immer aus dessen charakter und innerem organismus heraus den jeweiligen ausgangspunkt für seine beurteilung ableitet. Und so besitzt Rötischer freilich eben in seiner philosophisch abstrahierenden bildung die grundlage, auf der er zu einer sicheren stellung den verschiedenen werken gegenüber kommt. Die richtungslosigkeit wirft den beurteiler nur zu leicht jeder modeströmung in die arme und nützt durch diesen mangel an weisheit der kunst, dem künstler und dem publikum gleich wenig. Wir fühlen uns vor Rötischers kritiken so sicher in der gewähr gediegenen urteils geborgen. Man lese z. b. etwa die ausführungen (s. 20 f.) über Gutzkows Uriel Akosta, über geschichtliches drama, über tendenzstücke und im gegensatz dazu über nationale färbung, besonders auch im lustspiel, über das umsetzen des kampfes einer dramatischen idee in entwicklung der charaktere im drama oder der idee in stimmung durch rhythmus und sprache oder in konzeption, situationen und charaktere, die alle aber zugleich ihre selbständige geltung haben. Oft macht Rötischer vorschläge zu änderungen in einem drama, und ich bedaure nur, dass Günther — vielleicht aus raummangel der papiernot wegen — kein bestimmtes beispiel dafür anführt und durchprüft. Ich hätte statt dessen lieber manche umständliche überleitungswendung gestrichen. Der papiernot ist wohl auch die wünschenswerte weitere ausführung der 3 teile des I. kapitels im II. buche (kritik der theatralischen darstellung) zum opfer gefallen, so dass die überschritten — Rötischer und das deutsche theater seiner zeit, das Berliner kgl. theater zur zeit der kritikertätigkeit Rötischers und Rötischers theatergeschichtliche kenntnisse in seinen kritiken — nur volltönende versprechungen ohne erfüllung bleiben. Dass Rötischers theatergeschichtliche kenntnisse nur gering gewesen sind (die vorlesungen von Rob. Prutz und Ed. Devrients Gesch. der deutschen schauspielkunst waren ja noch nicht erschienen), oder dass er keinen gebranch davon gemacht hat, das lässt auch Günthers dritten teil hier bedauerlicherweise recht mager ausgehen. Wohltätig aber wirkt bei Rötischer hier gerade auch das vermeiden unsachlichen sichrühmens mit gelehrsamkeit, auch persönliche erinnerungen an schauspieler kommen nur sehr sparsam und nur im dienste der gegenwartskritik vor, für unsere theatergeschichtliche forschung freilich allzu sparsam. Die zusammengehörigkeit von drama und schauspielkunst ist für Rötischer immer selbstverständlich, und doch weiss er wohl stück und darstellung zu trennen. Durch das aufzeigen der abhängigigkeit der einzelnen rolle von ihrer idee im zusammenhange mit der idee des ganzen stückes wird eine positive aufstellung des charakters geboten, an der die darstellerische einzeldurchführung immer wieder gemessen werden kann. Das von Rötischer so gebotene ideal der rolle geht gewöhnlich bei ihm auch auf künstlerisch erlebtes zurück, zu dem spätere zusätze

von anderen darstellern im wesentlichen bestätigung des einmal erkannten bieten. Menschliche irrthümer oder subjektive neigungen können natürlich trotz allen philosophisch-ästhetischen standpunkts mit unterlaufen wie z. b. das nur zu begreifliche überschätzen Seydelmanns anderen gewichtigen stimmen gegenüber — vergleichbar etwa Goethes überschätzen der kunst Iflands im gegensatz zu Schillers ruhigerem urteile. Fein und ganz im zusammenhange seiner idee von der rolle ist die unterscheidung Rötchers zwischen künstlerischen und technischen mitteln des schauspielers und deren anwendung auf dämonische oder nur landläufige ('routinier-') charakterrollen. Und höchst fördernd und lehrreich ist das aufdecken der art des herantretens eines künstlers an eine rolle. Nicht sich zu begnügen gilt es nach Rötchers meinung mit dem ausführen des ersten eindrucks, sondern zur reflexion muss er sich durcharbeiten; dann aber muss eine revidierende rückkehr zur naturauffassung des frischen erlebens erst die ganzheit lebenswarmer gestaltung schaffen (s. 60 f.). — Vortreffliche beobachtungen auch gerade der technischen mittel, wie sie für die zeit um Döring und Dessoir, Hendrichs und die Crelinger herum so charakteristisch und deshalb für unser studium der theatergeschichte so lehrreich sind, reiht Günther aus Rötchers kritiken zusammen, und wir durchleben an den von Günther geschickt ausgewählten beispielen ein stück lieber alter theatergeschichte in lebendigster vergegenwärtigung. In die güte und reife von Rötchers wesen führt Günther in einem V. kapitel über ihn als erzieher des schauspielers. Er sagt (s. 95): 'Rötcher hat eine tiefe achtung vor dem schauspieler und seiner kunst. Gewiss, er hat die schattenseiten, die gemeinheiten der breiten masse des schauspielerstandes gekannt, aber er konnte den schauspielern am besten helfen, indem er ihnen, den dolmetschern der ideen genialster menschen, achtung entgegenbrachte, dadurch ihre selbstachtung hob oder sie zu ihrer wiederherstellung zwang und sie so ihre ehre erhalten oder wiederfinden liess'. — Besonders lebenswürdig ist Rötcher, wenn er tadeln muss. Die würde der kunst ist ihm da oberstes gesetz, auf das er sich beruft. — Eines freilich ist als mangel bei Rötcher gerade als kritiker zu beklagen: er hat keinen humor. Und damit erschwert er sich so oft das besprechen. Günther sagt sehr richtig (s. 115): 'Wir heutzutage sind des spottes in der theaterkritik so satt, dass wir um ein fehlen des spotts bei Rötcher nicht trauern, aber den humor vermissen wir bei unserm kritiker ungerne. Rötcher hat, obgleich er dem theater viel zu sagen hatte, dennoch wohl überhaupt das leichte künstlerblut gefehlt. Das ist gewissermassen eine tragik für ihn; denn hätte er es gehabt, dann hätte er sicher auf den einzelnen theaterkünstler noch mehr einfluss ausüben können'. — Eine reiche fülle feiner betrachtungen bringen auch Günthers letzte kapitel über Rötchers stellung zu den 'grossen gästen', wo er auch in den ersten kampfe eintritt gegen das eitle virtuosentum der zeit, seine stellung zu theaterleitung und regisseur und zum publikum (vergleich zwischen Rötcher und Lessing).

WEIMAR.

HANS DEVRIENT.

Louis Brun, Hebbel sa personnalité et son oeuvre lyrique, Paris, librairie Felix Alcan, 1919, XIII, 884 s.

Mit Brun hat sich der dritte Franzose auf das gebiet Hebbelscher dichtung begeben; und dieser hat sich das sicherlich nicht leichte gebiet Hebbelscher lyrik zum gegenstand reichlicher forschung ausgewählt. — Der aufbau seines umfang-

reichen werkes gestaltet sich folgendermassen: als natürliche ausgangspunkte für die forschung ergeben sich dem verfasser die drei von Hebbel selbst veröffentlichten gedichtsammlungen aus den jahren 1842, 1848 und 1857 (teile II bis IV von Bruns darstellung). Da aber Hebbels lyrisches werk im zusammenhang mit Hebbels persönlichkeith und seiner ästhetischen theorie behandelt werden soll, ergibt sich für jeden dieser hauptabschnitte eine dreiteilung: persönlichkeith, ästhetische theorie, lyrische produktion. Zum ganzen tritt ein einleitungsteil I, in dessen zwei kapiteln die Wesselburener zeit und die frühesten gedichte bis zur übersiedlung nach Hamburg behandelt werden. Von einer ästhetischen theorie ist hier noch nicht die rede, sondern erst von dem momente ab, wo Hebbels eigene 'fortlaufenden' schriftliche äusserungen in briefen und tagebüchern vorliegen. Ebenso entbehrt der dreiteilung der schlussabschnitt V, der auf die analyse des vorherigen die synthese gibt und eine gesamtstudie über Hebbels verskunst vermittelt. — Innerhalb der drei gegebenen festen ausgangspunkte geht nun der verfasser in der behandlung der gedichte genau chronologisch vor. Nur bei ganzen gruppen, wie z. b. bei 'Ein frühes liebesleben', 'Dem schmerz sein recht', betrachtungen über 'Gott, mensch, natur' wird das prinzip der chronologie durchbrochen und der cyklus als einheit behandelt, nicht aber ohne dass vorher peinlichst auf die chronologie der einzelnen teile hingewiesen worden wäre.

Die behandlung eines dichterischen werkes nach seiner zeitlichen entstehungsfolge — soweit diese bekannt ist — und im zusammenhang mit des dichters eigenen theoretischen äusserungen mag in wissenschaftlicher beziehung vieles für sich haben. Für Hebbel bleibt mir dieses prinzip sehr fraglich. Schon abgesehen davon, dass er sein ziel früher erreicht als erkannt zu haben selbst bekennt, gilt auch für ihn sein über Feuchtersleben gesprochenes wort: 'die dichterische entwicklung hat nun einmal stadien, die nicht in einer reinen blüte aufgehen, und die das individuum dennoch nicht überspringen kann; wer soll sie richtig deuten und würdigen, bevor das resultat sie erklärte und ins rechte licht rückte'? Wenn irgend ein deutscher dichter, so verlangt gerade Hebbel einen ganz besonderen masstab der behandlung, und wenn irgendeine der dichtungsgattungen, in denen er vor das publikum getreten ist, so die lyrik. Wie man sich daran gewöhnt hat, Hebbels drama rückwärts schauend, nach erkenntnis seiner pantragischen weltanschauung und lebensauffassung zu betrachten, so muss man sich auch für das richtige verständnis seiner lyrik daran gewöhnen. In diesem sinne müsste dann, da der mensch, zumal die dichterische einzelpersönlichkeit kein mechanisches rechenexempel ist, bei welchem eines sich, logisch fortschreitend, aus dem vorangegangenen entwickelt, für die systematische behandlung an stelle des zu äusserlichen chronologischen gesichtspunktes ein gedanklicher leitfaden in der art und weise einer zentralanalyse treten. Wenn man aber die zeitliche entstehungsfolge als richtschnur wählt, wahrh man den gedanklichen zusammenhang, auf den es ja doch in erster linie ankommt, nur unter der einen bedingung, dass man nämlich die einzelne dichtung als abgeschlossenes produkt einer innerlich erledigten lebensstimmung (oder auch als den versuch, sie zu erledigen) in den allerengsten zusammenhang mit dem sie bedingenden erlebnis (auch dem gedanklichen) setzt (vgl. dafür Ph. Witkop, den Brun übrigens nicht mehr zitiert). — Auf grund eines solchen vorgehens erhalte man wahrscheinlich dann auch die möglichkeit, weiterschreitend auf Werners pfaden (bd. 7 der gesamtausgabe, einleitung) eine erklärungsversuch über die art und weise der zusammenstellung der einzelnen gedichtsammlungen. Brun geht aber in der je-

weiligen genèse du recueil (vor jeder besprechung der einzelnen sammlung) stillschweigend der frage nach einem anordnungsprinzip aus dem wege.

Jedesfalls aber muss ein werk über lyrik auch interpretation geben, zum verständnis des gehaltenes des einzelnen produktes beitragen. Und immer muss die interpretation eines gedichtes ausgehen vom erlebnis des einzelnen stoffes, vielmehr vom verhältnis des dichters zu all demjenigen, was er im gegebenen augenblick aus sich herausstellen und es neuschöpfend gestalten und formen will. Die art, wie sie unser verfasser anstrebt, kann nun aber nicht überall voll befriedigen. Denn im allgemeinen (wenn er sich bei der erklärung des gedichtes nicht mit einer einfachen paraphrasierung begnügt) scheint er darunter etwa die aufgabe zu verstehen, die abhängigkeit eines dichters (seien es die gedanken, die idee oder eigentümlichkeiten der form, die in betracht fallen) von einem andern dichter oder auch die etwa zufällige ähnlichkeit des einen mit dem andern in bezug auf ihre schöpfungen darzulegen. — Wie jeder dichter eine individualität für sich darstellt, ein sein für sich ist, das in einem bestimmten milieu lebt und seine wesenseigenheit auf ein bestimmtes milieu wiederum sich auswirken lässt, dabei allerdings aufnimmt, aber das aufgenommene auf seine, nur ihm eigentümliche weise verarbeitet, so muss auch seinem gedichte, in erster linie seinem lyrischen gedichte (solange es als die ursprüngliche beichte seines schöpfers zu gelten hat) gleichsam ganz individuelles leben zugesprochen werden. Dass ein dichter, der dichter zu sein beginnt, seinen weg erst suchen muss, ist selbstverständlich; ebenso dass er sich an denjenigen schult, die vor ihm da waren. Schliesslich gewinnt er aber seine eigene form. Wenigstens dürfen wir das von Hebbel behaupten (vgl. Witkop II 239, 245). Brun scheint es hingegen gar oft dann am wohlsten zu sein, wenn er Hebbels abhängigkeit (und zwar nicht nur für seine frühzeit) von dem oder jenem dichter nachweisen zu können glaubt oder wenn er irgend einer ähnlichkeit mit einem fremden muster habhaft geworden ist. So durchziehen Schillers und Goethes namen einem roten faden gleich das ganze werk. Besonders Goethe muss recht oft herhalten, so dass man das gefühl nicht los wird, Hebbels lyrik solle dadurch zu grösserem ansehen gebracht, wenn nicht gar überhaupt erst gerettet werden. Ähnlichkeiten sind ja wohl in grosser zahl und in frapperanter weise zu konstatieren. Aber weshalb scheut man sich zuzugeben, dass geniale menschen immer nur das ihnen adäquate aus dem zeitdenken und -fühlen sich aneignen? Dabei wird an sich durchaus nicht geleugnet, dass zur einkleidung eines eigenen erlebnisses fremdes muster und fremde farbe oft herhalten und hergehalten haben; aber wichtig bleibt vor allem (und gerade neben der tatsache, dass ähnliche vorstellungen und gefühle bei zwei verschiedenen menschen in der darstellung oft ähnlichen ausdrucksmitteln rufen) eben das persönliche erlebnis selbst. Was nützt es z. b. für die interpretation eines gedichtes oder für dessen verständnis, einen teil desselben aus dem zusammenhang herauszureissen und ihn dann einem ebenfalls aus dem ganzen herausgerissenen teil z. b. eines Goethischen gedichtes an die seite zu stellen, um damit eine abhängigkeit zu konstruieren oder ein vorbild zu finden (Brun 280/1)? Die anstrengungen, Hebbel Goethe zu nähern (s. 236), dürfen aber kaum mehr ernst genommen werden, wenn ein einziges wort den ausschlag geben soll (s. 253 anm. 6). — Auch für das vermäss müssen Goethe und Uhland herhalten (s. 233 anm. 4). — Wo bleibt da die antwort auf die frage nach inhalt und gehalt des gedichtes?

Dass Brun die betrachtung der Hebbelschen gedichte auf die betrachtung der

form basieren will (s. 238/9), ist ein guter gedanke, nur hätte er für die durchführung präziser gefasst werden müssen. Aber der verfasser geht sogar der frage, inwiefern für Hebbel die unterscheidung lied, ballade, romanze, diverses bedeutung hat, aus dem wege.

Nach dem beschluss der abhandlung über die sammlung von 1842 (wiederholt für die sammlung 'Neue gedichte' s. 524–527) kommt Brun auf Hebbels sprachlichen ausdruck zu sprechen und zieht ziemlich weitgehende folgerungen. Es ist nicht zu leugnen, dass auch hier recht interessante dinge auf den plan gebracht werden; aber der verfasser geht entschieden ein wenig weit, wenn er die originalität eines dichters oder seines werkes auf grund einer untersuchung des sprachlichen ausdrucks, des stiles und der metrik zu erkennen versucht (s. 361–375). — Vielleicht bleibt ihm nichts anderes übrig, nachdem er vorher möglichst viel quellen zu den gedichten zusammengetragen hat! — Es gelingt ihm zwar auf der einen seite, Hebbel vor der klassierung zu den philosophischen dichtern zu retten (einleuchtender wäre allerdings die lösung der noch keineswegs geklärten frage auf grund eines vorgehens, das auf den gehalt und die interpretation des poetischen produktes abstellt). Auf der andern seite gelangt er aber nur zur bestätigung eines resultat, das aus der gedanklichen analyse bereits gewonnen worden ist, nämlich dazu, dass Hebbel nicht einmal im lyrischen gedichte den dramatiker verleugne, was an verschiedenen orten erwähnt und hübsch ausgeführt erscheint (vgl. s. 429). — Unnötig wäre immerhin die feststellung, dass der held in Hebbels lyrik Hebbel selber ist (s. 369).

Überall vermissen wir an solchen stellen eine klare, unzweideutige definition vom eigentlichen wesen der Hebbelschen lyrik. Sie wäre meines erachtens viel dienlicher (und käme dem dichter wie seinem werke erst eigentlich zu gute) als die viele mühe, die darauf verwendet wird, Hebbel den richtigen platz zwischen Goethe und Schiller anzuweisen, keinem zu nah und keinem zu fern (s. 380). Oder aber es hätte eine prinzipielle behandlung hergehört, sowohl dieser dichter als ihrer lyrischen werke, und dann hätte wiederum auf grund dieser eine feste grenze und sichere umschreibung des Hebbelschen lyrischen gedichtes erhalten und ein standpunkt für seine interpretation gewonnen werden können.

Ergebnisreicher scheint mir Bruns darstellung der italienischen und der Wiener periode zu sein, obwohl auch hiezu manches zu sagen wäre. Die behandlung der dichterischen reife- und spätzeit schliesst sich wenigstens der tatsache an, dass sich Hebbel mehr und mehr auf die unverrückbaren formen des sonetts und des epigramms verlegt. Es wird immerhin bei der behandlung der sonette eine durchgehende linie sichtbar, die vom begriff 'schönheit' ausgeht. Vielleicht hätte noch klarer gezeigt werden müssen, wie Hebbel seit seinen anfängen mit diesem begriff gerungen hat; dass er ihn früher philosophisch zu fassen gezwungen war, als es ihm zufolge seiner unglücklichen lebensverhältnisse versagt blieb, schönheit zu geniessen, während er jetzt diese schönheit auf schritt und tritt in sich aufzunehmen fähig geworden ist; dass er es früher nur zum theoretischen begriff oder nur zur ahnung der lyrischen form gebracht hat, während er jetzt das leere gefäss mit tatsächlichem leben zu füllen vermag. Und auch hier fehlt noch die definition des Hebbelschen begriffes 'schönheit'. Was Brun über die sonette schreibt, gehört immerhin zum besten in seinem werk (s. 533/4, 536). — Wenig befriedigt hingegen wiederum die darstellung über das epigramm. Wie mancher forscher vor ihm bleibt auch Brun dabei stehen, dieses in einen möglichst engen, dabei aber

sehr äusserlichen zusammenhang mit tagebuchstellen und briefauszügen zu bringen (s. 560). Er spricht wohl von leitmotiven, die da und dort auftauchen, aber er verfolgt sie nicht durchgehend. Und das hängt wiederum viel mit der chronologischen behandlung zusammen, deren mangel gerade hier, wo man es mit der ganzen fülle Hebbelschen geistes zu tun hat, am fühlbarsten hervortritt. Das wesentlichste von Hebbels begriff der form und seiner hohen einschätzung ist eben noch lange nicht erfasst, wenn man in diesen äusserlichkeiten stecken bleibt. In dem gesetzmässigen bau und in der grundform des aus hexameter und pentameter zusammengesetzten epigramms liegt für Hebbel schon ein gutes stück seiner weltanschauung.

Im ganzen ist Bruns werk, rein wissenschaftlich betrachtet, ein überaus reichhaltiges. So bleibt rühmend zu erwähnen, dass es der verfasser an studium keineswegs hat fehlen lassen. An material hat er so ziemlich alles überhaupt mögliche zusammengetragen. Jede seite strotzt von zitatzen und hinweisen. In vielen fällen setzt er sich auch kritisch mit ihnen auseinander; besonders wenn es sich darum handelt, Tibals rigorosität zu mildern, oder dort z. b. wo er für die Wienerzeit Bastiers ausführungen entgegentritt, der das verhältnis Hebbels zwischen den beiden frauen Elise und Christine als einen den dichter fast verzehrenden kampf betrachtet. Für die reichhaltigkeit zeugen auch die bibliographischen beigaben. Im grunde fehlt nur ein praktisches nachschlagsverzeichnis für die gedichte. Das chronologische leistet den gleichen dienst nicht, da es nicht Hebbels gesamte lyrische produktion umfasst. Leider hat allerdings unter dem detailreichtum die klarheit und übersichtlichkeit gelitten. Im weiteren hätte man sich aber auch — da doch einmal ein werk über Hebbels lyrik geschrieben werden musste — noch etwas mehr als eine nur philologisch-literargeschichtliche arbeit gewünscht. Brun dringt wohl mit kritischer methode in den stoff ein, aber bei der äusseren erscheinung bleibt er auch stehen. Er erlebt den kern der dichterischen persönlichkeit nicht. Wer die liebe zu Hebbel nicht in sich trägt, dem vermag sie Bruns werk nicht zu vermitteln.

BASEL.

F. WEISS-BASS.

ABWEHR.

Esa sá vinr qþrum es vilt eitt segir.
Hóvamól.

Gegen meine anzeige seiner Eddalieder (Zeitschr. 50, 93 ff.) hat E. Sievers unter der überschrift 'Rezensentenwahrheit' in Brannes Beiträgen (48, 329 ff.) eine erwiderng veröffentlicht, die in der anklage gipfelt, dass ich wider das 8. gebot mich versündigt, d. h. wider besseres wissen unwahre dinge behauptet habe. Ich bin daher — sehr gegen meinen wunsch — genötigt, zur klarstellung noch einmal die feder zu ergreifen.

Zunächst habe ich allerdings zu bekennen, dass ich den kurzen passus (Eddalieder s. 183 fg.), in welchem Sievers über die textgeschichte von Þrymskvíða, Hymiskvíða und Grípisspó sich äussert, übersehen oder bei der niederschrift meiner besprechung seiner mich nicht mehr erinnert habe. Ich gehöre nicht mehr zu den jüngsten und mein gedächtnis hat mich leider schon mehr als einmal im stich ge-

lassen. Aber Sievers hätte klüger getan, auf diese ausführungen nicht nochmals nachdrücklich den finger zu legen. Seine annahme ist nämlich noch weit weniger wahrscheinlich als meine nur im scherz ausgesprochene hypothese von den beiden freunden, die die Gripissþó gemeinsam verfasst haben könnten, wie der norwegische Orkneyjarl Rognvaldr und der Isländer Hallr Þórarinnson den Hättalykill¹. Es ist unglaublich, dass (500 jahre vor Sievers!) einem Isländer die klangfarbe eines norwegischen gedichtes so anstössig erscheinen konnte, dass er infolge dessen zu einer umarbeitung sich entschloss. Gesänge isländischer skalden wurden nicht bloss in Norwegen, sondern auch an den höfen von Lejre und Upsala ohne weiteres verstanden, und nirgends ist etwas davon überliefert, dass Siglvatr seine Knútsdrápa oder Markús Skeggjason seine Eiriksdrápa, ehe er sie vortrug, auf den 'dänischen meridian visieren' liess. Noch weniger brauchten natürlich norwegische dichtungen umgemodelt zu werden, um sie isländischen ohren genehm zu machen. Und wenn ein Isländer wirklich, wie Sievers meint, die norwegische Gripissþó zu islandisieren unternahm, warum hat er dann nicht ganze arbeit gemacht, statt immer nur einzelne strophen oder helmingar abzuändern?? Es steht schlecht mit der zuverlässigkeit der 'schallanalyse', wenn man zu so verzweifelten hypothesen greifen muss, um ihre ergebnisse als möglich zu erweisen.

Sonst habe ich von dem, was in meiner rezeption gesagt ist, nichts zurückzunehmen, vor allem nicht die behauptung, dass in dem texte von Sievers grammatische fehler untergelaufen sind.

Zu Hym. 3⁴ fragt Sievers: 'Sollte Gering wirklich meinen, dies þanns = þann es könne etwa mit 'worin' übersetzt werden?' — er bedient sich also des sophistischen kunstgriffes, die meinung des gegners von vornherein als indiskutabel zu bezeichnen. Wie aus dem Eddawörterbuche (sp. 229⁴⁰) zu ersehen war, ist Gering allerdings dieser von Sievers für aberwitzig erklärten ansicht, und der überlieferte text ist ebenso 'korrektes nordisch' wie z. b. Vm 17³ *sá völlr es fimmask vígi at Surtr ok en svösu goþ* 'die ebene auf der sich S. und die götter zum kampf einfinden'; Ls 64² *þats mik hvatti hugr* 'das wozu mein sinn mich reizte'; Plác. drápa 7 (Sk. B I, 608): *staþ þanns flárþar þverri goþ sjúndisk* 'die stätte an welcher ihm gott erschienen war' usw. usw.² — auch hat, soviel ich sehe, noch kein mensch die stelle der Hymiskv. anders verstanden als ich: Sv. Egilsson, Lex. poet. 315b übersetzt: 'lebetem quo cerevisiam coquam', Finn Magnusen, Den ældre Edda II, 61: 'den kjedel . . . hvori han ül til dem alle brygge kunde' — und diese geborenen

1) Es wäre übrigens interessant zu erfahren, ob dieses gedicht die ergebnisse der schallanalyse, mit deren hilfe man angeblich isländisch und norwegisch reinlich zu scheiden vermag, bestätigt: es sei daher — gewissermassen um die probe auf das exempel zu machen — als untersuchungsobjekt dem schallanalytiker dringend empfohlen.

2) Dass zu der relativpartikel *es* oftmals eine präpos. ergänzt werden muss, ist also eine tatsache, die übrigens jedem studenten, der nur ein paar semester altuordisch getrieben hat, geläufig ist. Dass ein gelehrter, der die altgerman. sprachen in dem masse beherrscht wie E. Sievers, sie nicht gekannt haben sollte, ist daher undenkbar: der kluge stratege hat eben eine kriegslist angewandt. Häufiger wird allerdings, um auch das zu erwähnen, die präpos. in dem nebensatze später (als adv.) nachgeholt; es wäre also ebenso korrekt zu schreiben: *þanns ek glltum yþr ol í (of) heitak*, aber von dieser konjektur, die von Sievers' lesung sich nur durch das minus eines *r* unterscheidet, wird man doch abstand nehmen müssen, da nicht der mindeste grund vorliegt, von der hsl. überlieferung abzuweichen, und überdies z. 3⁴ und 33⁴ sich gegenseitig schützen.

Isländer wussten ganz gewiss, was 'korrektes nordisch' ist. Überdies bedeutet *heita öl* (*heita mungát*) nie etwas anderes als 'bier brauen'¹ und verständigerweise muss man annehmen, dass der ausdruck auch an unserer stelle ebenso zu verstehen ist, *öl* also das objekt von *heita* sein muss. Sievers dagegen, der mit unrecht *öl* in *ólvi* ändert, will, wenn ich ihn recht verstehe, übersetzen: 'den kessel, den ich für euch alle zugleich mit dem biere heiss machen könnte' — eine unnatürliche und verschobene ausdrucksweise, die dem dichter schlechterdings nicht zugetraut werden kann. Der versuch, das fatale *ólvi* als 'sociativen oder comitativen instrumental' zu erklären, ist übrigens weiter nichts als eine verlegenheitsausflucht, nach der Sievers in ermangelung einer besseren gegriffen hat, um eine verfehlete konjektur und eine verlorene position zu retten.

Überhaupt wird die kühne behauptung, dass die schallanalyse 'viele schäden der überlieferung blosslegen könne' (Sievers, Ziele und wege der schallanalyse, Leipzig 1924, s. 110) durch seine Eddaausgabe nicht gestützt; diese bezeichnet vielmehr einen offenbaren rückschritt in der konstituierung des textes, da mehrmals sinnlose lesarten, die längst durch evidente konjekturen beseitigt sind, wieder rehabilitiert werden, wenn die infallible schallanalyse nichts wider sie einzuwenden hatte. *húsi* Vsp 17², das Sievers ruhig stehen lässt, ist unmöglich, weil sich der dichter sicherlich nicht den lächerlichen anachronismus zu schulden kommen liess, in einer zeit, wo es noch gar keine menschen gab, das vorhandensein von menschlichen wohnungen anzunehmen. Im hinblick auf den prosabericht der Snorra Edda (I, 52): *Já er þeir Þors synir gengu með sávar ströndu* haben daher schon frühere herausgeber geändert, aber weder *súsi*, das Rask einsetzte, ist akzeptabel, da ein neutr. *sús* nirgends nachzuweisen ist, noch *ósi*, das Grundtvig vermutete, weil dadurch gegen die alliterationsgesetze ein vierter vokalischer reimstab in die langzeile käme. Auch *sævi* hat kaum in dem urtexte gestanden, da die entstehung der korruptel unbegreiflich bliebe. Ich schrieb daher, indem ich einen einzigen buchstaben änderte, *húmi* (dat. sg. von *húm*, n., das in der bedeutung 'meer' reichlich belegt ist²), und gegen diese konjektur hat auch der scharfsichtige Sig. Nordal in seiner trefflichen studie über die Völuspá (Árbók háskóla Íslands 1922–23 s. 51) keinen einspruch erhoben, während er die übrigen besserungsvorschläge als verfehlt abwies. Ich bestreite auch entschieden, dass durch die ersetzung der spirans durch die liquida die 'sprachmelodie' alteriert werde, oder gar, dass unerbittliche 'kurven', die überhaupt die freie willensäußerung des menschen ausschalten würden, den dichter zwingen konnten, einen baren unsinn zu produzieren. — Ebenso ist Hym 40⁴ das unerklärliche < *eitt hprmeitiþ* > im texte von Sievers unverändert geblieben, obwohl Sophus Bugge und Jón Þorkelsson sehr plausible besserungen empfohlen haben, durch die meines erachtens der rhythmus der zeile nicht im geringsten modifiziert, den gesetzen des stabreims dagegen besser rechnung getragen wird. Ich glaube, dass durch eine kombination der beiden konjekturen (*eitrormmeifi* Bugge, *eitrhprmeiti* Jón Þork.) der ursprüngliche wortlaut hergestellt

1) Bei dieser gelegenheit sei bemerkt, dass Jón Þorkelsson (Anmærkn. til Fritznars ordb. s. 12) Fritznars übersetzung von *fararmungát* (reisebier) mit unrecht als falsch bezeichnet.

2) Die Lex. poet. ², 293^b gegebenen belege lassen sich vermehren: *steypitzhverr at húmi* Ólafs rimur B 3, 27; *eldar húms 'gold'* Friðþ. rimur 5, 4; *telja mátti trennar fimn | traustar skeiðr á húmi* Sturl. rimur 1, 51; *rugla tók með grunni hím* Sörlarimur 2, 2.

werden kann: *eitrhorr-* (oder *eitrhørs*) *meiþi*. Die ormkening *eitrhorr* hat ein genau entsprechendes gegenstück in *eitrþengr* Guðmundr Galtason str. 1³ = Sk. B II, 52; Þórðar s. hreðu str. 2⁶ = Sk. B II, 483, und zu der ganzen vetrkenning finden sich zahlreiche parallelen (Meissner, Kenningar s. 109), die sich aus der rimur-poesie noch vermehren lassen: *linns stríð* Friðþ. rím. 5, 34; *váði urða laxa* ebda. 4, 67; *orma stríð* Grettisr. 6, 34; *nand* Þjóttu baugs ebda. 6⁴³; *varins þin* Friðþ. r. 4, 40 usw. — wie umgekehrt der sommer als die den schlangen günstige jahreszeit bezeichnet wird (Meissner a. a. o.) — und besonders in zeitbestimmungen waren die winterumschreibungen besonders beliebt: *hverja hlúns nótt* Rekst. 13¹ (Sk. B I, 528), *naþrs ógn alla* Háttat. 83¹ (Sk. B II, 84); *orms nauðina alla* Friðþ. r. 3, 61; *fjóra ok sex nðru galla* Grettisr. 1, 16; *tolf nðru galla* Vqls. r. 3, 34; *fimm ok þrjár Fáfnes dauðasóttir* Vqls. r. 3, 15; *fimm Fáfuis ráða* Friðþ. r. 4, 33. *hverjan eitrhórmeiþi* ist also dasselbe wie *hvern retr* Háttat. 84⁸ (Sk. B II, 84) — und die richtigkeit der konjektur wird überdies durch eine stelle in Arnórs Þorfinnsdrápa 2¹⁻⁴ (Sk. B I, 316): *orms felle drakk allan . . . fen hrosta . . . Rognvalds niþr í gognum*, die geradezu als eine reminiszeuz an die schlusstrophe der Hymiskv. angesprochen werden darf, völlig erwiesen. Kenntnis der einschlägigen literatur wird für den, der konjizieren will, immer die hauptsache bleiben müssen und jedesfalls wird auch der 'nichtmotoriker', der 'nicht geneigt und nicht geeignet ist die wege der schall-analyse mitzuwandeln', das recht sich nicht rauben lassen, protest zu erheben, wenn die ergebnisse der neuen methode mit grammatik und metrik und mit dem gesunden menschenverstande allzuarg in konflikt geraten.

Vkv 41³⁻⁴ haben allerdings, was Sievers bestreitet, verschiedene herausgeber den überlieferten text:

biþ þú Þoþvildi meyna brákvitu
ganga fagrvarip víþ foþur róða

geändert: v. d. Hagen und Finnur Jónsson schrieben 4^a *gangi fagrvarip* und Heusler (bei Neckel) *fagrvarþa mey*. Also auch diese gelehrten (darunter der Isländer Finnur Jónsson) haben den nom. neben dem inf. für grammatisch fehlerhaft angesehen und Sievers, der die konstruktion als die 'einzig richtige' bezeichnet, möge dies durch beibringung analoger fälle beweisen. Wenn man den überlieferten nom. *fagrvarip* (nur dieser wird angeblich einer 'grundlegenden intonationsregel' gerecht) retten will, so muss *ganga* in *gangi* gebessert werden: konjunktionslose nebensätze sind zwar in der älteren zeit nicht häufig, kommen aber vor, vgl. z. b. Anon. (XII) 22⁵⁻⁶ (Sk. B I, 596):

hitt mun ráþ, kraþ reitinn,
raunsljórir sik: próþi;

Lilja 15¹ fg. (Sk. B II, 394):

. . . unir víþ illa engill . . .
fyrþa sreitín fódd á jorþu
fái þar vist, er sjálfir hann misti.

Erst in der poesie der rímur sind sie massenhaft vertreten, z. b. Skíðar. 29¹⁻²: *Asólfsgotu ok austr um Skorð | otlag drengrinn þrammi.*

Zu Hamþ. 22⁴ beschwert sich Sievers darüber, 'dass ich die klammer und den "lückenansatz" kalblütig gestrichen habe'. Warum ich dies tat, liegt klar auf der hand: die klammer ist absolut unmöglich, weil *komip* und *blóþi* unbedingt zusammengehören: was sollte sonst aus der brust der Goten gekommen sein als blut? Der

überlieferte text ist selbstverständlich korrumpiert, aber es hat nicht ein schreiber seine vorlage falsch wiedergegeben, sondern der mann, der zuerst das lied aus dem gedächtnisse zu pergament brachte, hat sich des gehörten wortlauts nicht mehr genau erinnert; nur den zweiten halbvers hat er richtig behalten, im ersten aber das ursprüngliche verbum (er wusste nur noch, dass es einen langen o-laut enthielt) durch ein anderes ersetzt. Er schrieb daher *lǫgu* statt *ópu* (und daher auch *i blópi* statt *blóf*). Die von Rask vorgenommene änderung (*komu*) ist ebenso unzulässig wie die von Neckel (*rar komit*), denn dann wären die *bragnar* und die *Gotar* identisch, was unmöglich ist, wenn anders die bekannte bemerkung Lachmanns zum Hildebrandsliede v. 4 (MSD³ II, 13) das richtige getroffen hat. Nachdem Sijmons' scharfsinn das ursprüngliche *ópu* gefunden hatte, ist erst durch meine konjektur dem sinne und dem metrum (es handelt sich um 'schwellverse', s. oben s. 172 fg.) völlig genüge geschehen: *blóf bragnar ópu | komit ór brjósti Gotna* (die *bragnar* sind natürlich die rächer Sǫrli und Hamþér, die *Gotar* Jǫrmunrekks mannen). So kommt man mit der alten bewährten philologischen methode¹ aus und braucht nicht die requisite des modernen thaumaturgen, die mystischen drahtfigürchen und den *seiðstafr* (al. taktstock) anzuwenden — diese sollten baldmöglichst 'in der versenkung verschwinden'.

Zu Prk 32² ist nur zu bemerken, dass es vollkommen gleichgiltig ist, ob man hinter *systur* ein komma setzt oder nicht: *hin* ist immer grammatisch unmöglich. Es gab auch kein stilgesetz, das den dichter zwang, eine zeile oder halbzeile, die schon einmal vorgekommen war, buchstäblich genau zu wiederholen: der dichter, der es sich erlaubte, die zweite halbzeile zu verändern, hatte auch das recht, in der ersten *hinas* statt *hins* zu schreiben.

Doch das alles sind schliesslich nur nebedinge: die hauptsache bleibt der von mir geführte beweis, dass Grp str. 1. 9. 10. 11 usw. usw. ebenso korrektes *fornyrðislag* sind wie die übrigen stropfen des gedichtes², und diesen beweis, den er nicht zu widerlegen vermag, hat Sievers vor den lesern der Beiträge glatt unterschlagen. Ich bin also befugt, den stein, den er nach mir geworfen hat, in sein eigenes glashaus zurückzuschleudern.

Die 'doppelte bankerotterklärung' nehme ich nicht tragisch. Wenn alle die für insolvent erklärt werden sollen, die den neuen theorien von Sievers skeptisch gegenüberstehen oder sie geradezu ablehnen — es hat allerdings noch keiner gewagt, sich öffentlich auszusprechen und der katze die schelle anzuhängen — würden 90% der deutschen germanisten von diesem verdikt getroffen werden: das herkömmliche missgeschick des propheten (Matth. 13, 57) hat sich wieder einmal erfüllt.

1) Der philologischen methode, wie sie z. b. seinerzeit der unvergessliche Rud. Hildebrand übte. Wie dieser über die moderne physiologisch-phonetische, 'schallanalysierende' methode gedacht haben würde, darf man aus einem urteil schliessen, das er in einem erst kürzlich im Euphorion (23, 16) publizierten brieft an Jul. Zacher (10. 6. 72) über einen jungen gelehrten gefällt hat, der eben in der Leipziger philologerversammlung über die entstehung des umlauts gesprochen hatte: 'der vortrag war mir ein recht handgreiflicher beweis, wie man mit der beliebten physiologie und mit bewusster abweisung der psychologie... mit aller gelehrsamkeit und scharfsinn ins leere hinauskommen kann, ganz verfehlt, einfach unwahr'. — On revient toujours à ses premiers amours.

2) Ein klassischer philologe, dem jemand einreden wollte, dass im Horasischen *Integer vitae* nur die hälfte im metrum Sapphicum, der rest dagegen in einem andern, bisher ganz unbekanntem versmass abgefasst sei, würde den betreffenden jemand ohne zweifel für verrückt erklären.

Sievers tröstet sich, wie es scheint, damit, dass er in den Vereinigten Staaten (und in Norwegen?) beifall ertete — aber gerade der umstand, dass er in dem lande der unbegrenzten möglichkeiten zustimmung fand, sollte ihn stutzig machen.

Die wissenschaft muss sich oft mit einem *Ignorabimus* bescheiden. Wie die hellenischen rhapsoden Homers gesänge vorgetragen haben, wie Wulfla die bibelübersetzung seinen Goten zum gehör bringen liess und wie die königsskalden ihre drápur rezitierten, werden wir niemals ermitteln, da die tradition unterbrochen ist, die vielleicht nur in Indien bis auf die gegenwart sich fortgeerbt hat, wo noch heute in den Brahmanenschulen die lieder des Veda nach gewiss uralter melodie gesungen werden. Die kunst, die menschliche stimme und die musikalischen töne auf die platte des grammophons zu bannen und von neuem erklingen zu lassen, ist eben leider 2000 jahre zu spät erfunden; unsere handschriften aber sind stumm und keine zaubermacht wird dazu imstande sein, der toten völvá den mund zum reden zu öffnen.

Die neueste phase in der wissenschaftlichen forschung von Ed. Sievers, die seine wahren freunde mit trauer, die neider und gegner mit schadenfreude verfolgen, erinnert in ihrer tragik an die sage von dem bildhauer, der in einer schwarzen stunde sein eigenes meisterwerk zertrümmerte. Glücklicherweise ist die typentheorie auf solider philologischer grundlage so sicher fundiert und verankert, dass sie den vandalischen hammerschlägen, die der begründer selbst gegen sie richtet, trotz bieten wird. Sie wird bestehen, während die schallanalyse, die übrigens, wie es scheint, noch verschiedene häutungen durchzumachen hat¹, ihren erfinder und herold schwerlich lange überleben wird.

Irren ist menschlich. Auch grosse gelehrte haben sich mitunter gehörig verhalten. Wer glaubt heute noch an die von Jacob Grimm behauptete identität der Goten und Geten und wer schüttelt nicht heute den kopf über Karl Lachmanns wunderliche heptadenschulle? Trotzdem bleiben die beiden männer die grossen heroen unserer wissenschaft, zu denen wir mit verehrung emporschauen. Und auch Sievers' ruhm wird nicht geschmälert, wenn auch 'aus seinem dichten und vollen ehrenkranze ein paar blätter abfallen'.

Und damit wäre ich für diesmal fertig, obwohl ich noch allerlei auf dem herzen hätte. Wenn es aber Sievers gefallen sollte, den mir angekündigten 'kampf' weiter fortzusetzen, wird meine klinge — trotz meiner 77 jahre — stets bereit sein, der seinigen zu begegnen — ich habe ja das glück, in dem Sievers der 80er und 90er jahre einen vortrefflichen sekundanten zu besitzen. Möge dann die unparteiische nachwelt entscheiden, wer die abfuhr davongetragen hat.

1) Neuerdings (Ziele und wege s. 107) wird schon zugegeben, dass der mensch nicht wie ein starmatz immer dieselbe melodie pfeift, sondern öfter über mehrere stimmarten verfügt, die er nicht nur durch vererbung von vater oder mutter — warum nicht auch vom onkel: *móðurbræðrum verða menn líkastir?* — übernommen hat, sondern durch 'anpassung' an fremde personen noch weiter vermehren kann. Wie man unter diesen umständen die schallanalyse noch als ein wichtiges hilfsmittel für die textkritik bezeichnen und allen ernstes noch behaupten kann, durch sie interpolationen zweifellos ermitteln zu können, ist unbegreiflich.

NACHRICHTEN.

Am 5. oktober 1923 verstarb zu Kopenhagen der ord. professor an der dortigen universität dr. Hermann Möller (geb. 13. juni 1850 zu Jerpsted in Schleswig); am 28. oktober der ord. professor an der universität Marburg dr. Friedrich Vogt (geb. 11. märz 1851 zu Greifswald); am 15. november der ord. professor an der universität Utrecht dr. Joh. Jos. Aloys Arnold Frantzen; am 10. febr. 1924 der als literarhistoriker und altertumsforscher hochverdiente direktor des isländischen landesarchivs dr. Jón Þorkelsson in Reykjavik (geb. 16. april 1859 zu Ásar im südl. Island); am 1. april der gelehrte herausgeber der schwedischen runendenkmäler, lektor dr. Erik Brate in Stockholm (geb. 13. juni 1857 im kirchspiel Norberg, Västmanland); am 17. april der gymnasialprofessor dr. Paul Piper in Altona (geb. 14. märz 1844 zu Spremberg); am 29. mai der ord. professor an der universität Leipzig dr. Albert Köster (geb. 7. november 1862 zu Hamburg); am 30. mai der sorgfältige sammler und herausgeber des altschwedischen sprachschatzes prof. dr. Knut Fredrik Söderwall in Lund (geb. am 1. januar 1842 zu Drängsered in Hallands län). In Möller, Vogt und Piper betrauert die zeitschrift hochgeschätzte mitarbeiter.

In den ruhestand traten: professor dr. Franz Jostes in Münster (ersetzt durch professor dr. Arthur Hübner-Berlin); professor dr. Gustav Ehrismann in Greifswald (ersetzt durch prof. dr. Wolfgang Stammer-Hannover), prof. dr. Eduard Sievers in Leipzig (ersetzt durch professor dr. Friedrich Neumann ebenda), professor dr. Barend Sijmons in Groningen (ersetzt durch prof. dr. J. M. N. Kaptijn-Leiden) und professor dr. Max Koch in Breslau (ersetzt durch prof. dr. Rud. Unger-Königsberg).

Der ord. professor dr. Dietrich Kralik von Meierswalden in Würzburg, der erst kürzlich von Wien dorthin übergesiedelt war, wurde nach Wien zurückberufen. Berufen wurden ferner: der ao. professor dr. H. A. Korfi (Frankfurt) als ord. professor der neueren deutschen literaturgeschichte nach Giessen, der privatdozent dr. Theodor Baader (Münster) als professor der deutschen philologie an die neubegründete katholische universität in Nymwegen und ebendahin als professor der neueren deutschen literaturgeschichte professor dr. Wilhelm Kosch (Freiburg in der Schweiz). Professor dr. Gustav Binz (bisher in Bern) wurde zum direktor der universitätsbibliothek in Basel ernannt und erhielt daselbst titel und rechte eines ord. professors mit dem lehrauftrage für englische philologie und bibliothekwesen. Den durch den tod von prof. J. J. A. A. Frantzen erledigten lehrstuhl in Utrecht erhielt professor dr. A. G. van Hamel.

Der ao. professor dr. Robert Petsch in Hamburg wurde zum ordinarius befördert, der privatdozent professor dr. Julius Schwietering ebendasselbst zum direktor des kunstgewerbemuseums und des Focke-museums in Bremen ernannt.

Die privatdozenten dr. Wilh. Flemming in Rostock, dr. Helmut de Boor in Greifswald, dr. Karl Wesle in Jena, dr. Josef Wihan an der deutschen universität Prag und dr. E. Castle in Wien wurden zu ao. professoren ernannt; den privatdozenten an der universität Hamburg dr. Heinrich Meyer-Benfey und dr. Agathe Lasch wurde die amtsbezeichnung 'professor' verliehen.

Habiliert haben sich: dr. Luise Berthold in Marburg für deutsche philologie und dr. Emil Schwarz in Prag (deutsche universität) für deutsche philologie und volkskunde.

Professor dr. Gustav Ehrismann (Greifswald) wurde zum korrespondierenden mitgliede der Berliner akademie ernannt, professor dr. Gustav Roethe (Berlin) zum ehrenmitgliede der finnischen gesellschaft der wissenschaften (*societas scientiarum fennica*).

NEUE ERSCHENUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete hücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.

Alpers, Paul. Die alten niederdeutschen volkslieder, gesammelt und mit anmerkungen herausgegeben. Hamburg, Quickbornverlag 1924. 260 s. 3,50 m.

Amadis. — Mulert, Werner, Studien zu den letzten büchern des Amadisromans. [Romanistische arbeiten, hrg. von Karl Voretzsch XI.] Halle, Niemeyr 1923. X, 114 s. Grundpreis 3 m.

Angelus Silesius sämtliche poetische werke und eine auswahl aus seinen streitschriften, mit einem lebensbilde, hrg. von Georg Ellinger. 2 bände. Berlin o. j. (1924), Propyläenverlag. CCVII, 265 u. 467 s. geb.

Audler, Charles. — *Mélanges offerts à M. Ch. Audler par ses amis et ses élèves.* [Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg. 21.] Strassburg, Libr. Istra 1924. (XII), 446 s. 25 frs.

Inhalt: F. Baldensperger, Joseph Görres sous l'oeil du guet. — C. A. Bernoulli, Nietzsches intellektualismus. — F. Bertaux, L'Allemagne de Guillaume II jugée en 1889 par un Allemand. — G. Bianquis, Goethe et Bettina d'après leur correspondance authentique. — L. Brun, Rolf Lauckner poète et théoricien de la nostalgie. — M. Cahen, L'adjectif 'divin' en germanique. — A. Coeuroy, Petites notes sur les touches musicales de l'impressionisme et du symbolisme allemands. — P. Doll et P. Doyen, Les thèmes lyriques de Mörike. — J. Dresch, Du nouveau sur Börne. — A. Duraffour, Les considérations de Montesquieu dans leurs rapports avec Bossuet et Polybe. — A. Fauconnet, Simples remarques sur l'enseignement de la phonétique allemande. — J. Giraudoux, Siegfried et le Limousin. — A. Jolivet, La Winterballade de Gerh. Hauptmann et Herr Arnes penningar de Selma Lagerlöf. — G. Lanson, Notes pour servir à l'étude des chapitres 35-39 du Siècle de Louis XIV de Voltaire. — E. H. Levy, Langue des hommes et lanque des femmes en judéo-allemand. — A. Lévy-Sée, La force et le droit d'après Ferd. Lassalle. — H. Lichtenberger, Nietzsche et la 'Crise de l'histoire'. — M. Mauss, Gift, gift. — A. Meillet, À propos du verbe *wegen* et des substantifs *wagen*, *weg* en allemand. — E. Metzger, La mutilation des morts. Contribution à l'étude des croyances et rites funéraires des Germains. — G. Pariset, Babouvisme et maçonnerie. — R. Pitrou, Coïncidences entre Th. Storm et P. Loti. — J. Poirot, Sur l'articulation des nasales islandaises. — G. Raphaël, Les Shakespearestudien d'Otto Ludwig et le Shakespeare de Gervinus. — J. Rouge, Lessing et la philosophie du sentiment. — A. Thomas, Quelques notes sur Robert Owen et la législation internationale du travail. — A. Tibal, L'influence allemande en France au temps du romantisme. —

E. Tonnelat, Le roi Orendel et la tunique sans couture du Christ. — H. Tronchon, Une concurrence à la philosophie de l'histoire en France: La philosophie du droit. — J. Vendryes, À propos de la racine germanique **tend-* 'allumer, brûler'. — E. Vermeil, Réforme Luthérienne et civilisation allemande. — A. Vulliod, Le problème du mal dans l'œuvre dramatique de Gerh. Hauptmann. — E. Zyromski, La méthode poétique d'Alfred de Vigny.

- Behaghel, Otto**, Deutsche syntax. Eine geschichtliche darstellung. Band II. Die wortklassen und wortformen. B. Adverbium. C. Verbum. [German. bibliothek hrg. von W. Streitberg. I, 10.] Heidelberg Winter 1924. XII, 444 s. 10 goldm.
- Blöndal, Sigfús**, Islandsk-dansk ordbog. (Hovedmedarbejdere: Björg Þ. Blöndal, Jón Ófeigsson, Holger Wiehe.) 2. halvbind, 1. hæfte. Leggja-skessa. Reykjavík, København og Kristiania. s. 481—720. 1922—23 gr. 4.
- Brünhild-sage**. — Löwis of Menar, August, Die Brünhildsage in Russland. [Palestra 142.] Leipzig, Mayer & Müller 1923. 110 s.
- Cysarz, Herbert**, Deutsche barockdichtung. Renaissance, barock, rokoko. Leipzig, H. Haessel 1924. (VIII), 312 s. geb.
- van Dam, Jan**, Zur vorgeschichte des höfischen epos: Lamprecht, Eilhart, Veldeke. [Rhein. beiträge und hilfsbücher zur german. philol. und volkssk., hrg. von Th. Frings, R. Meissner und J. Müller. VIII.] Bonn und Leipzig, Kurt Schröder 1923. XV, 132 s.
- Eccius dedolatus**. — Merker, Paul, Der verfasser des Eccius dedolatus und anderer reformationsdialoge. Mit einem beitrage zur verfasserfrage der Epistolae obscurorum virorum. [Sächsische forschungsinstitute in Leipzig. Forschungsinstitut für neuere philologie. II. Neugermanistische ableitung unter leitung von Albert Köster. Heft I.] Halle, Niemeyer 1923. XIII, 314 s. Grundpreis 10 m.
- Edda (Samundar)**. — Háva mál tolket af Finnur Jónsson. København, G. E. C. Gad 1924. 170 s.
- Edda Snorra Sturlusonas**. Codex Wormianus (AM. 242 fol.) udg. af kommissionen for det Arnamagnæanske legat [ved Finnur Jónsson]. København og Kristiania, Gyldendal 1924. IX, 122 s.
- Feist, Sigmund**, Etymologisches wörterbuch der gotischen sprache mit einschluss des kringotischen und sonstiger gotischer sprachreste. 2. neubearbeitete auf-lage. Halle, Niemeyer 1923. XV, 418 s.
- Fischart**. — Böss, Hugo, Fischarts bearbeitung lateinischer quellen. I. Fischarts Onomastica und seine quellen. II. Fischarts übersetzung von Wolfgang Lazius' De gentium migrationibus. [Prager deutsche studien, hrg. von E. Gierach, A. Hauffen und A. Sauer. 28.] Reichenberg i. B., Sudetendeutscher verlag (Franz Krauss) 1923. (IV), 25 s.
- Fóstbrœðra saga**. — Die Schwurbrüder. Übertragen und mit einer einföhrung hrg. von Walter Baetke. [Bauern und helden. Geschichten aus Alt-Island. II.] Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt 1924. 144 s., 1 karte und 4 abbild.
- Fowler, F. G. & H. W.**, The pocket Oxford dictionary of current English. Oxford, Clarendon press 1924. XVI, 1000 s. geb.
- Francke, Kno**, Die kulturwerte der deutschen literatur in ihrer geschichtlichen entwicklung. 2. band: Die kulturwerte der deutschen literatur von der refor-

- mation bis zur aufklärung. Berlin, Weidmann 1923. XIV, 638 s. geb. Grundpreis 9 m.
- Gemoll, Wilhelm**, Das apophthegma. Literaturhistorische studien. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky a. g.; G. Freytag, g. m. b. h. 1924. VIII, 178 s. 5,60 m.
- Gepp, Edward**, An Essex dialect dictionary. 2. ed. London, George Routledge & sons 1923. (VI), 198 s. geb. 10 sh. 6 d.
- Goethe**. — Reinsch, Frank H., Goethes political interests prior to 1787. [Univ. of California publications in modern philol. X, 3.] Univ. of Calif. press, Berkeley 1923. (II), 95 s.
- Schregle, Hans, Goethes Gottfried von Berlichingen. [Handbücherei für den deutschen unterricht, hrg. von Franz Saran. I. reihe. Deutschkunde. IV.] Halle, Niemeyer 1923. (IV), 168 s. Grundpreis 2 m.
- Seuffert, Bernh., Goethes theaterroman. Festtagsgruss an Konrad Zwierzina. Graz, Wien, Leipzig, Leuschner und Lubensky 1924. 44 s.
- Gottfried von Strassburg**. — Wolff, Ludwig, Der Gottfried von Strassburg zugeschriebene Marienpreis und Lobgesang auf Christus. [Jenaer germanist. forschungen, herausgegeben von A. Leitzmann. 4.] Jena, Frommannsche buchhandlung (Walter Biedermann) 1924. (VI), 136 s.
- Grimm, Brüder**. — Briefe der brüder Grimm, gesammelt von Hans Gürtler, nach dessen tode hrg. und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 2 abbildungen und 2 facsim. [Jenaer germanist. forschungen, hrg. von A. Leitzmann. 1.] Jena, Frommannsche buchh. (W. Biedermann) 1923. XII, 320 s. Grundpreis 8 m.
- Haller, Albrecht von**, Gedichte. Kritisch durchgesehene ausgabe nebst einer abhandlung 'Haller als dichter' von Harry Maync. [Die Schweiz im deutschen geistesleben. 23 u. 24.] Leipzig, H. Haessel 1923. Kl. 8. 235 s. gebunden. Grundpreis 5,40 m.
- Hamel, A. G. van**, Gotisch handboek. [Oudgermaansche handboeken onder redactie van R. C. Boer, J. J. A. A. Frantzen, J. te Winkel. III.] Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & zoon 1923. XV, 259 s. und 1 facsim. geb.
- Hebbel**. — Fr. Hebbels persönlichkeit. Gespräche, urteile, erinnerungen, gesammelt und erläutert von Paul Bornstein. 2 bände. Berlin, Propyläenverlag 1924. XXXVIII, 630 und (VIII), 570 s. geb.
- Snyder, Walter, Hebbel und Rötcher unter besonderer berücksichtigung der beiderseitigen beziehungen zu Hegel. [Hebbel-forschungen begründet von R. M. Werner. 10.] Berlin u. Leipzig, B. Behr 1923. 158 s. Grundpreis 3 m.
- Hoffmann-Krayer, E.**, Volkskundliche bibliographie für das jahr 1920. Im auftrage des Verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgegeben. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1924. XVIII, 212 s. 6 m.
- Hölderlin**. — Montgomery, Marshall, Friedr. Hölderlin and the German neo-hellenic movement. Part I. From the Renaissance to the Thalia-fragment of Hölderlins Hyperion (17. 4). Oxford univ. press. 1923. VIII, 232 s. 10 sh. 6 d.
- Howie, Margaret D.**, Studies in the use of exempla. I. The use of exempla in middle high german literature. II. The legend of the virgin as knight. London, University-press 1923. 130 s. 5 sh.
- Jespersen, Otto**, The philosophy of grammar. London, G. Allen & Unwin (New-York, Henry Holt and comp.) 1924. 359 s. geb. 12 sh. 6 d.

- Johannesson, Alexander**, Grammatik der uruordischen runeninschriften. [German. bibl., hrg. von W. Streitberg I, 11.] Heidelberg, Winter 1923. VIII, 136 s.
- Jónsson Finnur**, Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie. Anden udgave. København, G. E. C. Gad 1920–24. 3 bände. (VIII), 635; (VIII), 994; (VIII), 147 s.
- Keller, Gottfried**. — Maync, Harry, Gottfr. Keller, sein leben und seine werke. Ein abriß. [Die Schweiz im deutschen geistesleben. 20.] Leipzig, H. Haessel 1923. 90 s. kl. 8. geb. Grundpreis 2,70 m.
- Kock, Axel**, Svensk ljudhistoria. Fente delen, förra hälften. Lund, C. W. K. Gleerup (Leipzig, O. Harrassowitz) 1923. (II), 234 s. 4,50 kr.
- Kock, Ernst A.**, Notationes norrœ-næ. Anteckningar till Edda och skaldediktning. I–III. [Lunds univ. årsskrift, n. f. Avd. 1. bd. 19 nr. 2. 8; bd. 20 nr. 1.] Lund, Gleerup (Leipzig, O. Harrassowitz) 1923–24. (IV), 107; (II), 68; (II), 126 s. 8,75 kr.
- Konrad von Helmsdorf**, Der spiegel des menschlichen heils, aus der St. Gallener hs., hrg. von Axel Lindqvist. [Deutsche texte des mittelalters. XXXI.] Berlin, Weidmann 1924. XXVIII, 118 s. u. 1 facsim. 9 m.
- Konrad von Würzburg**, Kleinere dichtungen hrg. von Edw. Schröder. I. Der welt lohn. Das herzmaere. Heinrich von Kempten. Berlin, Weidmann 1924. XXIV, 72 s.
- Krohn, Kaarle**, Skandinavisk mytologi. Helsingfors, Holger Schildt 1922. VIII, 229 s.
- Luther**. — Schullerus, Adolf, Luthers sprache in Siebenbürgen. Forschungen zur siebenbürgischen geistes- und sprachgeschichte im zeitalter der reformation. 1. hälfte. Hermannstadt, komm.-verlag W. Krafft 1923. 296 s.
- Manuel Niklaus**, Die totenfresser (1523). Zum erstenmal nach der einzigen alten handschrift, hrg. und eingeleitet von Ferdinand Vetter. [Die Schweiz im deutschen geistesleben. 16.] Leipzig, H. Haessel 1923, kl. 8. 89 s. u. 1 portr. geb. Grundpreis 2,70 m.
- Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde**, hrg. von Th. Siebs. XXIV. Breslau, Marcus 1923. IV, 160 s.
- Inhalt: W. Kroll, Der geistige niedergang der altertums. — E. Kornemann, Die geschwisterehe im altertum. — H. Wocke, Beiträge zum wörterbuch der soldatensprache. — H. Heckel, Zur schlesischen literaturgeschichtsschreibung. — B. Maydorn, Proben zu einem Günther-wörterbuche. — J. Klapper, Mittelalterliche wandererzählungen in Oberschlesien. — F. Rotter, Zur kenntnis deutscher flur- und ortsnamen. — K. Rother, Die flurnamen im gebiete des klostern Camenz. — G. Schoppe, Beiträge zum schlesischen wörterbuch. — W. Schremmer, Vom weberaufstand im Eulengebirge. — Derselbe, Das erntekranzlied. — Fr. Graebisch, Sang und lust im Glatzer dorf zu grossvaters zeiten. — Fr. Rotter, Wermisdorfer adventspiel. — Literatur. — Mitteilungen.
- Mogk, Eugen**, Novellistische darstellung mythologischer stoffe Snorris und seiner schule. [FF communications XV nr. 51.] Helsingfors 1923. 33 s.
- Müller, Josef**, Rheinisches wörterbuch, im auftrag der preuss. akad. d. wiss., der gesellsch. f. rhein. geschichtskunde und des provinzialverbandes der Rheinprovinz auf grund der von J. Franck begonnenen, von allen kreisen des rhein. volkes unterstützten sammlung herausgegeben. 1. band, 1. lieferung. A—als. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1923. VI s. u. 128 sp. gr. 8.

- Neidharts lieder**, hrsg. von Moriz Haupt. 2. aufl., neu bearb. von Edmund Wiessner. Leipzig, Hirzel 1923. LXXIX, 365 s. 8 m.
- Nibelungenlied**. — Bálint Hóman, Geschichtliches im Nibelungenlied. [Ungar. bibliothek I, 9.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1924. 48 s. 1,50 m.
- Noreen, Adolf**, Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning. IX, 1. Lund, Gleerup 1923. 88 s. 3,25 kr.
- Altisländische und altnorwegische grammatik (laut- und flexionslehre) unter berücksichtigung des urnordischen. 4. vollständig umgearbeitete auflage. Halle, Niemeyer 1923. XVI, 466 s. Grundpreis 10 m.
- Ordbok over det danske sprog grundlagt af Verner Dahlerup med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet** udg. af det Danske sprog- og litteraturselskab. 6. bind. fri-gramvægt. Kobenh., Gyldendal 1924. II s. u. 1248 sp.
- Otfrid**. — Jellinek, M. H., Otfrids grammatische und metrische bemerkungen. [Sonderdruck aus der festschrift für Konr. Zwierzina.] Graz, Wien, Leipzig, Leuschner u. Lubensky 1924. 16 s.
- Poestion, J. C.**, Lehrbuch der schwedischen sprache. 4. aufl. Wien, A. Hartleben o. j. XII, 188 s. geb. 2 m.
- Rehm, Walther**, Das werden des renaissancebildes in der deutschen dichtung vom rationalismus bis zum realismus. München, C. H. Beck 1924. (VIII), 192 s. 5 m.
- Roderich-sage**. — Krappe, Alex. Haggerty, The legend of Rodrick last of the Visigoth kings and the Ermanarich cycle. Heidelberg, Winter 1923. 64 s. Grundpreis 2 m.
- Runen**. — Östergötlands runinskrifter granskade och tolkade av Erik Brate. 3je häftet. Stockholm, Wahlström & Widstrand 1918. S. I—XXXIV, 165—268, taf. LXVII—XCI u. 1 karte. 4°. 12 kr.
- Södermanlands runinskrifter granskade och tolkade av Erik Brate. Utgivna med anslag av Bergerska fonden. Första häftet. Stockholm, Wahlström & Widstrand 1924. 4°. 136 s. und 77 taff. 25 kr.
- Friesen, O. v., Röstener i Bohuslän och runorna i norden under folkvandringstiden. [Uppsala univ. årsskr. 1924. 4.] Uppsala, Lundekvistiska bokhandeln 1924. 165 s., 2 taf. u. 2 karten. 6 kr.
- Ruodlieb**. — Singer, S., Ruodlieb. [Sonderdruck aus der festschrift für Konr. Zwierzina.] Graz 1924. 23 s.
- Rutgers, H. W.**, Märchen und sage. Bemerkungen über ihr gegenseitiges verhältnis, mit besonderer rücksicht auf die Sigfridsagen. Groningen u. Haag, J. B. Wolters 1923. (IV), 91 s.
- Sachs, Hans**. — Herrmann, Max, Die bühne des Hans Sachs. Ein offener brief an Albert Köster. Berlin, Weidmann 1923. 92 s. Grundpreis 2 m.
- Schlegel (Gebrüder)**. — Körner, Josef, Romantiker und klassiker. Die brüder Schlegel in ihren beziehungungen zu Schiller und Goethe. Berlin, Askanischer verlag 1924. 239 s. geb.
- Schmidt, Erich, Richardson, Rousseau und Goethe**. Ein beitrage zur geschichte des romans im 18. jahrhundert. Obraldruck der ausgabe von 1875. Jena, Frommann 1924. VIII, 331 s. u. 1 portr. geb. 7,50 m.
- Schwarz, Ernst**, Zur namenforschung und siedlungsgeschichte in den Sudetenländern. [Prager deutsche studien. 30.] Reichenberg i. B., Franz Kraus 1923. (VI), 123 s.
- Seiler, Friedr.**, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen

- lehnworts. III. Das lehnwort der neueren zeit. 1. abschnitt. 2. auflage. Halle, Waisenhaus 1924. XII, 362 s. 8 m.
- VIII. Das deutsche lehnsprichwort. 4. teil: Das deutsche sagwort und anderes. Halle, Waisenhaus 1924. (VI), 176 s. 4 m.
- Singer, Samuel.** Die dichterschule von St. Gallen. Mit einem beitrage von Peter Wagner: St. Gallen in der musikgeschichte. [Die Schweiz im deutschen geistesleben. 8.] Leipzig, H. Haessel 1922. kl. 8. 96 s. geb. Grundpr. 2,70 m.
- Sperber, Hans.** Einführung in die bedeutungslehre. Bonn u. Leipzig, Kurt Schröder 1923. IV, 96 s.
- Stammler, Wolfgang.** Deutsche literatur vom naturalismus bis zur gegenwart. [Jedermanns bücherei.] Breslau, Ferd. Hirt 1924. 144 s. geb. 2,50 m.
- Tauler, Johann,** Predigten. In auswahl übertragen und eingeleitet von Leopold Naumann. Leipzig, Inselverlag 1923. 262 s. geb.
- Sermons de J. Tauler et autres écrits mystiques. I. Le codex Vindobonensis 2744 édité pour la première fois . . . par A. L. Corin. [Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège, fasc. XXXIII.] Liège, Imp. H. Vaillant-Carmanne: Paris, Ed. Champion 1924. (XI), XXXI, 328 s.
- Terner, Erik.** Studier över räkneordet *en* och dess sekundära användningar, förnämli-gast i nysvenskan. Uppsala, Akademiska bokhandeln i distr. 1922. VIII, 234 s. 8 kr.
- Tristansage.** — Kelemina, Jakob, Geschichte der Tristansage nach den dichtung-ungen des mittelalters. Wien, Ed. Hölzel 1923. XV, 232 s.
- Viëtor, Karl,** Geschichte der deutschen ode. [Geschichte der deutschen literatur nach gattungen. Mit unterstützung von Hans Naumann und Franz Schultz hrg. von Karl Viëtor. I.] München, Drei maskenverlag 1923. (VIII), 198 s.
- Viga-Glúms saga.** — Glum der totschräger. Übertragen und mit einer einföhrung hrg. von Walter Baetke. [Bauern und helden. Geschichten aus Alt-Island. I.] Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt 1923. 118 s., 1 karte und 6 abbild.
- Von deutscher art und kunst.** Ed. by Edna Purdie. Oxford, Clarendon press 1924. 196 s. geb. 5 sh.
- Walther von der Vogelweide.** — Kraus, C. v., Zu Walthers elegie. [Sonderdruck aus der festschrift für Konr. Zwierzina.] Graz, Wien, Leipzig, Leuschner und Lubensky 1924. 13 s.
- Wieland.** — Ermatinger, Emil, Wieland und die Schweiz. Leipzig, H. Haessel 1924. 110 s. kl. 8° geb.
- Witkowsky, Georg,** Textkritik und editionstechnik neuerer schriftwerke. Ein methodologischer versuch. Leipzig, H. Haessel 1924. (VIII), 169 s. 5 m.
- Wolfram von Eschenbach.** — Gahmuret Anshevin. A contribution to the study of W. v. E. by Margaret F. Richey. Oxford, B. Blackwell 1923. (VI), 96 s.
- Wunderlich, Hermann und Reis, Hans,** Der deutsche satzban. 3. vollständig umgearbeitete auflage. 1. band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta nachf. 1924. XIII, 469 s. 8 m.

Der bericht über die verhandlungen der germanistischen section auf der philologen-versammlung von 1923, der mir von einem kollegen in Münster fest zugesichert war, ist mir trotz dringender mahnung bis jetzt nicht zugegangen. Er wird, falls er nachträglich noch geliefert werden sollte — worauf ich im vertrauen auf den alten spruch: 'Ein mann, ein wort' noch immer hoffe — im nächsten hefte erscheinen.

H. Gering.

338¹



H. Gering

HUGO GERING

In der nacht vom 2. auf den 3. februar 1925 ist Hugo Gering im 78. lebensjahr einem tückischen krankheitsanfall erlegen. Am 6. februar haben die Kieler professoren dem sanft entschlafenen kollegen das letzte geleit gegeben, über seinem grab haben sich die fahnen der Kieler studenten und der kampfgenossen von 1870-71 gesenkt und nun ruht der willensstarke und arbeitsame mann von seines lebens zielbewusster fahrt. Ein holdes geschick hat es ihm vergönnt, seine bestimmung zu erfüllen.

Carl Theodor Ludwig Hugo Gering war am 21. september 1847 in Westpreussen auf dem im kreis Briesen gelegenen landgut Heinrichsberg (Lipienica) geboren. Das in der preussischen geschichte vor andern provinzen ausgezeichnete land, auf dessen boden Gerings wiege stand, hat seiner menschlichen art das gepräge verliehen, denn der deutsche gelehrte, dessen hingang wir beTrauern, ist nicht nur von geburt, sondern mit leib und seele Preusse gewesen und wahrscheinlich hat keiner der schmerzen so tief in sein leiderprobtes gemüt sich gebohrt als der täglich sich erneuernde kummer über den die sonne seines geistes, die grossmacht Preussens verfinsternden ausgang des weltkriegs, der unsern freund mit der schweren not belastete, einen heissgeliebten, auf dem felde der ehre gefallenen sohn dem vaterlande zu opfern und trotzdem Westpreussens heimatliche erde unter die botmässigkeit des verhasstesten der feinde fallen zu sehen. In diesem lande seiner geburt ist H. Gering mit preussischer zucht und dienstwilligkeit, mit dem drang zu gewissenhaftester pflichterfüllung und mit dem pathos seines nationalbewusstseins begabt worden, das für ihn das fundament seiner lebensgestaltung und die urquelle der ernstesten seiner entschlüsse war. Wenn einer unter uns, so war H. Gering stolz darauf, ein Preusse und ein Deutscher zu sein.

Die berufswahl war die erste frucht solcher gesinnung. Denn die deutsche philologie, der er sich widmete, war in seinen augen die nationale wissenschaft. Als solche dünkte ihm nur sie seinem wesen gemäss und die ihn kannten, bewahren den köstlichen eindruck, dass

bei II. Gering nicht nur die berufswahl, sondern die gesamte berufstätigkeit eine ausdrucksform seines charakters war.

Zunächst besuchte er in Thorn und in Kulm das gymnasium, verliess es im herbst 1867 mit dem zeugnis der reife, um in Leipzig die farben der deutschen burschenschaft anzulegen und philologie zu studieren. Auf dem gymnasium war bei ihm die andacht zum klassischen altertum erweckt worden und in dieser stimmung zog er, gleich seinem landsmann und spätern Kieler kollegen Oskar Erdmann nach Leipzig, später nach Bonn und nach Halle, um vorlesungen aus dem gebiet der klassischen und germanischen philologie zu hören (Zeitschr. 28, 228 f.). Sonst hielt er sich nur noch 'zur deutschen geschichte und zur nationalökonomie; er nannte Biedermann und Sybel, Roscher und Schmoller unter seinen lehrern, denn das interesse am staat, seiner verfassung, verwaltung und wirtschaft schien ihm eingeboren zu sein und war jedesfalls weit stärker als die anziehungskraft der philosophie, mit der er sich nie zu befreunden vermochte. Aber der mächtigste impuls kam vom deutschen und vom klassischen altertum. In Leipzig liess er sich seit 1867 von Ritschl und Overbeck für das erlebnis griechischer schönheit und römischer kraft weihen; als er zum sommersemester 1870 nach Bonn verzog, um an sonnigen Rhein sein burschentum auszutoben, trieb er klassische philologie bei Bernays und bei Bücheler und setzte nach dem krieg diese studien in Halle bei Keil fort. Der ertrag war eine ungewöhnliche vertrautheit mit griechischer und lateinischer sprache und dichtung; diese bildungselemente sind dem werdenden Germanisten unentbehrlich gewesen und haben ihm ausgezeichnete dienste geleistet, als er von der klassischen zur deutschen philologie abgeschwenkt war.

Schon in Leipzig hatte die 'sprudelnde lebendigkeit' Friedrich Zarnekes ihn gefesselt, in Bonn hatte er bei Birlinger und Simrock weitere anregung für das deutsche fach gesucht, aber erst das jahr 1870–71 hat die entscheidende wendung gebracht. Als der deutsch-französische krieg ausbrach, verliess der student sofort die rheinische universität und trat am 24. juli in das zu Thorn garnisonierende infanterieregiment 61 als kriegsfreiwilliger, rückte am 9. september ins feld, empfing in der gegend von Mars la Tour die feuertaufe, machte die zernierung von Metz, die belagerung von Paris und den marsch des 3. armeekorps nach süden mit, bis er am 14. januar 1871 beim oberkommando der südarmee in den bureaudienst überging. Im juni 1871 ist er wieder daheim, die brust geschwellt von der grösse der tat, deren das deutsche volk unter Preussens königlicher führung fähig gewesen

war. Es ist für den jugendlichen patriot in hohem grad bezeichnend, dass dieser krieg, den er mitgemacht, in ihm den entschluss zeitigte, nicht das studium der Griechen und Römer, sondern das der Germanen zu seinem lebensberuf zu machen und die akademische laufbahn ins auge zu fassen. Mit dieser absicht hat der 24jährige burschenschaftler im herbst 1871 die universität Halle bezogen, die seine alma mater werden sollte.

In Leipzig und Bonn hatte er sich bei Curtius, Brockhaus und Gildemeister mit vergleichender sprachwissenschaft und namentlich auch mit dem sanskrit beschäftigt, in Halle führte ihn Pott in die vergleichende grammatik der germanischen sprachen ein und wenn auch H. Gering nach 'philologen'art den sprachvergleichern nicht sonderlich gewogen war (Zeitschr. 7, 107), so kannte er doch ihre methoden, wusste, was sie geleistet hatten und versäumte nicht, auf ihren pfeiden seinen grammatischen horizont zu erweitern.

Das studium der literaturgeschichte ist ihm von Zarneke und Biedermann in Leipzig, von R. Haym in Halle erschlossen worden. Das amt des philologen im grammatischen und im literarischen bereich hat ihm Julius Zacher eingepägt. Man darf wohl sagen, dass Friedrich Zarneke seine philologische gesinnung geformt hat, denn sein leben lang ist H. Gering Zarnkeschüler geblieben und hat unzweideutig gegen das andere lager stellung genommen, das die führung innerhalb der germanistik beanspruchte. Aber seit 1871 trat der jünger dieser wissenschaft unter die massgebende leitung von Zacher in Halle. Er war's, der seines schülers arbeitsweise am nachhaltigsten bestimmte. Mit rührender pietät und unwandelbarer treue hat H. Gering stets dieses väterlichen freunds gedacht. Er ist auch als dozent in seine fusstapfen getreten, nachdem er bei Zacher am 18. dezember 1873 mit der dissertation 'Über den syntaktischen gebrauch der participia im gotischen' promoviert hatte, die dem lehrer in dankbarer verehrung gewidmet im 5. band der von Zacher herausgegebenen zeitschrift für deutsche philologie veröffentlicht wurde. Die verdienstliche bearbeitung des themas legt zeugnis davon ab, wie sehr die verbinding klassischer und deutscher philologie ihm zu statten kam, denn nur die ausgiebige berücksichtigung des griechischen grundtextes der gotischen bibel konnte befriedigende resultate zeitigen. Der junge doktor setzte in der ihm gewiesenen richtung seine forschungen fort, erwies nach dem abschluss seiner studiensemester durch gelehrte anzeigen in Zachers Zeitschrift die sorgfalt seiner arbeit und habilitierte sich am 11. märz 1876 in Halle für deutsche philologie mit der abhandlung 'Die kausalsätze

und ihre partikeln bei den althochdeutschen übersetzern des 8. und 9. jahrhunderts' und mit einer antrittsvorlesung über die deutsche literatur desselben zeitraums. Seine lehrthätigkeit, die er alsbald eröffnete, beschränkte sich anfangs aufs gotische, weitete auf das althochdeutsche, namentlich aber auch auf das angelsächsische sich aus, dem H. Gering oftmals in vorlesungen und übungen sich gewidmet hat. Aber schon 1877 ist er entschlossen, seine hauptkraft auf das nordische fach zu konzentrieren.

Familienüberlieferungen scheinen dabei mitgewirkt zu haben. Denn die Gerings waren schwedischer abkunft, im 18. jahrhundert nach Pommern eingewandert und von hier nach Westpreussen übergesiedelt; den schwedischen und pommerschen beziehungen seiner ahnen ist H. Gering auch auf dem felde seiner wissenschaft nachgegangen (Zeitschr. 20, 365 ff.). Befördert wurde jene neigung durch die gelegenheit, die dem studenten in Leipzig sich bot, bei Zarneke vorlesungen über altnordische grammatik und literaturgeschichte, erklärung der Edda, Njals- und Eyrbyggjasaga zu hören. Am stärksten wirkte aber auf den jungen dozenten das vorbild des in Kiel hausenden, ihm jetzt auch persönlich begegnenden Theodor Möbius.

Es mutet uns echt Geringisch an, wenn wir erfahren, dass er zunächst die absicht hatte, eine ausgabe derjenigen sogur zu veranstalten, die stoffe der deutschen heldensage behandeln. Das wort J. Grimms schwebte ihm vor, dass Skandinavien für den deutschen forscher klassischer grund und boden sei (Eddaglossar² s. VII). So rüstete er denn, nachdem er beschlossen, von der Gotenbibel zum Beowulf und zur Edda, zu den skalden und zu den sogur Islands sich zu wenden, seine erste Nordlandsfahrt, vortrefflich beraten von den massgebenden kennern. Er selbst kannte noch allzuwenig von nordischem sprach- und literaturgut und es gab damals nur zwei männer in Deutschland, von denen das einem Skandinavisten unentbehrliche zu lernen war: den rechtshistoriker Konrad Maurer in München und den philologen Theodor Möbius in Kiel. Zu beiden ist H. Gering in die freundschaftlichsten beziehungen getreten, hat beiden durch widmung wissenschaftlicher opera seine dankbarkeit bezeugt und ihnen über das grab hinaus das ehrendste andenken bewahrt. Der natur der sache nach hatte der Kieler philolog dem Hallenser privatdozenten besonders viel zu bieten. Als dieser im sommer 1877 nach Dänemark, Schweden und Norwegen reiste, führte sein Weg über Kiel, wo Möbius den fachgenossen herzlichst begrüßte und seine arbeitspläne mit ihm besprach. Sofort ging der jünger in Kopenhagen ans werk,

das ihm der meister empfohlen hatte. Möbius ist für Gering der ausschlaggebende lehrer im nordischen fach und nächst Zacher das zweite vorbild seines strebens und seines schaffens geworden (Zeitschr. 23, 463). Der Kopenhagener aufenthalt – 1881 sich wiederholend – setzte ihn auch mit nordischen gelehrten in kontakt; H. Gering ist damals Gudbrandur Vigfusson begegnet, namentlich aber ist im sommer 1877 die freundschaft mit Gustav Cederschiöld geschlossen worden, die mit besonderer vertraulichkeit lebenslang vorgehalten hat. Aber die rolle, die Th. Möbius bei Gerings nordischen studien gespielt hat, blieb die des protagonisten und der zögling enttäuschte nicht die auf ihn gesetzten hoffnungen.

In Halle kündigte er altnordische grammatik und erklärung der Eddalieder an, lieferte für Zachers Zeitschrift (8, 483) eine anzeige der Eddaausgabe von Hildebrand, die für ihn eminente bedeutung gewann und veröffentlichte im jahr 1878 isländische glossen (Zeitschr. 9, 385). Das jahr 1879 brachte die ein eingehenderes und ausgiebigeres studium altisländischer sogur bekundende kritische ausgabe der Finnbogasaga. Sie war von Möbius angeraten und ist zum dank für vielfache anregung, belehrung und unterstützung ihm dargebracht worden. Anlässlich der beschäftigung mit der Finnbogasage war H. Gering auf den Olkofráþátr gestossen, ihn bearbeitete er 1879 und steuerte den text im jahr 1880 zu einer festgabe für Julius Zacher bei: er befuhr die gleise, auf die diese männer ihn gewiesen hatten. Ein beleg dafür ist auch seine erste grössere publikation, die in zwei bänden zu Halle 1882–83 erschien: *Islensk æventyri, isländische legenden und schwänke, novellen und märchen des 14. jahrhunderts*; die ausgabe, Cederschiöld gewidmet, ist von G. Vigfusson angeregt, von Möbius, der die sammlung zu edieren gewillt gewesen war, vorbereitet, dank der mitarbeit Reinhold Köhlers in den stoffgeschichtlichen partien reichlich ausgestattet. Gerings verdienst erschöpfte sich nicht in der textherstellung, den anmerkungen und dem wörterbuch, es gipfelt in den literarischen untersuchungen, gelang ihm doch durch sorgfältige beobachtung des sprachgebrauchs, vier persönlichkeiten als die verfasser jener isländischen erzählungen festzustellen (Anz. f. d. alt. 10, 395). Die anerkennung blieb nicht aus; noch im jahr 1883 ist er zum ausserordentlichen professor befördert worden und hat als solcher in Halle, wo er inzwischen seinen hausstand gegründet und in Frau Else den fürsorglichsten lebenskameraden gefunden hatte, seine wirksamkeit weiter ausgebaut. Auf der Dessauer philogenversammlung des jahrs 1885 berichtete er über eine neue Eddaausgabe, wozu

der plan in gemeinschaft mit B. Symons in grossem masstab entworfen worden war; 1887 brachte er ein im akademischen unterricht ausgezeichnet sich bewährendes Eddaglossar heraus, wandte sich nun aber auch zur skaldenpoesie (Zeitschr. 14, 234) und überraschte die fachgenossen durch die kritische bearbeitung der uns erhaltenen bruchstücke des Bragi Boddason (Jul. Zacher zum 70. geburtstag 15. februar 1886), die ihn selbst freilich nicht restlos befriedigte (Zeitschr. 28, 123), schon weil sie in fliegender hast fertiggestellt werden musste – ein vorläufer kommender, den nordischen skalden dienender textkritischer studien. 1888 hat Gering erstmalig auch zur runenforschung der Skandinavien das wort ergriffen (Zeitschr. 21, 487).

Hiefür stand ihm jetzt die Zeitschrift für deutsche philologie zur verfügung, da er nach J. Zachers, ihres begründers tod (im jahr 1887) vom 20. bis zum 50. band als ihr herausgeber zeichnete und auch auf diesem posten seinen lehrer vertrat. Dieses fachorgan, an dem er schon zuvor fleissig mitgearbeitet, hatte unter Zachers leitung der nordischen philologie mehr beachtung geschenkt und raum gewährt als die andern germanistischen Zeitschriften, war es doch von Konr. Maurer, Th. Möbius, E. Jessen und S. Bugge mit gewichtigen beiträgen bedacht worden; es verstärkte sich diese ihm eigentümliche tendenz, seitdem H. Gering die redaktion führte und andererseits gab diese Zeitschrift, mit der er innerlichst verwuchs, seiner stimme grösseren resonanzraum und den nordischen studien in Deutschland neuen auftrieb.

Nach echt deutscher art verknüpfte sich die schriftstellerische wirksamkeit H. Gerings mit seiner akademischen lehrtätigkeit. Auch sie war eine spiegelung seiner forschungsarbeit. Meines erachtens verlich dem deutschen Skandinavisten vor der mehrzahl der fachgenossen in den nordischen ländern ein Übergewicht der umstand, dass er das Nordgermanentum nicht isolierte, vom Ost- und Westgermanentum nicht absonderte und durch seine umsicht auf gotischem, altdeutschem und altenglischem gebiet seine urteilkraft zu reicher sich verzweigenden beobachtungen und erfahrungen schulte. Die nordischen spezialstudien bettete er in das gesamtFach der germanistik ein (es wäre dringend zu wünschen, dass es dabei auch für die zukunft in Deutschland verbliebe): er las in Halle über die Germania des Tacitus (ein bekanntes Zacherkolleg), über geschichte der deutschen literatur bis zum ausgang des 13. jahrhunderts beziehungsweise bis zur reformation, historische grammatik der deutschen sprache (got. ahd. mhd.), gotische grammatik, ahd. grammatik und erklärungen ausgewählter denkmäler, ahd. dialekte,

mhd. übungen (Hartmans Gregorius, Walther v. d. Vogelweide, Meier Helmbrecht). Die örtlichen verhältnisse brachten es mit sich, dass er daneben das ags. begünstigte: geschichte der ags. literatur, ags. grammatik, Beowulf. In diesem reigen erschienen die regelmässig wiederkehrenden nordischen vorlesungen und übungen, die vom altertum bis auf die neuzeit sich erstreckten.

Der in so ausgiebiger lehrtätigkeit und gründlicher forschungsarbeit stehende Hallenser gelehrte wurde am 9. januar 1889 zum ordentlichen professor der nordischen philologie in Kiel ernannt. Er hat als nachfolger von Th. Möbius an der Kieler universität (1898–99 auch an der Marineakademie tätig) bis zu seiner emeritierung im sommersemester 1921 und bis zum letzten atemzug im wintersemester 1925 sein lebenswerk durch hauptleistungen gekrönt.

In dänischer zeit war an der Christiana Albertina ein lektor für nordisch, von 1824–45 der bekannte Grundtvigianer Christian Flor für das Dänentum tätig gewesen. 1850–52 hatte Rochus Freiherr von Liliencron eine ausserordentliche professor für nordische sprache und literatur versehen wollen, war aber von der dänischen regierung nicht anerkannt worden. Diese berief vielmehr, um die dänische propaganda in den herzogtümern zu fördern, im jahr 1853 den angesehenen dänischen literaten und ästhetiker Christian Molbech in das extraordinariat und verwandelte es 1858 in ein ordinariat, das Molbech bis 1864 inne hatte. In die politischen kämpfe sich verwickelnd ist er ihnen zum opfer gefallen und hat 1865 in einem deutschen mann, dem bisherigen a.o. prof. dr. Th. Möbius in Leipzig seinen ersatz bekommen. Durch namhafte wissenschaftliche leistungen empfohlen hat dieser mit H. Gering in herzensfreundschaft verbundene gelehrte die nordische philologie aufs würdigste in Kiel vertreten. Zwar brachte man in Schleswig-Holstein vorerst dieser von der dänischen regierung gestifteten ordentlichen professor misstrauen entgegen – Möbius klagte, dass er zumal von den Nordschleswigern gemieden werde – die folge war, dass seine lehrstätigkeit in sehr bescheidenen grenzen sich hielt (Zeitschr. 23, 459 f., 464; meist hat Möbius, wenn überhaupt, so nur vor einem einzigen hörer gelesen), aber wichtiger war, dass es nunmehr eine universität in Deutschland gab, wo das nordische vollwertig in einer fakultät nach deutscher art vertreten war und der inhaber der professor, ein anerkannter fachmann nicht nur über altnordische grammatik und literatur dozierte, die Eddalieder und Sögur interpretierte, sondern auch über neuere dänische sprache und literatur vorzutragen bereit war. Als H. Gering das Kieler kathedr bestieg, trat er dem Dänentum vor-

urteilsfrei gegenüber. Die unser vaterland mit Skandinavien 'verbindenden fäden, welche die jahrhunderte gesponnen haben, konnten politische gegensätze, die wie wir hoffen, in der zukunft sich mehr und mehr ausgleichen werden, wohl lockern aber nicht lösen und die wissenschaft, die ich zu vertreten die ehre habe, will an ihrem bescheidenen teil dazu beitragen, sie zu erhalten und zu festigen, in dankbarer anerkennung dessen, was die germanische altertumskunde dem norden, dem für uns klassischen boden verdankt', so sprach H. Gering in der Kieler aula, als er am 5. märz 1902 das rektorat der Christian-Albrechtsuniversität übernahm (Über weissagung und zauber im nordischen altertum s. 3). Mannhaft hat er allerwegen die deutschheit Schleswig-Holsteins betont und nicht geduldet, dass ein Deutscher von Südjütland statt von Schleswig spreche (Zeitschr. 40, 377), aber er war diszipliniert genug, um sein wissenschaftliches denken vor den einflüsterungen politischer leidenschaften zu behüten.

Als H. Gering zum sommersemester 1889 sein amt in Kiel antrat, sah er sich damit, dass die schleswig-holsteinische landesuniversität in der geschichte seiner wissenschaft durch die nordische professur vor den andern deutschen hochschulen ausgezeichnet war, vor eine verantwortungsvolle aufgabe gestellt. Für die gewissenhafte erfüllung solcher ehrenpflicht hat er seine ganze männlichkeit eingesetzt: er gehörte nicht zu den professoren, die durch tages- oder nebeninteressen von ihrer wissenschaft sich ablenken lassen; H. Gering hat restlos jeden tag und jede stunde seinem beruf vorbehalten, für nichts anderes musse gefunden und niemals der bequemlichkeit oder der popularität seine akademische würde geopfert. Es kam ihm zu gut, dass er in Kiel an einen vorgänger von rang anknüpfen und dessen tradition fortsetzen konnte, hatte aber, was die lehrfähigkeit betrifft, etwas bessere erfolge zu verzeichnen. Dazu trug hauptsächlich bei, dass er, der allezeit bekannte, für den unterricht nicht begnadet zu sein, den rahmen weiter steckte. Er legte grossen wert darauf, innerhalb des germanistischen seminars an der erziehung der studierenden mitzuwirken. Sein spezialfach vermochte er nur im grossen organischen stammeszusammenhang zu betreiben und würde eine institutmässige absonderung der nordischen studien nicht empfohlen haben. Im germanistischen seminar behandelte er die ihm von jugend auf ans herz gewachsene gotische bibel, erklärte die ältesten dichterischen abd., and. und ags. denkmäler (Hildebrandslied, Heliand, Genesis, Beowulf) und wiederholte seine ihm von Halle her vertrauten mhd. übungen. An vorlesungen hat er nicht nur wie in Halle gotische grammatik und Tacitus

Germania, sondern auch deutsche mythologie und geschichte der deutschen heldensage angekündigt, jedoch mit vorschreitendem alter, wie seine amtliche stellung von ihm forderte, in den vorlesungen auf die nordischen themata sich beschränkt.

Es war immer sein wunsch gewesen, Möbius nachfolger in Kiel zu werden und als dieser wunsch ihm erfüllt wurde, als er zum weihnachtsfest 1888 den ruf nach Kiel bekam, freute er sich besonders darauf, nunmehr voll und ganz seinen auf das gesamtfaeh bezogenen skandinavischen lieblingsstudien sich widmen zu können. Er fand, als er in Kiel sich einrichtete, eine ihn beglückende, seinen absichten und neigungen entsprechende verpflichtung. Die vorlesungen gaben ein bild dessen, was der arbeitsame gelehrte erstrebte. Grundlegend war das kolleg über altnordische grammatik, es folgte die geschichte der altnordischen literatur bis zum ausgang des 14. jahrhunderts, einföhrung in die Edda, erklärang der Eddalieder und einer reihe altisländischer sögur (Gunnlaugssaga, Egilssaga, Laxdölasaga), daneben rückten Gerings runenforschungen in den vordergrund: geschichte der germanischen runenschrift, erklärang ausgewählter runendenkmäler. Auch im seminar wurden runeninschriften interpretiert, altnordische übungen abgehalten (Eddalieder, Skaldenlieder, Snorra Edda, Eyrbyggjasaga, Islendingasögur) und auf das alt- und neudänische sowie auf das schwedische schrifttum ausgedehnt (Runeberg, Tegnér, altdänische folkeviser, provinzialgesetze; Holberg, Öhlenschläger, Drachmann).

Als echter philolog war Gering sich bewusst, dass durch sprachforschung ein fester grund für das studium der literaturen gelegt werden müsse. Er beabsichtigte, eine historische grammatik der dänischen sprache zu schreiben, leider ist es nicht dazu gekommen, aber mit welcher umsicht er darauf sich vorbereitet hat, erkennt auch der fernerstehende, wenn für seine seminarübungen dänische schriftsteller des 18. und 19. jahrhunderts ausgewählt wurden und unter seinen Kieler vorlesungen neben dem Hallenser kolleg über Ludwig Holbergs leben und schriften elemente der dänischen grammatik und historische grammatik der dänischen sprache erscheinen.

Innerhalb des germanistischen gesamtfaehs hat er nun allerdings nicht nach allen seiten hin gleich regsam sich verbreitet. So sehr er von der zentralen stellung der grammatik überzeugt war, machte er doch halt, wo die neuere sprachwissenschaft auf philosophische art sich systematisierte, allzu konstruktiv verfuhr, wie Gering es ausdrückte oder wie es bei der phonetik, deren leistungsfähigkeit er anerkannte und bestätigte (PBBeitr. 13, 202; Zeitschr. 42, 233 ff.), den anschein

gewann, auf naturwissenschaftliche methoden sich einliess. Er war nicht spekulativ veranlagt, bohrte nicht in die untersten tiefen der schächte, strebte nicht nach einer gesamtchau und wagte sich nicht an grosszügige würfe, sondern steckte sich grenzen, hantierte mit grammatik und metrik, gebrauchte sie aber im grunde doch nur als hilfsdisziplinen, erforschte sie nicht um ihrer selbst willen, sondern nahm die ergebnisse der theoretiker, die erkenntnisse der fachautoritäten für seine textkritik in dienst. Denn dies war ihm das philologische hauptgeschäft. Textkritik war das feld, auf dem er sich meister fühlte und naturen wie die seine – auch bei Th. Möbius war dies der fall gewesen – stellen ihr lebenswerk darauf ein, dass sie nur wollen, was sie können. Es war nicht Gering's sache, auf eroberung neuer reiche auszuziehen und mit den in immer weitere fernen versetzten zielen sein können und sein wollen nach und nach zu steigern. Er hat es abgelehnt, sein gesichtsfeld bis dorthin zu vergrössern, wo er den raum nicht mehr zu beherrschen vermochte, wo z. b. die textkritik in die stilkritik übergeht, weil er stolz darauf war, innerhalb des von ihm begrenzten raums sein können am nützlichsten zu entfalten. Er enthielt sich alles dessen, was ihm wesensfremd und darum als allzu subjektiv oder als absurd von ihm abgelehnt wurde, weil es die angelernte grammatik und metrik oder 'den gesunden menschenverstand' gegen sich hatte (Zeitschr. 50, 329). Selbst auf stilkritik, für die er ein organ besass (Zeitschr. 43, 428. 46, 1 vgl. Arkiv 41, 140), hat er sich nicht tiefer eingelassen, folglich hat er sich auch die problematik der historischen kritik vom leib gehalten. H. Gering war philolog, nicht historiker und als philolog war er textkritiker. Aufgabe war ihm, die uns erhaltenen texte in ihrem ursprünglichen bestand zu sichern, sie zu verstehen und zu erklären. Der tatsächliche befund unserer überlieferung, nicht ihr werden weckte sein kritisches vermögen und reizte seine phantasie. Als er im märz 1902 beim antritt des Kieler rektorats seine rede 'über weissagung und zauber im nordischen altertum' hielt, lag es ihm fern ein religionsgeschichtliches panorama aufzustellen; er streifte die grossen religionsgeschichtlichen probleme, begnügte sich aber mit einem kapitel aus den nordischen 'altertümern'. Er sammelte mit erschöpfender vollständigkeit was zur sache gehörte, erstrebte genaueste feststellung dessen, was die quellen herzugeben vermochten, war aber kein freund von weitschichtigen kompilationen (Zeitschr. 42, 235). Über die letzten gründe der textkritik und der texterklärung, wo das verständnis eines textes für uns nachgeborene beginnt und wo es endet, über die konstitutiven faktoren,

über die in die dämmerung des geschichtlichen lebens hinabreichenden wurzeln unserer überlieferung hat er nie gegrübelt. Er war der meinung, dass die meister besonnener und scharfsinniger philologischer kritik, auf die er schwor, die voraussetzungen geklärt oder ihre nichtachtung gerechtfertigt hätten. Vielleicht hat er sich allzu bereitwillig in die gefolgschaft der von ihm bewunderten autoritäten begeben und andererseits nicht weitherzig genug auf forderungen reagiert, die über die zone seiner erfahrung hinausragten. Die metrischen forschungen eines textkritisch gerichteten E. Sievers besaßen für ihn kanonische geltung (Zeitschr. 50, 97), die methode und das experiment des schallanalytikers hat er perhorresziert.

Richtschnur war ihm die textkritik und nichts bewunderte er so sehr als 'geniale kombinationsfähigkeit', und eine von kühnheit und scharfsinn beschwingte divinationsgabe (S. Bugge's; Zeitschr. 21, 243. 30, 379), war er doch selbst mit kombinatorischer phantasie begabt und liess es nicht an wagemut fehlen, wenn eine stelle für unverständlich oder hoffnungslos verderbt galt, ihr mit überraschender deutung (Zeitschr. 28, 241) oder durch kühnen operativen eingriff aufzuhelfen (Zeitschr. 26, 30). Die herzlichste freude genoss er angesichts einer gelungenen konjektur (z. b. Vql. 17; Zeitschr. 50, 328) und scherte sich nicht um den einwand, dass der text dabei gefahr laufe, einer umdichtung oder nachdichtung preisgegeben zu werden (Edda 1904 s. X f.).

Das hauptfeld, auf dem unser textkritiker seine lorbeeren zu ernten gedachte, waren die Eddalieder. Bei ihnen wollte er sich am wenigsten dem vorwurf der zaghaftigkeit und kritiklosigkeit aussetzen und verfocht in temperamentvollster polemik – leicht schwoll ihm die zornesader – gegen die liebhaber konservierender texte (Zeitschr. 46, 466) oder extravaganter neuerungen (Zeitschr. 50, 93) sein recht auf emendationen, weil er, wie er sagte, ein höheres ziel verfolge als die sorgfältige kopie einer handschrift zu liefern und mit dem photographen zu wetteifern (Eddaglossar³ s. VIII), weil er sich zutraute, kraft seiner fähigkeit dichterische schönheit nachzuempfinden eine anstössige textstelle stilgerecht zu verbessern (Zeitschr. 29, 57).

Im jahre 1879 war, mit einem vorwort von Th. Möbius versehen, die Eddaausgabe von Karl Hildebrand erschienen. Nach dem frühen tode des herausgebers ist dies buch in Gering's hände übergegangen (o. s. 343) und neugestaltet im jahre 1904 der fachwelt vorgelegt worden; 1912 folgte die zweite und 1922 die dritte auflage dieses, von der Eddaausgabe des befreundeten arbeitsgefährten B. Symons (Zeit-

schr. 17, 117) an nicht wenigen stellen abweichenden, durch scharfsinnige konjekturen, sorgsamsten fleiss, den er seinen vorgängern zugewandt, und durch vollkommene beherrschung der von H. Gering erwählten grammatischen und metrischen normen gekennzeichneten buchs (Zeitschr. 34, 162). Unermüdlich strengte er sein gehirn an, um immer neue feinheiten des monumentalen dichterwerks herauszuarbeiten. Noch der 77jährige hat unverdrossen am kritischen text seiner Edda herumgefeilt (Zeitschr. 50, 127 ff.).

In die Kieler zeit fällt ausser der edition der Hugsvinnsmól (universitätsprogramm 1907) die Eyrbyggjasaga (Halle 1897). Im verein mit G. Cederschiöld und E. Mogk hatte H. Gering die altnordische Sagabibliothek ins leben gerufen. Der erste band ist 1902 erschienen. Mit nie ermattender dienstwilligkeit und treue hat er band für band — ihre zahl ist bei seinen lebzeiten auf 16 angewachsen — den herausgebern sich zur verfügung gehalten und nur wenige bände haben das licht der welt erblickt, ohne dass ihm von den autoren in warmen worten der für unentbehrliche beihilfe gebührende dank abgestattet worden wäre. Der 6. band dieser bibliothek brachte in einer musterhaft saubern fassung Gerings Eyrbyggjasaga, für die ihm allgemeine anerkennung zu teil geworden ist. Aber damals war es nicht so sehr der textkritiker als der texterklärer, der dies lob erntete. Gering besass ein sehr grosses material, das er in hingebendem sammelleifer, namentlich für personen- und familiengeschichte Islands gehäuft und geordnet und jedem fachgenossen in uneigennützigster weise zugänglich gemacht hat. In dem ausführlichen kommentar der Eyrbyggjasaga hat Gering selber für die realien einer saga getan, was in seinen kräften lag, um jenes alte interessante buch zur einföhrung in die sagaliteratur Islands so tauglich als nur irgend möglich herzurichten (Zeitschr. 30, 266). Der kommentator hoffte aber, seine materialsammlungen für die einzelerklärung der Eddalieder verarbeiten zu können und in der tat, auch dies ziel seiner wünsche hat er erreicht: als H. Gering verschied, konnte er uns einen druckfertigen Eddakommentar hinterlassen. Dies früh geplante (Zeitschr. 17, 119) und ihm sehr am herzen liegende werk durfte er vollenden (Edda³ s. XV), eine probe davon 1924 in die festschrift für E. Mogk stiften; das umfangreiche manuskript wird von befreundeter seite zum druck befördert werden. Es widmet sich nicht den allgemeineren problemen, sondern nur der texterklärung und hierfür hatte der kommentator durch seine wörterbucharbeit sich geschult.

Mit persönlichster anteilnahme verfolgte er die entwicklung der

deutschen lexikographie (Zeitschr. 17, 492), insbesondere das wachstum des deutschen wörterbuchs der brüder Grimm (Grenzboten 1903 nr. 37). Auch die grossen wörterbuchunternehmungen der Skandinavier studierte er gründlichst und erstattete darüber sachkundige berichte (Zeitschr. 28, 394. 48, 291; Akiv 10, 392. 13, 370). Er war also in jeder beziehung gut vorbereitet, als er im jahr 1903 sein 'vollständiges wörterbuch zu den liedern der Edda' erscheinen liess, war ihm doch das Eddaglossar (zu Hildebrands Edda 1887) vorangegangen, das 1896 in zweiter auflage herauskam und 1907 in dritter auflage – S. Bugge zum gedächtnis – die eigene Eddaausgabe zu grund legen konnte. Seitdem hat das für den akademischen unterricht unentbehrliche büchlein in den jahren 1915 und 1923 die 4. und die 5. auflage erreicht und dem verfasser erwünschte gelegenheit zu verbesserungen seines grossen Eddawörterbuchs geboten. Dieses hauptwerk Gerings erfüllt die an eine bedeutungsgeschichte der wörter sich knüpfenden ansprüche nicht, erschöpft aber dank der emsigkeit deutschen gelehrtenfleisses restlos mit ungewöhnlicher akribie das material, ordnet es aufs übersichtlichste und ist seinerzeit von Th. Möbius, als H. Gering den entwurf ihm unterbreitete, mit dem ermunternden zuruf begrüsst worden: 'soviel ist sicher, dass kein, absolut kein altnordisches buch mit solch freudigem willkommen begrüsst werden wird als ein wörterbuch zur Edda und diese gerade von Ihnen!' Als es fertig vorlag, war man einhellig der meinung, dass diese überaus sorgfältige arbeit das unentbehrlichste hilfsmittel der Eddaforschung sein werde.

Die wörterbücher und die kommentare, die H. Gering verfasst hat, waren nicht die letzten aufgaben des texterklärers. Konsequenter folgerungen ziehend ging er dazu über, seine liebliche unter den dichtungen des germanischen altertums in die literarische sprache des 19. jahrhunderts zu kleiden. Sie war ihm wie wenigen seiner fachgenossen geläufig. Er schrieb in seiner wissenschaftlichen prosa einen klarflüssigen stil, befruchtete seine sprachphantasie aus der ihm in grossem umfang zu eigen gewordenen deutschen poesie sowie aus der zeitgenössischen schönen literatur Dänemarks und Schwedens, Norwegens und Islands, worin er sehr belesen war. Der übersetzer übte seinen sprachausdruck in versen, die ihm leicht aus der feder flossen, wenn er in stunden der weisse zu nachahmungen sich angeregt fühlte oder wenn seelische erschütterung ihn zu feierlicher rede drängte. Die affekte, zu denen sein studium ihn erregte, schlugen daher leicht und gern in rhytmen sich nieder und so entstanden seine deutschen Eddalieder (1892) und der deutsche Beowulf (1906. 1913); anderes

wie z. b. die von starkem pathos getragenen übersetzungen der skaldenlieder des gewaltigsten poeten Altislands sind der öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Diese nachdichtungen verbinden mit sprachlicher und metrischer feinfühligkeit philologische gewissenhaftigkeit und treue den originalen gegenüber — H. Gering war der erste, der es wagen durfte, den alten stabreimsvers zu erneuern —, unleugbar war seine geschicklichkeit, die in den schächten der vergangenheit versunkene altgermanische poesie dem geschlecht seiner epoche wieder zugänglich zu machen. Denn Gerings Edda und sein Beowulf stehen auf ganz anderem niveau als die übersetzungen seiner vorgänger (Grenzboten 1889, II, 366); seine verdeutschungen sind die erstlinge jener mächtig anschwellenden bewegung, an der nicht wenige der jüngeren teil nehmen, um durch weit eigenwilligere stilisierungskünste als H. Gering sie gewagt haben würde (Zeitschr. 44, 489. 45, 68), für die dichtung der nordischen vorzeit durch übersetzungen bei dem lebenden geschlecht zu werben. Leider ist es ihm versagt geblieben, seine deutschen Eddalieder so zu gestalten, wie sie seiner reifsten einsicht entsprochen hätten; er hat es sich verbeten, dass man ihn noch heutigen tags für alles verantwortlich mache, was er vor langen jahren geschrieben habe ('seitdem sind wir ein gutes stück weiter gekommen') und im jahr 1913 erklärt, dass, wenn es ihm vergönnt sein sollte, die Eddaübersetzung noch einmal herauszugeben, sie ein sehr verändertes aussehen erhalten würde (Zeitschr. 45, 71).

Wie das lebenswerk so verlief auch der lebensgang des verstorbenen freundes in aufsteigender kurve, seitdem er nach Kiel übersiedelt war. 1894–95 hat er das dekanat der philosophischen fakultät, 1902–03 das rektorat der Kieler universität verwaltet und ist stets als eines der pflichteifrigsten mitglieder den geschäftlichen beratungen dieser körperschaft teilnehmend gefolgt. Ausserhalb Kiels waren es hauptsächlich die nordischen nachbarländer, mit denen er den verkehr steigerte. Zahlreichen dänischen und schwedischen, norwegischen und isländischen gelehrten hat er nahe gestanden (z. b. Dahlerup und Wimmer [Zeitschr. 48, 500], F. Jonsson und Bj. M. Olsen), hat am Arkiv f. nord. fil. mitgearbeitet und ist mitglied gelehrter gesellschaften geworden. Im sommer 1908 sah er auch den wunsch sich erfüllen, den er lange still gehegt hatte: die Färöer und Island zu besuchen. Das ferne Thule, das dem forser zur andern heimat seines geistes geworden war, den für ihn klassischen boden durfte der warmherzige freund seiner bewohner nunmehr betreten und von den wundern der arktischen natur zu genuss und ehrfurcht sich erheben lassen. Glänzend,

mit erstaunlicher ausdauer ertrug er die strapazen der reise, ritt die kreuz und die quer durch das einsame land, beobachtete das volksleben, vertiefte sich in die landschaftsbilder und bevölkerte den schauplatz mit den gestalten und erinnerungen, die ihm sein studium ins herz gesenkt hatte. Jetzt wurden sie lebendig, als er zum heim und zum grab Egill Skallagrimssons pilgerte, bei Snorri Sturluson einkehrte und die bühne der Eyrbyggja musterte. Hochbefriedigt ist er im August 1908 heimgekehrt und durfte noch lange von den eindrücken dieser mit besonderer dankbarkeit empfangenen nordlandfahrt zehren. Im jahr 1911 ist er als Kieler vertreter zum universitätsjubiläum nach Kristiana entsandt worden und mehrmals hat er seitdem die dänischen und die schwedischen gestade gegrüsst. Denn als er zum sommersemester 1921 emeritiert wurde, ist er keineswegs zur ruhe gesetzt worden. Die lehrstätigkeit an der universität hörte auf, aber das studium wurde in seiner reich ausgestatteten bibliothek so regelmässig und unverdrossen fortgesetzt wie je zuvor.

Die Zeitschrift für deutsche philologie, deren seele er war (und die nun wohl mit ihm ihr ende nehmen wird), hat ihn mit vielfältigen beziehungen nach ausserhalb in atem gehalten und bis auf seinen letzten tag zu schriftstellerischer arbeit angespornt. Am 18. Dezember 1923 durfte er die schönste feier, die einem akademiker zu teil werden kann, das goldene doktorjubiläum begehen und sich daran erfreuen, dass die Hallenser kollegen in ehrender weise das diplom erneuerten und die Kieler kollegen ihm ihre dankbarkeit und ihre schätzung bezeugten. Fünfvierteljahre später ist er, der senior der deutschen germanisten, der letzte von der alten garde, dahingegangen. Das neue geschlecht, das in die front gerückt ist, wird einem H. Gering, der um den aufschwung der nordischen studien in Deutschland sich hoch verdient gemacht hat, den nachruhm nicht versagen. Wir aber, die wir ihm nahe standen, ehren in dem heimgegangenen nicht nur den gelehrten, sondern auch den tapferen mann, dessen bekennermut für unsere zunft ein vorbild war.

Den kern seiner vornehmen persönlichkeit hat er mit dem wort enthüllt, das er im jahr 1895 anlässlich des todes von O. Erdmann ausgesprochen hat: 'wenn es etwas gibt, das uns mit der nichtigkeit und vergänglichkeit des lebens zu versöhnen im stande ist, so ist es das bewusstsein treu erfüllter pflicht' (Zeitschr. 28, 232). In der tat, treue war der sinn seines lebens. Deutsche treue, ja man möchte sagen, treue im altgermanischen, im guten alten sinn, in dem die dichter von ihr singen und sagen, hatte sich in H. Gering verkörpert:

treu in seinem beruf und seinem hauswesen, treu gegen seine freunde – ‘das ist kein echter freund, der dem andern nur das angenehme sagt’ (Zeitschr. 50, 326) – treu war er gegen sich selbst. Dank dieser beglückenden erfahrung, mit einem treuen deutschen mann zusammengearbeitet zu haben, sende ich ihm das totenopfer mit dem wunder-vollen spruch aus Goethes Faust: Nicht nur verdienst, auch treue wahrt uns die person.

F. K.

Publikationen von Hugo Gering¹.

1873.

1. Über den syntaktischen gebrauch der participia im gotischen.
Hallische dissertation.

1874.

2. Über den syntaktischen gebrauch der participia im gotischen.
Zachers zs. V, 294–324. 393–433.

1875.

3. Zwei parallelstellen aus Vulfila und Tatian. Zachers zs. VI, 1–3.
4. Anzeige von H. Kluges Geschichte der deutschen nationallit.
Pädag. archiv XVII, 274–277.

1876.

5. Die kausalsätze und ihre partikeln bei den althochdeutschen übersetzern des 8. und 9. jahrhunderts.
Hallische habilitationsschrift.
6. Anzeige von Vulfila ed. Bernhardt.
Zachers zs. VII, 103–113.
7. Anzeige von Ignaz Peters, Gotische konjekturen.
Zachers zs. VII, 484.

1877.

8. Mitteldeutsche glossen.
Zachers zs. VIII, 330–337. IX, 394.
9. Anzeige von Sæmundar Edda ed. Hildebrand.
Zachers zs. VIII, 483–485.

1878.

10. Isländische glossen.
Zachers zs. IX, 385–394.

1879.

11. Finnboga saga hins ramma, hrg. von H. G., Halle a. S.
Verlag der buchhandlung des waisenhauses. XL, 115 s. 8°.
12. Shakespeare in Island.
Jahrb. der deutschen Shakespearegesellschaft XIV, 330–335.

1) Von ihm selbst zusammengestellt.

1880.

13. Olkofra þátr hrg. von H. G., Halle a. S.
Verlag der buchh. des waisenhauses. 24 s. 8°. (Separatabdruck aus den
'Beiträgen zur deutschen philologie').
14. Der Beowulf und die isländische Grettissaga.
Anglia III, 74–87.
15. Anzeige von Chr. Bang, Völuspaa og de sibyllinske orakler.
Zachers zs. XI, 496.
16. Anzeige von Clarus saga ed. Cederschiöld.
Zachers zs. XI, 496–498.
17. Anzeige von Nyare bidrag til kännedom om de svenska landsmälen ock svenskt
folklif.
Zachers zs. XI, 500–501.

1881.

18. Anzeige von Beowulf ed. Heyne.
Zachers zs. XII, 122–125.
19. Anzeige von Th. Möbius, Verzeichnis der auf dem gebiete der altnord. sprache
und lit. von 1855–1879 erschienenen schriften.
Zachers zs. XII, 369–370.

1882.

20. Íslendzk æventyri. Isländische legenden, novellen und märchen, herausgegeben
von H. G. 1. band. Text. Halle a. S.
Verlag der buchhandlung des waisenhauses. XXXVIII, 315 s. 8°.
21. Anzeige von Ulfilas, Ev. Marci edd. Müller u. Høppe.
Zachers Zs. XIII, 252–254.

1883.

22. Íslendzk æventýri. Isländische legenden, novellen und märchen, herausgegeben
von H. G. 2. band. Anmerkungen und glossar. Mit beiträgen von Reinhold
Köhler. Halle a. S.
Verlag der buchhandlung des waisenhauses. LXXVI, 396 s. 8°.
23. Zu Heimskringla ed. Unger s. 234. 491.
Zachers zs. XIV, 234–236.
24. Anzeige von Nyare bidrag til kännedom om de svenska landsmälen ock svenskt
folklif.
Zachers zs. XIV, 100–101.
25. Anzeige von J. A. Lundell, Om de svenska folkmålen frändskaper ock etno-
logiska betydelse.
Zachers zs. XIV, 101–102.
26. Anzeige von Ernst Wilken, Glossar zur pros. Edda.
Deutsche lit.ztg. nr. 35.

1884¹.

27. Anzeige von J. Hoffory, Oldnordiske consonantstudier.
Zachers zs. XVI, 377–381.

1) 'Professor Gering har på en tid, då han var öfverhopat af egen arbete,
åt mig författad de tyska referaten' G. Cederschiöld, Fornöögur sudrlanda. Lund
1884 vgl. s. CXXXIX. CLXXV. CCXVII ff. [F. K.].

28. Anzeige von K. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde V, 1.
Lit. centr.bl. nr. 25.

1885.

29. Über eine neue ausgabe der Sæmundar Edda. Vortrag auf der philologenversammlung zu Dessau.
Zachers zs. XVII, 117—119.
30. Anzeige von Vulfila ed. Bernhardt.
Zachers zs. XVII, 249—253.
31. Anzeige von E. Bernhardt, Got. grammatik.
Zachers zs. XVII, 254—255.
32. Anzeige von P. Piper, Glossar zu Otrfid.
Zachers zs. XVII, 492—495.

1886.

33. Kvæþabrot Braga ens gamla Boddasonar. Bruchstücke von Brages des alten gedichten herausgegeben von H. G. Halle a. S., verlag von Max Niemeyer.
31 s. gr. 8°.

1887.

34. Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von H. G. Paderborn und Münster. Druck und verlag von Ferd. Schöningh. * VIII, 200 s. 8°.
35. Julius Zacher. Nekrolog.
Hallische Zeitung nr. 71.
36. Anzeige von Gunnlaugssaga ed. Mogk.
Zachers zs. XIX, 494—501.
37. Altnordisch v.
Paul u. Braunes beitr. XIII, 202—209.
38. Anzeige von H. J. Huitfeldt-Kaas, En notitsbog paa voxstavler fra middelalderen.
Zentralblatt für bibliothekswesen IV, 351.
39. Anzeige von Festskrift i anledning af boghandlerforeningens halvhundrede aarsdag.
Zentralbl. für bibliothekswesen IV, 357.
40. Anzeige von W. Braune, Ahd. grammatik.
Zachers zs. XX, 247—250.
41. Anzeige von H. Frank, Kosegarten.
Zachers zs. XX, 365—374.

1888.

42. Zu Lauremberg. Zeitschr. XXI, 256.
43. Anzeige von Ludv. Wimmer, Døbefonten i Åkirkeby kirke.
Zeitschr. XXI, 487—492.
44. Anzeige von Kr. Kälund, Katalog over den Arnamagnæanske håndskriftsamling I.
Zentralbl. für bibliothekswesen VI, 35—39.

1889.

45. Jordans Eddaübersetzung. Grenzboten 1889, II, s. 366—373.
46. Eine lausavisa des Hrómundr halti.
Zeitschr. XXII, 383.

1890.

47. Textkritische studien zu skaldischen dichtungcn. I. Zur Haustlång.
Arkiv f. nord. fil. VII, 63—74.
48. Anzeige von: R. Henning, Die deutschen runendenkmäler.
Zeitschr. XXIII, 354—361.
49. Nekrolog auf Theodor Möbius nebst chronol. verzeichnis seiner schriften.
Zeitschr. XXIII, 463—470.

1891.

50. Anzeige von: Morgenstern, Oddr Fagrskinna Snorre.
Arkiv f. nord. fil. VII, 86—87.
51. Anzeige von: Reeves, The finding of Wineland the good.
Zeitschr. XXIV, 84—89.

1892¹.

52. Anzeige von: E. H. Meyer, Die eddische kosmogenie.
Theol. literaturzeitung 1892 nr. 2 (sp. 40—43).
53. Das zeichen <.
Litt.bl. f. germ. u. roman. philologie 1892 nr. 2.
54. Zur Geschichte des zeichens <.
Ebda. 1892 nr. 5.
55. Die zeichen < und >.
Zeitschr. XXV (1893) s. 566—567 = Kuhns zs. 33, 479—80.
56. Die Edda. Die lieder der sog. älteren Edda, nebst einem anhang: Die mythischen und heroischen erzählungen der Snorra Edda. Übersetzt und erläutert von H. G. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut (o. J.). (VI), 17 u. 402 s. 8°.
57. Zur Lieder-Edda.
Zeitschr. XXVI (1893) s. 25—30.

1893.

58. Der zweite Merseburger spruch.
Zeitschr. XXVI (1893) s. 145—149.
59. Drauma-Jóns saga.
Zeitschr. XXVI (1893) s. 289—309. Auch separat gedruckt als gratulations-
schrift für Konrad Maurer.
60. Noch einmal der zweite Merseburger spruch.
Zeitschr. XXVI (1893) s. 462—467.

1894.

61. Anzeige von M. May, Beiträge zur stammkunde der deutschen sprache.
Zeitschr. XXVII (1894) s. 124—125.
62. Anzeige von Joh. Fritzner, Ordbog over det gamle norske sprog, 2. udg.
Arkiv f. nord. filol. X (1894) s. 392—97.
63. Zum Heliand.
Zeitschr. XXVII (1894) s. 210—11.
64. Anzeige von: S. Bugge, Bidrag til den ældste skaldedigtningens historie.
Zeitschr. XXVIII (1895) s. 121—127.

1) *Excerpta v. cl. Gering comiter ac benigne percensere voluit* MGH t. XXIX (Hannov. 1892) p. 254 [F. K.].

1895.

65. Oskar Erdmann. (Nekrolog.)
Zeitschr. XXVIII s. 228–35.
66. Neuere schriften zur runenkunde (anzeige von Wimmer, Sønderjyllands historiske runemindesmærker; Wimmer, De tyske runemindesmærker; Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer).
Zeitschr. XXVIII s. 236–45.
67. Anzeige von: Ordbok öfver Svenska språket utgifven af Svenska akademien.
Zeitschr. XXVIII s. 394–98.

1896.

68. Zur Lieder-Edda II.
Zeitschr. XXIX s. 49–63.
69. Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von H. G. 2. auflage.
Paderborn, druck und verlag von F. Schönningh, XVI, 212 s. 8°.
70. Selbstanzeige des vorstehenden buches.
Zeitschr. XXIX s. 543–44.

1897.

71. Anzeige von: Joh. Fritzner, Ordbog over det gamle norske sprog, 2. udg.
Arkiv f. nord. filol. XIII (1897) s. 370–75.
72. Eyrbyggja saga, herausgegeben von H. G. Halle a. S., Max Niemeyer. XXXII, 264 s.
73. Selbstanzeige des vorstehenden buches.
Zeitschr. XXX (1898) s. 266–267.

1898.

74. Neuere schriften zur runenkunde II (anzeige von Wimmer, De danske runemindesmærker und Om undersøgelsen og tolkningen af vore runemindesmærker u. Soph. Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer).
Zeitschr. XXX (1898) s. 368–379.

1900.

75. Zur altsächsischen Genesis.
Zeitschr. XXXIII (1901) s. 433–437.
76. Zum Clermonter runenkästchen.
Zeitschr. XXXIII (1901) s. 140–141. 287.
77. Anzeige von: Fr. Holthausen, Die altengl. Walderebruchstücke.
Zeitschr. XXXIII (1901) s. 139–140.

1902.

78. Zu Hǫvnamǫl str. 100.
Zeitschr. XXXIV (1902) s. 133–134.
79. Über weissagung und zauber im nordischen altertum. Kiel, Lipsius & Tischer. 31 s.
(Rede zum antritt des rektorats.)
80. Die rhythmik des ljóðahátr.
Zeitschr. XXXIV (1902) s. 162–234 und s. 454–504.

1903.

81. Vollständiges wörterbuch zu den liedern der Edda. Halle a. S. Waisenhaus.
XIII s. und 1404 sp.

82. Das deutsche Wörterbuch der brüder Grimm.
Grenzboten 1903, III, 677. 806.
83. Die germanische runenschrift. Vortrag.
Mitteilungen des Anthropol. vereins für Schleswig-Holstein XVI, s. 9–22.
1904.
84. Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda) herausgegeben von Karl Hildebrand. Zweite völlig umgearbeitete auflage von H. G., Paderborn, druck und verlag von F. Schöningh. XX, 484 s.
85. Anzeige von: E. Dagobert Schönfeld, Der isländ. bauernhof und sein betrieb zur sagazeit.
Zeitschr. XXXVI (1904) s. 286–287.
1905.
86. Neuere schriften zur runenkunde III (anzeige von Wimmer, De danske runemindesmærker II–IV und Sønderjyllands runemindesmærker; S. Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer I, 4–6 II, 1 und Norges indskrifter med de yngre runer I; S. Söderberg, Ölands runinskrifter; G. Stephens, The old-northern runic monuments IV).
Zeitschr. XXXVIII (1906) s. 124–143.
1906.
87. Beowulf nebst dem Finnsburg-bruchstück übersetzt und erläutert von H. G. Heidelberg, Karl Winters universitätsbuchhandlung. XII, 121 s.
1907.
88. Hugsvinnmál. Eine altisländische übersetzung der Disticha Catonis, herausgegeben von H. G. Kieler universitätsprogramm. XIV, 39 s.
89. Zu den Hugsvinnmál.
Zeitschr. XXXIX (1907) s. 238.
90. Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von H. G. 3. auf. Paderborn, druck u. verlag von F. Schöningh. XII, 229 s.
1908.
91. Zu dem Bornholmischen runensteine von Vester Marie VI.
Zeitschr. XL, 218–19.
92. Anzeige von: Paul Herrmann, Island in vergangenheit und gegenwart.
Zeitschr. XL, 374–377.
93. Um sambandsmálið (aus einem briefe an Björn Magnússon Ólsen).
'Reykjavík' 1908 nr. 55 (1. decbr.).
1909.
94. Anzeige von: Finnur Jónsson, Den norskislandske skjaldedigtning.
Zeitschr. XLI, 231–33.
1910.
95. Altnordisch v.
Zeitschr. XLII, 233–35.
96. Neuere schriften zur runenkunde IV (anzeige von Wimmer, De danske runemindesmærker I, 1 und IV, 2; Magnus Olsen, En indskrift fra Fløksand;

- ders., Tryllerunerne paa et vævspjeld fra Lund; O. v. Friesen und Hans Hansson. Kylfverstenen).
Zeitschr. XLII, 236–250.
- 1911.
97. Zur Lieder-Edda. III.
Zeitschr. XLIII, 132–140.
98. Die episode von Rognvaldr und Ermingerðr in der Orkneyinga saga.
Zeitschr. XLIII, 428–434.
- 1912.
99. Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda), herausgegeben von Karl Hildebrand. Völlig umgearbeitet von H. G. 3. aufl. Paderborn, druck und verlag von Ferd. Schöningh. XXV, 483 s.
100. Beiträge zur kritik und erklärung skaldischer dichtungen.
Zeitschr. XLIV, 133–169.
101. Anzeige von: Die geschichte vom skalden Egil, übertragen von Felix Niedner.
Zeitschr. XLIV, 489–492.
- 1913.
102. Beowulf nebst dem Finnsburg-bruchstück übersetzt und erläutert von H. G. Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung. Zweite durchgesehene auflage. XV, 123 s.
103. Zu Zeitschr. 44, 489 ff.
Zeitschr. XLV, 68–71.
- 1914.
104. Die episode von Rognvaldr und Ermingerðr in der Orkneyingja saga. Zweiter artikel.
Zeitschr. XLVI, 1–17.
- 1915.
105. Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von H. G. 4. aufl. Paderborn, druck und verlag von F. Schöningh. X, 229 s.
106. Zur erinnerung an Gustav Gering. Für verwandte und freunde als manuskript gedruckt. Kiel 67 s.
107. Altnordische sprichwörter und sprichwörtliche redensarten. Eine nachlese zu Ark. 30, 61 ff., 170 ff.
Arkiv f. nord. filol. 32, 1–31.
108. Anzeige von: Edda. Die lieder des Cod. regius, herausgegeben von G. Neckel. I.
Zeitschr. XLVI, 466–469.
- 1916.
109. Zur runeninschrift des weberkammes von Drontheim.
Arkiv f. nord. filol. 33, 63.
110. Artus fututor.
Hermes LI, 632–635.
- 1918.
111. Sensen als altnordische waffen?
Arkiv f. nord. filol. 35, 181–83.
- 1919.
112. Njarar.
Zeitschr. XLVIII, 1–7.

113. Das dänische volkslied Paris og dronning Ellen und seine quelle.
Beitr. z. gesch. der deutschen spr. u. lit. 44, 180—182.
1920.
114. Anzeige von: H. F. Feilberg, Bidrag til en ordbog over jyske almuesmål.
Zeitschr. XLVIII, 291—315.
115. Óttarr heimski.
Ark. f. nord. filol. 36, 326—331.
116. Ludvig Wimmer. Nekrolog.
Zeitschr. XLVIII, 500—506.
1922.
117. Zu Arkiv XXXVII, 329.
Ark. f. nord. fil. 38, 216.
118. Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda), herausgegeben von Karl Hildebrand. Völlig umgearbeitet von H. G. 4. aufl. Paderborn, druck und verlag von F. Schönningh. XXVIII, 484 s.
1923.
119. Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von H. G. 5. aufl. Paderborn, druck und verlag von F. Schönningh. X, 231 s.
120. Anzeige von: Die Eddalieder, klanglich untersucht und herausgegeben von Ed. Sievers.
Zeitschr. L, 93—97.
1924.
121. Das fornyrðislag in der Lieder-Edda. Eine statistische übersicht.
Ark. f. nord. fil. 40, 1—50. 176—221.
122. Grottasöngur. Eine probe aus dem Eddakommentar. Festschrift für E. Mogk s. 30—53.
123. Bálagardssíða.
Namn och bygd 12, 121—126.
124. Zur Eddametrik (Hárbarðsljóð, Sigrdrífumöl, Atlatkvíða, Atlamöl, Hamþésmöl).
Zeitschr. L, 127—175.
125. Abwehr (gegen E. Sievers).
Zeitschr. L, 326—331.

ÜBER DEN SCHICKSALSGLAUBEN DER GERMANEN

Der schicksalsglaube der Germanen ist ein religionsgeschichtliches problem¹. Seine erörterung wird daher nicht von der mythologie ausgehen dürfen, sondern die auf grund des sprachgebrauchs²

1) J. Grimm, Deutsche mythologie 1,⁴ 335 ff.; 2, 714 ff.; vgl. O. Schrader, Neue jahrbücher 1919, 75 ff. M. P. Nilsson, Archiv für religionswissensch. 22 (1924), 383 ff.

2) A. Wolf, Die bezeichnungen für schicksal in der ags. dichtersprache. Diss. Breslau 1919; vgl. R. Jente, Die mythologischen ausdrücke im altengl. wortschatz. Heidelb. 1921 (Anglistische forschungen 56).

als gemeingermanisch erkennbaren glaubensvorstellungen zur richtschnur nehmen müssen und insbesondere dies zu beachten haben, dass die mittelalterlichen anschauungen denen des altertums nicht kongruent sind. Ganz und gar nicht kommt für die vorzeit jene verallgemeinernde und vereinheitlichende abstraktion in frage, die seit dem 17. jahrhundert vom weltanschaulichen denken vollzogen wurde und den aus der sprache unserer grossen dichter uns geläufig gewordenen schicksalsbegriff zur herrschaft gelangen liess. Denn in den denkmälern der vergangenheit zerfällt das 'schicksal' in eine bunte reihe von schicksalsfügungen, mächten und gestalten. Für jede von ihnen wird ein eigenes ordnungsprinzip zu suchen sein.

Das mittelalterliche Europa huldigte oder widersprach einem in der völkerwelt altbegründeten schicksalsglauben, der durch das christentum neu bestimmt worden war. Es bevorzugte unter den schicksalsmächten diejenigen, die der alte orient in den gestirnen verkörpert gesehen hatte. Es hatten sich aber auch aus der griechisch-römischen welt die parzen auf die fortschreitend sich romanisierenden reiche der völkerwanderung vererbt. Die planetengötter einerseits und die schicksalsspinnerinnen andererseits sprachen die phantasie der mittelalterlichen menschen an¹ (mag sie auch im norden von den altgermanischen vorstellungen nicht losgekommen sein).

An den überlebseln des orientalischen, hellenistischen und germanischen schicksalsglaubens konnte weder die bibel noch die missionierende kirche gleichgiltig vorübergehen. Sie haben vielmehr ernstlich damit gerechnet und auf die art mit ihnen sich abgefunden, dass sie das schicksal nicht negierten, sondern dem regiment ihres allmächtigen gottes unterstellten.

Die bibel hat hierfür den weg gewiesen und in grundlegender weise zu den in den gestirnen sich offenbarenden schicksalsfügungen stellung genommen. Es ist von interesse, zu verfolgen, wie die Germanen sich dazu verhalten haben.

Von dem auferstandenen Christus datierte das Neue testament eine neue schöpfung: *καὴν κτίσις*, *nova creatura*, got. *niuja gaskafsts* (2. Cor. 5, 17; Gal. 6, 15). Mit Christus ist ein neuer aion angebrochen, das 'leben' der alten welt (got. *fairhus*) samt dem götzen- und schicksalsdienst abgetan. Jetzt hat sich erwiesen, dass die den göttermächten anhängenden völker einem wahnglauben verknechtet

1) F. v. Bezold, Das fortleben der antiken götter im mittelalterlichen humanismus (Bonn 1922) s. 75 ff.

gewesen sind (*galiugagude skalkinassus* Gal. 5, 20; Col. 3, 5)¹; denn mit der macht der gestirne², auf die die völker (*þiudos*) bisher vertraut haben³, ist es nichts; mächtig, übermächtig ist allein der lebendige schöpfergott der christen⁴.

Wie die bibel, so eiferte auch die missionierende kirche wider die vorchristlichen mächte des schicksals⁵. Die astrologie hatte den lebenslauf der menschen von den gestirnen abhängig gemacht und die schicksalsgläubigen auf die sterndeutung verwiesen, weil der astrolog (*mathematicus, horoscopus*) das schicksal der menschen aus den konstellationen der gestirne abzulesen vermochte⁶. Die beobachtung der mächtigen himmelsgestirne, der tagesgötter, die die stunden regierten⁷, wurde eine weitverbreitete sitte. Sie hat bei den Germanen ihren einzug gehalten, als sie während der völkerwanderung die römische woche mit ihren sieben tagesgöttern übernahmen⁸. Nun achteten auch sie auf die machtwirkung eines in den sternengeschriebenen schicksals⁹: *qui fatum malum aut bonum in hominibus esse credunt . . . qui astrologia et tonitrualia legit . . . qui signa caeli et stellas ad auratum inspicet (augurandi causa) . . . qui dies aspicet, quos pagani errantes soles lunes martes mercurus ioves veneres saturni nominaverunt, et credet sibi per hos dies viam agendam vel negotium faciendum vel in quacumque utelitate alia aut iovamen aut gravamen fieri posse vel*

1) Vgl. 1. Cor. 8, 4–6.

2) Vgl. Sapiaentia 13, 1–7; *οι ἀστέρες . . . αἱ δυνάμεις αἱ ἐν τοῖς οὐρανοῖς stairons . . . mahteis þos in himinam* Marc. 13, 25; *uf tugglam skalkinondans* Gal. 4, 3 A (Zeitschr. 49, 41 anm. 1); ags. *heofones tungl* Boethius ed. Sedgfield s. 129, 5.

3) *iddjedup bi þizai aldai þis fairhaus (ainis) bi reik waldufnjis lustaus* Eph. 2, 2.

4) *ha ufarassus mikileins mahtais is in uns þaim galaubjandam bi waurstwa mahtais swinþeins is . . . ufaro allaize reikje jah waldufnje jah mahte jah frauji-nassiwe* (supra omnem principatum et potestatem et virtutem et dominationem) Eph. 1, 19. 21 vgl. *in mahtai swinþeins is* 6, 10; *in allai mahtai gaswinþidai bi mahtai wulþaus is* Col. 1, 11; dazu 2, 10.

5) Caspari, Homilia de sacrilegiis s. 19 ff.

6) Isidor, Eymol. VIII, 9; vgl. F. Boll, Stern Glaube und sterndeutung. Leipzig 1919.

7) *dagam witaip jah menofum jah melam jah afnam* Gal. 4, 10; J. Grimm, Mythol. 2⁴, 953 f.; z. b. *Veneris diem in nuptias observare et quo die in via exeatur adtendere* Martin von Bracara ed. Caspari s. 32. 12. 29 u. ö. XCVII. CIX ff. Homilia de sacrilegiis s. 25 ff. Jente a. a. o. s. 241 f. Arch. f. religionswiss. 19, 118 f.

8) Kauffmann, Deutsche altertumskunde 2, 509; Martin von Bracara ed. Caspari s. LXXVIII ff.

9) Martin von Bracara ed. Caspari s. CXV f.; Jente a. a. o. s. 255 ff.

ipsum diem quem ioves dicunt propter iovem colet et opera in eo non facit . . . quicumque novam lunam contralunium vocat et in aliqua utilitate operis sui, sive ad agendam viam sive ad agrum arandum vel letamen vehendum aut vineam potandam atque colendam aut in silva ligna incidenda aut domum continnandam aut quocumque aliud agendum et per lunam sibi fieri impedimentum credit, iste non christianus sed paganus est Homilia de sacrilegiis s. 6 ff., 19 ff. Auch diese geheimnisvollen schicksalsmächte, denen die mittelalterlichen jahrhunderte nicht glaubten, sich entziehen zu dürfen, wurden in abhängigkeit von gott gesetzt, das *fatum* seiner *providentia* einverleibt¹.

Als das hauptwerk des Boethius in die volkssprachen Englands und Deutschlands übertragen und in St. Gallen auch die 'hochzeit der philologie' von Marcianus Capella bearbeitet wurde, musste zu dem *fatum* stellung genommen werden.

In dem mythologischen handbuch des Spätrömers ist von den parzen, ausführlicher jedoch von den planetengöttern gehandelt und *fatum* durch ahd. *urlag* wiedergegeben²: *der urlag heizet latine constillatio . . . ist kesaget, wio an dien planetis menniskon urlag sî unde metemunga iro libes (cursus fatalis siderum: tiu fart iro urlaglichun metemungo) . . . wanda mathematici wânent taz ter urlag echert sî an demo ufrucche dero sternon, ih meino an iro ortu, dar sie alles kahes ze ougon choment* Notker ed. Piper 1, 780, 5 ff.³.

Für diesen an der astrologie (horoskopie) orientierten schicksalsglauben wurde damals statt des altheimischen *urlag* ein sonderwort, ein die macht der planetengötter kennzeichnender ausdruck für 'schicksal' neu gebildet: *wîlsâlða*. Dies wort besagt dass die gestirne die 'stunden' regieren und mit ihnen glück oder unglück bescheren⁴.

Notker wandelte seine aussage (*fatum urlag* 280, 14⁵) ab, bemerkte in der Boethiusübersetzung: *tiu rihti des fati . . . duinget tero menniskon tâte unde iro wîlsâlða mit festemo bande dero urhabo* (a. a. o. s. 281, 2 ff.) und erwähnte in der Capellaverdeutschung *alle die wîlsâlða (fortuna) dero werlte ioh tero dieto (waz mag in werelte sin iz newerde umbefangen mit tien ringen dero planetarum? fone*

1) PBeitr. 35, 238.

2) Vgl. z. b. *fatum heizet daz iovis kespricht unde tres parcae gebriefent . . . tannan diunt knuoge fatum urlag* Notker ed. Piper 1, 780. 280; latein. *fatum* war von haus eine schicksalsverkündigung, ein orakelspruch (*versus antiquissimi, quibus Faunus fata cecinisse hominibus videtur, saturnii appellantur* Varro 7, 36).

3) *tiu rihti des selben fati diu fuoret umbe den himel mit tien sternon* 280, 9–11.

4) *horarum effectiva potentia* Arch. f. religionswiss. 19, 119. 20, 361.

5) *urlag* 738, 3. 798, 21: *wîlsâlða* 737, 23 (*wilmaht*). *manigi dero wîlsâlðon (fortunarum)* 707, 31 (*manigi dero zuifelsâlðon* 710, 10; *fortune daz chit tero wilwendigi* 40, 13).

in wirt tero menniskon lib pesturzet so mathematici wanent) s. 709; *târ stuont umberinget al daz io zîto ward alde wirdet unde die wîlsâlða allero burgo, allero dieto, allero chuningo, allero liuto . . . under sus ketânen ferten dero wîlsâldon* s. 704. Er schilderte schliesslich die *wîlsâlða* (fortuna) folgendermassen: *do cham ouh allero diernon ferchrôndosta unde diu io fone unstâterero gnuhte unde widerwartigero indagaltlichero liehti suepferlichô sprungezta; si gab wilon filo, filo nam si ouh . . . dia heizent sumeliche sortem, sumeliche nemësim, wanda sors latine unde nemesis grece ein bezeichnenent, sumeliche heizent sie wîlsâlða, sumeliche chraftelôsi, wanda umbe infirmitatem wurten lôz funden (schicksalsorakel) s. 761: in demo iovis statahûs (consistorium) . . . treib trâterero spuote daz uncwendiga himell lôz ein wîb, tiu adrastia heizet . . . si was tes lieza, weenne ioman solti geborn werden alde ersterben . . . tres parce iovis priefarin sina reda vilo gewâro scribent, ih meino cloto, daztir chît evocatio s. hominum de non esse in esse, unde lachesis, taztir chît sors s. qualiter vivant, unde atropos, taz chît absque ordine s. moriendi, wanda sie in allen alteren ersterbent* s. 739 f. Von den jüngeren belegen fallen namentlich die der Kaiserchronik ins gewicht (ed. Schröder v. 3129 ff.)¹: *diu wîlsælde ie muoz ergân* 3474. 3516. 3664 ff.²; das glück oder unglück einer 'stunde' ist gemeint³. Mancherlei lässt sich dafür und dawider einwenden (3508–10), der vertreter der astrologie bleibt dabei: *swelher ie tôt lac, daz was sin wîle und sin tac, er mahtes niht uber werden, swelhes tôdes er solt ersterben* (3537–40); *daz maisterent allez septem planete, die . . . die wile tihtent und ir iegelih besunder walzet alumbê und muoz ir zit durh gân; da nekanst du mir niht von gesagen, in den puochen pin ich gezogen, zewâr diu wîlsælde muoz ie dem mennicken kômen, swaz im der von solt geschehen* (3544–53); *iegelih ziuhet sîn lip, also im diu wîlsælde gît* 3407 f.; *ih spriche, daz nehain got die werlt rihte noh sie niht antraite unt daz der uppik arbaite, der in der werlt ihtes gere, wan also ime diu wîlsælde gebe. in swelher wîle der mennicke wirt geborn, diu muoz iemer uber in kômen* (3165–72). Diesem konsequenten schicksalsglauben gegenüber stellen die vertreter der kirchenlehre sich auf den standpunkt *daz du sprichest, daz wîlsælde sî, iz nehât nehainer slahte craft, sunder elliu disiu werlt stât under ain skephære* (3336–39); der allmächtige schöpfergott der christen (*alle dinc megende* 3298) *hat in siner huote al daz in dirre werlt ist* (3300).

Dass an den schicksalsfügungen irgendwie ein gott beteiligt sei, war schon in den zeiten Homers⁴ eine geläufige vorstellung, und so liess denn auch Marcianus Capella seinen Jupiter die kugel der Fortuna beschauen: *tiu fone allen elementis so zesamene gedûhet was, taz niht tarana nebrâste alles des tiu natura begrifet; allez taz werltpilde was sament fore iovis ougon, wanda in gotes muote unde in gotes providentia was io gebildot unde sament pegriffen diu sunderiga misselichi allero creaturarum* s. 741. *Tiu spera was tirro werlte gescaft unde bilde . . . waz alle unde waz iogeliche liute allero dieto*

1) Röhrscheidt, Studien zur kaiserchronik, diss. Göttingen 1907 s. 44 ff. 49 ff. (disputation über die *wîlsælde*); ferner Frommanns Mundarten 1 (1854), 185.

2) wie maht daz ain wile getragen, daz si in ainer wîle wurden geborn und in ainer wîle doch den lip hant verlorn 3490–92. 3504–6. 3606 u. a. vgl. der wile vier und zwenzich sint . . . 3518 ff. (ir iegelih hat ir chraft); wile unde stunde 3568. 3641; *diu wîle in grôzen sælden* 3815 f. (steht im zeichen grossen glücks).

3) úzerhalb der wîlsælde iemer iht mac geschehen 3880.

4) Arch. f. religionswiss. 22, 383 ff.

tageliches ðen getuon, daz skinet al uzer demo spiegle des pildonten gotes, taz wirt al ersewen in dero spera; wen er wolti lāzen gedihen alde missedihen unde wen geborn werden alde erslagen werden, daz pildota er imo al dar selbo mit sinero hant . . . welih lant er wolti ferdōsen alde gesāligon, wuoste wesen alde bñhafte, daz kemisselichota er al selbhostiger scaffare . . . tisen allelichen urlag in dero spera scouwonde ioh skepfende s. 745. Die mannigfaltigkeit der schicksalsfügungen ist hier übersichtlich zusammengestellt und statt auf wilsālda wiederum auf urlag bezogen. Es ist aber nicht mehr eine schicksalsmacht, sondern ein gott, der es 'schafft', und wie auf den heidnischen so ist diese leistung nun auch auf ðen christlichen Gott übergegangen. In Notkers Boethius steht: *wer ist ouh, ter guot innehalte unde ubel āztrībe, āne got tero menniskon muoto rihtare ioh arzenare?* so er aba demo chapfe sinero providentie haranider wartendo chiuset, waz iogelichemo gelimfe, danne gibet er imo, daz er imo bechenet limfen. so geskīhet tanne daz sunderglicha wunder des in rihti farenten urlages, taz kot wizzende tuot, des sih unwizende erchomen s. 283 f. *kot*, allero naturon skepfor, alliu ding sestot io ze guote siu chērende unde ze sinero gelichi duingendo diu er geskuof ferstōzet er uzer sinemo rīche allero ubelōlih mit tero nothaftun rihti des urlages s. 290, 5–11¹. Der abschnitt *de providentia et fato* (s. 274 ff.) ist der genaueren erörterung dieses problems gewidmet: *ordo fatalis ex providentie simplicitate procedit (wanda fatum chumet fone providentia) . . . quo fit ut omnia que fato subsunt, providentie quoque subiecta sint, cui etiam ipsum fatum subiacet (so ist ouh fatum undertān providentie, wanda providentia fore ist an gotes willen unde den willen fatum nāhkāndo follot) . . . sive igitur fatum exercetur famulantibus providentie quibusdam divinis spiritibus seu anima seu tota inserviente natura seu celestibus siderum motibus (sunnu unde mānen) seu angelica virtute seu demonum (tīrales) varia sollertia seu aliquibus horum seu omnibus fatalis series textitur, illud certe manifestum est, providentiam immobilem formam esse gerendarum rerum et simplicem, fatum vero mobilem nexum atque ordinem temporalem eorum, que divina simplicitas gerenda disposuit (soweder fatum gefrumet werde . . . so ist io daz kuis, providentiam wesen stilla unde einstuodela scaffunga dero geskehen sulndon dinge, aber fatum fertiga chunpfeda unde zītlicha ordena dero diu gotes einfalti scaffota ze tuonne) s. 276 f. inin diu sizzet obenan der skepfo unde rihtendo, chēret er dero werlde zuol, herro unde chuning, anagenne unde urspring, selbiu diu ēa unde wise ēteillare des rehtes s. 292, 8–13².*

Es lohnt sich, der verdutschung des St. Galler theologen die ags. übersetzung könig Alfreds gegenüberzustellen. Dabei fällt auf, dass er für *fatum* das von dem Alemannen gebrauchte *urlag* vermeidet und *wyrd* an seine stelle setzt, z. b. an dem soeben zitierten ort: *þios wandriende (wandelbare) wyrd, þe we wyrd hátad . . . siðdan we hit hátad wyrd, siðdan hit zeworht bið, ær hit wæs ȝodes foreþonc ond his foretiohhunȝ. þá wyrd*

1) Vgl. s. 280 f. 48, 16 ff. (wilsālda).

2) Der rechtssprache angehörende ausdrücke werden auch für das schicksalswalten der parzen gebraucht: *deposco parentem principemque maximum s. iovem fatumque nostrum i. deorum . . . dine brievevara (parcarum chorus) scafont tero menniskon ding, tu scaffost tero goto ding* Marc. Capella s. 724 f.; vgl. s. 762 (sie fertigen die schicksalsurkunden aus).

he þonne wyrð odde þurh þá zoodan enzlas odde þurh monna sáwla odde þurh óderra zescefta lif odde þurh heofones tunzla¹ odde þurh þára scuccena mislice lotwreacas . . . ac þæt is openlice cúð, þæt sio zodcunde foretiohhunz is ánsfeald ond unandwendlic ond welt ælces þinzes endebyrdlice ond eall þinz zehwæð. sumu þinz þonne on þisse weorulde sint underdied þære wyrde, sume hire nánwuht underdied ne sint, ac sio wyrd ond eall þá þinz, þe hire underdied sint, sint underdied þæm zodcundan foreþonce . . . (King Alfreds old english version of Boethius, de consolatione philosophiae ed. Sedgefield [Oxf. 1899] s. 128 f.). Unzweideutig hat also der Angelsache stellung genommen und das schicksal, ohne seine macht zu bestreiten, in des allmächtigen christengottes hand gelegt. Als einer schickung gottes² harren die christenmenschen ihres schicksals; 'schicksal' und 'vorsehung' sind für sie fast nur verschiedene ausdrücke für ein und dieselbe weltordnung: þæt þætte we hátad zodes foreþonc ond his foresceawunz, þæt bið þá hwile þe hit þær mid him bið on his móde, ærþæm þe hit zefremed weorðe, þá hwile þe hit zepoht bið; ac siððan hit fullfremed bið, þonne hátad we hit wyrð. be þý mæz ælc mon witan, þæt hit sint æzþer ze twezen naman ze twá þinz, foreþonc ond wyrð . . . ac þæt þæt we wyrð hátad, þæt bið zodes weorc . . . sio wyrd þonne dæld eallum zesceaftum anwlitan ond stóca ond tíða ond zemetzunza, ac sio wyrd cyðd of þæm zewitte ond of þæm foreþonce þæs ælmehtigan zodes. se wyrð æfter his unaseczendlicum foreþonce swa hwæt swa he wile s. 128³.

Eifrigst wurde in diesem sinn gegen den schicksalsglauben der vorzeit gepredigt: sume uðwiotan þeah seczad, þæt sio wyrð wealde æzþer ze zesælda ze unzesælda ælces monnes. ic þonne secze, swa swa ealle cristene men seczad, þæt sio zodcunde foretiohhunz his walde, næs sio wyrð ond ic wát, þæt hio démd eall þinz swiðe rihte, þeah unzesceadwisum men swa ne þince s. 131; ne wén þu no, þæt ic to anwillice winne wið þá wyrð, forþæm ic hit no self nauht ne ondræde, forþám hit oft zebyræð, þæt sio léase wyrð naufer ne mæz þæm men dón . . . ic wát, þætte sio widerwearde wyrð bið ælcum men nytwyrðre þon sio orsorze . . . s. 47; hú ne is þe nu zenh sweotole zesæd, þæt sio wyrð þe ne mæz náne zesælda sellan s. 25 u. a.⁴.

Diese christianisierung des schicksalsglaubens, ein unbestreitbarer erfolg der mission, schuf eine neue basis, von der aus die geschehnisse beurteilt wurden. Sie kommt in der frühchristlichen dichtung der Westgermanen deutlich zum vorschein.

1) Vgl. o. s. 363 got. *tuggl*.

2) zód, yfel wyrð a. a. o. s. 137 f. (folcise men seczad, þæt ælc redu wyrð ond unwynsumu sie yfel, ac we ne sculon þæs zeléfan, forþæm þe ælc wyrð bið zód). — In Skandinavien ist dieselbe auffassung vertreten worden: *af guði ero allir hlutir ok öll skepna hans góþ en illt kallaz af því ekki at þat er engi skepna því at guð skóp alla hluti góða ok ekki illt . . .* Hauksbók udg. af F. Jonsson s. 491 ff. vgl. 494, 20 ff. 496, 15 ff. (nichts geschicht nema fyrir domez af guði).

3) Brandl, Festgabe für F. Liebermann s. 257 f.; Wolf s. 42; Jente s. 197 ff., 201 ff.

4) Vgl. Metra 11, 1 ff. 22 ff. 13, 1 ff. 20, 18 ff. 28, 69 ff.; The homilies of Aelfric ed. Thorpe 1, 110 ff. (*cwædon þæt se steorra his zewyrð wære, zewite þis zedcyld fram zelæffullum heortum, þæt æniz zewyrð si búton se ælmihtiða scyppend*) 134. 273 ff. (in der argumentation mit der Kaiserchronik [o. s. 365] sich berührend).

Unter den rätseln Aldhelms trägt eins die überschrift *Fatum*; der verfasser bezeichnet scharf den unterschied der heidnischen und der christlichen auffassung des 'schicksals':

*Facundum constat quondam cecinisse poetam: quo deus et quo dura vocat fortuna, sequamur! me veteres falso dominam vocitare solebant, scepra regens mundi dum Christi gratia regnet*¹.

Von den ags. rätseln wird derselbe standpunkt eingenommen² und auch in den denkmälern frühangelsächsischer gnomik ist es gott, der das schicksal bestimmt³. Desgleichen in der ags. Genesis und den verwandten dichtungen ist gott der herr des schicksals, das der mensch zu gewärtigen hat⁴, und heisst darum *wyrda waldend* (Exod. 432, Andr. 1056; Elene 80). Auch der Beowulfdichter dachte sich die *wyrd* 'in einem dienstverhältnis zu gott'⁵, der ihre machtwirkung zu hemmen vermochte: *þone anne heht zolde forzyldan þone þe Grendel ar máne ácwealde, swá he hyra má wolde, nefne him wítig zod wyrd forstóde ond þæs mannes mód; metod eallum weold zúmena cynnes swá he nu zít ded . . . fela sceal zebidan léofes ond lápes, se þe lonze hér on þyssum windazum worolde brúceð* (1053–62). Der Helianddichter hat diesen christlichen standpunkt selbstverständlich geteilt: *habed im wurdgiscapu metod gimarcod endi maht godes* 127 f.; *godes giscapu mahtig gimanodun* 336 f., 517; *thiu berhtun giscapu . . . endi maht godes* 367 f.; *thu giwald habes thurh thiu helagun giscapu himiles endi erdun* 4063 f.

Aber hier wie dort fehlt es nicht an ausdrucksformen, die aus einer andern weltanschauung stammen. Denn die Germanen sind doch nicht so leicht mit ihrem altererbten schicksalsglauben fertig geworden, wie es den anschein haben könnte. Man war nicht gesonnen, ihn aufzugeben. Man bekannte sich zwar zu der neuen weltmacht, dem allmächtigen christengott, dem herrn des schicksals: er ist *mihta zod* El. 819; *se metoda drihten* (The homilies of Aelfric ed. Thorpe 1, 598.

1) MGH Auct. antiqu. XV, 101.

2) Z. b. 41, 1 ff. (bearbeitung von Aldhelms de creatura); Tupper s. 30 ff. 161 ff.

3) *wyrd bið swíðost . . . is seo forðzesceaft dizol ond dyrne, drihten dna wát* Grein 1², 338; *weoruda zod, metod meahtrum swíð monnum dæled . . . se þe dh dômes zeweald* 3², 140; *meahtriȝ dryhten . . . scyred ond scrifed ond zesceapu healded . . . weoroda zod . . . zesceapo ferede æzhwylcum on eordan eormencynnes* s. 150 f.; vgl. Pauls Grundr. 2, 959 ff. 1036 f.

4) *zif þe alwalda úre drihten scirian wille se þe zesceapu healded, þæt þu . . . Gen. 2826 ff.; selfes zesceapu heofoncynriȝes* 842 f.; *wyrd* wechselt mit *drihtnes dóm* 2570 f.

5) Brandl, Festg. f. F. Liebermann s. 253 f.; vgl. Anglia 39, 11 ff., Wolf s. 37 ff.

2, 252. 316. 328. 380. 512); *metod alwuhtra* Metr. 20, 253 (*eallra þinza, þeoda waldend, fruma ond ende . . . látteow lifzendra zehwæs* 274–78). Aber es verstummte nicht die quälende frage: *eala min drihten, þu þe ealle zesceafta ofersihst . . . eala þu ælmihtiȝa scippend ond rihtend eallra zesceafta . . . hwy þu la drihten æfre woldest, þæt seo wyrd swa hwyrfan sceolde* (Boethius s. 10)?¹ *þu ælmihtiȝa ealra zesceafta sceppend ond reccend . . . hwi þu ée ȝod æfre wolde, þæt sio wyrd on ȝewill wendan sceolde yflum monnum ealles swa swiþe? . . . (firum uncúd, hwi sio wyrd swa wó wendan sceolde) . . . ȝif þu nu, waldend, ne wilt wirde stéoran ac on selfwille siȝan letest, þonne ic wát, þætte wile woruldmn tweoȝan . . . eala min drihten, þu þe ealla ofersihst worulde zesceafta* Metr. 4, 29 ff.

Angesichts dieser zweifel (Metr. 28, 69 ff.) und der unbestrittenen machtwirkungen des 'schicksals'² ist es nicht zu verwundern, wenn nicht nur neben, sondern auch statt des gottes- und vorsehungsglaubens der alte schicksalsglaube zum durchbruch gelangte: *wyrd oft nered unfæȝne eorl, þonne his ellen déah* Beowulf 572 f. (*swá mæȝ unfæȝe éaðe ȝedȝan wéan ond wræcsiþ, se þe wealdendes hylde ȝeheardet* 2291–93)³.

Schicksalsfügungen

Das schicksal (*swaz sich sol gewüegen* Nib. 1680), die urbestimmung der geschaffenen dinge hat es hauptsächlich mit dem beginn und mit dem beschluss ihres daseins zu tun.

Durch die bei der geburt sich vollziehende schöpfung wird ein geschaffenes mit den wesensmerkmalen seiner beschaffenheit begabt und bis auf den heutigen tag ist das wort 'beschaffen' – von haus aus mit 'geschaffen' (erschaffen) identisch – in einem besonders nahen verhältnis zu 'geschaffen' verblieben, auch nachdem die beiden partner sich zu verselbständigen begannen⁴. Alles geschaffene ist irgendwie

1) *ic þe wolde acsian . . . þe sio ȝodcunde foretiohhunȝ odde sio wyrd us nede to þam þe we willan?* s. 140, 19–22.

2) Boethius ed. Sedgefield s. 12, 16 ff.; *þu sædest, þæt þu wende þæt þios slídne wyrd þas woruld wende buton ȝodes ȝeþeahte* 13, 24 f. (30–32); *þe þuhte, þæt seo wyrd swiðost on þinne willan wode* 48, 13. Manche wáhnten diesen schicksalsglauben vom teufel eingegeben (und erinnerten damit an die vorchristlichen máchte der finsternis): *me þæt þynceð, þæt hie for æfstum inwít syredon þurh déopne ȝedwolan déofles lár um, hæled hinfúse hȝrdon to ȝeorne wráðum wærloȝan, hie sio wyrd beswác, forleolc ond forlerde* Andr. 609 ff.; Wolf s. 31 f.

3) Herrigs Archiv 115, 179; Wolf s. 40 (liess *unfæȝe* nicht zu seinem rechte kommen).

4) *swaz ist geschaffen, daz muoz geschehen: daz ist beschaffen, daz kan doch nieman wenden . . . mir geschiht niht wan mir geschaffen ist . . . beschaffen* (fatatum) Müller-Zarneke, Mhd. wb. 2, 2, 68 f.; J. Grimm, Mythol. 3, 258 f.

beschaffen und damit nicht nur ins leben gerufen, sondern zugleich auch naturhaft oder schicksalhaft in seinem dasein bestimmt. Darum ist zu allen zeiten der geburtsakt für den schicksalsgläubigen bedeutungsvoll gewesen¹. Der astrolog stellte die nativität: *astrologi dicti eo quod in astris auguriantur; genethliaci appellati propter natalium considerationes dierum, geneses enim hominum per duodecim caeli signa describunt siderumque cursu nascentium mores actus eventa praedicare conantur id est quis quale signo fuerit natus aut quem effectum habeat vitae qui nascitur; hi sunt qui vulgo mathematici vocantur . . . horoscopi dicti, quod horas nativitatis hominum speculantur dissimili et diverso fato* Isidor, Etymol. 8, 9, 22 ff. ags. *tunzelwiteza vel zebyrdwiteza* (mathematicus) Jente s. 248 f. 261; *wanda mathematici wänent, taz ter urlag echert si an deme ufrucche dero sternon . . . unde sower inin diu geboren werde, unz iovis stella uf kât, taz temo prospera folgeen, ube aber stella martis inin diu chome, daz imo adversa begagenen sulin, sosamo wellen sie, ube sih gemini inin diu ougen beginnen, daz er scône werde unde ube taurus, taz er quot accherman werde* Notker 1, 780. *nullus sibi proponat fatum vel fortunam aut genesim, quod vulgo nascentia dicitur, ut dicat, qualem nascentia attulit taliter erit* MGH. Script. rer. Merov. 4, 707; Caspari, Homilia de sacrilegiis s. 19².

Statt der gestirne liessen unsere völker auch die parzen oder feen³ bei einem geburtsakt in tätigkeit treten: *credidisti quod quidam credere solent, ut illae quae a vulgo parcae vocantur, ipsae vel sint vel possint hoc facere quod creduntur, id est dum aliquis homo nascitur, et tunc valeant illum designare ad hoc; quod velint* (Burchard von Worms; Grimm, Mythol. 3, 409)⁴. Auch in der nordischen mythologie, d. h. in den dichterischen spiegelungen des schicksalsglaubens der nordischen

1) J. Grimm, Mythol. 2, 715 ff.

2) 'Ich finde nicht, dass in unserm ältesten heidentum das fatum aus den gestirnen bei der geburt beurteilt wurde, diese weissagung scheint erst dem späteren mittelalter bekannt. Radulphus Ardens (ein aquitanischer geistlicher des 11. jahrhunderts) sagt in seinen homilien: *caete fratres ab eis qui mentiuntur, quod quando quisque nascitur, stella sua secum nascitur, qua(e) fatum eius constituit(ur) absit a fidelium cordibus, quod esse aliquid fatum dicant . . .* (Migne, Patrol. ser. lat. 155, 1732) J. Grimm, Mythol. 2⁴, 717. 3, 258. 402.

3) Grimm, Mythol. 1⁴, 338 ff. 3, 116 ff.; vgl. KHM. 50; Bolte-Polivyk 1, 439.

4) R. Pecoek, der in Oxford und London wirkte und die angriffe gegen die geistlichkeit durch seinen 'Repressor' (1455) abzuwehren suchte, redet von nährischen *opiniones* einfältiger leute, wie . . . *III sistris (whiche ben spiritis) comen to the cradilis of infantis for to sette to the babe what shal befall to him* (parzen; mit der nativitätsstellung verknüpft) Brandl, Festg. f. Liebermann s. 261.

völker durften die nornen dem neugeborenen die grundbestimmungen seines lebens stiften. Als Borghild den Helgi gebar, knüpfte sich das schicksal (*orlog*) eines heldenlebens und die dichtung stellte diesen volksglauben im stil der Eddamythologie also dar:

Nött varþ i þo nornir kvómu
þærs ǫþlingi aldr of skópu;
bǫþu fylki frægstan verþa
ok buþlunga Laztan þykkja.

Snoru af affi orlogþóttu . . .
þær of greiðdu gollin símu
ok und mánasal miþjan festu.

þær austr ok vestr enda fólu,
þar átti lofþungr land á milli;
brá nipt Nera á norþrvega
einni festi, ey þar halda.

Eitt vas at angri ylfinga niþ
ok þeiri meyju es munugþ foddí . . .
hrafn kvaþ at hrafní . . . (Helgakv. Hund. 1, 2–5).

Die schicksalhafte 'begabung' des helden finden wir bei Saxo Grammaticus in eine kurz nach der geburt erfolgende orakelkundgebung (*fatum, urlag*) der schicksalsmächte verlegt; der schicksalsglaube wirkte sich hier nicht in einem mythos, sondern in einem kultakt aus, von dem man aber grund hat anzunehmen, dass seine schilderung nicht volkstümlicher religionsübung, sondern dem literarischen formelschatz der fornaldarsaga entstamme¹: *mos erat antiquis super futuris liberorum eventibus parcarum oracula consultare. quo ritu Fridlevus Olavi filii fortunam exploraturus nuncupatis solenniter votis deorum edes precabundus accedit, ubi introspecto sacello ternas sedes totidem nymphis occupari cognoscit. quarum prima, indulgentioris animi, liberalem puero formam uberemque humani favoris copiam erogabat. eidem secunda beneficii loco liberalitatis excellentiam condonavit. tertia vero proterrioris ingenii invidenciorisque studii femina, sororum indulgentiorem aspernata consensum ideoque earum donis officere cupiens, futuris pueri moribus parsimonie crimen affixit. ita aliarum beneficii tristioris fortune veneno corruptis accidit, ut Olavo pro gemina munerum ratione permixta liberalitati paritas tribueret cognomentum. quo evenit, ut prioris indulgentie srauitatem inserta beneficio nota confunderet* (ed. Holder p. 181).

Die mit der geburt eines menschen sich verknüpfende bestimmung seines schicksals durch die nornen verdeutlichte der Nornagestsþátrr (c. 10–11) mit hilfe der die wochenstube besuchenden wahrsagerinnen (*þar fóru þa um land völvur, er kallaþar váru spá-*

1) Olrik, Saksnes oldhistorie 2, 62 f. 63 ff.; Herrmann, Saxo 2, 409.

konur). Auch aus dieser genrehaften darstellung des mythos enthüllt sich der schicksalsglaube (*skyldu spá orlog*): *lá ek þá í vöggu ok er þær skyldu tala um mitt mál, þá brunnu yfir mér kertisljós tvau. Þær mæltu vel til mín ok sögðu mik mikinn auþnumann verða myndu ok sögðu allt svá skyldu fara um mitt ráð. hin yngsta nornin þóttist oflitis metin af hinum tveim, er þær spurðu hana eigi eptir; var þar ok mikil ribbalda sveit, er henni hratt ór sinu seti ok feldu til jarðar. af þessu varþ hon skapstyg, kallar hon þá hátt ok reiðiliga, baþ hinar hætta svá góþum unnumelum við mik: 'þvíat ek skapa homun þat, at hann skal eigi lífa lengr, en kerti þat brennr, er upp er tendrat hjá sveinimum'. eptir þetta tók völván sú hin ellri kertit ok slokkir ok biþr móþur mína varþ-reita ok kveikja eigi fyrr en á síðastum dogum lífs míns . . . var þat ok jafnskjótt, at brunnit var kertit, ok gestr andapíst . . . ok þótti sannast um lífdaga hans svá sem hann sagði (ed. Bugge s. 76 ff.)*

Das märchen hat dasselbe motiv auf seine art abgewandelt¹: die fürstin gebar ein sehr schönes mädchen und an dem tag, an dem sie es gebar, kamen drei weiber, die sich 'blauröcke' nannten und darum baten, das neugeborene kind sehen zu dürfen. Die älteste nahm das wort: 'du sollst Märthöll heissen und das *bestimme* ich, dass du vor allen frauen ausgezeichnet sein sollst durch schönheit und verstand, aber das *lege ich auf dich*, dass, so oft du auch weinen mögest, deine thränen alle zu gold werden'. Die zweite sprach: 'ich wünsche, dass dir alles zu teil werde, was meine schwester dir bestimmt hat; das aber *bestimme* ich, dass du einen königssohn zum gatten bekommest' . . . Die jüngste schwester aber sagte, sie wolle diese guten wünsche nicht zu nichte machen, aber dies *'lege ich auf dich*, dass du in der ersten nacht, in welcher du bei dem königssohne schläfst, in einen sperling verwandelt davonfliegen und aus dieser verzauberung nicht befreit werden sollst, wenn du nicht das glück hast, dass jemand in der dritten nacht das sperlingsgefieder verbrennt: in den ersten drei nächten kannst du es abstreifen, später aber niemals wieder'. Als die schwestern dies hörten, wurden sie zornig, eilten davon und wurden nie wieder gesehen².

Das leitmotiv dieser, verschiedenen stilarten mythischer dichtung unterworfenen berichte ist der glaube, bei seiner geburt werde der menseh für sein leben lang schicksalhaft begabt. In der formel *skapa monnum aldr* oder *orlog* drückte dieser glaube sich aus und nahm damit für die schicksalsmächte einen in die geburt sich verflechtenden schöpfungsakt in anspruch³. Dies schicksalsweben hat aber nicht nur in der dichtung, sondern auch im 'aberglauben' spuren hinterlassen, die auf dieselbe fährte führen wie die mythischen szenen (von den das neugeborene kind mit seinem schicksal betreuenden nornen). Am bekanntesten ist die aus dem römischen ins gerimanische folklore über-

1) Stellensammlung bei Feilberg, Jysk ordbog 2, 483; vgl. Kauffmann, Balder s. 164 ff.

2) Poestion, Isländische märchen (1884) nr. XVII s. 137 ff.; vgl. A. Rittershaus, Die neuisländ. volksmärchen s. 68 ff.

3) 'Wie die nornen oder feen begaben, wie sie schaffen, danach fügt sich der ganze lebenslauf des neugeborenen' Grimm, Mythol. 2, 715 f.

gegangene sog. glückshaube (helm). Kinder, die in die blasenartige eihaut des embryo (die 'nachgeburt') gehüllt (ags. *cildhama*)¹ zur welt gebracht werden², sind vom schicksal ungewöhnlich begabte 'glückskinder'³. Der anteil, den die schicksalsmächte an dieser bei der geburt sich offenbarenden, glückverheissenden fügung nehmen⁴, hatte zur folge, dass die glückshaube auf Island *fylgja* heisst⁵ und eine bekannte schicksalsgestalt mit den die geburt begleitenden schicksalsfügungen in zusammenhang bringt⁶.

Alt an jahren sind jene schicksalsfrauen, die an der wiege den neugeborenen die bestimmungen ihres daseins verkündigen, alt sind die schicksalsordnungen, die bei der geburt eines lebewesens in kraft treten. In dem ags. gedicht Phönix ist von dieses vogels *Ʒecynd* (387) die rede: *þæt ne wát æniƷ monna cynnes bútan metod ána, hú þa wisan sind wundorlice fæƷer fyrn Ʒesceap ymb þæs fuƷles Ʒebyrd*

1) Vgl. Woordenboek der nederlandsche taal s. v. *ham*, *helm*.

2) *solent pueri pileo insigniri naturali, quod obstetrices rapiunt et advocatis credulis vendunt, siquidem caudicidi hoc inuari dicuntur* Aelius Lampridius, Antoninus Diadumenus c. 4 (Script. histor. Aug. ed. Peter 1, 214); dazu *ab eo tegmine obstetrices et delirae ancilae infantibus bona ex colore rubicundo et mala ex nigricante praesagire solent* Grimm, Mythol. 2, 728.

3) Wuttke, Volksaberglaube³ s. 217. 381. 406 u. ö.; Grimm, Mythol. 2, 728 f. 3, 265.; E. H. Meyer, Germ. mythol. s. 67 ff.; O. Schrader, Neue Jahrbücher 1919, 77; reichhaltigste materialsammlung bei Feilberg, Jysk ordbog s. v. *sejrsskorte*.

4) 'Es ist in diesen tagen ein kind mit einer glückshaut geboren: was so einer unternimmt, das schlägt ihm zum glück aus . . . es ist ihm auch geweissagt, er solle die tochter des königs zur frau bekommen' KHM. nr. 29; Bolte-Polivka 1, 288 f.

5) Biskupa sögur 2, 168 (*barns fylgja*); *exuviae et membranule, quibus infans natus in matris ventre olim indutus fuerat et quae cum eo in lucem exeunt, vocantur apud Islandos fylgja, nomen hamr iis etiam iusto iure attribui videtur. Existit apud Islandos traditio perantiqua, quod in illis membranibus genius vel pars animae infantis sedem teneat. Hinc sine dubio genius quem superstilitio finxit et adhuc inter plebejos quosdam islandicos fingit, certa forma, praesertim animalis alicuius, indutum, hominem perpetuo sequentem, qui hamingja et fylgja a veteribus vocatus fuit. Posteriore nomine adhuc inter nostrates gaudet. Obstetrices islandicae, quae illi superstitioni deditae sunt, exuvias illas putant, tanquam sacrum quid, minime laedendas, sed magna cum cautela tractandas et eas igitur sub transcendendo a matre limine inhumant; inquirunt enim exteros, qui eas non curant, sed vel delent igne vel alio modo securi abjiciunt, fylgis sive geniis comitantibus destitui. Arnamagn. ausgabe der Sæmundar Edda 2 (1818), 653 anm.*

6) *á þessi stundu tíþ er borinn i Norege konungs son með ljörtom fylgjom ok hamingjom* Saga Olafs konungs Tryggvasonar ed. Munch (Christ. 1853) c. 5; Det arnamagnæanske haandskrift 310 udg. af P. Groth s. 10 f. u. a.

(357–60)¹. So rückte denn *Ʒebyrd* in die stelle von *Ʒesceap-Ʒesceaft* ein (*conditio . . . natura . . . lex Ʒesceap, Ʒewyrd, Ʒesceaft, Ʒebyrd Anglo-saxon vocabularies ed. Wright 1, 213*)² und so wurde *fyrnƷesceap* durch *eald Ʒesceaft* bekräftigt:

módor ne ræded, þonne heo maƷan cenned,
 hú him weorde Ʒeond worold widsid sceapen.
 oft heo to bealwe bearn afeted
 seolfre to sorƷe, sidðan dreozed
 his earfodu orleƷstunde . . .
 forðan náh seo módor Ʒeweald, þonne heo maƷan cenned,
 bearnes blædes ac sceal on Ʒebyrd faran
 an æfter ánum: þæt is eald Ʒesceaft

Salomo und Saturn 370–74. 383–85.

Eine ähnliche bewandnis hat es mit ags. *Ʒecynd* (*on Ʒecynde* ‘artgemäss’ *Metr. 13, 55. 20, 76*)³, denn dies wort, ‘abstammung’ bedeutend, befasst unter sich die (schicksalhafte) beschaffenheit geschaffener dinge⁴ mit der sie, kraft ihrer herkunft, bei ihrer entstehung begabt worden sind⁵. Schicksalhaft vererbte sich nach germanischer auffassung in einer sippe die wesensart⁶. *Ʒebyrd* und *Ʒecynd* berühren sich also zwar mit *aƷal*⁷, unterscheiden sich aber davon durch den schicksalhaften einschlag, der ihnen eine erweiterte funktion verlieh⁸.

Die angeborene art, eine naturanlage (*anord. epli-øpli*) erschien im lichte des schicksalsglaubens als bei der geburt anerschaffen. Sehr

1) *sica him æt fruman sette siƷora soðcynninƷ sellicran Ʒecynd . . . ofer fuƷla cyn (scyppendes Ʒiefe) 327–30*; vgl. *wuldre Ʒemearcad, éce is se æþelinƷ, se þe him þæt ead Ʒeféð 318 f.*

2) *on Ʒebyrd* bedeutet geradezu ‘schicksalsgemäss’: *on Ʒebyrd hruron Ʒære wunde . . . nalles hólina Hóces dohtor meotodsceaft bearn Beow. 1074–77 (Jente s. 221 f.)*; *on Ʒesceap* Rätsel 39, 4; *on Ʒesceaft* Dan. 366 (Wolf s. 54 f. 86 f.).

3) *onhwyrfdon mé of þære Ʒecynde . . . wið Ʒesceape mimum* Rätsel 72, 1–6.

4) Phön. 252 ff.

5) *fyrnƷesceap, eald Ʒesceaft* (s. o.): *ealdƷecynde* *Metr. 13, 40*; vgl. 10–13. 61 ff.; *þá Ʒecynd þe him Crist Ʒescéop 8, 17.*

6) Die frage *unde huic omnia ista?* *Matth. 13, 56* behandelt der Helianddichter volkstümlich, indem er ausführt: *he is theses kunnies hinan, the man thurh mágskepi . . . kúð is ús is kuniburd endi is knóles gihuat, áwóhs al undar thesum werode: huanan scoldi im sulic gewit cuman, méron mahti than hêr ódra man égin 2562 ff.*; vgl. *þu eart swiðe bittres cynnes . . . ne beyrn þu on þa inwitƷecyndo* *Salomo und Saturn 328 f. u. a.*

7) *Metr. 13, 51 f.*: 55; vgl. *Crist 1128 ff. 1177 ff.*

8) *hwý odwite Ʒe wyr de éowre þæt hio Ʒeweald nafad? hwý Ʒe þæs deades, þe éow drihten Ʒescéop Ʒebíðan ne maƷon bitres Ʒecyndes, nu he éow ælce dæƷ onet toweard?* *Metr. 27, 4–8.*

klar kommt diese altgermanische anschauung durch das verhältnis, in dem anord. *skap* (*skaplyndr*) und *skop* zueinander stehen, an den tag¹.

Wurde das 'schicksal' eines lebewesens bei seiner geburt bestimmungsgemäss angelegt, so vollendete es sich mit dem eintritt des todes. Vergleichbar den nornen, die kurz nach der geburt das geschick eines menschen verkündigen, erscheinen in der poesie des mythos kurz vor der stunde des verscheidens gestalten, die das endschicksal des todes ansagen (walkyrjen, hel)². Ausserhalb der dichtung, innerhalb der religiösen sphäre des glaubens sind die motive derartiger mythen zu suchen. Für ihre erkenntnis ist das gemeingermanische adj. **fuigja*³ der gegebene ausgangspunkt. Denn es bezeichnete einen dem tod verfallenen menschen⁴, besagte nicht, dass der mensch sterblich sei und seiner naturhaftigkeit gemäss sterben müsse (anord. *skap-dauþi*, got. *swultawairþja*, *dauþubleis* ἐπιθαννύτιος), bezog sich mit andern worten nicht auf den tod als naturereignis, sondern als schicksal⁵. Also gerade dort, wo der 'feige' vom 'toten' unterschieden wird, baut sich die brücke, die zum verständnis des wortes führt (z. b. *fargaf jægiun ferah . . . than gideda ina quican after dode* Hel. 2351 ff.). 'Feige' sind die menschen, sobald sie durch einen wink des schicksals erfahren (ahnen), dass sie in die grube fahren müssen (Balderus-Proserpina s. anm. 2)⁶: *sitjum hér feigir á mörum, fjarri munum deyja* Hamþism. 10, 4; vgl. *wérizmód . . . on nicera mere fæze ond zeflymed feorhlástas bæc . . . deaðfæze . . . in fenfreoðo feorh álcude* Beow. 841 ff.⁷. Bleibt dieser wink des schicksals aus, so sind sterbliche menschen

1) Vgl. z. b. Gripisspó 32, 2: 52, 1.

2) (Balderus) *cum indubitatum sibi fatum imminere sentiret . . . die postera prelium renovat . . . postera nocte eidem Proserpina per quietem astare aspecta postridie se eius complexu usuram denunciat* Saxo p. 77.

3) Jente s. 215 ff. (schott. *fey* fated to die: J. Wright, The english dialect dictionary s. v.); J. Grimm, Mythol. 2^a, 714. 718. 3, 257; mhd. *veilich*, ags. *fæglic*, anord. *feiglikr*, dazu anord. *feigþ*, ags. *fæþ* (Jente s. 217).

4) ags. *hellfús* (vgl. anord. *helfúss*), and. *fúsid an helsid* Hel. 2353.

5) Dass die schicksalsbeziehung ausgeschaltet und 'feige' im profanen sinn von 'sterbend' oder 'tot' gebraucht wurde (z. b. Elene 881—82, Nib. 2085. 2045 B: C) ist ebenso bekannt wie die von der schicksalsfügung aus in der richtung auf 'verflucht, unselig, furchtsam' sich wandelnde wortbedeutung (Jente s. 216).

6) moribundus: *feiger* Ahd. gl. 2, 20, 54.

7) *áðl odde ylðo odde eczhetæ fæzum fromweardum feorh odþrinzed* Seef. 70 f. Der mythos berichtet, eine riesische schicksalsmacht (*Mánagarmr* Sn E 1, 58 f.: *Hel* Fafnism. 21—22) bemächtigte sich des entweichenden 'lebens' (*fyllisk fjörvi feigra manna* Völ. 40—41. *alra þeirra manna er deyja* Sn E 1, 58 f.: *som til en givent tid skal dø* Egilsson-Jonsson, Lexic. poet. s. v. *feigr*).

in der ernstesten lebensgefahr ihres lebens sicher und begrüßen die entscheidung, noch nicht dem tode verfallen zu sein, als ihre schicksalsfügung (*caldre zenédde . . . næs ic fæze þá 3yt* Beow. 2133. 2141; vgl. 2975; *unfæze* o. s. 369)¹.

Hinter der wahrung des lebens und der schickung des todes steht also eine schicksalsmacht: *wyrd ne cūþon, 3eosceaft 3rimme . . . beorsealca sum fūs ond fæze fletræste 3ebéaz* Beow. 1233–41; *wyrd ne meakte in fæzum leñz feorh 3ehaldan . . . he þá wyrd ne mād, fæzes fordsid . . . þonne seo þra3 cymed wefen wyrdstafum* Guþl. 1030 f. 1319 f. 1324 f.². Vor dem vollzug jener harten entscheidung, kraft deren entweder ein mensch seines lebens verlustig geht oder nicht, gibt sich die verkettung des einzellebens in das schicksalsweben kund.

Das eindrucksvollste bild, das die mythische dichtung der vorzeit uns von dieser selbstoffenbarung der schicksalsmächte hinterliess, steht im Nibelungenlied³: Hagen begegnet wissenden schicksalsfrauen (*wīsiu wip*⁴ im schwanengefeder) und erfährt von ihnen, *wie zuo den Hiunen disiū hovereise ergāt* 1535: *ir helede küene also geladet sit, daz ir ersterben müezet in Etzelen lant; swelhe dar geritent, die habent den tót an der hant* 1540. Hagen gibt dies orakel den gefährten bekannt: *wir enkomen nimmer widere in der Burgonden lant; daz sageten mir zwei merewip hiute morgen fruō* 1587 f. Als diese vorverkündigung sich erfüllte, fasste der dichter den verlauf der dinge in die prägnante aussage zusammen: *do was geleyen aller da der veigen lip* 2377. Diese den tod ansagenden schwanfrauen sind die deutsche entsprechung für die nordischen 'fylgjen' (o. s. 373), deren erscheinung genau das gleiche zu bedeuten hatte: *Helgi grunapi um feigr sīna fylgjur hans hófþu vitjat Heþins, þa er hann sá konunna ríþa varginum* (Helgakviþa Hjörvarþssonar); auch aus Skandinavien ist bezeugt, dass der 'feige' selber seine *fylgja* (in tiergestalt) sieht und seitdem – wie Hagen – weiss, dass er dem tod verfallen ist: *þu munt vera maþr feigr ok munt þu sét hafu fylgja þina . . . Njálssaga* ed. F. Jonsson, Altnord. sagabibl. 13, 94.

Eine, in der dichtung hohen stils zum orakel gestempelte, schick-

1) *ic sceal . . . ymb feorh sacan, lād wid lāpum, þær 3eljfan sceal dryhtnes dōme se þe hine dēad nīmed* Beow. 439–41 (: *3æd á wyrd swa hio scel* 455); *op daz got erzeige, daz ir niht sit veige* Parz. 558, 15 f.

2) Vgl. Salomo und Saturn v. 330 ff. (*feowere fæ3es rápas: 3ewundene wyrde*); Wolf s. 26 ff.

3) Vgl. PBBetr. 32, 268; þiprekssaga c. 364.

4) *feigr þira fjolmargra sá* Grottasongr 21, 2; vgl. Sigdrifum. 21, 1.

salsfügung¹ ist auch in den ausdrucksformen wiederzuerkennen, die der volksglaube für sie sich schuf.

Im skandinavischen altertum fürchtete man sich vor der ins unheimliche sich steigernden machtwirkung der schicksalsgewalten besonders in dem moment, da ein mensch dem tod verfiel². Sie gaben in dem aberglauben sich kund, der da und dort an der wasserkante, besonders in England, sich eingenistet hat, wonach die menschen nur bei ebbe, nicht bei aufkommender flut ihren geist aufgeben³ (Shakespeare, Dickens); *veicliche* zeichen waren aber auch gewisse körperliche symptome⁴, solche, mit denen der arzt den sterbenskranken gezeichnet fand und andere die er im sinne wieder gesundenden lebens deuten zu dürfen glaubte: *læca zewinna is, þæt hi cwedað, þonne hi sioene mon zesiod, 3if hi hwile unfæ 3lic tæcn on him zesiod. . . tæcn þinne hælo* Boethius ed. Sedgefield s. 107, 28—30; *þi hafnar þu enum hvíta lit, feikna þofir? hykk at feig seir* Sigurðarkviða en skamma 31; *sá þeir Snorri á sár manna . . . ok sá þar blóþflekki mikinn, hann tók upp allt saman, blóþit ok snævinn, i hendi sér ok kreisti ok stakk i munni sér ok spurði, hverjum þar hefði blætt. Þorleifr kimbi segir, at Bergþori hefir blætt. Snorri segir, at þat var holblóþ* (blut aus den inneren organen des körpers) . . . *þat hygg ek, sagði Snorri, at þetta sé feigs manns blóþ* Eyrbyggja saga ed. Gering s. 170; *ist des harnes lützel und swarz, so ist der mensch veig* Lexer, Mhd. handwörterb. 3, 45; Mnl. Woordenboek 8, 1354⁵. Ein andermal kündigt ein *veege* vogel — gleich den schwanfrauen des Nibelungenliedes — nahen todesfall an (DWB 3, 1442)⁶; die heldenepik hat dies schlichte motiv zu einer stehenden formel ausgebaut und diesen angang zum schicksalsomen⁷ erhöht, wenn auf einem feldzug die tiere der walstatt den kriegern begegnen⁸: *ef þjóta heyrir ulf und asklimm, heilla auþit verþr þér af hjalmstofum, ef þu sér þa fyrri fara* Reginsm. 22; *wulf in walde⁹ and se wanna hrefn, wælfzifre fuzel westan bézen, þæt him þa þeodzuman þohton tilian fylle on fæ 3um⁹; ac him fléah on láste earn ætes zeorn úrizfedera salowizpáda, san 3 hildelôd hyrnednebbu . . .*

1) *feigþar-orþ* Ynglingatal v. 1.

2) *var trua þeira i forneskju, at orþ feigs manns mætti mikit* (eingangsprosa der Fafnismál); dazu H. Gering, Weissagung und zauber s. 9 f.

3) Plinius, nat. hist. 2, 101; Beda, Hist. eccles. 5, 3; stellensammlung bei Feilberg s. v. *hav* (Zeitschr. 48, 310) vgl. z. b. Islenzk fornkvædi ed. Grundtvig 2, 138, 15 f.

4) *doch ist der künec iunge so veiclich getân* Nib. 1918.

5) Vgl. die mittelalterlichen arzneibücher z. b. SBW. 71, 498 f. 42, 135.

6) Vgl. aus den visur der Eyrbyggja (a. a. o. s. 226 f.) *roddo blóþvita . . . væþr of fjör manna (fjörtrar fjör) . . . sék bengrát á búke blóþgom, tarfr mon hér verþa bane þinn.*

7) *feigs forarþ* Fafnissm. 11.

8) gleich der wolfgestalteten *fylgja* des Helgi o. s. 376.

9) *sle 3efæ 3e*. Jud. 247 (: *lie 3fæ 3e* Wy 44).

*hér is zesuntelod úre sylfra forwyrd tóweard zetácnod, þæt þære tide is nu mid nísum néah zefrunzen, þe we life sculon losian somod, ut succe forweordan . . . wulfum to willan and eac wælcífrum fu3lum to frófre Judith 205 ff. 285 ff.; hre3n weorces 3feah, úri3fdera carn síd beheold, wælhreowra wi3, wulf san3 ahúf, holtes zehl3pa, hildezesa stóð . . . on þæt fæ3e folc flána scuras . . . on 3ramra zeman3 . . . hildenædran . . . forð onsendan Elene 110 ff.; hre3pon herefu3olas hilde-3redzi3e . . . hre3fn deawi3federe . . . wonn wælcéase3a, wulfas sun3on atol æfenleod wtes on wénan . . . cwyldróf beodan on ládra lást leodmæznes fyll . . . fleah fæ3e 3ást . . . wælmist astáh . . . ne þær wni3 beowom herzes to háme ac hie behindan beléac wyrð mid wæ3e . . . fæ3um stæfnum flóð blóð 3ewóð . . . wælfieþmum scep, flóð fám3ode, fæ3e crun3on Exodus 161 ff. 450 ff.; se wonna hre3n (sceal) fús ofer fæ3um fela reordian, earne sec3an, hú him wt déte spēow, þenæn he wiþ wulfe wæl réafode Beow. 3024–27. Die nahe beziehung, in der *wal* und *feig* zueinander stehen, hellt sich aus diesen belegen für todverkündende schicksalsomina (der fylgjen) auf und wird ausserdem durch mhd. *walweige* dahin aufgeklärt, dass die ‘feigen’ das ‘wal’ bilden, das die schicksalsmächte (walkyrjen) erkiesen (seine auslese bestimmen); die ‘feigen’ sinds, die sterben müssen¹, allen andern (mhd. *unveige*, ags. *unfæ3e*, anord. *úfeigr*) ist vom schicksal ein längeres leben beschieden (o. s. 376): *munk forþa fjorvi mínu, nema ek feigr sé* Hárbarþslj. 12².*

Das ‘schicksal’ waltete nicht nur des todes, sondern auch des lebens. *feigi* pflegte mit *ferh* (leibhaftes leben)³ verbunden zu werden⁴, weil das schicksal, wenn es den menschen bei seiner geburt begabte und den eintritt seines todes bestimmte⁵, über die dauer des lebens (*meþan okkart fjor lifir* Skirnesm. 20; *meþan old lifir* Vql. 16) entschied. Über dem ‘feigen’ schwebt das verhängnis des todes, weil sein leben von den schicksalsmächten bedroht ist⁶. Hier setzt die altgermanische überlieferung für *ferh* ein⁷.

1) *da sterbent wan die veigen* Nib. 150 (Grimm, Mythol. 2, 718); *þeirrerþa at falla, er feigr ero* Þiþrekssaga c. 338; *mun deyja, er feigr er* Vemundarsaga c. 6; sprichwörtliche redensarten Arkiv 30, 82 f.; ags. *fæ3e swulton* Andr. 1532; *wes seo tid cumen, þæt þær fæ3e men feallan sceoldon . . . on fæ3ean men feorh 3ewinman . . . wæl feol on eorðan* Byrhtn. 104 f. 125 f.; *nane will die, but he thet's fay* Engl. dialect dictionary s. v. fey; *die veghe sijn, die moeten sterren* Mnl. woordenboek 8, 1354.

2) *unz (die wile) der man niht veige enist, so erneret in vil cleiner list* Iwein 1299 f. (*ich ensterbe nicht vor minem tac* Herbort, Liet von Troye v. 8254; *veichlicher tac* Klage 353; *vil maneger veige lac, den ir veichlicher tac daz leben hete da benomen* 1203–5).

3) ‘lebewesen’ Gen: 1618. 1310 ff. 1330. 1342; Exod. 361. 384 (= *fras*).

4) Mit Hárþ. 12. Vql. 41 vgl. z. b. Hel. 2353. Guþl. 1031 u. a.

5) Ags. *swyrtðw3* Gen. 1221 (Beow. 2798): *feorhðazas* 2358 (anord. *aldrdagar*).

6) Fafnir ist *feigr* und sagt: *fjor sitt láta hykk at Fafnir myni . . . hví hvetjask læst mínu fjorvi at fara* Fafnism. 22. 5; vgl. Lokas. 57. 4. Reginsm. 10. 1.

7) Vgl. M. Höfler, Deutsches krankheitsnamenbuch s. 130.

Der leib¹ war der hüter eines dem menschen vom schicksal anvertrauten schatzes, des ihm geliehenen 'lebens'². In feindlichem gegensatz zum 'tod' stehend³ war dies leibhafte leben etwas anderes als die in christlicher zeit an seine stelle und in feindlichen gegensatz zum leib tretende seele⁴. Jenes 'leben' hatte im blut⁵, d. h. in den inneren organen des körpers (herz, leber) – nicht etwa im atemhauch⁶ – seinen sitz⁷. In diese 'schichten des lebens'⁸ getroffen (*verchslac* Gudr. 519; Nib. 2210)⁹ geht das mit dem leben begabte geschöpf (ags. *feorhéacen* Gen. 204), wenn es *verchuwunt* (ags. *feorhwund*)¹⁰, *verchsêr* (ags. *feorhsêoc*, anord. *fjorsjúkr*) geworden, sein *verchbluot* verströmt (*verch unde bluot* Lanzelet 2204; Parz. 740, 2)¹¹, seines *verch* verlustig (*fjornuminn* Eyrbyggjasaga ed. Gering s. 205).

Dies 'leben' haben die menschen nicht von den göttern, sondern von den schicksalsmächten empfangen (Vql. 18. 20). Nur die Snorra

1) *fezes feorhhús* Byrhtn. 297.

2) *feorhhord* Guþl. 1117; *fezes feorhhord* Andr. 1184; *fjór þized lenne lichoman, lif biþ on sífe, fezes feorhhord* Phön. 219–21; vgl. *on endestef . . . se lichoma lene zedreosed, feze zefealled* Beow. 1753–55 (*feze fleschoma* 1568): *ende lenan lifes* 2844 f.; *lendaða* 2341. 2591; *oflét lifðaðas ond þás lenan zesceaft* 1622 (: *feorh daðas*); *ferh ellen wræc* 2706; *feze folc . . . yða wræcon feorh of fleschoman* Gen. 1381–86.

3) *ferah: dót* Hel. 2217 f.; *libbian . . . ferahes gifullid* 4035; *quican . . . ferahes fullan* 5849–51.

4) *feorhhord > sáwle hord* Beow. 2419–24; *feorhhús > sáwelhús (feze fleschoma)* Guþl. 1003. 1114 usw. In der ags. und in der and. dichtersprache ist *ferh (feorh, ferhþ)* nicht nur = *lif* (Hel. 3154 f. 4165 f.) oder *aldar* (3844 f.) sondern auch = *siola* (4059 f. 5701–3. 3350–53) und dieselbe doppelschicht, eine ältere und eine jüngere bedeutung des wortes *ferh*, tritt im ahd. zu tag, wenn es bald für *vita* bald für *anima* gesetzt wird (Tatian, Otfrid, Ahd. gl. 2, 651, 22. 641, 41. 643, 59).

5) Got. *usanan*, ags. *orop: éþian*, anord. *andi*; danach ist das verhältnis von anord. *ond: fjór* des näheren zu bestimmen (Helgakv. Hjörv. 37. Sigdrifum 25. Sigurþarkv. 61, 2. 59, 2 f. 50, 4. 33. 52. 15, 3); am aufschlussreichsten ist v. 29 (*kona varp ondu* 'verlor den atem', *en konungr fjórvi* 'das leben'), wozu man Hel. 2277. 2280 f. 2275 f. Beow. 2703 vergleichsweise heranziehen könnte.

6) Vgl. PBBeitr. 32, 21 f.

7) Das herz ist der lebensmuskel (*fjörsegi* Fafnism. 32); das herz ist gemeint, wenn es Guþrúnarhvöt 17, 4 heisst: *fránir ormar til fjörs skriþu* (vgl. Vqlsungasaga c. 37. Oddr. 29–30) oder auch die leber (*Dráp Niflunga* 17. Sn E 1, 364 f.).

8) *lifs kestir* Eyrbyggjasaga ed. Gering s. 136.

9) *zi ferehe er nan stah* Otfrid 4, 33, 27. 5, 11, 26 (*herzen verch* Parz. 710, 29).

10) *verchtiefe wunde* Nib. 2134; *wunde ze verche* Parz 578, 27; vgl. ags. *feorhbenn* Beow. 2740 (*sceaced lif of lice* 2742); *feorhbealu (fæzum)* 2077. 2249 f.; anord. *fjörlok, fjörbrot*.

11) *feigs manns blóþ* Eyrbyggjasaga s. 170.

Edda behauptet, die ersten menschen seien von den Borssöhnen erschaffen, mit odem und leben begabt worden (Sn E 1, 52)¹, während die ältere mythische dichtung den odem und den geist (*óþr*), aber nicht das leben der menschen auf Opinn zurückführt: in Askr und Embla steckte bereits das 'leben', wenn es auch ein wenig regsames vegetieren pflanzlicher art war (*litt megandi, orloglausá* Vgl. 17)². Dies leben stammte folglich in seiner wurzel von denselben ahnen, von denen auch die götter mit ihrem 'leben' (Skirmism. 20) begabt worden waren³.

Deutlich spielt in die geschichte des wortes *ferh* das 'schicksal' herein, wenn der Gote in seiner bibel von *stabeis þis fairhaus* sprach (Col. 2, 20. Gal. 4, 3) und nach biblischer anweisung mit eigener wortwahl die in der welt wirkenden, das zeitlich begrenzte, diesseitige leben der menschen regierenden schicksalsmächte (*στοιχεῖα τοῦ κόσμου* elementa mundi)⁴ und mit den 'losen dieses lebens' die von den schicksalsmächten abhängige lebensdauer⁵ ins auge fasste.

Dies menschenlos, diese geheimnisvollen schickungen des lebens (*ferh*) und des sterbens (*fcig*), die wichtigsten aller schicksalsfügungen,

1) Vgl. *qnd at lifa* Sn E 1, 38 (christlich); Mogk, PBBeitr. 7, 234 ff.; *qnd* und *lif*: *qnd* und *fjorr* Sigurþarkv. 29 (o. s. 379, 5); anord. *qnd*: *andi* (spiritus); westgerm. *ando* (leidenschaftliche erregung).

2) Genau entsprechendes gilt von der 'erschaffung' der zwerge Sn E 1, 62 (sie lebten bereits, bevor sie *af atkvæþi goþanna urþu ritandi mannvits ok höfðu mannsliki*).

3) Drum ist anord. *fírar* (got. *fairhu habands*, ahd. *firahi*, and. *firihos*, ags. *firas*) eine götter und menschen umfassende kategorie von lebewesen (*fjörg öll* Lokas. 19) = *öld* und *aldir* Lokas. 8 u. a.

4) *κοσμοκράτορες fairhu habandans* Eph. 6, 12; *reikja jah waldufnja* (gestirne) o. s. 363. Zeitschr. 49, 40 f.

5) *ferh* bezeichnete keineswegs bloss das leibhafte, im blut sitzende leben sondern auch die dem leib vergönnte lebenszeit. Got. *fairhus* (Zeitschr. 49, 34 ff.) wechselte mit *ains* und *manaseþs* (generation), westgerman. *ferh* sowohl mit *lib* als auch mit *aldar* (lebensalter), desgleichen anord. *fjör* mit *aldr* (vgl. z. b. Hel. 2684 f. 4612 f.; Beow. 1370 f. 1433 f.; Skirmism. 13:20. Lokas. 57:62; anord. *aldrdagar* Vgl. 64. Vafþr. 16. ags. *feorhdazas* Gen. 2358). Den sichersten aufschluss über *ferh* = lebenszeit gewährt das westgerman. kompositum ags. *midfeorh*, and. *midfiri*, ahd. *mittiferhi* (mitte der lebenszeit, mittleres lebensalter Zeitschr. 49, 38 anm. 5) und das entsprechende *ζεοζοῦῃfeorh* (jugendzeit) Beow. 537. 2664. Auch in der sprache der Gotenbibel ist *fairhus* ein sammelbegriff (gesamtheit der in der zeit schicksalhaft lebenden wesen), der seine bedeutung auf 'weltzeit' ausgeweitet hat (vgl. ags. *á to feore, wídefeorh*; die zeiten und die erlebnisse einer generation sind bekanntlich verallgemeinert worden und so hat *aiw* auf 'ewig', *werald* auf 'welt' geführt usw.).

haben sich die Germanen durch eine umfassende grundvorstellung zu verdeutlichen versucht. Es war die eines 'urgesetzes'.

Dass die geburt und der tod eines vollmenschen, dass das schicksal alles wahrhaft lebendigen urgesetzlich festgelegt sei, ist die volksmeinung gewesen, denn *urlag* 'urgesetz' ist ein gemeingermanischer ausdruck für 'schicksal' (o. s. 364) und der plural benennt¹ die einzelnen fügungen als schicksalsverkündigungen (orakel) im sinn urgesetzlicher bestimmungen: ahd. *urlag*, *urlaga* fatum (Notker 1, 280, 14; Ahd. gl. 2, 19, 21, 20, 47, 766, 4, 3, 238, 33; *urlaclih* fatalis 239, 43); and. *orlag* (*tho quamun wurdigiscapu them ödagan man, orlaghuila*², *that he thit liocht farlét* Hel. 3355); ags. *orlæz* (*drihtnes dómas . . . orlæz, worda zerynu, þá þu wendan ne miht* Dan. 745-47); anord. *ørlog* (die nornen *log logþu, lif kuru alda þornum, ørlog seggja* Vgl. 20)³. Der nornen richterliches amt (*norna dómr* Fafnism. 11) bestand darin, gesetzliche bestimmungen über das leben zu treffen und der männerwelt aufzuerlegen. Es ist nicht zu wünschen, dass diejenigen, denen diese gesetze gelten, vorzeitig davon kunde bekommen (Hóvam. 56); nur götter wissen darüber bescheid (Lokas. 21, 29) und seher oder seherinnen (*œlur*), vor deren augen die schicksalsfügungen sich enthüllen (Grip. 28; *visindakona sú er sagþi fyrir ørlog manna ok lif* Fms. 4, 46 u. a.), geheime bestimmungen rechtlicher art, rechtschaffende urgesetze, die das geschick des lebens oder sterbens wirkten und darum nicht nur 'lose' (*stabeis þis fairhauus*), sondern auch 'gesetze des lebens' (and: *libes gilagu*) genannt worden sind. Die frage des Pilatus (*nescis quia potestatem habeo crucifigere te et potestatem dimittere?* Joh. 19, 10) hat der Helianddichter so wiedergegeben: *wést thu, that it all an minon duome stêd umbi thines libes gilagu . . . that ik givaldan muot so thik te spildianne an speres orde, so ti quellian an cruciun, so quican litan* 53 43-47. Pilatus hatte das 'schicksal' des angeschuldigten, die rechtsgiltige entscheidung über sein leben in der hand; indem der Niedersachse dabei von den

1) *urlag* ist nicht zu verwechseln mit ahd. *urliugi*, anord. *ørlygi* (> *ørlog*), afries. mnd. mnl. *orlog*, mhd. *urlog* (*urliuge, urloug*) krieg; and. *urlogi, urlagi, orlag* Hel. 3697, 4323; ags. *orlæz, orlez* Beow. 1326 u. ö. (Jente s. 214 f.).

2) Ags. *orlezhwil* Beow. 2911 (Jente s. 213 f.): *zescæphwil* Beow. 26 vgl. Grimm, Mythol. 1*, 715, 3, 257; diese komposita sind erst unter der herrschaft der astrologie (*wilsælde* o. s. 364 f.) entstanden?

3) Bemerkenswert ist die im ags. und im anord. belegte formelhafte verbindung mit *driugan* (*orlez dréozed* Dóm. 29; *ørlog drýggja* Lokas. 25. Vglundarkv. 1. 5; es war der beruf der schicksalsmächte, die urgesetzlichen bestimmungen auszuführen, der der menschen und der götter, diese verfügungen über sich ergehen zu lassen).

'gesetzen' statt von dem geschick jenes lebens sprach, brachte er die grundvorstellung germanischen schicksalsglaubens zu wort, die um so besser zu jener biblischen gerichtsszene passte als das schicksal von den Germanen im sinn einer rechtsordnung aufgefasst worden war. Diese behauptung wird durch *aldargilagu* (*alderlagu*), die gemein-germanische variante für *libes gilagu* bestätigt. Auch unter diesem kollektiven neutrum pluralis sind 'gesetze' zu verstehen, von deren durchführung das dasein der lebewesen in seiner zeitlichen dauer abhing (*ferh = aldarlagu* Hel. 3881 f.; *was imu lif fargeban, that he is aldarlagu [aldargilagu] égan mosti* 4104 f.; Vilmar s. 14). Aus der wechselnden doppelbeziehung des schicksals auf leben oder sterben ergab sich für *aldarlag* einerseits die bedeutung 'des daseins geschick' (*aldorleze, swá me áfter weard oðde ic furdor findan sceolde* Dan. 139 f.) andererseits 'des todes geschick' (*áfter ealdorleze* Guþl. 1234) und zwischen diesen grenzfällen hatte auch der altnordische dichter die wahl frei (*at lifi . . . ok at aldralagi* 'leben' Sigurþarkv. 5; *at aldralagi* 'tod' Vafþr. 52, plur. *til aldralaga* Hamþism. 8. Helg. Hjörv. 30)¹.

Die schicksalsterminologie, aus dem rechtswesen der germanischen völker stammend, wird nicht allein durch *urlag(u)* und *gilagu*, sondern auch durch den kollektiven plural *giscapu* bezeugt, denn auch 'schaffen (schöpfen)' war ein hauptwort der rechtssprache, das schaffen-schöpfen des rechts die verantwortungsvolle aufgabe der urteilsfinder (schöffen)². Eine analoge tätigkeit der schicksalsmächte gibt aus ihren 'rechtsschöpfungen' (and. *giscapu*, ags. *ȝesceapu*, anord. *sköp*) sich kund (*parcae, fata: schepfentun i. e. skefentun, schepfen . . . scepherinne* Ahd. gl. 4, 84. 154)³. Die übereinstimmung des westgermanischen und nordgermanischen sprachgebrauchs fällt für diese seite des schicksalsglaubens der Germanen ebenso schwer ins gewicht wie bei der sippe von *gilagu* und wenn diese die gesetzlichen 'bestimmungen' der schicksalsmächte vertreten, so sind mit *giscapu* ihre 'entscheidungen' gemeint, die mit unabänderlicher wirkung in kraft treten (niemand

1) Ags. *alderlezu = feorhlezu* 'vom schicksal bestimmtes leben'; anord. *fjorlag* 'tod' (Lokas. 50 f. Hǫvam 118).

2) J. Grimm, Mythol. 1, 337 f. 3, 116; Rechtsaltertümer 2⁴, 358. 389 ff.; v. Amira, Grundr. 3 s. 251. 258.

3) *sceffara* Ahd. gl. 2, 361, 5; vgl. ahd. *scaffida, scaffunga* dispositio, lex Notker 1, 789, 22. 834, 1; *norna dómr: norna sköp* Fafnism. 11. 44. 41. 39; *aumlig norn skóp oss í árdaga* Reginsm. 2 vgl. Sigurþarkv. 7; *norner . . . aldr of skópo* Helg. Hund. 1, 2 vgl. Skirnism. 13; ferner Gróg. 4. Atlam. 33; o. s. 366. 372.

vermag dagegen sich aufzulehnen: *sköpum víþr manngi* Atlam. 45 vgl. Grip. 52; *urþar orþi víþr engi maþr* Fjolsv. 47)¹.

Über die dauer der lebenszeit und über die lebensart (Sn E 1, 72 f.) sind entscheidende bestimmungen getroffen, die durch anord. *sköþ*², westgerman. *giscapu* ihren ausdruck gefunden haben³ und wiederum sind es nicht die dinglichen gestaltungen ('geschöpfe')⁴, die für uns in betracht kommen, sondern die 'schöpfungen' rechtlicher art, weil sie die schicksalsfügungen ausmachen⁵, von denen das los des menschen, die dauer und der verlauf seines lebens abhieng. Die lebenszeit (*ferh*), das lebensalter (*aldar*), das die menschen erreichten, und die lebensart, das glück oder unglück, zu dem ihr dasein gedieh, war ihr schicksal und dies schicksal war eine über lebensanfang, lebensführung, lebensende sich hinziehende kette von urgesetzlichen entscheidungen der leitenden mächte.

Zwar werden in der dichtung der Alt- und Angelsachsen diese 'schöpfungen' dem allmächtigen schöpfergott der christen zugeschrieben (o. s. 362), aber diese neuere auffassung (*godes giscapu* Hel. 336. 547)⁶ vermag den älteren zustand (*wyrda zesceapu* Räts. 40, 24) nicht zu trüben.

Vom menschen, nicht von der schicksalsmacht aus gesehen, werden die fügungen zu schicksalserlebnissen; pronomina weisen auf seine lebenserfahrungen hin: *ørlog sín* Hóvam. 56; *ørlog ykkor* Lokas.

1) *hie wið 3od wunnon* Exod. 514; *wunnon hie wið dryhtnes mihtum* Salom. 327; *engi má víþ sköpum vinna . . . mætti eigi víþ sköpum rinna* Völsungasaga c. 30. 33. 36 u. a. vgl. *ma ekki forþaz sitt aldrlag* c. 35.

2) *Atlakv.* 42. *Atlam.* 2 (*feigir*); *góþ sköþ* Sigurþarkv. 57; *ill sköþ* Oddr. 32 (: *skepna* Guþr. 1, 23); *ósköþ* (misgeschick) Hóvam. 98; vgl. ags. *wonsceaft* Beow. 120; and. *wanscefti* Hel. 1352. 5004 (ungeschick, unglück); ags. *wyrd*: *unwyrd* Jente s. 207; and. *giewurt*: *ungiewurt* Otrifrid 1, 19, 13. 3, 20, 2 u. a.

3) Für ags. *zesceap*-*zesceaft* sind die belegstellen gesammelt bei Jente s. 218 ff.; Wolf s. 49 ff. 62 ff.

4) *al thesaro weroldes giscapu* Hel. 4284; *woruldzesceafte* Gen. 101. 863; *eorþan zesceafte* 1614, *eorþzesceaft* Metr. 20, 194 vgl. got. *gaskafts* o. s. 362; ahd. *gascraft* creatura, elementum Ahd. gl. 1, 42, 12. 118, 18 f.; Notker 1, 808, 4. 738, 24 usw.

5) Ahd. *gaskaft* fatum Ahd. gl. 2, 309, 33; *gascraftlih* fatalis 309, 37. 282, 50; vgl. *gascraft* condicio 1, 546, 39. 547, 20 dazu o. s. 373 f.

6) *zesceapu heafoncyninges* Gen. 842 f.; *alwalda, úre drihten . . . zesceapu healded* 2827; vgl. *thiu helagun giscapu* (göttlicher ratschluss der erlösung) Hel. 4063 f.; *thiu berhtun giscapu Mariun gimanodun endi maht godes* 367 f.; *lestun thiu berhtun giscapu, waldandes willeon* 778: *þæt beorhte zesceap* Elene 790 u. a. (Wolf s. 65. 71 ff.).

25; *skop min ok þeira* Oddr. 32¹; *mine aldorleze* Dan. 139. *min zesceapu* Räts. 10, 7: 73, 6; *þin zesceapu* Gen. 503; für den menschen giltige rechtssatzungen² mahnen ihn seines schicksals: *mudspelles megin obar man ferid, endi thesaro weroldes . . . sculun iro regangiscapu frummien friho barn* Hel. 2591–94; *ina is reganogiscapu, is êndago gimanoda mahtium suið* 3347–49 (Sievers anm.)³; *tho quamun oc wurdigiscapu themo ôdagan man, orlaghuila, that he thit liot farlêt* 3354–57.

In einer ernsten krisis geht der mensch tapfer seines weges⁴, bis des schicksals fügen sich an ihm verwirklichen und die entscheidung im sinne der gesetzlichen bestimmungen zu gunsten seines lebens oder seines todes fällt. Ein fester termin (*zesceaphwil, orlezhwil* Beow. 26. 2427. 2911) ist hierfür festgesetzt: *einu dagri vorumk aldr of skapaþr* Skirmism. 13 (: *skapadægr*), anord. *eindagi*, ags. *ûndaða*, and. *êndago*⁵. Die wahl dieses wortes samt dem zugehörigen and. *dagthingi* 4158 (prescriptus dies Notker 1, 28, 23)⁶ bestätigt abermals, dass die schicksalsfügungen im sinne der geltenden rechtsordnung aufgefasst worden sind. Nach massgabe gesetzlich festgelegter bestimmungen und entscheidungen, 'bestimmungsgemäss' (*zesceapum* Widsiþ 135; *on gebyrd = on zesceap, on zesceaft* Dan. 366 o. s. 374) verläuft das leben, es ist nicht ratsam, 'bestimmungswidrig' zu handeln (*wid zesceapu* Gen. 2469), denn gegen des schicksals strenge gesetzte vermag der mensch so wenig auszurichten (anord. *viina* o. s. 382 f.) als gegen die ordnungen, die seinem leben durch sitte und brauch gesetzt sind (Metr. 11, 13).

Neben *giscapu* trat bei den Westgermanen das verbalabstraktum *giscafti* für die altbegründeten urgesetze des schicksals und die demgemäss in der zukunft sich erfüllenden lebensschicksale der menschen: *gesceapu wæron werum ond wifum* Gen. 1573 f.; *wereda zesceafte* Dan. 160⁷; *frumzesceap* Crist 840, *fyrnzesceap* Phön. 360⁸; *forþzesceaft*⁹: *zéosceaft* Beow. 750. 1234, *eald zesceaft* Salomo und Saturn 385 (*ealdzeczynd* o. s. 374); *wyrda zesceapu* Räts. 40, 24; *wyrda zesceaft*

1) *syni þinum verþra sæla skopuþ* Reginsm. 6.

2) *zesceapu dréozeð* Phön. 210 vgl. *orlez dréozeð* o. s. 381 anm. 3.

3) *sia godes giscapu mahtig gimanodun* Hel. 336 f.

4) *der küene reige man* Nib. 969, 5 C.

5) Hel. 3348. 5662.

6) Ags. *wyrda zepingu* Dan. 546 (Jente s. 222).

7) Räts. 10, 7: 34, 8.

8) *fyrnzewyrht, ærzewyrht* Guþl. 944. 960.

9) *is seo forþzesceaft diþol ond dyrne* Grein 1², 339.

Dan. 132. Wand. 107; *wurdgiscapu, wurdegiscefti* Hel. 3692 CM vgl. 2190. 2210. Der anord. formel *skapa aldr* steht ags. *ealdorzesceaft* Räts. 40, 23 (eines lebens zeitliche festsetzung ist eine verwickelte schicksalsbestimmung) besonders nahe, und dazu gesellt sich *lifzescceafta lifizende breac* Beow. 1953 (erfreute sich eines langen lebens). Weil aber die auf leben lautenden schicksalsfügungen mit dem tod endigen (*ende zefere lifzescceafta* 3063 f.)¹, betreffen die schicksalhaften zeitbestimmungen des 'lebens' (ags. *mælzescceafte*) auch geradezu den tod (*þa was eall sceacen dōzorzerimes, deað unzemete néah . . . ic on earde bād mælzescceafta . . . þonne min sceaced lif of lice* 2727-43). Die zwischen leben und tod schwebenden 'zeitverhältnisse des erdenlebens' (dem nach seligem ende den christgläubigen im himmel bevorstehenden ewigen leben vorhergehend) sind ein auferlegtes schicksal und werden durch and. *erdlifgiscapu* (lebensgeschichte, lebenszeit) – vernehmlich an ags. *lifzescceafte* anklingend – zum ausdruck gebracht (*sidor he these werold agibid erthlifgiscapu* Hel. 1323-31). Als 'schöpfungen' sind diese zeitverhältnisse des lebens gesetzlich geregelt und durch den eintritt des todes schicksalhaft begrenzt. Es darf aber diese schattenseite nicht als die für das schicksalswesen der Germanen allein massgebende hervorgekehrt werden, vielmehr ist auch auf das leben gebührende rücksicht zu nehmen. Durch die hervorragend wichtigen komposita and. *metodgiscefti* (-giscapu), ags. *meotodzesceaft* (*metodsceaft*) werden die schicksalsfügungen von beiden seiten her richtig beleuchtet: *thiu môder carode endi cūmde iro kindes dōd . . . ina iru wurth benam, mārī metodgiscapu* Hel. 2190; *metodigiscefti* 2210; *meotodsceaft bemearn* Beow. 1077²; *ealle wyrd forswéop mine mázas to methodsceafte* 2814 ('tod'); *weccad of deade dryhtzumena bearn, eall mōnna cynn to meotodsceafte* Crist 888 ('leben')³, *metodsceaft séon* Gen. 1743. Beow. 1180 (Wolf s. 45 f. 96 f.)⁴.

Schicksalsmächte

Hinter den auf leben und tod sich erstreckenden schicksalsfügungen suchen wir jetzt die leben und tod 'schaffenden' (veranlassenden), das schicksal kündenden und wirkenden mächte. Denn was man einstmals bei den schicksalsfügungen mit besonderem nachdruck hervorzuheben pflegte, waren ihre machtwirkungen (*rik skop*

1) Vgl. Beow. 1622 (*lifdazas*). 2844 f.

2) *murnan meotodzesceaft* Wy 20.

3) oder vielmehr: 'zum (jüngsten) gericht'?

4) *séod þonne on éce zewyrht* Dóm. 61.

Fafnism. 39): *ina is reganogiscapu . . . gimanodun mahtiun swid* Hel. 3347–49 (o. s. 377).

Vorzugsweise werden *metod* und *wyrd* genannt, die im Hinblick auf *metodgiscapt* und *wurdgiscapu* als wirkende schicksalsmächte gewürdigt sein wollen: *metod meahtrum swid* ('gott') Crist 716. Andr. 1209. 1515. Grein 3², 140, 4 u. ö. (Jente s. 72); *wyrd séo swide* Ruine 25; Salomo und Saturn 442. 435¹; *wyrd bið swidre, meotud meahtrizra þonne ænzes mannes zehygd* Seef. 115 f.; *wyrd bið swidost* Grein 1², 338².

Im neuen aion des christentums waltet ein allmächtiger schöpfergott des schicksals³ (o. s. 362 f.). Die geheimnisvolle macht dieses schicksalslenkers (*mahts gudis* 2. Cor. 13, 4; *mahts Xristaus* 12,9) drückte sogar noch der Gote durch *rûna* aus⁴: *rûna gudis* βουλὴ τοῦ θεοῦ Luc. 7, 30 (vgl. 21) oder *rûna Xristaus* μυστήριον Eph. 3, 3. 4 ff. (*bi toja mahtais is* κατὰ τὴν ἐνέργειαν τῆς δυνάμεως αὐτοῦ 7). Col. 4, 3; *rûna wiljins seinis* Eph. 1, 9 (vgl. 5. 11). Bisher hatten die völker statt der allmacht des christengottes und der mächte des neuen glaubens⁵ der macht des schicksals gehorcht und gedient, gemäss den volksüberlieferungen (Col. 2, 8. 22 f.) hatten mächtige schicksalsgewalten ihr dasein überschattet (o. s. 363) und dass die Germanen davon nicht anzunehmen sind, besagt der sprachgebrauch. Im wortschatz der gotischen bibel⁶ fällt nicht nur *rûna*, sondern auch das gleichbedeutende, für die mächtig das schicksal wirkenden gestirne gebrauchte wort *stabeis* auf (o. s. 380), das ebenso wie *rûna* dem heimischen schicksalsglauben entstammen dürfte: *uf raginjam . . . uf stabim* (randgl. *uf tugglam* s. o. s. 363) *þis fairhaus wesum skalkinondans* ὑπὸ ἐπιτρόπῃς . . . ὑπὸ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου ἦμεν δεδουλωμένοι

1) Vgl. Metr. 4, 33 ff.

2) *wyrda creftum* Råts. 36, 9; *wyrda mæzenum* King Alfreds Orosius ed. Sweet s. 62, 10.

3) *mihtiz metodes weard* Dan. 235; *se metoda drihten* o. s. 368 f.; *zescæpu heal-ded . . . zescæpo ferede* Grein 3², 150 f.

4) Zeitschr. 48, 384 f. 49, 49 ff.

5) *runa þiudangardjos gudis* Marc. 4, 11; *runos þiudinassaus gudis* Luc. 8, 10 (*ghiruni himilorihkes* Mons. fragm. 8, 18. Tatian 74, 4); *mahts: runa gagudeins, galaubeinai* 2 Tim. 3, 5. 1 Tim. 3, 9. 16 ('runenlied' Zeitschr. 48, 72. 49, 52); macht des auferstehungsheimnisses Phil. 3, 10; 1. Cor. 15, 51 ff.

6) Vgl. *almahtiga gotes chiruni* Isidor 3, 1; *dhazs meghiniga chiruni dhera dhrinissa* 4, 5 (ohne latein. entsprechung); *heilac chiruni* 3, 2. 4, 6; *heilac kotes karuni* Murb. hymn. 13, 2; *thes mahtiges Cristes . . . hêlag girûni* Hel. 4601–3; *dryhtnes zerjme . . . swidor micle mæzenþeznes word* Guþl. 1094 ff.

(sub tutoribus . . . sub elementis mundi eramus servientes) Gal. 4, 2–3; *niþ Xristau af stabim þis fairkraus* τὸν χριστὸν ἀπὸ τῶν στοιχείων τοῦ κόσμου (cum Christo ab elementis mundi) Col. 2, 20 (*niuja gaskafts* Got. 6, 14 f. o. s. 362). Diese grundmächte des weltlaufs (*elementa mundi*)¹ waren für den vorchristlichen schicksalsglauben die eigentlichen schicksalsmächte. Für den christen war es ausgemacht, dass diese mächte ohnmächtig, dass diese 'götter' keine götter seien, nur auf heidnischem standpunkt konnten sie für götter ausgegeben werden²: *ni kunnandans guþ þaim þoei wistai ni sind guda skalkinodeduþ, iþ nu sai ufkunnandans guþ . . . hwiwa gawandideduþ izwis aftra du þaim unmahteigam jah halkam stabim, þaimei aftra iupana skalkinon wileiþ* (*dagam witaþ jah meoþum jah mēlam jah aþnam* o. s. 363) Gal. 4, 8–10. Die macht der gestirne, beziehungsweise der planetengötter, den orientalischen schicksalsglauben hatte der meister der Gotenbibel auf germanischen boden zu verpflanzen. Dieser seiner aufgabe ist er durch *stobeis þis fairkraus* gerecht geworden.

Wenn dieser altheimisch klingende ausdruck jetzt auf die macht der gestirne sich bezieht, so bedeutete er für Germanen eine erweiterung ihrer schicksalserfahrungen (o. s. 363), die an volkstümliche überlieferungen sich anknüpfen liess. Denn die beobachtung der mondphasen³ war ein hauptstück altgermanischen orakelwesens⁴, das in altgermanischem schicksalsglauben wurzelte: *þá er menn sátu víþ mál-elda at Fróþá, þa sá menn á veggþili hússins, at komit var tungl halft* (halbmond); *þat máttu alir menn sjá, þeir er í húsinu váru . . . þóroddr spurþi þóri víþlegg, þat þetta mundi boþa. þórir kvaþ þat vera urþarmána — mun hér eptir koma manndaufi, segir hann. Þessi tíþendi bar þar víþ viku alla, at urþarmáni kom inn hvert kveld sem annat Eyrbyggjasaga* ed. Gering s. 191. Durch vorzeichen kündigte das endschicksal des todes sich an (o. s. 377). Der 'schicksalsmond' (schicksalsmacht des mondes) gewinnt für unsern zusammenhang erhöhte bedeutung, weil wir daraus über die orakelhaften macht-

1) Diels, *Elementum* s. 50 ff. vgl. *elementum*: ahd. *gaskaft* o. s. 383.

2) Vgl. z. b. *infestos deos . . . propositis inimica elementa* (die schicksalsmächte) Saxo Grammat. p. 29, 27 f.

3) Vom Colosserbrief als nichtig abgewiesen: *ni manna nu izwis bidomjai . . . in dailai . . . fulliþe* (νοσηρηνίαις, neomeniae) 2, 16. Indem der Gote den ausdruck seiner vorlage nicht übersetzte, sondern 'neumond' durch 'vollmond' (ags. *fyllleþ*) ersetzte (Grimm, *Mythol.* 2⁴ 591 f.), verriet er uns etwas vom folklöre got. landsgemeinden.

4) Caesar, *bell. gall.* 1, 50; Plutarch, *Caesar* c. 19; Tacitus, *Germ.* c. 11; *Homilia de sacrilegiis* s. 8, 27, 61. *nullus ad inchoandum opus . . . lunam attendat* MGScript. rer. Merov. 4, 707.

wirkungen der elemente (himmelskörper; got. *tuggla*, anord. ags. *tungl*) etwas erfahren, die dem Goten vorschwebten, als er jene mächtigen kundgebungen der gestirngötter, die die bibel verurteilte, in seiner übersetzung zur geltung brachte.

Fragen wir nach der *art* dieser kundgebungen, so lässt die wahl des wortes *stabeis* vermuten, dass das heimische orakelwesen und zwar insonderheit das heimische losorakel¹ mit seinen geheimnisvollen schickungen den schicksalsmächten zur verfügung gestanden habe. Nicht nur got. *tuggla*, sondern auch got. *stabeis* kehren nämlich bei den Angelsachsen wieder und zwar in dem durch anord. *urþarmáni — mann dau þi* angedeuteten zusammenhang. Auch bei den Angelsachsen handelte es sich um den tod eines menschen (*fezes forðsid*)², der durch das geheimnisvolle weben der schicksalsmächte (*wyrd*) angekündigt und herbeigeführt worden ist, als die zeit dafür gekommen war (*þonne séo þráz cymed wafen wyrdstafum . . .* Guþl. 1319–25). Die schickung des todes ist hier als ein todeslos aufgefasst. Die geheimnisvollen machtwirkungen des schicksals geben hier durch ‘stäbe’, (d. h. lose) sich kund und die webende, wirkende schicksalsmacht heisst *wyrd*. Dadurch ist eine verbindung mit jener mythologischen szenehergestellt, in der die nornen uns begegnen, ihren schicksalsberuf am Urþarbrunnr ausübend, loszeichen ins holz ritzend (*skera á skíþi* Vql. 20) und ‘stäbe’ verfertigend³. Diese stäbe, von den nornen geritzt, bezeichnen die lebenslose (ags. *wyrdstafas*, got. *stabeis þis fairhaus*), wie sie den menschen unter der hand der schicksalsfrauen fallen (im zeitenschosse ruhen die schwarzen und die heitern lose).

In Skandinavien war *stafir*, in England *stafas* hauptsächlich in zusammensetzungen üblich, deren erstes glied die art der schickung und deren zweites glied die schickungen kennzeichnete (Jenta s. 333 ff.): es waren lose des heils (*árstafas*) oder unheils (*wróhtstafas*), des todes (*endestaf*)⁴, der sorge (*sorðstafas*), des unmuts (*inwitstaf*), des frevels (*fúcnstafas*, anord. *feiknstafir*) und ähnliches⁵. Von besonderem in-

1) Vgl. *lóz*, *lieza* o. s. 365 (Notker).

2) *báa se þe sceolde éadiȝ on ehe endedózor awrecen walstrælum . . . nu of lice is ȝæst swide fús* Guþl. 1258 ff., vgl. 1037 ff. 1112 ff.

3) *surculi notis discreti* Tacitus, Germ. c. 10.

4) Anord. *helstafir* = ags. *wyrdstafas*?

5) Vgl. z. b. anord. *þolstafir*, *líknstafir*. Es wird zwar mit recht angenommen, dass das zweite glied dieser komposita funktionslos geworden sei, aber diese einsicht enthebt uns nicht der pflicht, die entstehung des grundtypus aufzuklären; z. b. ags. *wróht* (‘unheil’) El. 309 ist nicht dasselbe wie *wróhtstafas* 925–27, weil

teresse ist 1. das wortpaar *hearmstafas* (Guþl. 200) – *hearmtánas* (Gen. 992) 'lose des harms' (leid), weil statt *stafas* nun auch das zweite beim losorakel gebräuchliche grundwort hervortritt¹, und 2. das wortpaar *inwitstaf-inwitrín* (Jul. 609–12), weil hierbei das losorakel mit dem runenwesen in eins zusammengefasst ist². Denn im ags. treten wie im anord. stäbe und runen miteinander in unmittelbare verbindung³. Folglich darf ags. *wyrdstafus* mit *wyrda zerynu* (Dan. 149) oder *rún* (542) verkoppelt werden: es hat dem könig geträumt, *nó he zemunde, þat him metod wæs* (119) . . . *wyrda zesceaft* (132) . . . *aldorleze* (139) . . . *wyrda zerynu* (149)⁴; *ne maƷon ze þá wyrd be-miþan, bedyrnan þá deopan mihte . . . onwreón wyrda zerynu* El. 582–89 (*onwriƷen wyrda biƷanƷ* 1123; *dyƷle wyrd* 541), *inwriƷe wyrda zerynu* 813⁵.

Das menschenlos, die geheimnisvollen kundgebungen des schicksals und zugleich die wirkenden schicksalsmächte haben hier eine darstellung gefunden, in die es sich ungezwungen einfügt, wenn die parzen (und furien) ags. (*burƷ*)*rúne* genannt worden sind⁶. In der regel hiessen die schicksalsmächte aber ags. *wyrde* (anord. *wƷir*

hier die macht des unheilstifters zur geltung gebracht werden sollte ('unheilstiftung'); vgl. *sárstafas: sársleƷe* Guþl. 198 f. 205 f.

1) *tánas* sind die taciteischen *surculi*; anord. *teinn*, afries. *tên*, ags. *tán* hiess das holzstäbchen (anord. *spán*), welches das loszeichen trug (Jente s. 270 f. 336 f.); es wurde vom *tánhlyta, tánhlytere* (sortilegus; Wright, *Vocabularies* 1, 183. 189) gedeutet.

2) Jente s. 330 f.; von den zusammensetzungen mit *-rún* (= *-stafas*) mag *heterún* Ráts. 34, 7. 5 nur eine dichterische variante für *hete* sein, nimmt man aber diese stelle mit Beow. 501 oder auch mit El. 1094. 1099 f. (Dan. 738) zusammen, so kommt das scheinbar funktionslose glied zu seinem recht, weil es geheimnisvolle machtwirkungen unter sich befasst, die durch vorzeichen sich ankündigten (*wiel-rún* El. 27–30; anord. *valrúnar, aldrúnar, megenrúnar*).

3) Anord. *stafir, rúnar* Hqvam. 143; ags. *stafas* begegnet in der verbindung mit *rúne* im ags. Beda (ed. Miller, Engl. textsoc. 95–96. 110–11) p. 328,6 (Grimm, *Mythol.* 2, 1029 f.; Beda 4, 22): ein kriegsgefangener sollte gefesselt werden, *nec tamen vinciri potuit . . . comes qui eum tenebat, mirari et interrogare coepit, quare ligari non posset, an forte litteras solutorias (= phylacteria?) de quibus fabulae ferunt apud se haberet, propter quas ligari non posset; at ille respondit, nil se talium artium nosse > ácsode hwæder he þá alysendlecan rúne cúpe and þa stafas mid him acritene hæfpe be swyrcum men leas spel secƷaþ . . .* Jente s. 328; Aelfric gibt die stelle wider: *þurh dryƷcraeft oþpe þurh rúnstafum* (Jente s. 329).

4) Eine ganz andere bewandtnis hat es mit *worda zerynu* Dan. 732.

5) Vgl. *drihtnes zeryne* Crist 41. 95. Guþl. 1094 (: ahd. *giráni* o. s. 386).

6) Jente s. 329 (*burƷ* gehört zu ags. *byrgen* burying-place) vgl. *hebrúne* s. 330.

Sigurþarkv. 5; and. *wurdi* Hel. 4581 M.)¹. In der einzahl bezeichnet das wort (anord. *urþr* [*urþarmáni* o. s. 387], ags. *wyrd*, and. *wurd*, ahd. *wurt*) eine *macht* des werdens oder geschehens², die nicht allein hinter den ereignissen der profanen welt³, sondern auch hinter den schicksalsfügungen⁴, dem orakel- und runenwesen steht (ags. *wyrd-stafas*, *wyrda* *zerjnu*) und durch schöpfungen rechtswirksamer art im menschenleben sich offenbart (ags. *wyrdzesceap* Wright, Vocabularies 1, 400; and. *wurdi* *giscapu* Hel. 127. 197. 512. 3354. 3692 C.: *wurdi-giskefti* M.; ags. *wyrda zesceaft* Dan. 132. Wand. 107; *wyrda zesceapu* Räts. 40, 24; *wyrda* *zeþinzu* Dan. 546; *wyrda* *biþanz* El. 1123). So war es möglich, im christlichen zeitalter die macht der offenbarung, der verheissung und des wunders auf germanische art und weise auszudrücken⁵, indem die geheimnisse der schicksalsfügung auf gott bezogen wurden⁶. Auf die vorehristliche anschauung stossen wir erst dort, wo eine un- oder überpersönliche macht genannt ist und die grundformen des daseins auf dies 'schicksal' zurückgeführt werden.

Das eine hauptereignis des menschenlebens, der eintritt des todes hat die schicksalsgläubigen so gründlich beschäftigt, dass unser hauptwort seine bedeutung gern auf 'tod' oder 'den tod wirkende macht' einschränkte⁷. Gemeinwestgermanische formeln der dichtersprache sind hierfür die besten zeugen (Grimm, Mythol. 1⁴, 336): a) *hine wyrd fornam* Beow. 1205⁸; *wurd fornam* Hel. 761 (*fornimid* 3633⁹),

1) Ehrismann, PBBeitr. 35, 235 ff.; Jente s. 199 ff.; Anglia 36, 172 ff. 39, 11 ff.; Wolf s. 3 ff.; Brandl, Festgabe f. F. Liebermann s. 252 ff.; vgl. J. Grimm, Mythol. 1⁴, 336 f. 3, 116; Vilmar, Altertümer im Heliand s. 10 ff.

2) *urþar magn* Guþrunarkv. 2, 22, 3.

3) 'die macht, die die dinge verändert' Wolf s. 47; in die profane sphäre versetzt uns z. b. Beow. 3030. Jul. 33 ('ereignis' Wolf s. 8 ff.); ags. *wyrdwritere* (historiographus) Jente s. 207; *zæcyrd* (historia) s. 205 f.; ahd. *giueurt*, *ungiuert*, *wêwurt*, *wurt* (eventus Ahd. gl. 1, 135, 40; fortuna 153. 6).

4) fatum: *wurt* Ahd. gl. 2, 16, 56. 20, 39; fata: *wurte* 20, 53; ags. *wyrd*, *wyrde* Jente s. 203.

5) Vgl. z. b. Andr. 1500 ff. 1563. 1604 f. Gen. 2353 ff. (*hleodorcyrde* 2382: 2389 f.); *wundorwyrd* El. 1071; *wyrd and wundor* Dan. 471. 653.

6) *wyrd: metod: dóm zodes* Beow. 1056–58. 2858 f.

7) Archiv für religionswissensch. 22, 386; Wolf s. 42 ff.; vgl. z. b. Exod. 447. 450:456 f. (468 f. 478–81. 484–86. 512); auch anord. *urþr* ist gelegentlich mit 'tod' zu übersetzen (*sa urþr* Ynglingatal 28; das mascul. anstatt des sonst üblichen femin. beruhte auf einer von *daupr* ausgehenden analogiewirkung).

8) *hie wyrd forscéop* 477. 2814; vgl. *déap fornam* 488. 2119. 2236; *swyllt fornam* 1436 (*ecz fornam* 2772; *gúð nimed* 2536; *hild nime* 452:455); *déad nimed* 441. 447.

9) *dôd fornam* 2218; *suht fornam* 4111.

wurth binam 2189; b) *was wyrd unzemete néah* Beow. 2420 (: *deað ungemete néah* 2728); *thi wurth náhida thuo (mári maht godes)* 5394; *thiu wurd is at handun* 4619 (*thea tídi sind nu gináhid . . . thar man mines ferhes scal, aldres ahtien* 4612 f.). 4778 (: *nu is iro dôd at hendi* 2989 vgl. 4567 f.). So wenig wie bei kampf und tod, die in entsprechenden formeln auftreten, liegt eine veranlassung vor, aus jenem sprachgebrauch auf eine todesgöttin zu schliessen. Was wir zu erkennen vermögen ist eine den tod wirkende schicksalsmacht.

In der christlichen welt erweiterte sich der ausblick vom diesseits in das jenseits, wurde das schicksal des menschen nach dem tode, das um ewiges leben ringende seelenheil ein hauptanliegen. Aber die christliche jenseitsreligion unterstellte die zukunft des menschen nicht einem schicksal, sondern einem gericht, das im himmel oder in der hölle mit lohn oder strafe den abgeschiedenen seelen zu vergelten hatte, was sie während ihres leiblichen lebens vollbrachten (Dóm. 40–43) vgl. Crist 1220 f. 779 ff. Jul. 718 ff. Trotzdem kam es vor, dass die dichtersprache die schicksalsmacht in das jüngste gericht einsetzte, nachdem das schicksal unter die befugnisse des weltensrichters aufgenommen worden war (o. s. 362): *wyrde bídan, drihtnes dómes* Gen. 2570 f.¹. Im allgemeinen aber ist and. *wurd* und ags. *wyrd* (im gegensatz zum jüngsten gericht) auf die mit dem tod abschneidende lebensführung im diesseits, beziehungsweise auf das endschicksal der erde (weltuntergang) eingestellt geblieben²: *wile þonne forzioldan zæsta dryhten willum æfter þære wyrde*, ('nach dem tode')³ *wuldres ealdor . . . lifes waldend (lic seal life onfón, feores æfter foldan) . . . cūþ seal zeweorðan, þæt ic zewæzan ne mæg wyrd under heofenum* (Dóm. 81 ff.)⁴.

Das schicksal der menschen nach dem tode scheint demnach nicht zu den kompetenzen der altgermanischen schicksalsmächte gehört zu haben, auf das diesseits, nicht auf das jenseits, auf den lebenslauf und auf das lebensende erstreckte sich ihre wirksamkeit und wenn auch das schicksal des todes häufiger als das schicksal des lebens die stimme der dichter geweckt hat⁵, so sind sie doch auch

1) Vgl. 887 f.: 1021 f. (*meotudsceaft = dóm?*).

2) *feores bíd æt ende ánra zehwylcum* Dóm. 2–3; vgl. *erdlifgiscapu* Hel. 1331; *wurdgiscapu (an líbe)* 126 f.; 3630–33. 2586 ff. 2634 ff. 4296 ff. 4358 ff. (weltgericht).

3) *æfter heonansife* 86; vgl. *orlez dréozed* 29. Crist 1272.

4) *ac hit þus zelimpan seal léoda zehwylcum eofer eall beorht zesetu, byrnende líz; síððan æfter þám líze líf bíð zestapelad* 116 ff.

5) *feores orwéna . . . bíded wyrde bevezzen wælmiste . . . fæze* Wy 40–44.

an ihm nicht stumm vorübergegangen (obschon die meisten gottes vorsehung dabei im sinne hatten)¹. Der ags. Seefahrer machte gott und die *wyrd* für die schicksalswenden seines lebens verantwortlich: *wyrd bið swíðre, meotud meahtrizra þonne ænzes mannes zehyzd* 115 f. und der ags. Wanderer, der über die vergänglichkeit der zeit und die nachtseite des lebens grübelte und beim vater im himmel trost und hilfe suchte, nennt *wyrd seo mære*² nicht nur als todes-³, sondern auch als lebensmacht: *eall is earfodlic eorðan rice, onwendeð wyrd a zescraft weoruld under heofenum* 106 f.

Als Kain das blut seines bruders vergoss, beschatteten die folgen dieses frevels (*heartmánas* s. o. s. 388 f.) den ganzen erdkreis und zumal das leben des mörders (Gen. 987 ff.): *we þæt spell mazon, walzrimme wyrd wópe cwidan* (995 f.; vgl. 1013 ff.: 1031 ff.). Auch andernorts ist ausser dem tod das leben schicksalhaft (vom allmächtigen gott) bestimmt; vgl. Gen. 2353 ff. 2388 ff.; *zæð á wyrd swa hio scel* Beow. 455. *wyrd oft nered unfæzne eorl* 572 f. (o. s. 369); *ne wæs þæt wyrd þá zen* 734; *wyrd ne mehte in fæzum lenz feorh zehæaldan . . . þonne him zedemed wæs* Guþl. 1030–32; *wyrd zescráf, þæt þe þeodrice þeznas ond eorlas héran sceoldan* Metr. 1, 29–31; *wyrd zescráf, þæt he swa leof zode in worlðrice weorðan sceolde* El. 1047 ff.; auf die erlebnisse des Babylonierkönigs hatte das schicksal bezug, das ihm durch seinen traum (*rún* 542, ein von gott gesandtes omen) offenbart worden war (*wyrda zepínzu* Dan. 546; *wyrda zescraft, wyrda zerýnu: aldorlezu, wereda zescerfte* 119 ff. o. s. 389)⁴.

Dahingestellt muss es bleiben, ob die schicksalsmächte durch and. *regangiscapu* auch unmittelbar dargestellt worden sind. Der ausdruck bezieht sich Hel. 2593 auf das endschicksal der menschheit (*muspilli*): *sculan iro regangiscapu frummian firihó barn*. Somit ist *regin-* hier das bekannte, verstärkende praefix (Jente s. 67 ff.), das ursprünglich die schicksalsmächte bezeichnete, aber inzwischen profaniert worden ist⁵. Da nun aber die variante *regino-*, *reganogiscapu* Hel. 3347. 2593 C vorliegt und nicht sowohl *godes giscapu* 336 als

1) Vgl. z. b. Grein 3², 148 ff. (bi manna wyrdum).

2) Sieper, Elegie s. 198.

3) *eorlas fornómon asca þryþe, wæpen wælzifru, wyrd seo mære* 99 f.; vgl. 5–7 (*aréd* [Wolf s. 36 f.] stellt sich zu got. *garaiþs* oder zu *garéds*? Zeitschr. 49, 48); *ne mæz wériz móð wyrde widstandan* 15.

4) *wyrd wæs zeworden . . . dóm zedemed* Dan. 653.

5) *megintheof: regintheof* Hel. 5400. 1644; ags. *reznþeof* Exod. 538; and. *reginblind* Hel. 3554; ags. *reznheard* Beow. 326; and. *reginskatho* Hel. 5398. 5497.

auch *wurdigiscapu* 3354 entspricht, ermächtigt uns diese ältere wortform, die schicksalserlebnisse der menschen auf *regin* (anord. *regin*) genannte schicksalsmächte (*mahtium swið*) zurückzuführen¹. Ihr name² gibt sie als jene beratenden und beschliessenden mächte zu erkennen³, deren gesetzliche bestimmungen und entscheidungen durch *giscapu* zu worte gebracht worden sind. Dass auch anord. *regin* auf diese schicksalsmächte bezug nahm⁴, ergibt sich nicht nur aus der identität mit dem flektierten neutr. plur. Altniederdeutschlands, sondern auch aus der übereinstimmung im gebrauch jenes sogenannten verstärkenden präfixes: anord. *regingrjót* enthält eine bezeichnung für die schicksalsmächte (das schicksal malend Grottas. 20), *reginkunnr* (Hövam. 79) heisst 'von den schicksalsmächten stammend'⁵. Diese schicksalsmächte waren es, unter deren regiment die 'angelegenheiten' aller lebenden wesen (*fira rök, aldar rök*), der götter und der menschen (*tíva rök, þjófa rök*) sich abspielten⁶; es waren vermutlich jene *vís regin*⁷, die den gott Njörðr für die weisen Wanen geschaffen haben (Vafþr. 39)⁸, es waren vermutlich jene *níft regin*, die auch die mondphasen (schicksalsomina o. s. 387) geschaffen haben (*oldum at ártali* Vafþr. 25)⁹ und es waren vermutlich jene überlegenen mächte, deren *fornar stafir* Óþin erkundete (Vafþr. 1. 3), weil sie mehr als er selbst bescheid wussten: von denen die sage gieng, dass sie die geschöpfe dieser welt mit geheimnisvollen machtwirkungen begabt, die runen geritzt hätten (Hövam. 79. 143). Andere gewalten als die götter, von denen Óþin einer war, wurden unter diesen *regin* vorgestellt, obschon im lauf der zeit die götter diesen schicksalsmächten den rang abgelaufen und die

1) Hel. 3347 C fehlt das pronomen *is*.

2) Got. *ragin* Zeitschr. 49, 48.

3) *rjöp öll ok regin* Hákonarm. 18; vgl. *regindómnr* (Völ. 65) 'gericht'; *reginn* (: got. *ragineis*); Journ. of engl. phil. 15, 251.

4) 'ordnende magter' Egilsson-Jonsson, Lex. poet. s. v. *regin*.

5) Folglich werden ags. *reznþeóf*, and. *reginþiof*, *reginskatho* einen vom schicksal zum verbrecher bestimmten, and. *reginblind* einen vom schicksal mit blindheit geschlagenen menschen bezeichnet haben, bevor sie im jüngeren sprachgebrauch die schicksalhafte tönung des wortsinns einbüssten.

6) *forn rök* (abd. *raħha*, ags. *racu*) = *orlog* Lokas. 25; *fornar stafir ok ragna rök* Vafþr. 55 vgl. v. 1. Alvism. 35.

7) *fróp regin* Vafþr. 26.

8) Auch von Heimdall hören wir, er sei *ragna kindar* Hyndl. 37 (*níu bóru þann jótna meýjar*).

9) Von den 'göttern' wird nur ausgesagt, dass sie die bewegungen und kräfte der himmelsgestirne 'benannt' hätten (Völ. 5-6).

bezeichnung *regin* von ihnen ererbt haben¹. Einstmals waren sie den göttern überlegen, denen sie – gleich wie den sterblichen menschen – das schicksal des todes bereiteten² und die kenntnis der in der zukunft bevorstehenden dinge vermittelten³.

Unter diesen schicksalsmächten war eine richterliche instanz das oberhaupt (*vagna hrópti*). Seine gemeingermanische benennung *metod*⁴ gehört etymologisch mit griech. μέδων, μεδέων zusammen⁵ und ist seiner form nach ein nomen agentis wie z. b. ahd. *leitud*: *leitid* oder *scephid* (creator). Das zu grund liegende verbum *metan* (got. *gamitan* [*gamiton*], *usmitan*, ags. *ámetan*, anord. *meta*) reicht mit der sphäre seiner bedeutung nahe an die von 'richten' heran, wenn wir davon ausgehen, dass die aufgabe, jemandem den ihm gebührenden anteil abzumessen, über 'ermessen' und 'erteilen' zu 'urteilen' geführt hat⁶. 'Zuteilen' und 'zumessen' war ein prädikat der schicksalsmächte⁷. Es war aber auch ein epitheton gottes (*metend* Gen. 1809)⁸ und so ist denn in christlicher dichtung insgemein das nomen agentis *metod* auf ihn übergegangen⁹. Der welterschöpfer und der weltherrscher¹⁰, insbesondere der weltenrichter ist *metod* genannt worden¹¹. Höchste macht

1) Vgl. u. s. 407.

2) Diese *rjúfendr* (Baldrs dr. 14) veranlassten den zusammenbruch der götter (*rjúfask* Vafþr. 52. Grimm. 4. Lokas. 41. Sigrdrif. 19); *aldar rof* Helg. Hund. 2, 40; *hrat verþr Ofni at aldr-lagi Þás of rjúfask regin* Vafþr. 52 (*rof* und *rjúfask* sind termini der rechtssprache vgl. þingrof, friþrof, griþrof, drygþrof).

3) *göþin rokþnu til spádóma* Sn E 1, 104 (*spá* s. 106. 114); *Othinus quamquam deorum praecipuus haberetur, divinos tamen et aruspices ceterosque quos exquisitis prescientie studiis vigere compererat . . . sollicitat* Saxo Gramm. p. 78.

4) J. Grimm, Mythol. 1⁴, 18 f.

5) Dazu altir. *mediu* PBBetr. 4, 210. 18, 180.

6) *adómian*–*adélian* Hel. 4291. 4388: 1436 u. a.; *der teil wirt in gemezen* Notker 2, 33, 1; vgl. Otrifrid 2, 13, 31 f.; got. *mitaþ gadailjan* Röm. 12, 3; *mitandans jah gadomjandans* 2. Cor. 10, 12–13 (*gamat mitaþ*) vgl. Hel. 1691 ff. iudicare-metri > *adélian* . . . *dóm* . . . *gimet*; ags. *metan*, *zemet*, *zemetzian* (Boethius ed. Sedgfield s. 138 f.), *zemetzuniz*; anord. *mjotviþr* (< *mjotþviþr*?) Völ. 2 (schicksalsbaum): *meta* Sigrdrifum 20, 4; *Mikael engill* . . . *skal meta allt þat er þu gerir vel ok er hann svá miskunnr, at hann metr þat allt meira er honum þykkir vel* (Njáls-saga, Sagabiblioth. 13, 233, 13) vgl. *vega* Sn E 1, 320.

7) J. Grimm, Mythol. 1⁴, 338 anm.

8) Vgl. Metr. 11, 88.

9) Beow. 180. 670. 1611. 1778 usw.; Christus *sinu metodes* El. 461. 474. 564 u. a. (Germania 13, 129 ff.; Jente s. 69 ff.).

10) Crist und Satan v. 1 ff. 459. 697 f.; Gen. 135 ff.; *metod enþla* 121 (*fréa enþla* 157, *duzoda hyrde* 164); *ælmihitiz mid his enþla zedryht mæzencyninza meotod* Crist 942 f.; *middanzeardes meotud* Dóm. 65 usw.

11) Crist 1217 ff. 1366 ff.; *meotudes dóm* . . . *vuldorcynin3z meahit3 æt þam*

kommt ihm zu¹, das schicksal wurde ihm beigeordnet (*wyrd bið swiðre, meotud meahtri þonne ænnes monnes zehyrd* Seef. 115) oder untergeordnet (*witiȝ ȝod wyrd forstode . . . metod eallum weold ȝumena cynnes* Beow. 1056–58), er bestimmte das schicksal: *habet im wurdgiscapu metod gimarcod*² *endi maht godes* Hel. 127 f. (*thiu wurd is at handun, that it so giganan scal, so it god fader gimarcod mahtig* 4778–80) oder ordnete es an: *wyrd ȝetéod* (ahd. *gizehon*), *metod manna zehwas* (= *metod mancynnes*) Beow. 2526 oder war wie sonst das schicksal für den lauf der dinge verantwortlich: *þá metod nolde* Beow. 706 (*me was þat wyrd þa ȝén* 734).

Aus diesen belegen muss gefolgert werden, dass *metod* ein vorchristlicher ausdruck für eine schicksalsmacht gewesen ist und tatsächlich hat sich diese bedeutung noch mehrfach erhalten. Der christengott heisst *se metoda drihten* (Jente s. 70) oder *mihitiȝ metodas weard* Dan. 235 (*feorh ȝenerede*)³, in den Walderefragmenten steht *metod*, ausserhalb jeder verbindung mit der gottheit, schlechthin für schicksal (*ic þé metod ondréd* 1, 19)⁴ und selbst im Andreas erscheint noch das schlachtfeld, auf dem das schicksal der kriegler sich entscheidet als *meotudwang* v. 11 (walstatt)⁵. Legte sich schon bei den ags. belegen für *wyrd* (o. s. 390), so legt sich nun auch für *metod* die übersetzung mit 'tod' (schicksalsfügung) nahe. Diese bedeutung tritt fürs altniederdeutsche und altnordische in den vordergrund, obschon auch das mit der geburt eines menschen gestellte thema behandelt wurde. Die schicksalsfrage des lebens und des todes ist mit *metod* verknüpft. Anlässlich der geburt des tãufers deutet der Helianddichter eine schicksalsbestimmung seines lebens mit den worten an: *ni scal an is libe gio lides anbitan, wines an is weroldi, so habed im wurdgiscapu metod gimarcod* 126–28 und führt ein andermal die schick-

meþle Phön. 524. 537 f.; *abidan sceal maga mæne fáh miclan dômes, hú him scir metod scrifan wille* Beow. 977–79; *siddan witiȝ ȝod . . . hãliȝ dryhten mædo déme, swa him ȝemet þince* 685–87.

1) *mikila maht metodas* Hel. 511; ags. *metodas meahht* Heliand ed. Sievers s. 418 anm. 14; *meotod meahhtum swiþ* Jente s. 72; *meotodas mihtum* Gen. 189; *mæȝena ȝod . . . meotod, mihta ȝod . . . éce rex, meotod, ȝod mihta wealdend . . . mæȝena wealdend . . . meotod ȝeaf mihta spéd* El. 810. 819. 1042 f. 347. 365.

2) Hel. 601. 1513 f. vgl. 191 f. und Sievers formelverzeichnis s. v. bestimmen (ags. *ȝemearcian*).

3) *nó he ȝemunde, þæt him metod wæs* 119 (*wyrda ȝesceaft* 132, *wyrda ȝerȝnu* 149).

4) *þenden þin ȝod recce* 23.

5) *déadwanȝ* v. 1005.

salsfügung eines todes mit den gleichen hauptwörtern ein: *mosta sin mid iru brudligumon bodlo giwaldan sibun wintar samad, tho gifragn ic that iru thar sorga gistod, that sie thiū mikila maht metodes tedelda, wred wurdigiscapu* 509–12 (: ags. *déad* Sievers anm.). Diese doppelseitigkeit der funktion bewährt sich auch für den ags. und anord. sprachgebrauch: *nu scealc hafuð þurh drihtnes miht dæd ʒefremede . . . þat seczan mæʒ efue swa hwylc mæʒþa, swa þone mæʒan cende . . . þat hyre eald metod este ware bearnʒebyrdo: ic hine . . . on wælbædde wriþan þohte, þat he for mundʒripe minum scolde licʒean lifbysiz . . . ic hine ne mihte, þa metod nolde . . . : abidan sceal . . . miclan domes ('tod'), hu him scir metod scrifm wille* Beow. 940 ff. 963 ff. Bei den Skandinaviern ist für *mjotuþr* (schicksalsmacht) die bedeutung 'tod' die usuelle¹, sie wurde es aber auch unter den Westgermanen, hauptsächlich den Niedersachsen, denn wenn wir das kompositum ags. *metodʒesceaft* (*metodes ʒesceaft*), and. *metod(o)gi-scefti*, *-giscapu* ins auge fassen, so hat man darunter die schicksalsfügung des todes verstanden: *bêd metudgiscapu* Hel. 4827 (vgl. 4181 ff.); *kūmda iro kindes dôð . . . ina wærw þinam, māri metodgiscapu* 2190 C (*metodo-M*); *mundoda wider metodigisceftie* 2210; *ealle wyrd forsweop . . . to metodsceafte* Beow. 2814 f.; *Hóces dohtor meotodsceaft bearn . . . wiz ealle fornam* 1076–80; *murnan meotudʒesceaft* Wy 20. Trotzdem darf die machtwirkung des *metod* nicht auf das schicksal des todes eingeschränkt werden², denn Gnom. Cott. 57. 65 f. weisen über den tod auf das schicksal der seelen im jenseits hinaus (*metod ana wát . . . is séo forðʒesceaft diʒol and dyrne . . . hwylc si meotodes ʒesceaft siʒefolca ʒeseta, þær he sylfa wunad*). Auch Crist 888 ist gerade nicht auf den tod, sondern entweder auf das jüngste gericht oder auf das ewige leben hingewiesen (*weccað of déade dryhtzumena bearn . . . to meotudsceafte*), und das letztere ist in einer christlichen formel ausgedrückt, die diese 'schöpfung gottes' den gläubigen im 'himmelreich' in aussicht stellt: *þonne þu forð scyle metodsceaft séon* Beow. 1180³; *he forð ʒewát . . . metodsceaft séon* Gen. 1743⁴.

1) Egilsson-Jonsson, Lex. poet. s. v. Auch für Völ. 46 kommt man am besten mit 'tod' aus, denn es handelt sich um die ersten vorzeichen (omina), unter denen das sterben der götter (Vafþr. 47) sich ankündigt.

2) Anord. *mjotuþr* Fjölsvinnsm. 16 wirkt lebensfördernd (leiden heilend).

3) *déadwic séon* 1275.

4) *to metodsceafte in écne ʒeféan* Menol. 172 f.; vgl. *weras and wif woruld aletad . . . séod on éce ʒewyrht . . .* Dóm. 60 ff.

Gestalten

Die oberste richterliche, nach ermessens über leben und tod entscheidende schicksalsmacht (*metod*) ist in westgermanischer dichtung auf den christengott übernommen worden. Darauf gründet sich die vermuthung, dass mit *metod* nicht nur eine un- oder überpersönliche macht, sondern auch eine persönliche gestalt, eine gottheit der vorchristlichen jahrhunderte uns bezeugt sei¹. Noch scheinen ags. *metoda drihten*, and. *metodogiscapu* (cod. M) auf die vielzahl namenloser schicksalsmächte und schicksalsfügungen hinzudeuten, aber sonst ist gerade bei *metod* die einzahl so ständig und gleichmässig im gebrauch², dass man geneigt sein könnte, die lesart *metodgiscapu* (cod. C) zu bevorzugen (ags. *metodzesceafi*), wenn *metodogiscapu*³ nicht durch *reginogiscapu* (o. s. 393) gestützt würde. Berücksichtigt man ferner, dass *wurdgiscapu* diesen kompositis, die die schicksalsfügungen als schöpfungen einer oder vieler namenloser mächte bezeichnen, ganz gleichartig ist, so scheinen diese 'schöpfungen' nun doch im mythos und in der religion auf eine persönlich vorgestellte mächtengruppe zurückgeführt worden zu sein, die bald in der einzahl, bald in der vielzahl aus gottheiten sich zusammensetzte. Noch fehlten diesen gestalten die personen-namen. Nur gattungsnamen liegen vor (z. b. für die skandinavischen 'nornen')⁴, aber die schicksalsfrauen des Nibelungenliedes (*Hadeburg*, *Sigelint*, *Winelint*) sind doch schon — gleich den antiken parzen — nicht nur persönlich gestaltet, sondern auch — anders als die parzen — nach frauenweise persönlich benannt worden⁵. Folglich stossen wir auf gottheiten von der art der keltischen *Matronae-Matres* oder der goethischen 'mütter', deren plastik — trotz der antiken bildwerke —

1) Vgl. *mitodh-in Saxo* Gramm. p. 25 f. (mithotyng); PBBetr. 18, 188. 43, 250 f.

2) *habed im wurdgiscapu metod gimarcod* Hel. 127 f.

3) Anaptyktische vokale haben in der kompositionsfuge gewuchert (*metodigiscefti* Hel. 2210 C; *wurdegiscefti* 3692 M; *wurde-*, *wurdigiscapu* 3354. 197. 512; *erdlibigiscapu* 1331 M; *reginblind* > *reginibblind* 3554).

4) Die aus zeitbegriffen abstrahierte trias *Urþr Verþandi Skuld* (Völ. 20) ist das gebild eines den alten text interpolierenden mythographen, der noch gut bescheid wusste (*skera á skipi*), aber auch sein schulwissen leuchten lassen wollte: er schöpfte aus Isidor (*praeteritum praesens futurum* Etymol. 8, 89 f. 92 f.), dessen notiz bekanntlich auf Platon zurückgeht (J. Grimm, Mythol. 1⁴, 343 f. 335 f.; Gruppe, Griech. mythol. 2, 880 f. 1089).

5) Unter den vielen keltischen 'feen' (*fatae*) sind einige vom gattungs- zum personennamen vorgeschritten, aber selbst die fee *Morgan* ist doch nur eine 'frau vom meer'.

weit unschärfere konturen aufweist, als wir sie bei 'göttern' gewohnt sind. Ein ähnliches geschöpf ist der 'tod', der allerdings zum sensenmann ausmodelliert, also von der 'macht' zur vollplastischen 'gestalt' erhoben, aber doch nicht mit einem eigennamen begabt und somit nicht zum gott geworden ist¹. Nicht ganz soweit wie mit dieser schicksalsmacht des todes² ist es mit der *wurd* gekommen.

Während *metod* eine männliche gestalt anzuzeigen scheint, sind es im übrigen weibliche gottheiten gewesen, die die Alten mit den schicksalsfügungen betraut haben. Die schottischen *weird sisters*, denen Macbeth begegnete³, sind ein besonders anschauliches beispiel. Zwar stammten sie, wie Brandl neuerdings gezeigt hat⁴, in mancher hinsicht von den mittelalterlichen parzen, feen und hexen ab, folglich dürfen wir ihre 'gestalt' nicht ohne vorbehalt in das germanische altertum zurückdatieren, aber dass die schicksalsmächte der Germanen bereits in der vorzeit gestalt gewonnen und frauentracht angelegt hatten, dürfen wir mit sicherheit der erscheinung der *weird sisters* entnehmen⁵, denn der beweis, dass überhaupt weiblich gestaltete schicksalsmächte (sogenannte schicksalsfrauen) unserem altheimischen mythos oder kultus geläufig waren, braucht nicht geführt zu werden.

Ich erinnere daran, dass ags. *wyrd* und *wyrde* nicht nur *fatum*, *fata*⁶, sondern auch *parcae* als lemma zur seite haben⁷, dass abd. und and. *wurd* über die sphäre von *fatum* nicht hinausragen, dass aber die schicksalsfrauen des Nibelungenliedes ein viel weiter fortgeschrittenes bild vollentwickelter gestalten uns gewähren⁸, aber aller-

1) Grimm, Mythol. 2⁴, 700 ff.; Burdach, Ackermanu aus Böhmen s. 237 ff.

2) Die altdän. *Proserpina* (o. s. 375) und ihr korrelat, die westnordische *Hel* repräsentieren ungefähr dasselbe entwicklungsstadium einer schicksalsgottheit (Hel. 2353 f.: Beow. 851 f.; Fafnism. 21; Sonatorrek v. 25: Helg. Hund. 1, 4, 3).

3) Grimm, Mythol. 1⁴, 337.

4) 'Zur vorgeschichte der *weird sisters* im Macbeth' Texte und Forschungen, festgabe für F. Liebermann (Halle 1921) s. 252 ff.

5) *tres sorores, quas nos fatales dicimus esse deas* im Speculum stultorum (c. 1180) des Engländers Nigellus (Wirekere) Grimm, Mythol. 1⁴, 339. Th. Wright, The anglo-latin satirical poets (London 1872) s. 125 ff. (exemplum de tribus deabus fatalibus [quae parcae dicuntur et finguntur fila ducere] haec mea multotiens genetrix narrare solebat s. 130); *three sistris* (whiche ben spiritis) *comen to the cradilis of infantis* Peacock, Repressor bei Brandl a. a. o. s. 261 (o. s. 370).

6) Wright, Ags. Vocabularies 245, 44. 494, 28; 407, 14. 527, 8 (*fortune* 400, 15. 496, 20; *casus* 371, 36. 500, 10. 507, 36; *fors* 22, 41. 406, 11. 504, 28; *sors* 47, 28).

7) Wright, Vocab. 37, 3. 468, 8; Sweet, Oldest english texts s. 83. 86.

8) Die polemik, die Wolf in seiner dissertation (a. a. o. s. 3 ff.) gegen *wyrd*

dings dem verdacht ausgesetzt sind, ebenfalls unter dem einfluss der feenmythologie gestanden zu haben¹. In jeder beziehung unantastbar ist das ags. zeugnis Aldhelms, der das *fatum* als *domina* kannte (o. s. 368)². Dazu stimmt die westnordische *Urþ*, die nicht nur in der gestalt der Brynhild sich spiegelt (Guþr. 1, 23 : 2, 22 R), sondern in der Eddamythologie ein selbständiges leben führt (*Urþr*, *Urþar-brunnur* Völ. 19–20; *Urþar orþ* Fjölsv. 47; *Urþar lokur* Gróg. 7). Mit ihr vereinigen sich die gestalten (*meyjar*) der nornen (Helg. Hund. 1, 2 ff.) und nicht zuletzt die gestalten der *fylgjen*, die von der typik weiblicher erscheinung (*disir*) einen ausblick auf älteren theriomorphismus der schicksalsgestalten gewähren (*marr er manns fylgja* Vatsudæla c. 42 u. a.)³. Unter *fylgja* verstehe ich nämlich die für das schicksal des einzelnen menschen – nicht für den allgemeinen weltlauf – verantwortliche, ihn sein leben lang begleitende schicksalsmacht⁴, die bei der geburt als *hamingja* (glückshaube o. s. 373) und beim tod durch schicksalsomina (Njalssaga o. s. 387) in erscheinung tritt. Ihre gestalt bekommen wir durch das medium der dichtung⁵ und der bildmässigen darstellung zu sehen⁶. Die jüngere vorstellungsweise artete ins gespensterwesen aus⁷.

als gottheit geführt hat ('todesgöttin' nach Ehrismann, PBBetr. 35, 235 ff.; 'schicksalsgöttin' nach Brandl a. a. o.; vgl. auch Jente s. 200) war allzu kurzzeitig und ist darum der gesamtüberlieferung nicht gerecht geworden.

1) Sicherlich trifft dies für Saxo Gramm. p. 181, 21 ff. (o. s. 371 *deae nymphae*) und für die novellistischen erzählungen vom schlag des Nornagestsþátr zu (o. s. 371 f.).

2) Nigellus, *Speculum stultorum* v. 1 ff.: *Ibant tres hominum curas relevarere sorores, quas nos fatales dicimus esse deas. Unus erat cultus tribus his eademque voluntas, naturae vitis ferre salutis opem et quod avara minus dederat vel prodiga multum, his emendandi plurima cura fuit . . . geminae volvere sorores ferre salutis opem, si licuisset eis; instabantque duae dominam sociamque rogantes, ut saltem sineret mitius esse malum. Illa sed e contra vultu verbisque renitens obstitit et surda pertulit aure preces . . . quaerentes dominam . . .* (Wright a. a. o. s. 125 ff.).

3) Joh. Erici (Erichsen), *Observationum ad antiquitates septentrionales pertinentium specimen*. Kopenh. 1769; Maurer, *Bekehrung* 2, 67 ff.

4) Maurer, *Bekehrung* 2, 71; vgl. z. b. *Archiv für religionswissenschaft.* 8, 104 ff.

5) *fylgjur hans hófðu vitjat Hefins, þá er hann sá komuna ríða varginum . . . reiþ á vargi fljóþ eitt* Helg. Hjörv. 35 nebst prosa; *trollkona, sú reiþ vargi ok hafði orma at taumum* prosa vor v. 31 (das tier war ursprünglich die erscheinungsform der fylgja, im zeitalter des anthropomorphismus wurde es zum attribut des weibes).

6) *Zeitschr.* 42, 241; Wimmer, *Runemindesmærker* 3, 37.

7) Vgl. z. B. die þidrandi-episode der jüngeren Olafssaga Tryggvasonar c. 215 (Maurer, *Bekehrung* 1, 228 ff.); Golther, *Mythol.* s. 99.

Um auch bei den Westgermanen diese 'gestalten' einigermaßen zu klären, bedarf es einer spezialuntersuchung des für *wurd* uns zur verfügung stehenden quellenmaterials. Man wird zu diesem zweck die ags. belege durch die and. aufzufüllen und von denjenigen bestandteilen der dichtersprache auszugehen haben, die *wurd* mit *metod* zu vereinigen gestatten. Es sind dies die bereits erwähnten komposita (and. *metodgiscefti*, ags. *meotodzesceaft*: and. *wurdgiscefti*, ags. *wyrda zesceaft*, and. *metodgiscapu*: *wurdgiscapu*: ags. *wyrda zesceapu*, *wyrdzesceap*). Namentlich aber sind es die tätigkeitswörter, die in identischer oder in differenzierender weise für *metod* und für *wurd* in anspruch genommen werden.

Die tätigkeit des schreibens pflegte unter den Römern von den parzen ausgesagt zu werden (*fata scribunda*)¹. Auch nach der bibel schreibt der weltenrichter sein urteil oder findet im lebensbuch das schicksal der welt und der menschen geschrieben, auf grund dessen das endurteil von ihm gesprochen wird². Im ags. hat *scrifan* (< lat. *scribere*) dem üblichen juristischen verfahren gemäss die bedeutung 'recht sprechen' (urteilen, bestimmen, anordnen) entwickelt und ist nicht nur mit der gottesdienstlichen³, sondern auch mit der schicksalsterminologie in verbindung getreten: *meahtig dryhten . . . eallum daleð, scyreð ond scifeð ond zesceapu healdeð . . . (3od) zesceapu ferede azhwylcum on eorþan eormencynnes . . . monnum scifeð Wy 66. 95–98; fylca zehwylcum scyppend scifeð be zewyrhtum eall after ryhte Crist 1220; seo þrynis . . . þurh þa sciran zesceaft scifeð bi zewyrhtum meorde monna zehwám Jul. 728. Diesem biblischen sprachgebrauch folgte der Beowulfdichter⁴, wenn er das verhängnis des schicksals durch den vers umschrieb: *hú him scír metod scrifan wille*. (979). Von den römischen parzen gieng er dagegen aus, wenn er die tätigkeit des schreibens sogar der *wyrd* zumutete (*swá him wyrd ne zesceáf hréd at hilde 2574 f.*). Ein ags. poet der christlichen epoche durfte es also wagen, *wyrd* und *metod* mit ein und derselben, einem latinismus zu verdankenden amtsbehandlung zu betrauen und mit*

1) Wissowa, Religion der Römer² s. 265 f.; vgl. J. Grimm, Mythol. 1⁴, 336 anm. 5; Notker ed. Piper 1, 724. 739 f. 740, 16 ff. (*Jovis priefarum scribent*). 762, 15 ff.

2) *nomina vestra scripta sunt in caelis* Luc. 10, 20; *scripta nomina in libro vitae agni* Apocal. 13, 8. 17, 8 (*a constitutione mundi*); *iudicati sunt mortui ex his quae scripta erant in libris secundum opera eorum* 20, 12 (vgl. 15).

3) *scrift* hiessen auch die bussbestimmungen der beichtiger; Zeitschr. f. d. alt. 36, 145 ff. 61, 57 f.

4) Beow. 106: Crist und Satan 33.

literarischem erbgut auf so seltsame art zu wuchern, dass altgerman. *metod-wyrđ* und lat. *scribere* sich zusammenfanden¹.

Andere tätigkeiten sind von solchem synkretismus frei und führen uns somit näher an die gestalt der *wurđ* heran.

Nur die weibliche *wyrđ*, niemals der männliche *metod* ist von den Angelsachsen in dem frauenberuf des webens beschäftigt worden. Hierfür gibt es weder ein antikisches noch ein biblisches vorbild. Die parzen spinnen², aber sie weben nicht³ und die nordischen schicksalsfrauen der älteren quellenschicht sind nur ausnahmsweise am spinnrocken⁴, der regel nach sind sie am webstuhl (am sausenden webstuhl der zeit) tätig⁵: Weder mit dem weben noch mit dem spinnen haben es die nornen in der berühmten scene der Helg. Hund. 1, 2 ff. zu tun (o. s. 371)⁶, aber in andern situationen sind die altgermanischen schicksalsfrauen des webens kundig⁷: *me þæt wyrđ zewaf ond zewyrht forzeaf* Reiml. 70⁸. Die schicksalsfügung des todes ist hier gemeint und für das wunder dieses schicksalswebens, für dies geheimnisvolle gewirk der schicksalsmächte hat das weben eines gewands das gleichnis hergegeben. Die auflösung des 36. (aus Aldhelm übersetzten) rätsels des Exeterbuchs ist 'ringbrünne'. Was ist das für ein kunstvolles gewand (*hyhtlic zewarde*)? Nicht aus wollenem fließ (sondern aus eisen)⁹ ist es gewoben und nicht von seidenwürmern ist es

1) Diese romanisierung der einheimischen schicksalsvorstellungen ist auch sonst belegbar: *wyrđ zeseráf, þæt he . . . leof zode in worldrice weorþan sceolde*, *Criste zecwéme* El. 1047. *wyrđ zeseráf, þæt þe þeodrice þeznas ond eorlas héran sceoldon (zod wolde þæt he zotena zeweald ázan moste)* Metr. 1, 29. 38 f.

2) Nilsson, Arch. f. religionswiss. 22, 387; Norden, Geburt des Kindes s. 23; Brandl, Festgabe für F. Liebermann s. 255 f.; Grimm, Mythol. 1, 343 f. 335 f. anm. vgl. MGH Auct. antiqu. 15, 73. 89 (*parce*). 117 (*fusum*).

3) Unter den Sophoklesfragmenten (?) hat sich der vers erhalten: . . . ὑφαίνεται κερκίτιν αἴζα (ed. Dindorf nr. 604).

4) *Völundarkv. 1* (Grimm, Mythol. 1⁴, 353); macht sich in diesem motiv die alte 'fränkische' dichtung bemerkbar?

5) Jente s. 208 (*wyrđ* erscheint nur als weberin, nie als spinnerin); Grimm, Mythol. 1⁴, 343 f. 3, 118 f. (niemals begegnet, so viel ich weiss, in . . . deutschen volkssagen . . . die griech. vorstellung vom spinnen und abschneiden des lebensfadens); vgl. Marner ed. Strauch s. 115. 171, 26.

6) *orlogþóttir* und *orlogslíma* (Reginism. 14) sind nicht dasselbe wie der *orlagsþráþr*, den die parzen der Alexandersaga spinnen (Fritzner s. v.); vgl. Heinrich v. d. Türlin, Krone 286 ff.

7) Jedesfalls ganz unrömisch; 'eine ganz heidnische redensart' J. Grimm a. a. o.

8) 'Das Reimlied lehrt, dass die Wyrđ nicht bloss wob, sondern auch das gewobene verteilte' Brandl a. a. o. s. 258.

9) *serkr jarn of enn Völsungasaga* c. 29 (Sigurþarkviða).

gesponnen¹; die latein. vorlage (*nec vermes texunt*) hat der ags. bearbeiter frei durch einen aus der vorstellung des schicksalswebens ihm zufließenden zusatz erweitert: *wyrmas nec ne awæfan wyrda cræftum*, denn dieser zusatz setzt künste (*hæahcræft* 4) des webens voraus, über die nicht die seidenwürmer, wohl aber die schicksalsfrauen (*wyrde*) verfügten. Die geheimnisvolle machtwirkung dieser kunstfertigkeit (*cræftas*), das wunder des schicksalswebens wird auch im 41. rätsel gestreift, wo das schöpferwerk gottes durch *wratlice zewefen wundorcræfte* v. 85 umschrieben und in der vorlage (Aldhelm, de creatura) nur durch *mirabile fatu* gedeckt ist (MGHAuct. antiqu. 15, 145)². Auch das wunderwerk, das kunstreiche gewirk einer dichtung wurde in der art dieses mächtigen schicksalswebens geschildert³, aber am prägnantesten ist die (o. s. 388 erörterte) Guþlæcstelle gefasst: die todesstunde war für den heiligen mann gekommen, sein tod mit hilfe der runen des schicksals 'gewebt' (*zewefen wyrdstafum* 1325)⁴, durch das geheimnisvoll mächtige wirken der wyrd bestimmungsgemäss herbeigeführt oder veranlasst worden.

Man darf also sagen, dass 'weben' ein dichterisch-mythischer ausdruck für verursachen oder schaffen gewesen sei⁵. Frauenhände übten diese tätigkeit – das weib heisst 'friedensweberin' Beow. 1942 (*cwénlic þéaw* 1940) – und so ist denn nunmehr alles beisammen, um auf grund der ags. und anord. überlieferung das gewirk und geschick der wyrd zu individualisieren und die volkstümliche vorstellung fraulichen webens dem schicksalsglauben und schicksalsmythos der alten Germanen zu sichern. Das 57. rätsel des Exeterbuchs setzt einen wunderbaren (dämonisch) belebten webstuhl (*winnende wiht*) in betrieb (*holt hweorfende*): speere sinds, die in ihn fahren (*darofas waron wéo þare wihte*). Längst ist man bei diesem ags. speergewebe auf den

1) *þá þe zolo zodwebb zeatwum frætwad* v. 10.

2) 'too freely rendered' Tupper s. 163; vgl. Räts. 41, 1. 6.

3) *þus ic fród and fús . . . wordcræft wæf* El. 1238 (*zife unscynde mæzen-cynnig amut* 1243; *leoducræft onleac* 1251); *wordcræft* 591 ff. (*þurh þa miclan miht* 597); *wordzerýnu* 323 (: *leodorúne* 522); *wyrda zerýnu* 589. 813.

4) Das 'weben' des schicksals mit hilfe der runen ist durch Sigdrifum. 11 auch für Skandinavien bezeugt; darüber handelte anlässlich des mit runen versehenen webertäfelchens von Lund (10–13. jh.) M. Olsen, Norsk vidensk. selsk. forhandlingar 1908 nr. 7 s. 22 ff. (Zeitschr. 42. 248 f.). Wahrscheinlich ist es durchaus nicht zufällig, dass auf webegerät (weberkamm von Drontheim) runen geritzt wurden.

5) *unræd fremman, *wefan* ('anzetteln') ond *weccean* Gen. 31; dazu Andr. 672. El. 309 (wroht *webbedan*).

wörtlichen anklang der anord. *Darraþarljóþ* aufmerksam geworden¹, wo das grausig-blutige, von unheimlichen schicksalsfrauen angezettelte gewirk einer schlacht *vefr darraþar* (speergewebe) genannt ist²: zwölf weiber werden in einer webekammer am webstuhl tätig gesehen, sie weben das männermorden einer schlacht und verdinglichen auf mythische art den glauben an das auf der walstatt sich vollziehende schicksal des todes (*vefr ofenn* v. 8 = *kveþk ríkjom gram ráþenn dauþa* v. 7). Damit stimmt einerseits die Guþlácstelle überein und andererseits die kehrseite des heroischen schlachtgemáldes, die nicht die todgeweihten, sondern die sieggekrónten kriegler zeigt und das kriegsglück ebenfalls in eine kette von geweben spannt (*him dryhten forzeaf wíꝥspéda Ʒewiofu . . . þat hie feond heora . . . ealle ofercomon* Beow. 696 ff.). Dieser ausdrucksweise wird man erst dann vollauf gerecht, wenn man den bildmássigen ausdrück *Ʒewiofu*³ mit *Ʒesceapu* verbindet und sich daran erinnert, dass 'weben' eine verdinglichung des 'schaffens' war (o. s. 402).

Die 'schöpfungen' der schicksalsmáchte (o. s. 382 ff.) heissen nun also auch 'gewebe' der schicksalsfrauen. Dieser mythische sprachgebrauch fordert uns auf, nicht nur mit schicksalsmáchten, sondern auch mit schicksalsgottheiten zu rechnen, deren funktionen mit hilfe der prädikatsverba (*metan, wefan, scapan*) genauer bestimmt werden können.

Ihr 'schaffen' ist oftmals anonym geblieben⁴. Dies stand zwar nicht dem mythischen, aber doch dem religiösen denken wohl an. Denn die geheimnisvolle 'begabung'⁵, die den sterblichen widerfáhrt, wird nicht immer auf einen gott, sehr gern wird sie auch auf namenlose gewalten zurückgefúhrt, denen der volkstümliche sprachgebrauch ein lange wáhrendes gedenken gesichert hat⁶. Wenn aber

1) Vgl. die übersicht bei Tupper s. 192 ff.

2) *Njálssaga*, Sagabibl. 13, 412 ff.; Thule 2, 48 ff.; Maurer, Bekehrung 1, 550 ff.; die kenning *darraþar vefr* (kampf) steht auch in Egils Hofuþlausn v. 5 (Zeitschr. 44, 491).

3) *fatum : Ʒewif* (wyrð) Jente s. 211.

4) *parcae : schepfentun, schepfen* Ahd. gl. 4, 84.

5) *so huat so thi gibidig ford werthan scoldi* Hel. 3378; *muosta im erbiward gibithig werthan* 80. 195 (vgl. 35S6. 426S); *þær me Ʒife de swa ænig yfereward æfter wurde* Beow. 2730 (vgl. Gen. 1726); anord. *gipt* 'glück' (*ógipt* unglück, *gæfa : ógæfa, auþna : óauþna, skopp : óskopp*), *aldar gipt* 'schicksal' Sturla þordarson, *Skjaldeǫgting* ed. Jousson B 2, 120.

6) Z. b. 'beschert' (Grimm, Mythol. 2, 719), anord. *auþinn* (: *auþna* schicksal), ags. *éaden*, and. *ódan* Hel. 124. 204. 276 (*it cumid thurh gibod godes* 324 vgl. 336 f. 367-69). 304. 2709. 5526; Crist 200-05; *swa him éaden wæs* Metr. 31, 9 u. a.,

von 'schaffen' im eigentlichen und konkreten sinn die rede war, konnte die persönliche vorstellung der schaffenden mächte nicht ausbleiben. Die ältere und die jüngere mythische dichtung überwies den nornen das amt, das leben der menschen schicksalhaft zu bestimmen (*skapamonnum aldr* Sa E 1, 72; o. s. 384 f.), liess die schicksalsschwester die erde besuchen¹ und in die häuser kommen, wenn ein mensch geboren wurde (*þars optingi aldr of skópu* Helg. Hund. 1, 2)², um über sein leben die urgesetzlichen entscheidungen (*orlog*) zu treffen und ihm sein endziel zu setzen³: *góþar nornir ok vel attapar skapa góþan aldr, en þeir menn er fyrir ósköpum verþa, þa valda því illar nornir . . . sumir hafa langt líf, sumir skamt* Sa E 1, 72⁴; *ek skapa honum þat at hann skal eigi lífu lengr en kerti þat brennr* Nornagests]. o. s. 372.

Die durch *skapa* ausgedrückte bestimmung oder entscheidung über ein menschenleben ist etwas wesentlich anderes als der umfassendere begriff der schöpfung, der in diesem verbum gesucht und gefunden zu werden pflegt. Die nordische mythologie hat die schöpfermächte (götter) von den schicksalsmächten (nornen) abgesondert. Wenn sie trotzdem beiden gruppen ein und dasselbe tätigkeitswort zueignete, so war dies darin begründet, dass die leistungen in ihrer wurzel nicht wohl voneinander zu trennen waren. Aber nicht von geschöpfen (erzeugnissen) und ihrer form oder ihrer gestalt, sondern vom leben der geschöpfe, ihrer lebensart und lebenszeit ist die rede, wo *skapa aldr* für die schöpfungen der schicksalsmächte gebraucht wird⁵. Diese

anord. *aupit verþr* Reginism. 22; Sagabibl. 6, 150. 233; *aupit var* Flat. 1, 132 usw. Ferner verweise ich in den sogur auf stehende formeln wie z. b. *atlat er, ákvepit er* (Sagabiblioth. 13, 15. 35. 248. 302). 'In vielen sagas ist der schicksalsglaube die grundstimmung' Genzmer, Edda 2, 121.

1) (numina, deae, tres sorores fatales) *venimus . . . invisere mundum . . . ditari munere nostro* Nigellus, Speculum stultorum o. s. 398 f.

2) *III sistris (whiche ben spiritis) comen to the cradilis of infantis* o. s. 393; *nornir koma til hvers barns er borit er* Sn E 1, 72.

3) *einu degri vörumk aldr of skapaþr ok allt líf of lagit* Skirnism. 13; dazu Fjölsv. 47. Gríp. 23–24. Vgl. *eigi skapi Hallgerþr þér aldr* (den tod verursachen) Sagabiblioth. 13, 87; *væri þat at sköpuþu* (dem schicksal gemäss) *fyrir aldrs sakir, at þu lífþir lengr okkar* 3, 61.

4) Der nornen jüngste (Skuld) geriet unter die walkyrjen mit dem beruf *at kjósa val, kjósa feigþ á menn* Sn E 1, 118 f.

5) Vgl. *aunleg norn skópumk í árdaga, at skyldak í vatni vaþa* Reginism. 2; *ljótar nornir skópumk langa þró* Sigurþarkv. 7.

formel fehlt den Westgermanen¹. Aber ihre dichtersprache verfügt über eine ganz ähnliche ausdrucksweise (o. s. 385) und so darf auch für sie aus dieser terminologie der rückschluss gewagt werden, dass ihre schicksalsmächte zu schicksalsgestalten ausgewachsen waren.

Wären sie nicht volkläufig gewesen, so hätten auch die griech.-röm. parzen nicht so leicht eingang gefunden, wie es die mittelalterlichen zeugnisse lehren (o. s. 362). Die hauptstelle im Corrector des Burchard von Worms (*credidisti quod quidam credere solent, ut illae quae a vulgo parcae vocantur ipsae vel sint vel possint hoc facere quod creduntur, id est dum aliquis homo nascitur et tunc valeant illum designare ad hoc quod velint* o. s. 370. Grimm, Mythol. 3⁴, 409)² beweist, dass die schicksalsspinnerinnen keineswegs bloss in gelehrten kreisen ihren einfluss geltend gemacht³, sondern auch die volksüberlieferungen beherrscht haben, wofür Shakespeares *weird sisters* die wichtigsten zeugen stellen (o. s. 398)⁴. Den altdeutschen 'schepfen' (*skephentun* o. s. 382) dürfen wir für westgerman. schicksalsgottheiten ebensoviel beweiskraft zutrauen wie den ags. *wyrde*⁵: *parcae* (o. s. 398) und den ags. *metena*: *zydena*, die im ags. Boethius auftauchen (*þa eode he furður, oð he zemette þa zraman metena [zydena cod. B], þe folcisce menn hátad þarcas . . . þa hi seczad, þæt walden alces mannes wyrde* ed. Sedgefield s. 102, 21 ff.)⁶. Dies ist nicht nur 'ein untrügliches zeugnis für die fortgesetzte einbürgerung der parzen in England' (Brandl s. 255. 258), sondern auch ein beachtlicher beitrug zu der religionsgeschichtlichen erkenntnis, dass gestaltlose oder ungestaltete mächte, beziehungsweise schickungen (*wyrde*) zu gestalteten, wenn auch noch namenlosen gottheiten geworden, beziehungsweise darauf bezogen worden sind.

Brandl rang noch (a. a. o. s. 252. 255) mit der schwierigkeit, die sich für ihn daraus ergab, dass er den Angelsachsen eine schicksalsgöttin zubilligte, die nunmehr zwei schwestern bekommen haben sollte. Diese schwierigkeit besteht für uns nicht, weil wir von vornherein

1) Nächst verwandt ist das 'schöpfen' des namens für die nachkommen (Kauffmann, Deutsche altertumskunde 2, 461): ahd. *namon skepfen* Ahd. gl. 1, 285, 15; Tatian 22, 6. Otfrid 1, 9, 8. Notker 1, 430. 773; *namon kiasan* Hel. 223; *naman scyppan* Beow. 78 u. a.

2) Archiv f. religionswiss. 19, 122 ff.; ferner Schles. mittel. 17 (1915), 37. 52.

3) Notker ed. Piper 1, 739 f. 761 f.

4) Brandl, Festg. f. F. Liebermann s. 255 ff.

5) gegen *urlaga* Ahd. gl. 4, 84, 5.

6) *meten* (< *metend* [*metendlic*: *metenlic*] wie *scepen* < *sceppend*; dazu Sievers, Engl. studien 44, 295 f.) ist das fem. zu *metod* (bezw. *metend* Gen. 1809) Jente s. 98 f.

nicht mit der einzahl, sondern mit einer vielzahl der den schicksalsmächten entstammenden schicksalsgottheiten (fylgjen) rechneten¹ und für die dreizahl der nornen, parzen und moiren keine andere erklärung zulassen, als die, dass auch diese dreiheit (die ursprüngliche endzahl der primitiven menscheit) eine urtümliche ausdrucksform für unsere 'vielheit' gewesen sei (Usener, Rhein. mus. 58, 1 ff.). Diese einzig mögliche deutung haben die drei nornen der Skandinavier bereits in Snorris Edda gefunden: *Þessar meyjar* (Völ. 19–20) *skapa monnum aldr, þar kollum vér nornir, en eru fleiri nornir, þar er koma til heers barns er borit er, at skapa aldr ok eru gofkyndar, en aþrar alfa attar, en enar þriþjo dverga attar* Sn E 1, 72.

Die nornen waren aber noch für Snorri keine 'göttinnen' – sie fehlen in dem von ihm aufgesetzten verzeichnis – dürfen aber 'gottheiten' genannt werden, damit sie von allem dem, was den namen der götter führt, unterschieden seien.

Das ist mit einigen schwierigkeiten verknüpft, weil die grenzen zwischen den göttern und den schicksalsgottheiten sich verflüchtigten, sobald die funktionen dieser mächte zu nicht unwesentlichen teilen auf jene gestalten übertragen worden waren. Dies bedeutsame religionsgeschichtliche ereignis ist bei den Germanen so gut wie bei den Hellenen und bei den Christen (o. s. 362. 365) erkennbar².

Nach der Eddamythologie (in der darstellung Snorris) gehörte es zum beruf der alten götter, über das schicksal der menschen zu beraten und zu beschliessen (also nicht die nornen, sondern die götter bilden den gerichtshof): *hvat hafþisk Alfoþr, þá er gorr var Asgarþr? i upphafi setti hann stjórnamenn i sæti ok beiddi þá, at dæma með sér orlog manna ok ráða³ . . . dómrinn var þar sem heitir Iþavöllr i miþri borginni* Sn E 1, 62. Schon Völuspó und Grimnismól liessen statt der nornen die götter die richtersitze einnehmen, wenn sie am stamm der weltesche (des schicksalsbaums) beim *Urþarbrunnr* zur schicksalstagung sich versammeln (Völ. 6–9. 19–20; Grimnism. 29–30)⁴; jene lieder scheuten

1) Vafþr. 48–49; dazu Eyrbyggjasaga ed. Gering, Sagabiblioth. 6, 41, 18; Þidrandi-episode der Olafssaga o. s. 400 (Maurer, Bekehrung 1, 229).

2) 'Die anthropomorphen götter und die mächte, die mit appellativischen wörtern bezeichnet werden, stellen zwei schichten der religiösen entwicklung dar, diese unbestimmter, älter, jene entwickelter, mit plastischen, wohl umgrenzten, individuellen gestalten' Nilsson, Arch. f. religionswiss. 22, 388 (hierzu Zfd. 62, 47 f. corr.-note).

3) *nornir ráða orlogum manna* Sn E 1, 72.

4) *at aski Yggdrasils skolu goþin eiga dóma sína hvern dag* Sn E 1, 68 (Mogk, PBB Beitr. 7, 254 ff.).

nicht vor der seltsamkeit zurück, die beiden mächtigkeitsgruppen an dem, wie schon der name lehrt, den schicksalsmächten oder -gestalten vorbehaltenen ort zu gleichem tun antreten zu lassen¹. Unser mythographisches handbuch bewahrte zwar in dem satz: *nornir byggja víþ Urþarbrunn* (Sn E 1, 74) den älteren zustand. Dieser war aber nicht mehr zeitgemäss, wenn die neueren lehrten, die götter hätten daselbst getagt.

Es leuchtet jetzt ein, dass eine wirkung derartiger verschiebungen die sein musste, dass eine allgemeine bezeichnung für die schicksalsmächte wie *regin* (o. s. 392 ff.) für die götter in gebrauch genommen wurde². Mit *höpt* und *þond* wird es sich ebenso verhalten³.

Hauptsächlich war es Óþin⁴, der die macht der schicksalsgöttheiten usurpierte⁵. Das runenwesen, hinter dem ursprünglich die schicksalsmächte standen, ist auf ihn übergegangen (Hóvam. 140 f.) und im verein mit Þór ist er sogar mit der aufgabe der nornen betraut worden, einem schützling sein schicksal zu bestimmen (*þorlog dæma*)⁶.

So fragmentarisch unsere überlieferung sein mag, sie lässt uns hier nicht im stich und besagt mit hinreichender deutlichkeit, dass die macht des schicksals⁷ ursprünglich nicht durch göttliche, sondern durch riesische gestalten⁸ verkörpert worden war. Bei ihnen, den mächtigen und hochweisen þursen schöpfte der oberste der götter sein wissen.

1) Mittelalterliche dichtung, die den christengott zum herrn des schicksals erhob, versetzte auch ihren Kristus, den nachfolger und erben der alten götter an den *Urþarbrunnr* (Sn E 1, 446); vgl. Hóvam. 111.

2) *blíþ regin* Grimm. 6 = *æsir* 37. 41. Lokas. 32; *holl regin* 4; *ragna rok* = *tíva rok* Völ. 44. Vafþr. 55 vgl. 47. 52 (hier stossen die beiden schichten hart aufeinander); *reginkunnr* (von den schicksalsmächten stammend) Hóvam. 79: *reginkunnigr* (götterspross) Hamþism. 24 u. a.

3) 'de alt sammenholdende magter' Egilsson-Jonsson, Lex poet. s. v. *band*; die erklärung der beiden ausdrücke steckt in den strophen Helg. Hund. 1, 2-4; vgl. *tie hafta und diu gebende unde chnupfeda sint tie cause allero dingo* Notker 1, 278, 20.

4) *cuius numen reges propensiore cultu prosequi cupientes* . . . Saxo Gramm. p. 25, 11.

5) Mithotyn o. s. 397 anm. 3.

6) *Gautreks saga* ed. Ranisch, Palaestra 11, 28 f. Grimm, Mythol. 2⁴, 716 (das ist literarische sagamythologie, der selbstverständlich keinerlei religiöse bedeutung zukam).

7) Sie war den göttern übergeordnet; Grimm, Mythol. 1⁴, 352 anm. 2; 'die allmacht der götter erfährt hemmung durch ein noch über ihnen stehendes verhängnis' s. 263; 'es ist beachtenswert, dass nach anord. ansicht nicht allen göttern, sondern nur den höchsten kenntnis des schicksals beiwohnte' s. 718 anm. 2.

8) *þursa meýjar amótkar mjök or jotunheimum* Völ. 8.

Das wichtigste orakel¹, von dem die Eddamythologie noch in dunkeln klängen zu berichten weiss, war das des Mimir, des von Óþin um rat befragten riesen²; aber auch die das motiv der wissenserprobung abhandelnden und um *aldar orloþy* (Lokas. 21) sich bemühenden Eddalieder setzen die dereinstige überlegenheit der Þursen voraus³. Selbst die schicksalsprophezeihungen der Völuspó sind einem höheren wesen in den mund gelegt, das riesischen ursprungs sich rühmte und anverwandte nicht nur im kreis der götter, sondern in allen weltregionen walten sah⁴.

Schliesslich darf nicht unerwähnt bleiben, dass, wo von der menschenschöpfung die rede ist (o. s. 379 f.), zwar der spätere mythograph im sinn der biblischen überlieferungen die menschen von den göttern mit *leben* begabt werden lässt (*lf* Sn E 1, 52), der alte mythus (Völ. 18) aber davon nichts berichtet, weil er offenbar voraussetzte, dass leben und tod, denen auch die götter unterworfen waren, nicht von ihnen, sondern von den übergeordneten schicksalsmächten herstammten (Völ. 20): sache des schicksals, nicht der götter wars, zu sehen das leben und es zu nehmen, sagt Minerva in Goethes Prometheusdrama.

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

BRIEFE VON KLOPSTOCK UND GLEIM

Die hier zum erstenmal veröffentlichten briefe stammen; bis auf einen, aus dem besitz von angehörigen der Frankfurter familie Bansa, welche in den achtziger jahren des 18. jahrhunderts durch die verheiratung eines Bansa mit der tochter von Klopstocks Fanny, Viktoria Maria Streiber, in verwandtschaftliche verbindung mit der familie Schmidt-Langensalza und so auch mit der Klopstocks gekommen war. Der 5. brief Klopstocks fand sich im archiv des Frankfurter Goethe-museums.

Die briefe an Klopstocks vetter, Johann Christoph Schmidt dürfen besonderes interesse beanspruchen, weil sie aus der interessanten zeit der werbung

1) *goþin rokþu til spádoma* Sn E 1, 104 (*spár* s. 106. 114); *at Othinus quamquam deorum precipuus haberetur, divinos tamen et aruspices ceterosque quos exquisitis prescientie studiis rigere compererat . . . sollicitat* Saxo Gramm. p. 78 (o. s. 394).

2) Sn E 1, 68 f. 190; 'Mimir ist kein ase, aber ein erhabenes wesen, mit dem die asen umgehen' (inbegriff der weisheit) Grimm, *Mythol.* 1⁴, 315; hauptstellen sind *Hóþyam.* 140–41. 143. 146. *Sigrdrifum* 14.

3) Auch Hyndla heisst *brúþr jotuns* und ihre machtsphäre wird scharf gegen die der götter abgesetzt (*Hyndl.* 51).

4) *eru goþkyndar, en aprar alfa attar, en enar þriþjo dverga attar* Sn E 1, 72 (o. s. 406) vgl. *Fafnism.* 13.

um Fanny stammen und die stellung des dichters zu seinem nächsten freunde charakteristisch beleuchten. Erst die hier veröffentlichten 5 briefe geben uns eine grössere zahl unmittelbarer biographischer dokumente zur beurteilung dieser beziehungen. Denn die Klopstock-forschung kannte bisher nur 3 briefe des dichters an Schmidt: Nürnberg, 17. juli 1750 (zugleich an Fanny, Lappenberg 48), Winterthur, 1. August 1750 (Klamer Schmidt, Kl. u. s. freunde 1810, I 102; auch bei Herm. Schmidlin, Kl.s Sämtliche werke ergänzt in 3 Bänden, Stuttgart 1839, I 81 und Kl.s Sämtl. werke, 1855, X 15, aber beidemale mit falschem datum [15. 8.]), Friedensburg, 20. juli 1751 (Schmidlin I 124). Klopstock selbst ist die ursache gewesen, dass die mehrzahl seiner briefe an Schmidt verloren ging. Er hatte sie sich schon 1751, nach seiner ankunft in Dänemark, aushändigen lassen und offenbar nicht zurückgegeben. An Gleim, Kopenhagen, 13. juli 1751: 'Schmidt hat mir einen grossen Theil der Briefe an ihn zurückgegeben; die schreibe ich jetzt, nebst den seinigen ab, weil sie fast unleserlich geworden sind, und ich die traurige Geschichte meines Herzens gern bisweilen mit einem Blicke übersehen möchte. Non hic de nihilo nascitur historia!—' (Klamer Schmidt I 266; Muncker 253). Weder die originale noch die abschriften der beiderseitigen briefe haben sich bisher wiedergefunden und werden wohl als verloren gelten müssen. Durch den neuen fund ist die zahl der erhaltenen briefe an Schmidt immerhin auf 8 gestiegen.

Über Schmidt, diesen harmlos-gemüthlichen geniesser, mädchenjäger und gelegentlichen versemacher, vielbestürmten vertrauten im liebeshandel Klopstocks mit Fanny, dessen schreibfaulheit der ungeduldige liebhaber immer wieder beklagt (während Schmidt an Gleim eifrig genug schrieb; vgl. Klamer Schmidt 3—332 = 18 briefe), unterrichten hinreichend Erich Schmidt, Beiträge z. kenntnis der Kl.schen jugendlyrik 17—30, und Muncker, 48 ff. Schmidt wurde später Weimarer geheimerat und kammerpräsident, Goethes kollege im conseil. Über ihn als alten herrn berichtet anekdotisch = amüsant Caroline an Wilhelm Schlegel in einem brief v. 1802 (ed. Erich Schmidt II 292). Nach der heirat mit Meta Moller hat Klopstock die verbindung zu ihm und den verwandten in Langensalza nicht weiter unterhalten.

Die familie Bansa ist in den besitz dieser dokumente offenbar durch erbgang von Fanny her gekommen. An den 5. brief (Hschr. im besitz des Frankfurter Goethe-museums) schliesst sich der jüngste der bisher bekannten, der vom 20. juli 1751 (Schmidlin I 124) an. Im gleichen privatbesitz haben sich auch eine grössere anzahl von briefen Gleims an Schmidt und ein brief Gleims an Fanny erhalten. Sie sind durchweg ohne geschichtliches interesse; ihre veröffentlichung würde nur die ohnehin uferlose flut von Gleimbriefen unnötig vermehren. Ich drucke also ausser der galanten epistel an Fanny nur ein zusammenhängendes stück aus einem brief an Schmidt ab, das sich auf Klopstocks zerwürfnis mit Bodmer bezieht. Es enthält an sich kein neues material, zeigt aber Gleims freundschaftliche zuverlässigkeit in schönem licht.

Klopstock an Schmidt:

Mein liebster Schmidt,

Sie müssen wissen, daß ich drey Briefe in diesem Monath an Sie geschrieben habe, davon der letzte, weil er, wie die übrigen, an H. W[eiss]. eingeschlagen war, zu spät gekommen, u. also retour

gegangen. Ich habe auch den vierten an Sie geschrieben, u. hierauf, ehe Sie noch diesen letzten erhalten hatten, schrieben Sie an mich. Sehen Sie, daß ich wegen des tiefen Stillschweigens nicht anzuklagen bin. Weil Sie es haben wollen, daß einige Oden von mir gedruckt werden sollen, so überlasse ich Ihnen die Wahl völlig. Ihre Wahl möchte vielleicht nicht mit auf die Ode an Sie: Schmidt, der mir gleich ist – fallen; diese will ich Ihnen aber mit vorschlagen. In der Elegie Daphnis und Daphne, muß für Daphne ein andrer Name gesetzt werden. – Schicken Sie mir meine Fragmente vom Mesias. Vergessen Sie es nicht wieder. – Ich möchte einmal die kleine B . . . sehen, die Sie öfters umgiebt, um Ihnen wetteifernd zu sagen, wie liebenswürdig Fanny ist. Ich möchte unsichtbar darunter seyn. Aber wie es nach der Lehre der Zauberer wahr ist, daß man bey einer großen Gemütsbewegung die Unsichtbarkeit verliert; so würde ich mich bald sichtbar in Ihre Arme werfen, u. es Ihnen mit andern Entzückungen sagen, wie glücklich Sie sind, eine solche S[chwester] zu haben. Das sind unvergleichliche liebenswürdige Briefe, die Briefe der Babet doch haben sie nicht immer mein ganzes Herz ausgefüllt. Sie können denken, wie lange ich darüber gelesen habe, das einzige tout a toi nimmt mir ganze Stunden weg. Man könnte in einem etwas anderem Verstande von Babet sagen, was Virgil vom Mäcenas sagt:

Forte legit haec ipsa; multa ergo scribenda omisi,
 Ah, per deos immortales! mitte iterum dialogos
 Ita divinos – Ich werde unterbrochen, mehr zu schreiben.

Den 28 May 1749

Klopstock.

(Am Rande.)

Sie merken es doch, daß dieser Brief so beschaffen ist, daß ich Ihnen bald einen längeren schreiben werde?

(Nachschrift.)

H. Kühnert küssen sie von mir, das muß ihm mehr als eine Antwort seyn; wiewohl ich ihm auch bald antworten werde. Und wenn Sie dies Wunder thun können; so setzen Sie den stummen K . . . ins reden oder ins Briefschreiben. – H. Schramm ist hier gewesen, und hat mir ein Diplome von der Deutschen Gesellschaft in Jena mitgebracht.

Klopstock war bei herrn Weiss, einem onkel von Schmidt, in Langensalza 1748/49 als Hauslehrer.

Die ode 'An Herrn Schmidten', im Frühjahr 1747 entstanden, ist zu Kl.s lebzeiten nicht gedruckt worden.

Die elegie 'Daphnis und Daphne' erschien zuerst in den 'Bremischen neuen Beyträgen' 1749, 5. stück, und wurde später umbenannt in 'Selmar und Selma'. 'Daphne' war anfangs der poetische name Fannys gewesen, die von 1749 an auch in briefen nur noch mit dem aus Fieldings roman 'Begebenheiten des Joseph Andrews' entlehnten namen 'Fanny' bezeichnet wird. Über die programmatische Bedeutung dieser Benennung mit einem modern-literarischen namen vgl. Muncker, Klopstock, 194 f.

Über die Briefe der Babet schreibt Klopstock 12. Juni 1749 an Giseke, von einem Besuch bei Fanny berichtend: "Wir haben die 'Lettres de Babet' miteinander gelesen; da sagte sie, sie wollte mir ihre beyden liebsten Briefe zeigen, und in diesen beyden liebsten Briefen sagte es Babet zum ersten Male, dass sie liebt" (Lappenberg 24 f.). Von Meta Moller rühmt er später (an Gleim 24. mai 1751; Klamer Schmidt, I 252): '. . . sie schreibt so natürlich wie Babet'. Dass die witzig-natürlichen briefe der Babet und ihres liebhabers nicht ganz nach Klopstocks geschmack sein konnten, versteht man leicht. Zwei jahre später lobten Gellert und Lessing sie öffentlich, eine erste deutsche übersetzung erschien 1755; vgl. das nachwort von Wilh. Printz zu seiner ausgabe der briefe der Babet, 2. aufl. Berlin 1919.

Das angebliche Vergil-zitat war nicht nachzuweisen, selbst nicht in den unechten, früher unter Vergils namen umgehenden Elegien.

Chr. Kühnert, der Leipziger Freund Kl.s; Muncker 49. — Während seiner studienzeit in Jena 1745/46 hatte Kl. der 'Deutschen Gesellschaft' nicht angehört. Bald nach ihm wurden auch Mylius und Lessing zu mitgliedern ernannt; Muncker 47.

Quedlinburg, den 18. Jan. 1750.

Liebster Schmidt,

Wenn sie unter dem Regen, den Sie bekamen, haben wegschlafen können, so wünsche ich Ihnen Glück dazu. Sie sind doch gesund angekommen? Und haben Ihren Hr. Renner gesund wiedergefunden? Nehmen Sie mich oder Gleimen zum Exempel. Wir schreiben alle Tage an einander, u. vielleicht hält er sein Wort, u. kömmt heute herüber. Unsere briefe, wie wir abredeten, sollten einander begegnen, u. keiner sollte eine Antwort seyn. Wir werden wohl beide hierbey unsre Charaktere behaupten; ich mein Wort halten, u. Sie nicht. Ich werde übermorgen, . . . künftigen Sonnabend über acht Tage nach Braunschweig zum Besuche reisen, u. bald wiederkommen. Schreiben Sie ja bald an mich. Wenn Sie die Post versäumt haben, so geht den Freytag früh ein Bothe hierher. Den können Sie leicht erfragen; er logiert nicht weit von D. Thilo. — Was macht das anakreontische Täubchen, das in ihrer Abwesenheit von Leipzig hergeflogen ist? Ist es unter die Krähen und Elstern gerathen? Oder ist es nur von einem andern frommen Täubchen gefangen genommen worden? Geben Sie mir von den Schicksalen des armen Dinges Nachricht. — Denken Sie was für eine Freude für mich. Gestern habe ich, u. zwar beynah für gewiss gehört, dass Cramer hier Hofprediger werden soll. Ich

gehe deswegen zu dem Superintendent Morner[?], die Sache gewiss zu erfahren. — Gleim ist, aber nur heute, bey mir gewesen. Er brachte einen Brief mit, worinn uns der Hofprediger Sack bat, wir sollten unser Wort, nach Magdeburg zu kommen, besser, als Gellert halten.

Sehen Sie, was Ebert für ein guter Briefschreiber ist. Sie sollen Gleimen ja den Brief wieder zuschicken. Sonst wird er böse. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama und Mademoiselle Schwester. Wenn Sie nach Halberstadt gehen sollten, u. ich nach Braunschweig, so müssen Sie sich, wie Ebert sagt, schämen zu oft sieben Meilen her an mich zu schreiben. Aber itzt thun Sie es bald.

Ihr

Klopstock.

In Braunschweig waren damals Gärtner, Ebert, Zachariä, Giseke.

Johann Andreas Cramer wurde 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg.

A. Fr. W. Sack, hofprediger aus Berlin; Muncker 228, 230. Vf. Litgesch. 4 (1891), 51. Ein brief von ihm an Kl. bei Lappenberg 74. Kl. war erst im juli 1750 mit Gleim in Magdeburg; Lappenberg 43. Vf. Litgesch. 4, 51 ff.

Quedlinburg den 14. März 1751.

Mein Schmidt,

Ich schrieb Ihnen von Halberstadt aus, gleich den Abend darauf, da Ihr Brief an Gleimen und mich des Morgens angekommen war. Ich dachte, Sie hätten mich ganz vergessen gehabt. Aber da mein Brief schon fort war, in der eigentlichen mitternächtlichen Stunde, las mir Gleim Ihre Briefe an Ihn vor, die Sie seit meiner Abwesenheit geschrieben haben. Nun verklagte ich auf einmal meinen fortgeschickten Brief bey mir selbst. Ach, warum (dacht ich) hat dann mein Schmidt nicht eine halbe Zeile von dem an mich selbst geschrieben, was er an Gleimen schrieb? — — — Mein Herz, das mir Ihretwegen so sehr schwer geworden war, durfte es nun wieder Zuversicht fühlen, dass Sie mich liebten. Wenn Sie alles wüssten, was ich, seitdem Sie mir nicht schrieben, gedacht u. getan habe; es würde Ihnen gewiss recht nahe gehen, dass sie mich in dieses Labyrinth geführt haben. Nun ist mir nur noch von dem Labyrinth ein Bischen Räthsel übrig geblieben, das werden Sie mir schon auflösen, wenn ich Sie sehe. Wie freue ich mich darauf, Sie zu sehen! Das werde ich Ihnen nur alsdann erst recht sagen können, wenn es geschieht. Schreiben Sie mir aber unterdess noch einmal. Unsere Abreise wird, wegen Gleims Geschäften, noch über acht Tage aufgehoben werden müssen. Jetzt werde ich abgehalten, mehr zu schreiben. Sie empfehlen mich Ihrer Frau Mama. Ich bin Ihr

Klopstock.

Am 6. März war Kl., von Zürich über Leipzig—Halle heimreisend, in Quedlinburg angekommen. Seit einem halben Jahr hatte er weder von Schmidt noch von Fanny unmittelbar gehört. Die Ungewissheit über den Grund dieses Schweigens bestimmten ihn, nicht über Langensalza zu reisen; Muncker 246.

Quedlinburg, den 20. März 1751

Mein Schmidt,

Da ich ganz von dem süßen Gedanken, Sie zu sehen, voll bin, bekomme ich von Hannover einen Coppenhagner Brief, der schon auf Hannover an mich adressiert ist. Womit soll ich anfangen, Ihnen meinen Schmerz auszudrücken, dass ich Sie nun nicht eher, als künftigen Sommer, sehen kann? Denn es ist schlechterdings notwendig, dass ich itzt reise. So viel kann ich Ihnen sagen (aber wie mir das Räthsel Ihres halbjährigen Stillschweigens wieder einfällt, so getraue ich mich auch diess kaum!) dass nur eine einzige Person in der Welt ist, die mich im eigentlichen Verstande glücklich machen kann, u. dass es um derselben Willen geschah, dass die Veränderung, die Sie mit den alten Verwandlungen vergleichen, mit mir vorgieng. Ich habe Ihnen immer mein ganzes Hertz gesagt. Jetzo stehen meine Sachen so. Der König und der Graf Moltke sind mir gut, u. der Baron Bernstorff liebt mich. Die Fabrique, von der ich Ihnen einmal geschrieben habe, wird durch meine Vermittlung, sehr wahrscheinlich von dem Coppenhagner Hofe unterstützt, oder arbeitet für eine der dortigen indischen Compagnien. Ich habe dieser Sache wegen schon Briefe von Bernstorffen. . . . Aber warum sage ich Ihnen diess? Wahrhaftig, ich weiss es selbst kaum, warum ich es thue. . . . Sie lieben mich, wie zuvor. Denn ich will mein Herz mit keinem Zweifel, der meinen Schmidt auch quälen würde, mehr quälen. Sie lieben mich gewiss. Aber Sie thun dass hinter der Scene. Wenn ich mich frage, warum hinter der Scene? So denke ich, mein Schmidt wird mir schon einmal die Ursach davon sagen. Beklagen Sie mich, u. nicht sich, dass ich Sie itzt nicht sehen kann. Wenn ich recht daran denke, so blutet mir mein Hertz, dass Sie mich durch Ihr Stillschweigen zu furchtsam machten, grade zu, ehe ich auf Leipzig gieng, nach Langensalza zu kommen. Ich kann nichts mehr schreiben. O wenn Sie es wüssten, wie sehr ich Sie u. Ihre Schwester liebe. Vielleicht schreibe ich morgen auch an Ihre Schwester, wenn ich an sie schreiben kann, ohne dass sich mein Hertz darein mischt, welchem die kleine Glückseligkeit, traurig zu seyn, nunmehr ganz und gar verboten zu seyn scheint. Wäre es möglich, dass ich hierinn nur einigermassen unrecht haben könnte, so werden Sie nicht böse auf mich, wie Sie einmal in

Halberstadt wurden, sondern beklagen Sie mich vielmehr. . . . Ich erwarte ganz gewiss Briefe von Ihnen. Sollten schon welche unterwegs seyn, so habe ich es so eingerichtet, dass ich sie bey dem Hr. von Hagedorn finde. Haben Sie noch keine geschrieben, so schreiben Sie bald, nach Empfang dieses, so können Sie den Brief, Herr von Hagedorn (Lücke) . . ., nur an Ihn einschliessen, so werde ich den Brief auch gewiss antreffen. Machen Sie mir die Freude, einen Brief bey Hagedorn von Ihnen zu finden. Die Freude, Hagedorn das erstmal zu sehen, wird kaum so gross seyn.

Ich bin

Ihr

Klopstock.

Schmidt hatte endlich zum besuch in Langensalza eingeladen. Da traf Bernstorffs brief ein. Am 23. März reiste Kl., ohne freund und geliebte wiedergesehen zu haben, über Hamburg nach Dänemark, nicht ohne im vorliegenden brief seine werbung um Fanny noch einmal deutlich zu erneuern; Muncker 246.

Über das von Hartmann Rahm projektierte fabrikunternehmen vgl. Dav. Fr. Strauss, Kl.s jugendgeschichte, Bonn 1878, 112 f. Muncker 236, 270 f., 316. Kl. Schmidt I 127 ff., 183. Schmidlin I 136 f. Lappenberg 464 ebenda s. 50 ein brief Rahns an Kl. — J. Baechtold, Gesch. d. deutsch. lit. in der Schweiz, Frauenfeld 1892, anm. s. 184.

Friedensburg, den 11ten May 1751

Liebster Schmidt,

Wie ist es Ihnen möglich, nur einen Augenblick den Gedanken zu denken, dass es etwas anders, als die Notwendigkeit, bald in Kopp[enhagen]. zu seyn, gewesen sein könnte, dass ich nicht zu Ihnen gekommen bin. Wie könnte ich aufhören, Sie zu lieben! Wie wäre das mir möglich! Wenn Sie wüssten, was ich empfunden habe, da ich reisen musste. Es würde Sie gewiss sehr rühren. Wie oft, und wie bey vielen Gelegenheiten ist es mir schon so gegangen, dass man mein Herz nicht ganz gekannt hat. Eh ich Zürich verliess . . . doch diese Sachen lassen sich allein einer Unterredung anvertrauen. Das können sie sich vorstellen, was allein die Ursach seyn konnte, warum ich meinen Plan veränderte. Jetzt ist es mir zwar sehr lieb, dass beide Plane haben können vereinigt werden. Wie viel Umstände aber mussten zusammen kommen, dass dieses geschah. Welche sorgfältige Behutsamkeit gehörte dazu, das so zu machen. Und wieviel Gefahr war dabey, den einen fahren lassen zu müssen. Doch ich will in dieser dunkeln Schreibart nicht weiter fortfahren . . . Aber, mein liebster Schmidt, was sind es doch eigentlich für Ursachen, dass

Sie geheimnisvoll gegen mich seyn müssen. Ich hätte dawieder gar nichts zu sagen, wenn Sie mich nicht kennten und wenn Sie nicht wüssten, dass Sie mir alles sagen könnten. Mein liebster Schmidt, ich habe es lange um Ihr Herz verdient, dass Sie mir mehr schreiben, als dass Sie mich nur dem Glück überlassen.

Ich hätte hier viel Anlässe, vergnügt zu seyn, wenn ich nicht seit drey Jahren wie unfähig dazu geworden wäre. Der König ist ungemein liebenswürdig; u. Moltke u. Bernstorff sind, nicht nach der gewöhnlichen Art der Minister, meine Freunde. Es ist an Leuten von Stande besonders schätzbar, wenn Sie mehr thun, als sie versprochen haben; u. wenn sie, was sie thun, ohne Geräusch und mit Delicatesse thun. Der König hat mir 100 Dukaten für meine Herreise gegeben; u. itzt lebe ich auf seine Kosten auf dem Lande.

Es ist hier von keiner geringen Bedeutung um Moltke u. Bernstorff zu seyn. Ich bin aber über das, was gewissen Leuten hierbey so sehr in die Augen fällt, weg. Mir ist dabey nichts grösser u. würdiger, als dass sie beide rechtschafne Männer sind.

Die Post eilt. Ich werde niemals aufhören zu seyn

Ihr

Klopstock

Die Post ist schon fort. Und nun kann ich die Briefe erst den 14ten schicken. Nun kann ich auch noch an unsern lieben Gleim schreiben.

Gleim an Fanny.

Halberstadt 7. Juny 1750.

Mademoiselle,

Wie viel denn bin ich dero Frau Mama, und Ihnen nicht schuldig, dass Sie mir den Herrn Bruder auf einige Zeit haben gönnen wollen? Wie glücklich bin ich in dieser kurtzen Zeit gewesen! Was für ein schöner Periode meines Lebens, der sich anfang, als ich das zufällige Glück hatte den besten Bruder bey der liebenswürdigsten Schwester, und der artigsten kleinen Muhme zugleich mit so viel guten Menschen kennen zu lernen. Und was für eine schöne Folge davon ist die Freundschaft des fürtrefflichen Klopstocks, den ich bisher nur als Dichter hochgeschätzt, und den ich nun auch als einen Freund lieben muß! Denn wer könnte ihn kennen, ohne ihn zu lieben, ihn, der so menschenfreundlich ist, als sein freund Schmied, und so zärtlich wie . . . Ich habe an ihm alles das gefunden, was ich Sie, Mademoiselle,

und das Mühmchen, das wir Lalage nennen, ausgefragt habe. Er ist in der That ein so guter Geselliger und Freund, als großer Dichter. Ich werde die Zeit über, da er mir so nahe seyn wird recht glücklich seyn. Denn ich werde so oft zu ihm fliegen, als es mir unerträglich seyn wird, ohne ihn lange zu seyn. Möchte er sich nur nie weiter von mir entfernen! Könnte ich zu dem H. Bruder, den ich so sehr den ich von ganzem Herzen liebe, doch auch so bald kommen! Oder, wäre er doch erst auf immer bey mir. Wenn der Himmel mir diese Wünsche, und dann nur noch einen, einen einzigen nur noch gewährte, alsdann wüßte ich nichts mehr zu wünschen.

Sie haben mir es erlaubt, Mademoiselle, Ihnen die kleinen moralischen Lieder zu schicken, in welchen ich versucht habe, ob es möglich sey, den leichten ungeputzten Ausdruck der anakreontischen Muse nützlicher anzuwenden. Ich bitte mir darüber ihr Urtheil aus, und sie müssen es mir ja nicht abschlagen. Denn ich weiß schon, daß sie Beurtheilerin des Messias sind. Ein solch kleines Lied ist dagegen ein unendlich kleines Ding. Sie würden mir also eine allzu kleine Bitte, (die jedoch in Absicht auf mich allzu groß ist) abschlagen. Wenn sie finden, daß ein ernsthafterer Inhalt diesen leichten Ausdruck, den sie so gut kennen, vertragen kann, so will ich dann nicht ferner zu faul, oder vielleicht nicht mehr so unfähig seyn noch einige solche Kleinigkeiten zu machen.

Ich möchte noch gar zu gern von der dritten Hand verstehen, ob mich mein Schmied auch wirklich so liebt, als er mir es versichert. Aber kan ich wohl daran zweifeln? Er hat ja eine so edle Schwester, die mit einem Blick seine Verstellung tödten würde. Und wenn er an meiner Zärtlichkeit zweifelte, wie viel Unrecht würde er mir tun?

Empfehlen Sie mich dero verehrtester Frau Mama! Vielleicht bin ich einmal so glücklich, diese Mutter meines Schmieds u. seiner edlen Schwester persönlich kennen zu lernen. Denn, die Triebe der Freundschaft, die bey mir meistens unwiderstehlich sind, werden mir ganz gewiß einmal Flügel ansetzen, mit denen ich nach Langensalza werde fliegen müssen. Wie soll mich der liebe Klopstock alsdann beneiden, wenn er bey Bodmer ist, und dann weiß, daß ich bei Schmied bin u. von ihm mit seiner lebenswürdigsten Schwester sprechen darf.

Mademoiselle Weiss mache ich ein recht großes u. vielbedeutendes Compliment, ich würde noch dreister seyn, u. gar an sie schreiben, wenn ich dem lieben losen Schmid trauen dürfte, der mir . . . der mir für gewiß gesagt hat, daß Sie mir noch alle gut wären.

Mein langes Schreiben mag dieser lose Schmid entschuldigen.

Er kennt mich, und weiß warum ich nicht aufhören kann. Ich bin mit vollkommener Hochachtung,

Mademoiselle,

Dero

gehorsamster D[iene]r

Gleim.

In der zweiten hälfte mai 1750 war Kl. aus seiner Hauslehrerstelle in Langensalza nach Quedlinburg zurückgekehrt. Er kannte damals Gleim noch nicht. Der brieflichen anknüpfung (17. mai 1750, Schmidlin nr. 13) folgte nun — gemeinsam mit Schmidt, der Gleim schon länger kannte — ein achttägiger besuch in Halberstadt (25. mai bis 1. juni); Muncker 229, Lappenberg 459, Vf. Litgesch. 4, 47 f., Ewald v. Kleists werke, herausgegeben von A. Sauer, III 117 f.

‘Lalage’ war der poetische name von Fannys cousine, Marie Weiss; vgl. Kl. Schmidt I 4, 171, 213. Erich Schmidt 28.

Eine sammlung unter dem titel ‘Moralische lieder’ hat Gleim nicht herausgegeben. Es wird sich um einzelne gedichte gehandelt haben, die er dem briebe beilegte.

Gleim an Schmidt.

d. 21. Dez. 1750.

... O wie gern, mein liebster Schmid, möchte ich von dieser Sache, ich meine von Kl[opstocks]. Uneinigkeit mit Bodmer, ausführlich mit ihnen sprechen können. Woher dieselbe eigentlich entstanden, das weiss ich selbst nicht. Denn Klopstock hat mir nur mit wenigen, aber vielsagenden Worten davon geschrieben. Und Sulzer hat mir bei seiner Durchreise nur merken lassen, daß Bodmer mit Kl. eben nicht allzu [zu]frieden sey, indem dieser andere Gesellschaften der seinigen, allezeit vorsätzlich vorzöge. Nachher aber hat er mir in Briefen ganz deutlich gesagt, daß es mit der Freundschaft zwischen Bodmer und Klopst. ganz u. gar aus sey, wobey er unserm Klopst. allein die Schuld gab. Sie können leicht denken, mein liebster Schmid, daß ich dazu habe nicht still schweigen können! Denn warharftig ich müßte meinen Klopstock, ich müßte seinen und meinen Schmid, nur mit ganz gewöhnlicher Liebe lieben, ich müßte kein so aufrichtiger wahrhafter Freund von ihnen seyn, wenn ich es nur anhören könnte, daß man von ihm nicht mit gehöriger Achtung spricht, wenn die Beleidigung seiner Ehre, nicht meine eigene Sache wäre. In einigen Briefen hatte ich Sulzern meine Meinung gesagt. Hierauf kam ich nach Magdeburg. Wie empfand ich eine lebhaftige Scheu, als ich merkte, wie sehr die Hochachtung gegen unsern Freund, bey den dortigen Freunden gefallen sey; u. als ich so vielerlei Dinge hören mußte, deren Unwarheit ich mit meinem Tode bekräftigen wollte. Denn sollte es wohl möglich seyn, mein liebster Schmid, daß unse-

Klopstock Fehler hätte, die ihn bey irgend einem ehrlichen Manne verhaßt machen konnten, sollte sein Herz wohl minder ehrlich und gut seyn können, als groß seyn Geist ist? sollte er fähig seyn . . . Doch mein liebster Schmid, ich müßte ihnen alle kleinen Umstände, ich müßte ihnen einen sehr langen Brief schreiben, wenn ich alle einzelne Dinge, alle Beschuldigungen, wieder welche ich unsern Kl. habe vertheidigen müssen, hersetzen wollte; was würde es auch helfen. Sie haben doch keine solche Gelegenheit wie ich, dem Geist der Lästörung dorten zu wehren. Ich habe bey meinem Dortseyn gethan, was meine Pflicht war; ich habe bei meiner Abreise . . . bestellt, daß er, wenn man mit Beschuldigungen fortführe, dagegen einige gegelinde Vorstellungen thun, und nur bitten solle, daß man mit gänzlicher Verdammung nur noch so lange anstehen möge, biss man von der eigentlichen Beschaffenheit der Uneinigkeit besser unterrichtet sey. Vielleicht sey sie nur ein Missverständniß, welches zwischen zween so vernünftigen u. guten Menschen, als die Säger des Messias u. Noah wären, nicht lange bestehen könne; es sey unverantwortlich, daß man so wenig schwürig sey, ohne die genaueste Untersuchung, eine Parthey zu nehmen. . . . Ich wollte an Beyde schreiben, an Bodmern u. Klopstocken, und sie zu vereinigen suchen. Als ich von Magdeburg zu Hause kam, fand ich einen Brief von Sulzern, worin er mir von Bodmern widersagte, was ich ihm durch Ramlern hatte sagen lassen, daß er Klopstocken nicht verdammen möchte, weil die Schuld der Uneinigkeit wohl auf Bodmer fallen konnte; mit dem Unterschiede, daß er mit Gewißheit Klopstock die Schuld nochmahls ganz allein gab, und sich dabey sehr hart ausdrückte.

Zuletzt wird doch ein Schwachheitsfehler daran Schuld seyn, den einer dem andern hätte übersehen sollen. Gewisse witzige Köpfe verlangen, sehr wiederrechtlich, ein dritter witziger Kopf solle just in allen Stücken so sein, als sie. Sulzer hätte Klopstocken nicht für den Dichter des Messias, sondern für den Messias selbst gehalten, wenn er die Gesellschaft der Mädchen verachtet u. sich mit ihm hingesetzt, und von der Erlösung des Teufels Abadonna, mit ihm sich beratschlagt hätte. So mag Bodmer auch einen Antheil an seines Schülers Gaben haben wollen. Es ist aber Klopst. Sache gar nicht, dünkt mich, viel von seiner poetischen Begeisterung zu sprechen . . . Und so mag Klopst. Bodmern missfallen haben, der gern als ein Kunstrichter mit seinen Freunden mag sprechen wollen. Uns, m. liebster Schmied, gefällt gewiß unser Kl. dadurch sehr, daß er nichts weniger ist, als ein Pedant . . .'

Über das für die damalige kulturelle lage und die besondere literarische situation charakteristische zerwürfnis zwischen Kl. und Bodmer vgl.: 1. Quellen: Leonhard Meister, Über Bodmern, Zürich 1783, 38 f.; Briefe der Schweizer, Zürich 1804, 153; Sulzer, Lebensbeschreibung, Berlin 1809, 28 f.; Kl. an Gleim, Schmidlin 96 f. und später; Ewald v. Kleists werke, herausgegeben von A. Sauer, II 205, 211, 213; Briefwechsel Gleim-Ramler, herausgegeben von Schüddekopf, I 279 f., 288 f., 290 f. 2. Darstellungen: Grubers Biographie vor seiner ausgabe von Kl.s Oden, Leipzig 1831, I 50 f.; Dav. Fr. Strauss, Kl.s Jugendgeschichte 114 ff.; Muncker 235 ff.; J. Baechtold, Kl. schriften, Frauenfeld 1899, 128 ff.; derselbe, Geschichte der deutschen literatur in der Schweiz 593 f. und anm. 183 f.; Albert Köster, Kl. und die Schweiz, Leipzig 1923, 15 ff.

Sulzer war über die vernachlässigung durch Kl. in Zürich nicht weniger gekränkt, als Bodmer, und hetzte anfangs brieflich: 'Bodmer und ich sind von seinen meisten gesellschaften ausgeschlossen, wir sind ihm zu alt und können nicht wein trinken' Vf. Litgesch. 4, 62 f. Im august war Sulzer nach Deutschland zurückgereist und erzählte von Kl.s verhalten in Zürich.

GIESSEN.

K. VIËTOR.

MISZELLEN

Die komposition der Geuchmat Thomas Murners

Im urteil über die komposition der Geuchmat (GM) Thomas Murners ist sich die heutige murnerforschung einig. Sie behauptet, dass diese satire in ihrem aufbau M.s flüchtigste und zerfahrenste dichtung sei.

Der letzte herausgeber der GM, Wilhelm Uhl (Teubner 1896), spricht nur eine allgemein verbreitete ansicht aus, wenn er auf s. 4 der einleitung sagt: 'Über die grossen mängel der dichtung ist sich der herausgeber am wenigsten im unklaren. Vor allem ist die idee nicht einheitlich durchgeführt; aber wann hätte das M. jemals getan? Dass er uns ferner die von ihm beschworenen narren, die wir uns bereits in zweiter auflage als zünftige schelme gefallen lassen mussten, jetzt zum teil wieder als vereidigte gäuche vorsetzt, beweist aufs neue seine geringe erfindungsgabe. Frische und lebhaftigkeit der darstellung ist kaum zu finden; höchstens in der auch sonst recht gelungenen partie v. 3260 ff. Dagegen treffen wir bei dem gänzlichen mangel einer konsequent eingehaltenen disposition häufig auf ermüdende weitschweifigkeiten und wiederholungen'. Wie sich Uhl M.s arbeitsweise denkt, beleuchten folgende sätze auf s. 7 der einleitung: 'Der einheitlichkeit und des schnelleren findens wegen war mir für die einteilung in abschnitte das von M. selbst(?) vorangesetzte register massgebend, obwohl dasselbe an nachlässigkeit nichts zu wünschen übrig lässt¹. Der dichter hat nämlich entweder vergessen, einige kapitelüberschriften in das nachträglich angefertigte register einzutragen, oder aber, was mir beinahe noch wahrscheinlicher ist: er hat zweimal einen grösseren abschnitt mit mehreren unterabteilungen beginnen wollen, ist dann aber in beiden

1) Der böse zufall wollte es, dass G. Bebermeyer in Beitr. 44 (1920) nr. 59 anm. 1 nachweisen konnte, dass auch Uhls register unvollständig ist. Es fehlt die überschrift des 1. unterabschnitts zu kap. 47 *Den* (nicht *dem*, wie B. schreibt; vgl. GM 4114!) *gouch zinsz richten*. Ausserdem fehlt *Eyn vorred!*

fällen bald wieder von diesem plane abgewichen. So kommt es, dass im texte die abschnitte: [XLVII] 'der adelichest gouch vff erden' und [XLVIII] 'der geuch wescher' mehrere kleine kapitel mit verschiedenem inhalte und besonderen überschriften zusammenfassen. Wieder ein zeichen für die zerfahrenheit M.s, der selbst eine gute idee — denn in dem 'adelichsten gouch' liegt eine solche! — nicht konsequent durchzuführen vermochte, sondern, wie immer, so auch hier schnell wieder aus der rolle fiel.

Dass Uhl trotz der lauten anpreisung seines verständnisses für die mangel der GM von der komposition dieser dichtung nicht die leiseste ahnung hat, zeigt er in den anmerkungen s. 230 zu v. 3778, wo M. den zwölfköpfigen gauchrat erwähnt: 'Gemeint kann wohl nur das XXXII. kapitel der GM sein: 'Summa summarum aller geuch' (2552 ff.), wo jedoch bei aufzählung der törichten männer die zwölfzahl weit überschritten ist. Vom 'gäuchrat', der erst 4075 wieder erwähnt wird, war bisher überhaupt noch nicht die rede. Vielleicht hat der dichter diese ursprünglich geplante idee später fallen lassen, ohne sich ihrer nachher noch zu entsinnen. Man sieht, wie nachlässig M. zu arbeiten pflegte'.

In den besprechungen der Uhlschen GM(-ausgabe) haben sich Spanier¹ und K. v. Bahder² nicht weiter mit der komposition der satire beschäftigt. Nur V. Michels³ widmete dieser frage einige aufmerksamkeit und wies bereits Uhls bemerkung zu v. 3773 als 'unwahrscheinlich' zurück⁴. Michels 'betont, dass die kapitel (19) 20–31 und 38–45 zu einer leidlich einheitlich werdenden dichtung gehören können'. Dagegen 'enthalten kap. 7–18 (*den gouch locken, — fahen, — bernpfffen, — verkouffen*' usw.), kap. 34 (*'dem gouch die pfyu besehen'*), kap. 50–54 (*'den gouch leren essen', 'ein gouch im pfeffer essen', 'ein gouch reuchen', 'den gouch leren gon', 'den gouch rösten'*) reihen ganz anderer art, die sich freilich keineswegs fest zusammenschliessen, sondern verschiedenartige ansätze erkennen lassen. Es sind hier nicht personen, sondern handlungen auf die schnur gezogen'. 'Ob der kanzler, der zunftmeister, der gäuchwäscher und was sonst zur einkleidung gehört, dieser zweiten arbeitsperiode angehört oder einer dritten, altes und neues rasch äusserlich zusammenschweissenden, will ich nicht entscheiden'. Wie kapitel 33 'und das folgende aus der handlungsreihe stammende kapitel, so mag auch noch anderer bauschutt in die lücke zwischen die beiden abteilungen der personenreihe [kap. (19) 20–31 und 38–45] gestopft sein. Sorgfältige philologische untersuchung würde wohl weiter führen'.

Zuletzt hat sich G. Bebermeyer⁵ mit der komposition der GM beschäftigt. Er ist durchaus von V. Michels abhängig, wenn er sagt: 'Das gerüst der komposition, die allegorische ausdeutung der verrichtungen eines vogelstellers und -züchters, wird durch das wahllose hineinspielen von neuen fremdartigen motiven mit ungläublicher leichtfertigkeit immer wieder eingerissen, so dass der fertige bau den eindruck einer wirren, grotesken uneinheitlichkeit hervorrufen muss und soll'⁶. Neu ist bei B., dass die 'zahlen 7 und 12 den aufbau der satire, so lose und regellos er an sich gehalten ist, äusserlich bestimmt [haben], indem nämlich je 7 oder 12 abschnitte

1) Zeitschr. 29 (1897) s. 417 ff.

2) Alemannia 25 (1898) s. 184 ff.

3) Afda. 26 (1900) s. 53 ff.

4) A. a. o. s. 53 f.

5) Beitr. 44 (1920) s. 53–77: Zu M.s GM und MS.

6) A. a. o. s. 58 anm. 1.

zu einer wenn auch lockeren einheit zusammengefasst sind¹. Um diese einheiten zusammenzubekommen, zählt B. zu den kapiteln 1–6 die 1. vorrede hinzu, überspringt das kapitel 19 und reisst kapitel 38 aus dem logischen zusammenhang der kapitel 39–45. Damit dürfte wohl diese seltsame zahlenmystik erledigt sein. Sie hilft auch zum verständnis der GM und ihrer kompositiou gar nichts.

Nur der vollständigkeit halber führe ich zwei stellen aus Th. von Liebenaus werk 'Der franziskaner dr. Thomas Murner' (Freiburg i. Br. 1913) an. Von Liebenau, der allzusehr im banne der älteren forschung steht, in diesem punkte ein selbständiges urteil zu erwarten, wäre zu viel verlangt. Auf s. 86 spricht er von der GM als 'einer gut angelegten, aber nicht durchgearbeiteten satire über die weiberdienner'. Von M.s gedichten im allgemeinen und der GM im besonderen sagt L. s. 103: 'Vielleicht hat M. gerade wegen der beständigen rücksichtnahme auf das volk es unterlassen, seine gedichte nach den anforderungen, die wir an ein kunstwerk zu stellen gewohnt sind, einzurichten. Nicht ein streng durchdachter plan lässt sich auch nur in einem grösseren gedichte M.s nachweisen; wir treffen nur eine reihe witziger einfälle über einen bestimmten gegenstand, die in ungefeilten reimen aneinandergereiht werden. Im verlaufe der zeit hat M., wie es scheint, einige male den versuch gemacht, einzelne stellen in seinen gedichten umzugestalten; allein er hat bei der drucklegung die erste und zweite redaktion, nur durch einzelne dazwischengeschobene blätter auseinandergehalten, nebeneinander stehen lassen. Dazu hat er einzelne abschnitte seiner gedichte überhaupt niemals ausgearbeitet, sondern den in prosa entworfenen plan des gedichtes statt der ausarbeitung in der ihm eigenen eile im druck erscheinen lassen; so namentlich in der GM'.

Oberflächlichere urteile als sie L. hier aufstellt, sind kaum denkbar. Ich habe bereits in den Beitr. 48 (1923) s. 90 gezeigt, mit wie wenig verständnis die viermal gedruckte GM bisher gelesen und herausgegeben worden ist². Eingehendes studium der GM hat mich davon überzeugt, dass auch die komposition dieser satire von anderen gesichtspunkten aus erklärt werden muss als von dem der zerfahrenheit, hast und leichtfertigkeit des dichters.

Will man den aufbau der GM überhaupt verstehen, so muss man begreifen, dass sie, abgesehen von den beiden vorreden und dem beschluss wie die BF und die MS aus zwei deutlich geschiedenen teilen (kap. 2–45 und 46–57) besteht, und zweitens, dass der ausgangs- und mittelpunkt des ganzen gedichtes 'Die geschwornen artikel' des fünften kapitels sind. Um diese gruppieren sich die reden und handlungen der auftretenden personen. Mit kapitel 45 könnte die GM schliessen. M. hat ja nicht nur sein thema, die gäuche ordentlich zu setzen, erschöpft, sondern auch den zwanzigköpfigen gauchrat, an dessen spitze der zunftmeister steht, geschaffen. Trotzdem folgen noch ausser dem 'beschluss der geuchmatten' zwölf kapitel. Sieht man sich den inhalt dieser abschnitte an, so entdeckt man ganz bestimmte beziehungen zum ersten teile, besonders zum fünften kapitel. M. benutzt einen kniff der spielmannpoesie. Ein charakteristisches kennzeichen ist, dass die handlung durch steigernes wiederholen der bisherigen erzählung fortgeführt

1) S. 58.

2) Auf die unglaublichen und bisher nirgends gerügten anmerkungen Uhls zu GM 3426 ('Sie versprach ihm das mittels handschlags' statt, 'sie wusch es ihm mit eigener hand') und zu vers 4845, wo ein druckfehler vorliegt (*perivria* statt *penuria*), der nach Ovids *Ars amandi* 1, 633 zu verbessern ist, weise ich nur beiläufig hin.

wird (wie im König Rother, in Salman und Morolf, im Orendel). So sind kapitel 47, 48 und 49 nichts weiter als eine steigende wiederholung der im 5. kapitel vorlesenen artikel. Der artikel 10 ist gewissermassen die knospe, aus der sich dieser zweite teil der GM als frucht entwickelt hat. In diesem bestehen beziehungen zu allen artikeln mit ausnahme des 16. und 19.–22., weil diese nicht mehr übertrumpft werden können. Die übertreibungen lassen das ganze in einem völlig neuen lichte erscheinen: wir lernen den adlichstesten gauch und den doppelgauch (v. 4480) kennen. Die überschriften der kapitel 50–54 deuten gegenüber denen der kapitel 7–18 auf den letzten schliff bei der abrichtung des gauches und seine erlesenere zubereitung in der feineren küche hin, während ihr inhalt schärfer und derber ist.

Ich glaube den aufbau der satire und den zusammenhang der einzelnen teile untereinander nicht besser vorführen zu können als durch eine kurze erläuternde darstellung des inhalts.

Die satire wird eingeleitet durch die *Vorred der geuchmatten*. Sie ist milder als das etwas schroffe vorwort, das *Eyn vorred* überschrieben ist. In der 'Vorred der geuchmatten' tritt Murner selbst auf und erzählt den anlass zur abfassung der GM (bis v. 134), seine bedenken (bis v. 146) und ihre überwindung (147–154; 163–168), die behandlung des themas (155–162) und seine hoffnung auf verständnis bei den guten frauen (169–187); nicht alle schlechtigkeit der weiber will der dichter zur schau stellen, sondern nur ihre listen und künste, mit denen sie die männer in der liebe betrügen (188–204); wahrscheinlich in anlehnung an einen alten spruch bestimmt M. in scherzhafter weise den begriff der liebe (205–12), spuckt in die hände, um bei der schweren arbeit keine schwielen zu bekommen, und beginnt sein werk 213 f.; sollte er nicht immer ins schwarze treffen, so weiss er sich doch jedem tadel gegenüber sicher. Er hat sich nicht aus ehrgeiz vorgedrängt, sondern ist von anderen aufgefordert worden, die GM zu schreiben (215–217).

Der 1. teil der Geuchmat.

Im 2. kapitel übernimmt M. das amt des kanzlers. Es folgt eine klage der personifizierten scham im 3. kapitel. Frau Scham nimmt abschied von dem entarteten geschlecht. Frau Venus tritt die herrschaft an (kap. 4). Sie gibt dem kanzler den auftrag, die verfassung der Geuchmat, 'Die geschwornen artikel', zu vorlesen. Darin werden alle torheiten der buhlenden männer in der form ironisch gemeinter befehle der lächerlichkeit preisgegeben (kap. 5). Auf diese artikel leisten die gäuche im folgenden kapitel 6 einen eid, dass sie *stuyff behalten wollen, Jo stuyffer denn ein geschuorne ee Disz artickel vnd noch vil me, Det es schon lyb vnd selen we* (v. 664 ff.). Denen, die sie von ihrer gäucherei abbringen wollen, schwören sie feindschaft (v. 667–678). Daran schliesst sich in 101 versen ein ironisches lob jener weiber, die den gäuchen gefällig sind (679–779). Nachdem das thema auf diese weise theoretisch erschöpft ist, wird uns in kapitel 7–18 an der hand von redensarten, wie *Dem gouch locken* (kap. 7), *Den gouch fohen* (kap. 8), *Den gouch beruyffen* (kap. 9) die verwirklichung der 22 artikel vorgeführt.

Kapitel 19 (*Venus lere vnd ermanung zu allem wypplichen geschlecht*) bildet die überleitung zu jener galerie historischer oder erdichteter gauchsbilder, die die kapitel 20–32 füllen. Schon in den versen 1295 ff. hatte M. auf den inhalt dieses kapitels, das eine übersetzung des 3. buches der *Arts amandi* des Ovid ist, hin-

gedeutet. Die lehren, die frau Venus ihren 'töchtern' (2086) gibt, sollten sie befähigen, die männer einzufangen und auf die gäuchmatte zu bringen: '*Myn lere, syhe ich, verfasst hatt, Wenn ir vil bringt vff disz geuchmat* (2092 f.). So werden auch von den 12 gäuchen, die den gauchrat bilden sollen (3778), 6 durch die weiber, die sie verführt haben, vorgestellt. In kapitel 21–26 spricht die frau die ersten 4 verse, durch die sie nach art der fastnachtspiele sich und ihren gauch einführt; darauf erzählt der mann seine gauchtat mit ihren abschreckenden folgen. In kapitel 24 (v. 2280–2285) und 25 (v. 2318–2323) spricht M. selbst ein kurzes schlusswort, das im ersten falle die ironische aufforderung enthält, ebenso wie Samson seine heimlichkeit anzuschwatzen, im 2. falle die komische verwunderung, dass der gauch auch im paradies gesungen habe.

Nach dem satze *variatio delectat* erzählt in den kapiteln 27–29 der gauchkanzler selbst die liebesgeschichten des Aeneas und der Dido, des reichskanzlers Kaspar Schlick mit einer dame aus Alta Siena und das abenteuer des Moses mit der prinzessin Tharbis von Aethiopien.

Ebenso wie der papst Johannes, der sich dann als 'päpstin' entpuppt (kap. 29), führen sich auch Ninus (kap. 30) und Holofernes (kap. 38) selber ein. Da Holofernes ohne kopf nicht so viel reden kann, muss auch hier der kanzler Holofernes' dumtheit und Judiths meuchelmord berichten.

Die auswahl der gäuche ist unter zwei Gesichtspunkten erfolgt, nämlich: 1. nach ständen: papst (kap. 20), könige (21. 22. 23. 26. 30), fürsten (27. 31), herren (28), prophet (29); 2. nach eigenschaften: der frömmste (21), der weiseste (23), der stärkste (24), der erste mensch (25).

Die verse 2542–2551 leiten zum folgenden kapitel 32 über: (*Summa summarum aller geuch*). Um nicht langweilig zu werden, tut M. die übrigen gäuche alter und neuer zeit (v. 2883–2886) in 396 versen kurz ab. Es ist eine wahrhaft internationale gesellschaft, die er hier versammelt hat. In diesem kapitel werden von den mitgliedern des gauchrates 8 noch einmal erwähnt, nämlich David (2611 ff.), Alexander (2735 ff.), Salomon (2618 ff.), Samson (2611 ff. und 2651), Adam (2568 ff.), Aeneas (2670 ff.), Ninus (2578 ff.), Holofernes (2656). Dagegen fehlen die päpstin Johanna, Herodes, Kaspar Schlick und Moses.

Die kapitel 33–37 bilden ein zusammenhängendes ganzes, gewissermassen eine komödie für sich. Das thema ist die erwerbung eines zunftmeisters für die Geuchmat. Dazu sind kapitel 33 (*Die syben fryen künst frouer Veneris*) und kapitel 34 (*Dem gouch die pfyn besehen*) das vorspiel. In kapitel 33 schildert M. die künste der buhlerin noch einmal im zusammenhang. Man muss dem dichter das zeugnis ausstellen, dass er sich redliche mühe gibt, jene weiber recht abschreckend zu malen. Wenn die Geuchmat nicht bessernd gewirkt hat, so war es wahrlich nicht seine schuld. Im kapitel 6 versuchte er durch ironie dem leser die augen zu öffnen, hier wendet er ernst an. Als die 7 freien künste der frau Venus zählt Murner auf: 1. Das weibsbild betrügt ihren gauch mit einem anderen mann (3007–10). 2. Sie verlangt eines mannes unwürdige dienste von ihrem liebhaber (3011). 3. Sie kann ihn in zorn versetzen (3012). 4. Sie veranlasst ihn zu nachtständen (3013). 5. Sie saugt den mann aus (3014). 6. Sie bringt ihn in angst und unruhe (3015 f.). 7. Damit sie alle bequemlichkeit habe, muss er sich abmühen (3017). *Das sindt die syben fryen künst, Die du by den geuchin findst* (3018 f.).

Mangel an wahrer liebe befähigt die gäuchin zu diesen fertigkeiten, die in den versen 3020–3037 durch einzelheiten noch näher beleuchtet werden. 3038–3051

wendet sich M. gegen die gutgläubigkeit der männer, denen er mit gewalt die augen öffnen möchte. Darum zeigt er ihnen auch in den folgenden versen, wo er sich wieder mit den weiblichen verführungskünsten befasst, die buhlerinnen ohne jene reizenden hüllen, mit denen sie über die dahingeschwundene jugendfrische hinwegzutäuschen versuchen (3131–47).

Das kapitel 34 knüpft mit seinen einleitungsversen an kapitel 14 an; dass jedermann leugnet, ein gauch zu sein, ist der gemeinsame gedanke. Im kapitel 14 wird er durch den spiegel überführt, den ihm die weiber vorhalten. Im kapitel 34 herrscht eine für den charakter unserer satire fast zu ernste stimmung. Nachdem zuerst eine körperliche untersuchung des gauches geschildert worden ist (3196 bis 3209), geht M. zur allegorischen erklärung des vorgangs über: *Das sich ein gauch muss bsehen lon, Das solt ir vff den synn verston* (3210 f.). V. 3212 ff. werden dem beseher in allerdings etwas drastischer weise¹ die mittel angegeben, wie er den gauch überführen könne. Zwei mittel nennt Murner: 1. hinführung zur demut (3212–21); 2. erkenntnis und bekenntnis seiner taten (3222–34). Zum schluss (3235–55) wird der ganze vorgang des phynbesehens auf die beichte übertragen. Der priester soll den sünder 1. in angst versetzen (3235–41); ihn dadurch 2. zum reden zwingen (3242–46); 3. auf wahre reue sehen, ohne die alles vergeblich wäre (3247–3255).

Was M. in kapitel 33 und 34 mehr theoretisch und für den privaten gebrauch vorgetragen hat, das wird jetzt im rahmen einer öffentlichen gerichtsverhandlung praktisch vorgeführt.

Der kanzler der GM schlägt den gäuchen einen mann vor, den sie zum zunftmeister wählen sollen. Seine geeignetheit erweist er durch verlesung seiner in 12 artikel zusammengefassten gauchtaten (kap. 34).

Selbstverständlich leugnet der gauch zunächst alles ab. Erst als er auf der folter peinlich gefragt wird, gesteht er nicht nur das, was ihm vorgeworfen worden ist, sondern auch, wie ihn die gäuchin um sein ganzes vermögen brachte und den zum bettler gewordenen von sich trieb. Aber es stellt sich heraus, dass der gauch durch seine erlebnisse noch nicht von seiner krankheit geheilt ist. Er glaubt immer noch an das gute herz jener buhlerin, die ihm gewiss aus seiner not helfen werde. Der kanzler verspricht dem zum zunftmeister ausersehenen, er wolle ihn freilassen, wenn die gäuchin die erwartungen erfülle, die er in sie gesetzt habe. Damit ist die überleitung gegeben zu jenem zeugenverhör, in das sich der gauch hineinmischt, und das auf diese weise zu einem zwiesgespräch zwischen gauch und gäuchin wird. Dieser abschnitt ist vielleicht das beste stück von Murners satiren überhaupt, gewiss aber der höhepunkt der GM (reinste ausgestaltung satirischer laune).

Die gäuchin bestreitet natürlich, jenen mann zu kennen, obwohl sie sich 3750 ff. verrät. Als der enttäuschte, aber immer noch verliebte gauch sie um ein kränzlein zum andenken und den zollpfennig bittet, schlägt sie ihm das geld aus; das kränzlein will sie binden, wenn ihr der gauch die blumen dazu bringe. Damit ist der gauch unterlegen; die gäuchmatte hat ihren zunftmeister.

Dieser narr von zunftmeister, den seine gäuchin verschmäht und von sich getrieben hat, braucht einen neuen gegenstand seiner verehrung. M. schafft ihm

1) Quelle: Hermann v. Sachsenheims spiegel (Lit. verein Stuttgart, bd. 21 s. 121 v. 19–25).

diesen in den sieben bösen weibern (*Die mit dem zunfft meister alle sachen Vff der matten sollent machen* v. 3775 f.). Diese sieben bösen weiber sollen auch den gauchrat, der bisher nur aus zwölf männern, nämlich dem zunfftmeister und den gäuchen aus den kapiteln 21–31 bestand, verstärken. (*Denn wortlichen, der geuche dandt Allein die wyber dichtet handt* 3781 f.).

Nach dem einleitenden kapitel 38 führen sich die sieben bösen weiber in jener weise, die wir bei der vorstellung des gauchrats kennen gelernt haben, selber ein (kap. 39–45).

Der 2. teil der GM

Das kapitel 46 nimmt ein motiv aus der SZ (vorr. 1, v. 14: *und schreib der schelmen nammen an*) auf: die gäuche sollen ihre namen und taten in eine liste eintragen lassen. Die anknüpfung an die artikel des 5. kapitels ist deutlich genug: *Ir handt die artickel wol gehört, Die ein jeder gouch hie schwert, wie sy üch sindt vor gelesen. Ist yemans dynn geflissen gewesen, Der selbig kum vnd sag sich an, Was er für geuchs dadt hab gethan. Man setz üch nit all vornan dran* (4066–72).

Auf diese aufforderung erscheint in kapitel 47 *der adelichest gouch vff erden*. Er hat 'Die geschwornen artikel' nicht nur erfüllt, sondern noch weit übertroffen, er ist der superlativ eines gauchs. In sieben kleinen abschnitten, die als unterabteilungen des kapitels 47 erscheinen, erzählt teils der adelichste gauch, teils Murner selber die gäuchischsten taten. — Der abschnitt *Den gouch zinsz richten* schildert die überbietung dessen, was in artikel 2, 7, 17 und 18 des 5. kapitels gefordert worden ist. Zunächst berichtet der adlichste gauch, wie er sich von seiner gäuchin hat aussaugen lassen, und verlangt auf grund der erzählten gäuchereien einen platz auf der gäuchmatte. Darauf erklärt der kanzler, er wolle lieber seinen platz abtreten, ehe man einen solchen gauch ausschlage (v. 4168 ff.), gibt aber in scherzhafter weise auf grund seiner juristischen kenntnisse einen rat, wie man den zins ablösen könne.

Im 2. abschnitt (*Den gouch nit lassen meister syn*) berichtet der übergauch, wie er unter den pantoffel seiner gäuchin geraten sei. Der artikel 4 des 5. kapitels enthält den grundgedanken dieses stückes. Die belehrungen, die sich die weiber gegenseitig geben, um ihrer männer herr zu werden (v. 4187–4236), sind der superlativ zu kapitel 19.

Der dritte abschnitt ist überschrieben: *Der geuch kouffmanschatz* und bietet eine weiterführung des artikels 5. Die v. 4237–78 spricht der gauch; v. 4279 bis 4310 müssen M. in den mund gelegt werden.

In dem 4. abschnitt (*Kriegen von der geuch wegen*) erzählt M. eine geschichte, die in drastischer weise den 6. und 11. artikel illustriert.

Die ersten vier verse des 5. abschnitts, der mit artikel 9 korrespondiert, spricht der gauch, die übrigen M., der von v. 4393 ab nach Josephus¹ einen tempel-skandal erzählt.

Die beiden letzten abschnitte dieses kapitels trägt M. selbst vor. Auf vier einleitende verse folgt ein stück prosa im tone der artikel des 5. kapitels. Daran schliessen sich wieder verse, das erstemal 40, das zweitemal 47. Es erscheint mir

1) Vgl. E. Fuchs, Die herkunft der geschichten und beispiele in Thomas Murners Geuchmat. Euphorion 24 (1923) s. 754 nr. 87.

zweifellos, dass M. diese abwechslungen im vortrage gesucht hat, um eine ermüdende eintönigkeit zu vermeiden, und weil er, wie in kapitel 5, 48 und 57 die äussere form von gesetzen und verordnungen nachahmen wollte. Nach GM 5315–20 wäre es ihm ein leichtes gewesen, diese stücke in reime zu bringen (Liebenaus oben angeführte ansicht ist deshalb als unbegründet abzulehnen).

Der 6. abschnitt schliesst an den 11., der 7. an den 12. artikel an.

Das kapitel 48 ist eine ergänzung der artikel 13–15 des 5. kapitels durch 12 lehren. M. sagt uns das selbst: *Es findt sich in den geschwornen artikeln der geuchmatten, das ein yeder gouch sol süberlichs mit hembdieren vor den wyben geziert gon. Disser artickel [13] kan aber nit wol gehalten werden, denn man die hembder mit andrer kleydung verdecket; das aber solche zerte der hembder gesehen werde, gib ich zwelff leren vsz der geuchmatten.*

An diese 12 lehren in prosa schliesst sich noch ein gereimter abschnitt (*Guten glauben halten*) an, der zu artikel 3 und 5 des 5. kapitels in beziehung steht. Er ist gewissermassen das pendant zu den 12 lehren. In diesen wird berichtet, was die doppelgäuche zu Murners zeit alles taten, um ihren geliebten zu gefallen. Der gereimte teil des kapitels (v. 4522–71) warnt die männer davor, sich in die botmässigkeit der weiber zu begeben. Flucht ist das beste mittel, sich vor schaden zu bewahren. Man hüte sich davor, ihnen *glauben* (d. h. vertrauen) zu schenken.

In kapitel 49 (*Rechten bescheid wyssen*) sind die artikel 1 und 3 des 5. kapitels miteinander verbunden. Es wird hier in überaus kräftiger weise den gäuchen eingeschärft, dass sie sich ja nichts auf ihre kenntnisse des weiblichen herzens einbilden mögen. Als warnende beispiele werden David (4608–22), könig Xerxes I. (4623–30) und Vergil (4642–54) angeführt.

In ähnlicher weise wie im ersten teile kapitel 7–18 werden in den kapiteln 50–54 fünf weitere behandlungsarten des gauchs erörtert. Aber es ist eine kultivierendere und kultiviertere behandlung, die den gäuchen hier zu teil wird. In kapitel 50 (*Den gouch leren essen*), das schon in der überschrift eine verwandtschaft mit kap. 13 (*Den gouch etzen*) zeigt, handelt es sich nicht mehr um das was des essens, sondern um das wie. Das gezierte tun beim essen wird verspottet. In kapitel 53 lernt der gauch von der gäuchin gehen, im eigentlichen und übertragenen sinne. V. 4820–24 erinnern an den 8. artikel. Die kapitel 51 (*Ein gouch im pfeffer essen*), 52 (*Ein gouch reuchen*)¹ und 54 (*Den gouch roesten*)¹ sind zubereitungsarten der feineren küche. Kapitel 52 übertreibt den 21. artikel des 5. kapitels. Der artikel 21 schildert einen alten gauch, der sich seiner schandtaten rühmt, die er in der jugend begangen hat; jener alte buhler, der geräuchert werden soll, sündigt trotz seines alters noch weiter.

Zwar ist der strafen für die gäucherei und der folgen der sünden gegen das sechste gebot immer wieder in der satire gedacht worden. Aber M. will zum schluss nochmals eindringlich warnen. So widmet er den zeitlichen und ewigen strafen noch zwei kapitel. In kapitel 45 (*Eyn ganz geben*) werden die strafen der männer, in kapitel 56 (*Frouw Venus berg*) die der frauen besprochen (v. 5114–18). Da M., wie er ja auch im titel sagt, durch die GM vor allem die männer bessern will, so hat kapitel 56 nur 96 verse, während dem kapitel 55 zum doppelten um-

1) In der Mühle von Schwindelsheim (v. 535–40) hielt Murner diese behandlung der gäuche noch nicht für möglich.

fang nur zehn verse fehlen. Abgesehen von den vier vestalinnen, deren strafen M. den klosterfrauen warnend vorhält, sind im kapitel 56 absichtlich (v. 5170 ff.) weitere beispiele weggelassen.

Die beiden kapitel 55 und 56 forderten notwendig das kapitel 57 (*Der geuch fryheit*). M. hatte ja jene unbelehrbarkeit der gäuche bereits im 6. kapitel v. 667–71 hervorgehoben, indem er sie sagen liess: wir schwören *‘Dass wir vnsz dran nit wellen keren, wo man vns geuchery wil weren, Vnd wellendt syn den selben findt, Die vnsz zu straffen geneigt sindt. All straffen weh wir lassen ston.* V. 3230 ff. sagt der dichter selber: *‘Doch handt die geuch ein solche art, Das sy den mundt beschliessen hart Vnd klagent gott nit ire sünd, Bisz das ich sy im dodt bett find, Oder ouch das ju sunst geschwindt.’* V. 4269 sagt der adlichste gauch: *‘Wir geuch weh vngebunden syn’* und v. 2357 ff. M.: *‘Welcher solchen argwon dreyt, Dem ist der Cantzler hie bercyt, Die fryheit wol versiglet geben, Das sy ju wyderumb musz lieben Vnd furdtbasz nümmer betriben.*

Was lag näher, als dass der dichter der GM diese dickköpfigkeit der narren am ende seiner satire nach vorhaltung der strafen, die ihrer warten, noch einmal so recht lächerlich machte? Wenn man die besten stücke der GM bezeichnen will, so wird man diese 8 artikel *der geuch fryheit* nicht vergessen dürfen. M.s satirische laune leuchtet noch einmal auf.

In dem *Beschluss der geuchmatten*, der von Uhl in seiner ausgabe als 58. kapitel gezählt ist, haben wir ein ausserordentlich klar disponiertes nachwort des dichters vor uns. Ich gebe den gedankengang kurz an:

I. Murners absicht mit seiner GM (5197–5219).

II. Die welt will sich nicht tadeln lassen (5220–34).

III. So muss er denn den ernst seines tadelns durch scherz mildern (5235–73).

IV. Rechtfertigung seiner schriftstellertätigkeit (5274–5344):

a) Fünfzig ernste bücher mit geistlichem inhalt hat M. verfasst und ins reine geschrieben¹; aber sie werden nicht gedruckt, weil sie dem geschmack der zeit nicht entsprechen (5274–89);

b) schreibt er aber nach dem geschmack der zeit, so tadeln seine kritiker, dass er nicht lateinisch schreibe, sondern in deutschen reimen. M. erklärt, dass er seine deutschen werke auch lateinisch abfasse. Da aber die drucker nur auf ihren gewinn sehen, so haben sie an der drucklegung seiner lateinischen werke kein interesse (5290–5314);

c) auf die äussere form seiner gedichte, ob reime oder nicht, komme es wenig an. Die hauptsache ist, die leute verstehen ihn (5315–24);

d) allen kann es freilich niemand recht machen (5325–44).

V. Eigene bedenken bezüglich der GM und deren abfertigung (5345–5409):

a) Er fürchtet neue kritik, weil er gegen die weiber zu ungeschminkt und gröber, als sich für einen gebildeten mann geistlichen standes zieme, geschrieben habe (5345–50);

b) etwaige angriffe dieser art glaubt er durch den hinweis darauf abwehren zu können,

1. dass er sein wissen über die weiber aus büchern geschöpft (5351–54);

1) Uhls bemerkung zu v. 5279 gehört zu den ‘einfällen, die die druckerschwärze wahrlich nicht verdienen’ (Spanier, Zeitschr. 29 (1897) s. 419).

2. dass er das, was er dort hundertmal gröber vorfand, nach möglichkeit behobelt habe (5355–58);
3. einige ungezogenheiten hat das eifrige lesen weltlicher bücher verschuldet (5359–63);
4. diese belesenheit hat aber der GM auch wieder genützt; ihr verdankt er die grosse menge geschichten. Diese beweisen seinen fleiss und seine kenntnisse (5364–77);
5. er wisse freilich recht gut, dass er sich um sachen kümmere und über zustände ereifere, die ihm gleichgiltig sein könnten (5378–80);
6. er bitte um verzeihung
 - α) jeden menschen, den er etwa verletzt habe (5381–85);
 - β) besonders die frauen, wenn er über sie etwas ungehöriges gesagt habe. Er ziele aber nur auf die bösen, die nicht scharf genug gestraft werden könnten (5386–5409).

VI. Widmung des gedichtes (5410–19).

Durch diese inhaltsangabe glaube ich gezeigt zu haben, dass M. bei der abfassung der GM einen bestimmten plan im kopfe hatte und folgerichtig durchführte.

Die schwierigkeiten, die V. Michels in dem erscheinen der päpstin Johanna unter den elf männern des gauchrats findet, kann ich lösen. Der zwölfte mann im gauchrat ist der zunftmeister. Die päpstin, die als standesperson in kapitel 20 gehörte, ist im gauchrat zu den sieben bösen weibern zu stellen, so dass sich die zahlen 12 und 8 ergeben. Warum M.s gauchrat gerade 20 personen umfasst, zwölf männliche (David, Alexander, Salomo, Samson, Adam, Herodes, Aeneas, Eurialus, Moses, Ninus, Holofernes und den zunftmeister) und acht weibliche (die päpstin Johanna und die sieben bösen weiber) erklären uns drei stellen aus Augustinus' *De civitate dei*. Dass M. dieses buch genau kannte, beweisen ausser gelegentlichen zitatn in den satiren besonders seine randglossen zur BF. In *De civ. dei* 7, 2 heisst es: 'Als solche auserlesene götter, denen Varro ein eigenes buch gewidmet hat, preist er an . . . (folgt die aufzählung) . . .; im ganzen zwanzig götter, darunter zwölf männliche, acht weibliche'. 4, 23, 3 sagt Augustinus: 'denn wer sollte es erträglich finden, dass die Felicitas weder unter die *dii consentes*, (die zwölf obersten götter), die, wie sie sagen, den rat des Jupiter bilden¹, noch unter die sogenannten *dii selecti* gerechnet wird?' Mit bezug auf die *dii consentes* heisst es 7, 33: 'die gleichsam in den götterrath auserlesen wurden'. Was bisher erklärern und kritikern² als persönliche laune oder gar flüchtigkeit M.s erschien und unverständlich blieb, das wird aus dem zeitgeiste unschwer begriffen. Auch für diesen punkt hat man also die annahme einer hastigen, nachträglichen umgestaltung der satire keineswegs nötig.

Dass die GM, wie sie uns heute vorliegt, spuren der überarbeitung zeigt, ist offensichtlich. Schon der v. 3122, der in der gleichlautenden stelle der MS fehlt, beweist dies. Erweiterungen, die während der korrektur gedichtet worden sind, habe ich Beitr. 48 (1923) s. 90–92 nachgewiesen. Auch GM 1–63 ist 'ein zusatz

1) GM 3777: *Ich habz im anfang wol betracht, Das ich zwelff man in gouchradt macht.*

2) Uhl zu GM 3778; V. Michels s. 53 ff.; Th. v. Liebenau s. 86; Bebermeyer, Beitr. 44 (1920) s. 58.

der Basler redaction' und vielleicht 'im februar 1519 geschrieben'¹. Dass die späteren zudichtungen den plan des gedichtes stellenweise verdunkelt haben und den zusammenhang des ursprünglichen textes stören, war eins der kriterien für ihre auffindung².

BEUTEN O. S.

EDUARD FUCHS.

Übertragungen bekannter und unbekannter lateinischer gedichte Paul Flemings

Obwohl auf die starke beeinflussung David Schirmers durch Paul Fleming schon längst hingewiesen wurde, blieb es bisher unbeachtet, dass sich unter den zwölf 'Madrigalen' in Schirmers Poetischen rosengepüschchen, Dresden, Andr. Löffler, 1657, s. 475 ff. Verdeutschungen von sieben uns bekannten lateinischen Epigrammen Flemings befinden, nämlich 1. An das Leiptzigsche Rosenthal, s. 475; 2. Über Anemonens Armband, s. 477; 3. Über seine Verse, s. 479; 4. Über die abfallenden Blätter s. 479; 5. Über die ertrunkene Mücke, s. 480; 6. Über ein Hündlein Perle, s. 481; 7. Der gemahlte Cupido, s. 483.

Bei Fleming lauten die titel: 1. *Valedicit Coisu flumini XVI. Maji* (1638); s. Paul Flemings Lateinische gedichte, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Stuttgart 1863 = Bibl. d. lit. ver. in Stuttgart, bd. 73, s. 466 (Ep. 11, 29); 2. *Armillae Anemones*, ebd. s. 466 (Ep. 11, 31); 3. *Vinum an poetarum equus*, ebd. s. 433 (Ep. 9, 47); 4. *Super deflutio foliorum ex arboribus*, ebd. s. 460 (Ep. 11, 11); 5. *Epitaphium Culicis, alacanthino vino perempti*, ebd. s. 474 (Ep. 12, 11); 6. *Falanidi . . . feliciter puerperae, deliciis Olcarii*, ebd. s. 473 (Ep. 12, 9); 7. *Super Cupidinis effigie*, ebd. s. 461 (Ep. 11, 12).

Die Schirmerschen verdeutschungen, die der übersetzer nicht als solche kennzeichnet, sind fast durchaus plump und schleppend. Flickwörter, ganze flickverse, zerdehnungen und wiederholungen müssen vielfach herhalten um reime zu gewinnen. Im übrigen lehnen sich die übersetzungen ziemlich genau an den sinn und gedanken-gang der urtexte an. Nur in der ersten hat Schirmer das original etwas umgestaltet. Während in diesem Fleming selbst vom Koisu abschied nimmt in der hoffnung nach Holstein zurückzugelangen, verabschiedet sich in der übertragung Schirmer, an Flemings stelle tretend, von der Pleisse und dem auch von Fleming wiederholt besungenen Leipziger Rosenthal, um zu seiner geliebten — auch dies ist eine zutat des übersetzers — nach Dresden zurückzukehren.

Für die fünf übrigen Madrigale lassen sich in den uns überlieferten lateinischen gedichten von Fleming keine vorbilder nachweisen, doch ist es höchst wahrscheinlich, dass auch sie auf lateinische epigramme desselben dichters zurückgehen. Es steht ja fest, dass eine grosse anzahl Flemingscher gedichte, lateinischer sowohl wie deutscher, verlorengegangen ist (vgl. zu den ersteren Lappenberg a. a. o. s. 477 ff.), und so mögen uns in den genannten madrigalen recht gut übertragungen von verschollenen lateinischen epigrammen vorliegen. Dass Schirmer manches ungedruckte gedicht seines hochgeschätzten landsmanns zu gesicht bekommen mochte, ist bei seinen beziehungen zu Leipzig sehr leicht denkbar. Er bezog 1643 die dortige

1) Bebermeyer, Beitr. 44 s. 76 und 77 anm. 1.
2) Beitr. 48 s. 91.

universität und fand bald eingang in die Leipziger literarischen kreise. Wie mit Timotheus Ritzsch, vermutlich einem verwandten des Leipziger buchdruckers Gregorius Ritzsch, der zwischen 1631 und 1633 mehrere schriften von Fleming druckte, und der auch selbst dichtete¹, befreundete er sich wohl auch mit anderen Jugendgenossen Flemings und dürfte so manches jener handschriftlichen gedichte kennen-gelernt haben, die Fleming, ohne sich selbst eine abschrift davon zu machen, an freunde verschenkte, und die zum grossen teil nicht wieder zum vorschein kamen². Dass den fünf genannten Madrigalen verschollene gedichte Flemings zugrunde liegen, ist nicht nur deshalb sehr wahrscheinlich, weil sie mit den sieben anderen, nachweislich auf Fleming zurückgehenden, dieselbe metrische form gemein haben und mit diesen zu einer gruppe vereinigt sind, sondern es spricht auch der umstand dafür, dass sie, von kleineren zerdehnungen und ähnlichen mängeln abgesehen, ebensowenig wie die sieben anderen Madrigale an der den Schirmerschen dichtungen eigenen breite und weitschweifigkeit leiden. Auch stofflich passen sie recht wohl in den rahmen der Flemingschen gedichte. Die beiden Madrigale 'Über den Neid' s. 482 f. sind vielleicht Flemings trostgedichten an Olcarius³, Lat. gedichte s. 374, Ep. 5, 72 und 73, anzureihen. Die gedichte 'An die Elbe' s. 477 und 'Über die aufmachende Anemone' s. 478 handeln beide von einer geliebten, die den von Fleming seiner braut Elsabe Niehusen⁴ beigelegten namen 'Anemone' trägt. In ersterem lässt Schirmer freilich das mädchen in der Elbe baden, was für die in Reval befindliche Elsabe nicht zutreffen würde, doch mag er sich hier eine ähnliche änderung der örtlichkeit erlaubt haben wie in dem gedichte 'An das Leiptzigsche Rosenthal', und dasselbe mag auch bei dem madrigal 'An die Dryaden. Als er wieder vom Hause reisete' s. 476 der fall sein, welches an die nymphen von Schirmers heimat gerichtet ist. Das schönste von den fünf gedichten ist das 'Über die aufmachende Anemone'. Ich kann mir nicht denken, dass ein so reizendes und in so knappen strichen gezeichnetes bildchen eine selbständige dichtung Schirmers sein sollte. Ich lasse hier einen abdruck der verse folgen:

Der Abend war ankommen.
 Ich hatte meinen Weg bereit zu jhr genommen,
 Zu Ihr, zu meiner Anemonen.
 Ich klopfet an.
 Bald ward mir aufgethan.
 Die rechte Hand trug Ihr das Licht.
 Die Lincke deckt jhr Angesicht.
 So balde ward das tiefst in meinem Hertzen
 Verletzt von jhren göldnen Kertzen.
 Wo kam ich hin? Sah ich denn in die Ferne?
 Das kan ich itzund nicht aussprechen.

1) Vgl. Paul Flemings Deutsche gedichte, I u. II, Stuttgart 1865 = Bibl. d. lit. ver. in Stuttgart, bd. 82 und 83, s. 822 f. und 704 nr. 17 nebst den hier angeführten nummern der bibliographie.

2) Vgl. die bei Lappenberg abgedruckten einschlägigen bemerkungen des dichters und die titelverzeichnisse der von diesem vermissten gedichte am schlusse der bücher 1-5 und 7-12 der lateinischen epigramme.

3) Vgl. über ihn ADB bd. 24, s. 269 ff. und Goedekes Grundriss, bd. 3, s. 64.

4) Näheres über sie in Lappenbergs ausgabe der Deutschen gedichte Paul Flemings, s. 882.

Jedoch die mir das Licht getragen,
Die war die Venus ohne Tagen
Selbselbst mit jhrem Abend-Sterne.

MÜNCHEN.

ANTON ENGLERT.

Matthissoniana

1.

Ein tagebuch aus Matthissons jugend, das er während der schulzeit in Klosterbergen vom januar bis april 1777 geführt hat, hat Helm in den Neuen Heidelberger jahrbüchern 10, 81 veröffentlicht und mit den notwendigsten erläuterungen versehen. Zu der sprachlichen form dieser aufzeichnungen macht er (s. 84) einige bemerkungen, die mir nicht in allen punkten das richtige zu treffen scheinen. Er hebt hervor, dass Matthisson 'mir' und 'mich' verwechselt, was bekanntlich eine charakteristische eigenheit des hochdeutschen solcher schriftsteller ist, die ursprünglich niederdeutsch gesprochen haben und daher kein sicheres sprachgefühl für eine strenge unterscheidung dieser kasus mitbringen, die es in ihrer angestammten mundart nicht gibt. Die gleiche eigenheit bei dem dichter des Altonaer Joseph ist ja bekanntlich, wie ich (Germanisch-romanische monattschrift 9, 36) nachgewiesen habe und woran auch Berendsohns widerspruch (dessen sprachliche kompetenz ich eider genau so beurteilen muss, wie es Behagel im Literaturblatt für germanische und romanische philologie 1922 s. 368 getan hat) nichts ändern kann, einer der unumstösslichen beweis, die seine identifizierung mit Goethe unmöglich machen. In zusammenhang mit dieser unsicherheit der pronominalen kasus, besonders nach präpositionen, will Helm in den kasusdifferenzen überhaupt 'eine art hyperhochdeutsch' des geborenen Niedersachsen sehen und führt dazu für die Magdeburger gegend beispiele aus Firmenichs völkerstimmen an. Diese beispiele sind richtig, wie ich als geborener Magdeburger bezeugen kann, aber die beurteilung muss teilweise eine andere sein. In der hochdeutschen umgangssprache ist auf weite strecken hin auslautendes *m* zu *n* geworden. Bei maskulinen nominalformen fallen daher dativ und akkusativ in eine *n*-form zusammen; beweisend aber ist das neutrum, denn es heisst nun 'in den buche' und 'mit seinen kinde' genau so wie 'mit meinen vater'. In Sachsen und Thüringen ist das eine allbekannte erscheinung: dem literaturforscher, der Lotte Lengefelds brieft liest, tritt sie auf jeder seite mehrfach entgegen (ich zitiere aufs geratewohl Schiller und Lotte 1, 253 'mit ihren kinde', 't'zu seinen vorteil'; 2, 85 'in den käfig' als dativ, 'aus den anblick', 'in ihren sinn' als dativ; 3, 125 'für den gedanken' als singulardativ). Dasselbe gilt für die Magdeburger gegend, und dementsprechend schreibt Matthisson s. 88 'an den gestrigen age', 'mit meinen fleiss', 'in allen', 'seit jenen schönen nachmittag'; s. 91 'zu diesen wichtigen vorhaben'; s. 92 'unter seinen süssen vaterschutz' als dativ; s. 101 'zwischen guten und bösen' als singulardativ; s. 112 'in diesen gedanken' als singulardativ. Es kumuliert sich also hier eine rein lautliche erscheinung mit dem nichtvorhandensein des sprachgefühls für die kasusdifferenz in der gleichen tendenz auf eine totale unsicherheit der scheidung von dativ- und akkusativformen hin. Von den von Helm s. 84 anm. 1 als rektionsfehler angeführten beispielen sind ausserdem die beiden ersten zu streichen: 'lass mir bald empfinden' und 'er wird mir noch empfinden'.

lassen' stehen auf einer gänzlich andern linie als etwa 'du kannst mich kraft geben' oder 'noch kleben mich meine vergehungen an'; auch 'hat mir die tugend gelehrt' ist etwas ganz anderes. Über den dativ bei 'lassen' in verbindung mit andern infinitiven vgl. Deutsches wörterbuch 6, 232 und Paul, Deutsche grammatik 3, 394, über den dativ bei 'lehren' Deutsches wörterbuch 6, 565. Soviel zur beurteilung der sprachlichen nachlässigkeiten.

Was den inhalt des tagebuchs angeht, so sind Helm, der einige der von Matthiisson eingeflochtenen verszitate mit gutem finder-glück bei Sturm und Miller aufgestöbert hat, zwei wichtigere zitate in ihrer eigenschaft als solche entgangen, von denen das zweite besonders bedeutungsvoll ist. In den versen s. 92 ist 'tugend nur, o hoher name, silberton dem ohr!' Klopstocks ode 'Das neue jahrhundert' vers 9 'o freiheit, silberton dem ohre!' (Oden 1, 148 Muncker-Pawel) abgeborgt. — Der eintrag vom 30. januar beginnt (s. 94): 'Mitten im getümmel mancher freuden, mancher angst und mancher herzensnot entfloh mir dieser tag'. Hier zitiert Matthiisson fast wörtlich den eingang von Goethes gedicht 'An Lottchen': 'Mitten im getümmel mancher freuden, mancher sorgen, mancher herzensnot', das unter dem titel 'Brief an Lottchen' in Wielands Merkur vom januar 1776 an der spitze des betreffenden heftes erschienen war. Im gleichen jahrgang dieser monatschrift finden sich auch Heineses Düsseldorfer gemäldebriefe, von deren begeisternder lektüre Matthiisson in seiner selbstbiographie erzählt (Literarischer nachlass 1, 253).

2.

Wichtiger ist ein späteres, umfänglicheres tagebuch Matthiissons, schon weil es auf grosse strecken hin die nahezu wörtliche quelle zu seinen 'erinnerungen' geworden ist: nach einer auszüglichen veröffentlichung von Hosaeus (Mitteilungen des vereins für anhaltische geschichte und landeskunde 5, 348) hat es erst Bölsing in seiner kritischen gesamtausgabe von Matthiissons gedichten 2, 193 vollständig abgedruckt. Auf diesen abdruck beziehen sich die folgenden bemerkungen.

S. 201 heisst es bei der beschreibung der jungen mädchen in dem tüchter-pensionat in Frankenthal bei Mannheim: '*I was always an admirer of happy human faces.*' Der englische satz mitten in dem deutschen kontext deutet ein zitat an, wie man ja auf solche fremden gästen abgeborgten blüten und blätter bei dem zeitlebens reichlich zitatlustigen und zitatfesten dichter mit oder ohne angebe der vaterschaft stets gefasst sein muss. Der satz entstammt dem ersten, selbstschildernden kapitel von Goldsmiths '*Vicar of Wakefield*'. In den Schriften 2, 11 (ich zitiere stets die ausgabe letzter hand, Zürich 1825—29) heisst es bei schilderung des besuchs in Frankenthal in deutscher fassung: 'Ich erkläre mich wie der gute dorfprediger von Wakefield stets für einen grösseren bewunderer von glücklichen menschengesichtern als von raren schneckenläusern und schmetterlingen.'

S. 203. Das trappistenkloster bei Düsseldorf hat eine gewisse literarische berühmtheit: Fritz Jacobi pflegte befreundete besucher gern dorthin zu führen, eine gewohnheit, der wir die expektoration Forsters in den 'ansichten vom Niederrhein' (Sämtliche schriften 3, 40) und die kürzere erwähnung im tagebuch Wilhelm von Humboldts (Gesammelte schriften 14, 59) verdanken.

S. 229. Matthiisson berichtet von seiner lektüre am 1. februar 1788: 'Abends den beschluss von Merians korrespondenz, hierauf den *Lutrin*'. Im namenregister bucht Bölsing (s. 390) diesen *Lutrin* wie eine persönlichkeit, gesteht allerdings durch ein fragezeichen, dass er diese nicht zu identifizieren vermag. Er durfte wohl

wissen, dass *'Le lutrin'* (das chorpult) der titel einer satirischen dichtung Boileaus ist, zumal der dichter auch in den Schriften 4, 156 darauf anspielt.

Ebenda. Die worte *'τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς'*, die Matthisson auch seiner *'Polydora'* als motto vorgesetzt hat (Schriften 8, 163), finden sich als gebet der Lacedämonier (. . . τοῖς θεοῖς διδόναι κελύροντες) in Platons zweitem Alkibiades s. 148 c. In seinen gedichten kehren sie mit vorliebe immer wieder: *'Gieb mir als jüdling und als greis am väterlichen herd, o Zeus, das schöne zu dem guten'* opferlied (1, 137 Bölsing, den ich stets zitiere); *'Fleh'* um das gute zum schönen' Rousseaus grotte bei Lyon (1, 214); *'Wo mit bundestreue dem schönen sich das gute fromm vermählt'* regentenspiegel (2, 84); *'Das gute zum schönen dir ewig und ewig'* huldigung der feen (2, 164). Das *'opferlied'* machte, wie überhaupt Matthissons gedichte, nicht nur die weltbekannte *'Adelaide'*, einen so tiefen eindruck auf Beethoven, dass er es mehrfach komponiert hat, zum erstenmal schon 1794, zuletzt 1823, gedruckt als op. 121 b (vgl. Nottebohm, Thematisches verzeichnis der im druck erschienenen werke von Ludwig van Beethoven² s. 116. 178; Beethoveniana s. 50; Thayer-Riemann, Ludwig van Beethovens leben 2, 26. 4, 260). Nottebohm sagt sehr richtig (Beethoveniana s. 51): *'Es muss ihn dauernd interessiert haben und es scheint für ihn ein gebet zu allen zeiten gewesen zu sein.'* Speziell unsere worte *'Das schöne zu dem guten'* hat er noch zweimal als kanon bearbeitet (Thayer 4, 467. 5, 209). Beethovens komposition seiner *'Adelaide'* erwähnt Matthisson auch schriften 8, 46, indem er sie eine *'zauberei'* nennt.

S. 236. Über frau von der Lühe vgl. jetzt Humboldts Gesammelte schriften 14, 229.

S. 271. Der possierliche Göttinger bibliothekar, der Heyne so gelungen zu kopieren verstand, hiess nicht Dornedder, sondern Dornedden (vgl. Pütter, Versuch einer akademischen gelehrten-geschichte von der Georg-Augustus-universität zu Göttingen 3, 415).

3.

Einen kommentar zu Matthissons gedichten, der vielfach recht nötig ist, hat Bölsing im rahmen seiner ausgabe weder geben können noch wollen. Einen gewissen ersatz, wenigstens soweit es sich um persönlichkeiten der geschichte, sage und mythologie handelt, kann das ausführliche register bieten, das er beigegeben hat. Leider ist dieses aber recht lückenhaft: so fehlt, um nur einiges wenige als beispiel herauszugreifen, bei Claude Lorrain 1, 140, bei Cook 2, 57, bei Goldsmith 2, 201, bei Goethe 2, 242, bei Herkules 2, 34. 37. 48. 63, bei Hölty 1, 229, bei Homer 2, 315, bei Horaz 2, 56. 152, bei Kant 2, 174, bei Knebel 2, 175, bei Lavater 1, 262, bei Linné 2, 52. 55. 169, bei Loreto 1, 242, bei Lucian 2, 62, bei Johannes Müller 1, 264, bei Ossian 1, 126, bei Petrarca 2, 204, bei Pope 2, 64, bei Raffael 2, 48, bei Richardson 2, 57, bei Sappho 1, 171, bei Schiller 1, 271, bei Shakespeare 1, 277. 2, 47. 284, bei Veronese 2, 61, bei Wieland 1, 91. 2, 57. Manche namen fehlen überhaupt ganz: ich nenne hier nur Ariost (1, 91. 2, 93), Böttiger (2, 14), Boileau (2, 229), Colonna (2, 60), Gries (2, 175; die lösungen der charaden berücksichtigt das register prinzipiell nicht), Griesbach (2, 175), Haüy (2, 272), Kämpfer (2, 51), Klinger (2, 51), Laokoon (2, 34), Memnon (2, 44), Menander (2, 195), Mendrisio (2, 7), Mozart (2, 64), Paracelsus (2, 62), Pontoppidan (2, 52), Pyrrhon (2, 63), Schmolek (2, 64), Sisyphus (2, 51), Swift (2, 63), Weinbrenner (2, 174).

Matthissons noten zu seinem gedicht 'Alins abenteuer' (2, 47) enthalten eine menge literarischer anspielungen, über die wie über das ganze machwerk Angust Wilhelm Schlegel nicht mit unrecht die schale seines spottes ausgegossen hat (Sämtliche werke 12, 59). S. 57 werden zwei titel von romanen 'im gesegneten zeichen des wassermanns' genannt, 'Die zwölf schlafenden jungfrauen' und 'Der alte überall und nirgends', von denen der erstgenannte auch in einem distichon des Karlsbader zyklus (2, 89) wieder erwähnt wird. Bölsing hat sie nicht nachgewiesen: beide sind von dem berichtigten Christian Heinrich Spiess (vgl. Goedekes grundriss² 5, 507). Ähnlich wäre noch mancherlei zur erläuterung der gedichte beizutragen.

4.

Im Goethejahrbuch 28, 173 hat Daniel Jacoby eine abhandlung über 'Goethes und Schillers verhältnis zu Matthisson' veröffentlicht, die die persönlichen und literarischen beziehungen unseres dichters zu den beiden Weimarer klassikern sowie die urteile und wirkungen herüber und hinüber so darstellt, dass man sie für abschliessend halten könnte. Sie gilt daher auch sozusagen für kanonisch, obwohl sich mancherlei begründete einwände dagegen vorbringen lassen, von denen ich heute nur auf zweie eingehen will.

S. 178 spricht Jacoby von den zitatzen aus Goethes werken bei Matthisson und seinen urteilen über solche und führt dann, wie er ausdrücklich sagt, 'nur einige, aber aus verschiedenen zeiten' wörtlich an. Demgegenüber sagt Krebs (Friedrich von Matthisson s. 180 anm. 1), Jacoby habe 'überpeinlich jedes zitat aus Goethe in Matthissons werken' angeführt, was wie ein schwerer vorwurf klingt. Ich gebe zur berichtigung von Krebs im folgenden eine vollständige liste derartiger anführungen, wobei ich diejenigen, die schon bei Jacoby sich finden, mit einem sternchen auszeichne. Matthisson zitiert von Goethe:

Dichtung und wahrheit: Schriften* 7, 122. 8, 98;

Erwin und Elmire: Schriften* 5, 361;

Faust: Schriften 2, 149. 4, 71. 227. 5, 172. 6, 502. 7, 359. 8, 19. *113. 145; gedichte 2, 58;

Gedichte: An den mond: Literarischer nachlass 1, 226;

An Lottchen: vgl. oben s. 432;

Der könig in Thule: Schriften 4, 119;

Der wanderer: Schriften* 4, 263. 5, 31. 47. 7, 227. 358;

Harzreise im winter: Schriften* 6, 192;

Meine göttin: Schriften* 2, 9;

Mignon: Schriften 2, 6. 7, 321;

Philomele: Schriften* 3, 294;

Prometheus: Schriften* 6, 178;

Venezianische epigramme: Schriften 5. 180. *195. *6, 315. 7, 340;

Wonne der wehmut: Gedichte 2, 242;

Iphigenie: Schriften 3, 340 (vgl. auch Jacoby s. 175);

Künstlers erdewallen: Schriften 5, 275;

St. Rochusfest zu Bingen: Schriften 8, 57;

Werthers leiden: Schriften 7, 169;

Wilhelm Meisters lehrjahre: Schriften 5, 40;

Xenien: Schriften 8, 122.

Eine stelle, die sowohl Jacoby wie überhaupt der literarischen forschung bisher entgangen ist, obwohl sie sehr grosse wichtigkeit hat, verdient noch ganz besondere hervorhebung: in seiner excerptensammlung 'Polydora' hat Matthisson ohne quellenangabe folgende sätze aufgezeichnet (Literarischer nachlass 1, 201): 'Shakespeare. Es sind keine gedichte. Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren büchern des schicksals zu stehen, in denen der sturmwind des bewegtesten lebens saust und sie rasch hin und wieder blättert'. Wir stehen hier auf wohlbekanntem boden: es sind wörtlich Wilhelm Meisters worte zu Jarno in den lehrjahren 3, 11 (Werke 20, 309), die ohne änderung aus der Theatralischen sendung 5, 10 (ebenda 52, 160) übernommen sind. Damit vergleiche man nun eine andere stelle aus Matthissons zur ostermesse 1795, also vor Goethes roman erschienenen briefen (1, 64): 'Shakespeare ist geschichte der menschheit in anschauen gebracht; alle seine szenen sind einzelne wehende blätter aus dem grossen buche der vorsehung und in diesem betrachte ist alles an ihm merkwürdig.' Diese sätze (die Matthisson übrigens wörtlich auch in den Schriften 3, 159 wie ein im eigenen garten erzeugtes gewächs innerhalb eines reiseberichts aufpflanzt) sind dem schlussabsatz jenes merkwürdigen fragments 'eines aufsatzes über die beste leitung eines jungen genies zu den schätzen der dichtkunst . . . , welches ich der güte eines freundes verdanke und dessen verfasser Sie selbst an seinem geiste und gepräge erkennen mögen' (s. 57), entnommen. Ist dieser aufsatz, wie ich in übereinstimmung mit Fre-enius Suphan Steig nicht zweifle (vgl. Herders Sämtliche werke 9, XVII. 544), von Herder, so haben wir damit in diesem aus der zweiten hälfte der siebziger jahre stammenden aufsatz die quelle, aus der Goethe das grandiose gleichnis von den wehenden blättern des schicksalsbuches geschöpft hat. Das bild selbst hat Herder übrigens schon in den verschiedenen fassungen seines grossen älteren aufsatzes über Shakespeare, wo die entsprechenden stellen in chronologischer abfolge so lauten: 'Ausgerissene, wehende blätter aus dem grossen buch der vorsehung! Im sturm der zeiten und begebenheiten dahingeworfen, wehen sie daher und schweben vors auge' (Sämtliche werke 5, 239); 'Ausgerissene, zerrissene blätter aus dem grossen buch der vorsehung! Im sturm der zeiten und begebenheiten wehen sie daher, rücken vors auge und verschwinden' (ebenda); 'Lauter einzelne, im sturm der zeiten wehende blätter aus dem buch der begebenheiten, der vorsehung, der welt!' (ebenda s. 21^o). Auch eine dieser älteren fassungen könnte Goethe gelesen haben und ihm daraus das gleichnis haften geblieben sein: mir scheint jedoch die grössere wahrscheinlichkeit für jene späteste form als anknüpfungspunkt zu sprechen. Matthisson muss die verwandtschaft der worte Herders und Goethes selbst aufgefallen sein und daraus erklärt sich wohl am ehesten die aufnahme der Goetheschen sätze in seine 'Polydora'.

5.

Der zweite punkt in Jacobys abhandlung, der einer berichtigen besprechung bedarf, betrifft die gestalt der Goetheschen gedichte, die Matthisson seiner 'Lyrischen anthologie' einverleibt hat. Er führt eine grosse zahl solcher varianten der anthologie gegenüber dem vulgattext Goethes auf, die teilweise allerdings tief einschneidende veränderungen darstellen, und geht mit dem anthologisten entsprechend scharf ins gericht, dass er es 'sich einfallen liess', im 'geiste des besserungssüchtigen Raml-r' auch vor eingriffen in Goethes schöpfungen nicht zurückzuschrecken (s. 179). Ich habe schon vor jahren gelegentlich (Enphorion 15, 778 anm.) darauf hingewiesen,

dass Jacoby hier Matthisson schweres unrecht getan hat und dass ihm 'leider das missgeschick begegnet' ist, 'dass er die ältesten drucke jener gedichte, die dem anthologisten allein vorlagen, nicht nachgesehen und so die früheren, sich dort findenden Goetheschen lesarten, die in den späteren fassungen verbessert sind, für produkte Matthissons gehalten hat'. Diese notiz ist aber leider ganz unbeachtet geblieben und Krebs hat Jacobys vermeintliches resultat neuerdings in seinem bnche über unsern dichter (s. 170) unbesehen übernommen und teilweise, worauf ich nachher komme, mit ähnlichem misserfolge seine tendenz und methode auch auf die Schillerschen gedichte der anthologie ausgedehnt. Die frage ist wichtig genug, um sie einmal endgiltig zu erledigen und die verfehlungen Matthissons in bezug auf existenz oder nichtexistenz und im ersteren falle auf motive und tendenzen einwandfrei festzustellen. Sonderbarerweise hat sich Jacoby nicht an die lesarten der Weimarischen ausgabe, sondern an den sehr lückenhaften variantenapparat in Loepers letzter ausgabe der gedichte gehalten: da dieser aber z. b. die textgeschichte der venezianischen epigramme ganz unrichtig darstellt, indem er die unterschiede zwischen den Neuen schriften, dem musenalmanach und den späteren Cottaschen ausgaben ignoriert (1, 438), so konnte hieraus die frage der quellen Matthissons nicht gelöst werden. Ich gebrauche der kürze wegen im folgenden die siglen der Weimarischen ausgabe: *S* ist der achte band der Schriften von 1789 (Götschen), *N* der siebente band der Neuen schriften von 1800 (Unger), *J* der betreffende, den ersten druck enthaltende musenalmanach. Es versteht sich, dass auch die auswahl, die Matthisson unter Goethes gedichten getroffen hat, an sich beachtung verdient: man bemerkt leicht, dass alle oben als quellen von zitatzen bei Matthisson nachgewiesenen gedichte (mit einziger ausnahme von 'An Lottehen') auch hier wiederkehren. Im elften bande der anthologie (Zürich 1805) finden sich zunächst 20 gedichte Goethes, denen unter der überschrift 'Hesperische blumen', die natürlich Matthisson gehört (er liebt den namen Hesperien für Italien: vgl. Gedichte 2, 386), 14 von den venezianischen epigrammen und 6 gedichte aus 'Antiker form sich nähernd' folgen. Dann enthält der zwanzigste band der sammlung (Zürich 1807), der allerhand nachträge zu früheren bänden bringt, nochmals 10 gedichte Goethes und das glaubensbekenntnis aus dem Faust.

Ich beginne mit den stücken des elften bandes (s. 145–214).

'Die braut von Korinth': zugrunde liegt *N*. Abweichungen: 25 'dass er sich aufs bett gekleidet legt'] 'dass er angekleidet sich aufs bette legt' *N*. Die vier ersten verse der strophe dieser ballade haben durchgängig fünf hebungen mit einziger ausnahme unserer zeile, wo dem dichter, sicher ganz unabsichtlich, ein sechsfüssler entschlüpft ist, der auch bei allen späteren redaktionen des textes unbemerkt geblieben ist. Matthisson, der selber ein höchst korrekter metriker war, hat hier einen kleinen makel, der ihm empfindlicher war als dem verfasser, wegzuwischen gewagt: die beurteilung dieses wagnisses dürfte verschieden ausfallen. Goethe wollte zwar die bekannte siebenfüssige bestie in 'Hermann und Dorothea' als wahrzeichen stehen lassen (vgl. Riemer, Mitteilungen über Goethe 2, 586 anm.) und hätte vielleicht auch, wenn Riemer oder Göttling ihn auf unsern lapsus aufmerksam gemacht hätten, was nicht geschah, sich seiner neigung nach als latitudinarianer und verteidiger der '*grata negligentia*' bewährt: trotzdem hat er die massenhaften falschen und holprigen pentameter seiner ältesten distichischen gedichte nicht stehen lassen wollen. — 158 'nun] 'nur' *N*. Druckfehler.

'Meine göttin': zugrunde liegt *S*. Abweichung: 7 'seltsamsten'] 'seltsamen' *S*.

Die gleiche lesart wie Matthisson zeigen seltsamerweise die handschriftlichen fassungen und das Tiefurter journal, die ihm nicht bekannt gewesen sein können. Das Tiefurter journal lernte er erst 1827 durch den erbgrossherzog Karl Friedrich kennen, der für ihn eine abschrift anfertigen liess, die in von der Hellens ausgabe nicht erwähnt wird (vgl. Schriften 8, 128).

'Harzreise im winter': zugrunde liegt *S.* Abweichungen: 22 'reihert'] 'reichen' *S.* Der gleiche druckfehler kam dann auch in die Cottaschen ausgaben *A* und *B* hinein und rief Goethes spottende abwehr (Werke 41, 1, 233) hervor. — 42 'ungenügender'] 'ung'nügender' *S.* Pedantische normalisierung. — 49 'dürstenden'] 'durstenden' *S.* — 81 'ahndende] 'ahnende' *S.* Matthisson war 'ahnden' geläufiger, wie sich aus vielen stellen ergibt.

'Prometheus': zugrunde liegt *S.* Abweichungen: 22 'noch aus noch ein'] 'wo aus noch ein' *S.* Druckfehler? — 43 'mächtige'] 'allmächtige' *S.* Hier scheint rhythmische glättung beabsichtigt zu sein, indem nun sechs daktylen sich unmittelbar hintereinander ergeben.

'Amor ein landschaftsmaler': zugrunde liegt *S.* Keine abweichungen.

'Der wanderer': zugrunde liegt *S.* Abweichung: 122 'ackermann'] 'ackersmann' *S.* Individuelle änderung nach Matthissons sprachgebrauch, kaum druckfehler. Auch bei Goethe konkurrieren sonst beide formen (vgl. Werke 2, 324).

'Alexis und Dora': zugrunde liegt *N.* Abweichung: 92 'umschwang'] 'um-schlang' *N.* Druckfehler.

'Amyntas': zugrunde liegt *N.* Abweichungen: 32 'saugt sie die'] 'sauget die' *N.* Matthisson führt strengen parallelismus des satzbaus ein. — 40 'sterbende'] 'strebende' *N.* Druckfehler.

'Der gott und die bajadere': zugrunde liegt *N.* Abweichung: 34 'fodert'] 'fordert' *N.* Da sonst Matthisson die altertümliche form durch die modernere zu ersetzen pflegt, dürfte hier ein druckfehler vorliegen.

'Der zauberlehrling': zugrunde liegt *N.* Keine abweichungen.

'Das blümlein wunderschön': zugrunde liegt *N.* abweichung: 82 'auch fast das herz mir'] 'mir fast das herze' *N.* Jacoby nennt (s. 180) die änderung 'gegen sinn und wohlklang frevelnd': das geht entschieden zu weit, denn der sinn bleibt unberührt und der wohlklang ist undiskutabel. Matthisson wollte die altertümliche substantivform 'herze' beseitigen.

'An die erwählte': zugrunde liegt *N.* abweichung: 12 'den'] 'dem' *N.* Druckfehler?

'Jägers abendlied': zugrunde liegt *S.* Keine abweichungen. Was Jacoby (s. 180) als solche aus vers 6 anführt, steht wörtlich in *S*; der vulgattext trat erst in *A* ein, das nach der anthologie erschien; auch Loeper verzeichnet die betreffende variante.

'An den mond': zugrunde liegt *S.* Keine abweichungen.

'An Lyda': zugrunde liegt *S.* Keine abweichungen ausser der namensform des titels (bei Goethe 'Lida').

'Gesang der geister über den wassern': zugrunde liegt *S.* Abweichung: 35 'winde'] 'wiud' *S.* Druckfehler?

'Grenzen der menschheit': zugrunde liegt *S.* Keine abweichungen.

'Das göttliche': zugrunde liegt *S.* Abweichungen: 9 'ahnden'] 'ahnen' *S.* 60 'geahndeten'] 'geahneten' *S.* Vgl. oben zur 'Harzreise im winter'.

‘Seefahrt’: zugrunde liegt *S*. Keine abweichungen.

‘Die erste Walpurgisnacht’: zugrunde liegt *N*. abweichung: 38 ‘schichtet’ ‘schlichtet’ *N*. Wie Matthisson liest auch der vulgattext seit *B*, während noch *A* die lesart von *N* hat: Düntzer erklärt jene (Zeitschr. 23, 296) für einen druckfehler, schwerlich mit recht. Es liegt hier eine verschiedenheit des ober- und niederdeutschen sprachgebrauchs vor (vgl. Deutsches wörterbuch 8, 2640. 9. 670). Goethe hat auch sonst stets ‘schichten’ in diesem sinne und Matthisson hat eine richtige konjektur angebracht.

‘Hesperische blumen’. Unter diesem sammeltitel vereinigt Matthisson folgende gedichte, die er mit laufenden nummern versehen hat: 1 = Venezanische epigramme 2, 2 = 5, 3 = 8, 4 = 11, 5–7 = 13–15, 8 = 20, 9 = 21, 10 = 56, 11 = 81, 12 = 82, 13 = 96, 14 = ‘Anakreons grab’, 15 = ‘Zeitmass’, 16 = ‘Warnung’, 17 = ‘Einsamkeit’, 18 = ‘Philomele’, 19 = ‘Süsse sorgen’, 20 = Venezianische epigramme 1. Zugrunde liegt für die epigramme *N*, für die andern distichischen gedichte *S*.

Die venezianischen epigramme fasse ich zusammen. Matthisson folgt genau wörtlich dem text von *N* mit folgenden ausnahmen: 20 6 ‘Überall schnurrt er’ ‘schnurrt überall’ *N* und 56, 4 ‘Wer den probierstein nicht hat’] ‘Wem der probierstein fehlt’ *N* folgen ausnahmsweise dort lesarten von *J*, d. h. dem almanach von 1796. Sechs änderungen sind eigenmächtig: 8, 3 ‘Also schwanken und schweben wir zwischen der wieg’ und dem sarge’] ‘Recht so! zwischen der wieg’ und dem sarg wir schwanken und schweben’ *N* (‘der schulmässigen korrekttheit zu liebe’ sagt Jacoby s. 180 richtig); 1³, 1 ‘duftenden’] ‘sprossenden’ *N*; 21, 2 ‘vollbracht’] ‘getan’ *N*; 96. 6 ‘mich heim’] ‘zurück’ *N* (Matthisson vermisste nicht ganz grundlos eine erwähnung des dichterischen subjekts); 1, 1 ‘Griechen’] ‘heide’ *N*; 1, 3 ‘ziegenfüssige satyr’] ‘ziegengefüssete pausback’ *N* (hier war der absonderliche ausdruck der stein des anstosses). Ich bemerke ausdrücklich, dass sich alle andern lesungen Matthissons, die Jacoby anführt (5, 1. 8, 4. 13, 4. 21, 5. 81, 1. 82, 1. 3), genau mit *N* decken.

Auch die verse ‘Antiker form sich nähernd’ will ich zusammenfassen. ‘Anakreons grab’: 1 ‘rosen hier blühn’] ‘rose hier blüht’ *S* (Matthisson uniformiert den numerus der sätze, was Jacoby nicht hervorhebt); 4 ‘schon’ ist kein druckfehler für ‘schön’ (vgl. die varianten der Weimarerischen ausgabe). – ‘Zeitmass’: die beiden ersten verse, die Jacoby s. 181 ‘verstümpert’ nennt, sind wörtlich *S* entsprechend; 4 ‘grausam die zweite mit eil’] ‘eilig die zweite herab’ *S* (Jacoby ergänzt falsch ‘stunde’ statt ‘sanduhr’). – ‘Warnung’: 1 ‘wecke den Amor nicht auf’] ‘wecke nicht den Amor’ *S* (dem mangelhaften rhythmus der ersten hexameterhälfte haben Matthisson und später Goethe selbst auf die gleiche weise abgeholfen; läge die besse- rung nicht so nahe, könnte man denken, Goethe sei Matthissons anthologie dafür verpflichtet); der dritte vers, den Jacoby beanstandet, stimmt genau zu *S*. – Die gedichte ‘Einsamkeit’ und ‘Philomele’ geben wörtlich die texte von *S* und Jacobys angriff auf Matthisson wegen des letzteren, das er sonst so rühme und hier verschlimmbessere, ist unberechtigt. – ‘Süsse sorgen’: 2 ‘lässt ja’] ‘lässet’ *S* (Matthisson beseitigt die altertümliche verbalform).

Ich gehe über zu den gedichten des zwanzigsten bandes (s. 177–202).

‘Stanzas’ (= ‘Zueignung’): zugrunde liegt *S*. Abweichungen: 23 ‘ward’] ‘war’ *S*. – 31 ‘schönes’] ‘schöner’ *S*. – 75 ‘nicht’] ‘mich’ *S*. Druckfehler. – 87 ‘nun’] ‘nur’ *S*. Druckfehler. – 92 ‘längst’] ‘lang’ *S*. Matthisson nahm anstoss an der einsilbigen adverbialform, da ihm als Norddeutschen die zweisilbige geläufig war. – 97 ‘wenn dich, wenn deine freunde dumpf die schwüle des mittags drückt’]

'und wenn es dir und deinen freunden schwüle am mittag wird' *S.* Auch hier liegt das motiv der änderung im reinsprachlichen, in der zweisilbigen adjektivform, die Matthisson zu vulgär klang.

'Wonne der wehmut': zugrunde liegt *S.* Keine abweichungen.

'Wanderers nachtlied': zugrunde liegt *S.* Abweichungen: 2 'kummer, leid'] 'alles leid' *S.* Matthisson nahm hier anstoss an dem zeugma, dem ja eine gewisse härte innewohnt. — 5 'umtriebs'] 'treibens' *S.* — 6 'banger schmerzen, wilder lust'] 'was soll all der schmerz und lust?' *S.* Hier gilt das gleiche wie beim zweiten verse. An keinem beispiel kann man klarer den unterschied von genialer sprachgewalt und korrekter mittelmässigkeit sehen.

'Gott' (= Faust 3432–3458): zugrunde liegt *S.* Abweichungen: 3445 'hier auf'] 'herauf' *S.* — 3457 'nam'] 'name' *S.* Der hiatus wird beseitigt.

'Mahomets gesang': zugrunde liegt *S.* Abweichungen: 8 'jünglingsfrisch'] 'jünglingfrisch' *S.* — 39 'unsrer'] 'unser' *S.* — 51 'geschlecht'] 'geschlechte' *S.* Beseitigung der altertümlichen substantivform.

'Erkönig': zugrunde liegt *S* oder *N.* Abweichung: 2 'ein'] 'der' *SN.* Hier muss man Jacobys zensur 'töricht' (s. 182) unterschreiben.

'Der fischer': zugrunde liegt *S* oder *N.* Keine abweichungen.

'Das veilchen': zugrunde liegt *S* oder *N.* Abweichung: 18 'sinkt und stirbt'] 'sank und starb' *SN.* Matthisson uniformiert wieder die tempora des satzes, da er damit die synkope des präteritalen 'freut' zugleich beseitigt.

'Der sänger': zugrunde liegt *N.* Abweichung: 9 'mir'] 'ihr' *N.* Auch hier uniformiert Matthisson den tenor der beiden sätze. Den wortlaut von vers 19, den Jacoby Matthisson zuschiebt, hat dieser genau aus *N* entnommen.

'Der könig in Tule': zugrunde liegt *N.* Abweichung: 15 'im hohen'] 'auf hohem' *N.* Den besserer leitet die etwas pedantische erwägung, dass man nicht auf, sondern im saale sitzt.

'Legende': zugrunde liegt *J,* d. h. der almanach von 1798. Keine abweichungen.

Zusammenfassend darf man von diesen eingriffen Matthissons in die originalen Goetheschen texte, soweit solche überhaupt nach abzug der von Jacoby irrthümlicherweise beanstandeten stellen wirklich zu konstatieren sind, folgendes sagen. Sie haben eine klar erkennbare und ziemlich konsequent durchgeführte tendenz: sie bestreben sich, kleine metrische inkorrektheiten und sprachliche absonderlichkeiten, besonders ungebräuchlich gewordene altertümlichkeiten und inkonzinnitäten des satzbaus, der wortfolge, der tempora uniformierend, glättend, modernisierend zu beseitigen. Von seinem individuellen standpunkt aus, von dem er sprachliche und metrische korrektheit und gleichschwebende normalität der rede höher schätzte als genialen, subjektiven, leidenschaftlichen überschwang und idiotismus, glaubte Matthisson sicherlich durch seine vorsichtigen änderungen ein verdienstliches werk an Goethes versen getan zu haben. Sein vorgehen war kein sakrileg, wie wir heute wohl gern geneigt sind es aufzufassen: er ordnete vielmehr die individuelle schöpfung des einzelnen, auch bedeutendsten dichters, wie Ramler, Voss und andere literarische führer des jahrhunderts der aufklärung, einem allgemeinen, für alle als norm gültigen dichtungsideal unter und glaubte, dass zur erreichung dieses für alle bindenden ideals bei momentanem subjektivem irren oder unvermögen ein sänger dem andern zur hilfe eilen dürfe und solle. Goethe selbst spricht (Werke 42, 2, 421) von der 'freilich mit beschränktem geiste und verengtem herzen redigierten lyrischen sammlung' Matthissons.

6.

Ich schliesse die gleiche untersuchung für Schillers in die 'Lyrische anthologie' von Matthisson aufgenommene gedichte an. Wenn wir auch hier wieder aus den zitatn und erwähnungen auf die lieblinge des anthologisten unter den schöpfungen Schillers schliessen wollen, so stellt sich uns das material bei weitem geringer an umfang dar als bei Goethe. Es finden sich nur folgende zitate:

- Braut von Messina: Schriften 2, 207. 8, 179;
 Gedichte: An die freude; Schriften 7, 166. 8, 34. 105;
 Das reich der formen: Schriften 5, 253. 8, 160;
 Der taucher: Schriften 5, 116;
 Die götter Griechenlands: Schriften 5, 268;
 Die kraniche des Ibykus: Schriften 5, 327;
 Kassandra: Schriften 8, 232;
 Geisterseher: Schriften 5, 180;
 Wilhelm Tell: Schriften 7, 174. 265.

Der unmittelbar nach Schillers tode (Zürich 1805) erschienene 14. band der Anthologie enthält (s. 3–156) 21 gedichte Schillers. Den texten liegt durchweg die bei Crusius, Leipzig 1800–3 erschienene originalausgabe zugrunde, die ich im folgenden mit *G* bezeichne. Von abweichungen, unter denen die mit einem sternchen bezeichneten schon von Krebs (s. 170) zusammengestellt worden sind, finden sich folgende:

'Klage der Ceres': 70 'farbe'] 'farben' *G*. Druckfehler?

'Die ideale': keine abweichungen.

'Der spaziergang': 15 'biene'] 'bien' *G*. Sprachliche und metrische glättung. — 16 'rötlichen'] 'rötlichten' *G*. — *25 'laubiges'] 'laubigtes' *G*. — 32 'grünlichen'] 'grünlichten' *G*. — 46 'flüsse'] 'flösse' *G*. Druckfehler. — *50 'jäh'] 'gäh' *G*. — 58 'tagwerk'] 'tagewerk' *G*. Druckfehler? — *68 'felsigen'] 'felsigten' *G*. — *78 'geheilgter staub'] 'verehrtes gebein' *G*. Hier wirkt wohl subjektives sprachgefühl Matthissons, das ihm das wort 'gebein' unedel und unpoetisch erscheinen liess: das kann zuweilen, wie bei Hebbels bekannter abneigung gegen das wort 'rippe', sich bis zur idiosynkrasie steigern. — *102 'bläuliche'] 'bläulichte' *G*. — *108 'nervigen'] 'nervigten' *G*. — *175 'blieb'] 'bleibt' *G*. Pedantische änderung.

'Ritter Toggenburg': *3 'fordert niemals andre triebe'] 'fordert keine andre liebe' *G*. Der rührende reim schien Matthisson ein hässlicher flecken. — *54 'zum abendschein'] 'zu abends schein' *G*. Hier störte ihn der ungewöhnliche, vom normalen stark abweichende ausdruck.

'Das eleusische fest': 108 'ernstem'] 'erstem' *G*. Druckfehler. — 109 'blutigen'] 'blutige' *G*. Wohl gleichfalls Druckfehler. — 118 'grenzen'] 'grenze' *G*. — 124 'erz'] 'erzt' *G*. Beseitigung eines archaismus (vgl. Deutsches wörterbuch 3, 1100).

'Die kraniche des Ibykus': *16 'graulichem'] 'graulichtem' *G*. — *87 'weiten . . . geschweiften'] 'weiter . . . geschweiftem' *G*. Druckfehler? — *95 'horchten'] 'horchen' *G*. Uniformierung der tempora. — *159 'schwärzlichem'] 'schwärzlichtem' *G*.

'Die erwartung': 8 'macht'] 'nacht' *G*. Druckfehler.

'Das reich der formen': keine abweichungen. Wenn Krebs (s. 173) in vers 112 Matthisson die änderung von 'Laokoon' in 'dort Priams sohn' zuschiebt, so konnte ihm, der allerdings nur den Hessesehen text von Schillers gedichten zitiert und sich wohl nicht weiter umgesehen hat, ein flüchtiger blick in Goedekes varianten-

apparat (11, 59) zeigen, dass der dichter selbst die letztere lesart der horenfassung, trotzdem er sie auf Humboldts mahnung (briefwechsel³ s. 185) in einem späteren hefte verbessert hatte, doch wieder in *G* aufgenommen hat, woher sie Matthisson unbedenklich entnahm.

'Kassandra': *38 'ahndungsvollen'] 'ahnungsvollen' *G*.

'Die götter Griechenlands': *1 'regiertet'] 'regieret' *G*. Matthisson folgt hier und in der reimenden zeile 'der satzkorrektheit zuliebe' (Krebs s. 173), die tempora uniformierend, der älteren, gleichfalls in *G* 'für die freunde der ersten ausgabe' wieder abgedruckten erfassung. — *3 'sanft noch führtet'] 'noch geführtet' *G*. — 28 'Philomelens'] 'Philomelas' *G*. Auch hier geht Matthissons mit der erfassung. — 80 'waffen'] 'pfeile' *G*. Der gleiche fall. — *96 'bleibt'] 'blieb' *G*. Wieder uniformierung der tempora.

'Der tanz': keine abweichungen. Wenn Krebs (s. 172) in vers 10 Matthisson eine änderung von 'mutiges' in 'holdes' aufbürdet, so übersieht er auch hier wieder, gestützt auf den Hesseschen text, die textgeschichte nicht: Goedekes varianten (11, 41) lehren, dass *G*, Matthissons direkte vorlage, 'holdes' hat und dass der dichter erst in der zweiten auflage der 'Gedichte' die besserung 'mutiges' eingeführt hat.

'Das lied von der glocke': 45 'vom'] 'von' *G*. Druckfehler. — *53. 54 fehlen bei Matthisson, wofür ich kein motiv anzugeben wüsste ausser dem unreinen, für den Norddeutschen Matthisson, der gewöhnt war, intervokalisches *s* mit stimmton zu sprechen, sehr empfindlichen und störenden reim 'zeitenschosse: lose' (vgl. über ähnliche differenzen zwischen ober- und niederdeutschem reimgefühl Wieland, Ausgewählte briefe 2, 339. 3, 33; Böttiger, Literarische zustände und zeitgenossen 1, 252; Planer und Reissmann, Johann Gottfried Seume s. 273. 391; Matthisson, Literarischer nachlass 3, 63). Da sich eine oberflächliche und den sinn nicht berührende besserung des reimes nicht ermöglichen liess, wie sie Matthisson in zwei andern, nachher aufzuführenden fällen gelang, wagte er es eher, zwei weltbekannte, sprichwörtlich gewordene zeilen aus Schillers populärstem gedichte wegzustreichen als sie gegen sein ideal metrischer korrektheit stehen zu lassen: so sehr gieng ihm sein ideal über die ehrfurcht vor dem dichterwort. Krebs (s. 173) hat die genesis dieser streichung nicht geahnt. — *78 'grünend'] 'grünen' *G*. Pedantische korrektur. — *130 'schneeigen'] 'schneeigten' *G*. — 272 ist 'pursch' nicht änderung Matthissons, wie Krebs (s. 171) meint, sondern 'bursch' modernisierung bei Hesse. — *276 'heimathütte'] 'heimathütte' *G*. — *374 'leun'] 'leu' *G*. Der akkusativ bekommt die ihm zustehende kasusendung. — 385 'schlägt'] 'schält' *G*. Druckfehler.

'Pompeji und Herkulanum': *22 'schaudrige'] 'schaudrigte' *G*.

'Resignation': *75 'fordre'] 'fodre' *G*.

'Hero und Leander': *94 'schwärzlich'] 'schwärzlicht' *G*. — 96 'Thetis'] 'Thetys' *G*. Hier glaubte der anthologist bessere kenntnis der griechischen mythologie zu haben als Schiller: aber bekanntlich ist die sache sehr zweifelhaft. — *214 'grausen: bei sturmwindbrausen'] 'öden: in sturmesnöten' *G*. Der unreine reim von stimmhaftem verschlusslaut auf stimmlose aspirata war Matthisson unerträglich. — *225 'spiegelglätte'] 'spiegelsglätte' *G*.

'Die vier weltalter': 17 'kein hüttchen'] 'keine hütte' *G*. Der daktylus wird beseitigt. — 23 'vom'] 'des' *G*. So wird der endungslose genetiv 'des all' als inkorrekt vermieden.

‘An die freunde’: *1 ‘wohl, ihr freunde. gab es] ‘lieben freunde, es gab’ *G.* Der altertümliche und seltene gebrauch der schwachen vokativform des adjektivs gab den anstoss. — *32 ‘Tiber borden] ‘engelsporten’ *G.* So verschwindet der für Matthisson unerträgliche reim ‘norden: engelsporten’.

‘Würde der frauen’: keine veränderungen.

‘An die freude’: *47 ‘laufft, o] ‘laufef’ *G.* — *61–72 fehlen bei Matthisson. Den grund dürften auch hier Schillers unreine reime ‘vergelten: melden’ und ‘sein: erfren’ gebildet haben, die nicht leicht zu ersetzen waren: daher musste die ganze zwölfzeilige strophe unter den tisch fallen. Krebs (s. 173) hat wieder das motiv der streichung nicht geahnt.

‘Der handschuh’: in vers 43 soll nach Krebs (s. 172) Matthisson ‘lagern’ in ‘lagern sich’ geändert haben, aber alle texte haben ‘lagern sich’ und Hesses text, auf den er sich beruft, steht ganz allein und ohne quellengewähr. — *63 ‘der ritter sich tief verbeugend spricht] ‘er wirft ihr den handschuh ins gesicht’ *G.* Matthisson folgt hier der lesart des almanachs von 1798. Seiner quelle Saint-Foix folgend (vgl. meine quellen von Schillers und Goethes balladen s. 6), hatte Schiller zuerst die derbere lesart in seinem text, die er aber dann auf frau von Steins vorhaltung hin durch die höfischere ersetzte (vgl. Schillers briefe 5, 221. 275; briefwechsel zwischen Schiller und Körner 4, 56). So erschien der vers im almanach; in *G.* kehrte er aber doch zu seiner ursprünglichen lesart zurück. Matthissons freund, August von Rode, der den sachverhalt nicht kannte, schrieb die verbesserung diesem zu und schrieb ihm am 31. dezember 1805 (Literarischer nachlass 2, 248): ‘Eine herrliche veränderung haben Sie in Schillers ‘Handschuh’ angebracht . . . die veränderung ist Ihres zartgefühls würdig und Schiller muss Ihnen dafür selbst im Elysium dankbar sein’.

‘Die künstler’: 119 ‘im harmon’schen] ‘in harmon’schem’ *G.* — 204 ‘zu] ‘zur’ *G.* — *332 ‘uns lust und anmut strahlen] ‘mit anmut uns bedienen’ *G.* Krebs (s. 173) nennt diese änderung ‘nicht ungeschickt’: einen zwingenden grund dazu sehe ich allerdings nicht. — 333 ‘entzückt: schmückt] ‘entzücket: schmücket’ *G.* — 346 ‘schauer-volles] ‘schauervollen’ *G.* — 415 ‘weichern] ‘reichern’ *G.* Druckfehler. — 425 ‘im verborgnen] ‘in verborgnem’ *G.*

Aus welchen tendenzen Matthissons änderungen sich ihm fast zwangsläufig ergaben, ist bei den einzelnen stellen erörtert worden: im allgemeinen wäre zu wiederholen, was ich oben bei gelegenheit Goethes ausgeführt habe. Wenn Krebs (s. 170) meint, die änderungen seien bei Schiller ‘nicht so tiefgreifend und bedeutend’ als bei Goethe, so ist das nicht richtig, weil Krebs sich kritiklos an Jacoby angelehnt hat. Matthisson behandelt vielmehr Schiller noch strenger als Goethe: das ergibt sich vor allem aus den mehreren eingriffen in den versbestand und in die reime. Bei Schiller merzt Matthisson den für ihn unreinen reim von stimmhaftem auf stimmloses *s* aus, in Goethes ‘Zueignung’ vers 9 lässt er die gleiche bindung unangetastet; reime von inlautenden *d* auf *t*, die auch Goethe sonst massenhaft braucht, kommen zufällig in den in die Anthologie aufgenommenen stücken nicht vor.

7.

Zum schluss gebe ich noch eine unerwartete gedankenparallele zwischen Matthisson und — Detlef von Liliencron, die ich als wirklichen historischen zusammenhang zu deuten doch nicht wage, wenn auch die möglichkeit dazu nicht

ausgeschlossen ist. Eins von Liliencron vollendetsten gedichten, 'Auf dem kirchhof', dem Brahms (op. 105, 4) die erschütternde macht seiner töne geschenkt hat, schliesst mit den worten: 'Auf allen gräbern taute still: genesen.' In seiner 'Polydora', einer sammlung von allerhand exzerpten und notizen, notiert Matthisson im anchluss an Pfeffels grabschrift für eines seiner kinder, die dann von dessen gattin ihm selbst gewidmet wurde, den gedanken (Schriften 8, 222): 'Eine allgemeine grabschrift, passend für jedes totendenkmal, gleichviel ob von holz oder marmor, wäre das wort: genesen'. Hat Liliencron zufällig diese stelle gekannt? Spiero, der in seiner biographie des dichters (Detlef von Liliencron s. 120) das gedicht eingehend bespricht und ältere fassungen mitteilt, gibt keinen anhalt; im personenregister kommt Matthissons name überhaupt nicht vor.

JENA.

ALBERT LEITZMANN.

LITERATUR.

Karl von Amira, Die germanischen todesstrafen. Untersuchungen zur rechts- und religionsgeschichte. (Abhandlungen der Bayerischen akademie der wissenschaften, philosophisch-philologische und historische klasse, XXXI. band, 3. abhandlung.) Gr. 4^o VI und 415 s. München 1922. Verlag der Bayer. akad. d. wissenschaften.

In der dritten auflage seines grundrisses des germanischen rechts (s. 240 f. anm. 1) hatte K. von Amira das demnächstige erscheinen einer abhandlung in aussicht gestellt, in der er seine ansichten über charakter und alter der germanischen todesstrafen gegenüber dem von einigen seiten erhobenen widerspruch ausführlich zu begründen gedachte. Die erfüllung seines versprechens ist durch hindernisse verschiedener art verzögert worden, die nicht ihm selbst zur last fallen. Beim erscheinen des nunmehr vorliegenden werkes über 'Die germanischen todesstrafen' waren fast 7 jahre verstrichen, seit dessen letzter teil der Münchner akademie vorgelegt worden war. Inzwischen hatten sich die äusseren schwierigkeiten unablässig gesteigert, die allmählich zu ihrem teile die wissenschaftlich-literarische produktion Deutschlands zu erdrosseln drohten. Die ganze grösse dieser gefahr ist daran zu ermassen, dass auch ein werk vom range des uns beschäftigenden ihr nur mit mühe hat entgehen können. Mit um so grösserer freude dürfen wir es begrüssen, dass die hemmungen schliesslich überwunden worden sind, und so der wissenschaft eine schwere schädigung erspart geblieben ist.

Wir sind es gewöhnt, aus K. von Amiras hand nur meisterwerke hervorgehen zu sehen. Aber auch unter ihnen nimmt seine neueste arbeit eine hervorragende stelle ein. Die methode rechtsgeschichtlicher forschung, für die der verfas- ser von jeher mit wort und tat eingetreten ist, hat er in dieser seiner jüngsten schrift in besonders eindrucksvoller und erfolgreicher art angewendet. Ein komplex von fragen, die für die erkenntnis altgermanischer zustände von massgebender bedeutung sind, ist hier auf grund eines für sich allein schon fast unübersehbaren literarischen quellenmaterials aus dem gesamtberreiche der germanischen rechts- geschichte zur erörterung gelangt. Dieses material ist aber bei einem gegenstande, wie dem vorliegenden, aus naheliegenden gründen in besonders hohem grade der

ergänzung bedürftig und fähig, die für die erkenntnis zumal ursprünglicher rechtsanschauungen aus der betrachtung der sonstigen mit ihnen auf das engste verbundenen äusserungen des volksgeistes gewonnen werden können. 'Es handelt sich darum, aus dem gesamten geschichtlich gegebenen stoff aller germanischen rechte und ihrer tochterrechte eine möglichst breite grundlage für rückschlüsse auf den frühesten zustand zu gewinnen und diese durch ausblicke auf die übrigen rechte der europäischen Arier zu kontrollieren . . . Dabei darf die stoffsammlung nicht etwa bei den schriftlichen überlieferungen stehenbleiben; sie wird zu deren ergänzung auch die archäologie zu hilfe rufen müssen. Und sie darf nicht stehenbleiben bei den überlieferungen von spezifisch rechtlichem inhalt; sie wird diese, je weniger sie für sich allein schlüssig sind, um so mehr auch im lichte der volkskunde und der religionsgeschichte zu betrachten haben' (s. 5). Die wissenschaften, deren unterstützung die jurisprudenzen hier in anspruch nimmt, sind dabei natürlich nicht allein die gebenden. Insbesondere mit der religionsgeschichte verbinden so enge beziehungen den gegenstand der arbeit, dass der verfasser seine untersuchungen von vornherein als solche 'zur rechts- und religionsgeschichte' bezeichnen durfte.

Nur die öffentliche todesstrafe, d. h. die von der staatlich organisierten gesellschaft selbst im dienste ihrer rechtsordnung gehandhabte todesstrafe bildet den eigentlichen gegenstand der untersuchung von Amiras. 'Es gab todesstrafen nach privatstrafrecht, d. h. strafen, die nur im privatinteresse, sei es eines einzelnen, sei es einer sondergruppe innerhalb der gesellschaft verhängt wurden' (s. 7). Wie His (Strafrecht der Friesen s. 170) bemerkt, müssen die privatstrafen einmal einen sehr grossen raum eingenommen haben. Vielfach gelegentlich erwähnt, ist das altgermanische privatstrafrecht zuerst von Amira in der 3. auflage seines grundrisses des germanischen rechts (§ 82a) zusammenfassend charakterisiert worden. Die todesstrafe nach privatstrafrecht konnte dabei nicht unerwähnt bleiben, aber auch nicht des näheren behandelt werden. Jetzt dagegen bietet sie den beherrschenden gesichtspunkt, unter dem das privatstrafrecht eine eingehendere darstellung erfährt (s. 7-22). Dies geschieht freilich nur, um dem verfasser 'die bahn zur analyse der staatlichen todesstrafen frei zu machen' (s. 7). Wir erhalten jedoch hier zum ersten male einen überblick über das verstreute material betreffend strafen nach sippenrecht, nach cherecht und nach racherecht und einen einblick in die schwierigkeiten, die sich von verschiedenen seiten her der wissenschaftlichen ausbeutung dieses materials in den weg stellen. Zu einem teile ergeben sie sich aus der beeinflussung, welche die todesstrafe des privatstrafrechts von der öffentlichen todesstrafe erfahren und auf sie ausgeübt hat. Mit der sonderung der beiden verwendungen der todesstrafe geht demgemäss bei dem verfasser die aufzeigung ihrer beziehungen zu einander hand in hand.

Eine untersuchung der öffentlichen todesstrafe aber hat für das altgermanische recht gegenwärtig ihren ausgangspunkt weiter zurückzustecken, als dies bis vor kurzem nötig war. Sie muss sich zunächst der frage zuwenden, ob denn überhaupt die öffentliche todesstrafe dem germanischen recht der geschichtlich erschliessbaren frühzeit angehört hat. Bekanntlich hat Mogk (Abhl. d. philol.-hist. kl. d. kgl. sächs. ges. d. w. XXVII 643) die ansicht vertreten, dass wenigstens ein grosser teil germanischer stämme die todesstrafe von haus aus sicher nicht gekannt habe, und dass es erneuter untersuchung bedürfe, ob sie den Germanen überhaupt bekannt gewesen ist. Binding (Die entstehung der öffentlichen strafe im ger-

manisch-deutschen recht, Leipziger rektoratsrede 1908 s. 10 ff.) hat dann diese untersuchung kurzerhand angestellt und der germanischen zeit die existenz von öffentlichen strafen an leib und leben allgemein abgesprochen. Demgegenüber stellt von Amira an den eingang seiner sich der öffentlichen todesstrafe im allgemeinen zuwendenden betrachtung (s. 23) den satz: 'Bei allen germanischen stämmen, soweit wir ihre geschichte zurück verfolgen können, finden wir rechtssätze, die wegen bestimmter missetaten die tötung der missetäter verlangen.' Den beweis hierfür erbringt der verfasser, indem er die einschlägigen rechtssätze ostgermanischer und deutscher quellen in bisher nicht erreichter, eindrucksvoller menge dem leser vorführt. Dem von ihm beigebrachten material gegenüber bricht die auffassung in sich zusammen, es handle sich hier überall um erzeugnisse einer jüngeren rechtsentwicklung, und die prägnante schilderung des Tacitus (*Germania* c. 12) erfahre nicht aus den rechtsquellen bestätigung, sondern beruhe ihrerseits lediglich auf missverständnis. Die todesstrafe als bestandteil eines öffentlichen germanischen strafrechts ist für die älteste, der geschichtlichen forschung unmittelbar zugängliche zeit ausser zweifel gerückt.

Von hier aus wendet sich der verfasser zur näheren bestimmung des anwendungsbereichs der germanischen todesstrafe. Zu den 'todeswürdigen missetaten im öffentlichen strafrecht' (s. 44 ff.) gehörten zuvörderst der mord, der in verschiedener art (s. 57 ff.) qualifizierte diebstahl und wahrscheinlich (s. 61 ff.) auch die notzucht, drei verbrechen, die bis an das ende des mittelalters in bayerisch-österreichischen quellen als 'die drei sachen, die zu dem tod ziehen' usw. oder als 'die dreierlei sachen', wenn auch nicht ganz unverändert, wiederkehren (s. 44 f.). Die 'formelhafte dreizahl' selbst begegnet auch in anderen wichtigen rechtsquellen; nur selten wird dabei eines der drei verbrechen durch ein anderes ersetzt (s. 46 anm. 6 und text dazu)¹. Anderwärts finden sich vier-, fünf- und sechsgliedrige reihen von todeswürdigen friedensbrüchen, die aber meist ohne weiteres als nachträgliche erweiterungen der bezeichneten gruppe erkennbar sind (s. 46 ff.). Diese selbst aber ist ungeachtet ihres frühzeitigen vorkommens und der zähigkeit, mit der an ihr festgehalten wurde, nicht dahin zu verstehen, dass ursprünglich nur die ihr angehörigen missetaten mit der todesstrafe bedroht gewesen wären. Sie stellen sich vielmehr 'nur als typen oder paradigmata dar, nach deren muster andere tatbestände behandelt wurden' (s. 68). Nicht nur werden ihnen von jeher gewisse mehr oder weniger verwandte taten gleichgestellt — dem morde andere tötungsverbrechen, die als ausfluss einer besonders niedrigen gesinnung erscheinen (s. 69 f.), dem diebstahl namentlich die hehlerei und das verrücken von grenzsteinen (s. 70 f.) —, sondern es sind auch ausserdem gerade für die älteste zeit bereits landesverrat (s. 73 f.), päderastie (s. 74 f.), schadenzufügung durch hexerei (s. 75 f.) und endlich kultverbrechen (s. 77 f.) als todeswürdige missetaten nachweisbar.

Die mit todesstrafen bedrohten taten — die todessachen oder todeswerke nordischer, todesschulden angelsächsischer quellen, *mortalia* oder *capitalia crimina*

1) Das 'incerramentum domorum', das nach dem *fuero* von Daroca mit homicidium und *vis illata mulieribus* der ausschliesslichen zuständigkeit des königsgerichts unterliegt (s. 46 anm. 5, 415) ist nicht gleich incendium (*incendimentum*) zu setzen. Es gehört vielmehr zu *inserrare* (*sub sera claudere* — *du Cange*² IV 378 — vgl. *serare* ebd. VII 434 f., dazu *Diez*, *Etym. wb. d. rom. sprachen*³ s. 293, *neuspan. encerrar*) und mag etwa dem '*manu collecta hostiliter domum alterius circumdare*' einiger volkrechte (*Brunner*, *Rechtsgesch.* II 652) entsprechen.

der *leges barbarorum* (s. 44) — stellen innerhalb der friedensbrüche zugleich die engere gruppe der neidingswerke oder 'untaten' dar (s. 61 f.). Als solche galten gewiss auch die kultverbrechen (s. 77; anders Grundriss des germ. rechts³ s. 240). Dass die todesstrafe in heidnischer zeit nur die 'regelmässige' strafe (Brunner I² 246) oder die 'normale' strafe (Schröder — v. Künssberg, Rechtsgesch.⁶ s. 83) für neidingswerke gewesen wäre, ist unwahrscheinlich. Andererseits zog nur eine von schändlicher gesinnung zeugende tat die todesstrafe nach sich.

Nicht allein für die richtige würdigung der todesstrafe selbst, sondern weit darüber hinaus für die gesamte auffassung des altgermanischen strafrechts ist die frage von grösster bedeutung, wie die todesstrafe vollzogen wurde. Dass auch den Germanen menschenopfer wohlbekannt waren, ist nicht mehr streitig und hätte niemals in abrede gestellt werden sollen. Wenn nun andererseits kraft rechtens verbrecher zur strafe getötet werden, erhebt sich insbesondere die frage, ob diese tötung als opferung zu verstehen, ob also die strafe des todes strafe des opfertodes gewesen ist. Die antwort kann nur aus genauester untersuchung der vollzugsarten der germanischen todesstrafe gewonnen werden (s. 86). Den grund für sie legt der verfasser durch eine eingehende 'beschreibung des öffentlichen strafvollzugs' (abschn. V und VI). Sie 'will weiter nichts als blosse beschreibung sein — erklärung oder analyse darf sich hier noch nicht einmischen'. Unter 13 nummern werden die einzelnen arten der todesstrafe behandelt, die nach dem zweck der untersuchung für diese in betracht kommen. Ausgeschlossen bleiben deshalb (s. 164) diejenigen, die nicht alt genug sind, um rückschlüsse auf das wesen der altgermanischen todesstrafe zu gestatten, und diejenigen, die 'rein sagenhaft' sind. Gleichwohl übertrifft die so gesichtete beschreibung an umfang um ein vielfaches ihre bisher einzige wirkliche vorgängerin in Grimms Rechtsaltertümern (4. aufl. II 256—287, 342 f.), der übrigens Amira als einer für ihre zeit bewunderungswürdigen leistung volle gerechtigkeit widerfahren lässt (s. 86). Innerhalb des von ihm neu beigebrachten materials ist eben hier das archäologische von besonderer bedeutung (s. 6; vgl. z. b. s. 126 über das abstossen des kopfes mit der diele). Die dem verfasser bekannt gewordenen bildlichen darstellungen von strafvollzugsakten hat er in einem anhang (s. 236—415) unter mehr als 1450 nummern aufgezählt und beschrieben. Gemälde und miniaturen, holzschnitte und stiche, federzeichnungen und radierungen, siegel und spielkarten haben ihre beiträge geliefert. Die beigelegten beschreibungen sind durch genauigkeit, anschaulichkeit und knappheit gleichermaßen ausgezeichnet. Das ganze ein meisterhaftes regestenwerk zur rechtsarchäologie der germanischen todesstrafe!

Für den gang der 'beschreibung' im einzelnen muss der leser naturgemäss auf die darstellung selbst verwiesen werden; eine verlässliche wegweisung findet er in der inhaltsübersicht (s. III f.). Von dem reichthum des stoffes und der art seiner behandlung mag jedoch ein überblick über den inhalt des die strafe des hängens schildernden ersten teils des abschnitts V (s. 87—105) hier ein beispiel geben. Den eingang bildet die feststellung der terminologie. Ihr folgt die erörterung der frage, woran der verbrecher gehängt wird. Ursprünglich geschieht dies an einem baumast. 'Die art des baumes war nicht von jeher gleichgiltig; noch in späten zeiten bevorzugen gewisse rechte die eiche als hängebaum' (s. 89). Als ersatz des baumes hat sich der galgen entwickelt, dessen älteste form daher wohl der knie- oder schnabelgalgen darstellt (s. 90). Die erinnerung an seinen ursprung

hat sich in der art und in der behandlung des verwendeten holzes noch lange erhalten (s. 91 ff.). Das hängen selbst war in ältester zeit stets und im mittelalter sowie in der neuzeit wenigstens noch regelmässig eine form des 'erdrosselns' (s. 94). Der strang musste nach altem recht aus zweigen und zwar vorzugsweise aus eichenzweigen zusammengedreht sein — das richten 'mit der wide' ist nicht von vornherein vom weidenstrang zu verstehen (s. 95 anm. 11). Die erdrosselung fand durch emporziehen oder herabstossen statt (s. 97 f.). Der delinquent war in älterer zeit entkleidet, später meist unvollkommen bekleidet; die augen wurden ihm verhüllt, die hände — meist über dem rücken — zusammengebunden (s. 99). Der gehängte musste 'am baum oder galgen hängen bleiben, bis sein leichnam von wind und wetter zerstört oder von den raben weggefressen war' (s. 100). Er soll dem winde preisgegeben bleiben, am galgen 'reiten', d. h. sich schwingend bewegen, woraus dann später missverständlich ein reiten des galgens geworden ist (s. 100). Deshalb wird der galgen regelmässig an einer dem winde freien zugang gewährenden stelle, namentlich auf einer anhöhe ('galgenberg') oder auch am offenen strande, errichtet (s. 101 ff.). Kommt der gehängte — z. b. infolge brechens des astes oder reissens des stranges — mit dem leben davon, so ist er gerettet (s. 103). Erst eine jüngere anschauung legt entscheidendes gewicht darauf, dass der gehängte sein leben verlieren muss, und führt nicht nur zu besonderen hierfür sorgenden vorschritten und veranstaltungen, sondern trägt auch kein bedenken, gegebenenfalls dem alten rechtsspruchwort 'man henkt keinen zweimal' zuwiderzuhandeln (s. 104). Mit einer kurzen betrachtung des verbreiteten hängens von hunden neben dem verbrecher und der ablehnung einer besonderen germanischen todesstrafe des erwürgens schliesst die der strafe des hängens gewidmete schilderung. Diejenige der anderen todesstrafen passt sich ihr in der anordnung nach möglichkeit an, wird aber natürlich wesentlich durch das nach art und umfang sehr ungleiche material bestimmt. Nehmen doch die drei im abschnitt V beschriebenen strafen des hängens, räderns und enthauptens mehr raum für sich in anspruch, als im abschnitt VI auf die übrigen zehn todesstrafen insgesamt verwendet werden musste!

Von der beschreibung der einzelnen todesstrafen wendet sich die darstellung von Amiras den unter ihnen festzustellenden gruppen zu, die sich unter verschiedenen gesichtspunkten ergeben (abschn. VII und VIII, s. 164—198). Die 'anwendung der öffentlichen todesstrafen' lässt solche gruppen nach räumlichen, zeitlichen und sachlichen unterschieden erkennen. Nur eine anzahl der verschiedenen arten der todesstrafen lässt sich bei allen germanischen völkern nachweisen. Dabei ist einerseits zu berücksichtigen, dass sich aus der nichterwähnung die ungebräuchlichkeit nicht ohne weiteres entnehmen lässt, andererseits, dass zu todesstrafen, die nur für teile der Germanen bezeugt sind, wie zu solchen, die bei allen Germanenvölkern begegnen, zahlreiche, sehr beachtenswerte seitenstücke in anderen, zumal indoeuropäischen, rechten vorhanden sind (s. 165 ff.). Von hier aus ergeben sich wichtige anhaltspunkte für das alter wenigstens der in den hauptgruppen des germanischen rechts vertretenen vollzugsarten der todesstrafe (s. 170). Für einige von ihnen lassen sich aus der art ihrer vollziehung weiterführende schlüsse hinsichtlich der entstehungszeit ziehen (s. 172 ff.). So kann die enthauptung mittels des beiles im hinblick auf die beschaffenheit der auf uns gelangten steinbeile nicht vor der älteren bronzezeit (ersten hälfte des zweiten jahrtausends vor Chr.) aufgekommen sein. Die rolle, welche die eiche als hängebaum, dann für den galgenbau und für die herstellung des stranges spielt, weist darauf hin, dass das ursprüngliche ritual des

hängens und damit das hängen selbst nicht nach der frühen bronzezeit gebräuchlich geworden ist. Nicht minder ansprechend ist die geistvolle erwägung, durch die der verfasser dazu gelangt, als terminus ad quem für das aufkommen des verbrennens die zeit des allgemeinen übergangs von der bestattung unverbrannter leichen zum leichenbrand, also die jüngere bronzezeit, zu bestimmen: das verbrennen des misstäters wolle mit seinem körper auch die seele durch vernichtung unschädlich machen; es müsse deshalb eingeführt und verbreitet worden sein, bevor der in dem leichenbrand zutage tretende glaube zur herrschaft gelangte, dass die seele auch nach völliger vernichtung des leibes fortlebe.

Die rechtsgeschichtlich bedeutsamste unterscheidung innerhalb der germanischen todesstrafen ist aber die nach dem tatbestande des verbrechens sich ergebende. Der ihrer betrachtung gewidmete abschnitt (s. 174 ff.) trägt bei Amira mit fug als überschrift das taciteische 'distinctio poenarum ex delicto'. Die unterscheidung ist jedoch eine zwifache, nämlich nach der art des täters (der verfasser spricht hier nicht glücklich von dem 'subjektiven tatbestande') und nach der art der tat. In ersterer beziehung ist vor allem die ungleiche behandlung wichtig, welche die beiden geschlechter in ansehung der todesstrafe vielfach erfahren, sei es, dass dieser nur männer unterliegen, oder dass sie an männern und an weibern auf verschiedene art vollzogen wird. Auf grund eines ungemein reichen quellenmaterials erachtet der verfasser (s. 179) für wahrscheinlich, dass es im ältesten strafensystem der einzelnen rechte ordentlicherweise überhaupt nur eine einzige todesstrafe für weiber gab, während die anderen den männern vorbehalten waren. Eine derartige grundsätzliche unterscheidung würde gerade auch zu dem sakralen charakter der ältesten todesstrafe aufs beste stimmen. Bis auf den heutigen tag greift mit bezug auf religiöse oder von solchen beeinflusste akte bei naturvölkern eine weitgehende sonderung der beiden geschlechter platz, die bekanntlich teilweise sogar zur entstehung einer verschiedenen männer- und webersprache geführt hat. Dass weiterhin ursprünglich einmal weiber der todesstrafe grundsätzlich überhaupt nicht unterlagen, wird sich für das germanische recht im hinflick auf das hohe alter der von jeher todeswürdigen hexerei höchstens vermuten lassen.

Die schon von Tacitus mit beispielen belegte unterscheidung der todesstrafen nach der art der verbrechen hat von jeher die beachtung der wissenschaft gefunden. Wiederum aber hält von Amira hier keineswegs nur eine nachlese. Freilich, dass der dieb an den galgen, der mörder auf das rad gehört, muss nach wie vor den festen ausgangspunkt bilden, der nur einem ungemein reicheren quellenmaterial entnommen werden konnte (s. 182 ff.). Darüber hinaus liess sich die enthauptung als ursprüngliche strafe für notzucht einerseits und grenzfrevl andererseits nachweisen (s. 189), und dann auch für die übrigen vollziehungsarten der todesstrafe die ursprüngliche zugehörigkeit je zu bestimmten neidingswerken oder eng begrenzten gruppen von einander verwandten neidingswerken durch 'vergleichende sichtung des überlieferten' dartun (s. 191 ff.). Das ergebnis, dass der grundsatz von der 'distinctio poenarum ex delicto' die verteilung der todesstrafen vollständig beherrschte, erfährt durch parallele erscheinungen im ältesten strafrecht anderer indoeuropäischer völker, insbesondere der Römer, weitere bestätigung (s. 198).

Durch die 'beschreibung des öffentlichen strafvollzugs' und die untersuchung der 'anwendung der öffentlichen todesstrafen' hat der verfasser den grund gelegt für den in den beiden letzten abschnitten (s. 198—232) angetretenen beweis des

sakralen charakters der öffentlichen todesstrafe. Für das ergebnis seiner beweisführung nimmt von Amira sicherlich nicht zu viel in anspruch, wenn er meint. (s. 232). dass durch sie auch in den augen skeptischer leser die gründe für den ursprünglichen opfercharakter der öffentlichen todesstrafen um ein erhebliches zahlreicher und triftiger geworden sein dürften, als man noch vor kurzem annahm. Eher könnte man glauben, dass dem gewicht der geguerischen auffassung hiermit etwas zuviel ehre zuteil geworden sei. Wie dem aber auch sein mag, so kann jedesfalls daran kein zweifel bestehen, dass die betrachtung der altgermanischen todesstrafe als einer opferung des verbrechers durch Amiras werk zumal vermöge der fülle der nachgewiesenen, in betracht kommenden erscheinungen an sicherheit der grundlagen ausserordentlich gewonnen hat. Kein leser wird ohne lebhaftes interesse und ohne mannigfache belehrung und anregung den ausführungen folgen, in denen der verfasser die im eingang seines buches (s. 3 f.) aufgeworfene frage mit hilfe des alsdann beschafften materials beantwortet. Seinen ausgang nimmt er von der einzigen quellenstelle, die noch aus heidnischer zeit für ein bestimmtes stammesrecht und für ein bestimmtes verbrechen von der opferung als einer todesstrafe zeugnis ablegt, dem tit. XI der 'additio sapientum' zur lex Frisionum. Dass diesem zeugnis ähnlich wie dem des c. 12 der Germania für sich allein nur eine engumgrenzte bedeutung zukäme, hatte der verfasser im vorhinein festgestellt (s. 5), zugleich aber betont, dass die beiden quellenstellen in verbindung mit anderen, sei es auch jüngeren, zeugnissen den höchsten wert erlangen könnten. Die probe hierauf wird auf grund der vorausgegangenen untersuchungen eben in den beiden letzten abschnitten des werkes gemacht. So reiht sich zuvörderst an die mitteilung der friesischen rechtsaufzeichnung bestätigend und erläuternd an, was sonst hinsichtlich des ertränkens als eines den wasserdämonen dargebrachten menschenopfers aus germanischen und sonstigen indoeuropäischen quellen bekannt ist. Die schon hier zutage tretende übereinstimmung des rituals der todesstrafe und der nicht zu strafzwecken erfolgenden opferung erweist sodann ihre durchschlagende beweiskraft auch für die übrigen hinrichtungsarten, die nicht schon quellenmässig als opferung bezeichnet werden. Natürlich ist die ergiebigkeit des materials für die verschiedenen arten von todesstrafen sehr ungleich. Nicht überall wird füglich ebensoviel und ebenso sichere auskunft zu erwarten sein, wie aus den zahlreichen nachrichten, die sich auf das hängen einerseits als vollziehung der todesstrafe, andererseits als nicht der strafvollstreckung dienende opferhandlung beziehen. Es muss aber stets das gesamte material im auge behalten werden, weil eines das andere stützt, und zuweilen gerade auch von seltener angewendeten und erwähnten vollziehungsarten her auf allgemeine erscheinungen licht fällt. Die durchmusterung der einzelnen todesstrafen lässt nur wenige übrig, deren sakraler charakter nicht wahrscheinlich gemacht wäre. Bei ihnen aber ist zweifelhaft, ob sie überhaupt wirkliche bestandteile des altgermanischen strafrechts gebildet haben (s. 221 f.). Das sonst aus der betrachtung der einzelnen straftaten gewonnene ergebnis wird dann noch erhärtet durch die feststellung von 'gewissen zügen . . ., die den alten öffentlichen todesstrafen gemeinsam sind und sich am besten unter religiösen gesichtspunkten erklären' (s. 222). In diesem sinne behandelt der verfasser die verwendung der sog. zufallstrafen, die in wahrheit nur die befragung der gottheit über die annahme des dargebotenen opfers in die form seiner darbringung selbst aufnehmen, ferner die anknüpfung von zaubervorstellungen an die vollziehung der todesstrafe, die sich im aberglauben der gegenwart noch sehr lebendig erhalten hat und zu manchen

skandalösen vorkommnissen führt, und schliesslich das erfodernis der anwesenheit, teilweise auch der mitwirkung, der dingpflichtigen bei der hinrichtung. Auf das tabu, das auf dem die strafe vollziehenden volksgenossen und dem dann an seine stelle getretenen vollstreckungsbeamten ruhte, führt der verfasser (s. 229 f.) sehr glücklich die spätere 'unehrlichkeit' des nachrichters zurück.

In der verschiedenheit der todesstrafe je nach der art des verbrechens gelangt mit dem charakter der strafe als eines opfers zugleich die verschiedenheit der gottheit zum ausdruck, die durch das verbrechen zunächst gekränkt ist, und der deshalb der täter als opfer dargebracht werden muss. Diese enge beziehung, in der die einzelne gottheit zu der einzelnen missetat und damit auch zu der art ihrer sühnung steht, ist besonders deutlich erkennbar (s. 202 f.) und daher auch am frühesten erkannt worden für den 'gehängtengott', den windgott und totenführer Wodan (Óðin). Sie ist darüber hinaus auch für die übrigen todesstrafen vom verfasser so wahrscheinlich gemacht worden, wie dies bei der ungleichen beschaffenheit des materials nur möglich war — daher naturgemäss für die einzelnen vollziehungsarten mit erheblichen unterschieden betreffs der zu erreichenden genauigkeit und wahrscheinlichkeit. Die weitere frage nach den gründen, auf die jene beziehung der einzelnen gottheiten je zu den verschiedenen missetaten zurückzuführen ist, wird vom verfasser am schlusse seiner untersuchung (s. 235) aufgeworfen. Ihre beantwortung würde 'in die letzte tiefe des doch unbestreitbaren zusammenhanges zwischen dem einzelnen neidingswerk und der zugehörigen strafart' hineinleuchten. Sie kann aber vorerst nur für wenige fälle erfolgen, mit einiger sicherheit nur für den baumfrevel, bei dem die gedärme des täters dem baumgott für die abgeschälte rinde als ersatz dienen müssen, und für den markfrevel, bei dem der leib des verbrechers dem grenzgott für seinen zerstörten wohnsitz hinggegeben wird (s. 213).

Das verständnis des allgemeinen zweckes, den die öffentlichen todesstrafen der Germanen gehabt haben, eröffnet sich nach von Amira (s. 67) von der betrachtung der mit diesen strafen belegten missetaten her: nur neidingswerke waren ursprünglich todeswerke. Das neidingswerk aber wurde als die tat eines entarteten, als entartungszeichen betrachtet, und 'durch die öffentliche todesstrafe wollte die gesellschaft so energisch als möglich ansmerzen, was aus ihrer art geschlagen war'. Mit vergeltung, abschreckung oder sonst irgendeinem der zwecke, die moderne philosopheme der öffentlichen strafe unterlegen, habe die öffentliche todesstrafe der Germanen nichts zu schaffen. Sie sei vielmehr dem trieb zur reinerhaltung der rasse entsprungen, 'einem trieb, der auch im privatstrafrecht der sippe zur todesstrafe wegen geschlechtsschimpfes geführt hat und nicht nur in der menschenwelt, sondern bekanntlich auch in tieferen regionen der tierwelt verbreitet ist'. Mit diesem triebe vereinige sich die forderung der gottheit, dass die von ihr stammende rasse reingehalten werde. Der götter zorn 'würde über das volk kommen, welches teil hat an der entartung, die man an der missetat erkennt. Darum muss zur abwendung des götterzornes von sich die rechtsgenossenschaft den entarteten an die gottheit ausliefern. Dadurch legt sie an den tag, dass sie ihn ebenso verabscheut wie der gott' (s. 233).

Ich kann dem verfasser zwar auch hier ein gutes stück des von ihm eingeschlagenen weges, aber nicht bis zu dessen ende folgen. Und zwar scheint mir, dass dem gedanken der entartung des missetäters nicht die besondere und weitgehende bedeutung zukommt, die ihm von Amira für das verständnis der altgermanischen

todesstrafen beimisst. Gewiss wird den Germanen die neidingstat als werk eines entarteten gegolten haben, und haben tüchtige söhne ein verhalten gescheut, das sie als ihres vaters unwürdig hätte erscheinen lassen (s. 65 anm. 9). Gewiss fand man ferner die kennzeichen verächtlicher gesinnung auch in der körperlichen erscheinung des mit ihr behafteten wieder, und glaubte man, dass seine seele sich auch noch nach ihrer trennung vom leibe als entartet erweise (s. 66 f.). Aus alledem ist aber noch nicht zu entnehmen, dass eben um seiner entartung willen der missetäter durch die hinrichtung ausgemerzt werden sollte. Ein greifbareres argument gewinnt der verfasser aus nordgermanischen rechtssätzen, nach denen weiber, ausländer und söhne von ausländern der todesstrafe nicht verfallen; dies habe seinen grund darin, dass man in der vorzeit die entartung gewöhnlich nur an der norm des selbständigen stammesgenossen habe abschätzen können (s. 67). Indessen bezieht sich der betreffs der ausländer allein in betracht kommende altnorwegische rechtssatz nur auf den fall des diebstahls, und eben bei diesem bedurfte es nicht der anlegung eines von den stammesgenossen entlehnten massstabes, um den missetäter als einen entarteten erscheinen zu lassen. Ferner haben zu den ältesten, mit dem tode bestrafte missetaten vermutlich die kultverbrechen gezählt, und bei ihnen kamen naturgemäss stammesfremde häufig als täter in frage, vor denen begreiflicherweise nicht nur die volksjustiz (s. 77), sondern gewiss auch das an deren stelle getretene, öffentliche strafrecht nicht halt gemacht hat. Und was die in den westgötischen rechtsbüchern enthaltene ausschliessung der weiber von der todesstrafe angeht, so stand freilich wohl 'am anfang der germanischen strafrechtsgeschichte die regel, dass die todesstrafe nur für männer bestimmt sei' (s. 176). Aber die ausnahme betreffs der hexerei gehört jedesfalls bereits dem ältesten rechte an (s. 28, 180), und es ist zum mindesten von vornherein nicht wahrscheinlich, dass gerade der grundgedanke der öffentlichen todesstrafe schon so früh eine solche durchbrechung geduldet hätte.

Es fehlt indessen auch nicht an gründen, die positiv gegen Amiras entartungstheorie sprechen. Wenn die todesstrafe auf den trieb zur reinhaltung der rasse zurückzuführen wäre, hätte sich die ausmerzung füglich auch auf die abkömmlinge des missetäters erstrecken müssen, in denen sich doch seine art fortsetzen würde. Hiervon findet sich aber, soweit ersichtlich, in germanischen quellen (s. dagegen s. 234 anm. 5 a. e.) keine spur. Wichtiger noch ist, dass sich von der betrachtung des verbrechers als eines entarteten her zwar die todesstrafe, aber nicht auch ihre vollziehung eben durch opferung erklären lässt. Der trieb des volkes zur reinhaltung seiner rasse und die forderung der gottheit, dass die von ihr stammende rasse reingehalten werde, fänden gleichermaßen befriedigung, wenn der verbrecher überhaupt getötet würde. Die ausmerzung des entarteten gliedes der gesellschaft wäre um nichts energischer erfolgt, wenn sie durch opferung, als wenn sie durch eine andere beliebige art der tötung stattgefunden hätte. Vielmehr wurde mit der rechtsnotwendigkeit der opferung die tötung des missetäters von der geneigtheit der gottheit zur annahme des opfers abhängig gemacht und dadurch unter umständen vereitelt. Endlich spricht auch die verwendung des opfers als form der hinrichtung gegen die annahme, dass durch die tötung des verbrechers dem gemeinsamen interesse von volk und gottheit an der reinhaltung der rasse genüge geschehen solle. Mit dem opfer naht sich das volk bittend der gottheit (vgl. von Amira, Nordgerm. obrl. II 634). Die missetat hat den zorn der gottheit erweckt, der sich gegen das volk selbst wenden würde, wenn es sich von dem schuldigen nicht los-

sagte (s. 233). Es tut dies, indem es den verbrecher der gottheit ausliefert, und es erhofft als vergeltung der gabe, dass die versöhnte gottheit sich an dem opfer genügen lassen werde. Die anschauung, es sei hierfür eben die auslieferung des schuldigen das geeignete mittel, dürfte auf denselben gründen beruhen, die innerhalb des privatstrafrechts zur auslieferung des verbrechers an den verletzten geführt haben (s. 20 f.).

Während durch von Amiras werk die in gestalt der opferung vollzogene todesstrafe für das altgermanische recht sicherer denn je erwiesen worden ist, kann damit der meinungsstreit über die stellung, die der todesstrafe innerhalb des germanischen strafrechts zukam, noch nicht als erledigt gelten (vgl. Stutz, Savigny-Zeitschr. germ. abt. 43, 342 f.). Bisher war man sich wenigstens insofern einig, als man in dem verbrechen einen bruch des gemeinen friedens erblickte und erst jenseits der dadurch gezogenen grenze den kampf auch um die rechtliche bedeutung der todesstrafe beginnen liess. In jüngster zeit ist aber auch dieser grenze die anerkennung versagt worden. Nach der ansicht von Fehr (Deutsche rechtsgeschichte s. 21) kann die öffentliche strafe nicht aus dem bruche eines gemeinfriedens abgeleitet werden, weil ein solcher gemeinfrieden der germanischen zeit unbekannt gewesen und erst später von königtum und christentum geschaffen worden sei. Die römischen schriftsteller wüssten nichts von einer allgemeinen friedlosigkeit; Tacitus (Germ. c. 40) deute darauf hin, dass bei den Langobarden ein allgemeiner friede nur am feste der göttin Nerthus bekannt war und geschätzt wurde, und er berichte (c. 6), dass die grösste schande, die zurücklassung des schildes, nicht mit ausstossung aus der rechtsgemeinschaft, sondern nur mit dem verbote bestraft wurde, dem götterdienste beizuwohnen und die volksversammlung zu besuchen.

Fehrs beweisgründe vermögen die auf sie gestützte behauptung nicht zu tragen. Das schweigen der römischen schriftsteller von einer allgemeinen friedlosigkeit würde in einer frage von der vorliegenden art von vornherein wenig bedeuten. Es wäre um unsere wissenschaft schlimm bestellt, wenn sie glauben müsste, sich dabei beruhigen zu dürfen. In wahrheit steht nicht einmal das ausser zweifel, dass Tacitus unter der ausschliessung von opfergemeinschaft und volksversammlung etwas anderes als die friedlosigkeit verstanden hätte (vgl. Waitz, Deutsche verfassungsgeschichte I³ s. 428 anm. 1). Arg missverstanden aber ist von Fehr, was Tacitus über den Nerthusfrieden der Langobarden berichtet; denn eben hier handelt es sich nicht um den gemeinen, sondern um einen besonderen und zwar einen festfrieden (s. Wilda, Strafrecht s. 233, Müllenhoff, Deutsche altertumskunde IV 472). Nur als folge des bruches eines sonderfriedens lässt Fehr selbst die friedlosigkeit eingetreten sein; solcher friedensbruch habe den zorn der götter heraufgefodert, der nur durch den opfertod des taters vom volke abgewendet werden konnte. 'Der friedlose musste daher im interesse der gemeinschaft getötet werden'. Es kann hier nicht unsere aufgabe sein, der schilderung, die Fehr von dem altgermanischen strafrecht gibt, weiter nachzugehen und die ihr anhaftenden mängel darzulegen. Wir müssen uns mit dem hinweis darauf begnügen, dass Fehr seiner behauptung, die germanische zeit habe einen dauernden gemeinfrieden und somit auch den bruch eines solchen nicht gekannt, unwillkürlich selbst widerspricht. Er nennt den, der einen sonderfrieden gebrochen hat, wiederholt einen friedlosen, geht also davon aus, dass der tater durch den bruch des sonderfriedens seinerseits den frieden verwirkt habe. Dieser friede aber, den der verbrecher bis zu seiner

tat genossen hat, und dessen er durch die verletzung eines jeden der verschiedenen sonderfrieden gleichermaßen verlustig geht, muss augenscheinlich als ein diesen sonderfrieden gegenüberstehender allgemeiner frieden gedacht werden, in dem der verbrecher bis dahin gestanden hat, und dessen verwicklung eben ihn friedlos werden lässt. Somit ist auch Fehr in wahrheit den forschern beizuzählen, welche die altgermanische todesstrafe auf die vollstreckung der aus dem bruch des gemeinfriedens erwachsenen friedlosigkeit des verbrechers zurückführen. Die frage, ob mit solcher zurückführung die bedeutung der todesstrafe richtig gekennzeichnet ist, oder ob dieser eine selbständige stellung neben der friedlosigkeit zuerkannt werden muss, steht nach wie vor am eingang der geschichte des altgermanischen strafrechts.

Naturgemäss steht diese frage in engstem zusammenhange mit derjenigen nach dem wesen der friedlosigkeit selbst. Zwar, wenn vermöge der letzteren die schädigung des misstäters an leib und leben seinen bisherigen rechtsgenossen zur pflicht gemacht wäre, brauchte sich darum die bedeutung der todesstrafe noch keineswegs in der 'vollstreckung der friedlosigkeit' zu erschöpfen. Wohl aber findet die 'unbedingt und vorbehaltlos angedrohte' todesstrafe (s. 42) keinen platz innerhalb eines strafrechtssystems, in dem die friedlosigkeit nur negativ den wegfall des friedens und des durch letzteren gewährleisteten rechtsschutzes bedeutet. Seit jeher ist von Amira für die zurechnung der germanischen friedlosigkeit zu einem negativen strafrechtssystem (vgl. H. Matzen an der s. 35 anm. 7 angeführten stelle) eingetreten. Er unterzieht die frage jetzt in der beschränkung auf das 'verhältnis der verbrechertötung zur friedlosigkeit' (s. 7) einer erneuten prüfung (s. 27 ff.) und setzt sich dabei (s. 43 f.) insbesondere auch mit den gründen nochmals auseinander, die Brunner (Deutsche rechtsgeschichte I² 248 ff.) für seine auffassung der ältesten todesstrafe als einer blossen vollstreckung der friedlosigkeit beigebracht hat. Hier scheinen mir allerdings die schwierigkeiten, die das unstrittene c. 48 der ewa Chamavorum der auslegung bereitet, auch durch des verfassers neueste bemerkungen noch nicht gehoben zu sein. Die beweiskraft aber, die Brunner auf grund seiner deutung der stelle zuschreibt, ist jedesfalls zu weit bemessen, und keineswegs findet seine auffassung, wie Amira mit recht betont, in den sogenannten zufallsstrafen eine stütze.

Der sakrale charakter der 'dem juristischen rahmen der friedlosigkeit eingefügten todesstrafe' äusserte sich aber auch nach Brunners meinung darin, 'dass nicht eine beliebige, sondern eine genau bestimmte art der todesstrafe stattfand, die mit rücksicht auf die religiösen anschauungen des volkes bei den verschiedenen todeswürdigen verbrechen eine verschiedene war' (Grundzüge der deutschen rechtsgeschichte⁷ s. 19 f.). Die besonderheit des sakralen strafrechts erschöpft sich somit nicht darin, dass hier 'die vollstreckung der friedlosigkeit aus religiösen gründen den priestern vorbehalten war' (Rechtsgeschichte I² s. 2, 8). Vielmehr hat nicht nur die vollstreckung einzig und allein durch tötung zu erfolgen, sondern diese muss auch im wege der opferung und ferner auf verschiedene weise je nach der art der zu sühnenden tat vollzogen werden. Durch das verbrechen selbst, um dessentwillen die friedloslegung erfolgte, war somit die art ihrer vollstreckung mit einer auch die vollziehenden priester verbindenden kraft bis in die einzelheiten hinein genau bestimmt. Rechtssätze und urteile der frühzeit, die ein bestimmtes neidingswerk zum gegenstande haben, besagen daher der sache nach nicht weniger, als

rechtsätze, die für ein bestimmtes verbrechen eine der art nach genau bezeichnete todesstrafe androhen, oder urteile, die sie aussprechen.

Als nicht durchgreifend erweist sich schon hiernach der von Stutz (a. a. o. s. 339) gegen von Amira erhobene einwand, es handle sich bei den die todesstrafe ausdrücklich nach ihrer art bezeichnenden todesurteilen vor allem, ja eigentlich nur um nordische, d. h. im vergleich mit den volkrechten erheblich jüngere rechtsbücher und aus Deutschland lediglich um spätmittelalterliche urteilsformeln. Über die wertung der nordischen rechtsbücher braucht hier kein wort verloren zu werden. Wenn aber nur ihnen ausdrückliche zeugnisse für die in rede stehende fassung der urteile zu entnehmen sind, darf daraus selbstverständlich nicht gefolgert werden, dass die auf grund übereinstimmender westgermanischer satzungen (von Amira s. 37 f.) ergangenen urteile von der art der verhängten todesstrafe geschwiegen hätten, oder auch nur, dass ihrem etwaigen schweigen gegenüber der materiell-rechtlichen bestimmtheit der todesart irgendwelche bedeutung zukäme. Diese, wie von Tacitus, so von den ältesten west- und ostgermanischen rechtsbüchern gleichermaßen bezeugte 'distinctio poenarum ex delicto' aber lässt sich schlechterdings nicht darauf zurückführen, dass das herkommen sich etwa 'auch des vollzugs bemächtigt und bei der abspaltung, vielleicht zunächst bei den kultdelikten, dann bei den drei haupttaten und ihren verwandten, schliesslich auch darüber hinaus, bestimmte arten des vollzugs immer wieder bevorzugt und damit ausschliesslich gemacht haben' könne (so Stutz a. a. o. s. 340). Die unterstellung einer derartigen entwicklung widerstreitet durchaus dem quellenmässigen befunde und ist zumal mit der tatsache nicht verträglich, dass ein innerer zusammenhang zwischen der art der todesstrafe und der durch sie zu sühnenden tat hinsichtlich einiger verbrechen erwiesen, darüber hinaus zum mindesten wahrscheinlich gemacht ist.

Unter den argumenten, die nicht nur die gegnerische beweisführung zu entkräften, sondern positiv dem nachweis eines selbständig dem system der friedlosigkeit gegenüberstehenden sakralen strafrechts dienen sollen, wird nach wie vor das gewichtigste dem wesen der friedlosigkeit als einer nur 'negativen' verbrochensfolge entnommen werden. Dass die friedlosigkeit in diesem sinne zu verstehen ist, halte ich mit Amira für gewiss. Mit rücksicht auf die wichtigkei der frage sei aber hier noch auf ein für ihre beantwortung erhebliches moment hingewiesen, das sich gerade auch aus dem sonst spröderen westgermanischen quellenmaterial gewinnen lässt.

Mit recht bemerkt von Amira (s. 36), dass das in ächtungsformeln wie in rechtssätzen ausgesprochene verbot, dem friedlosen menschen unterstand oder nahrung zu geben oder ihm fortzuhelfen, sich mit dem 'negativen' charakter der friedlosigkeit sehr wohl verträgt, weil diese tatbestände unter den gesichtspunkt der strafbaren begünstigung des friedensbrechers fielen. Man wird indessen hierüber hinausgehen und jenen verboten ein argument gegen die annahme eines 'positiven' charakters der friedlosigkeit entnehmen können. Brunner (Forschungen s. 445) erachtet für wahrscheinlich, dass die mit dieser annahme unterstellte verpflichtung der rechtsgenossen, den friedlosen zu verfolgen und zu töten, vom ältesten rechte nicht durch androhung von busse oder strafe gesichert war. Er meint, es habe dessen im hinblick auf das starke gemeingefühl der volksgenossen nicht bedurft. Wenn dem so war, muss hierin schon eine änderung eingetreten gewesen sein, als man die (zum teil bereits aus dem 5. jahrhundert überlieferten) strafandrohungen gegen das hausen und hofen friedloser für nötig hielt. Dann aber wäre zu er-

warten, dass neben dem verbote, den friedlosen zu begünstigen, mindestens ebenso sehr das gebot, ihn zu verfolgen und zu töten, der sicherung durch strafandrohung bedurft hätte. Von hierauf abzielenden rechtssätzen ist aber nichts zu bemerken. Denn was in dieser beziehung angeführt wird, hat, wie Amira (s. 36) zutreffend ausführt, seinen grund in der allgemeinen genossenpflicht zur rechtshilfe und ist unabhängig davon, ob der verfolgte wirklich friedlos ist, wie es andererseits in der regel voraussetzt, dass diese rechtshilfe — insbesondere mittels des gerüftes — im einzelfalle in anspruch genommen worden ist. Die etwaige abschwächung des gemeingefühls hätte aber gewiss früher zur unterlassung der verfolgung und tötung des friedlosen, als zu seiner positiven unterstützung geführt. Es ist daher ausgeschlossen, dass nur diese mit strafe bedroht worden wäre, wenn eine verfolgungs- und tötungspflicht bestanden hätte. War letzteres dagegen nicht der fall, so musste ein recht, das sich mit der negativen wirkung der friedlosigkeit nicht mehr begnügen wollte, naturgemäss zunächst der positiven unterstützung des friedlosen entgegentreten, bevor es daran denken konnte, die blosse schonung seines lebens unter strafe zu stellen.

Wir können jedoch von hier aus noch einen schritt weiter tun. Schon nach den beiden stellen der lex Salica, die das verbot der speisung und beherbergung des friedlosen enthalten, gilt dieses verbot auch für die nächsten verwandten und die ehfrau des missetäters. Die nachdrücklichkeit, mit der dies betont wird, scheint auf einen älteren rechtszustand hinzuweisen, welcher nahen angehörigen des friedlosen dessen unterstützung wenigstens innerhalb gewisser grenzen freigab. Für nordgermanische rechte ist ein solcher rechtszustand und sein allmähliches verschwinden quellenmässig nachweisbar (Wilda, Strafrecht der Germanen s. 287; Pappenheim, Die altdänischen schutzgilden s. 397 f.). Wiederum hören wir aber nichts davon, dass die angehörigen des friedlosen zunächst einmal von der verpflichtung befreit gewesen wären, ihn zu verfolgen und zu töten — ein weiterer grund gegen die annahme, dass eine solche verpflichtung durch die friedloslegung den volksgenossen erwachsen wäre.

KIEL, januar 1924.

MAX PAPPENHEIM.

Dr. Paul Th. Hoffmann, *Der mittelalterliche mensch. Gesehen aus welt und umwelt Notkers des Deutschen.* Verlag Friedr. Andr. Perthes a.-g. Gotha. 1922.

Der verfasser sagt von sich ausdrücklich, er habe dieses werk als Germanist geschrieben und wünsche von hier aus gewürdigt zu werden; aber wenn er nun zu Notkers 'Boëthius' s. 196 bemerkt: 'Die erläuterungen entstammen einem kommentar, den wir nicht kennen', so müssen wir hinter den 'Germanisten', der über ein thema schreibt, ohne die einschlägige literatur und ihre ergebnisse zu kennen, ein fragezeichen setzen. Denn seit 10 jahren wissen wir, dass dieser kommentar im wesentlichen der des Remigius von Auxerre war: Remigius in der hauptsache war das medium, durch welches Notker den Boëthius erhielt, so etwa wie Boëthius selbst das medium war, durch welches Notker den Aristoteles erhielt. Manches also, 'was Notker sagt', erscheint in einem andern lichte, weil es bereits bei Remigius steht, z. b. auch die stelle Piper I, 338, 2 über die verzückung des Benedikt (Hoffmann s. 332), und manches von dem, was H. sagt, hätte wohl ein anderes aussehen bekommen, wenn er sich auch über Kögel und Kelle hinaus um die Notker-

literatur bekümmert hätte. Auch angesichts der zahlreichen artikel, die allenthalben zu Notkers 1000jährigem todestag am 29. juni d. j. erschienen, habe ich mich gefragt, wozu man eigentlich arbeitet, wenn die erzielten ergebnisse so wenig wirkung tun und unentwegt die alten irrtümer breit getreten werden. Zu vorliegendem buche muss ich also leider bemerken, dass zu dem einen ziele, welches H. sich ausdrücklich steckt, nämlich den engeren fachkreisen eine umfassende monographie über Notker zu schreiben. schon die notwendigsten unterlagen fehlen. H. weiss nicht, dass zu einer 'grossen zusammenfassung' die ersten linien bereits vor längerer zeit gezo-gen waren. Aber H. will 'geistesgeschichte bringen' und sieht sein grösseres ziel in einer charakteristik des mittelalterlichen menschen überhaupt. Nach der Diltheyschen methode verfasst, erhebt sein buch die ansprüche, für Notker etwa das zu sein, was Gundolfs und Bertrams bücher für Goethe, George und Nietzsche sind. Nun ist aber der 'mittelalterliche mensch' als solcher eine abstraktion, die sich verflüchtigt, wenn man schärfer zufasst, denn von jahrhundert zu jahrhundert ist auch im mittelalter der mensch durchaus verschieden. Was H. zeichnet, ist, genauer formuliert, der klösterliche mensch der humanistisch angehauchten benediktinerkultur vom ausgang der ahd. zeit, der zeit vor den grossen kirchenreformen, ist also nur ein bruchteil des mittelalterlichen menschen. H. ist sich dieses übrigens naheliegenden einwands durchaus bewusst. Was fehlt, ist vor allen dingen neben dem mönchisch-mittelalterlichen mensch der ritterlich-mittelalterliche mensch. Aber es ist eben unmöglich, den höfischen ritter des 13. jahrhunderts mit dem humanistischen mönch vom jahre 1000 unter die eine formel 'mittelalterlicher mensch' zu bringen, und die unzulänglich kühne konstruktion, die H. zuletzt von Notker zum Parzival und zum Tristan ausführt und aufbaut, wird uns nur noch mehr davon überzeugen. Im grunde ist dies buch aus dem romantischen zuge unserer zeit geboren. Immerhin ist der versuch einer synthese wenigstens des römisch-mittelalterlichen menschen, gesehen aus welt und umwelt Notkers, ganz an sich natürlich zu begrüssen. Es werden in unsern tagen gewiss noch mehr derartige bücher geschrieben werden, und sie werden uns erwünschte ergänzungen zu den analytischen werken der älteren forscher sein. Wie anders als es Schönbach 1894 schrieb, würde und müsste z. b. ein buch über Hartmann heute ausfallen und wie willkommen wäre uns diese ergänzung! Der romantische grundzug kommt dem buche übrigens zustatten. Diese mit liebe, fleiss, versenkung und geschmack erfolgte darstellung der Sankt-Gallischen kultur spricht den leser an wie ein tief vergeistigter Scheffelscher 'Ekkehard', und die charakteristiken Salomons III., des Balbulus, des Tuotilo, die kapitel 'Sanctus Benedictus', 'Die menschen der Cella Sancti Galli', 'Die knaben im kloster' wird man nicht ohne wirkliche freude lesen.

FRANKFURT A. M. 1922.

H. NAUMANN.

Nibelungensage und Nibelungenlied. Die stoffgeschichte des deutschen heldenepos, dargestellt von **Andreas Heusler**. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1921. 235 s.

Es mag für den verfasser eine lust gewesen sein, dies buch zu schreiben. Seit 20 jahren hat er in einer laugen reihe von abhandlungen sich um die auf-

hellung der Nibelungensage bemüht. Hier zieht er die summe, indem er von der glänzendsten formung der sage, dem Nibelungenliede, aus das erreichte betrachtet. Was er vorlegt, darf teilnahme über den kreis der fachwissenschaft hinaus fordern.

In synthetischem verfahren baut seine schrift die vorgeschichte des liedes vor dem leser auf. Zwei ursprünglich getrennte ströme, Brünhild- und Burgundensage, sind in seiner erzählung zusammengeronnen.

In einem fränkischen liede des 5., 6. jahrhunderts hat die Brünhildsage zuerst gestalt gewonnen. Der inhalt dieser verlorenen dichtung wird aus den Eddaliedern deutlich, dem alten Sigurdliede vor allem, in dem ihr grundriss sich unverändert behauptet. Sie erzählte, wie Sigfried, Sigmunds sohn, nach Worms zu den Gibichungen kommt, mit Kriemhild sich vermählt und ihrem bruder Gunther Brünhild erwerben hilft, die auf einer insel im fernen norden hinter einem flammenwalle sich geborgen, nur demjenigen sich hinzugeben bereit, der das feuer durchreitet. Siegfried durchdringt die flammen in Gunthers gestalt, ruht drei nächte keusch neben Brünhild und behält ihren ring auch nachdem die getäuschte sich mit Gunther vermählt hat. Beim bade geraten die frauen in streit, mit dem ringe erhärtet Kriemhild ihre schelte, dass Brünhild ihres mannes keuse sei. Brünhild fordert Siegfrieds tod. Hagen, Gunthers waffenmeister, mordet ihn auf der jagd, da er seine verwundbare stelle kennt. Die leiche wird Kriemhild ins bett geworfen, Brünhild tötet sich selbst.

Dies kurze stabreimende lied — es war in einer viertelstunde anzuhören — hat späterhin die form des endreimenden verses angenommen, ohne sich in seinem inhalt wesentlich zu ändern. Gegen ausgang des 12. jahrhunderts aber verfiel es der eingreifenden bearbeitung eines spielmanns. Er beseitigte flammenritt und gestaltentausch und führte an ihrer stelle die kampfspiele mit der tarnkappe ein; aus dem keuschen beilager machte er die bezwingung der Brünhild, aus dem zank im bade einen auftritt in der halle. Brünhilds tod ward fallen gelassen, ihre gestalt trat überhaupt hinter Kriemhild zurück. Schon werden romanische vorbilder deutlich: auf die erzählung von der jagd übte der provenzalische roman von Daurel und Beton einfluss. Kriemhilds traum verrät einwirkung des Minnesangs. Das lied hatte etwa 200 stropfen von je 2 langzeilen. Der name Burgonden, der hier die Gibichungen ersetzte, erweist entstehung in den Rheinlanden. Der Inhalt der verlorenen dichtung wird aus der nacherzählung in der *Pidrekssaga* erschliessbar.

Von einem fränkischen heldenliede — es mag drei bis vier geschlechter älter gewesen sein, als das Brünhildenlied — nahm auch die Burgundensage ihren ausgang. Wieder fangen wir diese älteste gestalt der sage im spiegel nordischer dichtung auf; die *Atlakviða* hat den grundriss im wesentlichen bewahrt. Auf dem geschichtlichen grunde der ereignisse von 437 und 453 erwachsen, erscheint die sage bereits in äusseren zusammenhang mit dem Brünhildenstoffe gebracht. Etzel, Kriemhilds zweiter gatte, wünscht den hort zu erwerben, den seine schwäger und ihr halbbruder Hagen, der Elbensohn, nach Siegfrieds ermordung im Rheine geborgen haben. Sie folgen seiner einladung trotz der warnung ihrer schwester. Etzel lässt seine gäste beim gelage überfallen. Gunther und Hagen werden nach tapferer gegenwehr gefesselt, Hagen wird das herz ausgeschnitten, Gunther in den schlangenhof geworfen. Kriemhild rächt die brüder, mordet ihre und Etzels söhne, setzt sie dem gatten als ekle speise vor, tötet Etzel und verbrennt sich selbst mit der halle.

Das fränkische lied wanderte im 8. jahrhundert nach Baiern. Hier aber lebte, ostgotisches erbe, als beliebtester stoff von lange her die Dietrichsage. Sie zeigte Etzel in ganz anderem lichte; das gab den anlass zu einer wesentlichen umgestaltung der Burgundensage auf bairischem boden. Etzel wurde entlastet, Kriemhild der verrat zugeschoben, den goldgier und gattenrache nun zwiefach begründen. Tötung der knaben, saalbrand, tod der königin blieben mit wandlungen, die wesentlich durch das hereinziehen Dietrichs von Bern bedingt waren. Als herkömmlich ersten helden am hunnischen hofe war in Baiern seine mitwirkung am untergange der Gibichungen unerlässlich, ja als bezwinger Hagens (der hier hauptheld geworden ist an stelle Gunthers) und sein rächer darf er die rolle des richters spielen.

Diese eingreifende umgestaltung war die persönliche tat eines einzelnen dichters. Sie hat die beiden sagen von Brünhild und den Burgunden innerlich verbunden. Äusserlich, in ihrer literarischen ausgestaltung, blieben sie trotzdem getrennt und zwar auch dann noch, als bald nach 1160 ein spielmann in Österreich das Burgundenlied, das inzwischen endreimende form angenommen hatte, ohne seinen inhalt zu ändern, zu einem epos vom sechs- bis achtfachen umfange ausweitete. Den anreiz zu solchem unternehmen boten die seit einem menschenalter aufgekommenen epen nach romanischen vorbildern, die vorher schon ein epos vom könig Rother und ein verlorenes von Dietrichs flucht hervorgehockt hatten. Als form wählte der spielmann für sein epos nicht die allzu kurzatmigen reimpaare des könig Rother, sondern eine strophe, die sein landsmann, der Kürenberger, soeben für den minnesang erfunden hatte; sah die doch aus wie eine stattlichere schwester jener langzeilenpaare, in denen das Burgundenlied abgefasst war. Seine dichtung war freilich trotz dieser strophe ein unsangbares buchwerk. Es wandte sich schon an höfische kreise, redete aber noch eine einfachere sprache als das spätere Nibelungenlied und trug im ganzen noch mehr das alte heldische als ein höfisch ritterliches gepräge. blieb die fabel in ihren grundzügen schier unverändert bestehen, so änderte sich doch die erzählungsweise: den springenden sparsamen liedstil ersetzte eine ausführlichere gliederreiche darstellung. Sie ward erreicht nicht bloss durch sprachliches anschwellen und verweilendes schildern. Innerhalb der gegebenen fabel setzt nun doch ein starkes neubilden und erfinden ein: die zahl der personen wird nahezu verdoppelt (10 zu 16 bis 20), die zahl der auftritte etwa verachtfacht (7–8 zu mehr als 60); mehrfach erscheinen die neuen auftritte eben auf die neugeschaffenen gestalten gestützt. Und nicht nur nebenpersonen wie Uote, der Ferge, die Donauweiber, markgräfin Gotlind und ihre tochter sind neugeschaffen und in den gesunden massen in bewegung gesetzt, auch heldenrollen werden neu erfunden. Französische anregungen reizten zur einföhrung des heldischen spielmanns Volker, Hildebrand und Iring wurden aus bereitliegenden sagen genommen, vor allem aber Rüdiger aus dem österreichischen Dietrichsepos herbeigeht, dessen dichter diese gestalt kurz vorher als verklärtes gegenbild der Babenberger markgrafen geschaffen hatte, als huldigung vermutlich für Heinrich Jasomirgott † 1177, in dem wir den auftraggeber dieser ältesten schreibenden heldendichter vermuten dürfen.

Dies ältere Burgundenepos ist uns, trotzdem es aufgeschrieben wurde, nicht erhalten, weil es alsbald durchs Nibelungenlied verdrängt ward. Seinen inhalt aber finden wir recht gut in der darstellung der Þiðrekssaga bewahrt, deren erzählung vom Burgundenuntergange auf ihm beruht.

So weit war die sage entwickelt, als dann ein menschenalter nach diesem österreichischen epiker der dichter des Nibelungenliedes auf den plan trat.

Landsmann und standesgenosse seines vorgängers, aber aufgewachsen in anschauung der ritterlichen epik, die in den seither verflossenen zwei jahrzehnten erblüht war, wünschte er eine ritterliche verklärung der alten heldenwelt zu geben; lag sie ihm, dem Österreicher, doch immer noch näher als jene welschen rittermären, an die seine westlichen altersgenossen, ein Hartmann, Wolfram, Gottfried sich verloren. Er griff das Burgundenepos des älteren landsmannes auf und suchte es auf die höhe der neuen kunst zu heben. Indem er die äussere form der Nibelungenstrophe beibehielt, sicherte er sich eine bequeme möglichkeit, breite stücke der vorlage zu übernehmen. Diese strophenform musste sich nun aber auch das rheinische Brünhildenlied gefallen lassen, das er, wie es stofflich ja längst mit der Burgundensage in beziehung getreten war, dieser nun auch äusserlich als vorgeschichte verband. Dies verfahren machte eine innere ausgleichung der beiden stoffe notwendig. Es galt, sachliche widersprüche mannigfacher art nach möglichkeit zu tilgen, bisher nur in einem der beiden teile auftretende personen in beiden zu beschäftigen, endlich auch ein gewisses äusseres gleichgewicht herzustellen, was ein starkes auffüllen der mageren ersten hälfte bewirkte. Die stärkste verkettung ergab der neue gedanke, Kriemhild zur beherrschenden gestalt der ganzen dichtung zu erheben; es war natürlich, dass Brünbild dadurch noch stärker in den hintergrund gedrängt wurde.

Des weiteren galt es nun, den ganzen stoff zeitgerecht aufzuarbeiten. Das altfränkische wurde abgestossen, die neue ritterliche umwelt in breiten schilderungen hereingezogen, die den ersten teil bequem füllen halfen. Denken, reden und handeln der gestalten formte sich aus feinerem, wählerischem geiste; freilich blieb dazwischen manches überlebsel des alten. Nicht minder ward sprache und vers der neuen kunst angenähert und die darstellung so breit und reich entwickelt, dass die vorlage im zweiten teile auf das zweieinhalbfache, im ersten gar aufs zehnfache angeschwellt wurde. Rein sprachliche ausweitung, bereitere seelenschilderung und einföhrung neuer gestalten führten zu diesem ergebnis. Dankwart, Sigmund, Alberich, Pilgrim, Else und Gelpfrat wurden neu erfunden und ganze zwischenspiele wie der Sachsenkrieg, Siegfrieds besuch bei Alberich, der verrat des geheimnisses durch Kriemhild, Sigmunds heimkehr und die einbringung des hortens im ersten teil, im zweiten die beiden grossen Dankwartszenen, der kampf der Burgunden mit den mannen Dietrichs, vorher das massenturnier und der wunderbare auftritt *‘Wie er niht gēn ir āfstuont’* sind neuschöpfungen dieses dichters. Sind diese zwischenspiele nach ihrem grundriss freischweifender einbildungskraft entsprungene ausbauten epischen stiles, so werden für manches einzelne nebenquellen deutlich: aus heldischer und höfischer dichtung, chronik und zeitgeschichte liess dies und jenes sich schöpfen. In eingehenden erwägungen sucht der verfasser darzutun, was von den älteren stufen, die in den nordischen quellen fassbar werden, noch in der letzten dichtung sich erhalten, was und wie ihr schöpfer, der ein dichter war, kein blosser bearbeiter, umgestaltet und zugefügt hat.

Seine verdienste werden zusammenfassend gewürdigt, allgemeinere betrachtungen haben dazwischen erläutert, welche grundsätzlichen vorgänge bei der epenentwicklung zu beobachten sind. An vier abschnitten des Nibelungenliedes wird zum schlusse gezeigt, wie das vorgetragene nun in umkehr zur analyse sich an-

wenden lässt, um im überlieferten texte die drei, vier schichten zu erkennen, die allenthalben übereinander lagern.

1816 bis 36 erschienen Lachmanns forschungen über das Nibelungenlied und seine vorgeschichte, hundert jahre später dies buch: welch ein abstand! Und vor allem dies: von Lachmanns untersuchungen führt kein weg, keine organische entwicklung zu den ergebnissen Heuslers. Es bedurfte eines vollständigen verlassen der von Lachmann eingeschlagenen bahnen, um zu ihnen vorzudringen.

Es war das unbegreifliche an Lachmanns Nibelungenforschung, dass er, geblendet vom homerischen licht, das Nibelungenlied aus seinen lebendigen beziehungen gerissen und in eine künstliche vereinzlung gestellt hatte, wie sie bei den Homerischen gedichten beklagenswerte tatsache ist. Heuslers untersuchung aber ist ganz und gar auf vergleichung gestellt; nur das dauernde herbeiziehen der vielgestaltigen nordischen überlieferung und alles sonstigen, was sich aus unserem stoffkreise anbietet, hat ihn in den stand gesetzt, seine bedeutsamen ergebnisse zu erringen.

Enge damit zusammen hängt ein zweites: das buch hat in strengstem sinne ernst gemacht mit der einsicht, dass heldensage dichtung sei. Eine 'sage' ausserhalb der dichtung gibt es nicht; heldensage und volkssage sind nach wesen und lebensbedingungen gänzlich verschieden. Es werden die äussersten folgerungen aus dieser einsicht gezogen. Die verschiedenen stufen der sage bedeuten für unseren verfasser nichts anderes als eben so viele dichterische persönlichkeiten, die in freier künstlerischer tätigkeit diese stufen geschaffen haben. In grunde ist die ganze geschichte des Nibelungenliedes dasein und ablösung von 6 dichtern, die nacheinander den stoff formten. Das volk, die gemeinschaft hat daran keinerlei anteil. Der verfasser spricht, recht aufklärerisch eingestellt, vom volke nicht eben mit verehrung: die heldensage vom Burgundenuntergang ist ihm nichts weniger als 'vom volksmund zerschwatzte geschichte'. Es entbehrt nicht des pikanten reizes, dass ein so hocharistokratisches buch eben in unseren tagen und ausgerechnet von einem Schweizer — einem Basler freilich — geschrieben werden konnte.

Der verfasser hat seiner arbeit den unertitel gegeben: 'Die stoffgeschichte des deutschen heldenepos'. Die bezeichnung könnte irreführen. Wir wären geneigt, das buch eher die geschichte der form unserer überlieferung zu nennen, das wort in jenem weiteren und tieferen sinne genommen, der die innere formung mit begreift. Sie ist in wahrheit das eigentliche augenmerk des verfassers, für die geschichte des stoffes ausserhalb seiner dichterischen formung zeigt er sogar auffallend geringen anteil. Über manche stofflichen voraussetzungen der von ihm aufgestellten lieder wird mit bemerkungen hinweggegangen, deren flüchtigkeit in seltsamem gegensatze steht zu der tiefbohrenden art, die sonst die darstellung kennzeichnet.

Wir hätten zu dem buche im ganzen und einzelnen mancherlei auf dem herzen. Wir bemerken, dass wir, romantischer gestimmt als der verfasser, nicht imstande wären, die geschichte unserer heldensage derart in klar bestimmte künstlergeschichte aufzulösen, einer eng und genau bestimmten zahl von dichtern zu überschriften; wir bekennen, dass manches, was Heusler von der freiheit und selbstherrlichkeit dieser dichter und ihrer erfindungen sagt, uns der gesicherten erfahrung zu widersprechen scheint, die man sonst an mittelalterlicher überlieferung machen kann. Wir gestehen, dass die behauptete entwicklung der Brünhildsage mit ihren zwei stufen uns unglaubhaft dünkt, wir empfinden die schrift öfter als das buch

eines Skandinavisten, der seine massstäbe sich ganz aus nordischer überlieferung gebildet und in der kühle da droben ein wenig vergessen hat, dass im süden weichere winde wehen.

Aber alle einwendungen, die wir machen könnten, verstummen vor der freudigen anerkennung des geleisteten. Wir stehen nicht an, dies buch als das beste und folgenreichste zu bezeichnen, das bisher über das Nibelungenlied geschrieben wurde. Es bedeutet in wahrheit einen markstein in der geschichte der forschung, und es ist mit zuversicht zu erwarten, dass vieles von dem, was der verfasser darlegt, sich als dauernder gewinn behaupten wird.

Wir danken dem verfasser auch für die form, in der er seine forschungen dargeboten hat. Sein buch wendet sich an weite kreise und er hat in vorbildlicher weise verstanden, wissenschaftliche gründlichkeit und gemeinverständlichkeit zu verbinden. Feinfühlig geht er allen absichten der alten dichter nach, scharf und klar gestaltet er mit immer bildhaft schmiegsamem ausdruck das geschaute. Zugleich erweist sein buch, im reinsten deutsch geschrieben, dass es möglich ist, die feinsten künstlerischen regungen zu schildern, ohne in jenes kauderwelsch zu geraten, in dem unsere ästhetik von heute sich gefallen, mit dem sie oft sich und andere darüber hinwegzutäuschen suchen, dass sie in wahrheit nichts zu sagen haben. Als Schweizer scheut der verfasser sich auch nicht, gelegentlich ein 'nrchiges' wort seiner heimat in seine rede zu mischen.

Heusler hat mit seinem buche wieder gut gemacht, was die germanistische wissenschaft am Nibelungenliede verbochen hat. Am beginne des vergangenen jahrhunderts war altdeutscher dichtung und dem Nibelungenliede im besonderen schon einmal die teilnahme der ganzen nation geschenkt. Die wissenschaft hat rasch verstanden sie zu ersticken, indem sie die überlieferung mit einem stachel-draht hochmütiger gelehrsamkeit umzäunte und hundert schilder in die runde stellte, die unbefugten, d. h. allen, die kein reimwörterbuch und keine grammatik studiert hatten, den zutritt wehrten. Und das arme Nibelungenlied sah sich in solcher pflege bald derart vom geifer ineinander verbissener philologen überschäumt, dass kein gebildeter es mehr anrühren mochte. Langsam sind die lüfte über der dichtung reiner geworden. Zu Heuslers buch ist nun jeder geladen. Es bedarf keiner gelehrsamkeit es zu lesen, und wer es aufgenommen hat, wird mit tieferem verständnis und reinerem genusse zur dichtung selbst sich zurückwenden. Das ist die schönste frucht, die es tragen kann.

Für seine wissenschaftliche lebensbahn möchten mir dem buche schliesslich noch eines wünschen. Der verfasser tritt mit gewicht auf, abweichende meinungen werden, wo sie hindernd auf seinen bahnen stehen, mit höflicher bestimmtheit aus dem wege gewiesen. Möchte dem buche erspart bleiben, dass eine geschäftige anhängerschaft seine ergebnisse alsbald kanonisiere, wie es einst mit Lachmanns meinungen geschah. Dann wird ihm ein fruchtbares fortwirken und dauerndes leben beschieden sein.

HEIDELBERG.

FRIEDRICH PANZER.

Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège. Fasc. XXXIII: Sermons de **J. Tauler** et autres écrits mystiques. 1. Le codex Vindobonensis 2744, édité pour la première fois, avec les variantes des éditions de Vetter (1910), de Leipzig (1498), d'Augsbourg (1508) et de Cologne (1543), précédé d'une introduction et annoté par **A. L. Corin**, chargé de cours à l'université de Liège. Liège et Paris 1924. XXXI et 328 p. 8°.

Mit den beiden, von der forschung bisher wenig berücksichtigten Wiener Taulerhandschriften 2739 und 2744 hat sich neuerdings L. Naumann in dieser zeitschrift 46, 269 (vgl. dazu Beiträge 44, 16) näher befasst, indem er ihren inhalt, genauer als Hoffmann von Fallersleben es getan, verzeichnete, auch von beiden codices je eine predigt (Ausgew. pred. J. Taulers, 1914, s. 5 nr. 1; diese zeitschrift 46, 280 ff.) abdruckte. Der hier zur besprechung stehende band bildet den ersten eines auf drei teile berechneten werkes und gibt einen vollständigen abdruck der Wiener hs. 2744 mit gegenüberstellung der entsprechenden stücke des Augsburger druckes von 1508 (A), an zwei stellen (nr. 13. 14) auch des Kölner druckes von 1543 (C). Der apparat verzeichnet die lesungen bei Vetter sowie die lesarten von LAC. Im zweiten band soll dem umfangreicheren¹, interessanteren cod. 2739 der Leipziger druck von 1498 (L) an die seite gestellt, gleichzeitig auch hier C ergänzend herangezogen werden. Der dritte teil wird sich mit der sprache der manuskripte und der Taulerischen terminologie zu befassen haben. Der herausgeber hat bereits in einigen kleineren beiträgen sprachlicher und textkritischer art sein interesse für Tauler bekundet, s. Neophilologus 6, 161. 8, 30; Leuvense bijdragen 15 (1923), 56; weiteres verheisst er für demnächst im Bulletin bibliogr. du Musée Belge und in der Revue Belge de phil. et d'histoire. Bei aller anerkennung der bei der materialsammlung aufgewandten umsicht kann nicht verschwiegen werden, dass der erste band des breit angelegten werkes der Taulerkritik nur bedingt zugute kommt, insofern der Taulertext durch den vollständigen abdruck der ganzen Wiener hs. nicht allzuviel gewinnt. Corin verfolgt noch einen weiteren, rein sprachlichen zweck: es ist ihm um eine übersichtliche wiedergabe dialektisch verschiedener textgestaltungen zu tun. Es besteht nicht etwa ein näheres verhältnis zwischen Wien 2744 und A, oder Wien 2739 und L, sondern den ripuarischen Wiener texten werden in A ein oberdeutscher, in L ein mitteldeutscher text gegenübergestellt, zu denen vereinzelt sich der Kölner text C gesellt. Lohnt aber, um diese in allen farben schillernden texte überschauen zu können, — sie sollen im dritten teile gewürdigt werden — die dafür aufgewandte mühe und sorgfalt? ich glaube nicht, denn wenn auch Wien 2744 vereinzelt — Corin spricht s. IX übertreibend von 'nombreuses variantes' — den Vettterschen text zu bessern vermag, wenn es auch willkommen ist, die lesarten der drucke LAC (Basel 1521 wird nur für nr. 14, nicht 12, wie es s. XII heisst, herangezogen) bequem zur hand zu haben, so wird letzten grades unsere erkenntnis doch nur darin gefördert, dass wir sehen, wie auch die überlieferung der Wiener hss. nach Köln führt, wo Tauler 1339 und 1346 verweilte, wohin der Kölner druck C und auch die textgestalt weist, aus der die oberdeutschen EFS hervorgegangen sind, ein ergebnis, das wir gewiss nicht unter-

1) Bei Naumann sind Zeitschr. 46, 270 z. 20. 21 die signaturen der beiden Wiener hss. umzustellen: 2744 (nicht 2739) enthält 16 nummern, von denen die beiden letzten für Tauler ausscheiden; 2739 mit 66 stücken stellt wichtigere probleme.

schätzen wollen, denn es bestätigt die tatsache, dass wir bisher wie der mittel-niederdeutschen so auch der rheinisch-niederfränkischen überlieferung mystischer texte nicht genügend beachtung geschenkt haben. Wien 2744 gehört zu den ältesten zeugen der Taulerüberlieferung, dass sie gerade die älteste hs. sein müsste, wäre aber doch zu viel behauptet, s. s. IX. XXVII.

Die einleitung gibt eine sehr gründliche charakteristik der Wiener hs.: einband, zusammensetzung, ursprung (sie gehörte zeitweise zur büchersammlung von Goethes grossoheim J. M. von Loen), datierung, schrift, predigtenfolge werden besprochen; für den abdruck hat sich Corin an die Vetttersche zählung angeschlossen, es sind die nr. 36–38. 40. 45. 57. 60 a b e f g. 63. Auf nr. 13 und 14 wird noch zurückzukommen sein; die kleinen stücke nr. 15 und 16 kommen für Tauler wohl nicht in betracht, anderswo sind sie noch nicht nachgewiesen. S. XIII–XXIV geben auskunft über die drei drucke L¹AC; A hätte Corin nicht schlechtweg als 'bavarois' bezeichnen sollen, über Joh. Rynmann von Öhringen (nicht Erringen, s. XVI anm. 2) s. Allg. deutsche biographie 53, 657. — S. XXIV–XXVI äussert sich der herausgeber über das bei wiedergabe der texte befolgte verfahren; nicht einverstanden bin ich mit der systematischen verwendung von apostroph (*sagen's hoirten's, weir't, mach't, is't*) bei enklise einsilbiger schwacher wortformen an das vorangehende wort und von verbindungsstrich bei uneigentlicher komposition (*umbe-gangen, af-vallen*) und sonst (*altzo-male, da-mit, hey-vürmaills, hin-af*), wo doch die handschriftliche überlieferung dafür keinen anhaltspunkt gibt. Bei den zahlreichen anmerkungen zu einzelnen stellen wäre schärfere kritik am platze gewesen; es fördert nicht, sondern verwirrt nur, wenn man in zweifelhaften fällen zu vielen möglichkeiten der auffassung oder besserung raum gibt, vollends wenn dabei noch sprachliche irrtümer unterlaufen; weniger wäre hier mehr gewesen. Dankenswert und im ganzen einleuchtend ist der s. XXVII–XXXI gemachte versuch, das abhängigkeitsverhältnis der behandelten hss. und drucke durch einen stammbaum zu veranschaulichen. Dass es zu St. Gertrauden in Köln mehrere manuskripte Taulerscher predigten gab, ist sicher; auch W gehört jedesfalls dieser Kölner gruppe an, F stimmt in manchen lesarten mit W überein, E setzt, soweit ein vergleich möglich ist, bei Vetter lesarten aus F zur verfügung stehen, einen F ähnlichen text voraus, hat dann aber öfter nach S korrigiert. Schmidts abschriften der drei Strassburger hss. bieten leider kein absolut zuverlässiges material. Zur beurteilung von L verlobte es vielleicht doch, einmal genauere einsicht in die hs. L 559 zu nehmen.

Mit nr. 13, die in W an erster, in E an letzter stelle steht, während sie FS abgeht, hat es eine eigenartige bewandnis, insofern sich W nahe mit C berührt, dessen text Corin deshalb vollständig zum abdruck bringt, um zugleich mit hilfe lateinischer und griechischer buchstabenverweise und durch randstriche zu zeigen, in welcher weise C zwei vom gleichen textwort ausgehende rezensionen: W und V (nr. 71) LA (vgl. auch B 161^a) zusammengearbeitet hat. Corin hätte noch hinzufügen können, dass nr. 13 der Hildsheimer hs. einen paralleltext zu W bietet, vielleicht auch Brüssel 1959. S. Beiträge 44, 9. 20; Zeitschr. 41, 20. — Nr. 14 (in der überlieferung in W an sechster stelle) begegnet nur im Basler und Kölner druck. Auch hier ist C als paralleldruck neben W gestellt unter berücksichtigung von B. Ich füge hinzu, dass ebenfalls zu nr. 14 aus der Hildesheimer hs. unter

1) Im titel von L (s. XIII, dazu s. XV anm. 2) ist doch wohl zu verbinden: *durch überschwebenden syn unvoracht* 'unverächtlich, tadellos'.

nr. 38 ein paralleltext kommt, während Brüssel 14688 da einsetzt, wo WC abbrechen. S. Beiträge 44, 10. 21; Zeitschr. 36, 74 nr. 9.

In der zusammenstellung der in W überlieferten 14 predigten lässt sich, so viel ich sehe, ein anordnendes prinzip nicht erkennen. — Die sich hier anschliessende besprechung einzelner stellen — sie gibt nur eine auswahl dessen, was ich mir bei wiederholter lektüre angemerkt habe — verfolgt den nebenszweck, für den Vetter-schen Taulertext aus W gewinn zu ziehen.

9, 15 lies mit VLAC *gnaden*. 10, 3 die anmerkung gibt kein anschauliches bild der eigenartigen überlieferung (*ane ain ane*); hier darauf einzugehen, würde zu weit führen. 13 *bilde* 'gestalt', 'vorbild' in VW verdient doch wohl den vorzug, s. die lesa. und das glossar bei Vetter. 15 gegen die anm. wird an *spiln* festzuhalten sein: 'spielerisch', d. h. 'unnützlich', 'zwecklos'. 19, 30 vgl. V 141, 7: hiess es ursprünglich *van diesme lambe? schaipe* war vielleicht randglosse. 22 anm. 3: im Basler druck *sontag*. 29 anm.: der erste erklärungsversuch ist sicher abzulehnen, lies [*maich*]-schaffen, vgl. V 144, 25. 31 anm. 1 vgl. mnd. *schorretich*, Schiller-Lübben 4, 122 a; Lübben-Walther, Mnd. handwb. s. 333 a. 31, 18 und anm. auf s. 32: *horecht* = *hoverecht* Lexer 1, 1366. 35, 6 vgl. V 146, 18 nach *allegne* wird mit den drucken *gebildet* einzufügen sein. 36, 16 und anm. tritt Corin für *unlidelich* gegenüber V 146, 34 *unnützlich* ein. 39, 4 f. *hain* ich *gesprochen*, dagegen V 147, 26 *sprach* ich *gester*, LAB *hab* ich *noch nit gespr.*, vgl. auch C. h. i. *mehe gespr.*! S. unten bei nr. 4 s. 61 f. 42, 1 und anm.: aus *zerwerfen* in E (V 148, 30) gegenüber *zo werpen* in W möchte Corin auf eine niederrheinische vorlage für E schliessen. 8 (vgl. V 148, 33) ist mit Corin *beiden* in W der vorzug vor *bieten* E zu geben, lies *beiten*. 44, 11 und anm. vgl. V 149, 21 lesa. Die ursprüngliche schreibung *lieben* in E findet durch *letden* W ihre erklärang: liess *letten*, vgl. *lieterde*, Lexer 1, 1890. 46, 24 f. mit W und Corin ist V 150, 12 zu bessern: *Tring* dich *in dich selber*, *nit inbegin denne* usw. 47, 3—48, 13 geht AB ein grösserer passus ab, L dagegen zeigt allein einen grösseren zusatz, s. s. 47 lesa. 54, 8 bessert V 152, 12: *gelusten* statt *gelüchten*. 55, 14 *keltene* statt *kelre* ES wurde schon von Vetter (152, 25) gebessert. 58 anm. 2, 71 anm. 2 werden in den nachträgen s. 326 modifiziert: *gericht* = *gerichtet*. 60, 5 vgl. V 154, 1: die lesa. von W *in den norden* gegenüber *hinder einen berg* verdient angemerkt zu werden. S. 61 f. anm. Dem versuch nr. 4 zeitlich zu bestimmen, kann ich, so vorsichtig sich der verfasser auch ausdrückt, nicht beipflichten. Auch hier mahnt die überlieferung bei rückverweisen zu grösster vorsicht. In der 3. und 4. predigt fehlt in W 39, 5 und 61, 13 der rückverweis auf einen gedanken, den der prediger bereits *gestern* berührt habe, wie ihn V 147, 26. 162, 30 (dort zweimal) bietet. In ersterem falle besagen LAB das gegenteil: *von disen sinnen hab* ich *noch nit gesprochen*, während C statt *gestern*: *mehe* setzt. Auch an der zweiten stelle geht W die zweimalige rückbeziehung ab, die EL (AB und wohl auch C, wenigstens einmal) aufweisen. Dass der ausdruck *gestern* zudem nicht auf den vorhergehenden tag beschränkt sein muss, vielmehr eine gewisse dehnbarkeit zulässt, hebt Corin selbst hervor. Sodann: des verfassers bemühen, eine gedankenverbindung herzustellen zwischen 37, 7—10. 61, 10—13 = V 135, 11—20. 147, 26—28 sowie zwischen den zwei arten *lydungen* (62, 1 ff. = V 163, 1 ff.) und ausführungen in der ersten predigt (V nr. 36, s. die anm. 3 auf s. 61) ist doch nur ein notbehelf, der nicht befriedigen kann. Auch Naumann hatte in seiner dissertation s. 2 bedauert, die rückverweise in nr. 70 des Leipziger drucks (unsere nr. 4) nicht auffinden zu können. So heisst es also zunächst sich

bescheiden. Corin hat bei seiner zeitbestimmung gleichfalls übersehen, dass der text der dritten predigt (V nr. 38) für den vierten sonntag nach Trin., nicht für den dritten in frage kommt. **65**, 13. 16. 26 *suchten* 'seufzen' berichtet das falsche *suchen* V 164, 2. 4. 9. **68**, 3 *dat woirde(!) nuyn maïnde*, das nur W bietet, gab wohl anlass zu der wendung *das wort Zacharias* V 164, 33. 68, 4: V 164, 33. 166, 19. 167, 2 weisen die rasuren bei *betütet* auf ein *lut (lúyt W)* einer nieder-rheinischen vorlage von E? **71** anm. 3 *súlchen* kann nicht kontraktion von *sumeliche* (ndl. *sommige*) sein. **72**, 3. 7 f. ein vergleich der lesart W mit E (V 166, 10. 12) führt auf eine gemeinsame vorlage. **75** anm. 2. 85, 16. 88, 22 die formen *sie sint, synt; wir sin* (von *sehen*) stehen gleichberechtigt neben *ir seynt, sie seynt*; übrigens liest Naumann 88, 11. 22 *seynt, sein* (diese zeitschrift 46, 281 [letzte textzeile]. 282 z. 2), nicht *sint, sin* wie bei Corin steht. 88, 12–17. 89, 12–17. 93, 1–5 fehlen W, W kann also nicht vorlage für E gewesen sein, wie der verfasser anzunehmen geneigt ist. **89** die zeilenverweise 15 und 17 sind im apparat versehentlich ausgefallen. **90**, 24 *qûanzås* vgl. Lübben-Walther s. 288. **92**, 12 *unmoigelig* 'unvermögend, wertlos'? vgl. V 198, 1. **93**, 4 *sich getwæsten* 'sich einschlagen', Lehmann 1, 208 'aufs spiel gesetzt'; die anmerkung ist unnötig. **98**, 10 lesa. W geht hier eigene wege gegenüber der sonstigen überlieferung, vgl. auch V 199, 31. **108** anmerkung 1: der sinn verlangt aber doch affirmation, nicht negation. **110**, 4 in dem fehlenden *stoïnde* berührt sich W mit EF (V 268, 11 lesa.). **111**, 18 *die lieûer* 'desto lieber', vgl. F *die lieben* (V 268, 28 lesa.). **113**, 4 ff. anm.: ich nehme an der überlieferung in V (269, 10 ff.) keinen anstoss, vgl. Naumanns übertragung (Inselverlag 1923) s. 184, Lehmann 2, 73. **14** vgl. V 269, 14 lesa. W = F; *gerume geben* auch sonst bei Tauler, s. das wortverzeichnis bei Vetter. **114**, 12 und anmerkung: vgl. 192, 15: dem *dieger* (mnd. *deger*) in W steht in der oberdeutschen überlieferung *dicke* (V 269, 22. 310, 1) gegenüber; da sonst *dicke W* nicht fremd ist, wird man mit dem herausgeber an unsern stellen W die priorität zusprechen dürfen und damit eine niederrheinische vorlage für V anerkennen. **117**, 1 und anm. 1 (V 270, 19) s. meine Vermutung Beitr. 44, 24. Das zitat in Corins anmerkung stimmt nicht. 7 und anm. bessert dankenswert den schnitzer im glossar bei Vetter 493 c '*torment*' 270, 22: *dormitorium* (nicht *tormentum*!). 21 lies *sy solde ire tzâch* (= zucht dat.) *harde sere by sin*, vgl. 121, 2. **134**, 6 (vgl. V 280, 16) lies *reysen* 'reitzen'. **136** anm. 2 lies 'Michael'. **138**, 7 *inacht* (vgl. V 281, 20) bestätigt meine Vermutung Beitr. 44, 24. **139**, 6 *die wyse maede sprachen* verdient den vorzug vor V 281, 30 f. *der wise man sprach*; SLAB fehlen. 12: lies V 281, 52 f. *steinest, und sin och kl. kiselsteine*. **140**, 5 lies V 282, 7 *enlossent*. 140 anm. 1 ist zu streichen. **141**, 1 und auch in E (V 282, 14). 13 lies *hoirnt*. **144**, 14 *ervairen*: lies V 283, 7 f. *vervaren*, wie auch V 67, 6. 8 (Corin, Neophilologus 8, 34). **146**, 8–14 und anm. 4, vgl. V 283, 23–25: unter berücksichtigung des vorhergehenden scheinen zwei gedankenreihen nicht einwandfrei zum ausdrück gebracht: 1. niemand von denen, die zu des herren tische gehen, glaube, die das nicht tun, seien schlechter; sie übersehen, dass letztere es aus demut nicht wagen. 2. das abendmahl nehmen an sich tut es nicht: die, die es aus demut nicht nehmen, sind die besseren. 15 lesa. *steine* kann nur substantiv sein, vgl. 147, 3 *noch ander steyne; unde* (15) ist zu streichen, 16 *urde(i)lungen* zu lesen. 146, 16. 147, 1 lies *mit scheltworden* und so auch wohl V 283, 27 statt *mit schlechten worten*. **153**, 2 f. lesa. teilt W eine lesart allein mit C; ob ihre eigenart auf ursprünglichkeit schliessen lässt (153 anm.)? **154**, 15 *smechlich* verdient den vorzug vor V 286, 13 *sinneclich*, vielleicht auch

155, 3 *unsmezzier* (durch konjektur = *unsmeclich*) vor V 286, 18 *unsinneclich*; *smeclich* und *unsmeclich* begegnen auch sonst bei Tauler, s. das wortverzeichnis. 155, 10 *verunbildet* stand ursprünglich auch in E (V 286, 22 lesa.), s. 155 anm. 2; Tauler kennt auch *verunkinschen*, *verunliutern*. 167 anm. 1: der kommentar zu *hänsschen wyn* bietet in seiner zweiten hälfte manches anfechtbare. 168, 18 f. 22 und anm. *einlütze*: V 290, 23 ff. lies *einzig* 'einzeln' statt *enzig*. S. 173 pred. nr. 9 auch bei Naumann, Ausgewählte predigten 1914 s. 26 ff. nr. 4 nach einer Berliner hs. 176, 13 *schräf* auch in S = *scharf* (V 305, 13 lesa.) 177, 14 ff. mit der anm., vgl. auch die textgestalt bei Naumann a. a. o. 28, 20 ff. V 305, 27 ff. lies: *sol win drin, so müß das wasser us, wan zwei materieliche ding enmugent mit in einer stat gesin [sol (dar) win in, so müß das wasser von not us], wan si sint widerwertig. sol got in, so müß von not die creature us; — das vur* (V 305, 28) verlesen für *dar win*. 180, 22 mit der anm.: lies *des verleidens?* 182 anm. 1 ist zu streichen, es ist mit VLAC (V 307, 8) zu lesen. 182, 22 und aum. *bestoinde* scheint den andern lesarten gegenüber (V 307, 13) auch mir beachtenswert. 185 anm. 1 ist zu streichen. 185, 16 *naüwe* verdient den vorzug vor der lesart V 308, 4 *und das nohē*. 17 und anm. 3, dazu s. 327: *an-layt* sicher = *an leit* von *legen*. 188, 8 f. *an wirkene* (V 308, 29): verderbte überlieferung, der die anm. nicht abhilft. 194 anm. 2: wie gesucht! 195, 10 vgl. V 310, 21: vielleicht ist doch *grunt* in FSW ursprünglich, wenn auch zu *smackent* besser *geist* passte; LABC lesen *g(eist)*, s. die lesa. 199, 23–200, 4 (vgl. V 311, 31 ff.): W zeigt verwirrte überlieferung, die erwähnung Kölns 200, 2 hat auch der Kölner druck C. 201, 6 und anm. *dan* 'denn'. 202, 13: V 312, 21 lies mit FW und den drucken *missetrost*. 206, 14 f.: V 313, 13 f. lies: *die die heilige kirche also sere verwezet*. 216, 11: wie F (V s. 437 zu 315, 8) erwähnt auch W Trier, das noch ein zweites mal (V 329, 9) zitiert ist. 219, 8 f. *usloysungen* wird durch F (Vetter s. 437 zu 315, 24) und einige drucke gestützt und verdient vor *uzlöffunge* den vorzug; BC lesen *uflösung*. 225, 20 f.: statt *besizet* ist V 317, 12 mit WLA *enbizet* zu lesen. 226 anm. ist abzulehnen. 227, 20 mit der anm.: *eyn bedroifde snede* kann nur heißen 'beträufelte schnitte', s. ZfdA. 6, 269 und Lexer 1, 241 unter *betroufen*: 'ihm wird bis zu seinem ende niemals auch nur ein kleiner bisßen aus der wirtschaft': *ein trophe der wirtschaft* V 318, 2, vgl. 317, 23 *ein klein brösemlin*. 229, 10 f. mit der anm.: vielmehr 'die sünden von tausend welten' (gen. pl.). 24 teilt W einen dummen fehler mit E: *tot (doyt)* für *got* (V 318, 25). 257, 16 f. mit der anm.: EW weisen die gleiche lücke auf (V 345, 10 lesa.). 265 anm. 2 ist zu streichen. 278, 7 f. 279, 5 *gesättiget, gesettigt* war nicht zu beanstanden, streiche die anm. 2 auf s. 279. 278, 13 f. *moigeliç* 'mühsam, beschwerlich', die anm. 3 auf s. 279 ist zu streichen. 278, 23 lies *vürste*. 280, 5, 6 lesa. 281, 2: man vermisst in der tat unger in E (V 386, 17) den plussatz der drucke: *er sey dein (noch) vil begirlicher*. 282, 9, 283, 8 *volfüren* in den drucken ABC verdient den vorzug vor E (V 386, 31) L *lüchten*, vgl. Ps. 36, 6; gleich darauf freilich ist *lüchten* die allgemeine lesart 282, 19, 283, 20, V 386, 35; Corins anmerkungen s. 283 helfen nicht weiter. 290, 26 lies *seinem aigen nicht?* 305, 7 lies *gemeinit*. 322, 15 *geroicheit* = *geruo(we)cheit*. 21 was heisst *beloliche?* 326 zu p. 43: der vorschlag V 262, 10 lat. *mens* für *mensche* zu lesen, verdient beachtung.

Albert Schreiber, *Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach*. Frankfurt, Diesterweg 1922. IX und 233 seiten. (Panzers und Petersens Deutsche forschungen 7.)

Der verfasser des vorliegenden buches hat seinem kritiker seine aufgabe wesentlich erschwert, indem er ihm in der vorrede durch die lebenswürdige captatio benevolentiae, die schwächen seiner arbeit kenne er selbst am besten, und durch die zitierung von Wolframs eigenen worten im Willeh. 4, 20 sozusagen allen wind aus den segeln nimmt. Trotzdem muss ich offen aussprechen, was ich bei der lektüre des aus tiefer begeisterung für seinen helden und seinen stoff geborenen, aber völlig unkritischen und beispiellos naiven buches empfunden habe. Man glaubt sich in die gläubig harmlosen zeiten der anfänge unserer wissenschaft zurückversetzt, wo männer wie von der Hagen, Zeune und San Marte die träume ihrer phantasie auf den markt der wissenschaft brachten und sich von der strengen polizei Lachmanns und Haupts ungefüge, wenn auch oft durchaus berechnigte zurechtweisungen gefallen lassen mussten. Heute gibt sich der dilettantismus allerdings etwas anders als vor hundert jahren, aber sein wesen hat er nicht geändert. Es ist geradezu unglaublich, was Schreiber alles von Wolframs leben und schaffen weiss oder zu wissen glaubt, woran noch niemand gedacht hat: das allerwenigste davon dürfte, wenn mich nicht alles täuscht, die wissenschaft ihrem festen bestande einordnen. 'Auch Wolfram hatte der dichtung schleier aus der hand der wahrheit empfangen' (s. 66): von diesem boden aus glaubt er sich ermächtigt, zu wiederholen, was in der Goethephilologie allmählich als irrweg erkannt worden ist, auf die modelljagd auszugehen (vgl. s. 30. 54. 66. 68. 71. 212): da wir von den personen der damaligen zeit nur sehr viel weniger als von denen aus Goethes umgebung wissen, kann man sich vorstellen, mit welchem erfolge. Dabei gesteht er in einer seiner auseinandersetzungen selber einmal (s. 103): 'Genau genommen enthalten Wolframs worte davon nichts' und tadelt an andern forschern, dass sie 'Wolframs worte geradezu auf die goldwage gelegt' haben (s. 196). Sein grammatisches verständnis des mhd. ist durchaus nicht so einwandfrei, wie man erwarten dürfte (vgl. s. 80. 100. 101. 133. 198. 200. 221). Seine subjektive methode erlaubt ihm alles: wenn der dichter nach seiner meinung sich wiederholt, so ist dadurch ein einschub aus späterer zeit nachgewiesen (s. 125. 143; die an der ersteren stelle geäußerte vermutung von doppelfassungen verfänglicher stellen für einen derberen oder zarteren geschmack verschiedener hörerkreise ist zwar sehr geistreich, aber durchaus unwahrscheinlich und unbeweisbar, wenn die entstehung unserer textgestalt erörtert werden soll); wenn man versreihen überschlagen kann, ohne dass der zusammenhang gestört wird, so ist auch dann ein jüngerer stück als solches erkannt (s. 186). Wehe dem dichter, der sich einen solchen massstab muss anlegen lassen! Man lese auch, wie erzprosaisch der herrliche Titirel als 'blosse wiederkäuerei' der Signenstellen im Parzival beurteilt wird (s. 187). Da Schreiber an Wolframs analphabetismus glaubt, spielen hörfehler natürlich eine grosse rolle (s. 86. 126). In vielen fällen hört er direkt das gras wachsen: Amor begegnet im Parzival, um mit dem namen Amorbach scherz zu treiben (s. 55), das Kitzinger turnier war eine tauffeierlichkeit (s. 76), Wilhelm von Baux, fürst von Orange, bestellte nach des landgrafen Hermanns tode bei Wolfram die vollendung des Willehalm (s. 156), in religiöser hinsicht wusste sich Wolfram 'mit zunehmendem alter mehr und mehr von den fesseln einer engherzigen, einseitigen bekenntnisstrenge zu lösen und zu den freieren höhen einer fast neuzeitlichen duldsamkeit emporzuschwingen' (s. 221).

Wolfram erscheint (s. 98) wieder fröhlich als gatte und vater, eine naive schlussfolgerung, die ich Zeitschr. 36, 429 endgiltig begraben zu haben glaubte, hat sogar seine liebe hausfrau im Parz. 827, 29 ungenannt apostrophiert. Wenn Wolfram Elisabet von Vohburg, die markgräfin vom Heitstein, im Parz. 403, 26 so schwer beleidigt hatte, dass sie samt ihren verwandten von bitterem hass gegen ihn erfüllt wurde (man lese das genauere s. 209 nach), wie konnte dann Elisabets schwager, der landgraf Hermann, in so freundlichen beziehungen zu dem dichter bleiben, wie der Willehalm und Titurel sie voraussetzen? Wolframs 'glücklicher nebenbuhler' in Elisabets gunst war Walther von der Vogelweide (s. 213)! Positives bleibt wenig von dem, was Schreiber bringt, der natürlich zu den Kyotlingen gehört: dankenswert sind die zusammenstellungen über die bairischen und fränkischen adelsgeschlechter, richtig die interpretation von Parz. 227, 13 (s. 84), brauchbar die bemerkungen zu der au sich nicht neuen hypothese, dass die ersten zwei bücher des Parzival in die zeit des schlusses des Willehalm und in die des Titurel gehören (s. 161 ff.). An dem textgeschichtlichen problem der in D fehlenden verse des Parzival streift die untersuchung nur eben in einer anmerkung vorbei (s. 83 ann. 6). R. M. Meyer hat einmal scherzweise (Goethejahrbuch 28, 234) 'Goethes leben aus seinen gedichten' zusammengestellt: nun haben wir ein ernstgemeintes gegenstück dazu.

JENA.

ALBERT LEITZMANN.

Karl Lachmann, Die gedichte Walthers von der Vogelweide. Achte ausgabe, besorgt von Karl von Kraus. Berlin und Leipzig, Walther de Gruyter u. co., 1923.

Seit der siebenten anlage von 1907 besorgt Kraus Lachmanns Waltherausgabe, die vor nahezu hundert jahren zuerst die gestalt des sängers in reiner herrlichkeit geniessenden und forschenden enthüllt hat und noch heute als eine seiner glänzendsten kritischen leistungen dasteht. Was der neue herausgeber für die siebente ausgabe getan hat, hat Wilmanns (Afda. 33, 237) mit nüchterner ruhe abgewogen. Auch in der vorliegenden achten ist Lachmanns text, wie sich das von selbst verstehen sollte, bis auf ein paar geringfügige versehen unverändert geblieben. In der vorrede hat Kraus neuere literatur zu den einzelnen handschriften nachgetragen und (s. XXV) die neuen lieder und sprüche, die inzwischen aus Berliner, Münchener und Wolfenbütteler handschriften hervorgetreten und den fachgenossen schon in zeitschriftenaufsätzen bekannt geworden waren, zum abdruck gebracht. Leider lesen wir hier das sicher unechte, übrigens auch in der Wolfenbütteler handschrift namenlose und nicht etwa Walther beigelegte lied von dem weib am Rheine und dem vöglein, das Kraus schon Zfda. 59, 315 unbegreiflicherweise ohne bedenken Walther zugeschrieben hat, wiederum mit der bemerkung 'ohne namen unter liedern Walthers, wohl mit recht'. Wilhelm Grimm rühmte Lachmann als herausgeber Walthers nach (Klein. schr. 2, 387): 'Der verfasser liebt es, von seinen entdeckungen oft nur die segelspitze zu zeigen, und zumal, wer am ufer steht, muss genau acht geben und scharf sehen': im vorliegenden falle sieht schon ein unbewaffnetes auge, dass Lachmanns nachfolger eine fata morgana für wirklichkeit gehalten hat. Ich benutze die gelegenheit, meine abweichende auffassung des gedichts in steter rücksicht auf Kraus' zitierten aufsatz im folgenden

zu begründen. Manchem unter den fachgenossen dürften, hoffe ich, starke zweifel an der richtigkeit seiner anschauung erregt werden: dass es mir gelingt, ihn selbst von ihrer irrigkeit zu überzeugen, darf ich mir wohl kaum schmeicheln¹⁾.

Ich beginne mit der textgestalt bei Kraus. Da das blatt, auf dem das gedicht steht, traurigerweise stark verstümmelt nur vorliegt, so machen sich allerhand ergänzungen notwendig, die natürlich von der gesamtauffassung abhängig sind, die man sich vom sinn und zusammenhang der geistreichen kleinen dichtung gemacht hat. Ich glaube, dass man sich da radikal von Kraus entfernen muss und bei der erwägung meiner neuen vorschläge vor allem darauf zu sehen hat, die suggestive kraft der gedruckten ergänzungen seines textes einmal völlig auszuschalten, am besten indem man sich die faktische überlieferung mit allen lücken wiederholt geschrieben vor augen führt (leider hat auch sein rohdruck der handschrift s. 313 schon alle seine konjekturen). Strophe 1 dürfte im wesentlichen in ordnung sein: ob etwa $\frac{1}{2}$ statt *solt im sagen*, wie Kraus will, *solt in manen* oder etwas ähnliches gestanden hat, macht keinen unterschied im gedanken und kann natürlich nicht ausgemacht werden. — Mehr ist zu strophe 2 zu sagen. 1. 2 ist nur überliefert *unser . . . a suochent vrende geste*. Mit dem *a* weiss Kraus 'nichts anzufangen, denn weder *dâ*, *sâ* noch *jâ* noch *nâ(h)* noch ein ausruf *â* oder auf *-â* passen' (s. 317): er ändert deshalb *a* in *ie* und liest *unser alten veste die suochent vrende geste*. Da *suochen* keinen objektsakkusativ bei sich zu haben braucht, *alten* ausserdem die versmelodie stören würde, schlage ich vor: *unser quotiū veste, dâ s. vr. g.*, 'unsere gute burg, da (= der) machen gäste ihren besuch'. 4 und 5 verbindet Kraus durch ein ergänztes *und*: ich lese statt dessen *si*, denn ich halte zwar *stigen* für den konjunktiv, *slichen* dagegen für den indikativ; ferner ergänze ich *zuo mir*, nicht wie Kraus *zuo zir*. Der sinn ist: 'wenn ich nicht so klug wäre, so würden sie nachts zu mir einsteigen; sie sind schon zu einer öffnung geschlichen'. Wie der letztgenannte weitgehende vorstoss hat geschehen können, wird in der schlusszeile begründet, die leider nur in kümmerlichsten resten erhalten ist: *die bei* (Kraus druckt *bei*, obwohl er selbst zugibt, dass der eine strich nicht notwendig ein *i* ist, sondern auch ein anderer buchstabe, etwa *m*, *n*, *u* sein kann) . . . *rucken*. Kraus erwägt (s. 317) alle möglichen ergänzungen für beide wortreste, erscheint aber ganz hilflos, da er von dem sinn des fehlenden zu keiner klaren vorstellung gelangt ist. Da *trucken* am ende wohl ganz sicher ist, so lese ich *die beche die sint* (oder *sint vil* oder *sint gar*) *trucken*, d. h. die burggräben (zu denen man, wenn es möglich war, lebendige bachläufe benutzt haben wird, wie es nach Schultz, Das hof. leben 1, 16 mit flussläufen geschah) sind ohne wasser, so dass man bequem zu öffnungen als einbruchslücken gelangen kann. — Strophe 3 ergänze ich ganz wesentlich abweichend von Kraus. Ich stelle beide fassungen zunächst nebeneinander:

K.: <i>Ich hân gegen ir man[gen]</i> <i>[niht schermes] vor gehangen,</i> <i>wan einen [igel] riht [ich hin rür]e,</i>	L.: <i>Ich hân gegen ir man[gen]</i> <i>[den schilt niht] vor gehangen,</i> <i>wan einen riht[en si hin rür]e,</i>
--	--

1) Seit der ablieferung dieser rezension an die redaktion ist Michels' neue bearbeitung von Wilmanns' Waltherausgabe erschienen, wo (s. 456) unser gedicht auch abgedruckt und besprochen wird. Trotzdem ihm allerhand bedenken gekommen sind, geht Michels mit ausnahme der schlusszeile doch im wesentlichen mit Kraus. Was er seinerseits gegen diesen zur deutung des inhalts beibringt, leuchtet mir nicht ein; die echtheit des gedichts ist auch ihm zweifelhaft. Sonst hat sich, soweit ich sehe, inzwischen niemand zur sache geäußert. [Korrekturnote.]

der snellet vaste unz an die t[üre].
[waz] vrunte ich alters eine?
er wirfet [ringe ste]ine.

der snellet vaste unz an die t[üre].
[waz] vrunte ich alters eine?
er wirfet [gröze oder swære ste]ine.

Kraus nimmt als die dieser strophe zugrunde liegende situation folgendes an (s. 317): gegen die geschosse der feindlichen *mangen* hat die bedrängte burgherrin nicht, wie man zu tun pflegte, schützende gegenstände zur abwehr (für die der gewählte ausdruck *scherm* sonst übrigens nicht belegt ist) an den mauern aufgehängt, vielmehr nur ein gegengeschützt, einen *igel* aufgestellt, der, weil er von ihr allein bedient werden muss, nur leichte steine zu schleudern imstande sei. Ich kann mir diese ganze deutung der situation nicht zu eigen machen. Ich denke vielmehr an eine andere sitte des mittelalterlichen rittertums: 'das heraushängen der schilde vor die zinnen der burg bedeutete, dass die besatzung zur äussersten gegenwehr entschlossen sei' (Schultz² 2, 97). *igel* 3 hat Kraus nicht, wie eigens zu bemerken ist, in eine lücke der handschrift eingesetzt, sondern es 'hat nie dagestanden' (s. 313): abgesehen davon, dass diese ergänzung wieder die versmelodie vernichtet, ist sie unnötig; ich verstehe unter *einen* den bediener der feindlichen *mange*, der die burgmauer mit dicken, schweren steinen bearbeitet. *rihten* mit akkusativ der person ist nicht ungewöhnlich: *einen von hinnen rihten* belegt das Mhd. wörterbuch 2, 1, 636 b; vgl. auch *boten rihten* Elis. 475. 550. Auch *ringe* übrigens steht mit der versmelodie in widerspruch. — Strophe 4 ist in ordnung mit ausnahme der schlusszeile, wo ich wiederum Kraus' 'pointe' des ganzen gedichts mir in keiner hinsicht zu eigen machen kann, wenn er das tadellos überlieferte *graben* in ein die versmelodie zerstörendes *kragen* ändert und einen durchaus matten sinn konstruiert, der nach meinem gefühle nichts weniger als eine pointe darstellt (s. 318. 319). Die überlieferte wendung (vgl. auch *den burcgraben villen, verwerfen* Kaiserchr. 14105. 15285), bei der natürlich nicht mit Kraus an ein füllen mit wasser gedacht werden darf, gibt demgegenüber eine pointe der geistreichsten art: das vöglein rät der dame, statt widerstand zu leisten, vielmehr den burgweg frei zu machen, indem sie den graben zuschüttet und einebnet.

Den sinn des ganzen gedichts fasse ich folgendermassen auf: das bis in höchst plastische einzelheiten hinein durchgeführte bild von der belagerten burg ist nur ein bild für eine erotisch-galante situation. Die frau des burgherrn, der mit dem kaiserlichen heere im südlichen Italien weilt, wird von einem galanten anbieter bedrängt, der sich günstige gelegenheiten, die sich ihm zufällig bieten, zu nutze zu machen weiss (das austrocknen der bäche im burggraben) und ordentlich scharf ins zeug geht (die wurfmaschine, die von einem tüchtigen ingenieur bedient wird), so dass der widerstandswille der bedrängten dame, der von anfang an nicht gross war (das nichtheraushängen der schilde), in die brüche zu gehen droht. Das vöglein, das dem herrn und gebieter von der gefahr meldung erstatten soll, zögert und gibt, als es zur abreise gemahnt wird, der dame den guten rat, sich die galanten annäherungen lieber ruhig gefallen zu lassen, den fernen, ahnungslosen gatten nicht zu inkommodieren und vielmehr das ihr in den schoss fallende vergnüügen dankbar und verschwiegen zu geniessen. Der name des gatten, Isengrin, verführt Kraus dazu (s. 319), fast eine volle seite ohne jeden erfolg motive aus dem tierepos zu besprechen, die ganz entfernte verwandtschaft mit unserer belagerungssituation zeigen sollen, obwohl er seine darlegungen mit der unbezweifel richtigen erkenntnis schon einleitet: 'Ich habe nichts gefunden, was an die im spruch

geschilderte situation erinnerte'. Am schluss zitiert er dann aus einem briefe Jellineks, was seine ganze crörterung überflüssig erscheinen lässt (s. 321): 'Der Isengrin wird ein adliger sein. Entweder hiess er wirklich so oder er hatte einen namen mit wolf als bestandteil oder er hatte eigenschaften, die ihm den spitznamen Isengrin eintragen konnten'. Ich stimme ihm bei; auch mit an die dritte dieser möglichkeiten darf man denken, wenn man sich erinnert, wessen frau Hersant geziehen wird. 'Auch der historische gehalt des spruches bleibt dunkel', sagt Kraus (s. 320): wie er auf die annahme der notwendigkeit oder auch nur wahrscheinlichkeit eines solchen kommt, begreife ich nicht. Das einzige, was historisch auszuweisen ist, hat er nicht gesehen: er verzeichnet zwar (s. 317), welche minnesänger *Pülle* nennen, und bemerkt (s. 319): 'bei Walther kehrt der name *Pülle*, der anderwärts nicht häufig begegnet, wieder', übersieht aber, dass der name nur in den jahren seine stelle in dem gedichte finden konnte, wo fast ständig kaiserliche heere in Apulien lagen, d. h. während der regierungszeit Heinrichs VI. (1190–97).

Dass diese pikante frivolität mit Walther von der Vogelweide nichts zu schaffen haben kann, dem sie übrigens, wie ich nochmals betone, auch die handschriftliche überlieferung nicht zuschreibt, dürfte ohne weiteres einleuchten. Gegen Walther spricht auch die schallanalytische untersuchung, die ein tieferes, mollgefärbtes organ ergibt, das von Walthers hellerer durstimme erheblich abweicht. Kraus bekennt allerdings (s. 318): 'Ich finde nichts, was dagegen spräche'. Was er dafür anführt (der 'sonst nicht häufige' gebrauch der flektierten formen von *vogelin*, das wort *Pülle*, die 'pointe' am schluss und zwar Kraus' unmögliche und matte schlimmbesserung *kragen* für *graben*, 'waltherisch . . . im einfall nicht nur, sondern selbst im ausdruck'), ist freilich hinfällig. Ich darf hoffen, dass es mir gelungen ist, einen unvoreingenommenen betrachter der sachlage von der richtigkeit meiner auffassung zu überzeugen. Im übrigen: 'vaticinari neque didici neque cupio', wie Lachmann einmal im Lucrez sagt.

JENA.

ALBERT LEITZMANN.

Sven Norrbom, Das Gothaer mnd. arzneibuch und seine sippe. [Mnd. arzneibücher, herausgegeben von C. Borchling I.] Hamburg 1921. VI, 240 s. 4°.

Der plan Borchlings, die von ihm in den Mitt. z. gesch. d. med. und der naturw. (1902 nr. 2 s. 66 ff.) zusammengestellten hss. zur mnd. medizin durch den druck der forschung zu erschliessen, wird mit der veröffentlichung der Gothaer hs. ausgeführt. Die hs. hat längst in Häasers Gesch. d. med. ihren platz gefunden und ist auch inhaltlich durch mehrere ansätze in umfangreichen auszügen von K. Regel [progr. d. gym. Ernestinum in Gotha 1872 und 73, Niederd. Jahrb. 2 (1876) 122 ff., 5 (1878) 5 ff., 6 (1879) 61 ff.] bekanntgemacht worden. Der text, dessen original ins 14. jahrhundert gehört, liegt noch in zwei Kopenhagener und einer Rostocker hs. vor. Der herausgeber hat sich mit recht für den Gothaer text entschieden, der zwar von einem wenig verständigen abschreiber stammt, aber die älteste überlieferung (um 1400) bietet; die mundart ist nordniedersächsisch mit sichtlicher färbung nach der mnd. schriftsprache hin. Der inhalt des werkes ist nicht einheitlich; an eine nach den körperteilen geordnete rezeptsammlung von 181 kapiteln schliesst sich der pseudoaristotelische brief an Alexander, eine abhandlung über die beziehungen der jahreszeiten, monate und tage zu der gesundheit und dem wesen des menschen, ein aderlasstraktat, die zeichen des todes, ein kapitel über herzleiden

und ein rezept für eine wundsalbe. Bis hierhin reicht der als *Düdesche Arstedia* bezeichnete teil; daran schliesst sich eine nd. übersetzung der *Practica* des *Bartholomaeus* in 72 kapiteln, die schon 1894 von F. v. Oefele in einem privatdrucke veröffentlicht worden ist; den schluss bilden rezepte, die teilweise dem *Macer Floridus* entnommen sind; von diesen rezepten enthält die ausgabe nur eine vergleichende tafel, die die engere verwandtschaft mit dem mnd. Utrechter arzneibuche erweist, das J. H. Gallée im Nd. jahrb. 15 (1889) 105 ff. abgedruckt hat. Im übrigen lässt sich über quellen und verwandtschaft des Gothaer arzneibuches nur allgemein sagen, dass beziehungen zu hochdeutschen vorlagen sicher sind. Die *Arstedia* war für weite kreise, der *Bartholomaeus* nur für arzneikundige bestimmt.

Die textgestaltung ist sorgfältig mit reichem lesartenapparat durchgeführt; die erklärung, der vornehmlich das glossar dient, geht aber nicht so in die tiefe, wie es die vorhandene literatur ermöglicht und das werk verdient. Die folgenden bemerkungen sollen einige ergänzungen in dieser hinsicht bieten. S. 37: die vergleichung des geburtssegens beweist für die entstehung der *Arstedia* nichts, da er recht häufig ist; die hier und s. 122, 15 gegen die überlieferung der Gothaer hs. vorgenommene änderung des *exinanite* zu *ex matrice* ist falsch; vgl. die reiche literatur bei Ad. Franz, Die kirchlichen benediktionen im mittelalter, Freiburg i. Br. 1909, II 200 und 202 anm. 6. — S. 44: als hauptverdienst des verfassers der *Arstedia* wird die systematische ordnung des werkes hingestellt; mit unrecht; der herausgeber zieht leider nirgends das umfanglichste und reichste der deutschen arzneibücher zu rate, das von C. Külz und E. Külz-Trosse unter meiner mitarbeit 1908 (Dresden, druck von Fr. Marschner) als privatdruck herausgegebene Breslauer arzneibuch R 291 der stadtbibliothek, das um 1300 entstanden ist. Dieses werk zeigt nicht nur die entsprechende feste gliederung in der anordnung der krankheiten; es hätte auch besonders in seinem wesentlich auf Macer fussenden teile über die *simplicia* und *electuaria* für das glossar der Gothaer hs. bedeutende dienste leisten können; die gliederung der rezepte nach den krankheiten der körperteile kommt natürlich jedem guten arzneibuche des mittelalters zu. — S. 76: die schon in Germania 32, 452 ff. abgedruckte wertvolle sammlung von augensegen, die im kapitel VII überliefert ist, bedarf genauester erklärung; vor allem war hierzu Franz, Benediktionen I 493 ff. zu vergleichen; zu 76, 31 Nicasius sind die parallelen Zflda. 27, 308 (Wien 14. jahrhundert) und Mitt. d. schles. ges. f. Volkskunde bd. 9 (1907) heft 2, 13 aus Breslau 15. jahrhundert zu beachten; zu *Thecla*, *Nazarenus*, *Aquilinus* (77, 9 ff.) vgl. Franz II 497; zu 77, 27 *agla*, das ein magisches acrostichou darstellt, Franz II 65 und Mitt. d. schl. g. f. Vk. 19 (1917) 263, wo es als aus dem jüdischen morgengebete entnommen nachgewiesen wird. — S. 77, 37: *lutum fecit etc.* ist in seiner geschichte behandelt Mitt. d. schl. g. f. Vk. 21 (1919) 97 ff., vgl. Franz II 431 und 495. — S. 89, 6: das reingebet zu Apollonia mit der anschliessenden antiphon ist in prosa deutsch aus der spätmittelalterlichen gebetsliteratur noch im 18. jahrhundert nachzuweisen, z. b. im himmlischen Jerusalem des zisterziensers Friedrich Mibes, Prag 1717, s. 370 f. — S. 93, 1: anrufung des hl. Blasius in halskrankheiten, vgl. Franz I 272. — S. 149, 5: 'Christ ist geboren', vgl. den segen bei Franz II 199 (12. jahrhundert); dieser verstümmelte segen der *Arstedia* findet sich mitteldeutsch vollständig mit grossenteils wörtlicher übereinstimmung in der Breslauer hs. III Q 7 (15. jahrhundert), von mir abgedruckt Mitt. d. schl. g. f. Vk. 9 (1907) 2, 23. — S. 165, 11 und 169, 2 und glossar: *mannsluchtig* heisst nicht 'männliches geschlecht', sondern 'menschentötend' trotz 169, 11:

rrouwelik. — S. 172, 24 ff.: die *signa mortis et vite* decken sich inhaltlich mit denen des Breslauer arzneibuchs s. 134 f. — S. 199, 10 Jobsegen; dazu die literatur bei Franz II 415. — S. 199, 26: *homines et jumenta* vgl. Franz I 171.

Glossar: es ist wesentlicher für die geschichte der heilkunst in Deutschland, wenn die älteren deutschen pflanzennamen mit den mittelalterlichen lateinischen oder latinisierten griechischen identifiziert werden, etwa an der hand der Macerübersetzungen, als wenn man sich mit den doch oft unsicheren Linnéeschen bezeichnungen begnügt. Die folgenden hinweise sind dem Breslauer arzneibuch (Ba) entnommen:

athanasia magna ist nicht die pflanze, sondern ein opiat; seine verwendung Ba 103; ebenfalls opiat ist *aurea alexandrina* Ba 102; *affrodille* affodillus golda amarusca Ba 143; *bete* kresse Ba 176 und 180; *benwelle* consolida maior beinwelle Ba 144; *billensat* jusquiamus cassilago caniculata Ba 146; *blota* bleta beizkol Ba 143; *dyacalamentum* ist ein lectuarium Ba 107; *dyacuminum* dyaciminum ist ein electuarie Ba 106; *dyaprunus* diaprunis Ba 94; *ertbere* fragula ertperkrut Ba 146; *geralegodion* geralogodion memphicum Ba 101, wo auch die zusammensetzung steht; *godesrorgeten* marrubium album wiz andorn Ba 147, *gotesuergezze* Ba 147, *prassicum* gotesuergezze Ba 148; *grensing* portentilla Ba 148, aber 148 ist auch portentilla baldrian und 147 ninfea greinsic: *hasenhor* hasenhor didinna, womit Ba 145 ein kraut gemeint ist; *hedderick* rapistrum hederich Ba 148, was wohl dem aus dem Boek d. Arst zitierten *napi agrestis* entspricht; *heide* mirica heide, genesta idem Ba 147; *huslok* barba iouis huslouch Ba 143; *capillus veneris* widertan Ba 144, also manerraute; *karde* herba fullonum karte Ba 146; *cassia fistula* hochhorn Ba 144; *keruele* cerefolium kerbele Ba 162, serima wilde kerbele Ba 149; *kol*: Ba unterscheidet in dieser ungeklärten gruppe: *kole* 11, *capuz* (sommerkohl) 11, *romisch kol* *brassica* 143, *spinat* 11, *diptannus* *romisch kresse* 145, *cardamus* *wilder kresse* 144, *calasticum* *wilde kresse* 145, *strution* *burne kresse* (brunnenkresse) 168, *nasturcium* *gartkresse* 168, *caulis romana* mangolt 145, *beta* *kresse* 180; — *konel* *saturea* *seterich* Ba 149; *kretelmöre* *pastinake* *kritzelmorhen* Ba 148; *crucewort* *cardus benedictus* *crucewurtz* Ba 144; *lacrissè* *liquiritia* *lakeritie* Ba 180; *lingwa passerina* *lingua* *auis uogelzunge* Ba 147; *lusecrut* *stophisagria* *lusewurtz* Ba 149, *herba pedicularum* *luswurtz* 146; *malua* *malua agrestis* *ybesche* Ba 147, *malua* *pappel* 174; *mintè* *menta* *minze* Ba 155, *nepta* *wilde* *minze* 147; *muschate* *macis* *muschatenblume* Ba 147; *nachtschade* *morella* *solatrum* *nachtschate* Ba 147; *poyviss* *vessa* *lupina* *boumvist* Ba 174, *altea* *ybische* *oder* *wilde* *pappele* 165; *redik* *raphanus* *merretich* Ba 180; *ringege* *calendula* *ringege* Ba 145, *solsequium* *sponsa solis* *ringel* 149, *antusa* *ringege* 143; *schorfuortel* *scabinosa* *grintwurtz* Ba 149; *sennep* *sinape* *senf* Ba 161, *eruea* *wis* *senif* 169; *seuenboem* *sauia* *samboum* Ba 176; *syneckel* *sanicula* *sauekel* Ba 149, während ebenda *senetion* mit *cardus benedictus* gleichgesetzt ist; *steynbreke* *filipendula* *gros* *steinbreche* Ba 146; *steynpeper* *crassia* *vermicularis* *steinpfeffer* Ba 145; *sure* *acidula* *sorampher* Ba 147; *swerdele* *accarus* Ba 143, *eration* 145, *gladiola* 146; *tormentilla* *viewurtz* Ba 149; *veltkomel* *serpillum* *quenleyn* Ba 149, *veltkumel* 162; *rennecol* *maratrum* *venchel* Ba 147; *vifblade* *pentafilos* *funfbleter* Ba 177; *wegebrede* *wird* Ba 153 in *maior groze* und *minor minner* geschieden; *wypperiue* *basiliscus* *naterwurtz* Ba 143; *wyrok* *thus* *wirouch* Ba 179, *olibanum* *wiz* *wirouch* 148; *wytcort* *elleborum* *wizwurtz* Ba 171, *sigillum sancte Marie* 149 mit gleicher verwendung.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER UND IHRER BEITRÄGE
IN BAND XLI—L DER ZEITSCHRIFT.

- Baesecke, Georg** (Halle a. S.): Anzeige von: Franz Saran, Deutsche verslehre XLI, 93. — Hans Eichentopf, Theodor Storms erzählungskunst XLI, 520. — Carl Meyer, Die technik der gestaltendarstellung in den novellen Th. Storms XLI, 531. — Otto Runge, Die metamorphosenverdeutschung Albrechts von Halberstadt XLII, 453. — Kudrun, hrg. von B. Sijmons XLVIII, 134. — J. Lindemann, Die alliteration als kunstform im volks- und spielmannsepos L, 117.
- Behn, Siegfried** (Bonn): Anzeige von: Leonh. Hettich, Der fünffüssige jambus in den dramen Goethes XLVI, 312.
- Berendsohn, W. A.** (Hamburg): Anzeige von K. Schreiner, Die sage von Hengist und Horsa L, 284.
- Biese, Alfred** (Frankfurt a. M.): Anzeige von: Ed. Berend, Jean Pauls ästhetik XLII, 496. — Ernst Elster, Prinzipien der literaturwissenschaft XLV, 71. — H. Loisean, L'évolution morale de Goethe XLV, 345. — Wilh. Ganzenmüller, Das naturgefühl im mittelalter XLVII, 400.
- Binz, Gustav** (Basel): Anzeige von: Gust. Trilsbach, Die lantlehre der spätwestsächs. evangelien; J. Wilkes, Lantlehre zu Älfries Heptateuch und buch Hiob XLII, 380. — Fr. Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des lehnworts XLIII, 242. XLIV, 486. XLV, 521. XLVI, 292. L, 285. — W. Hodler, XLVI Beiträge zur wortbildung und wordbedeutung im Berndentschen; Manfred Szadrowsky, Nomina agentis des schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung XLIX, 289.
- Bley, A.** (Gent): Zur erklärng der ausdrücke *nesta bræðra, annarra bræðra, þriðja bræðra* XLII, 417.
- Boer, R. C.** (Amsterdam): Anzeige von: Bruno Crome, Das Markuskreuz vom Göttinger Leinebusch XLII, 112. — L. Polak, Untersuchungen über die Siegfriidsagen XLIV, 346.
- Bohnenberger, K.** (Tübingen): Anzeige von: Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik, hrg. von A. Bachmann 1. 2. 4. 5. XLV, 361.
- Bolte, Joh.** (Berlin): Anzeige von A. Köster, Die meistersingerbühne des 16. Jahrh. L, 292.
- de Boor, Helmut** (Greifswald): Das schwert Mæring XLV, 292. Die nordische und deutsche Hildebrandsage XLIX, 149. L, 175. Anzeige von: Jan de Vries, Studien over færoische balladen XLIX, 104.
- Borchardt, Hans Heinr.** (München) und **Neumann, Friedr.** (Leipzig): Bericht über die sitzungen der germ. sektion der 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Jena XLIX, 243.
- Borinski, Karl** (München †): Einmalige ausdrücke bei Opitz XLIV, 218.
Krieg ist das losungswort! XLVIII, 125.
Anzeige von: Kuno Francke, Die kulturwerte der deutschen literatur des mittelalters XLIV, 371. — S. Singer, Mittelalter und renaissance; Die wiedergeburt des epos und die entstehung des neueren romans XLIV, 375. — Hugo Souvageol, Petrarca in der deutschen lyrik des 17. jahrhunderts XLV, 86. — Paul Lehmann, Vom mittelalter und von der lat. literatur

- des mittelalters XLVII, 272. — Hans Sperber, Über den affekt als ursache der sprachveränderung XLVII, 421. — K. Burdach, Rienzo und die geistige wandlung seiner zeit XLVIII, 459. — T. L. van Stockum, Spinoza-Jacobi-Lessing XLVIII, 475. — K. Burdach, Vom mittelalter zur reformation XLIX, 96. — Histoire du Cid., hrg. von Alb. Leitzmann L, 104. — H. H. Borchardt, Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche literatur des 17. jahrhunderts L, 105. — Hans Sperber, Motiv und wort bei Gustav Meyrink; Leo Spitzer, Die groteske gestaltungs- und sprachkunst Chr. Morgensterns L, 107.
- Brecht, Walther** (Wien): Bericht über die verhandlungen der germ. sektion der 51. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Posen XLIII, 449.
- Brieskorn, Roland** (Gotenburg): Anzeige von: Axel Kock, Svensk Ijudhistoria XLI, 389.
- Brodführer, E.** (Harzburg): Der Wernigeröder Lapidarius XLVI, 255.
- Bruckner, Wilh.** (Basel): Anzeige von: Fr. v. d. Leyen, Einführung in das gotische XLI, 228. — Selma Colliander, Der parallelismus im Heliand XLVI, 96.
- Buergel-Goodwin, H.** (Upsala): Anzeige von: Adolf Noreen, Vårt språk XLI, 118.
- Bugge, Alexander** (Christiania-Oslo): Anzeige von: Axel Olrik, Nordisk aandsliv i vikingetid og tidlig middelalder XLI, 372.
- Castle, Eduard** (Wien): Anzeige von: Rud. Payer v. Thurn, Grillparzers ahnen XLVIII, 152.
- Colliander, Elof** (Upsala): Anzeige von: Joh. Flensburg, Die mud. predigten des Jordanes von Quedlinburg in auswahl XLIV, 377.
- Consentius, Ernst** (Berlin): Aus Heinr. Christ. Boies nachlass. Textgeschichtl. mitteilungen zu Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voss u. a. XLVIII, 389. XLIX, 57. 195. Briefe von Klopstock XLIX, 282.
- Corves, Carl** (Kiel): Studien über die Nibelungenhandschrift A XLI, 271. 437. XLII, 61.
- Cruse, Paul** (Kiel): Zum 'Henno' des Hans Sachs XLII, 344.
- Daberkow, M.** (Königsberg): Adhramire und die germanische framea XLIX, 229.
- Dutjen, Werner** (Hannover): Neue Heinefunde XLIV, 478.
- Devrient, Hans** (Weimar): Anzeige von: Hans Kundsén, Heinrich Beck ein schauspieler aus der blütezeit des Mannheimer theaters im 18. jahrhundert XLVI, 135. — Wilh. Hochgreve, Die technik der aktschlüsse im deutschen drama XLVII, 285. — Friedr. Michael, Die anfänge der theaterkritik in Deutschland L, 97. — J. Günther, Der theaterkritiker H. Th. Röscher L, 318.
- Dietrich, G.** (Kiel): Anzeige von: Albert Daur, Das alte deutsche volkslied nach seinen festen ausdrucksformen betrachtet XLII, 467.
- Edert E.** (Kiel): Anzeige von: Helene Henze, Die allegorie bei Hans Sachs XLV, 325.
- Ehrismann, Gustav** (Greifswald): Anzeige von: Joh. Rothés passion, hrg. von Alfr. Heinrich XLI, 75. — Friedr. Wilhelm, Deutsche legenden und legendare XLII, 257. — Rich. Brill, Die schule Neidharts XLII, 357. — Emil Dickhoff, Das zweigliedrige wort-asyndeton in der älteren deutschen sprache XLII, 358. — Rud. Sokolowsky, Der altdeutsche minnesang im zeitalter der deutschen klassiker und romantiker XLII, 361. — G. M. Priest, Ebernant von Erfurt XLII, 361. — Max Leopold, Die vorsilbe *ver-* und ihre geschichte XLII, 362. — Friedr. Wenzlau, Zwei- und dreigliedrig-

keit in der deutschen prosa des 14. und 15. jhs. XLII, 488. — Helwigs märe vom heil. kreuz, hrg. von Paul Heymann XLV, 305. — Emil Pflug, Suchensinn und seine dichtungen XLV, 307. — Die grosse Heidelberger liederhandschrift, hrg. von Fr. Pfaff XLV, 309. — Gertrud Stockmayer, Über naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. jahrhundert XLV, 311. — Friedr. Ranke, Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Cirelaria XLV, 312.

Eiermann, Walter (Kiel): Caspar Stieler als dichter der geharnschten Venus XLII, 447.

Anzeige von: Paul Weiglin, Gutzkows und Laubes literaturdramen XLV, 355. — Fritz Mittelmann, Alb. Emil Brachvogel und seine dramen XLV, 357.

Ellinger, Georg (Berlin): Anzeige von: Adrianus Roulerius, Stuerta tragoedia, hrg. von R. Woerner; Petrus Mosellanus, Paedologia hrg. von Herm. Michel XLIII, 480. — Joh. Chrysostomus Schulte, P. Martin von Cochem. Sein leben und seine schriften XLVIII, 140. — Das volksbuch vom doktor Faust, hrg. von Jos. Fritz XLVIII, 315. — Nikod. Frischlinus, Julius redivivus hrg. von Walther Janell XLVIII, 320. — H. Schauer, Chr. Weises biblische dramen I, 296. — H. Müller, Lebensansichten des katers Murr I, 299.

Elster, Ernst (Marburg): Anzeige von: Heinr. Heines briefwechsel, hrg. von Friedr. Hirth XLVI, 319.

Enders, Karl (Bonn): Neue arbeiten zu Gottfried Kinkels entwicklung XLVII, 257. Anzeige von: Friedr. Hölderlins sämtl. werke, hrg. von Franz Zinkernagel XLVI, 488. — Rud. Haym, Die romantische schule³ bes. von O. Walzel XLVI, 489. — Max Fischer, Heinr. v. Kleist, der dichter des preussentums; Herm. Schneider, Studien zu Heinr. v. Kleist XLVIII, 330. — Th. Birt, Schiller der politiker XLVIII, 342. — Alfr. Kuhn, Die Faustillustrationen des Peter Cornelius XLIX, 279. — Joh. Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe. Komment.-ausgabe von Ed. Castle XLIX, 280.

Englert, Anton (München): Übertragungen . . . P. Flemings I, 429.

Euss, Fritz (Hamburg): Anzeige von: Friedr. Hirth, Aus Friedr. Hebbels korrespondenz XLVI, 159. — Clara Price Newport, Woman in the thought and work of Friedr. Hebbel XLVI, 161. — Alb. Gubelmann, Studies in the lyric poems of Friedr. Hebbel XLVI, 163.

Ermann, Konrad Bessel (Bonn †): Beziehungen zwischen stellung und funktion der nebensätze mehrfacher unterordnung im ahd. XLV, 1. 153. 426.

Enling, Karl (Wiesbaden): Zu band XI, 3 des Grimmschen wörterbuchs XLVI, 450. Anzeige von: Karl Reuschel, Die deutschen weltgerichtsspiele des mittelalters und der reformationszeit XLIII, 245. — Karl Schroeder, Der deutsche Facetus XLVI, 459. — Wilhelm Uhl, Winiliod XLVI, 459. — Heinrich Lütkeke, Studien zur philosophie der meistersänger XLVII, 403.

Fehse, Wilh. (Burg bei Magdeburg): Das totentanzproblem XLII, 262.

Feist, Sigmund (Berlin): Thüringische runenfunde XLV, 117. Zur deutung der deutschen runenspangen XLVII, 1. Die runeninschrift der grösseren Nordendorfer spange XLIX, 1.

Fischer, Herm. v. (Tübingen †): Anzeige von: Aug. Kübler, Die deutschen berg-, fluss- und ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes XLII, 503.

Frauck, Johannes (Bonn †): Wilhelm Wilmanns XLIII, 435.

Anzeige von: J. Verdam, Middelnederlandsch handwoordenboek XLV, 316.

Franke, Carl, Zu Luthers schriftsprache XLVIII, 450.

Frederking, Arthur (Worms): Zu Goethes Faust XLII, 333.

Frings, Theodor (Bonn): Christ und Satan XLV, 216.

Fuchs, Eduard (Beuten): Die komposition der Geuchmat Th. Murners L, 419.

Gaebeler, Kurt (Plön): Die griechischen bestandteile der gotischen bibel XLIII, 1.

Gebhardt, August (Erlangen †): Zu Ambrosius Österreichers Schwertanz XLII, 97.

Anzeige von: Frank Fischer, Die lehnwörter des altwestnordischen XLII, 448. — Maal og minne utg. ved Magnus Olsen XLIII, 479. — Hans Tschinkel, Grammatik der Gottscheer mundart XLIV, 117. — Emil Gerbet, Grammatik der mundart des Vogtlandes XLIV, 120. — Bengt Hesselmann, De korta vokalerna *i* och *y* i svenskan XLIV, 124. — Römverjasaga, hrg. von Rud. Meissner XLIV, 359. — Konr. Hentrich, Wörterbuch der nordwestthüringischen mundart des Eichsfeldes XLV, 108. — Heinr. Schäfer, Waffenstudien zur Thidrekssaga XLVI, 119. — Jakob W. Hartmann, The Gøngu-Hrólfssaga XLVI, 121.

Gering, Hugo (Kiel †): Altnordisch *e* XLII, 233.

Neuere schriften zur runenkunde (Ludv. F. A. Wimmer, De danske runemindesmærker I, 1. IV, 2; Magnus Olsen og Haakon Schetelig, En indskrift med ældre runer fra Floksand i Nordhordland; Magnus Olsen, Tryllerunerne paa et vævspjeld fra Lund i Skaane; O. v. Friesen och Hans Hansson, Kylfverstenen) XLII, 236.

Zur Lieder-Edda III. XLIII, 132.

Die episode von Rognvaldr und Ermingerðr in der Orkneyingasaga XLIII, 423. XLVI, 1.

Beiträge zur kritik und erklärung skaldischer dichtungen XLIV, 133.

Zu Zeitschr. XLIV, 489 ff XLV, 68.

Njarar XLVIII, 1.

Ludwig Wimmer XLVIII, 500.

Zur Eddametrik L, 127.

Anzeige von: Finnur Jónsson, Den norsk-islandske skjaldedigtning XLI, 231. — Die geschichte vom skalden Egil, übertr. von F. Niedner XLIV, 489. — Edda, hrg. von G. Neckel XLVI, 466. — H. F. Feilberg, Bidrag til en ordbog over jyske almuesmål XLVIII, 291. — Die Eddalieder klanglich untersucht und hrg. von Ed. Sievers L. 93. — Abwehr (gegen E. Sievers) L, 326.

Gessler, Albert (Basel): Zu Schillers 'Kampf mit dem drachen' XLIV, 220.

Golther, Wolfgang (Rostock): Anzeige von: Wilh. Lindemann, Geschichte der deutschen literatur XLVII, 296.

Götze, Alfred (Freiburg i. B.): Anzeige von: Adolf Hauffen, Neue Fischartstudien XLI, 536. — V. Moser, Histor.-gramat. einföhrung in die fröhnhd. schriftdialekte XLII, 251. — Friedr. Weidling, Schaidenreissers Odyssea XLV, 508. — Ludw. Zopf, Zwei neue schriften Murners XLV, 511. — Willo Uhl, Der Franckforter XLV, 515. — Bruno Strauss, Der übersetzer Nicolaus von Wyle XLV, 516. — Julius Zupitza, Einföhrung in das studium des mhd.¹¹ (bes. von Franz Nöbling) XLVIII, 131. — Martin Luthers

- werke. Krit. gesamt Ausgabe. Tischreden 1. 2. XLIX, 114. — Friedr. Kluge, Etymol. wörterbuch der deutschen sprache⁹ XLIX, 282.
- Goetze, Edmund** (Loschwitz bei Dresden): Zu den schwänken des Hans Sachs XLVI, 83.
- Graber, G.** (Klagenfurt): Heinrich von dem Turlin und die sprachform seiner Krone XLII, 154. 287.
- Grienberger, Theodor v.** (Wien): Drei westgermanische runeninschriften XLI, 419. Zwei runeninschriften aus Norwegen und Friesland XLII, 385. Erörterungen zu den deutschen runenspannen XLIII, 289. XLV, 133. Zwei altenglische runeninschriften XLIII, 377. The Thames fitting XLV, 47. Runensachen I, 274. Anzeige von: Friedr. Kluge, Deutsche namenkunde L 118.
- Gronewald, C. F.** (Groningen): Der zweite Trierer zauberspruch XLVII, 372.
- Gülzow, E.** (Greifswald): Der schreiberanhang der Krone XLV, 62.
- Guntermann, K.** (Kiel): Ahd. *árantí*, mhd. *érnde* XLII, 397. Anzeige von: G. Grau, Quellen und verwandtschaften der älteren german. darstellungen des jüngsten gerichtes XLI, 401. — Heinr. Schröder, Ablautstudien XLIV, 485. — O. Gröger, Die ahd. und alts. kompositionsfuge XLV, 83.
- Gürtler, Hans** (Düsseldorf): Zum gebrauch der konkurrierenden abstraktbildungen im gotischen XLIX, 82.
- Gusinde, Konrad** (Breslau †): Bericht über die verhandlungen der german. sektion der 52. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Marburg XLV, 485. Anzeige von: Wolf v. Unwerth, Die schlesische mundart XLII, 504. — Emil Bohn, Die nationalhymnen der europäischen völker XLIII, 278.
- Hagen, Paul** (Lübeck): Anzeige von: W. Golther, Die gralsage bei Wolfram von Eschenbach XLII, 461. — Viktor Jung, Gralsage und galdichtung des mittelalters XLVI, 109.
- Hashagen, J.** (Bonn): Anzeige von: Hans Gille, Die historischen und politischen gedichte Michel Becheims XLV, 327.
- Hase, H.** (Bonn): Beiträge zur stilanalyse der mhd. predigt XLIV, 1. 169.
- Hauffen, Adolf** (Prag): Sebastian Franck als verfasser freichristlicher reimdichtungen XLV, 359. Anzeige von: W. Hinze, Moscherosch und seine deutschen vorbilder in der satire; Joh. Beinert, Deutsche quellen und vorbilder zu Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald XLII, 345. — Maximilian Pfeifer, Amadisstudien XLII, 470. — Alfr. Schauerhammer, Mundart und heimat Kaspar Scheits XLIV, 94. — Paul Weidmann, Johann Faust XLV, 328. — Alfr. Geyer, Die starke konjugation bei Joh. Fischart XLVIII, 454. — Eugen Wolff, Faust und Luther XLVIII, 454.
- Heinrich, Alfred** (Berlin-Tempelhof): Aus Johannes Rothes ungedrucktem gedicht von der keuschheit XLVIII, 269.
- Helm, Karl** (Marburg): Genealogisches zu Luder von Braunschweig XLVI, 445. Anzeige von: W. Zieseimer, Nicolaus von Jeroschin und seine quelle XLI 72. — J. Wright, Grammar of the gothic language XLIII, 381. — Paul Hoffmann, Die mischprosa Notkers des deutschen XLIV, 365. — L. Armitage, An introduction to the study of old high german XLV, 73. — Paul

- Clauss, Rhythmik und metrik in Seb. Brants Narrenschiff XLV, 324. — Joh. Steyrer, Der ursprung und das wachstum der sprache indogermanischer Europäer XLV, 384. — Karl Wesle, Die ahd. glossen des Schlettstadter codex XLVI, 455. — Die warnung, hrg. von Leop. Weber XLVI, 472. — Gerh. Reissmann, Tilos von Calm, gedicht von siben ingesigelen; Arthur Hübner, Daniel, eine deutschordensdichtung; Die poetische bearbeitung des buches Daniel aus der Stuttgarter hs., hrg. von A. Hübner XLVI, 476. — Hans Naumann, Notkers Boethius XLVII, 391. — Jos. Welz, Die eigennamen im cod. Laurehamensis XLVII, 394. — Das Marienburger Ämterbuch, hrg. von W. Ziese mer XLIX, 95. — Georges Duriez, La théologie dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge; ders., Les apocryphes dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge XLIX, 260. — W. Ziese mer, Das grosse ämterbuch des deutschen ordens L, 291.
- Helten, A. van** (Groningen): Noch einmal zur etymologie von *braut* XLII, 446.
- Heyer, Curt** (Kiel †): Stilgeschichtliche studien über Heinr. Seuses büchlein der ewigen weisheit XLVI, 175. 393.
Anzeige von: Bruno Engelberg, Zur stilistik der adjectiva in Otfrieds evangelienbuch und im Heliand XLVI, 465.
- Hirsch, Friedr. E.** (Wien): Anzeige von: Curt Hille, Die deutsche komödie unter der einwirkung des Aristophanes XLII, 491.
- Holthausen, Ferd.** (Kiel): Zwei altenglische runeninschriften XLII, 331.
Erwiderung XLIII, 378.
Gotica (got. *hags, hiri, astaf, bairabags*) XLVIII, 263.
Anzeige von: Beowulf, hrg. von M. Heyne¹⁰, bearb. von Levin L. Schücking XLVIII, 127.
- Jäger, Paul** (Borsdorf bei Leipzig): Der artikelgebrauch im ahd. Isidor XLVII, 305.
- Jahn, Kurt** (Halle a. S. †): Anzeige von: Eugen Wolff, Mignon; Hans Behrendt, Goethes Wilhelm Meister XLV, 338. — Gust. Kettner, Goethes drama: Die natürliche tochter XLVI, 139.
- Jantzen, Hermann, Konrad** Gusinde XLVI, 443.
- Jellinek, Max Herm.** (Wien): Anzeige von: Paul Glaue und Karl Helm, Das gotisch-lateinische bibelfragment der universitätsbibliothek zu Giessen XLIII, 379. — Karl Schulte, Das verhältnis von Notkers Nuptiae philologiae et Mercurii zum kommentar des Remigius Antissiodorensis XLVII, 101. — Hans Körnchen, Zesens romane XLVII, 126.
- Johansson, Arwid** (Didsbury, Manchester): Zur abwehr XLI, 129.
- Jónsson, Finnur** (Kopenhagen): Anzeige von: G. Neckel, Beiträge zur Eddaforschung XLI, 381. — C. F. Hofker, De Fóstbrœðrasaga XLI, 388. — Halfdanar saga Eysteinnssonar, hrg. von F. R. Schröder XLIX, 262. — Vatnsdœla saga, hrg. von W. H. Vogt XLIX, 264.
- Jordau, Leo** (München): Anzeige von: Max Deutschbein, Studien zur sagen-geschichte Englands XLI, 81.
- Jost, Karl** (Basel): Anzeige von: A. B. Öberg, Über die höchdeutsche passivumschreibung mit sein und werden XLI, 241.
- Jürgensen, Wilhelm** (Flensburg): Anzeige von: K. Wehrhan, Kinderlied und kinderspiel XLII, 250.
- Kahle, Bernhard** (Heidelberg †): Anzeige von: Clári saga, hrg. von G. Ceder-schild XLI, 77. — Brennu-Njáls saga, hrg. von Finnur Jónsson XLII,

368. — F. F. Kohl, Die tiroler bauernhochzeit XLIII, 279. — Friedr Panzer, Beowulf XLIII, 383. — E. Wilken, Altnordische erzählungen XLIV, 358.
- Kammel, Wilibald** (Wien): Über die stellung des gattungsnamens beim eigennamen in den werken Hartmanns von Aue XLI, 1.
- Kappe, Rudolf** (Kiel): Hiatus und synaloepe bei Otfrid XLI, 157. 320. 470. XLII, 15. 189.
- Deutsche synaloephen in den Otfridhandschriften XLII, 407.
- Kauffmann, Friedrich** (Kiel): Braut und gemahl XLII, 129.
- Zur textgeschichte der gotischen bibel XLIII, 118.
- Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung XLIII, 401.
- Eifel XLV, 292.
- Das problem der hochdeutschen lautverschiebung XLVI, 333.
- Vom dom umzingelt XLVII, 10.
- Aus dem wortschatz der rechtssprache XLVII, 153.
- Der stil der gotischen bibel XLVIII, 7. 165. 349. XLIX, 11.
- Hugo Gering L, 339. Über den schicksalsglauben der Germanen L, 361.
- Anzeige von: Herm. Fischer, Grundzüge der deutschen altertumskunde XLI, 224. — Karl Wehrhan, Die sage XLI, 226. — Otto Böckel, Psychologie der volksdichtung XLI, 227. — Wörter und sachen, hrg. von R. Meringer u. a.; A. Fick, Vergleichendes wörterbuch der indogermanischen sprachen⁴ III (bearb. von Hj. Falk und A. Torp); S. Feist, Etymol. wörterbuch der gotischen sprache; Fr. L. K. Weigant, Deutsches wörterbuch⁵, hrg. von H. Hirt; Beiträge zum wörterbuch der deutschen rechtssprache (Rich. Schröder gewidmet) XLI, 234. — Albr. Haupt, Die älteste kunst, insbes. die baukunst der Germanen von der völkerwanderung bis zu Karl d. g. XLI, 359. — Wilh. Wundt, Völkerpsychologie II (Mythus und religion) XLI, 361. — Alb. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes XLI, 544. — Aug. Gebhardt, Grammatik der Nürnberger mundart XLII, 126. — Paul Habermann, Die metrik der kleineren ahd. reimgedichte XLII, 364. — E. Petzet und O. Glauning, Deutsche schrifttafeln des 9.—16. jahrhunderts aus Münchener handschriften XLIII, 239. — J. H. Gallée, Altsächs. grammatik² (bearb. von J. Lochner) XLIII, 239. — Eberh. frhr. v. Künssberg, Acht XLIII, 241. — Rich. Kühnau, Schlesische sagen XLIII, 502. — L. Schmidt, Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung XLIV, 223. — G. F. Muth, Stilprinzipien der primitiven tierornamentik bei Chinesen und Germanen XLIV, 226. — W. Jahr, Quellenlesebuch zur kulturgeschichte des früheren deutschen mittelalters XLIV, 226. — Friedr. Ranke, Der erlöser in der wiege XLIV, 383. — Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen geschichte⁸, hrg. von Paul Herre XLV, 302. — Seb. Brant, Das narrenschiff, faksimileausg. von Fr. Schultz XLV, 323. — Conr. Müller, Altgermanische meeresherrschaft XLVI, 95. — Sigm. Feist, Kultur, ausbreitung und herkunft der Indogermanen; ders., Indogermanen und Germanen XLVI, 452. XLVIII, 500.
- Kauffmann, Hans** (Berlin): Anzeige von: Flugblätter des Seb. Brant, hrg. von Paul Heitz XLVII, 273
- Kettner, Gustav** (Weimar †): Anzeige von: W. Kühlborn, J. A. Leisewitzens Julius von Tarent XLV, 349. — Schillers Don Carlos ed. by Frederick

- Lieder XLV, 350. — Alb. Leitzmann, Die quellen von Schillers Tell XLV, 351. — Des kardinals von Retz Histoire de la conjuration du comte Jean Louis de Fiesque, hrg. von Alb. Leitzmann XLVI, 138.
- Klapper, Jos.** (Breslau): Mitteldeutsche texte aus Breslauer handschriften XLVII, 83.
Der ursprung der lateinischen osterferien L, 46.
Anzeige von: K. Gusinde, Eine vergessene deutsche sprachinsel (die mundart von Schönwald bei Gleiwitz) XLIV, 388. — K. Gusinde, Schönwald XLV, 530. — S. Norrbom, Gothaer mnd. arzneibuch L, 471.
- Klinghardt, Herm.** (Kötzschenbroda bei Dresden): Antwort XLI, 131.
- König, Hans** (Lübeck †): Zu Geugenbach XLIII, 457.
Anzeige von: Franz Stütz, Die technik der kurzen reimpaare des Pamphilus Geugenbach XLVI, 308.
- Kopp, Arthur** (Marburg †): Die frühesten schwedischen liederhandschriften XLIV, 199.
Grünwald-lieder XLVII, 210. XLVIII, 114.
Anzeige von: A. Kalla, Über die Haager liederhandschrift nr. 721 XLII, 462.
— E. K. Blümmel, Zwei Leipziger liederhandschriften des 17. jahrhunderts XLIV, 230. — H. F. Wirth, Der untergang des niederländischen volksliedes XLIV, 378. — G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen volksliedes in Böhmen XLVII, 128. — Wolfram Suchier, Gottscheds korrespondenten XLVIII, 150.
- Körner, Jos.** (Wien): Anzeige von: Ludw. Achim v. Arnim, Ariels offenbarungen, hrg. von Jakob Minor XLVI, 148. — Alfr. Kloss, Die Heidelbergischen jahrbücher der literatur in den jahren 1808—1816 XLIX, 119.
- Kramp, Leo** (Elberfeld): Die verfassersfrage im ahd. Tatian XLVII, 322.
- Krauss, Rudolf** (Stuttgart): Anzeige von: Herm. Fischer, Die schwäbische literatur im 18. und 19. jahrhundert XLV, 91. — Adalb. Depiny, Ludwig Bauer XLV, 94.
- Krumm, Hermann** (Kiel †): Anzeige von: R. M. Werner, Hebbel; Carl Behrens, Fr. Hebbel, harw liv og digtning XLIII, 266.
- Kutscher, Artur** (München): Anzeige von: Eugen Wolff, Der junge Goethe XLI, 87. — Otto Nietem, Chr. D. Grabbe XLIV, 363. — Paul Ulrich, G. Freytags romanteknik; Otto Mayrhofer, G. Freytag und das Junge Deutschland XLIV, 363. — Alb. Malte Wagner, Das drama Fr. Hebbels XLV, 360.
- Lehmann, Karl** (Göttingen †): Grabhügel und königshügel in nordischer heidenzeit XLII, 1. XLIV, 78.
Ebbe Hertzberg XLV, 55.
Anzeige von: Andr. Hensler, Das strafrecht der Isländersagas; ders.. Zum isländischen fehdewesen in der Surlungenzeit XLV, 75.
- Leitzmann, Alb.** (Jena): Zu Rudolf von Ems XLIII, 301.
Zu Hebbels Judith XLIV, 80.
Zur entstehungsgeschichte des 'Julius von Tarent' XLV, 298.
Die Kitzinger bruchstücke der Schlacht von Alischanz XLVIII, 96.
Zu den briefen der frau Rat XLIX, 89.
Auszüge aus briefen der brüder Grimm an Sal. Hirzel L, 58. 241.
Liscows zitate L, 79.
Magister Ardelio L, 92.
Matthissonia L, 431.

- Anzeige von: Ludwig Pohnert, Kritik und metrik von Wolframs Titurel XLI, 535. — W. Schwartzkopff, Rede und redesezene in der deutschen erzählung bis Wolfram v. Eschenbach XLIII, 474. — W. Michael, Überlieferung und reihenfolge der gedichte Hölty's XLIV, 104. — W. Wackernagel, Der arme Heinrich Hartmanns v. Aue, neu hrg. von E. Stadler XLIV, 369. — Susan A. Bacon, The source of Wolframs Willehalm XLV, 303. — Erich Mai, Das mhd. gedicht vom münch Felix XLVII, 113. — P. Riesenfeld, Heintr. v. Ofterdingen in der deutschen literatur XLVII, 114. — K. Ludwig, Untersuchungen zur chronologie Albrechts v. Halberstadt XLVII, 397. — Briefwechsel J. K. Bluntzschlis mit Savigny, Niebuhr, L. Ranke, J. Grimm und Ferd. Meyer, hrg. von W. Öchsli XLVIII, 159. — A. Schreiber, Bausteine zu einer lebensgeschichte W. v. Eschenbach I, 467. — K. Lachmann, Gedichte Walters von der Vogelweide (8. ausg.) I, 468.
- Leyen, Friedr. v. d.** (München): Anzeige von: Wolf v. Unwerth, Untersuchungen über totenkult und Ödinnenverehrung bei Nordgermanen und Lappen XLIV, 481.
- Lidsbarski, Mark** (Göttingen): Anzeige von: Herm. Möller, Semitisch und indogermanisch XLII, 120.
- Ludius, Bernh.** (Altona-Ottensen): Anzeige von: Hrotswithae opera ed. Caro us Strecker XLI, 61. — J. W. Beck, Ekkehard's Waltharius, ein kommentar XLIII, 471. — Elisab. Haakh, Die naturbetrachtung bei den mhd. lyrikern XLIV, 85. — Jos. Sturm, Der Ligurinus XLVI, 101.
- Matthias, Theodor** (Plauen i. V.): Anzeige von: Paul Cauer, Von deutscher spracherziehung I, 119.
- Maus, Th.** (Marburg): Anzeige von: Th. v. Liebenau, Der Franziskaner Thomas Murner XLVI, 484.
- Maync, Harry** (Bern): Anzeige von: P. Wüst, Gottfr. Keller und C. F. Meyer XLV, 107.
- Meier, John** (Freiburg i. B.): Anzeige von: Ferd. Rieser, 'Des knaben wunderhorn' und seine quellen; K. Bode, Die bearbeitung der vorlägen in 'Des knaben wunderhorn' XLIII, 482. — Ernst H. H. John, Volkslieder und volkstümliche lieder aus dem sächsischen Erzgebirge XLIII, 501.
- Meissner, Rudolf** (Bonn): Zur lausavisa des Þorvaldr veili XLVIII, 439.
- Mensing, Otto** (Kiel): Anzeige von: Herm. Wunderlich, Der deutsche satzbau XLI, 106.
- Meyer, Carl** (Danzig): Anzeige von: H. E. Fischer, Kants stil in der kritik der reinen vernunft XLI, 243. — Rud. Ideler, Zur sprache Wielands XLI, 247. — J. H. Senger, Der bildliche ausdruck in den werken Heintr. v. Kleists XLII, 498. — E. F. Kossmann, Der deutsche musenalmanach 1833—39 XLIII, 261. — Käte Friedmann, Die rolle des erzählers in der epik XLIV, 246. — Hans Bracher, Rahmenerzählung und verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm XLIV, 255. — Walther Herrmann, Th. Storms lyrik XLV, 95. — Ferd. Vetter, J. Gotthelf und K. R. Hagenbach XLV, 353. — Aug. Weldemann, Die religiöse lyrik des deutschen katholizismus in der ersten hälfte des 19. jahrhunderts XLVI, 151. — O. Luterbacher, Die landschaft in G. Kellers prosawerken; W. Reitz, Die landschaft in Th. Storms novellen XLVI, 491. — Franz Beyel, Zum stil des Grünen Heinrich; Frida Jaggi, G. Keller und Jean Paul XLVII, 289. — Th. Storms Sämtliche werke IX (nachtragsband), hrg. von Fritz Böhme XLVII, 294. — Wolfg.

Seyffert, Schillers Musenalmanache XLVII, 412. — Hans Rhyh, Die balladendichtung Th. Fontanes XLVII, 414. — Emil Ermatinger, Gottfr. Kellers leben, briefe und tagebücher I. XLVIII, 482.

Meyer, Richard M. (Berlin †): Anzeige von: R. Brill, Die schule Neidharts XLI, 70. — E. Ermatinger, Die weltanschauung des jungen Wieland XLI, 85. — Immermanns werke, hrg. von H. Mayne XLI, 91. — Isolde Kurz, Herm. Kurz XLI, 92. — Paul Merker, Studien zur nhd. legendeudichtung XLI, 93. — Herm. B. G. Speck, Catilina im drama der weltliteratur XLI, 127. — H. Hamann, Die literarischen vorlagen der kinder- und hausmärchen und ihre bearbeitung durch die brüder Grimm XLI, 128. — W. Hofstaetter, Das deutsche museum (1776—88) und das Neue deutsche museum (1789—91) XLI, 128. — J. Erdmann, Eichendorffs historische trauerspiele XLI, 250. — Saladin Schmitt, Hebbels dramatechnik XLI, 250. — Heinrich Laubes ausgewählte werke, hrg. von H. H. Houben XLI, 251. — F. Marlow (L. M. Wolfram), Faust, hrg. von O. Neurath XLI, 252. — O. Draeger, Th. Mundt und seine beziehungen zum Jungen Deutschland XLII, 254. — E. Zimmermann, Goethes Egmont XLII, 493. — W. Bode, Charlotte v. Stein XLII, 494. — R. Kyrieleis, Thümmels roman 'Reise in die mit-täglichen provinzen von Frankreich' XLIII, 257. — H. Röhl, Die ältere romantik und die kunst des jungen Goethe XLIII, 257. — Andr. Aubert, Runge und die romantik XLIII, 258. — Erich Eckertz, Heine und sein witz XLIII, 259. — W. Siebert, Heines beziehungen zu E. T. A. Hoffmann XLIII, 260. — Max Preitz, G. Kellers dramatische bestrebungen XLIII, 276. — O. F. Volkmann, Wilh. Busch der poet XLIII, 277. — Rud.

Nicolai, Benjamin Schmolck XLIII, 482. — Walter C. Haupt, Die poetische form von Goethes Faust XLIII, 503. — Otmar Schissel v. Fleschenberg, Novellenkomposition in E. T. A. Hoffmanns Elixieren des teufels XLIII, 505. — Fritz Winther, Wilh. Busch als dichter, künstler, psychologe und philosoph XLIII, 506. — Wilh. Busch, Ut öler welt XLIV, 365.

Meyer, Theodor A. (Stuttgart): Anzeige von: Rud. Lehmann, Deutsche poetik XLI, 105. — Manfred Schenker, Charles Batteux und seine nachahmungs-theorie in Deutschland XLII, 487.

Michael, Friedr. (Leipzig): Schulkomödie in Konstanz, Biel und Augsburg im 16. jahrhundert XLVII, 98.

Zu Erich Schidts 'Charakteristik der Bremer beiträger im Jüngling' XLVIII, 115.

Michael, Wilh. (Torgau): Zu den Hölty-handschriften XLI, 5. Zu Zeitschr. 44, 104 XLIV, 476.

Michels, Victor (Jena): 'Welche dies land gebar' XLIX, 94. Anzeige von: Georg Rausch, Goethe und die deutsche sprache XLIII, 504. — Jos. Mansion, Ahd. lesebuch für anfänger XLVII, 100. — Alb. Bachmann, Mhd. lesebuch mit grammatik und wörterbuch XLVII, 111.

Minor, Jakob (Wien †): Anzeige von: Briefe an Wolfg. Menzel, hrg. von Heinr. Meissner und Erich Schmidt XLIV, 87. — Wilh. Müller, Gedichte, hrg. von James Taft Hatfield XLIV, 92.

Modick, Otto (Jena): Zu den Frankfurter gelehrten-anzeigen von 1772 XLV, 330.

Moser Virgil (München): Zu Zeitschr. 40, 356 ff. XLI, 267. Zur frühnhd. grammatik XLIV, 37.

Das å bei Seb. Brant XLIV, 331.

- Beiträge zur lautlehre Spees XLVI, 17.
 Bibliographisches zu Aegidius Albertinus XLVIII, 443.
 Anzeige von: Aug. Weller, Die sprache in den ältesten deutschen urkunden des deutschen ordens XLIV, 494. — E. Dornfeld, Untersuchungen zu Gottfr. Hagens Reimchronik der Stadt Köln XLV, 317. — John Stärck, Studien zur geschichte des rückumlauts XLV, 319. — Ad. Becker, Die sprache Friedrichs von Spee XLVI, 129. — F. Bulthaupt, Milstäter Genesis und Exodus XLVI, 294. — Alb. W. Aron, Die progressiven formen im mhd. und frühnhd. XLVI, 481. — M. H. Jellinek, Geschichte der nhd. grammatik XLVII, 115. 265. — C. Franke, Grundzüge der schriftsprache Luthers XLVII, 121. 266. — Th. Lindemann, Versuch einer formlehre des Hürnen Seyfrid XLVII, 268. — Dora Ulm, Joh. Hartliebs buch aller verbotenen kunst XLVII, 270. — Hans Schulz, Abriss der deutschen grammatik XLVII, 296. — Ad. Hausenblas, Grammatik der nordwestböhmisches mundart XLVII, 418. — John Holmberg, Zur geschichte der periphrast. verbindung des verbum subst. mit dem part. praes. im kontinental germanischen XLIX, 137. — G. Einar Törnvall, Die beiden ältesten drucke von Grimmelshausens Simplizissimus XLIX, 267. — Wolf v. Unwerth, Proben deutschrussischer mundarten aus den Wolgakolonien und dem gouvernement Cherson L, 115. — H. Dell'mour, Altdeutsche sprachlehre L, 286.
- Müller, Auguste** (Hannover): Anzeige von: Curt Rotter, Der schnaderhüpf-rhythmus XLVI, 324.
- Nannmann, Hans** (Frankfurt): Zu Hartmanns Erec XLVI, 360.
 Zu 'Ludwigs kreuzfahrt' XLIX, 78.
 Zu den 'Nachtwachen von Bonaventura' XLIX, 240.
 Anzeige von P. Hoffmann, Der mittelalterliche mensch L, 455.
- Naumann, Leop.** (Berlin-Wilmersdorf): Die Wiener Tauler-handschriften 2739 und 2744 XLVI, 269.
- Neumann Carl** (Heidelberg): Anzeige von: Ernst Dessauer, Wackenroders 'Herzenergiessungen eines kunstliebenden klosterbruders' in ihrem verhältnis zu Vasari XLI, 90.
- Neumann, Friedr.** (Leipzig), s. Borchardt.
- Nordal, Sigurður** (Reykjavik): Anzeige von: Die pros. Edda im auszug nebst Volsungasaga und Nornagestspátr, hrg. von E. Wilken XLVII, 105.
- Nutzhorn, G.** (Oldenburg): Murbach als heimat der ahd. Isidorübersetzung und der verwandten stücke XLIV, 265. 430.
- Oessenich, Maria** (Brühl Köln): Die Elisabethlegende im gereimten Passional XLIX, 181.
- Olbrich, K.** (Breslau): Anzeige von Herm. Reichert, Die deutschen familien-namen nach Breslauer quellen des 13. und 14. jahrhunderts XLII, 115. — Erich Jäschke, Lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart XLII, 117.
- Olsen, Björn Magnússon** (Reykjavik †): Zu den gedichten von Sighvatr Þórðarson XLV, 56.
 Zu Zeitschr. 44, 133 ff. XLV, 60.
 Anzeige von: A. Bley, Eiglastadien XLII, 255.
- Ortner, M.** (Klagenfurt): Zu Heinrich von dem Türlin XLIV, 215.
- Panzer, Friedr.** (Heidelberg): Anzeige von: Rich. v. Muth, Einleitung in das

- Nibelungenlied² (bes. von J. W. Nagl) XLII, 452. — Die gedichte Walthers von der Vogelweide, hrg. von K. Lachmann⁷ (bes. von C. v. Kraus) XLII, 505. — Franz Lettegast, Quellenstudien zur galloromanischen epik XLIII, 242. — Rudolfs von Ems Willehalm von Orlens, hrg. aus dem Wasserburger (Donaueschinger) codex von Viktor Junk; Johannes von Würzburg Wilhelm von Österreich aus der Gothaer hs., hrg. von E. Regel; Heinr. von Hesler, Apokalypse aus der Danziger hs., hrg. von K. Helm; Tilos von Kulm, gedicht von siben ingesigeln aus der Königsberger hs., hrg. von K. Kochendörfer; Der grosse Alexander aus der Wernigeroder hs. hrg. von Gust. Guth; Kleinere mhd. erzählungen, fabeln und lehrgedichte II. Die Wolfenbütter hs. hrg. von K. Euling XLIII, 476. — John Meier, Kunstlied und volkslied in Deutschland; ders., Kunstlieder im volksmunde XLIV, 499. — A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied L, 456.
- Pappenheim, Max** (Kiel): Anzeige von: Karl von Amira, Die germanischen todesstrafen L, 443.
- Pauls, V.** (Kiel): Anzeige von: C. Borchling, Die niederdeutschen rechtsquellen Ostfrieslands XLII, 119.
- Petsch, Rob.** (Hamburg): Anzeige von: Rich. Wossidlo, Mecklenburgische volksüberlieferungen XLI, 259. — Marie Joachimi-Dege, Deutsche Shakespeareprobleme im 18. jahrhundert und zur zeit der romantik XLII, 501. — J. Priebisch, Bruder Ransch L, 293.
- Petzet, Erich** (München): Zu Tandareis und Flordibel von dem Pleier XLIII, 455.
- Pfeiffer, Rud.** (München): Ergänzungen zu Schaidenreisers leben und schriften XLVI, 285.
- Pirker, Max** (München): Anzeige von: F. R. Merkel, Der naturphilosoph Gotthilf Heinr. v. Schubert und die deutsche romantik XLVI, 314.
- Pniower, Oſto** (Berlin): Anzeige von: Kazimir Beik, Zur entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso L, 108.
- Polak, Léon** (Haarlem): Anzeige von: R. C. Boer, Methodologische bemerkungen über die untersuchung der heldensage XLV, 522.
- Polheim, Karl** (Graz): Bericht über die verhandlungen der german. sektion der 50. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Graz XLI, 508.
- Prahl, K.** (Prenzlau): Anzeige von: Georg Heeger und Wilh. Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz XLIV, 361.
- Rabeler, Th. H. F.** (Kiel): Niederdeutscher lautstand im kreise Bleekede XLIII, 141. 320.
- Ranke, Friedr.** (Königsberg): Anzeige von: Rich. M. Meyer, Altgermanische religionsgeschichte XLIV, 114. — Rud. Wustmann, Walther von der Vogelweide XLVI, 114. — Franz Kondziella, Volkstümliche sitten und bräuche im mhd. volksepos XLVIII, 137.
- Reis, Hans** (Mainz): Neue beiträge zur ahd. wortfolge XLI, 208. Anzeige von: Jak. Berger, Die laute der mundarten des St. Galler Rheintals und der angrenzenden vorarlbergischen gebiete; K. Bohnenberger, Die mundart der deutschen Walliser XLVIII, 494.
- Reuschel, Karl** (Dresden): Anzeige von: E. Bethc, Mythus, sage, märchen; Friedr. Panzer, Märchen, sage und dichtung XLI, 539. — Wilh. Jürgensen, Martinslieder XLIV, 233. — Rud. Thietz, Die balladen vom grafen und der magd XLVII, 131. — Fritz Günther, Die schlesische volkslied-

- forschung XLIX, 142. — Gertrud Schoepperle, Tristan and Isolt XLIX, 258.
- Rogge, Christian** (Neustettin): Zu Goethes 'Sprache' (1774) XLIX, 243.
- Rosenhagen, Gust.** (Hamburg): Anzeige von: Ernst Schmidt, Zur entstehungsgeschichte und verfassersfrage der Virginal XLI, 67. — Friedr. Pfaff, Der minnesang im lande Baden XLIII, 395. — C. v. Kraus, Der heil. Georg Reinbots von Durne XLV, 496.
- Saran, Franz** (Erlangen): Zu Paul Fleming XLIV, 79.
- Schatz, J.** (Lemberg): Anzeige von: Ludw. Anian Biró, Lantlehre der heanzischen mundart von Neckenmarkt XLIV, 237.
- Scheel, Otto** (Kiel): Anzeige von: Luthers werke in auswahl, hrg. von Otto Clemen und Alb. Leitzmann XLVI, 122.
- Scheidweiler, Felix** (Neuwied): Zu den Eddaliedern der lücke XLIV, 320.
- Schlösser, Rud.** (Weimar †): Anzeige von: Friedr. Röbbeling, Kleists Kätchen von Heilbronn XLVII, 142. — Moritz graf Strachwitz, Lieder und balladen, hrg. von Hanns Martin Elster XLVIII, 339. — Heinr. Leuthold, Gesammelte dichtungen, hrg. von Gottfr. Bohnenblust XLVIII, 486. — Jeremias Gotthelf, Sämtliche werke, hrg. von Rud. Hunziker, Hans Bloesch und Gottfr. Bohnenblust XLIX, 132.
- Schmedes, J.** (Frankfurt a. M.): Anzeige von: Deutsche dichter des 19. jahrhunderts, hrg. von Otto Lyon u. a. XLI, 255.
- Schoepperle, Gertrude** (Paris): Isolde weissshand am sterbebette Tristans XLIII, 453.
- Scholte, J. H.** (Amsterdam): Grimmshausen: Hybspinthal XLIII, 234.
- Schulhoff, Hilda** (Prag): Die textgeschichte von Eichendorffs gedichten XLVII, 22. Anzeige von: M. Krass, Bilder aus Annette von Drostes leben und dichtungen XLVIII, 336. — Ernst Lemke, Die hauptrichtungen im deutschen geistesleben der letzten jahrzehnte und ihr spiegelbild in der dichtung XLVIII, 337.
- Schulz, Paul A.** (Ulm): Anzeige von: Herm. Glockner, Fr. Th. Vischers ästhetik in ihrem verhältnis zu Hegels phänomenologie des geistes I, 114.
- Schumacher, Karl** (Düsseldorf): Das sogenannte 'Liederbuch der herzogin Amalia von Cleve-Jülich-Berg' XLV, 493.
- Schwietering, Julius** (Leipzig): Anzeige von: V. S. Mansikka, Über russische zauberformeln mit berücksichtigung der blut- und verrenkungssegen; Reidar Th. Christiansen, Die finnischen und nordischen varianten des 2. Merseburger spruches XLIX, 253.
- Seiler, Friedr.** (Wittstock): Deutsche sprichwörter in mittelalterlicher lateinischer fassung XLV, 236.
Die kleineren deutschen sprichwörtersammlungen der vorreformatorischen zeit und ihre quellen XLVII, 241. 330. XLVIII, 81.
Anzeige von: Emil Henrici, Sprachmischung in älterer dichtung Deutschlands XLVII, 106.
- Siebs, Theodor** (Breslau): Zur geschichte der germanistischen studien in Breslau XLIII, 202.
- Sijmons, Barend** (Groningen): Anzeige von: Deutsches sagenbuch I (Friedrich v. d. Leyen, Die götter und göttersagen der Germanen); IV (Friedr. Ranke, Die deutschen volkssagen) XLIII, 465. — Kudrun (textabdruck)², hrg. von Ernst Martin (bes. von Edw. Schöder) XLVI, 469.

- Simon, Otto** (Göttingen): Anzeige von: Der sogen. St. Georgener prediger, hrg. von Karl Rieder XLII, 356.
- Sints, Hans** (Greifswald): Anzeige von: Rud. Buchmann, Helden und mächte des romantischen kunstmärchens XLVI, 144.
- Sokolowsky, Rud.** (Altona): Anzeige von: Hans Gerh. Graef, Goethe über seine dichtungen XLI, 85. XLII, 124. XLVI, 141. XLVIII, 480. — Georg Grempler, Goethes Clavigo XLVI, 142. — Harry Maync, Geschichte der deutschen Goethe-biographie XLVII, 140. — Oskar Kanehl, Der junge Goethe im urteile des Jungen Deutschlands XLVII, 140. — Otto Modick, Goethes beiträge zu den Frankfurter gelehrten anzeigen von 1772 XLVIII, 478.
- Sparnberg, Paul** (Eisleben): Die mundartlichen szenen in den dramen des Johannes Bertesius XLIV, 393.
Zu Dählhardts 'Natuesagen' XLV, 66.
Zu Steinhöwels 13. extravagante XLVI, 80.
- Stähelin, Felix** (Basel): Erdapfel XLVI, 292.
- Stammler, Wolfg.** (Greifswald): August graf von Platens vater XLIII, 237.
Zu Bürgers 'Nachtfeier der Venus' XLVI, 291.
Herders mitarbeit am 'Wandsbecker bothen' XLVIII, 286. 433.
Anzeige von: Guido Kisch, Leipziger schöffenspruchsammlung XLIX, 273.
- Steig, Reinhold** (Berlin-Friedenau †): Anzeige von: Alb. Fries, Stilistische und vergleichende forschungen zu Heinr. v. Kleist XLIV, 113. — Friedr. Schinemann, L. Achim von Arnims geistige entwicklung an seinem drama 'Halle und Jerusalem'; Wilh. Frels, Bettina v. Arnims Königsbuch XLV, 352.
- Stiefel, Arthur Ludw.** (München †): Hans Sachsens drama 'Der marschalk mit seinem sohn' und seine quellen XLII, 428.
Zu Hans Sachsens fastnachtsspiel 'Der krämerkorb' XLIV, 329.
Anzeige von: Die dramat. werke von Peter Probst (1553—56), hrg. von Emil Kreister XLII, 483. — Erich Ricklinger, Studien zur tierfabel von H. Sachs XLIII, 253. — Konr. Vollert, Zur geschichte der lat. fazetiensammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts XLV, 504. — Jul. Hartmann, Das verhältnis von Hans Sachs zur sogen. Steinhöwelschen Decameron-übersetzung XLV, 517.
- Stolzenburg, Hans** (Hamburg): Anzeige von: Paul Diels, Die stellung des verburs in der älteren ahd. prosa XLII, 109. — Die gotische bibel, hrg. von Wilh. Streitberg XLII, 366.
- Storck, Willy F.** (Heidelberg): Das 'Vado mori' XLII, 422.
- Strauch, Phil.** (Halle a. S.): Zur Gottesfreundfrage. II. Zu Merswins Bannerbüchlein XLI, 18.
Kurt Jahn XLVII, 233.
Der Engelberger prediger I, 1. 210.
Anzeige von: Ad. Spamer, Texte aus der deutschen mystik des 14. und 15. jahrhunderts XLIV, 492. — M. Pahneke, Eckehartstudien XLVI, 482. — Fritz Brüggemann, Utopie und robinsonade XLVIII, 146. — Werner Mahrholz, Deutsche selbstbekenntnisse I, 101. — A. Corin, Tauler I, 462.
- Strich, Fritz** (München): Anzeige von: Jos. Körner, Nibelungenforschungen der deutschen romantik XLIV, 384. — Georg Büttner, Rob. Prutz XLVI, 318. — Alfr. Weise, Die entwicklung des fühlens und denkens der romantik auf grund der romantischen zeitschriften XLVI, 323.

- Stricker, Eugen** (Stuttgart): Floovant und Nibelungensage XLI, 31.
- Suchier, Walther**, (Göttingen): Anzeige von: Jak. Kelemina, Untersuchungen zur Tristansage XLIV, 228.
- Sudhoff, Karl** (Leipzig): Anzeige von: Agnes Bartscherer, Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust XLVI, 126. — Franz Willecke, Das arzneibuch des Arnoldus Doneldey XLVI, 127.
- Thode, O.** (Kiel): Anzeige von: Klaus Groths briefe an seine braut Doris Finke, hrg. von Herm. Krumm XLIV, 114.
- Thumb, Alb.** (Strassburg): Anzeige von: R. Meringer, Aus dem leben der sprache XLII, 499.
- Unger, Rudolf** (Göttingen): Anzeige von: A. Dreyer, Karl Stieler, der bayrische hochlandsdichter XLI, 255. — Robert F. Arnold, Allgemeine bücherkunde zur neueren deutschen literaturgeschichte XLV, 88.
- Unwerth, Wolf v.** (Greifswald †): Zu Christ. Weises dramen 'Regnerus' und 'Ulvida' XLVII, 376.
Anzeige von: Otto Kürsten und Otto Bremer, Lautlehre der mundart von Buttstedt bei Weimar XLIV, 386. — Herm. Schneider, Die gedichte und die sage von Wolf Dietrich XLVI, 115. — Theodor Schönborn, Das pronomem in der schlesischen mundart XAVI, 166. — Gustav Neckel, Walhall XLVII, 102. — Lothar Hanke, Die wortstellung im schlesischen XLVII, 137. — L. Simons, Waltharius en de Walthersage XLVIII, 451.
- Viëtor, Karl** (Giessen) Briefe von Klopstock und Gleim I, 408.
- Vogt, Walther H.** (Kiel): Anzeige von: Adeline Rittershaus, Altnordische frauen I 97.
- Vossler, Karl** (München): Anzeige von E. Sulger-Gebing, Goethe und Dante XLI, 88. — Jac. van Ginneken, Principes de linguistique psychologique XLII, 122.
- Waag, Alb.** (Heidelberg): Anzeige von: Hans Tschinkel, Der bedeutungswandel im deutschen XLVII, 418.
- Walzel, Oskar** (Bonn): Anzeige von: Paul Zinke, Georg Forster nach seinen originalbriefen; Georg Forsters briefe an Chr. Friedr. Voss, hrg. von Paul Zinke XLVIII, 324.
- Weidemann, Carla** (Kiel): Stephan Roth als korrektor XLVIII, 235.
- Weiss-Bass, F.** (Basel): Anzeige von L. Brun, Hebbel I, 322.
- Wels, K. H.** (Berlin): Opitzens politische dichtungen in Heidelberg XLVI, 87.
Anzeige von: Geschichtliche lieder und sprüche Württembergs, hrg. von Karl Steiff und Gebh. Mehring XLVI, 299.
- Wesle, Karl** (Jena): Über die Katharina von Siena von J. M. R. Lenz XLVI, 229.
- Wilhelm, Friedr.** (Freiburg): Anzeige von: Harry Maync, Die altdeutschen fragmente von könig Tirol und Fridebrant XLIII, 472.
- Witkowski, Georg** (Leipzig): Anzeige von: Wiener haupt- und staatsaktionen, hrg. von Rud. Payer von Thurn XLII, 485.
- Wülfling, E.** (Bonn): Anzeige von: Karl Jost, *Beon* und *wesan* XLIV, 370.
- Wunderlich, Herm.** (Frohnau bei Berlin †): Anzeige von: Aug. Engeliem, Grammatik der nhd. sprache XLI, 240. — Rich. M. Meyer, Vierhundert schlagworte XLI, 256. — W. Wilmanns, Deutsche grammatik XLII, 373. — Herm. Paul, Deutsches wörterbuch XLVI, 327. — Th. Matthias, Sprachleben und sprachschäden XLVII, 134.

Zinkernagel, Franz (Basel): Anzeige von: Friedr. Ausfeld, Die deutsche anacreontische dichtung des 18. jahrhunderts XLI, 245. — Karl Freye, Jean Pauls Flegeljahre XLI, 248. — S. Nestriepke, Schubart als dichter XLIV, 109. — Rich. Meszlény, Friedr. Hebbels Genoveva XLIV, 110. — Alb. Malte Wagner, Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse problem ihrer dramat. dichtung XLIV, 237. — Otto Ludwig, Sämtliche werke, hrg. von Paul Merker XLVII, 145. — Elise Dosenheimer, Hebbels auffassung vom staat und sein trauerspiel 'Agnes Bernauer' XLVII, 147. — Karl Viëtor, Die lyrik Hölderlins; ders., Die briefe der Diotima; ders., Hölderlin und Diotima I, 111.

NACHRICHTEN.

Am 2. februar 1925 verstarb der mitherausgeber dieser zeitschrift, der professor der nordischen philologie an der universität Kiel dr. Hugo Gering (o. s. 339 ff.); mit abschluss des 50. bandes wird die herausgabe der Zeitschrift für deutsche philologie in die hände von prof. dr. P. Merker und W. Stammler (Greifswald) übergehen.

Am 16. mai 1925 verstarb zu Münster der emeritierte professor der deutschen philologie dr. Franz Jostes, am 13. juni in Stockholm der emeritierte professor der nordischen philologie dr. Adolf Noreen, am 19. august in Leipzig der professor der vergleichenden sprachwissenschaft dr. Wilhelm Streitberg, am 7. oktober in Berlin der anglist professor dr. Felix Liebermann, vor ablauf des jahres in Dresden prof. dr. K. Reuschel.

Zum 1. oktober 1925 ist prof. dr. Ferdinand Holthausen in den ruhestand getreten, sein nachfolger in der vertretung der englischen philologie an der universität Kiel wurde der bisherige a. o. prof. dr. Karl Wildhagen (Leipzig).

Der professor für neuere deutsche literaturgeschichte dr. Korff ist als nachfolger A. Kösters nach Leipzig übersiedelt, in Giessen hat ihn der Frankfurter Privatdozent Dr. Viëtor ersetzt; prof. dr. Unger ist von Breslau nach Göttingen berufen worden, in Königsberg ist prof. dr. Nadler, in Breslau prof. dr. Brecht (Wien) an seine stelle getreten, nach Freiburg i. Schw. der bisherige Göttinger privatdozent dr. Müller als a. o. professor berufen worden. Prof. dr. Kluckhohn hat einen ruf an die technische hochschule zu Danzig, prof. dr. Wörner an die universität Würzburg als vertreter der neueren deutschen literaturgeschichte angenommen.

Als a. o. professor der deutschen philologie ist dr. Schwietering (direktor des museums in Bremen) nach Leipzig, als o. professor dr. Schröder (privatdozent in Heidelberg) nach Würzburg, als nachfolger von O. Behagel prof. dr. Götze nach Giessen berufen worden.

Die bisherigen privatdozenten dr. Bebermyer in Tübingen und dr. Wagner in Marburg sind zu a. o. professoren befördert worden.

Habilitiert haben sich dr. Bach (Wiesbaden) in Darmstadt, dr. H. Brinkmann in Jena, dr. E. Beutler in Hamburg, dr. J. van Dam in Amsterdam.

Die philosophische Bedeutung der mediumistischen Phänomene

Von Traugott Konst. Oesterreich,

Professor an der Universität Tübingen

8°. VII u. 54 S. Broschiert Km. 2. —

Besprechung aus: Unsere Welt vom 2. II. 1925. . . . Das Schriftchen stellt die erweiterte Fassung eines auf dem zweiten Internationalen Kongress für parapsychologische Forschung in Warschau im Herbst 1923 verlesenen Vortrages dar. Der bekannte Vorkämpfer des wissenschaftlichen Okkultismus will hier, ausgehend von der als wahr und echt unterstellten Realität der verschiedenen okkulten Phänomene wie Telepathie, Hellsehen, Telekinesie, Materialisation usw., untersuchen, welche Folgerungen sich daraus in Hinsicht auf Erkenntnistheorie, Metaphysik und Weltanschauung ergeben. Es ist rückhaltlos anzuerkennen, dass die von Oe. hier aufgestellten Forderungen durchaus im Geiste echter Wissenschaft gehalten sind. Diese kann nicht mit dem blossen Dass zufrieden sein, sondern muss nun vor allem die Frage des Wie und wodurch in Angriff nehmen. Wie viele neue Probleme da auftauchen, das möge man in dem lesenswerten Schriftchen selber nachlesen, das ich gern empfehle, obwohl ich, wie schon angedeutet, in Hinsicht auf die Tatsachenfrage anderer Meinung bin als der Verfasser.

Besprechung aus: Magdeburger Amtsblatt vom 21. II. 25. . . . Unerlässlich hierfür ist die von Oesterreich aufgestellte Forderung, dass man sich nicht darauf beschränken dürfe, die Tatsächlichkeit dieser Erscheinungen festzustellen, sondern dass eine feinere Analyse der hellsehen, prophetischen, telekinetischen usw. Akte einsetzen müsse. . . .

Dr. Charles A. Ellwood

Zur Erneuerung der Religion

Gesellschaftskundliche Betrachtungen

Gebunden Km. 5. —

Aus dem Inhalt:

Die religiöse Umwälzung :: Die gesellschaftliche Bedeutung der Religion :: Die soziale Bedeutung des Christentums :: Unsere halbheidenische Zivilisation :: Positives Christentum :: Das Wesen einer sozialen Religion :: Religion und Familie :: Religion und Wirtschaft :: Religion und Politik :: Religion und gesellschaftliche Vergnügungen

* Eine der größten Notwendigkeiten unserer Zeit ist eine den Bedürfnissen des Lebens angepasste und mit der modernen Wissenschaft übereinstimmende Religion. Der Verfasser des Buches, Prof. Dr. Ellwood, Präsident der amerikanischen soziologischen Gesellschaft, geht in diesem Werk von dem Gedanken aus, daß eine solche Religion eine wissenschaftlich unanfechtbare Grundlage über die wirtschaftlichen Lebensbedingungen und Arbeitsverhältnisse haben muß. Sie muß sich aller Unmoral und Ungerechtigkeiten entgegenstellen, die unseren Wirtschaftssystemen anhaften, weil diese überall die sittliche Charakterbildung und eine befriedigende Gesellschaftsordnung unmöglich machen und auf die Lebensführung ungünstig zurückwirken.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

REGISTER ZU BAND 49 UND 50

VON O. SCHARBOU.

I. SACHREGISTER.

- Abwehr, Geringsabwehr der Sieverschen Kritik (in den beiträgen von Paul und Braune 48. 329 ff.) 50, 326 ff.
- Alliteration, Über die alliteration als kunstform in volks- und spielmannsepos 50. 117 f.
- Ämterbuch, Das grosse ämterbuch des deutschen Ordens 50, 291 f.
Das Marienburger ämterbuch 49, 95 f.
- Ardelio, Magister Ardelio 50, 92 f.
- Arnold, Gottfried, siehe mystiker.
- Arzneibuch, Das Gothaer md. arzneibuch und seine sippe 50, 471 ff.
- Atkvipa siehe Edda.
- Atlamöl siehe Edda.
- Balladen, Studien over færøiske balladen 49. 104 ff.
Unterschied der folkeviser von sonstigen literarischen quellen 49, 105 ff.
Bewertung der formel und ihres geltungsbereichs in der viser-dichtung 49, 106 ff.
færøische tanzballaden 49, 165 ff.
- Berlinische geschichten, Zwölf Berlinische geschichten aus den jahren 1551 bis 1816: 50, 301 f.
- Bibliographie, Die zukunft der bibliographischen unternehmungen auf dem gebiete der germanischen philologie 49, 246 f.
- Boie, Heinrich Christian. Aus seinem nachlass, fortsetzung; erste hälfte 49, 57 ff.; zweite hälfte 49, 195 ff.
Boies drittes sammelbuch 49, 57 ff.
Die Darmstädter Ausgabe von Klopstocks oden und elegien 1771: 49, 63 ff.
Bemerkungen über die reste des dritten sammelbuches 49, 195 f.
- Klopstockische gedichte 49, 196 f.
Luise Mejers sammelbuch 49, 214 ff.
Notizbuch des n. n. 49, 217.
Vossiana 49, 217 ff.
Aus Boies briefen an Nicolai 49, 219 ff.
- Bonaventura, Zu den 'Nachtwachen von Bonaventura' 49, 240 ff.
- Briefe siehe Boie; Briefe von Klopstock 49, 252 ff.
Briefe von Klopstock und Gleim 50, 408 ff.
Zu den briefen der frau rat 49, 89 ff.
Auszüge aus briefen der brüder Grimm an Salomon Hirzel 50, 58 ff., 241 ff.
- Buchner, August Buchner und seine bedeutung für die deutsche literatur des 17. jahrhunderts 50, 105 f.
- Cid, Histoire du Cid (nr. 7 der quellen-schriften zur neueren deutschen literatur) 50, 104.
- Czepko, Der junge Czepko 50, 310 ff.
- Diotima, Die briefe der Diotima 50, 113.
- Drama, La théologie dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge 49, 261. Les apocryphes dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge 49, 262.
- Eckermann, Johann Peter Eckermann, gespräche mit Goethe in den letzten jahren seines lebens 49, 280 ff.
- Edda, Die Eddalieder, klanglich untersucht 50, 93 ff.
Zur Eddametrik 50, 127 ff.
Hárbarðsljóð 50, 127 ff. Kritisch hergestellter text 50, 128 ff. Versbau und stropfenbau 50, 135 ff. Alliteration und reim 50, 143 f.
Sigdrífomöl 50, 144 ff.

- Atlakviða 50, 146 ff. Fornyrðislag 50, 146 ff. Versbau 50, 146 ff.; Alliteration und reim 50, 148 f. Máláháttur und Schwellverse 50, 149 ff. Versbau 50, 149 ff.; Alliteration und reim 50, 154 f.
- Atlamöl 50, 155 ff. Versbau 50, 156 ff.; Alliteration und reim 50, 164 ff.
- Hamþesmöl 50, 166 ff. Fornyrðislag und dreisilbler 50, 167 ff.; Alliteration und reim 50, 170; Máláháttur und schwellverse 50, 171 ff.; Versbau 50, 171 ff.; Alliteration und reim 50, 173 ff.
- Engelberger prediger 50, 1 ff. 210 ff. Beschreibung der hs. 50, 1 ff. Aufzählung der predigten 50, 4 f. Anfang und schluss der predigten 50, 5. Ein verfasser aller predigten 50, 5. Schweizer ursprung 50, 6. Inhaltsanalyse der predigten 50, 6 ff. Fehlerhafte flexion in fremdworten und eigennamen 50, 210 f. Zeit der entstehung 50, 211. Vorbildliche rolle der Maria Magdalena in den predigten 50, 212 f. Bezugnahme auf den hl. Franziskus 50, 213. Berufung auf die kirchenväter 50, 214 f. *Fründe* gottes als bezeichnung für die verschiedenen gewährsmänner 50, 215 f. Eingehen auf lehrmeinungen 50, 216 f. Erfüllung der seelsorgerischen aufgabe durch die predigten 50, 217 ff.
- Epische dichtung, Zur entstehungsweise altgermanischer epischer dichtungen 49, 244 f.
- Etymologie, Bemerkungen zu Kluges etymologischem wörterbuch der deutschen sprache 49, 282 ff. *Adhramire* und die germanische *framea* 49, 229 ff.
- Faust, Die Faustillustrationen des Peter Cornelius in ihrer beziehung zur deutschen nationalbewegung der romantik 49, 279 f.
- Fleming, Übertragungen bekannter und unbekannter lateinischer gedichte Paul Flemings 50, 429 ff.
- Folgeviser siehe balladen.
- Frau, Altnordische frauen 50, 97.
- Gerhardt, Paul 50, 303 ff.
- Gering, Hugo: Gedächtnisrede 50, 339 ff. Publikationen 50, 354 ff.
- Gleim s. briefe.
- Goethe, Zu Goethes 'Sprache' 1774 49, 243. 'Welche dies land gebar' 49, 94 f.
- Gotisch, Der stil der gotischen bibel. (Fortsetzung) 49, 11 ff. Genuswechsel 11 f. Berücksichtigung des gefühl- und stimmungswertes für den bedeutungswandel der wörter 49, 12. Spiritualisierung 49, 12 ff. Sakramentalisierung 49, 20 ff. Nationalisierung der kultsprache 49, 34 ff. Zum gebrauch der konkurrierenden abstraktbildungen im gotischen 49, 82 ff. - *ei*: - *däps* 49, 83 ff. - *ei*: - *ipa* 49, 84 ff.
- Gotthelf, Jeremias. Käthi 49, 134. Jakobs wanderungen 49, 136 f.
- Grimm siehe briefe.
- Grimmelshausen siehe 'Simplicissimus'.
- Hamþesmöl siehe Edda.
- Hárbarðsljóð siehe Edda.
- Hebbel, sa personnalité et son œuvre lyrique 50, 322 ff.
- Hengist und Hors 50, 284 f.
- Hildebrandsage, Die nordische und die deutsche Hildebrandsage 49, 149 ff. 50, 175 ff. Die drei nordischen quellen 49, 149 f. Das verhältnis von Saxo und saga 49, 150 ff. Die færoische tradition 49, 165 ff. Ásmundarsaga und Hervararsaga 50, 175 ff. Die gotischen wurzeln der sage 50, 186 ff. Die deutsche entwicklung der sage 50, 199 ff.
- Hölderlin, lyrik 50, 111 ff. Diotima 50, 113 ff.
- Jahrbücher, Heidelberger in den jahren 1808—1816: 49, 119 ff. Gründung der jahrbücher 49, 120. Geschichte der jahrbücher 49, 120 ff.
- Kater Murr, Lebensansichten 50, 299 ff.
- Klopstock siehe briefe. Die Darmstädter ausgabe von Klopstocks oden und elegien 1771: 49, 63 ff. Klop-

- stockische gedichte im deutschen sammelbuch Boies 49, 196 ff.
- Lehnwort, Die entwicklung der deutschen kultur 50, 285 f.
- Liscow 50, 79 ff.
- Literaturgeschichte, Bildnisse zur deutschen literaturgeschichte aus Lavaters physiognomischem kabinet 49, 252.
- Ludwigs kreuzfahrt 49, 78 ff.
- Luther, Werke 49, 114 ff. Kritische bemerkungen zum texte 49, 117 ff.
- Lyrik, Über rhythmisch-melodische grundgestalten des lyrischen schaffens 49, 251 f. Die deutschen lyriker von Luther bis Nietzsche 50, 316 ff.
- Marienburg siehe Ämterbuch.
- Matthisson 50, 481 ff.
- Mejer, Luise: sammelbuch 49, 214 ff.
- Meistersingerbühne 50, 292 f.
- Meyrink, Motiv und wort 50, 107 f.
- Mittelalter, Der mittelalterliche mensch 50, 455 f. Vom mittelalter zur reformation: Briefwechsel des Cola di Rienzo 49, 96 ff.
- Morgenstern, gestaltungs- und sprachkunst 50, 107 f.
- Mundarten, Beiträge zur wortbildung und wortbedeutung im Berndutschen 49, 289 ff. Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung 49, 302 ff. Proben deutsch-russischer mundarten aus den Wolgakolonien und dem gouvernement Cherson 50, 115 ff.
- Münzinschriften, Zu den angelsächsischen münzinschriften 50, 279 f.
- Murner, Thomas: Geuchmatt 50, 419 ff.
- Mystiker 50, 462 ff. 101 ff.; des 17. jahrhunderts: Gottfried Arnold 50, 313 f.
- Namenkunde 50, 118 f.
- Nibelungen 50, 456 ff.
- Nietzsche, Friedrich: Nietzschepreis für 1923. 49, 305.
- Novalis, Zur datierung und inneren entstehungsgeschichte der hymnen an die nacht 49, 250 f.
- Osterfeiern. Der ursprung der lateinischen osterfeiern 50, 46 ff. Text der frauenengelszene 50, 46. ursprung des grundtextes 50, 47 ff. original aus dem 12. jahrhundert 50, 48. wechsellwirkung der abendländischen und Jerusalemer liturgie 50, 50 ff. auferstehungsliturgie des Jerusalemer ordo 50, 52. consuetudo antiqua 50, 50 f. liturgie der matutin 50, 53. prozessionsliturgie 50, 54. variante cod. biblior. Hubertianus und cod. bibl. Theodulfianus iesum nazarenum 50, 55. römischer breviertext 50, 55. liturgie der grabeskirche 50, 56. peregrinatio 50, 57. einföhrung der prozession in Frankreich und Deutschland 50, 58.
- Passional, Die Elisabethlegende im gereimten passional 49, 181 ff. Die Elisabethlegende des Jacobus a Voragine 49, 181 ff.
- Passionsspiel, Bühnenplan des Frankfurter passionsspiels 49, 247.
- Periphrastische verbindung des verbum substantivum mit dem participium praesentis im kontinentalgermanischen 49, 137 ff.
- Rausch, Bruder: ältester druck 50, 293 ff.
- Reuter, Christian, werke 50, 297 f.
- Rienzo, Cola di 49, 96 ff.
- Rolandslied 49, 245.
- Rötscher, Theodor 50, 318 ff.
- Runen: Nordendorfer spange 49, 1 ff. Zu Arkiv 14, 101—136. 50, 274 f. Der brakteat von Vadstena 50, 275 f. Die abkunft der ing-rune 50, 277 ff. Zu den angelsächsischen münzinschriften 50, 279 f. Ein runisches Monogramm 50, 280 f. Zu den runischen exsecrationen 50, 282 f.
- Saga. Hålfdanarsaga Eysteinnsonar 49, 262 ff. Vatnsdœlasaga 49, 264 ff.; siehe Hildebrandsage.
- Schererstiftung 50, 122.
- Schicksalsglaube 50, 361 ff.; religionsgeschichtliches problem 50, 361. im mittelalterlichen Europa 50, 362 ff.

- in der frühchristlichen dichtung der Westgermanen 50, 368 f. Schicksalsfügungen 50, 369 ff. Schicksalsmächte 50, 385 ff. Schicksalsgestalten 50, 397 ff.
- Schöffenspruchsammlung, Leipziger 49, 273 ff.
- Sigrdrifomöl siehe Edda.
- Sprachlehre, Von deutscher sprach-erziehung 50, 119 ff. Altdutsche für anfänger 50, 286 ff.
- Steinmar, im Strassburger Münster 49, 284 f.
- Syntax auf grund von sprachmelodik 49, 245 f.
- Tauler, J. 50, 462 ff.
- Teersteegen, Die dichterische per-sönlichkeit 50, 314 ff.
- Theaterkritik, Die anfänge in Deutsch-land 50, 97 ff.
- Todesstrafen, Die germanischen 50, 443 ff.
- Torquato Tasso, Zur entstehungs-geschichte von Goethes Torquato Tasso 50, 108 ff.
- Totentanz des mittelalters 49, 247 f.
- Tristan und Isolt 49, 258 ff.
- Tscherning, Andreas 50, 307 ff.
- Vischer, Friedrich Theodor (ästhetik in ihrem verhältnis zu Hegels phäno-minologie des geistes) 50, 114 f.
- Volkslied, Die schlesische volkslied-forschung 49, 142 f. Früheste mitteilungen 49, 142.
- Voss, Joh. H.: Vossiana 49, 217 ff.
- Walther von der Vogelweide 50 468 ff.
- Weise, Chr. biblische dramen 50, 296 f.
- Wolfram von Eschenbach, lebens-geschichte 50, 467 f.
- Zaubersprüche, Über russische Zau-berformeln 49, 253 f. Die finnischen und nordischen varianten des zweiten merseburger spruches 49, 254 ff.

II. WORTREGISTER.

Gotisch.

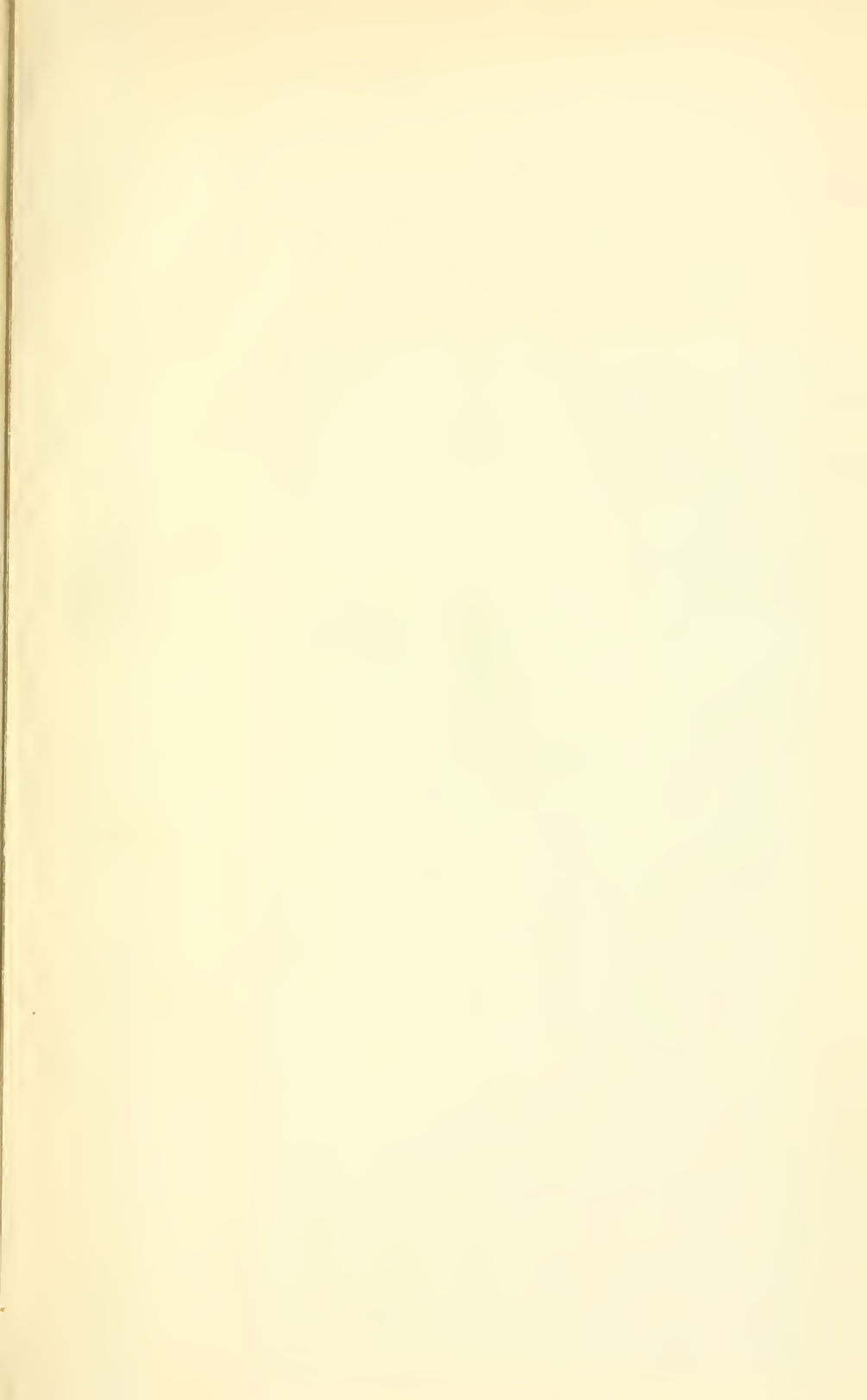
ahma 49, 42 f.
 aunts 49, 33.
 andags 49, 33.
 awilindon 49, 23.
 bidjan 49, 31.
 bloþ 49, 24.
 blotinassus 49, 56.
 brusts 49, 12 f.
 drigkan 49, 24.
 fairhvus 49, 36 fg.
 fastan 49, 32.
 galaubjan 49, 15 fg.
 galaufs 49, 14 fg.
 gaskafts 49, 36.
 gatimreins 49, 19 f.
 gatimrjan 49, 19 f.
 guþ 49, 11.
 hairto 49, 12 f.
 hairþra 49, 12 f.
 himins 49, 45 f.
 hlaifs 49, 24.
 hunsl 49, 55 f.

idreiga 49, 53 f.
 leik 49, 24 fg.
 liufs 49, 15.
 manaseþs 49, 36 ff.
 matjan 49, 24.
 nasjan 49, 21 f.
 nasjands 49, 21 f.
 ragin 49, 48.
 runa 49, 49 ff.
 spill 49, 52 f.
 stafs 49, 41.
 stikls 49, 24.
 timreins 49, 19 f.
 timrjan 49, 19 f.
 nfdaupjan 49, 30.
 unhulþo 49, 42.
 wairþs 49, 14.
 weihs 49, 54 f.
 wulþus 49, 46 f.
 þiudangardi 49, 44 f.
 þiudinassus 49, 44 f.

Lateinisch.

adhramire 49, 229.





BINDING LIST DEC 15 1970

1970

PF
3003
Z35
Bd.49-50

Zeitschrift für deutsche
Philologie

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
